Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Robert Franz, Georg Brandes, Jules Verne.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 38. Bandes.

Juli. — August. — September.

1886.

Seite

J. Baron in Bern.

Die Frauen im römiſchen Recht 55

Georg Brandes in Kopenhagen.

Schack von Staffeldt, ein deutſch-däniſcher Dichter. ..... (66. 349)

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.

Unſchuldig verurtheilt. Eine Criminalgeſchichte aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. 372

Dito und Idem in Bukareſt.

Es war ein Irrthum. Novelle 159

Heinrich Ehrlich in Berlin.

Robert Franz 55

Philipp zu Eulenburg in München.

Die letzten Weetzow. Novelle 226

H. Haeſer in Breslau. †

Alpenfahrten in früherer Zeit 97

F. Hennicke in Berlin.

Die Telegraphie in Berlin 186

Das Fernſprechweſen. 356

Paul Heyſe in München.

Eine Dante-Lectüre. Charakterbild in einem Act 77

Alfons Kiſtner in Königsberg.

Hypnotismus in England und Frankreich. 394

Paul Lindau in Berlin.

Mein Freund Hilarius. Novelle 1

Emil Pacully in Genf.
Pietro Siciliani 251
Erich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 110
Ch. Seignobos in Paris.
Jules Verne. 299
Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich küssen. Erzählung. 277
Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an Leopold von Ranke 204
Bibliographie 127. 261. 404
Bibliographische Notizen 135. 271. 411

W. C. Willenbücher.

Band 38. — Heft 112.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1886.

Inhalt.

Seite

Paul Lindau in Berlin.
Mein Freund Hilarius. Novelle 1

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Robert Franz 35

J. Baron in Bern.
Die Frauen im römischen Recht 53

Paul Heyse in München.
Eine Dante-Lectüre. Charakterbild in einem Act 77

H. Haeser in Breslau. †
Alpenfahrten in früherer Zeit 97

Erich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 110

Bibliographie. 127

Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. (Mit Illustrationen.) — Ein Jahrbuch der Geschichtswissenschaft. — Sprachgeschichte und Volkskunde. — Weber contra Du Bois-Reymond.

Bibliographische Notizen. Geographische Literatur. 135

Hierzu ein Portrait von Robert Franz.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
Ludwig Philip in Gothenburg. (Nach dem Norden.)



Rob. Franz.

Mein Freund Hilarius.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Da ſaß er im Café des Kaiſerhofs und folgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Kampfe zweier Schachſpieler, ohne der Umgebung irgendwelche Theilnahme zuzuwenden. Ich täuſchte mich nicht, es war mein alter Freund Hilarius Gauer. Aber er ſah heute ſo bleich und ſo tief traurig aus, daß ich einige Augenblicke zögerte, ehe ich ihn anſprach.

Seit unſerer letzten Begegnung war diesmal eine ungewöhnlich lange Zeit verſtrichen. Es mochte wohl ein Vierteljahr vergangen ſein, vielleicht war es auch noch länger her, daß ich ihm nicht die Hand gedrückt hatte. Schon ſeit Wochen hatte ich mir beſtändig vorgenommen, ihn wieder einmal aufzuſuchen, — es war immer etwas dazwiſchen gekommen. Und nun traf ich ihn hier im Kaiſerhof rein zufällig, wie er, den Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf auf das Kinn geſtützt, auf das Brett ſtarrte. Meine Freude über dieſes unerwartete Wiederſehen wurde aber durch den merkwürdig ſchwermüthigen, beinahe finſtern Ausdruck ſeines blaſſen Geſichtes in unliebſamer Weiſe beeinträchtigt.

Er war der älteſte meiner Bekannten, und ich hatte ihn immer lieb gehabt. Wir kannten uns von klein auf. Als Nachbarskinder waren wir unzertrennliche Jugendgeſpielen geweſen, hatten uns auf dem alten Fiſcher-Ufer als Räuber und Gensdarm abgehetzt, waren, da beim übermäßigen Schaukeln das leichte Kielboot umgeſchlagen war, zuſammen in die Elbe gefallen, zuſammen herausgefiſcht und wegen unſeres Ungehorſams — denn das Schaukeln war uns ſtreng verboten — gemeinſam gelinde gezüchtigt

worden. Wir hatten die Bänke der Vorbereitungsschule zusammen gedrückt und unser Frühstück regelmäßig getauscht, da Jedem von uns die fremde Küche besser schmeckte als die eigene. Wenn sich auch unsere Schulwege bald trennten — Hilarius kam auf die Handelsschule und ich auf's Gymnasium — so war unsere Kinderfreundschaft gleichwohl bestehen geblieben.

Er war reicher Leute Kind. Der alte Gauer besaß eine der größten Zuckerfabriken der Provinz und galt als Millionär. Die Mutter war oft kränklich, aber immer unendlich sanft und liebevoll, nicht blos für ihren Sohn, sondern auch für dessen Freunde. Die jüngere Schwester meines Freundes, Grete, wurde von uns Jungen nicht weiter beachtet, sie war uns zu klein. Die beiden Geschwister wurden von ihren Eltern sehr verhätschelt. Hilarius war der liebevollen Behandlung auch würdig: er war ein überaus gutgeartetes Kind, immer lustig und nie ein Spielverderber.

Es gab für mich als Jungen keine größere Belohnung, als die mir nur in den seltensten Fällen versagte Genehmigung, den Sonntag Nachmittag bei Gauers zu verbringen. Wenn auch mein Auge für die feineren Unterscheidungen der Bedingungen des Daseins damals noch nicht besonders geschult war, so merkte ich doch, daß es bei Gauers viel feiner war als bei uns zu Hause. Hilarius hatte ein großes Spielzimmer für sich allein, in dem wir uns nach Herzenslust herumbalgen durften; und wenn man da zu Boden geworfen wurde, that es lange nicht so weh wie bei uns. Erst später habe ich mir klar gemacht, daß in diesem großen Zimmer meines Freundes ein dicker Teppich lag. Und die schönen Spielsachen! Da war namentlich eine stolze Burg mit einer stattlichen Garnison von Zinnsoldaten und einer eben so erheblichen belagernden Truppenmacht, die meine Bewunderung und vielleicht auch ein bischen meinen Neid erregte. Gewöhnlich waren wir unser Drei oder Vier an den Sonntagen bei Gauers. Es gab Chocolade und Kuchen, wir spielten mit der Burg, zankten uns, prügelten uns, vertrugen uns wieder, verdarben uns den Magen und amüsirten uns köstlich.

Eine Eigenthümlichkeit fiel mir auf: wenn in meinem elterlichen Hause von Gauers die Rede war, so geschah dies in einer besondern Weise, die ich mir nicht recht erklären konnte. Es wurde anders von ihnen gesprochen als von andern Leuten — durchaus nicht schlecht, aber mit einer gewissen Aengstlichkeit, mit einer gewissen mitleidigen Vorsicht. Der Scharfsinn des Kindes witterte das ganz deutlich heraus, aber der kindliche Leichtsinn bekümmerte sich nicht weiter darum; ich hatte jedoch das klare Gefühl, daß bei Gauers irgend etwas nicht stimmte.

Eines Tages herrschte in der untern Stadtgegend an der Elbe große Aufregung. Wir Kinder waren nun neugierig und fragten, was denn geschehen sei? weshalb die Leute vor dem schönen Gauer'schen Hause, einem Prachtbau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, stehen blieben und die Köpfe zusammensteckten? Aber wir erhielten keinen anderen Bescheid als: „das geht euch nichts an!" Wir schnappten indessen doch genug auf, um zu erfahren,

daß Frau Gauer seit gestern Abend verschwunden sei. Und dann hörten wir — wir Kinder hörten ja Alles —, daß ein vom Werder nach der Stadt wandernder Handwerksbursche der Polizei die Anzeige gemacht hatte: er habe gestern Abend zwischen 11 und 12 gesehen, daß eine, wie ihm schien, mit einem Pelz bekleidete Dame über das eiserne Geländer der Strombrücke geklettert und, ehe es ihm noch möglich gewesen wäre, sie zu erreichen, in den Fluß gesprungen sei. Er hatte um Hülfe gerufen und sofort die Wache an der Citadelle benachrichtigt, aber leider waren die Verhältnisse so ungünstig, daß von allen Rettungsversuchen Abstand genommen werden mußte. Es war um die Zeit des Neumondes, und tiefe Finsterniß lag auf dem Strome, der gurgelnd und zischend sich durch die mächtigen steinernen Pfeiler der Brücke quetschte. Und es war in den ersten Tagen des März. Nach scharfem Winter war plötzliches Thauwetter eingetreten, und mächtige Schollen trieben die Elbe hinab. Niemand zweifelte daran, daß die Dame mit dem Pelz Frau Gauer gewesen sei, und nach vierzehn Tagen wurde in der That die Leiche oberhalb Hohenwarthe aufgefischt. Mein Freund Hilarius trug nun einen ganz schwarzen Anzug, der alte Herr Gauer auch, und Grete ein schwarzes Kleid.

Viel tiefer gingen meine kindlichen Wahrnehmungen nicht. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, was die gute Frau, die immer so liebevoll und freundlich zu uns gewesen war, die in den glücklichsten Familienverhältnissen, im Ueberflusse des Reichthums lebte, von ihrem Manne auf Händen getragen wurde und ihre Kinder auf das Zärtlichste liebte, zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben haben könne. Daß es etwas sehr Trauriges gewesen sein müsse, merkte indessen auch ich.

Mit unseren sonntäglichen Vergnügungen war es nun vorbei. Der Vater verkaufte bald seine Fabrik und siedelte mit seinen beiden Kindern nach Thüringen über, wo er in der Nähe von Eisenach eine Villa erworben hatte. So verlor ich meinen Jugendfreund gänzlich aus den Augen, und ich dachte eigentlich nur noch an ihn, wenn ich zufällig durch irgend eine Aeußerlichkeit an meine Kindheit und früheste Jugend erinnert wurde.

Vor fünf oder sechs Jahren führte mich endlich der Zufall wieder einmal mit ihm zusammen. Er lebte schon seit mehreren Jahren in Berlin, ohne daß ich darum gewußt hätte. Er hatte sich mit einem erheblichen Capital an einem bekannten Berliner Bankgeschäft betheiligt. Aber er verkehrte wenig in Gesellschaften.

Die Stadt Berlin hatte zu Ehren fremder Gäste im großen Saale des Rathhauses eine Festlichkeit veranstaltet, der ich beiwohnte. Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat ein sehr großer schlanker Herr, der mir schon aufgefallen war, und den ich unwillkürlich aufmerksamer betrachtet hatte als die übrigen mir unbekannten Gäste, auf mich zu und nannte mir seinen Namen: Hilarius Gauer. Mit einem Schlage erwachten nun alle meine Erinnerungen aus früher Jugend. Wir drückten uns herzlich die Hand und fühlten uns sogleich wieder sympathisch nahe. Ich hätte ihn gewiß nicht

wiedererkannt, wenn er mich nicht angeredet hätte — es waren ja auch nahezu dreißig Jahre seit unserer Trennung vergangen —, und auch jetzt, da ich wußte, wen ich vor mir hatte, wollte es mir nicht gleich gelingen, in dem großen schlanken Manne, der mir gegenüberstand, meinen kleinen dicken Freund Hilarius wiederzuerkennen. Er war baumlang aufgeschossen und mir eine Handbreite über den Kopf gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war ziemlich blaß, ohne jedoch kränklich zu sein; seine vollen krausen Haare hatten sich geschlichtet und schon vorzeitig am Scheitel gelichtet. Freilich hatte das große dunkle Auge seinen treuherzigen Ausdruck von früher bewahrt, aber die grausamen Jahre hatten ihm doch etwas geraubt: die Heiterkeit aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! Er sah ernst, beinahe schwermüthig aus. Ein sorgfältig gepflegter brauner Vollbart umrahmte das Gesicht von gutmüthigem, traurigem und vornehmem Ausdruck. Er war mit Geschmack und der gewohnheitsmäßigen Eleganz eines Kindes aus reichem Hause gekleidet.

Wir hatten uns natürlich tausend Dinge zu erzählen — „gar Vieles und Mancherlei", wie es in dem Volksliede heißt. Wir blieben den ganzen Abend zusammen, gingen zusammen nach Hause und schieden mit dem Versprechen, uns recht bald wiederzusehen. Das geschah denn auch. In der ersten Zeit verging wohl kaum eine Woche, ohne daß wir einen Abend entweder bei ihm oder bei mir oder irgendwo auf neutralem Boden gemeinsam verbracht hätten; und so sehr mich seine Erscheinung im ersten Augenblicke überrascht hatte, so vertraulich erschien sie mir nun. Die starken Veränderungen, die ich zwischen dem jungen Bankier von heute und meinem Jugendgespielen von ehedem zunächst wahrgenommen hatte, verflüchtigten sich vollkommen, und als wir zwei-, dreimal zusammen gewesen waren, war mir, als hätten wir uns nie auf längere Zeit verlassen.

Wir beobachteten in der Stellung von Fragen über unsere Erlebnisse während der dreißigjährigen Trennung gegenseitig eine gewisse natürliche Zurückhaltung. Was konnte in der langen Zeit Alles geschehen sein! Wieviel Traurigkeiten, die inzwischen durch die lindernde Zeit besänftigt worden waren, konnten da durch ein unvorsichtiges Wort wieder wachgerufen werden! Er erzählte mir aber gelegentlich aus freien Stücken, daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sei; und eines Tages sagte er mir: „Meine arme Schwester macht mir recht viele Sorge." Da er nichts weiter hinzufügte, erfuhr ich auch nicht mehr.

Im Allgemeinen war mein Freund Hilarius, ohne gerade heiter zu sein, doch in guter Stimmung, genußfreudig und genußfähig; manchmal indessen fand ich ihn auch recht düster. Er hatte sich in der Behrenstraße eine sehr behagliche Wohnung eingerichtet und führte ein zurückgezogenes Junggesellenleben. Unsere Lebensgewohnheiten waren völlig andere geworden. In dem Kreise, in dem ich mich wohl fühlte, verkehrte er gar nicht. Er schien überhaupt kein Bedürfniß nach irgendwelcher Geselligkeit zu haben; er ging nur selten in Gesellschaften und entfernte sich immer so schnell wie möglich.

Wir hatten andere Interessen, einen anderen Verkehr und eigentlich nur noch eine Gemeinsamkeit: die unserer Jugendfreundschaft. Zunächst sahen wir uns, wie ich schon sagte, ziemlich regelmäßig. Der Sommer löste indessen zeitweilig unsere Beziehungen. Im folgenden Winter sahen wir uns weniger; und, wie es so in der Großstadt geht, die Pausen, die zwischen unseren Zusammenkünften lagen, wurden schließlich immer größer. Aber unser freundschaftlicher Verkehr erstarb darum doch nicht ganz, und jedesmal, wenn wir uns zusammenfanden, herrschte zwischen uns die alte Innigkeit und Herzlichkeit. Diesmal war aber die Pause eine ungewöhnlich lange gewesen.

Er wandte noch immer keinen Blick vom Brett. Er saß unbeweglich da, das Kinn auf die Rechte gestützt, während er mit den vier Fingern der Linken auf dem Knie trommelte. Nach einigen Minuten trat ich an ihn heran und klopfte ihn auf die Schulter. Er blickte auf. Die plötzliche Begegnung schien ihn sehr zu überraschen. Er wechselte auffallend die Farbe und drückte mir mit verlegener Heftigkeit die ihm gereichte Hand. Dann erhob er sich und setzte sich zu mir.

Wir sprachen über dies und das, oder vielmehr ich sprach; denn er war offenbar von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen, zerstreut und befangen. Nach kurzer Zeit stand er auf und sagte zu mir:

„Wenn Du nichts Besseres vorhast, begleite mich, ich möchte Dir etwas sagen, was sich hier schlecht sagen läßt. Es ist mir sehr lieb, Dich getroffen zu haben. Wenn die Geschichte nicht so plötzlich gekommen wäre, hätte ich Dich sogar unbedingt aufgesucht."

Wir zahlten und begaben uns in die nahegelegene Wohnung meines Freundes.

Hilarius wurde offenbar erwartet. Die Gaskrone war angezündet, und auf dem Schreibtisch brannte die Lampe. In der Ecke des eleganten Salons stand ein Koffer, der vollkommen gepackt war. Der Papierkorb neben dem Schreibtisch war mit zerrissenen Schriftstücken und Briefen ganz gefüllt.

„Willst Du auf Reisen gehen?" fragte ich.

„Ja," antwortete Hilarius. „Und der Kopf ist mir entsetzlich schwer, denn ich habe eine sehr traurige Reise vor mir. Ich will morgen früh nach Bonn gehen zu meiner Schwester; sie verlangt dringend nach mir. Sie beklagt sich, daß sie widerrechtlich der Freiheit beraubt werde, und der Arzt, der den Brief an mich hat gelangen lassen, bemerkt dazu: er glaube, daß meine Anwesenheit dazu beitragen könne, die arme Kranke zu beruhigen."

„Deine Schwester ist leidend?" fragte ich.

„Schwer leidend. Die Aerzte glauben, unheilbar. Ich habe mit Dir immer darüber sprechen wollen, aber eine gewisse Schamhaftigkeit hat mich abgehalten. Jetzt ist es mir jedoch eine Erleichterung, vor Dir mein Herz einmal auszuschütten. Unsere Familie ist schwer heimgesucht. Du erinnerst Dich wohl, meine arme Mutter hat sich in einem Anfall von Geistesstörung das Leben genommen."

Er blickte ernst auf zu dem großen Oelgemälde, das ihm gegenüber hing, und das den gutmüthigen und traurigen Ausdruck der Verstorbenen meisterlich wiedergab, und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu:

„Und meine arme Schwester hat die verhängnißvolle Erbschaft angetreten! Seit ihrem siebzehnten Lebensjahre ist sie in Bonn in Privatpflege. Nun wirst Du Dir auch gewisse Absonderlichkeiten in meinem Wesen erklären können. Nicht daß ich irgend etwas für mich befürchte, aber es lastet doch ein schwerer Druck auf mir. Ich will nun mit dem Doctor vernünftig sprechen. Ich sollte meinen, es müsse sich doch so einrichten lassen, daß ich meine Schwester zu mir nehmen könnte. Ich machte mir sogar Vorwürfe, daß ich nicht schon früher auf den Gedanken gekommen bin; aber die Aerzte behaupteten immer, es sei unmöglich, Gretchen sei nirgends besser aufgehoben als in der Anstalt des Dr. Philippi, die in der That als mustergültig gepriesen wird. Aber ich bin materiell in der Lage, alles Mögliche zu thun, was sich thun läßt, um das schwere Loos meiner Schwester, soweit es eben möglich ist, zu erleichtern. Ich habe die Absicht, mir in der Nähe von Berlin eine kleine Villa einzurichten und werde eine Wärterin zu mir nehmen, die Tag und Nacht bei meiner Schwester bleiben soll. Ich werde einen Arzt verpflichten, sie regelmäßig zu besuchen und zu beobachten. Ich sollte meinen, es müsse sich machen lassen. Wie gesagt, ich will mit dem Doctor vernünftig reden."

„Wie lange gedenkst Du in Bonn zu bleiben?" erkundigte ich mich weiter.

„Ich habe mich auf unbestimmte Zeit frei gemacht. Ich will den Zustand meiner Schwester genau kennen lernen, denn das Urtheil der Aerzte ist für mich nicht maßgebend. Auf meine telegraphische Anfrage hat sich Dr. Philippi bereit erklärt, mir in seiner Privatwohnung für einige Wochen ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. Da werde ich täglich mit meiner Schwester zusammen sein können und dann meinen Entschluß fassen. Du kannst Dir denken, daß der Aufenthalt für mich einigermaßen schreckhaft ist und voller Aufregungen."

„Das kann ich mir allerdings denken, und ich weiß nicht, ob Du Dir nicht zuviel zumutheſt. Du solltest wirklich den Rath eines Mannes der Wissenschaft einholen, ob Dein Beginnen rathsam ist oder nicht."

„Mein lieber Freund," sagte Hilarius gedehnt, „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie gründlich ich die Medicin verachte! Wenn ich bedenke, daß die Aerzte seit fünf Jahrtausenden daran arbeiten, den Schnupfen zu heilen, und es bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig gebracht haben, dann frage ich mich: Was ist das für eine Wissenschaft? Was hat der ganze Kram zu bedeuten? Ich vertraue nur mir und meinen eigenen Wahrnehmungen. Nachdem ich den Brief meiner Schwester heute gelesen hatte, haben mich ernsthafte Zweifel angewandelt, ob sie denn wirklich die Kranke sei, als die sie geschildert wird? Vielleicht hat sie Recht, wenn sie sich über ihr grausames Schicksal bitter beklagt. Sie schreibt so ruhig, so gelassen, so klar, so logisch, daß ich

ganz erschüttert bin und mir beinahe Gewissensbisse darüber mache, dem ärztlichen Gutachten zu leicht Glauben geschenkt zu haben."

„Aber Du sagtest doch selbst, daß Deine Schwester schwer leidend sei."

„Ja, weil ich kritiklos das nachschwatze, was die Aerzte sagen, vielleicht auch, weil es mir jetzt zur Rechtfertigung meines Verhaltens gegen meine Schwester bequem sein würde, wenn sie Recht hätten. Aber der sonderbare, ja erstaunliche Brief meiner Schwester hat mich aus meiner Schlaffheit aufgerüttelt. Und wenn ich mich nun überzeuge, daß meine Schwester Recht hat, daß es wirklich die Umgebung ist, die sie krank macht, dann sollst Du mich kennen lernen! Dann will ich der Welt eine Geschichte erzählen von Aerzten und Kranken, — eine Geschichte, die fürchterlicher und grausiger sein soll als die tollsten Schauerromane!"

„Mein lieber Hilarius," nahm ich das Wort, „Deine brüderliche Liebe, fürchte ich, läßt Dir glaubhaft erscheinen, was Du von Herzen wünschen magst. Daß der Arzt nicht daran denkt, Deine Schwester ohne Grund von der Außenwelt abzusperren, das ersiehst Du ja aus seinem begleitenden Schreiben, in dem er Dich selbst auffordert, zur Beruhigung der armen Kranken nach Bonn hinüberzukommen."

„Du kennst eben die Aerzte nicht," fuhr Hilarius fort. „Wenn sie einmal ihre Beute halten, dann lassen sie sie nicht los. Da schwatzen die Thoren von der Gefährlichkeit der Jesuiten. Du lieber Gott! die sind gewiß nicht die schlimmsten. Die Aerzte, glaube mir, sie sind die wahre Plage der Menschheit. . . Aber ich werde selbstverständlich nichts thun, was irgendwie übereilt wäre. Ich werde nüchternen Sinns die Verhältnisse prüfen, und wenn das, was Du sagst, zutrifft — Du magst ja Recht haben —, nun, so wird meine Anwesenheit wenigstens dazu dienen, meiner Schwester einige ruhigere Tage zu verschaffen. Wird ihr weiteres Verbleiben in der Anstalt als eine unabweisliche Nothwendigkeit erkannt, so werde ich wahrscheinlich nach Bonn übersiedeln. Ich mache keine Ansprüche an das Leben, und wenn ich mich kaufmännisch nicht mehr beschäftigen kann, so werde ich mich eben anders beschäftigen. Jedenfalls erachte ich es als meine Pflicht, meiner Schwester, die mir am nächsten auf der Welt steht, meiner einzig lebenden Verwandten, brüderlich zur Seite zu stehen und ihr zu helfen, soweit ich es vermag."

Wir trennten uns zu später Stunde, und beim Abschied versprach mir mein Freund, daß er mir sehr bald schreiben werde, wie er die Verhältnisse in Bonn vorgefunden habe.

Einige Wochen wartete ich vergeblich auf den angekündigten Brief. Nach etwa einem Vierteljahr sprach ich in Gauers Wohnung wieder einmal vor. Der Portier, der zugleich Vicewirth war, sagte mir, daß Herr Gauer die Wohnung aufgegeben, seinen Diener verabschiedet und Berlin verlassen habe. Weiteres wisse er nicht. Es vergingen wieder einige Monate, ich hörte noch immer nichts von ihm. Da veranlaßte mich die freundschaftliche Theilnahme, mich nach dem Verbleiben meines alten Freundes etwas genauer zu erkundigen.

Ich ließ mir den Wirth des Hauses nennen, begab mich zu diesem und hörte nun, daß Herr Gauer ihn dringend gebeten habe, von seinem Aufenthalte mit Niemand zu sprechen. Allem Anscheine nach beabsichtige Herr Gauer übrigens im nächsten Frühjahr nach Berlin zurückzukehren. Er habe einen Theil seiner Möbel dem Wirthe in Verwahrung gegeben, den anderen Theil sich nachschicken lassen.

Aber der künftige Frühling kam, und ich hörte und sah nichts von Hilarius. Und es kam der Herbst und der Winter, und es verging noch ein Jahr, — er war und blieb verschwunden. Und es verfloß noch eine lange Zeit, ohne daß der Verschollene ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte.

Erst vor wenigen Tagen, als ich eines Abends zu vorgerückter Stunde nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische einen jener großen länglichen Briefumschläge, wie man sie zu Actenstücken zu benutzen pflegt, und schon in der Aufschrift erkannte ich die schöne regelmäßige Schrift meines Freundes Hilarius. Der Brief trug keinen Poststempel und war, wie mir das Mädchen am folgenden Morgen sagte, von einem Herrn in meiner Wohnung abgegeben worden. Ich öffnete ungeduldig das Siegel und war überrascht, ein bogenlanges Schriftstück von meinem Freunde zu finden.

Da las ich denn den folgenden Bericht, der mir über das Schicksal meines Freundes seit unserer Trennung vollkommenen Aufschluß gab.

Mandan in Dakota, Mitte Februar 1886.

Mein lieber alter Freund!

Ich schulde Dir noch einen Bericht, den ich vor Jahren Dir versprochen habe. Ich bin nicht dazu gekommen, ihn aufzusetzen, weil ich unendlich viel durchgemacht habe, Ernstes und Heiteres, Schmerzliches und Erfreuliches. Ich wollte Dir aber erst schreiben, wenn das Schifflein meines Lebens aus den sturmbewegten Wellen in den ruhigen Hafen eingelaufen sein würde, und das ist erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit der Fall; und ich wollte Dir erst schreiben, wenn ich sicher sein würde, daß mein Bericht auch in Deine Hände gelangt. Jetzt habe ich einen zuverlässigen Boten, der nach Deutschland geht und mir versprochen hat, meine Aufzeichnungen persönlich bei Dir abzugeben. Und nun ist es mir ein Bedürfniß, Dir im Zusammenhange „von schreckender Gefahr zu See und Land und meiner Reisen wundervoller Fahrt", wie, glaube ich, Othello sagt, Langes und Breites zu erzählen.

Als wir uns an jenem Abende vor meiner Abreise nach Bonn trennten, drückte ich Dir, wie Du Dich wohl erinnern wirst, meine Besorgniß darüber aus, ob der Zustand meiner Schwester Gretchen von den behandelnden Aerzten auch richtig erkannt worden sei. Du hieltest meinen Zweifel für unbegründet, und damals hattest Du Recht, jetzt aber habe ich Recht erhalten.

Zu jener Zeit war meine Schwester in der That schwer krank, und ich war erschrocken und tief bekümmert, als ich sie wiedersah. Seit Wochen sprach sie fast kein Wort, sie starrte düster vor sich hin; nur mit vieler Mühe gelang es, ihr das Nothwendigste zu ihrer Ernährung beizubringen. Und als ich vor sie hintrat, erhob sie kaum den Blick, hatte auch auf meine herzliche Ansprache kein Wort der Erwiderung, und nichts gab mir die Gewähr dafür, daß sie mich erkannte. Der angstvolle Ausdruck ihres Gesichtes, der mit dem der tiefen Schwermuth abwechselte, ließ darauf schließen, daß sie von schreckhaften Wahngebilden gepeinigt würde. Aber schon nach wenigen Tagen unseres Beisammenseins bemerkte ich in ihrem Verhalten eine auffällige Veränderung, die mich tief beglückte. Sie musterte mich zunächst mit verwunderten Blicken, dann aber sah sie mich freundlich und vertrauensvoll an. Sie ergriff meine Hand und hielt sie stundenlang in den ihrigen. Mitunter fühlte ich einen festeren Druck. Sie lehnte auch ihren Kopf an meine Schulter, als ob sie Schutz gegen irgendwelche unsichtbaren Feinde bei mir suche. Ich sprach ihr Muth zu, streichelte ihre weichen Haare, und tief aufathmend lächelte sie dankbar. Immer mehr und mehr lichteten sich die umnachteten Sinne; die unheimlichen Gestalten, die sie verfolgt hatten, verflüchtigten sich. Sie fand nun auch die Sprache wieder. Zunächst sprach sie leise und scheu, als hege sie die Befürchtung, daß das wiedergewonnene Gut ihr auf's Neue geraubt werden könne; sodann aber wurde sie zuversichtlicher und ruhiger. Sie nahm Antheil an ihrer Umgebung, erkundigte sich nach den Vorgängen der Außenwelt; sie las und interessirte sich für das, was sie las, und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war ihr Zustand ein so durchaus befriedigender, daß ihr ohne irgendwelches Bedenken schon Spaziergänge in der schönen Umgebung der Stadt gestattet werden durften; zunächst in Begleitung eines der Aerzte, dann aber ohne ärztliche Ueberwachung. Wir machten gemeinsame kleine Ausflüge. Wir waren im Siebengebirge, in Rolandseck, und Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welchem seligen Gefühle sich mein Herz bei dem Gedanken füllte, daß ich Gretchen dem Leben wiedergegeben hatte.

Der leitende Arzt, Dr. Philippi, bei dem ich wohnte — übrigens ein sehr wohlwollender und vernünftiger Mann —, war über diese wunderbare Wandlung selbst in hohem Grade erstaunt; er hielt es indessen für gerathen, den Aufenthalt meiner Schwester in der Anstalt, in der sie vor allen verwirrenden und aufregenden Eindrücken am geborgensten war, noch etwas zu verlängern, und wir Beide waren damit einverstanden, meine Schwester und ich.

Du mußt Dir nämlich nicht vorstellen, daß diese Pension für Gemüthskranke jenen schauerlichen Charakter hat, den der Laie dem Irrenhause beizulegen pflegt. Denke Dir eine freundliche Ansiedelung in der ruhigen Umgebung der Stadt, in der nächsten Nähe des Rheines. In einem freundlichen Hause, das an der Straße liegt, wohnt der Leiter der Anstalt mit seiner Familie und seinen Aerzten. Da hatte auch ich ein behagliches Unterkommen

gefunden. Hinter dem Hause liegt ein großer parkartiger Garten mit herrlichen alten Bäumen, mit Akazien, Kastanien, Linden und Nußbäumen, die die Kieswege beschatten. Unmittelbar hinter dem Hause ist ein mit Gartenanlagen gezierter Schmuckplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. An diesen Platz sind drei hübsche Villen im Schweizer-Stile mit Holzveranden angebaut. Von dieser anmuthigen Ansiedelung durch eine ziemlich weite Entfernung getrennt, liegen am anderen Ende des Parkes, durch eine besondere Umfassungsmauer abgesondert, zwei größere Gebäude, für die ebenfalls ein besonderer Garten angelegt ist. Da sind die schweren und unruhigen Kranken untergebracht, von denen ich während meines Bonner Aufenthaltes nie etwas gesehen und gehört habe . . .

Nur manchmal inmitten der stillen Nacht, wenn ich aus irgendwelchen Gründen keine Ruhe finden konnte, war mir's, als hörte ich aus der Ferne klagende oder geängstigte Laute zu mir dringen . . .

Die Umfassungsmauern, welche das ganze Grundstück einschließen, sind mit Schlinggewächsen und rankendem Gesträuch völlig bedeckt, so daß den leichteren Kranken, die in den Villen wohnen, die schmerzliche Vergegenwärtigung ihrer Absperrung nahezu völlig erspart bleibt. Diesen, den Ruhigen und Ungefährlichen, werden alle erdenklichen Zerstreuungen gern gewährt. Sie können spazieren gehen, wann es ihnen beliebt, können sich gegenseitig besuchen, sie können sich mit dem beschäftigen, was ihnen zusagt; es ist ein Billardsaal da, eine Kegelbahn, ein Spielzimmer, ein Musikzimmer mit einem sehr guten Flügel, in dem fleißig musicirt und oft Abends getanzt wird; im Park ist ein Spielplatz für Croquet und Lawn-tennis — mit einem Worte: alles Schauerliche und Grausige ist aus der Umgebung der Kranken verbannt, und sie können sich in einem Luxus-Badeorte wähnen, in dem sie unter den angenehmsten Bedingungen des Daseins ihre erschütterte Gesundheit wieder zu befestigen suchen.

Es befinden sich ja auch unter diesen Kranken eine große Anzahl von Personen, denen Du ihre Erkrankung kaum anmerken würdest, und die unzweifelhaft viel weniger krank sind als ein erheblicher Procentsatz der Gesellschaft, mit der Du in der Großstadt beständig verkehrst. Die Villenbewohner gehören durchweg den besten Ständen an. Sie haben fast ohne Ausnahme ihre eigene Bedienung und verkehren mit einander unter den Bedingungen der vollkommensten Artigkeit und Höflichkeit.

Meine Schwester bewohnte mit ihrer Gesellschafterin das Erdgeschoß der mittleren Villa, die meinem Fenster gerade gegenüber lag. Im obern Stockwerk wohnte eine junge Amerikanerin, Miß Sarah Westernborough, die zur Zeit meiner Ankunft noch schwer leidend war und deshalb das Zimmer nicht verließ. Sie bildete sich ein, daß man sie mit den Speisen der Anstalt vergiften wolle, verweigerte die Nahrung und war zum Skelett herabgemagert.

Ich sah sie zum ersten Mal im Fahrstuhl an einem leuchtenden hellen Sommertage. Ihr schmales blutleeres Gesicht trug den unverkennbaren

Stempel schweren Leidens, aber sie sah wunderschön aus. Ich fühlte eine tiefe innerliche Bewegung, als ich ihr von meiner Schwester vorgestellt wurde. Wir knüpften, ich weiß nicht mehr über welchen Gegenstand, eine Unterhaltung an und sprachen, ich weiß nicht wie lange; aber es war mir wahrhaft schmerzlich, als einer der Aerzte sich zu uns gesellte und mir durch ein ausdrucksvolles Schließen der Lider in nicht mißzuverstehender Weise andeutete, daß es nun an der Zeit sei, die Unterhaltung, die die Kranke aufregen könne, abzubrechen. Ich erhob mich, und der Arzt gab nun in zarter, vorsichtiger Weise der Kranken zu verstehen, daß es wohl an der Zeit sei, jetzt zur Ruhe ihres Zimmers zurückzukehren.

Miß Sarah, die von der ungewohnten Anstrengung in der That etwas abgespannt zu sein schien, nickte zustimmend und verabschiedete mich mit freundlichem Gruß. Ich blieb an der Thür unseres Hauses stehen und sah ihr nach, wie der kleine Wagen, in dem sie ruhte, von der Dienerin in die Hausthür der mittleren Villa geschoben wurde.

Sie hatte mir's angethan, Miß Sarah; ich konnte an nichts Anderes mehr denken.

Ich sah sie beständig vor mir: die gebrechliche zarte Gestalt, das schmale bleiche Gesicht mit der feingeschnittenen Nase, der durchsichtigen Haut, umrahmt von üppigen, schwarzen Haaren, die in großen Wellen aufgelöst über die Schultern fielen. Ich sah immer und immer das tiefblaue, sehnsüchtige Auge mit der merkwürdig großen, schwarzen Pupille. Ich empfand mit der Armen das tiefste Mitgefühl — so redete ich mir wenigstens ein, und in diesem Sinne sprach ich von Miß Sarah mit meiner Schwester und mit den Aerzten. Aber diese Selbsttäuschung konnte nicht Stand halten, und in derselben Nacht noch gestand ich mir, als ich ruhelos auf meinem Lager mich hin- und herwarf, daß es etwas Anderes, Mächtigeres als Mitleid war, was ich für sie fühlte: ich liebte, liebte zum ersten Mal in meinem Leben.

Mitten in der Nacht erhob ich mich und kleidete mich wieder an. Ich öffnete das Fenster und blickte hinüber zu der kleinen Villa, die sich in dem nächtlichen Dunkel der Umgebung vom Hintergrunde kaum abhob. Ich blickte hinüber, stundenlang und zwecklos, zu den Fenstern des ersten Stocks, die durch das gedämpfte Licht einer Nachtlampe matt beleuchtet waren. Da ruhte sie jetzt, hoffentlich in erquickendem Schlafe. Ich war überglücklich bei dem Gedanken, aber zugleich fühlte ich mich auch tief unglücklich.

Sollte mich das Verhängniß meiner Familie nun auch noch ereilen, zwar in einer anderen, aber vielleicht noch schrecklicheren Gestalt? Sollte ich mich klaren und nüchternen Sinnes in eine Geistesgestörte verlieben, deren Zustand nach den Aussagen der sachverständigen Aerzte als ein nahezu verzweifelter bezeichnet wurde? So grausam konnte das Schicksal nicht sein!

An meiner armen Schwester hatte ich schon die Beobachtung gemacht, wie mein Wesen gewisse, mir selbst nicht verständliche Eigenschaften besitzt, die beruhigend und heilkräftig sich bewährt hatten. Wäre ich ein etwas weniger

nüchterner Positivist, als ich es bin, so würde ich glauben können, daß ich jenes gewisse magnetische Fluidum besitze, um dessen Vorhandensein oder Nichtvorhandensein sich die Gelehrten seit Jahrhunderten herumzanken. Ich brauchte keine wissenschaftlichen Forschungen anzustellen, mir stand eine erfolgreiche Erfahrung zur Seite. Alles, was ich irgendwie vermochte, das wollte ich nun — ich gelobte es mir feierlich — lediglich dazu verwenden, die Arme zu heilen; und ich hatte die bestimmte Empfindung: es wird mir auch gelingen! Besser als den Aerzten!

Es war mir eine unbeschreibliche Genugthuung, daß Miß Sarah Vertrauen zu mir zu fassen schien und sich in freundlicher Zuneigung mir geistig näherte. Mit meiner Schwester war sie schon vor ihrer letzten Krisis innig befreundet gewesen, und so ergaben sich unsere häufigen Zusammenkünfte in ungezwungenster Weise und ganz von selbst. Der Verkehr zwischen uns wurde immer vertraulicher und herzlicher. Wir waren schließlich fast den ganzen Tag zusammen. Schon am zweiten Tage hatte ich vermocht, was die Aerzte seit Monaten durchzusetzen vergeblich versucht hatten. Wir hatten in der Vorhalle der Villa den Frühstückstisch zu Dreien anrichten lassen. Miß Sarah nahm meinen Arm an und setzte sich zu uns. Ich nöthigte sie scherzhaft, wie ein kleinstädtischer Wirth, zuzugreifen. Sie ließ sich freilich zunächst ein wenig bitten, aber als sie sah, mit wie gutem Appetit wir unser Mahl verzehrten, sprach sie seit langen Wochen zum ersten Male wieder den Speisen und Getränken freiwillig zu. Und von nun ab war sie unser regelmäßiger Gast bei den Mahlzeiten. Sie kam verhältnißmäßig ziemlich schnell wieder zu Kräften; die Schlaflosigkeit wich von ihr, und der rosige Hauch der Genesung lagerte sich auf ihre Wangen.

Ich war glücklich, glücklich wie ein Vater, der sein todtkrankes Kind gesunden sieht.

Nach kaum einem Vierteljahr war sie soweit hergestellt, daß sie an unseren Ausflügen außerhalb der Anstalt in den warmen sonnigen Herbsttagen theilnehmen durfte.

Die wiederkehrende Gesundheit hatte sie womöglich noch verschönt, und in der lieblichen Hülle entdeckte ich eine Fülle von Herzensgüte und Vornehmheit der Gesinnung, wie ich es Dir nicht beschreiben kann. Aus ihrem neugewonnenen Leben erblühte nun die wunderbarste Lebenslust. Sie war heiter bis zur Ausgelassenheit.

Um so auffälliger war es mir, und es beunruhigte mich, als ich sie eines Tages recht niedergeschlagen fand. Sie hatte offenbar geweint.

Ich fragte sie in schonender Weise nach dem Grunde ihrer plötzlichen Traurigkeit. Und da gestand sie mir, während wir unter den schattigen Linden auf- und abgingen, daß der Gedanke, uns, meine Schwester und mich, über kurz oder lang verlassen zu müssen und wieder allein zu bleiben, bis ihr Vater sie abholen würde, sie so unglücklich mache; und selbst die Erwägung, geheilt zu den Ihrigen zurückzukehren, vermöge sie nicht heiterer zu stimmen;

sie habe sich eben zu sehr an unseren Umgang gewöhnt, und sie könne sich nicht vergegenwärtigen, wie sie die dauernde Trennung von uns ertragen werde. Ich blieb stehen, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, sah sie an und sagte ihr:

„Weshalb sollen wir uns denn trennen? Wenn Sie es wollen, bleiben wir immer zusammen."

Sie machte keine Bewegung, um ihre Hände den meinigen zu entziehen. Fragend blickte sie zu mir auf. Sie zitterte ein wenig, ihre reizenden Lippen öffneten sich zu einem glücklichen Lächeln, und die Thränen traten ihr in die Augen.

Als ich sie so vor mir sah, da übermannte es mich. Ich zog sie an mich, schloß sie in meine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen.

Wir sprachen kein Wort.

Da hörte ich die Stimme meiner Schwester, die nach mir rief; und ich sah nun Greten, wie sie in den Lindenweg einbog. Ich lief ihr entgegen, und übermüthig wie ein Kind umfaßte ich sie, hob sie laut lachend vom Boden auf, küßte sie und konnte nichts Anderes sagen als: „Sarah, meine Braut."

Meine Schwester war viel weniger überrascht, als ich angenommen hatte. Sie eilte zu ihrer Freundin und umschlang sie als Schwester. Sarah war mit ungläubigen Augen ganz betroffen stehen geblieben und noch immer keines Wortes mächtig.

Während wir den Weg nach der Villa einschlugen, verabredeten wir, daß wir von der Sache einstweilen und an diesem Orte nicht weiter sprechen wollten. Eine Verlobung unter diesen Verhältnissen und in dieser Umgebung war ja wirklich etwas sehr Absonderliches, und hier, wo alles Seltsame verdächtig erschien, würde unsere Handlung den thörichtsten Mißdeutungen schwerlich entgangen sein.

Aber gerade die Heimlichkeit, zu der wir uns entschlossen hatten, erhöhte den Reiz unseres Bundes in eigenthümlicher Weise. Das ruhige Bewußtsein unseres Einsseins, gepaart mit der Nöthigung, vor den Uebrigen die Scheidewand der gesellschaftlichen Gepflogenheiten aufrecht zu erhalten, der Zwang, den wir uns in unseren wechselseitigen Beziehungen auferlegen mußten, und unsere lächelnde Ueberlegenheit — Alles das war ungemein heiter und poetisch.

Inzwischen waren sowohl bei meiner Schwester, als auch bei meiner Braut die letzten Spuren ihrer Krankheit verwischt. Beide hatten sich vollkommen erholt, und die beiden Schwägerinnen, die so starke Berührungspunkte hatten: die Gemeinsamkeit ihrer Krankheit, des Aufenthalts, der Pflege, der gleichzeitigen Gesundung und der Liebe zu mir, verbanden sich in immer herzlicherer Freundschaft. Wir zimmerten uns unsere Zukunft zurecht, und wir hatten beschlossen, Deutschland, das in uns so viele traurige Erinnerungen wachrufen mußte, zu verlassen und in der Neuen Welt ein neues Leben anzufangen.

Meine Braut hatte mich in ihre Familienverhältnisse vollkommen eingeweiht. Noch am Abende desselben Tages, an dem ich mich mit Sarah verlobt hatte, schrieb ich an ihren Vater, der große Minen in Montana und beträchtliche Getreidefelder in Dakota besitzt.

Sarah war vor einem Jahre, als sie mit ihrem Vater Europa bereiste, erkrankt; er hatte sie nothgedrungen hier zurücklassen müssen, da die Aerzte übereinstimmend der Ansicht waren, daß die lange und beschwerliche Reise Gefahren für ihr Leben haben könnte. Unter dem Schutze einer alten bewährten Dienerin, die Sarah von Kindheit an kannte, war meine Braut der Pflege des Dr. Philippi übergeben worden. Für den kommenden Frühling hatte Mr. Westernborough Dr. Philippi seinen Besuch angekündigt, um, wenn es irgend möglich wäre, seine Tochter mit sich zu nehmen. Es war ein großes Opfer, das der Vater seinem Kinde zu bringen hatte, denn gerade in dieser Zeit war er von seinen Geschäften unendlich in Anspruch genommen. Durch die bisher unzugänglichen Gebiete wurde ein neuer Schienenstrang gelegt, der für den kommenden Sommer eine abermalige gewaltige Verbindung zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ocean herstellen sollte und völlig veränderte Bedingungen des Daseins für die nördlichen Districte der Vereinigten Staaten schaffen mußte. Jeden Tag stand, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, ein Vermögen auf dem Spiele, ein großes Vermögen, Millionen.

An jenem Abend also setzte ich mich an meinen Schreibtisch und schrieb — Du kannst Dir denken, mit welcher Vorsicht — einen langen sachlichen Bericht an meinen künftigen Schwiegervater. Ich schilderte ihm, unter welchen Umständen ich die Bekanntschaft seiner Tochter gemacht, und wie ich mich in sie verliebt hatte; ich sagte ihm, daß sie meine Neigung erwiderte und mit meiner Schwester in inniger Freundschaft zusammen lebte; ich gab ihm ein getreues Bild meiner Verhältnisse, setzte ihn in den Stand, die Wahrheit meiner Angaben zu prüfen, und schloß mit der ehrerbietigen Bitte um die Erlaubniß, mit meiner Schwester seine völlig genesene Tochter nach Dakota begleiten zu dürfen und dort um ihre Hand anzuhalten. — Sarah schrieb in demselben Sinne.

Der Verkehr mit Dakota war aber zu jener Zeit noch schwerfällig und langsam. Vor Weihnachten durften wir die Antwort des Vaters kaum erwarten. Bis dahin wollten wir unsern ruhigen Bonner Aufenthalt, der für uns alles Schreckhafte und Peinliche des Krankenhauses durchaus verloren hatte, beibehalten. Wir lebten also unser stilles heiteres Leben für uns.

Trotz aller Vorsicht, die wir beobachteten, konnte der vertrauliche Charakter unseres Verkehrs und unserer Absonderung von den Uebrigen nicht unbemerkt bleiben. Und an einem Orte wie jenem wird Alles, was bemerkt wird, als auffällig und nicht normal aufgefaßt. Es ist nicht zu verwundern, daß die Anstaltsärzte, die den ganzen Tag mit Kranken verkehren, eine jede Erscheinung, die sich ihrem prüfendem Auge darstellt, als eine symptomatische

betrachten. Sie leben sich schließlich ganz in den Wahn hinein, daß Jedermann mehr oder minder krank und als Patient zu behandeln sei, und eine jede unerwartete Aeußerung oder Handlung gilt ihnen als ein Beweis der Richtigkeit ihrer pathologischen Beobachtungen.

Mit dem Hauptarzte und auch mit den beiden Assistenten stand ich auf gutem Fuße. Ich hatte nun eine genügend lange Zeit mit ihnen verbracht, um die Einrichtung der Anstalt vollkommen kennen zu lernen. Manches erschien mir mustergültig, manches Andere aber erachtete ich für verbesserungsfähig und äußerte darüber meine unverhohlene Ansicht. Sie sahen sich, als ich ihnen meine Verbesserungsentwürfe auseinandersetzte, mit bedenklichen Blicken an, und ich täuschte mich gewiß nicht: sie hielten diese ruhigen Vorschläge für die Aeußerungen eines krankhaften Geistes.

Von jener Zeit an widmeten sie mir ihre besondere Aufmerksamkeit. Es machte mir Spaß zu bemerken, wie sie sich mit regster Theilnahme nach meinem Schlafe, nach meinem Appetit erkundigten, mir Weisungen gaben in Betreff der Diät, der Tageseintheilung, der Zerstreuungen, die ich suchte ꝛc. Die ängstliche Fürsorge der Aerzte und namentlich des Hauptarztes Dr. Philippi für mein Wohlbefinden steigerte sich nach meiner heimlichen Verlobung immer mehr. Du kannst Dir vorstellen, wie mich das belustigte.

Eines Abends war ich besonders gut aufgelegt und konnte mich des Lachens kaum erwehren, als ich wahrnahm, wie der Arzt mich mit immer besorgterem Gesichte musterte. Ich lud ihn beinahe übermüthig ein, mit mir auf mein Zimmer zu kommen und dort nach Tisch den Kaffee bei mir zu trinken, ich hätte Mancherlei mit ihm zu besprechen. Ich hatte einen gewissen Galgenhumor und wollte ihn aufziehen. Der Arzt nahm meine Einladung an. Als er mir in meinem Zimmer gegenüber saß, legte er sein Gesicht in so finstere Falten, daß ich laut auflachen mußte.

„Nun, Doctor meiner Seele!“ rief ich vergnügt, „weshalb sehen Sie denn so furchtbar düster aus?“

Ohne eine Miene zu verziehen, sagte er mir in strenger Ruhe:

„Ich fürchte, Herr Gauer, der Aufenthalt hier bekommt Ihnen nicht gut . . .“

Ich erschrak bei dem Gedanken, daß der Doctor mir die Gastfreundschaft kündigen möchte. Er hatte schon früher derartige Ankündigungen gemacht. Ich bat ihn daher so dringlich, wie der Anstand es gestattete, mir den ferneren Verbleib in seinem Hause zu gewähren. Nach langem Zureden willigte er ein.

„Aber Sie sollten wenigstens den Verkehr mit den kranken Damen einigermaßen einschränken“, fuhr er fort. Und abermals sagte er mir: „Vielleicht würde es Ihnen dienlich sein, wenn Sie in dieser unfreundlichen Jahreszeit ein wärmeres Klima aufsuchten. Die mildere Natur, die veränderte Umgebung würde Sie erfrischen und zerstreuen.“

„Sehe ich aus wie ein Mann, der der Zerstreuung bedarf?“ fragte ich. „Ich bin niemals heiterer gewesen und habe mich nie froher gefühlt.“

„Ihre unbegründete Ausgelassenheit ist ein Symptom, das mich ernstlich beunruhigt."

„Nun, und wenn ich schwermüthig und verschlossen wäre, würde Sie das weniger beunruhigen? Würde Ihnen meine gedrückte Gemüthsstimmung nicht ebenfalls Besorgnisse einflößen? Wie soll ich es Ihnen recht machen, lieber Doctor?"

„Lassen wir das," gab er zur Antwort. „Eine ernste und traurige Stimmung würde mir unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls erklärlicher erscheinen als Ihr Uebermuth, zu dem hier wahrlich keine Veranlassung vorliegt. Aber nicht das allein ist es, was mir in Ihrem Benehmen auffällt. Sie haben gewisse Eigenthümlichkeiten, die mich bedenklich stimmen müssen."

„Welche?" fragte ich.

„Nun, erklären Sie mir z. B. die folgende: Die Villa, in der Ihre Schwester wohnt, liegt unserer Hausthür gerade gegenüber; Sie brauchen nur über den Kiesweg um den Springbrunnen zu gehen, und Sie sind da. Anstatt dessen machen Sie jedesmal einen großen Umweg, umgehen den ganzen Schmuckplatz und schleichen an den Mauern entlang."

„Wenn es nichts Anderes ist," erwiderte ich lachend, „so kann ich Sie sogleich beruhigen. Ich bin als Kind einmal beim Turnen vom Reck gefallen, und seitdem leide ich an Schwindel. Es ist mir mein Lebtag unangenehm gewesen, über einen freien Platz zu gehen, und ich vermeide es instinctiv, wo immer ich kann. Ich habe seit meiner Kindheit mich daran gewöhnt, an den Häusern entlang zu gehen. Ich thue es jetzt, wie gesagt, gewohnheitsmäßig, ich glaube gar nicht, daß mich der Schwindel noch befallen würde. Und um Ihnen Spaß zu machen, werde ich von jetzt ab immer gerade über den Platz gehen."

„So, so," brummte Dr. Philippi vor sich hin. „Und weshalb suchen Sie denn so oft eine verstohlene Ecke im Parke auf und verbleiben da stundenlang in derselben Stellung?"

„Also das ist auch auffällig?" entgegnete ich, noch immer lachend. „Lieber Doctor, ich befürchte ernsthaft, daß Ihr Beruf Ihre Beobachtungen allzu sehr schärft und dadurch fälscht. Jedermann hat doch seine Stunden einsamer Grübeleien, nicht wahr? Der Eine macht sie so ab, der Andere so. Der Eine legt sich auf's Sopha, streckt die Beine von sich und paßt eine Cigarre; ein Anderer geht spazieren und schleudert mit dem Stocke die kleinen Kiesel des Weges vor sich her. Ich hange meinen Gedanken am liebsten nach und überlege mir, was ich mir zu überlegen habe, am besten, wenn ich mich auf irgend einen entlegenen Fleck mit gesenktem Kopf ruhig hinstelle, abgewandt vom Treiben der Uebrigen, und mich um keinen Menschen bekümmere. Ich wiederhole Ihnen aber, wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich auch diese alte Gewohnheit ablegen und will mich in den Stunden, in denen ich mit meinen Gedanken allein sein will, in mein Zimmer zurückziehen."

Aber mehr als diese Einzelheiten beunruhigte den Doctor meine gehobene Stimmung. Er hatte mich ja gesehen, als ich angekommen war. Damals war ich nachdenklich und kummervoll; jetzt erblickte er mein glückstrahlendes Gesicht, jetzt hörte er mich oft in meinem Zimmer übermüthig trällern, und diese rosige Laune, die er sich in Unkenntniß der Verhältnisse nicht erklären konnte, erschien ihm überaus verdächtig! Er wußte ja nicht, was mich so glücklich machte, und so mußte ich denn mit der Wahrheit herausrücken.

Ich sagte ihm also, daß meine Freude darüber, meine Schwester vollkommen geheilt zu sehen, und die Aussicht, mit ihr vereint später leben zu können, doch wohl schon genügend sei, um meine veränderte Stimmung zu erklären. Aber es sei noch ein stärkerer Grund dafür vorhanden: meine herzliche Freude über die Genesung Sarahs, und endlich und hauptsächlich — meine Liebe zu ihr.

Der Arzt hatte mir sehr aufmerksam zugehört, und während ich so sprach, versteinerte sich sein ernstes Gesicht immer mehr. Er legte väterlich und freundschaftlich seine Hand auf die meinige und sagte beinahe feierlich:

„Verehrter Freund, Sie sind wirklich krank! Sie befinden sich in vollkommenem Irrthum, wenn Sie glauben, daß Ihr Fräulein Schwester geheilt ist. Seit Ihrem Hiersein hat ihre Erkrankung allerdings eine andere Erscheinungsform angenommen, aber die Krankheit selbst ist leider nicht gehoben. Sie irren sich ferner, wenn Sie annehmen, daß Fräulein Sarah geheilt sei; ihr Zustand hat sich im Gegentheil erheblich verschlimmert. Ihre Beurtheilung des Gesundheitszustandes Ihrer Schwester und der amerikanischen Dame, dieser völlig unberechtigte Optimismus und Ihre abenteuerliche Neigung zu der unglücklichen Kranken — es thut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber die Pflicht gebietet es — es ist krankhaft! Sie müssen wirklich etwas für sich thun! Wenn Sie durchaus bei uns bleiben wollen, so muß ich Sie bitten, daß Sie sich unserer Pflege völlig anvertrauen, und daß Sie unsere Weisungen gewissenhaft befolgen. Ich will Sie keineswegs erschrecken. Daß ich wahrhaft bin, werden Sie ja wissen; ich beschönige also auch nichts, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht etwa an einem schweren Leiden erkrankt sind. Es handelt sich für Sie nur, wie ich fest überzeugt bin, um ein vorübergehendes Unbehagen, das durch die starken Erregungen, denen Sie hier ausgesetzt gewesen sind, verursacht worden ist, und das bei rationeller Behandlung bald völlig beseitigt werden wird."

Ich glaubte zunächst nicht recht verstanden zu haben. Eine Weile widersprach ich, zunächst in scherzhaftem, danach in ernsterem Tone, wie man eben einem vernünftigen Manne gegenüber seine abweichende Ansicht vertritt.

Aber während unserer Erörterung bemächtigte sich meiner die Ueberzeugung, und sie wurde immer fester, daß der Leiter der Anstalt durch den beständigen Umgang mit Kranken selbst in der Klarheit seines Urtheils- und Denkvermögens gelitten hatte.

Ich hatte mich in Folge der Unglücksfälle in meiner Familie sehr

angelegentlich mit psychiatrischen Studien beschäftigt und erkannte den Zustand sehr wohl. Ich empfand mit dem Schicksal des trefflichen Mannes tiefes Mitgefühl . . .

Scheinbar machte ich nun alle Zugeständnisse. Ich sagte ihm schließlich: er ginge nach meiner Ueberzeugung in seiner freundschaftlichen Theinahme für mich wohl etwas zu weit; aber er möge ja in der Hauptsache Recht haben, und vielleicht befände ich mich im Irrthum. Ich wäre durchaus geneigt, seinen Anordnungen zu folgen.

Nachdem ich so sein Vertrauen bestärkt hatte, erlaubte ich mir, in aller Behutsamkeit auch ihm einige freundliche Winke zukommen zu lassen.

„Wir leben zu viel und zu schnell, Doctor," sagte ich. „Unser ganzes Geschlecht ist überreizt und abgespannt. Und auch Sie haben sich, wie ich glaube, zuviel zugemuthet. Wie Sie mich des ungerechtfertigten Optimismus beschuldigen, so möchte ich gegen Sie beinahe die Anklage erheben, daß Sie zu pessimistisch gestimmt sind. Ich halte das für eine Folge der Ueberarbeitung. Auch Ihnen würde es nicht schaden, wenn Sie sich eine kleine Ausspannung gönnten, und ich stelle mich Ihnen vollkommen zur Verfügung. Wenn Sie wollen, machen wir jetzt trotz der unfreundlichen Witterung und der kurzen Tage eine kleine Reise zusammen. Vielleicht kann ich Ihnen auch einen Theil Ihrer Arbeiten abnehmen, ich habe ja ohnedies hier nichts Besonderes zu thun. Und wenn ich auch kein Mediciner von Fach bin, so ganz und gar laienhaft bin ich doch auch nicht, wie Sie wohl bemerkt haben werden."

Mit einem eigenthümlichen blöden Lächeln hörte Dr. Philippi mich an, mit einem Lächeln, das meine Wahrnehmungen leider nur noch bestätigen mußte. In seiner Antwort kam er auf meine Vorschläge gar nicht zurück, sondern ging sofort mit der den Geisteskranken eigenthümlichen Beharrlichkeit auf sein Thema über: auf seine angebliche Erkenntniß meiner Erkrankung.

„Sie müssen den täglichen und stündlichen Verkehr mit den beiden Damen etwas einschränken," sagte er wiederum.

Das war nun einmal sein Steckenpferd. Ich erhob Widerspruch dagegen in maßvollster Weise, aber der Doctor wurde darüber so aufgeregt, daß ich einen heftigen Auftritt befürchten mußte. Ich lenkte also ein und versprach ihm, daß ich mich auch in dieser Beziehung seinen Wünschen unterordnen wolle.

Und es war mir Ernst mit meinem Versprechen. Denn ich wußte ja daß die Antwort meines Schwiegervaters Westernborough nun nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte; in vierzehn Tagen bis drei Wochen mußte dieselbe bei uns eintreffen.

Am anderen Tage erzählte ich den Damen die seltsame und unheimliche Scene, die sich in meinem Zimmer abgespielt hatte. Meine Braut und meine Schwester hatten ebenfalls schon wahrgenommen, daß es mit dem Doctor nicht ganz richtig sei. Sie belobten mich wegen meines schonenden

Verhaltens ihm gegenüber. Wir verabredeten, daß wir uns bis zum Eintreffen der Antwort meines Schwiegervaters den Zwang auferlegen wollten, uns weniger zu sehen.

Der Doctor schien zunächst zufriedengestellt zu sein. Ich beobachtete ihn während der nächsten Tage mit schärferer Aufmerksamkeit, von dem lebhaftesten Verlangen erfüllt, meine Wahrnehmungen doch als grundlose zu erkennen. Aber leider sprachen alle seine Handlungen für die Richtigkeit meiner Auffassung. Ich nahm mir also vor, bevor ich Bonn verließ, mit einem tüchtigen Arzte in der Stadt zu sprechen und die Medicinalbehörden von dem Zustande des unglücklichen Dr. Philippi in Kenntniß zu setzen. Denn wenn sein Geisteszustand zur Zeit auch noch kein Unheil angerichtet hatte, so schauderte ich doch bei dem Gedanken, daß ein Mann, der nicht im Vollbesitze seiner Zurechnungsfähigkeit ist, an der Spitze einer solchen Anstalt mit unbeschränkter Machtvollkommenheit stehen und Anordnungen von vielleicht verhängnißvollen Folgen treffen durfte, bevor noch sein Zustand von den Assistenzärzten, die ihm ganz und gar ergeben waren, und die in ihrer Befangenheit dem Vorgesetzten blindlings folgten, erkannt worden wäre.

Die Tage des Wartens krochen langsam dahin. Die Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwester fehlte mir unendlich, und dies verstimmte mich tief.

Wie früher meine Heiterkeit, so erschien nun meine Gedrücktheit dem unglücklichen Arzte als ein neues besorgnißerweckendes Symptom. Die Damen hatte ich aus Rücksicht auf den Arzt zu meiden, und das Zusammensein mit Dr. Philippi war mir unheimlich. Ich suchte mir daher irgend eine stille Ecke des Gartens auf und blieb da stundenlang meinen unfreundlichen Gedanken überlassen. Ein neues bedenkliches Anzeichen in den Augen des Arztes! Wo immer ich mich verstecken mochte, er wußte mich zu finden. Er sprach in mich hinein, ich wollte ihm keine Antwort geben. Auch meine Schweigsamkeit erschien ihm krankhaft. Ich bin ja, wie Du weißt, sehr gutmüthig, aber ich hatte meine Selbstlosigkeit doch wohl überschätzt und war nicht im Stande, die Komödie würdig bis zu Ende zu spielen. Schließlich langweilte mich die Geschichte wirklich, und einige Male ließ ich mich auch dazu hinreißen, dem Arzt in etwas deutlicher Form meine Meinung zu sagen, zunächst in der gesellschaftlich höflichsten Form; als er aber immer wieder und immer wieder an mir herumdoctern wollte, meinen Arm aufhob, meinem Kopf eine verdrehte Stellung gab, verlor ich doch endlich die Geduld und wurde so ungehalten, daß der arme Doctor auf's Aeußerste erschrocken davonlief. Ich bedauerte übrigens meine nervösen Ausfälle sofort und bat ihn später höflich um Entschuldigung.

So hatte sich zwischen uns ein vollkommen verändertes Verhältniß herausgebildet. Ich fühlte für den unglücklichen Mann tiefes Mitleid, und er hegte in seiner Erkrankung das tiefste Mißtrauen gegen mich. Allmählich maßte er sich nun auch an, mir gegenüber eine Autorität geltend zu machen, zu der

ihn nichts berechtigte. Ich war nicht sein Patient, ich war sein Miether; ich war zuvorkommend und artig gegen Jedermann im Hause, ich fügte mich vollkommen in die Gewohnheiten des Hauses, zeigte mich für die Aufnahme so dankbar, wie es mir möglich war, und erfüllte alle Verbindlichkeiten. Ich durfte also den Anspruch darauf erheben, ebenso höflich und ebenso freundlich behandelt zu werden, wie ich die Andern behandelte.

Jetzt aber fiel es dem Arzte bei, mich von Zeit zu Zeit anzuherrschen, als ob ich sein Untergebener sei. Er forderte mich in beinahe schroffer Weise auf, das Zimmer zu verlassen, wenn ich keine Lust dazu hatte; er verbot mir gewisse Speisen und Getränke, die mir behagten — kurz und gut: er that alles Erdenkliche, um mich rebellisch zu machen. Aber ich entwickelte eine Langmuth, die die äußersten Grenzen des Menschenmöglichen erreichte, immer durchdrungen von dem Gefühle, daß ein Bedauernswerther, der nicht wußte, was er that, mit mir seine lästigen Versuche vornahm. Wie mein Widerspruch, so reizte ihn schließlich jedoch auch mein Gehorsam; er ärgerte sich darüber, daß ich that, was er wollte, und er fing nun mit kleinen Chicanen an.

Er ließ mir eine ganz harte Matratze in mein Bett legen, auf der ich nicht mehr schlafen konnte.

Dann ließ er eines Morgens in mein Zimmer einen großen Stuhl bringen, der früher im Salon des Doctors gestanden, und über den ich mich öfter geärgert hatte, weil er eben furchtbar häßlich war. Ich warf den Stuhl natürlich auf den Flur hinaus. Und als ich den Doctor Mittags zur Rede stellte, warum er mir diesen Steich gespielt hätte, sagte er mir: ich hätte ja selbst den Wunsch ausgedrückt, noch einen Stuhl im Zimmer zu haben. Und das war auch richtig. In meinem Zimmer waren nur Polsterstühle, und ich hatte um einen gewöhnlichen Rohrstuhl gebeten, weil ich auf dem weichen Polster schlecht schreiben konnte. Um mich nun zu ärgern, hatte er gerade den alten Lederstuhl, über dessen geschmacklose Verschnörkelung ich bei früheren Gelegenheiten oft scherzhaft und ernsthaft mein Mißfallen geäußert hatte, ausgesucht.

Sodann veränderte er, ohne daß ich im Geringsten den Wunsch danach geäußert hätte, die Vorhänge in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, daß sie gewaschen werden müßten. Um Vorwände, die ganz plausibel klingen, sind die Kranken dieser Art ja nie in Verlegenheit. Die Vorhänge waren vollkommen sauber . . .

Aber ich will Dich nicht mit andern läppischen Einzelheiten langweilen. Der Doctor führte eben gegen mich einen kleinen Krieg mit den kleinlichsten Mitteln. Ich bezwang meinen Unwillen, die beständigen Quälereien erregten mich indessen doch schließlich einigermaßen; und wie befreit athmete ich auf, als mir der Diener eines Morgens einen Brief mit englischer Aufschrift und amerikanischem Poststempel überreichte.

Mein Schwiegervater schrieb mir genau so, wie ich es erwartet hatte.

Bei der großen Entfernung, die uns von einander trennte, und bei der völligen Unkenntniß der veränderten Verhältnisse war es natürlich, daß er einige Besorgnisse darüber empfinden mußte, ob das, was Sarah und ich ihm geschrieben hatten, auch dem Thatbestande vollkommen entspräche. Er hoffte zu Gott, daß ich mich nicht getäuscht hätte, und er fügte hinzu, daß er sich zu dieser Hoffnung berechtigt glaube, denn der ruhige überzeugende Ton meines Briefes lasse ihn kaum noch an der Erfüllung seines sehnlichsten Herzenswunsches zweifeln. Er würde also vollkommen einverstanden damit sein, daß ich mit meiner Schwester seine Tochter und deren Dienerin über's Meer nach der Heimat begleitete. Die unerläßliche Vorbedingung sei jedoch die, daß die Aerzte ihre vollkommene Genehmigung dazu ertheilten. Er habe zu Dr. Philippi das unumschränkteste Vertrauen, und wenn dieser einverstanden sei, so werde er glücklich sein, sein Kind bald wiederzusehen und mich kennen zu lernen. Er wolle nur das Glück seines geliebten Kindes, wir würden uns daher über alles Andere sicherlich verständigen.

Beim Lesen des Briefes bemächtigten sich meiner getheilte Gefühle. Ich war beglückt, zwischen den Zeilen die Zustimmung des Mr. Westernborough zur Verbindung seiner Tochter mit mir zu lesen; aber ich war auch einigermaßen beunruhigt bei dem Gedanken, wie sich Philippi zu der Sache stellen werde.

Ich wollte keinen übereilten Schritt thun, Alles sollte weislich überlegt und berathen werden.

Ich ließ mich daher zum Frühstück bei den Damen ansagen. Unter uns Dreien herrschte völlige Uebereinstimmung: Alles Erdenkliche sollte von unserer Seite geschehen, um die Sache in Güte zu erledigen. Hoffentlich werde der Doctor Vernunft annehmen und unserer endlichen Vereinigung keinen Widerstand entgegensetzen. Wir stießen auf ein fröhliches Gelingen mit den Gläsern an. Sollte sich aber, wenn alle Mittel der Ueberredung erschöpft sein würden, Dr. Philippi in seiner Geistesstörung unserem Vorhaben widersetzen, so würde ich den Schutz der Behörden in Anspruch nehmen.

Nach dem Frühstück ließ ich mich sogleich bei Dr. Philippi melden.

Ich gebe Dir hiermit die feste Versicherung, daß ich so vorsichtig und so klug wie nur irgend möglich gehandelt und, um einem stürmischen Auftritte auszuweichen, das Menschenmögliche gethan habe. Aber schon nach den ersten Worten erkannte ich, daß es schlecht um unsere Sache stand.

Philippi wußte bereits ganz genau Bescheid. Er hatte gleichzeitig von meinem Schwiegervater ein Schreiben erhalten, und er bemerkte mir, daß er es bereits beantwortet habe. Wie diese Antwort ausgefallen war, konnte ich mir selbst sagen, denn Philippi war von seinem Wahn, daß wir Drei schwer krank seien, vollkommen durchdrungen.

Ich versuchte ihn zu überlisten, aber Du weißt vielleicht nicht, daß gerade Wahnsinnige in der Motivirung ihrer unsinnigen Handlungen oft einen an's Unglaubliche grenzenden Scharfsinn entwickeln. Er durchschaute jeden meiner Schachzüge.

Wohl eine Stunde hatte ich in ihn hineingesprochen, ohne daß wir vom Flecke gerückt wären. Meine Geduld war längst bis auf die Neige erschöpft. Aber aus Schonung für ihn wollte ich es noch immer nicht aufgeben, die Sache gütlich zu Ende zu führen. Da verlor auch er schließlich die Geduld und sagte unwirsch:

„Nun lassen Sie es gut sein, die Sache ist abgemacht! Ich werde nicht nur nicht meine Erlaubniß dazu ertheilen, daß die Damen das Haus verlassen, sondern ich werde durch die befugte Behörde feststellen lassen, wie es um Ihren Gesundheitszustand beschaffen ist, denn ich halte Sie jetzt für gemeingefährlich."

Vergegenwärtige Dir nun meine Situation, vergegenwärtige Dir all die mannigfachen Aufregungen, die ich in den letzten Tagen durchgemacht hatte, die erzwungene Trennung von meiner Braut und meiner Schwester, der unheimliche Verkehr mit einem Kranken, der mich für krank hielt, die langen Stunden grübelnden Alleinseins, die kleinen Neckereien und Chicanen, die ich zu erdulden hatte, die Schlaflosigkeit, von der ich gepeinigt wurde, die beständige Heuchelei, zu der mich das Mitleid zwang, und nun als Gipfel aller dieser Erregungen die äußerste Gewaltthätigkeit von Seiten dieses schwerkranken Menschen, dessen Krankheit noch nicht erkannt worden war, und der kraft seiner Stellung die Macht besaß, drei Menschen, die Niemand etwas zu Leide gethan, der Freiheit zu berauben, — eine Macht, wie sie ohne den Spruch der Richter keinem anderen Menschen gegeben ist, und von der nun der Irrsinn Gebrauch machte, um unser Lebensglück zu zerstören! Als alles das vor meine erregte Seele trat, da verlor ich auf einen Augenblick meine Selbstbeherrschung. Ich riß die Maske herunter, sprang auf, schlug auf den Tisch und sagte mit donnernder Stimme:

„Ich werde Sie zwingen, meinen Willen zu thun!! Lassen Sie es nicht zum Aeußersten kommen, Sie würden es bitter zu bereuen haben."

Philippi wollte mich beruhigen. Er mich! Aber ich bestand nun auf meiner Forderung, und da er in seinem unsinnigen Widerstande beharrte, und da ich alles Elend vor Augen sah, das durch diesen Unglücksmenschen angerichtet wurde, da verwirrten sich meine Gedanken, es kochte und brauste in mir, und im Augenblick äußerster Ueberreizung überkam mich blinde Wuth. Ich packte den Unglücklichen an der Kehle, packte ihn fest und rief mit gebieterischer Stimme:

„Elender, unterschreib!"

Aber schon im nächsten Augenblicke war mir die ruhige Besinnung wiedergekommen. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schämte mich wirklich.

Der Doctor war bleich. Er schluckte schwer und antwortete kein Wort. Ich bemerkte aber sehr wohl, wie er sich, ohne mir den Rücken zuzuwenden, langsam von mir entfernte, an den Schreibtisch trat und den Knopf der

elektrischen Glocke drückte, die dort angebracht war. Gleich darauf erschien der Oberwärter.

Ich war gespannt, was sich nun wohl ereignen sollte.

Philippi sagte ruhig:

„Rufen Sie zwei Wärter und sorgen Sie dafür, daß Herr Gauer isolirt wird."

Höhnisch lachte ich auf. Das war denn doch zu arg! Ich sollte mich abführen, von zwei rohen blödsinnigen Kerlen in eine Zelle sperren lassen, blos weil ein wahnsinniger Arzt es ihnen befohlen hatte! Das überschritt denn doch die äußersten Grenzen der Zumuthung.

Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich war außer mir. Ich schrie ihm entgegen, daß ich mich auf's Aeußerste der Gewaltthätigkeit widersetzen würde.

Auf einmal fühlte ich mich von hinten gepackt. Ich schlug um mich. Man überwältigte mich und knebelte mich. Nun raste ich allerdings wie ein Wahnsinniger über diese unmenschliche Behandlung . . .

Was dann mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht mehr.

Ich weiß nur, daß ich, als ich wieder zu mir kam, mich in einem kleinen Zimmer ohne Möbel mit vier nackten Wänden befand. Alle Glieder schmerzten mich. Ich hatte mir die Knöchel durchgeschlagen. Ich war in einem bejammernswerthen Zustande und fühlte mich so elend und schwach, so namenlos hülflos und unglücklich, daß ich nun wirklich in tiefe Schwermuth versank.

Ist das denn wirklich möglich in unserer civilisirten Welt? fragte ich mich. Und giebt es denn gar keine Rettung? Ich bin doch so klar wie ein Mensch nur sein kann! Was ich verlange, ist doch so berechtigt wie nur möglich! Und mir darf man das anthun, und ich darf mich nicht beklagen? Weil ich gerade hier bin, wird jede Beschwerde von mir von vornherein als unberechtigt abgewiesen! Stehe ich denn außerhalb des Gesetzes? außerhalb der Ordnung der Dinge? Und mir darf man das anthun, gerade mir? Wahrhaftig, wenn das so weitergeht, dann verliere ich den Verstand.

Dieser Zustand währte ich weiß nicht wie lange; ich erinnere mich nur, daß ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Essen hatte. Dabei hörte ich, so klaren Sinnes, wie ich jetzt klaren Sinnes bin, daß die Aerzte darüber berathschlagten, auf welche Weise mir wohl das Essen am zweckmäßigsten gewaltsam beizubringen sei. Sie hielten ja Alles für Wahnsinn! Ich hatte einfach keinen Hunger, ich war schwach zum Umfallen, und mein Körper verlangte nicht nach Nahrung.

Das gelbgetünchte Zimmer mit der dicken Scheibe hatte ich verlassen dürfen. In meine frühere Wohnung hatte mich indessen der Arzt nicht wieder aufgenommen. Er hatte mir ein besonderes Zimmer angewiesen, weil ich angeblich beständig beaufsichtigt und mit besonderer Sorgfalt ärztlich gepflegt werden müßte. In der Beziehung hatte er auch wohl Recht, denn nun war ich ja krank. Ich war nicht geisteskrank, wie Dr. Philippi meinte, aber körperlich elend war ich.

In einem merkwürdigen traumhaften Halbwachen duselte ich von einem Tage zum andern. Ich sprach nun kein Wort mehr und gab auf keine Frage Antwort. Wozu hatte mir das Sprechen genützt?

„Mutismus," sagte der eine Arzt zum andern, als sie an meinem Lager standen.

Auch mein Schweigen galt ihnen als ein Sympton meiner Erkrankung.

Sie Alle wollten gar zu gern wissen, woran ich dachte, die Wärter und die Aerzte; aber ich sagte es Niemand. Es war nur ein Gedanke, der mich Tag und Nacht beherrschte: bei erster Gelegenheit meine Schwester und meine Braut zu befreien und gemeinsam zu fliehen. Das wollten sie von mir herausbekommen, und deswegen fragten sie mich, deswegen legten die Thoren das Ohr an meine Brust. Aber ich wollte es ihnen nicht sagen, und deswegen schwieg ich.

Ich war indessen noch immer so schwach, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Mehrmals machte ich den Versuch aufzustehen, und die Wärter wollten mir auch beim Ankleiden behülflich sein; aber ich mußte den Versuch immer wieder aufgeben, ich schüttelte den Kopf und legte mich wieder nieder.

Eines Nachts erwachte ich plötzlich. Ich fühlte längst entwöhntes Behagen. Ich reckte und streckte mich. Mir war, als sei ein Wunder mit mir geschehen. Ich hatte die Empfindung, als ob mir die Gesundheit auf einmal wiedergegeben sei. Ich richtete mich auf, vorsichtig, denn ich traute der Empfindung noch nicht recht. Aber siehe da, es war wirklich so, ich hatte meine Kräfte wiedergewonnen, ich war wie verjüngt. Ich stand auf und trat an das Fenster. Mein Zimmer lag im hohen Erdgeschoß. Das Schloß an der Thür, die nach dem Flur führte, hatte von innen keine Klinke, so daß ich die Thür nicht öffnen konnte. Außerdem hätte ich den Corridor nicht betreten können, ohne von einem der Wärter gesehen zu werden, und endlich hätte ich auf diesem Wege auch das Haus nicht verlassen können, da die Hausthür fest verschlossen war.

Auch der Weg aus dem Fenster stand mir nicht frei. Das Fensterkreuz war ganz von Schmiedeeisen, breit und schwer, mit großen Verzierungen. Diese Schmiedearbeit war eben nichts Anderes, als ein schamhafter Ausdruck der Vergitterung. Ich öffnete behutsam das Fenster und versuchte, ob ich mich durch eine der Oeffnungen, welche die schmiedeeiserne Einfassung frei ließ hindurchzwängen könnte. Aber das war unmöglich. Ich packte nun die eiserne Verkleidung und rüttelte mit aller Macht daran.

Und nun kam über mich jene übermenschliche Kraft, wie sie die Vorsehung dem Sterblichen in Augenblicken der Verzweiflung gewährt. Ich rüttelte und rüttelte. Und ich hörte nun, wie der Kalk herabprasselte. Und ich fühlte nun, wie das schwere Fensterkreuz aus den festgemauerten Fugen sich lockerte. Noch eine letzte Anstrengung. Und mit dumpfem Schall fiel es auf den Sand.

Ich war ganz außer Athem, und dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirn. Ich hielt den Athem an und horchte. Alles war und blieb still. Jetzt kleidete ich mich an, kletterte auf das Fensterbrett und sprang in den Garten hinab.

Ich schlich mich zu der mittleren Villa und klopfte leise an das Fenster meiner Schwester.

Wunderbar, sie schien auf mich gewartet zu haben. Sie hörte mich sogleich und ließ mich ein, ohne ein Wort zu sagen. Es bedurfte keiner Verständigung unter uns. Sie schlüpfte die Treppe hinauf, und es war wohl kaum eine halbe Stunde vergangen, so waren wir Drei, völlig angekleidet, in dem stockfinstern Garten, Sarah, meine Schwester und ich. Die Dienerin meiner Schwester war nicht einmal in ihrem Schlaf gestört worden. Sarahs amerikanische Begleiterin war meiner Braut beim Ankleiden behülflich gewesen; sie wollte sich schlafend stellen, was konnte man ihr anhaben?

Wir kannten das Grundstück ganz genau. Schon früher hatte ich einmal scherzhaft geäußert: wenn man hier ausbrechen wolle, so sei es gar nicht schwer. An einer entlegenen Stelle der Umfriedigungsmauer rankte sich an einem hölzernen Geländer wilder Wein. Da bedurfte es keiner besonderen Geschicklichkeit, um hinauf zu kommen, und der Sprung von der Mauer war nicht gefährlich. Ich kannte die Stelle ganz genau und wußte, wo die Mauer am niedrigsten war, und ich fand sie in der Dunkelheit mit derselben Sicherheit, als ob der volle Mond am Himmel gestanden hätte. Zunächst half ich meiner Braut, dann meiner Schwester hinauf; ich kletterte nach, schwang mich von der Mauer hinab und rief meiner Braut zu, getrost zu springen, ich würde sie schon auffangen. Und so geschah es, und so geschah es auch mit meiner Schwester.

Es war etwa fünf Uhr Morgens, als wir in den Anlagen vor der Stadt zusammen waren — frei!

Meine Schwester und meine Braut hatten ihre Baarschaft, die eine ziemlich beträchtliche Summe ausmachte, zu sich gesteckt. Schweigsam gingen wir nach dem Bahnhof; wir konnten unserer Freiheit nicht noch froh werden. Als wir aber um sechs Uhr im Schnellzuge saßen, der in der Richtung auf Bingerbrück Bonn passirte — da jubelten wir auf, da traten uns die Thränen in die Augen, da schlossen wir uns in die Arme, da waren wir glücklich.

Wir hatten Billets bis Frankfurt genommen; es war uns ja ganz einerlei, wohin wir gingen. Unsere Hauptaufgabe war es, die Spuren unserer Flucht zu verwischen. Schon an demselben Nachmittage fuhren wir von Frankfurt nach Bremen. Und drei Tage darauf schwammen wir auf hoher See, nachdem wir uns in Bremen mit dem Nothwendigsten ausgerüstet hatten.

Nun, da wir uns ganz geborgen fühlten, da jede Gefahr der Wiederergreifung beseitigt war, nun verließen mich meine Kräfte.

Am ersten Tage konnte ich mit den Damen noch am Lunch theilnehmen, aber schon Nachmittags fühlte ich mich so elend, daß ich meine Kajüte nicht

mehr verlassen konnte. Auch die Damen wurden krank. Der Schiffsarzt, den ich mir kommen ließ, erkannte mit jenem Scharfsinn, der den Aerzten eigenthümlich ist, in meinem Leiden eine einfache Seekrankheit. Ich wußte, daß es etwas Anderes und Schlimmeres war. Es war ja natürlich, daß all die fürchterlichen Aufregungen sich rächen mußten. Ich befand mich in einem Zustand der äußersten Schwäche. Ich war körperlich so matt, daß ich auch geistig in unbehaglichem Halbbewußtsein dahin dämmerte. In diesem willenlosen Halbwachen wurde ich vom schrecklichem Fieberwahn auf's Aeußerste gepeinigt.

Ich sah mich wieder in der Anstalt von Bonn. Ich war da noch immer in demselben Zimmer, unempfänglich gegen Alles, was um mich vorging, stumm, stumpf und dumpf. Und in diesen wachen Halbtraum hinein spielten wunderlich und beängstigend gewisse Erinnerungen an thatsächliche Vorkommnisse. So war mir z. B., als ob ich in der dunklen Nacht plötzlich aufgestanden wäre, das Fenster geöffnet und den Versuch gemacht hätte, die eiserne Vergitterung gewaltsam herauszudrücken. Diesmal verlief es aber anders als in der Wirklichkeit. Die solide Arbeit der Maurer widerstand meinen übermenschlichen Anstrengungen. Mein Stöhnen hatte die Wärter aus dem Schlafe geweckt, sie traten in das Zimmer herein und legten mich wieder in's Bett. Und ich hörte, wie am andern Morgen die Wärter in meiner Gegenwart Bericht erstatteten, was in der vergangenen Nacht geschehen sei, und Philippi, der noch immer Arzt der Anstalt war, obgleich ihm der Wahnsinn aus den blauen Augen leuchtete, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte zu den Collegen: „Ich kann die Verantwortung nicht mehr allein tragen, ich muß den Behörden Anzeige machen." Und dann hörte ich auch etwas von „Entmündigung" sprechen, und in meinem Fiebertraum wurde dieser Drohung auch Folge gegeben. Man lud mich vor ein Collegium von verschiedenen Leuten, die ich nicht kannte; man stellte Fragen an mich, die ich natürlich nicht beantwortete. Kurz und gut: ich träumte mit einer so fürchterlichen Lebhaftigkeit, daß sich die Grenzlinie zwischen der Wirklichkeit und dem Traume völlig verwischte. Ich wußte kaum noch: ist das die Wahrheit, was ich jetzt träume, und ist es ein Traum, was ich für die Wahrheit halte? Wie steht es denn nur um mich? Bin ich hier im Schiff, bin ich in Bonn? Was ist denn mit mir geschehen? Es lag schwer, centnerschwer auf mir.

Ein Unglücksfall rüttelte mich aus dieser Schwere auf.

Unser Schiff war im Nebel mit einem anderen zusammengestoßen und hatte ein starkes Leck erhalten. Ich hörte das Getrampel über meinem Kopfe, ich hörte, wie die Pumpen vergeblich arbeiteten, denn das Wasser drang immer mächtiger in das Schiff ein. Ueber mir raschelte es wie die Ratten. Alle retteten sich auf das Deck. Mich Armen hatte man vergessen, und ich war zu schwach, um mir zu helfen. Und das Wasser stieg und stieg, es war schon in meine Kajüte eingedrungen. Ich klapperte mit den Zähnen. Es stieg immer mehr. Ich hörte, wie die Rettungsboote niedergelassen wurden. Meine Schwester und meine Braut hatten sich energisch geweigert, dieselben

zu besteigen; sie wollten, daß ich zuerst gerettet werden sollte. Ich hatte die Besinnung verloren, ich sah nur noch verschwommene Umrisse, die wie Nebelbilder zerrannen.

Und dann sah ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in dicke wollene Decken eingehüllt in einem Hospital zu New-York. Was mit mir geschehen war, wußte ich nicht und habe es auch nie erfahren. Du kannst Dir denken, daß wir nicht gern davon sprechen. Sarah und Gretchen schaudern bei dem Gedanken an unsere furchtbare Fahrt, und meine Sinne waren umfangen. Aber die Empfindung des steigenden kalten Wassers, — die ist mir geblieben, und noch jetzt fühle ich bei dem bloßen Gedanken daran eine unerträgliche Kälte, und ein Schauer überläuft mich.

Dank der hingebenden Pflege meiner Braut und meiner Schwester, die durch den Unverstand der Aerzte nicht erheblich beeinträchtigt wurde, war ich nach etwa zwei Monaten soweit wiederhergestellt, daß wir nun daran denken konnten, auf unser Reiseziel loszusteuern.

Wir hatten beschlossen, meinem Schwiegervater von unserer bevorstehenden Ankunft keine Kenntniß zu geben. Ich wußte ja, daß Philippi ihm geschrieben; ich durfte auch wohl mit Recht voraussetzen, daß er ihm über unsere Flucht in seiner Weise Bericht erstattet haben würde. Wir wollten meinem Schwiegervater unvorbereitet gegenübertreten, wollten ihm sagen: Hier sind wir, nun urtheile selbst, ob wir die Kranken sind, als die man uns schildert. Solltest Du bei uns irgendwelche Anzeichen wahrnehmen, die das Gutachten des unglücklichen Philippi bestätigen, nun wohl, so versprechen wir Dir, aus freien Stücken dahin zu gehen, wohin Du uns schicken magst. Beurtheile uns vorurtheilsfrei, und Du wirst bald begreifen, weshalb wir uns gewaltsam der Herrschaft jenes Mannes entzogen haben, der im Zustand vollkommener Unzurechnungsfähigkeit Menschenglück und Menschenleben zerstört.

Zu jener Zeit war nun die große Linie, die St. Paul in Minnesota mit Portland in Oregon verbindet, fertiggestellt worden. Die Einweihung war in der allerglänzendsten Weise vollzogen worden. Der Präsident Henry Villard hatte aus Deutschland und England eine Anzahl von bekannten Persönlichkeiten zu Gast geladen und feierte in einem Triumphzuge sondergleichen mit seinen Gästen dieses neue und großartige Werk menschlicher Kühnheit und menschlichen Unternehmungsgeistes. Alle Zeitungen waren voll davon. Ich las während meiner Erkrankung die Berichte über die Eröffnungsfeierlichkeiten der Northern Pacificbahn mit wahrer Begeisterung. Der neue Schienenstrang durchschnitt just die Gebiete, in denen mein Schwiegervater seine Besitzungen hatte: Dakota und Montana . . .

Inzwischen hatte ich mich mit reichlichen Geldmitteln versehen. Von New-York aus hatte ich meinem Geschäftstheilhaber ein Kabeltelegramm geschickt und ihn um Beglaubigung bei einem großen New-Yorker Hause bis zur Höhe von 250 000 Dollars gebeten. Ich war entschlossen, einen Theil

dieses Capitals in Ankäufen der neuerschlossenen Gebietstheile anzulegen, womöglich in der unmittelbaren Nachbarschaft meines Schwiegervaters.

So brach denn unser kleiner Hausstand, der nun sechs Personen zählte — uns Drei, einen Diener und zwei Dienerinnen, — an einem schönen Septembertage auf nach dem Westen. Die Reise war überreich an Genüssen auserlesenster Art. Wir ließen die unvergleichlichen Wunder der Natur und die kaum weniger erstaunlichen Wunder der Menschen voll auf uns wirken. Wir besuchten die Fälle des Niagara, blieben einige Tage in dem wie durch einen Zauber geschaffenen Chicago und fuhren dann nach Minnesota, nach St. Paul hinauf. Von da machten wir einen Ausflug nach dem benachbarten wundervollen See von Minnetonka und verbrachten da einige himmlische Herbsttage. Nun traten wir die lange ziemlich einförmige Fahrt durch die unermeßlichen Strecken von Dakota an. Du kannst Dir nichts Unglaublicheres vorstellen, als dieses Werdeland, als diese Städte, die wie die Pilze aus dem Boden schießen; gestern noch ein paar Hütten, heute bedeutende Handelsplätze mit allen Einrichtungen der modernen Großstädte; mit elektrischer Beleuchtung, Pferdebahn und beinahe ebensoviel Druckereien wie Einwohnern.

Es war in den letzten Tagen des September, als wir unser Ziel erreichten: die Hauptstadt von Dakota, die den Namen unseres großen Kanzlers führt, Bismarck. Von der früheren Hauptstadt Mandan ist Bismarck nur durch den Missouri getrennt, über den eine mächtige massive Brücke für die Nord-Pacificbahn geschlagen ist.

Mein Schwiegervater wohnte in Mandan. Mit merkwürdigen Empfindungen machte ich mich auf den Weg. Die Damen mit ihren Begleiterinnen hatte ich in Bismarck zurückgelassen. Es ist in der That eigenthümlich, zum ersten Male einem Manne gegenüberzutreten, der voraussetzen muß, daß man sich nicht im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte befindet, und ihm sagen zu müssen: ein Geisteskranker ist allerdings leider im Spiele, aber es ist der Arzt!

Was soll ich Dich nun mit den Schilderungen der Einzelheiten ermüden? Mein Schwiegervater merkte sehr bald, mit wem er zu thun hatte. Wir drückten uns die Hand, wir umarmten uns, und am 15. October wurde in Mandan die Ehe zwischen Sarah und mir geschlossen.

Ob ich glücklich bin?

Es giebt keinen glücklicheren Menschen auf dieser Welt. Ich liebe meine Frau von ganzem Herzen, und sie liebt mich. Der scharfe Hauch dieser mächtigen Natur hat an ihr wie an meiner Schwester wahre Wunder gethan. Und auch an mir. Du solltest mich sehen: im wollenen Hemd, mit breitkrämpigen Hut, die Hosen in den Schaft des Stiefels gesteckt, sonnengebräunt, mit hartgearbeiteter Faust, Du würdest den bleichsüchtigen Großstädter von ehedem nicht wiedererkennen!

Nebenbei ist es mir geschäftlich über alle Begriffe gut gegangen. Ich nenne Dir absichtlich keine Zahlen, denn Du würdest glauben dürfen, daß ich

von der amerikanischen Krankheit des Uebertreibens doch ein bischen angesteckt bin. Aber glaube mir, ich bin ein reicher Mann. Ich besitze mehr als die meisten regierenden Fürsten in Deutschland. Und ich habe Freude an meinem Reichthum, weil ich damit Gutes schaffen kann. Auch Du, mein alter lieber Freund, sollst nicht leer ausgehen. Ich kann Dir von meinem Ueberflusse mehr geben, als Du je gebrauchen wirst, um nach deutschen Begriffen verschwenderisch Dein Leben zu Ende zu führen, und ich merke es nicht. Sträubt sich Dein Zartgefühl, die Freundesgabe anzunehmen, nun gut, so verwerthe die Summen, die ich Dir zu überweisen gedenke, zu wohlthätigen Zwecken. Denke besonders an die armen Irren und leite eine kräftige Agitation ein, die darauf abzielt, daß die Befähigung der Aerzte einer schärferen Prüfung unterworfen werde. Denn wieviel Unheil diese Unglücksmenschen anrichten, — man muß es selbst erlebt haben, um es zu glauben! Es ist nicht die Rachsucht, die mich zu diesen Zeilen veranlaßt, es ist die allgemeine Liebe zur Menschheit. Wer glücklich ist, der ist auch gut, und ich bin ja glücklich.

Aber es giebt kein vollkommenes Glück. Das haben alle Denker, die je gelebt, gesagt; und es ist kein Zufall, daß sie es gesagt haben, denn es ist ein sehr tiefsinniges Wort. Mein Unglück ist meine Vergangenheit in Bonn.

Wenn ich Herr meines Willens bin, dann darf ich mich mit stolzem Munde meines ungetrübten Glückes rühmen; wenn aber der Wille ruht, im Schlafe, im Traume, dann fühle ich mich oft recht elend. Ich träume immer denselben fürchterlichen Traum: ich bin immer wieder in Bonn; ich liege zwar nicht mehr im Bett, es geht mir besser, aber ich rede irre, mein waches Glück ist nur ein Traum, ist nur der Traum eines Wahnsinnigen; in Wahrheit bin ich wirklich krank, krank gemacht durch die gewissenlosen Aerzte, die nichts verstehen; alle die Reichthümer, über die ich verfüge, sind eingebildet; ich bin nie in Dakota gewesen, ich habe mir das nur so zurecht fabulirt; ich bin noch immer in Bonn, noch immer krank, schwer krank, wenn auch mit logischem Denken.

So träume ich, und ich träume so unheimlich lebhaft, daß ich mich im Traum immer wieder frage: Ist es denn möglich, daß dieses Traumgebilde nicht die schreckliche Wahrheit selbst ist? Ist es denn wahr und wirklich, daß ich glücklich bin, der geliebte Gemahl der schönsten Frau, der Gebieter über unermeßliche Getreidefelder, die mir soviel einbringen, daß ich nicht weiß, was ich mit meinem Gelde anfangen soll? der glückliche Bruder von Gretchen? Wo ist Trug, wo ist Wahrheit?

Aber allmählich zerrinnt das beängstigende Traumgesicht, ich erlange den Willen wieder, ich erwache und bin wiederum der Glückliche, der ich in Wahrheit bin.

Nur Eines ist und bleibt mir auch in wachem Zustande unerträglich: die Erinnerung an das kalte Wasser. Ich habe das Empfinden, als ob man mich in feuchte Laken einschlüge. Das ist gewöhnlich das Ende meines

Traumes. Wenn ich dann erwache, glühe ich, aber die Erinnerung an die schaudernde Kälte läßt mich nicht los. Das sind die Narben, die mir von der grausamen Verwundung in Bonn geblieben sind.

Und doch fühle ich für den, der diese Wunde mir geschlagen, nur warmes Mitgefühl. Das mag Dir folgender Zug beweisen.

Eine Wüstenei habe ich hier vorgefunden, und kräftigster Anstrengungen hat es bedurft, um diese Einöde zu erfreulicher Fruchtbarkeit zu zwingen. Nun grünt es und blüht es um mich her. Ich habe mir einen hübschen Garten angelegt. Meinem Wohnhause gegenüber habe ich drei Villen im Schweizer Stil mit Holzgeländern und Veranden errichtet, die durch einen mit Gartenanlagen geschmückten Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert, von meinem Wohnhause getrennt sind. Das mächtige, hart am Missouri gelegene Grundstück ist ringsum ganz zum Park umgewandelt worden. Da grünen herrliche Nußbäume und Akazien, Kastanien und Linden, und beschatten die Kieswege. Und ich habe meine Kegelbahn, mein Billardzimmer, mein Musikzimmer, und am Abend, wenn wir nichts Besseres vorhaben, tanzen und springen wir wie die Jüngsten. Eine nicht allzu hohe Mauer schließt mein Grundstück ab. Man ist hier zu diesen Vorsichtsmaßregeln noch immer genöthigt wegen der Indianer, die das ihnen früher eigenthümliche Land durchstreifen, wenn sie jetzt auch nicht mehr als unerbittliche Feinde der Weißen zu betrachten sind. Wir hören und sehen hier fast gar nichts von ihnen. Nur manchmal in stiller Nacht vernehme ich in weiter Ferne jenes eigenthümliche hohle Schreien, mit dem sie jedes außergewöhnliche Ereigniß begrüßen. Ich habe aber die Mauern, damit mein Besitz nicht den Charakter des Gefängnisses hat, mit Buschwerk und Schlingpflanzen verkleidet, und an der niedrigsten Stelle der Mauer wächst an Staketen der wilde Wein, der jetzt mit seinen tiefrothen Blättern ganz herrlich aussieht. Jedesmal, wenn ich an der Stelle vorüberkomme, denke ich an die Nacht meiner Flucht in Bonn.

Ueberhaupt hat meine hiesige Neuschöpfung unwillkürlich eine gewisse Aehnlichkeit mit den Einrichtungen der Bonner Anstalt angenommen. Es hat sich zufällig so gemacht, wenn man es eben einen Zufall nennen kann. Wahrscheinlich ist die Erinnerung an die Bonner Vorgänge so rege in mir gewesen, daß ich bei jeder meiner Unternehmungen unter deren Bann gestanden habe.

Vielleicht hat mich aber auch noch eine andere unwillkürliche Erwägung geleitet, als ich diese Anlagen im Stile der Bonner schuf. Ich sagte Dir eben: ich bin frei von aller Rachsucht, ich habe mir im Gegentheil die milde Vorschrift der Bergpredigt zur Lebensregel gemacht: „Thut wohl Denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Und nachdem ich hier mein Glück fest begründet, habe ich an den armen Philippi geschrieben, daß ich ihm nicht blos verzeihe, sondern ihm wohlthun will mit Herzensfreude.

Der beklagenswerthe Mann hatte noch immer keine Ahnung von seiner

Krankheit, und bei unsern unvollkommenen Einrichtungen wäre es vielleicht sehr schwer gewesen, daß diese von Niemand als von mir erkannte Krankheit überhaupt zur Kenntniß der Behörde gelangte. Mir war es ein Bedürfniß, dem hartgeprüften Manne die schreckliche Demüthigung zu ersparen.

Ich habe ihn also aufgefordert, mit Sack und Pack hierherzukommen. Ich habe ihm ein glänzendes Anerbieten gemacht, und habe die Summe, die ich ihm zur Verfügung stellte, notariell hinterlegt. Und siehe da, die Geldgier hat zu Stande gebracht, was mein Zureden wohl schwerlich jemals erreicht haben würde: Philippi hat mein Anerbieten angenommen.

So habe ich ihn aus seinem gefährlichen Wirkungskreise entfernt und habe ihn hier unter meiner Aufsicht. Er ist mein Leibarzt, d. h. ich verkehre mit ihm geradeso wie Molière mit dem seinigen: ich lasse ihn zu mir kommen, wir besprechen dies und das, er verschreibt mir Mancherlei, ich nehme keine seiner Arzeneien und fühle mich sehr wohl. Er ist vollkommen geistesgestört, aber er gehört zu den Unschädlichen. Außerdem sorge ich dafür, daß er, selbst wenn er wollte, kein Unheil anstiften könnte. Er verdient sehr viel Geld und er ist auch glücklich.

Und so lebe ich denn als Glücklicher in einer Welt von Glücklichen. Mein Schwiegervater, meine Frau, meine Schwester, Dr. Philippi, — wir Alle sind glücklich!

Und Du, mein lieber Freund, Du solltest es auch sein; Du solltest Dich aufraffen und den Muth haben, zu uns zu kommen. Ich weiß, Du giebst viel auf in Deiner Heimat, aber was ich Dir bieten könnte, würde auch nicht wenig sein. Versuch's doch nur auf ein Jahr oder zwei; befreie Dich aus dem Zwang der Culturländer und sei hier ein freier Mensch unter Freien. Du würdest es nie zu bereuen haben, denn ich wiederhole Dir: ich bin der Glücklichste der Glücklichen . . . Wäre nur nicht das schreckliche Träumen und diese schaurige Empfindung des kalten Wassers — wäre nur das nicht, dann wäre Alles gut!

Aber nicht mit einer Klage will ich diese überlange Schilderung schließen, ich will sie vielmehr schließen in Freude und mit innigstem Danke an die Vorsehung, die mich aus den schrecklichen Gefahren befreit, die mir meine Lebenskraft erhalten und mein Gemüth nicht verhärtet hat. Ich bin stark, gesund, reich und gut, und es ist mein höchster Ehrgeiz, diese Gaben segensreich zum Besten der Menschheit zu verwerthen. Ich will das allgemeine Elend bekämpfen, und wenn Thränen fließen, sollen es nur Thränen der Freude sein. Wenn das ein Wahnsinn ist, dann allerdings, lieber Freund, bin ich krank. Ueberzeuge Dich selber davon und komm!

In treuer Herzlichkeit

Dein ältester Freund

Hilarius."

Der Morgen graute, als ich die lange Schilderung meines Freundes aus der Hand legte. Ich las mehrere Stellen noch einmal durch. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte.

Das Ganze wirkte auf mich abenteuerlich und unheimlich, aber es war wiederum Alles so klar und richtig, daß ich auf die Frage, die sich mir immer wieder aufdrängte, keine Antwort zu geben wagte.

Im Laufe des Tages las ich den Brief noch einmal durch, stutzte bei manchen bedenklichen Wendungen; aber sie fanden immer wieder ihre logisch wirkende Erklärung. Was hatte das Alles zu bedeuten? Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

Ich besuchte einen bekannten Arzt und erkundigte mich nach Dr. Philippi in Bonn. Er wurde mir als ein ausgezeichneter Specialist von hervorragender Kenntniß, bedeutenden Erfahrungen, voller Wohlwollen und Güte gerühmt. Eine gewisse Scheu hielt mich davon ab, mich danach zu erkundigen, ob Dr. Philippi noch in Bonn oder ob er nach Amerika übergesiedelt sei?

Noch an demselben Abend schrieb ich nach Bonn an den Leiter der Anstalt. Ich erzählte ihm, in wie inniger Freundschaft ich mit Hilarius Gauer von Kindheit an gelebt, ich erzählte ihm unsere letzte Begegnung und berichtete ihm endlich, daß ich einen sehr langen auffälligen Brief, der die Adresse „Mandan in Dakota" trage, erhalten hätte und nicht recht wüßte, was ich mit dem Inhalte anfangen solle. Ich würde ihm dankbar sein, wenn er mir Mittheilungen zu machen in der Lage wäre, die mir über die Person und Sache Aufschluß geben könnten.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete:

„Ihr Freund Hilarius Gauer ist vor etwa vier Jahren zum Besuch seiner unheilbar erkrankten Schwester zu mir gekommen und hat in meinem Hause Wohnung genommen. Schon bei seiner Ankunft flößte uns — meinen Collegen und mir — sein eigenthümliches Wesen einige Besorgniß ein; namentlich war es sein Stimmungswechsel, der jähe Sprung von übertriebener Heiterkeit zu tiefer Schwermuth, der uns beunruhigte. Mit der Zeit stellten sich auch andere Symptome heraus, die an einer ernsthaften Erkrankung nicht mehr zweifeln ließen. Er behauptete, einer der hervorragendsten Aerzte zu sein, und überhäufte alle anderen Doctoren mit beleidigenden Schmähungen wegen ihrer völligen Ignoranz und Gewissenlosigkeit. Er unterbreitete mir auch einen bogenlangen sehr scharfsinnig ausgearbeiteten Plan für die Umgestaltung unserer Anstalt, die er auf der Basis einer allgemeinen Menschenbeglückung, wie er sagte, ganz neu einrichten wollte.

Dazu kamen noch mancherlei andere Seltsamkeiten. Er verliebte sich in eine junge Amerikanerin, eine Schwerkranke, die in derselben Villa wohnt wie seine Schwester, und schrieb hinter meinem Rücken an deren Vater, um um ihre Hand anzuhalten. Er behauptete, dieselbe sei vollkommen genesen, während sie thatsächlich zu den Schwerkranken unserer Anstalt gehört. Eben

so fest war er davon überzeugt, daß auch seine Schwester, die an tiefer Schwermuth leidet, vollkommen genesen sei.

Das ungeduldige Warten auf die Antwort aus Amerika regte ihn furchtbar auf, und es zeigte sich eine Reihe anderer schwerer Symptome. Nachdem er soeben noch im vollsten Uebermuthe alle möglichen Schwänke erzählt hatte, flüchtete er plötzlich aus der Gesellschaft und blieb unbeweglich stundenlang in ganz merkwürdigen Stellungen in irgend einer verborgenen Ecke stehen. Er schien da vollkommen ohne Bewußtsein zu sein, er gab wenigstens kein Zeichen der Theilnahme, wenn ich an ihn herantrat und mit ihm sprach. Er ließ es ruhig mit sich geschehen, daß ich seinen Arm aufhob und diesem eine unbequeme Stellung gab, und der Arm blieb dann während einer langen Zeit, die weit über das Vermögen eines Gesunden hinausgeht, in dieser unbequemen Lage, ja scheinbar in Widerspruch zu allen Gesetzen der Schwere. Dazu kamen später noch Schlaflosigkeit und Nahrungsverweigerung; auch Gehörstäuschungen scheinen nicht ausgeschlossen gewesen zu sein. Vergeblich bemühte ich mich, Herrn Gauer zu veranlassen, die Bonner Umgebung, an die die Vorstellungen des Kranken eng anknüpften, mit einer anderen zu vertauschen. Er war in dieser Beziehung durchaus nicht zu beeinflussen, und, nachdem ich alle Künste der Ueberredung erschöpft hatte, mußte ich ihn in meinem Hause belassen.

Am Tage, als der Brief aus Amerika von dem Vater der kranken Amerikanerin hier eintraf, der durchaus sachgemäß und ruhig die Entscheidung in die Hände der Männer der Wissenschaft legte, hatte ich mit ihm eine längere Unterredung. Er verlangte durchaus, daß ich die Damen aus der Anstalt entlassen sollte. Vergeblich versuchte ich ihn zu beruhigen. Plötzlich sprang er auf mich zu, machte einen Versuch, mich zu erdrosseln, und nur mit äußerster Mühe gelang es mir, mit Hülfe von drei Wärtern den Rasenden zu bändigen. Unmittelbar nach diesem Angriffe trat bei dem Kranken ein Zustand völliger Verwirrtheit ein, der es mir zur traurigen Pflicht machte, ihn zu isoliren. Er tobte sehr heftig, und von diesem Anfall, der alle seine Kräfte aufgebraucht hatte, erholte er sich nur sehr langsam.

Seither ist er aber eigentlich immer recht folgsam und gutmüthig gewesen, der Anfall von Tobsucht hat sich nicht wiederholt. Nur einmal hat er den Versuch gemacht, in der Nacht das schmiedeeiserne Fensterkreuz herauszudrücken. Es ist ihm natürlich nicht gelungen, und die Wärter haben ihn wieder betten und seitdem schärfer beobachten müssen.

Eine Zeit lang haben wir ihn hydropathisch behandelt, aber er scheut das Wasser entsetzlich und spricht immer davon, wie fürchterlich kalt es sei. Dazu hat er sich einen Schiffbruch, den er erlitten haben will, hinzugedichtet. Wenn der Schauer überwunden ist, stellt sich bei ihm eine ruhige, wohlwollende und freundliche Gemüthsstimmung ein.

Er hat sich ein vollkommenes Wahnsystem ausgesonnen, das bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam ausgearbeitet ist. Er hat hier in den Zeitungen

mit großem Interesse die Berichte über die Eröffnung der Northern Pacific-bahn gelesen und sich alle möglichen Bücher über den Norden Amerikas angeschafft, die er fleißig studirt. Er behauptet nun, der Besitzer unermeßlicher Getreidefelder in Dakota zu sein und gebietet dort als absoluter Herrscher über unzählige Menschen und unabsehbare Länder. Er kleidet sich auch wie ein amerikanischer Farmer: mit einem Wollenhemd, kurzem Jackett aus Corduroy, hohen Schaftstiefeln. Die kranke Amerikanerin ist seine Frau, und ich bin sein Leibarzt. Er erzählt mir auch ganz genau, wie ich zu ihm gekommen bin.

Er ist jetzt vollkommen ungefährlich, körperlich rüstig und gesund und in ruhiger, heiterer Gemüthsstimmung. Er ist so glücklich, wie man in seiner unglücklichen Lage sein kann.

Leider ist die Familie so stark erblich belastet, daß ich die Hoffnung auf Genesung kaum auszusprechen vermag. Der Großvater Ihres Freundes mütterlicherseits ist gemüthskrank gestorben, die Mutter hat sich das Leben genommen, die Schwester leidet an unheilbarer Schwermuth. Indessen wollen wir doch nicht die Hoffnung gänzlich aufgeben; namentlich in den letzten Monaten zeigt der Kranke eine merkwürdige Ruhe und Klarheit.

Er ist ungemein fleißig, er liest viel und schreibt oft tagelang ausführliche Darstellungen, die fast alle in demselben Sinne gehalten sind. Es ist immer dasselbe Wahnsystem, das er da entwickelt. Es ist Alles logisch und vernünftig gegliedert, nur Zeit und Ort wirft er in seltsamer Weise durcheinander; er verwechselt Bonn mit Dakota, und hat keine rechte Vorstellung von der Zeiteintheilung. Er weiß nicht genau, seit wie lange wir uns kennen, und verlegt Ereignisse, die gestern geschehen sind, in eine ferne Vergangenheit. Es würde mich interessiren, den Brief zu lesen, den er an Sie gerichtet, und den er, wie er es gewöhnlich thut, wahrscheinlich bei einem seiner Ausgänge, die wir ihm gern gestatten, irgend einem Reisenden zu persönlicher Beförderung anvertraut hat. Zur Post hat er kein Vertrauen.

Es wird Sie beruhigen, wenn ich Ihnen sage, daß wir Alle Ihrem Freunde, dessen Güte und Freundlichkeit ihm hier nur Freunde erworben hat, mit wärmster Theilnahme und liebevollster Aufmerksamkeit begegnen. Wenn Sie Ihr Weg einmal nach dem Rhein führt, so besuchen Sie uns, denn es wird Ihnen eine ernste Genugthuung sein, sich davon zu überzeugen, daß Ihr Freund unter seiner schweren Krankheit nicht zu leiden hat, und daß sein Wahn ein glücklicher ist."

In den allernächsten Tagen gedenke ich der Einladung des Dr. Philippi Folge zu leisten.

Robert Franz.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Es iſt ungemein ſchwierig, ſelbſt dem muſikaliſch gebildeten Leſer richtigen Begriff von einer bedeutenden Tonſchöpfung zu geben, wenn die Bemerkungen und Betrachtungen nicht durch Notenbeiſpiele unterſtützt werden, des Leſers Phantaſie nicht in vorgeführten Themen Anregung findet. Noch größer geſtaltet ſich die Schwierigkeit, wenn die geniale Weſenheit eines Componiſten zu beſchreiben iſt, der wie Robert Franz auf einem beſonderen Kunſtgebiete eine hochbedeutende Stellung ſo zu ſagen ſich ſelbſt geſchaffen hat. Hier muß die Beſchreibung, wenn ſie ſich nicht blos in ſchönklingenden Satzreihen bewegen will, den Leſer zu weitem Rückblicke auf jenes Kunſtgebiet veranlaſſen, bevor ſie ihm die beſondere Stellung des Künſtlers zeigt.

Die Entwickelung des Ausdruckes der Empfindungen, die Formen, in welchen dieſer Ausdruck hervortritt, gehören zu den Hauptgegenſtänden der Culturgeſchichte jedes Volkes. Dichtkunſt und Tonkunſt ſind die entſchiedenſten Formträger der Empfindungen und die Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Liedes gehört inſofern zu den wichtigſten Beſtandtheilen deutſcher Culturgeſchichte, als das Lied eine ganz eigenthümliche nationale Geſangsweiſe darſtellt. Es iſt auch ganz bezeichnend, daß „Lied“ das einzige, rein deutſche Wort unſerer Tonkunſt iſt; Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Quartett, Sonate, Concert ſind Fremdwörter; aber „Lied“ iſt ganz deutſch. Und es iſt unüberſetzbar. Franzöſiſche und engliſche Concertanzeigen und Beurtheilungen gebrauchen jetzt faſt immer das Wort „Lied“, weil „air“ den Begriff durchaus nicht wiedergiebt.

Viel ist schon geschrieben worden, und wird noch geschrieben werden über das „Volkslied" und das „Kunstlied", über den Einfluß des erstgenannten auf das andere und auf die ganze Entwickelung der modernen Musik. Die verschiedenartigsten Musikschriftsteller, deren Anschauungen auf ganz entgegengesetzten Standpunkten gefaßt sind, stimmen darin überein, daß die Kunstmusik aus dem Volksliede hervorgegangen sei und daß sie wieder zum Volke zurückzukehren habe*). Was immer in gar vielen Büchern über diesen Gegenstand gesagt ward, hat meine Ueberzeugung bestärkt, daß der Begriff „Volkslied" häufig mißverstanden wird, theilweise durch die Schuld mancher Autoren, die es nicht über sich gewinnen konnten, einen poetischen, unklaren Begriff aufzugeben und durch klare Darlegung auf die richtige Anschauung hinzuweisen, die in ihrer Wesenheit eigentlich poetischer ist, als jener unklare Begriff. Man liest von „selbständig vom Volksgeiste gefundenen, rechten und ursprünglichen Volksliedern, die als der unmittelbare Ausdruck des Volksempfindens" u. s. w., oder „das Volk sang seine eigenen Lieder" und derartige Sätze mehr, die von den Laien rasch aufgefaßt und ohne weitere Prüfung wiederholt werden. Hinterdrein kommt dann eine deutlichere Betrachtung, die eigentlich vorhergehen mußte. „Es ist gleichgültig", ob ein Einzelner oder Mehrere, ob ganze Gesellschaften den Ausdruck dessen übernehmen, wovon jeder Einzelne lebhaft „mächtig erregt ist"**). — „Das Volk selbst denkt nicht daran, seine Lieblingsweisen in Notenzeichen zu fixiren. Aber zu allen Zeiten haben sich Sammler und Aufzeichner dafür gefunden***)". Der geschätzte Forscher Fr. Arnold, der vor mehreren Jahren eine Sammlung einstimmiger Melodieen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gefunden und veröffentlicht hat, meint, sie seien mehr als Kunst- denn als Volkslieder zu betrachten. Und Saran in seiner Schrift „Robert Franz und das deutsche Volkslied" sagt im Hinblick auf die von Fr. Arnold veröffentlichte Sammlung geradezu, „Es ist bis heute nicht gelungen, genau festzustellen, was damals als Volkslied und was als Kunstlied zu gelten habe, oder worin der Unterschied Beider bestehe."

Die Entstehung, Entwickelung und Verbreitung des Volksliedes scheint mir am besten durch einen Satz der „Limburger Chronik" zu erklären, den Schletterer in seinem trefflichen Buche „Das deutsche Singspiel" anführt: „In derselbigen Zeit (um 1350) sung man ein neu Lied im deutschen Lande, das war gemein zu pfeiffen, und zu trommeten, und zu allen Freuden. Damals

*) „Nicht Ihr" (d. h. die Künstler der Jetztzeit) „werdet das Kunstwerk der Zukunft schaffen, sondern das Volk," sagt R. Wagner in seinem ersten Buche „Kunstwerk der Zukunft": und in Oper und Drama hat er immer darauf hingewiesen, daß die Grundlage aller Compositionen im Volksliede und in der Tanzmusik zu suchen sei. Ganz dasselbe, wenn auch mit anderen Worten, haben heftigste Gegner Wagners in ihren Schriften gesagt.

**) Reißmann.

***) Ambros.

machte ein Barfüßer-Mönch am Mainstrom die besten Lieder und Rheimen in der Welt, von Gedicht und Melodeyn, daß ihm Niemand am Rheinesstrom oder sonst wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht."

Gleich diesem Barfüßer-Mönch haben gewiß viele Andere vor und nach ihm Lieder gedichtet und gesungen, die dem Volke gefielen, dann immer weiter verbreitet und umgewandelt worden sind, bis der eigentliche Schöpfer sie kaum wieder erkannt haben mochte*). Ja selbst die Texte, besonders die der erzählenden (epischen) Volksgesänge haben oft große Veränderungen erfahren, und die Art und Weise dieser Umgestaltungen ist kennzeichnend für die Empfindungen und Anschauungen der verschiedenen deutschen Stämme. Der Nord- und der Süddeutsche erzählen dieselbe Geschichte; Jener läßt den ganzen Ernst jedes einzelnen Ereignisses hervortreten, seine Phantasie schafft überall den düsterſten Hintergrund; Dieser giebt überall milderen, anmuthigeren Regungen Ausdruck, ja er läßt sogar oft dort Rettung eintreten, wo der Stammesbruder vom traurigsten Ende erzählt. In der hochdeutschen Version von „Ullrich und Aennchen" ermordet der Verführer das Mädchen, in der allemannischen wird es vom Bruder gerettet. In „Falsche Lieb" läßt der Hochdeutsche die Ungetreue von dem Betrogenen tödten, der Schweizer läßt sie leben und den Jüngling trauern. Selbst lustige Texte sind verändert worden, der Süddeutsche blieb immer kräftiger, auch weniger umschreibend.

Es steht außer allem Zweifel, daß viele solcher Volksmelodien von den zeitgenössischen oder später lebenden Fachkünstlern, von den Componisten verwerthet und in künstlicher Form umgearbeitet worden sind. Manchmal werden auch wohl nur die Texte benützt. In einer von Dehn herausgegebenen „Sammlung älterer Musik aus dem 16. und 17. Jahrhundert" befinden sich einige Chorlieder von Orlando di Lasso mit überlustigsten Texten, die heute kein großer Componist zu setzen wagen dürfte, deren contrapunktisch kunstvoll durchgeführte Themata keinen Ursprung im Volkslied errathen lassen (mit Ausnahme des „Es thut sich Alles verkehren," und „Annelein"); dagegen in einigen französischen Chorliedern desselben Großmeisters, die ich vor vielen Jahren in der Berliner Bibliothek aus den Stimmen copirt habe, besonders in einem: „Un jeune moine sortit du couvent" unverkennbar eine „Volksweise" das Hauptthema bildet. Wenn ich nun anführe, daß Ambros in seiner Geschichte der Musik neben etwa vierundzwanzig berühmteren deutschen Meistern des 16. Jahrhunders ebenso viel kleinere mit Namen nannte, so läßt sich hieraus der Schluß ziehen, welch vielfältige Wechselwirkung zwischen Volks- und Kunstlied in und vor jenen Zeiten stattgefunden haben mag.

---

*) Eine geniale, echt poetische Beschreibung der Entstehung eines solchen Liedes hat Freiligrath in seinem Prachtgedichte: „Prinz Eugen, der edle Ritter" gegeben.

Die genaue Prüfung und Darlegung der Ursachen, welche während des 17. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des 18. eine Abnahme der Verbreitung und Wirkung des Volksliedes herbeiführten, verlangte eine lange Abhandlung für sich, mit weit ausgreifenden Abschweifungen nach verschiedenen Gebieten. Der Hinweis auf ein culturhistorisches Hauptmoment, das viele Andere in sich faßt, wird dem Zwecke dieser Studie genügen. Die Geschichte lehrt, daß überall die zunehmende Bildung zuerst das Ursprüngliche, Poetische im Volke zurückdrängt, um sich ihm später wieder zuzuwenden und aus ihm vielfache Anregung zu schöpfen. So lang das Volk noch wenig oder nichts gelernt hat, verwandeln sich alle die äußeren Eindrücke, die es empfängt, in religiöse Ideen oder poetische Ergüsse. Jeder einigermaßen Begabtere im Volke, der sich nicht bis zur Gelehrsamkeit oder zur Gunst der Großen erheben konnte, war ein Volksdichter, der Liebesgefühle oder Ereignisse die gemeinsames Empfinden anregten besang; trafen seine Worte und Töne das Richtige, so gingen sie von Mund zu Mund, mit Veränderungen und Zusätzen, die andere Mitempfindende dichteten. Als dann Dichtkunst und Musik in Regeln gebracht wurden, in den Hofdienst traten oder zum ehrsamen Zunftwesen gehörten, da trat die Bedeutung des Volksliedes als solches insofern ein wenig zurück, als es mehr in den unteren Schichten verblieb; es gewann aber Beziehung zur Kunst, indem die Tonsetzer von Fach es verwertheten. Es ist bezeichnend, daß die Nationen, die am längsten dem allgemeinen Bildungsgange fern gestanden haben, bei denen es keine Fachcomponisten und Hofdichter gab, ihre Volkslieder am reinsten bewahrten: Finnen, Kleinrussen, Schotten, Ungarn.*) Als durch die Reformation das Volk angeregt ward, auch über die Mysterien der Religion nachzudenken, die heilige Schrift in deutscher Sprache zu lesen, die Selbstwahl der Priester vorzunehmen; als die sich immer mehr verbreitende Buchdruckerkunst das Wissen dem Volke zugänglicher machte und auch das Volkslied nicht mehr durch Ueberlieferung allein, sondern durch den Druck bekannt

*) Einen ganz merkwürdigen Beleg zu der Verflüchtigung des Volksliedes kann ich aus meinen eigenen Lebenserfahrungen bieten. In den 40. Jahren lebte ich in den Donaufürstenthümern Moldo-Wallachei, jetzigem Königreich Rumänien. Damals wurden noch überall die „Volkslieder" gespielt und gesungen; die Spielleute „Lautari" Zigeuner, welche Geige, Panflöte und Kobsa (eine Art Mandoline) spielten, und dazu sangen, fehlten bei keinem Feste der „Bojaren" und da fast alle Lieder eigentlich Tanzweisen (Hora) waren, so gehörte es zum „bon ton" der guten Gesellschaft, auch einmal „Hora" zu tanzen. Ich habe 1849 eine Sammlung dieser höchst originellen Weisen herausgegeben. Als ich im December 1868 auf zwei Wochen nach Bukarest, der Hauptstadt des neuen Reiches, kam, waren die „Lautari" fast verschwunden, nur mehr in den entlegensten Kneipen zu vernehmen. Die am Ruder stehenden „Volksmänner" erklärten mir, die kosmopolitische demokratische Bildung der Nation habe mit diesen alten Resten nichts zu schaffen. Der Preußische General-Consul, später Gesandte in Constantinopel Kraf Kaiserlingk (†) ließ einmal für mich den „Mode"-Lautar kommen, der spielte Guitarre, und sang ein Lied „Winter kommt, Sommer geht" von Basil Alexandry, dem rumänischen Kammerpräsidenten.

wurde: da mußten nach und nach in Dichtkunst und Musik jene Veränderungen eintreten, welche zuletzt bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beide Künste dem Volke entfremdeten, weil sie sich vorzugsweise an die Gebildeten wendeten. Im Beginn der Reformation trat das geistliche deutsche Lied vielfach an die Stelle des Volksliedes und mancher Volksmelodie ward ein geistlicher Text unterlegt. Neben den geistlichen standen die politischen und religiösen Spottlieder in Flor. (J. Scheible hat aus der Ulmer Stadtbibliothek allein 89 solcher Lieder gegen den Pabst und die Geistlichkeit mit satirischen Bildern unter dem Titel „die fliegenden Blätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert" veröffentlicht). Die Dichtkunst war theils geistlich, theils höfisch weltlich. Durch die erste Richtung geht ein eigenthümlich träumerischer, oft reflectirender Zug; die weltliche Poesie aber ist zu gleicher Zeit steif, und frivol; die alte Dichtkunst war manchmal derb sinnlich; aber die Lüsternheit, das Schlüpfrige ist erst mit der höfischen Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunders als mitwirkendes Element hervorgetreten; und zwei Hofdichter, die zugleich auch recht fromme Liederchen verfaßt haben, die Herren von Besser, Churfürstlich sächsischer Hofdichter (1654—1729), und Herr von Canitz, der Preußische Hofpoet, zeichneten sich aus in schamloser Besingung der Hof- und anderer Liebesangelegenheiten.

Während dieser Dichterperiode florirte in der weltlichen Musik die „Aria" die „Cantaten" und Anrufungen der Clio, des „Unstruthischen Apollo" und wie damals die Ueberschriften der Musik für die „Gebildeten" gelautet haben. Gegen die Mitte des achtzehnten begann eine Art von Widerstreben gegen die herrschende Unnatur hervorzutreten, und eine Rückkehr zum minder Geschnörkelten und Manierirten anzubahnen*). Da kamen die „Oden-Sammlungen" und die „Kurzweiligen Sing- oder Tafelstunden" „ohrenvergnügendes und gemüthergötzendes Tafel-Confect"; die Texte der letzteren waren mit den seltensten Ausnahmen ungemein albern, mitunter niedrig gemein. In der Musik herrschte überall noch die steifste Ungelenkheit vor. Erst nachdem in der Dichtkunst ein anderer Geist sich offenbarte, als Goethes unvergleichliche kleine lyrische Gedichte erschienen, als Bürger den richtigen volksthümlichen Ton anschlug, als Herder fremde Volkslieder der deutschen Nation bekannt machte,

*) Hie und da begegnet man der Behauptung, der Umschwung wäre eigentlich durch Bach und Händel herbeigeführt worden; diese beiden Großmeister hätten zuerst wieder das Volkslied in ihre Musik aufgenommen, verwerthet. Wo in Händel'schen Arien und Chören Anklänge an Volkslieder zu finden wären, kann ich nicht absehen. In Bach'schen Clavierstücken, Gavotten, Giguen, Air herrscht manchmal eine solche Lustigkeit der Melodie, daß man fast Verwendung irgend eines Volksliedchens annehmen könnte. Aber Bach war ein unermeßliches Genie, der jeden Ton traf und aus sich selbst schöpfte. Spitta, dem bei aller seiner Schönrednerei ein gründlichstes Erforschen und Kennen Bachs unbedingt zuerkannt werden muß, hätte gewiß nicht ermangelt, auch einen Zusammenhang Bach'scher Melodien mit Volksliedern nachzuweisen, wenn ein solcher bestand.

um ihre Aufmerksamkeit auf die eigenen zu lenken*), da erhob sich auch das Musiklied in höhere Regionen. Aber nur sehr langsam. André, Reese, Reichardt, Rust, Schulz, Zelter u. A. suchten sich vom steifen Zopfgange der „Aria" zu befreien, der Melodie einen einfachen, natürlicheren Gang zu geben; manche Gesänge aus Hillers heiteren Opern gewannen große Verbreitung und wurden „populär". Wer aber glauben möchte, daß in diesen Liedern Etwas von dem zu vernehmen war, was man im Volksliede voraussetzt, der möge sich einmal die Notenbeilagen in Lindners „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert" ansehen, und in Reißmanns „Geschichte des deutschen Liedes" das seiner Zeit allgemeine beliebte Lied aus Hillers Jagd „Als ich auf meiner Bleiche", und Zelters Lied auf Goethes Text „Ich denke dein". Er betrachte dann die ersten Tacte von Schuberts „Das Wandern", „Ich hört ein Bächlein rauschen", „Danksagung an den Bach", der „Lindenbaum"; lege dann zwischen die erstgenannten und Schuberts Gesänge ein paar alte oder neuere Volkslieder, „Bald gras ich am Neckar", „Muß i denn zum Städtele naus"**) und entscheide nach eigenem Ermessen, auf welcher Seite der wahre Ton des Volksliedes reiner und unmittelbarer zum Herzen spricht, in jenen „volksthümlichen" Liedern der Componisten des 18. Jahrhunderts oder im Kunstliede Schuberts? Und hier sind wir auf dem Umwege nothwendiger Vorbetrachtungen zu dem Pfade gelangt, der uns zuletzt zu Robert Franz führt, auf die Untersuchung, wie das Kunstlied nach dem Volksliede zurückgriff.

Ich habe schon oben angedeutet, daß die Dichtkunst zuerst den natürlichen Ton anschlug. Der ungeheure Umschwung, den Herders Anregung und Goethes Schöpfungen in der lyrischen Dichtung herbeiführten, mußte nothwendiger Weise auch auf die Gesangs-Composition mächtigen Einfluß üben, und andere Tonweisen für das Lied in's Leben rufen. Während das alte Volkslied für die verschiedenartigsten Stimmungen des Gedichtes dieselbe Melodie beibehielt; während die volksthümlichen Melodien der Oden-Componisten gar oft sehr nüchtern und steif klangen, gaben Haydn und besonders der göttliche Mozart dem Liede eine andere Gestaltung mit volksthümlichen, d. i. leicht verständlichen und charakteristischen Melodien, die je nach dem Wechsel des Inhaltes in der Stimmung sich änderten, dem Texte anpaßten. Auch

*) Es ist unglaublich, wie ernüchternd, versteifend, verbildend die „Bildung" mit dem Volksliede umgegangen war, wie der Versuch der Verfeinerung manchem Gedichte den ganzen Charakter des naiv Empfundenen benommen hatte. Im Liede „Der rechte Trost" fragt der Jäger: „Wie kommt's, daß du so traurig bist?" u. s. w. Das Mädchen der Liedersammlung antwortet recht fein „Und wenn ich auch geweint hab', was geht es dich denn an? Ich wein, daß du es weißt, um Freud, die mir nicht werden kann." Die ursprüngliche Fassung lautet: „Und wer 'nen steingen Acker hat, dazu 'nen stumpfen Pflug, und wem sein Schätzel untreu wird, der hat wohl Kreuz genug." Man vergleiche auch Herders Bemerkungen über die Fabel „Der Esel und die Nachtigall" und über das Lied „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn".

**) Man vergleiche das Vorspiel zur „Danksagung an den Bach" mit den ersten Tacten des „Muß i denn"; durchaus nicht dieselben Töne, aber derselbe Ton.

die Clavierbegleitung zeigt schon die ersten Versuche einer Verschärfung des Ausdruckes durch größeren Reichthum und Wechsel der Harmonien.

Daß Mozart bei vollendeter Kunst der Form auch den richtigen volksthümlichen Ton so gut traf, ist vor Allem seinem göttlichen Genie zuzuschreiben; doch ist auch der Umstand nicht zu übersehen, daß er in Salzburg geboren und daselbst als junger Mann eine Zeit lang thätig war, in unmittelbarer Nähe von Oberösterreich, Steiermark und Baiern, also den Gegenden, in welchen von jeher die schönsten Volksweisen, der Jodler und das Zitherspiel heimisch sind. Nach meiner Ueberzeugung ist überhaupt der Einfluß des süddeutschen Volksliedes auf gewisse melodische Wendungen in den Gesängen und manchen Instrumentalwerken der großen Wiener Meister noch niemals in genügender Weise dargelegt und gewürdigt worden. Auch auf Webers Melodienbildung hat der Aufenthalt in Süddeutschland nachhaltige Wirkung geübt. Am stärksten tritt jedoch der Einfluß der niederösterreichischen und steierischen Weisen in manchen Werken Schuberts hervor. Ein ganz merkwürdiges Beispiel bietet das Menuett des A-moll-Quartetts. Diese tief traurigen Moll-Weisen, die sich in den höchsten Uebergängen bewegen, erinnern an einen „Jodler", den ich als ganz junger Mensch auf meinen Fußwanderungen durch den Wienerwald gegen die Steierischen Alpen häufig oben im Gebirge vom „Gaisbua" (Ziegenhirten) gehört hatte*), lange bevor mir die Töne dieses Schubert'schen Stückes erklungen waren; besonders der zweite Theil und das Trio (das in A-dur geschrieben) zeigen unverkennbare Aehnlichkeit. Auch das zweite Thema im Finale des himmlischen Quintetts, mehrere Stellen im Scherzo der C-dur-Symphonie, das Trio des Scherzo der ersten A-moll-Sonate und noch viele Stellen seiner Instrumentallieder geben Zeugniß, wie Schuberts unversiegbarer Melodienquell so recht aus dem österreichischen Volkston entsprungen ist, wie ein großes Künstlergenie einen unscheinbarsten Stoff zum herrlichsten Kunstgebilde umschafft, wie unter seinen Händen die einfache melodische Wendung irgend eines Volksliedes zum höchsten Kunstliede werden kann; die so unendlich traurig klingenden Töne zu den Worten „Da ist meiner Liebsten Haus" in „Wasserfluth" (Winterreise) lassen, in dur umgewandelt, sofort eine allgemein bekannte Jodlerweise erkennen.

Schubert hat durch seine Liederschöpfungen einen größeren Umschwung in dieser Form der Tonkunst hervorgebracht, als vor ihm irgend ein großer Componist in einer anderen. Es gab vor Bach und Händel Meister, die unvergleichliche Werke religiöser Musik schufen, Werke, die wir Alle noch heute mit Entzücken und Andacht vernehmen. S. Bachs Orchestersuiten, seine Pastorale aus dem Weihnachtsoratorium kann man nach einer Beethoven'schen, Haydn'schen oder Mozart'schen Symphonie, mit vollem künstlerischem Hochgenusse hören; die meisten seiner Clavierwerke stehen in ihrer Art einzig da, und ihre Technik weist bereits auf die größeren Schwierigkeiten viel späterer Zeiten

*) Selbstverständlich in dur.

hin*). Aber ein Vergleich der Melodieen, der Harmonieenführung und der Clavierbegleitung in den zwei ersten veröffentlichten Werken Schuberts, „Erlkönig" und „Gretchen am Spinnrade", mit denen der leidenschaftlichsten Lieder Mozarts und Beethovens zeigt einen so großartigen Abstand, wie etwa der Trauermarsch aus der „Eroica" von allen vorher componirten Symphonien-Adagios. Man kann freilich von jenen Liedern sagen, daß sie eigentliche Lieder gar nicht sind, sondern mehr dramatische Gesangsscenen mit Clavierbegleitung. Das ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß die Behandlung des Textes, der Begleitung, der Harmonie eine ganz neue ist, daß eine Chromatik und Enharmonik, wie bei den Worten: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an, Erlkönig hat" u. s. w., daß eine Accordenfolge wie bei: „Ach, sein Kuß!" daß Accente wie bei: „Ach dürft' ich fassen und halten ihn", vordem nicht vernommen worden waren.

Die Blüthezeit Schuberts fiel in die Periode, da die italienischen Sänger und Rossinis Opern die Wiener in einen sinnlichen Taumel versetzten, als Webers Freischütz erst bei des Componisten Anwesenheit zur richtigen Aufführung**) und Würdigung gelangen konnte, als seine „Euryanthe" nur in der höheren Kritik Anerkennung fand, vom Publikum sehr kühl behandelt wurde und Beethoven seine letzten Werke für die Nachwelt schuf. Nach seinem Tode verfiel das Lied in Wien nach und nach in jene eigenthümliche „gemüthlich" genannte Manier, welche gewisse volksthümliche, melodische Wendungen in breiter Dehnung recht sangbar über leichteste, trivialste Harmonisation setzte, und sie mit ein paar effectvollen Endphrasen concertmäßig aufputzte. Diese Manier traf mit einer Geschmacksrichtung der eleganten Welt zusammen. In den höchsten Kreisen war die Mode beliebt, österreichische und steierische Volkslieder, „Gstanzeln", zu protegiren, und sofort verbreitete sich diese Vorliebe in allen Kreisen. Hofdamen spielten Zither, sogar Duette. Baron Klesheim dichtete sentimentale Verse in österreichischer Mundart, Herr Bauman ward patriotischer Hofpoet durch sein „Versprechen hinter'm Herd", das sich bis heute als ein Lieblingsstück der eleganten Welt erhalten hat. Bis in die fünfziger Jahre herrschte diese Richtung in Wien vor, auch in manchen vornehmen Kreisen Deutschlands war sie zu finden***). Aber in den musikalischen

*) Das Rondo und das Capriccio aus der C-moll-Partitur zeigen ganz moderne Technik des 19. Jahrhunderts.

**) Der Kaiser Franz hatte sich das Schießen auf der Bühne verbeten, die Jäger erschienen mit Armbrüsten, und Kaspar goß in der Wolfsschlucht — verzauberte Bolzen. Samiel und der Eremit, wurden von der Censur gestrichen; jener durfte nur als „Stimme eines bösen Geistes", dieser als weltlicher „Einsiedler" erscheinen.

***) Als ich im Jahre 1852 das erste Mal nach Deutschland kam, spielte mir eine hochgeborene Dame aus Mecklenburg Zither vor; im Jahre 1853 gab der Hofzitherspieler des Herzogs Max in Baiern ein Concert in Baden-Baden und spielte Variationen über Lucia di Lammermoor.

Kreisen Deutschlands war inzwischen ein neuer Sangesfrühling aufgeblüht, in den Liedern Mendelssohns und Schumanns, zu denen Robert Franz*), als jüngster, ganz eigenartiger trat. Mendelssohn war der geistigste, höchst begabte, edelste Vertreter der norddeutschen volksthümlichen Richtung, die Reichardt, Zelter und Berger eingeschlagen hatten. Während diese jedoch bei allem redlichen und höchst anerkennenswerthen Bemühen, mehr Natürlichkeit in das Lied zu bringen, sich nicht von der Steifheit des Zeitalters befreien konnten, die noch vielen Formen der Kunst wie des Lebens anhing, konnte Mendelssohn mit freiem Geiste als der Sohn einer Zeit, welche allen Formzwang beseitigt hatte, mit freier Wahl, mit gebildetem Geiste und feinster Empfindung in seinen Liedern das Volksthümliche mit der klassischen Form vereinigen. Seine Melodik war anmuthig, heiter, sangbar, und doch immer musikalisch vornehm; in der Begleitung bewährte er den unübertroffenen Meister der Form, der alles Gewöhnliche, Herkömmliche vermeidend, dennoch dem Harmonischen eine bescheidenere Rolle anweist, als dem Gesange. Seine Erfindung stand in den Liedern nicht überall auf gleicher Höhe**); aber seine Volkslieder „Von allen schönen Kindern"; „Es ist bestimmt in Gottes Rath", einige Chorlieder, sind ein unvergängliches Nationaleigenthum geworden; was sie vor Allen auszeichnet, ist die schöne Einheitlichkeit der Stimmung, ohne die mindeste Eintönigkeit.

Schumann ist auf dem von Schubert zuerst eingeschlagenen Wege weiter fortgeschritten, hat die Charakteristik, die musikalische Betonung jedes Stimmungswechsels im Texte noch verschärft und der Clavierbegleitung eine fast neue Rolle zugewiesen. Bei Schubert ertönen die Vorspiele mit den seltensten Ausnahmen (wie beim „Erlkönig") nur als Vorbereitungen der Gesangsmelodien, an welche sie sich anschmiegen; sobald diese beginnt, tritt die Begleitung zurück, und nur in den wunderbaren harmonischen Wendungen zeigt sie ihre Selbständigkeit.***) In Schumanns Liedern bildet die Begleitung sehr oft ein Musikstück für sich, das fast über der Melodie steht, und nur bei geschicktester Ausführung des Begleitenden nicht den Gesang deckt; und zwar ist das nicht etwa der Fall bei Liedern, in welchen ein tief leidenschaftlich heftiges Gefühl durch den Gesang allein nicht zum vollen Ausdruck

*) Von Brahms, der erst im Jahre 1854 seine herrliche Laufbahn begann, wird später die Rede sein.

**) Mendelssohn steht am höchsten, wo seine Phantasie sich im Schaffen großer Chöre und Orchesterwirkungen entfalten konnte: Im „Elias", in der „Walpurgisnacht", in „Als Israel aus Egypten zog". Da kann man sagen: „Das ist Er, das ist sein Eigen."

***) In diesen steht Schubert einzig da. Die Wirkungen, die die einfache Verwandelung eines Dur- in den Mollaccord und umgekehrt erzeugt, gehören ihm allein. Der Leser betrachte einmal die Stelle in: „Danksagung an den Bach": „Hat sie Dich geschickt" oder im „Neugierigen": „Du Bächlein meiner Liebe" oder in „Ihr Bildniß": „Und das geliebte Antlitz", und er wird sofort wissen, was ich meine, und gar viele solche merkwürdige, unvergleichliche Wirkungen bei Schubert finden.

gelangen könnte, und in der instrumentalen Bewegung die symbolische Wirkung anstrebt und erreicht, sondern auch in solchen, deren Worte heiterste Lust und innerliche Gemüthsstimmung ausdrücken, wie z. B. im „Frühlingslied" und im „Nußbaum". Diese Lieder erscheinen mir um so merkwürdiger, weil der Text nur Melodie herauszufordern scheint, und weil Schumann gerade in der Begleitung herrliche Tongebilde geschaffen hat, die rechtes Zeugniß geben für den Genius, der dort eine sprudelnde Quelle hervorzaubert, wo sich Anderen nur das trockene Gestein zeigt. Auch hat Schumann der unvorbereiteten unvermittelten Dissonanz ein weit größeres Feld geöffnet, als Schubert, der nur in den Momenten höchster Erregung (Doppelgänger „Was äffst Du nach") Ausdruck in der Enharmonik und Chromatik gegeben hat. In seinen Liedern spricht sich die norddeutsche Romantik musikalisch aus, und sie werden immer zu den edelsten Schätzen der Nation gehören.

Als eine ganz eigenartige, merkwürdige, künstlerische Individualität, als ein Wanderer auf eigener Bahn, als ein Tondichter, der nur Lieder setzte, aber gerade durch die Einseitigkeit der von ihm gepflegten Gattung und Form ganz Hochbedeutendes und ganz Eigenthümliches schuf, wirkt Robert Franz seit den vierziger Jahren.

Wenn man seinen Lebensgang prüft, wie er in verschiedenen Schriften (Ambros, Liszt, Osterwald, Sarau, Musikalisches Lexikon) beschrieben ist, so möchte man fast behaupten, das Geschick habe ihn durch alle Einzelheiten seiner Erziehung und Erlebnisse vorausbestimmt, nur ein großer Liedercomponist zu werden. Robert Franz ist 1815 in Halle geboren. Ueber die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern giebt keine der genannten biographischen Studien Aufschluß; im Mendel-Reißmann'schen Lexikon steht eine Andeutung, die Eltern stammten von den „Halloren", Salzsiedern. Jedenfalls lebten sie, wenn auch in einfachen, doch in geregelten Verhältnissen, da sie dem Sohn eine gute Schulbildung geben, ihn auch mehrere Jahre in seinen Musikstudien unterstützen konnten.

Der Vater war ein frommer Mann aus der Pietisten-Schule des verflossenen Jahrhunderts, die in Halle ihren Mittelpunkt hatte. Er sang seinen Kindern gern Choräle vor, die er mit sicherem Tonansatze und richtiger Empfindung ausführte. Des kleinen Roberts erste musikalische Eindrücke waren einerseits das Kirchenlied — das ihn später zu Bach und Händel führte, andererseits der Gesang ohne alle Begleitung. Als er die Schule besuchte, offenbarte sich seine Begabung für Musik und für das Lied zuerst dadurch, daß er Choräle, welche die Knaben einstimmig zu singen hatten, immer als zweite Stimme in der Terz zu singen versuchte, was ihm vom Singmeister handgreiflich übel vermerkt wurde. In seinem vierzehnten Jahre fühlte Robert, wie die Neigung zur Musik immer stärker, immer alle anderen Bestrebungen überragend anwuchs, und bat die Eltern, daß sie ihn Musiker werden ließen. Sein Wunsch begegnete dem heftigsten Widerwillen des Vaters, der die Musik als „brotlose Kunst" betrachtete, und den Sohn

vielleicht des Leichtsinns und der Unlust zur Arbeit beschuldigte, weil dieser hie und da über die Beschäftigung mit der Musik den Schularbeiten nicht volle Aufmerksamkeit zuwendete und nicht die gehofften Fortschritte zeigte. Es war eine wahrhaft glückliche Fügung für den Kunstjünger, daß der würdige Cantor und Gesanglehrer der lateinischen Schule, Abela, Gefallen an ihm fand, und ihm die Clavierbegleitung bei den Chorübungen der Schüler übertrug. Das stärkte seinen Muth und wird wohl auch die Eltern für die Bitte des Sohnes milder gestimmt und bewogen haben, ihm regelmäßigen Musikunterricht geben zu lassen. Der war aber damals in Halle gar wenig geeignet, ein derartiges Talent vollständig auszubilden, und so wurde Robert in seinem zwanzigsten Jahre nach Dessau zu Friedrich Schneider gesendet, der als herzoglicher Hofcapellmeister, als Componist vieler Oratorien, (unter welchen „Das Weltgericht" sich noch erhalten hat,) dann einer Masse von Symphonien, Ouverturen, endlich als ausgezeichnetster Lehrer im vollen Ruhm stand. Man denke sich nun einen zwanzigjähriger Musiker, der eigentlich nur Begeisterung hegte und fast noch nichts geleistet hatte, der noch dazu scheu, schweigsam in sich gekehrt, als selbstgenügend erscheinen mochte, gegenüber einem vierzigjährigen berühmten Meister, der an Huldigungen selbst solcher Schüler gewohnt war, die mit zwanzig Jahren schon jenes ganze Rüstzeug der Theorie besaßen, das der neu angekommene Hallenser erst erwerben mußte. Daß die Beiden kein besonderes Gefallen an einander fanden, läßt sich mit Fug und Recht behaupten; der Lehrer, der strenge Theoretiker mußte gerade an den Regeln der Harmonie und des reinen Satzes festhalten, denen der junge Romantiker am fernsten stand, und dieser mochte durch seine Harmonien und sonstigen Versuche der strengen Schule manche Schauder bereitet haben.

Nach zwei Jahren ging Robert Franz nach Halle zurück, um manche nothwendige Kenntniß bereichert, aber ohne die Fähigkeit, das Gelernte praktisch zu verwerthen; seine künstlerischen Ideen gingen nach anderer Richtung! Eine trübe Zeit begann! Von jeher hatten die Eltern und die meisten Lehrer Zweifel an seinem Talente gehegt, diese schienen jetzt vollkommen gerechtfertigt, da der Zweiundzwanzigjährige noch gar nichts geschaffen hatte, und anstatt sich nach Erwerb umzusehen, immer mehr nach Innen abgeschlossen lebte. Vorwürfe und Hohn fehlten nicht und verbitterten die Gemüthsstimmung, die durch das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit des Schaffens trübe genug sein mußte. Den einzigen Trost fand der junge Künstler im Umgange mit einigen Gelehrten und Kunstfreunden, die altitalienische und altdeutsche Tonkunst pflegten, Bach und Händel studirten. Er vertiefte sich in die Werke der Großmeister, an ihnen bildete und erweiterte er seine Kenntnisse des Contrapunktes. Aber zum entschiedenen Selbstschaffen gelangte er noch immer nicht, lebte und träumte im elterlichen Hause, bis die gewaltige geistige Bewegung der vierziger Jahre auf allen Gebieten, und gleichzeitig eine tiefe Leidenschaft alle seine Gefühle stürmisch erfaßte und in eine Richtung zum tonkünstlerischen Erguße drängte.

Der Hegel'schen Philosophie, die in Berlin zu einer Art von staatlicher christlich-politischer Glaubenslehre ausgebildet worden war, hatte Ruge die Keime einer neuen selbständigen Richtung entnommen, verpflanzte sie nach Halle und zog sie groß im Vereine mit Echtermeyer. Die studirende Jugend entflammte sich für diese neuen Ideen, und eine so tiefe träumerische Natur wie die Franz' mußte sich (auch ohne eine unmittelbare Veranlassung durch Universitätsbesuch) auf's Stärkste angezogen fühlen, da Ruge auch das ästhetische Gebiet in das Bereich seiner Vorlesungen zog. Zu gleicher Zeit begann in Leipzig die neue glänzende Aera der Tonkunst durch den herrlichen Mendelssohn, durch des edelsten poetischen Schumanns Schaffen als Componist und musikalischer Schriftsteller — denn auch als solcher hat er schöpferisch gewirkt, und einen unermeßlichen, noch gar nicht genug gewürdigten Einfluß geübt! Schuberts Compositionen wurden durch ihn zuerst der gesammten musikalischen Welt Norddeutschlands näher gebracht, und es ist keine gewagte Behauptung, daß auch Robert Franz zuerst durch die Aufsätze von Schumann in der „Neuen Zeitschrift für Musik" angeregt wurde, jene genau zu studiren. Ein neues Land öffnete sich vor seinem innern Auge, ein Land, in welches er reisen, nach neuen Entdeckungen suchen mußte. Und eine tiefe, heftige, unglückliche Liebe gab ihm den Wegweiser zu neuen, unbekannten Pfaden des Liedes*).

Im Jahre 1843 erschien in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eine von Robert Schumann verfaßte Besprechung mehrerer Lieder von verschiedenen Componisten. In dieser gab er seinen Ansichten über Liedercomposition, über rein Formelles und Ideelles, über vulgäre Richtung (Rücken) und höheren Standpunkt entschiedenen Ausdruck. So kommt er denn zuletzt auf Robert Franz und dessen erstes Werk: 12 Gesänge und sagt: „sie gehören durchaus der edlen neuen Gattung an", der kunstvolleren und tiefsinnigeren Art des Liedes, „von der die früheren nichts wissen konnten"; und er charakterisirt Robert Franz mit den Worten „er will das Gedicht in seiner leibhaftigen Tiefe wiedergeben". Er tadelt manches, aber sagt auch: „wollte man einzelne feine Züge anführen, man würde nicht fertig", und ermuntert zuletzt den jungen Künstler zum Ergreifen neuer Kunstformen, daß er „sein reiches Innere anders auszusprechen versuche als durch die Stimme". Die Beurtheilung erregte in der ganzen musikalischen Welt Norddeutschlands die gespannteste Aufmerksamkeit. Man wußte, daß Schumanns Herz jedem künstlerischen Streben

*) Ich möchte nicht, daß die obigen Zeilen dahin verstanden würden, als hätte Robert Franz seine ersten Lieder in der Zeit der unglücklichen Liebe componirt. Meiner Ueberzeugung nach wird kein leidenschaftliches bedeutendes Tonwerk oder Gedicht im Moment der Leidenschaft selbst geschaffen, ist vielmehr erst nach der Läuterung der Gefühle entstanden, nach Ueberwindung des Schmerzes, nach Idealisirung des ganzen psychischen Verlaufes. Ein lustiges Lied oder Gedicht mag in einem Momente des Glückes entstehen, heftige Leidenschaft muß austoben, bevor sie zur künstlerischen Gestaltung gelangt. Die schmerzvollsten Lieder enthält Franz op. 7, als er schon lange glücklicher Bräutigam von Marie Hinrichs war!

warm entgegen schlug, daß er aber mit entschiedenem Lobe nicht verschwenderisch zu Werke ging. Robert Franz' Name war mit einem Schlage ein vielgenannter und hochgeachteter. Rasch folgten nunmehr neue Liederhefte aus seiner Feder; und die Besten und Höchststehenden beeilten sich, volle Anerkennung kundzugeben. Unter diesen ist besonders eine hervorzuheben, weil sie zeigt, wie Robert Franz' Lieder-Schöpfungen in den verschiedenartigsten großen Künstlern gleichmäßig tiefen Eindruck erzeugten. Des edlen Felix Mendelssohn Melodik und Harmonik war eine ganz andere, als die aus Franz' Liedern erklangen, und die Schumann so freudig begrüßt hatte. Aber als ihm der junge Componist sein drittes Werk widmete, und mit diesem zugleich das zweite, Schumann geweihte, sandte, da schrieb er ihm einen warmen herzlichen Dankbrief, der nur aus voller künstlerischer Zustimmung hervorgegangen sein konnte*). Und Gade, Henselt und andere berühmte Musiker äußerten sich in gleicher Weise wie die beiden Erstgenannten.

Seit jenen Jahren hat Robert Franz die Musikwelt mit vielen neuen Liedergaben beschenkt, sein Ruhm ist überall hingedrungen. Auch seine Vaterstadt, die am meisten und am längsten an seinem Genius gezweifelt hat, zollte ihm nach und nach die verdiente Anerkennung. Er war zuerst Organist an der Ulrichskirche, dann Dirigent der Singakademie und der Gesellschaftsconcerte, welche unter seiner Leitung die hohen Werke Bachs und Händels der Kenntniß des größeren Publikums der Stadt vermittelten. Endlich ehrte ihn die Universität, an welcher er als Musikdirector wirkte, durch Verleihung der philosophischen Doctorwürde. Seit 1848 glücklich verheirathet, lebte er in bescheidenen, aber angenehmen Verhältnissen. Doch seine Gesundheit ward durch die überanstrengende Thätigkeit immer mehr erschüttert; ein Gehörleiden, das sich schon im Anfange der vierziger Jahre gezeigt hatte, verschlimmerte sich derart, daß es ihn zuletzt an jeder gesellschaftlichen Beschäftigung mit

*) Hochgeehrter Herr! Sie haben mir durch ihre zwiefache Sendung eine sehr große Freude gemacht, aber am meisten in jeder Beziehung durch die Gesänge, auf die Sie meinen Namen so freundlich waren zu setzen. Wenn mir auch die Schumann'schen sehr gefallen haben, so sind mir diese letzten Gesänge doch bei weitem die liebsten, und gehören sogar nach meinem Gefühle größtentheils zum Besten, was ich von Ihnen kenne. Und daß dies für mich was sagen will, wissen Sie wohl! Das erste und zweite (vor allem die erste Seite dieses zweiten, und wieder vor Allem der Anfang) dann das dritte und fünfte sind meine Lieblinge, obwohl ich sie alle lieb habe. Mögen Sie sehr, sehr viele Werke, ebenso schön gefühlt, ebenso fein ausgeführt, ebenso eigenthümlich und so reich an Wohlklang, diesen folgen lassen; Sie werden allen wahren Kunstfreunden den größten Genuß bereiten, der „Markt" wird sich von denen endlich auch in's Schlepptau nehmen lassen müssen, wie er das schon so oft, eigentlich immer gethan hat und thun wird. Keiner von Allen wird aber über dies Werk, wie über jedes Ihrer künftigen mehr Freude haben und Ihnen dankbarer sein, als Ihr

Hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Berlin d. 10. März 1844.

Musik vollständig behinderte, und ihn alle die Aemter niederzulegen zwang, deren Ehrensold seine Haupteinnahme bildete. Die Theilnahme von Freunden und Verehrern, die allenthalben in ehrenhaftester Weise durch Concerte mit Vorführungen seiner Werke für ihn eintraten, bewahrte sein Alter vor drückendster Sorge und verlieh seiner Muse frische Kraft. Nachdem er einige Jahre geschwiegen, trat er 1879 mit sechs neuen Liedern hervor, denen er fünf andere Hefte folgen ließ. Das Jahr 1885, in welchem er seinen 70. Geburtstag feierte, brachte ihm Ehrenbezeugungen aus allen Theilen Deutschlands, sinnige Gaben und Adressen, unter welchen die des Wiener akademischen Gesangvereins sich durch Schwung und Innigkeit ganz besonders auszeichnet.

Robert Franz' künstlerisches Schaffen hat sich auf Liedercompositionen und auf Bearbeitungen vieler Bach'scher und einiger Händel'scher Vocalcompositionen*) beschränkt. Von diesen letzteren können wir hier nur sagen, daß wir sie für geistvoll und von gründlichstem Studium und Verständnisse zeugend halten. Eine ausführlichere Darlegung müßte die Frage von der Methode solcher Bearbeitungen erörtern; die von Franz hat vielerlei Wider- und Einspruch erfahren, der nicht übersehen werden dürfte; wir wollen aber an dieser Stelle allen Schrifthader vermeiden**) und daher nur von den Liedern sprechen.

Ein jedes Kunstwerk ist das Erzeugniß verschiedenartiger Kräfte (Factoren). In erster Reihe wirkt die angeborene Anlage, dann der Entwickelungsgang der Lehre, dann — und *sehr mächtig* — die anderweitige geistige Befähigung des Künstlers, die seiner Lebensanschauung und die Art bestimmt, in welcher die äußeren Eindrücke in seinem Innern sich klären und zur Kunstäußerung umwandeln, die sogar auf den Gang seiner Studien großen Einfluß übt, und sie nach jener Richtung leitet, wo sie mit den angeborenen Gaben zusammentreffen.***)

---

*) Diese Bearbeitungen bestehen theils in Ergänzungen der Orchesterbegleitung und der Instrumentation, theils in Clavierauszügen.

**) Robert Franz hat sich selbst gegen gewisse Angriffe in geistvoller und siegreicher Weise vertheidigt in der Schrift: „Offener Brief an Dr. E. Hanslick über Bearbeitungen älterer Werke." Auch der verdienstvolle Dirigent der Breslauer Singakademie, Herr Prof. Julius Schäffer, hat in zwei Broschüren manche Schwäche der Gegner Franz' durch thatsächliche Beweise dargethan.

***) Daß die angeborenen Anlagen die *Richtung* des Kunsterzeugnisses unbedingt bestimmen und nicht das durch Studium und Nachdenken bedingte *Wollen* des Künstlers bezeugen manche Werke unserer großen Dichter. Schiller hatte nie ein Kriegslager gesehen, Goethe zog mit dem Herzoge 1792 gegen Frankreich; jener hat „Wallensteins Lager" gedichtet, das in jedem gebildeten Soldaten wahre Begeisterung erregt, dieser schrieb die prosaisch ruhige „Campagne und Belagerung von Mainz". Schiller war nie in der Schweiz gewesen, und giebt im „Tell" Beschreibungen, die noch heute den Schweizer Wanderer entzücken. Goethe ist 1779 im *November* über das Eismeer bei Chamounix und über die Gemmi von Leuk gegangen, 1797 im October über den Gotthard; alle diese Wanderungen waren damals (und sind zu solcher Jahreszeit noch heute) mit großen Gefahren verbunden. Von diesen sagt der Dichterfürst kein

In letzter Reihe wirken dann die Zeitideen bei dem Schaffen jedes Kunstwerkes mit; kein Künstler kann sich ihnen entziehen, der größere trägt sie in höhere Regionen und verklärt sie, der kleine steigt mit ihnen hinab und erniedrigt sie bis zur Unkenntlichkeit. Aber der Maler kann nicht malen, der Bildhauer nicht bilden ohne die Modelle des Landes, in dem er lebt, und die er ja veredelt darstellt, der Dichter kann nicht dichten und nicht Menschen schildern, ohne an Gedanken der Menschen, an die geistige Stimmung anzuknüpfen; der Architekt kann nicht Tempel und Paläste bauen, wenn nicht der Kunstsinn der tonangebenden Gesellschaft ihn belebt, und der Musiker muß in den Ideen seiner Zeit, in den Gedichten seiner Zeitgenossen die Anregung der Stimmungen, der Bewegungen suchen, denen er dann tönenden Ausdruck verleiht, je nach seiner musikalischen Begabung und Formkraft. In der Wechselwirkung zwischen dem großen Künstler und seiner Zeit ist selbstverständlich die größere auf der Seite des schaffenden Künstlers; aber ohne die Zeitideen ist sein Werk nicht denkbar.

Wenden wir nun diese allgemeinen Betrachtungen im Besonderen auf Robert Franz' Wesenheit und seine „Gesänge" an, so finden wir: Seine musikalische Begabung ist eine ganz entschieden ausgeprägte lyrische, d. h. eine solche, die sich in bestimmten begrenzten Formen der Empfindungsbewegungen kund giebt, nicht in den ausgedehnteren, welche eine vielfältige Entwickelung der Themen, einen Aufbau, eine Zusammensetzung verschiedener Elemente verlangen. Sie hat daher auch gleich von Anfang die Richtung genommen, in welcher sein Geist nicht das Bedürfniß der Anregung zu strengeren epischen und dramatischen Formen fühlte; und so mochte ihm der Aufenthalt in Dessau bei Schneider sehr wenig gefallen haben, da ihm erst noch manches von der musikalischen Grammatik und Syntax anbefohlen ward, bevor er zu den höheren Formen gelangte. Mächtig ergriff ihn dann der tiefe, geheimnißvolle, romantische Geist S. Bachs, der den schwierigsten Formen höchste Weihe verleiht; er führte ihn zu den contrapunktischen Studien, die sich in der Clavierbegleitung mancher seiner Gesänge unverkennbar kundgeben; zu gleicher Zeit klangen ihm aus Schuberts Melodien die seinem Gemüth verwandtesten volksthümlichen Wendungen entgegen. Seinem beschaulichen, nach

---

Wort: seine Beschreibungen der Gegenden sind rein thatsächlicher Art. In Altorf bemerkt er „eine hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen," „artige Thürschlösser" im Wirthshause, „rastende Kühe auf der Weide; sechszehn Stück kosten einen Louisdor per Tag," „ein Pilger- und Mineralogenstieg in das Maderanerthal". Er schreibt an Schiller, wie interessant es war, „sich durch unmittelbares Anschauen mit den naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen (des Landes) zu vergegenwärtigen." Aber daneben dichtet er „Der Junggesell und der Mühlbach" und die unbeschreiblich herrliche Elegie „Euphrosyne". Ein göttliches Genie findet überall sich selbst wieder, das Talent schmiegt sich der Außenwelt an, das Genie muß und schafft, das Talent will, versucht.

innen gerichteten, dem Genußleben fern stehenden, den höchsten Idealen zugewandten Geist brachte die in Halle am entschiedensten hervortretende neue philosophische Richtung die stärkste Anregung, bewog ihn die bisherige scheue Zurückhaltung aufzugeben, an Gleichgesinnte heranzutreten, sich im Schaffen zu versuchen; die Leidenschaft der Liebe wühlt alle seine Gedanken und Empfindungen auf; und als alle die verschiedenartigen Gährungsstoffe sich geklärt hatten, da trat Robert Franz als der Liedersänger hervor, der in derselben Gattung musikalischer Kleinmalerei die verschiedenartigsten, mannigfaltigsten Gebilde schuf, von denen die meisten dauern werden, so lange das deutsche Lied dauert.

Ich habe schon im Anfang dieser Studie auf die große Schwierigkeit hingewiesen, ohne Notenbeispiele von der Eigenthümlichkeit eines Componisten zu sprechen und dabei Schönrednerei zu vermeiden. Ich muß mich beschränken, das an Robert Franz Gesängen hervorragend Charakteristische in der Weise anzudeuten, daß der musikalische Leser sich angeregt fühle, durch eigenes Nachforschen die Wahrheit meiner Andeutungen zu bestätigen.

Die Melodien Robert Franz' zeigen meistens größere Bestimmtheit der Auffassung, manchmal eine wahrhaft einschneidende Charakteristik des Textes. Gleich die ersten Töne lassen die volle Stimmung erkennen; man vergleiche einmal die Lieder „Da die Stunde kam", „Ja du bist elend" (op. 7) und andererseits „Weil' auf mir dunkles Auge" (op. 9) „und Mädchen mit dem rothen Mündchen" (op. 5). Alle drei beginnen gleich ohne Vorspiel mit dem Gesange und man kann wohl behaupten: wenn ein echter musikalischer Dichter musikkundig diese Melodien hört, ohne die Worte zu kennen, und wenn an ihn die Aufforderung ergeht, solche den Tönen „anzudichten", so werden seine Verse dieselbe Grundstimmung ausdrücken, die in den betreffenden Gedichten Heines, Lenaus und Osterwalds vorherrscht. Die einfache Aenderung des Moll in Dur am Schlusse des ersten Liedes ist von schönster Wirkung. Und nicht etwa in den Jugendliedern allein tritt solche vollendete Unmittelbarkeit der Auffassung hervor; in der mittleren Periode sprießen die Blüthen erst recht reich (ich weise auf das wunderschöne „Gekommen ist der Mai", op. 34) und die neuesten Lieder, die Robert Franz nach langem Schweigen herausgab, geben Zeugniß von ungeschwächter Phantasie. Das „Ach ich denke" (op. 51) steht neben den schönsten der ersten Hefte, und das „Herziges Schätzle" (op. 50) klingt wie der Herzenserguß eines ganz jungen genialen Componisten.

In den eben genannten Gesängen tritt die Melodie gleich beim Anfange in den Vordergrund; in anderen dagegen läßt Robert Franz den Gesang mit einer ihm ganz eigenthümlichen Wendung mit einem Male so zu sagen an das Clavier herantreten; die Begleitung beginnt die Melodie, der Gesang setzt sie fort; hier erklingt also kein einleitendes Vorspiel, das zum Gesange führt, sondern ein Ineinander-Tönen der Begleitung und der Stimme. Auf ein be-

sonders schönes Beispiel: „Es hat die Rose sich beklagt" (op. 42) sei hier hingewiesen; aber auch viele andere Lieder bieten dieselbe Robert Franz eigenthümliche Wendung. Das ersterwähnte zeigte auch eine andere besondere Eigenthümlichkeit, die meines Wissens zuerst in Robert Franz' Gesängen so offen hervorgetreten ist: daß es nämlich in einer anderen verwandten Tonart endet als es begann.*) Diese in ihrer Art merkwürdige Wandelung läßt sich immer durch die Veränderung der Stimmung im Texte erklären, ist also im Hinblick auf die poetische Auffassung vollkommen berechtigt. Die Frage, ob sie den einheitlichen Eindruck des Ganzen verstärkt oder nicht, bleibt dem Gefühle des Einzelnen überlassen. Daß sie, in so vielen Liedern hervortretend, hie und da als Manier erscheinen kann, kann ich nicht unerwähnt lassen; der gerechte Beurtheiler muß aber zugestehen, daß jeder schaffende Künstler die Eigenthümlichkeit seiner Wesenheit, in welcher er Bestes leistet, unwillkürlich am häufigsten walten läßt; es hat große Maler gegeben, die Gestalten malten, um ihre Beleuchtungskunst im Helldunkel oder in Lichtfülle, oder die Farbenpracht der Stoffe oder sonstige Vorzüge zu zeigen, die mit den Gestalten selbst nicht in directem Zusammenhange standen, aber doch neue Kunstgebilde boten.

So auch wirken die oberwähnten Wendungen in den Franz'schen Liedern ganz eigenartig und schön. (Man vergleiche „Unterm weißen Baume", op. 40, und „Es ziehen die brausenden Wellen" ebendaselbst, in letzterem ist der Schluß besonders wirksam.)

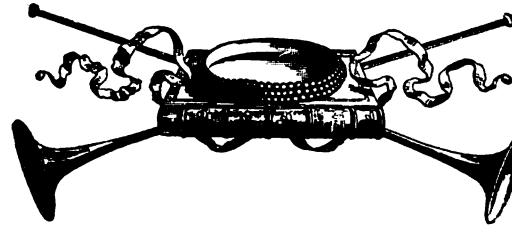
Eine andere besondere und durchwegs rein künstlerische Eigenthümlichkeit mancher Franz'schen Gesänge ist die polyphone, oft fast contrapunktisch zu nennende Clavierbegleitung, wie in „Der schwere Abend" (op. 37) und in dem eben genannten „Es ziehn" und vielen anderen. Allerdings ist diese Clavierbegleitung oft schwierig und verlangt einen tüchtig musikalisch durchgebildeten Pianisten. Aber der geneigte Leser, der meinen Darlegungen bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird es begreiflich finden, wenn ich diese contrapunktischen Schwierigkeiten eher als einen Vorzug denn als Fehler betrachte. Und gab es nicht eine Zeit, wo die Begleitung in Schumanns „Frühlingslied" vielen Pianisten Schauder erweckte? Jetzt wird sie von jedem gebildeten Dilletanten fehlerlos kaum geführt. Auch die zarte Wendung, daß die Stimme manchmal mit einer Art von Trugschluß endet, und die Begleitung die Melodie erst richtig abrundet, muß hier angeführt werden. Und was

*) Nach ihm hat meines Wissens nur Brahms in seinen wunderschönen „Magellone"-Romanzen diese Schlußwendung angebracht. Hier fällt diese nicht im mindesten auf, da ja diese Romanzen viel ausgedehntere Musikstücke sind als gewöhnliche Lieder. Die geneigten Leser, welche sich an meine Studie über Brahms in „Nord und Süd" (Mai 1882) erinnern, werden darin ersehen haben, wie ich höchste Achtung und Liebe für diesen genialen Meister hege, der ja auch Lieder geschrieben hat, die zu den schönsten Schätzen deutschen Gesanges gehören. Aber seine großen Chorwerke stehen doch noch höher — und nun gar seine neue, die vierte Symphonie!

Schumann von op. 1 gesagt hat, „wollte man einzelne feine Züge anführen, man würde nicht fertig", das läßt sich auf alle, alle Werke anwenden. Robert Franz ist der eigenthümlichste, in seiner Art originellste Liedersänger.

Man hat ihn öfters mit Chopin verglichen, weil er eben so ausschließlich im Liedercomponiren verweilt und keine andere Form versucht hat, wie Chopin am Tondichten für das Clavier verharrte. Die Vergleichung ist nur in dem einen Punkte statthaft, als beide vollkommen in sich abgeschlossene Wesenheiten zeigen, Niemanden nachahmten, und auch nicht nachgeahmt werden können und sollen. Aber eine Wanderung durch Franz' Gesänge ist wie die durch einen Buchen- und Eichenforst: manche dunkle Pfade, manches Gestrüppe, aber herrliche erfrischende Luft, Gesang der Vögel, schlanke Rehe, mitunter ein lustiges Häslein, wundervolle Ausblicke in Sehnsucht erweckende Ferne; der Gang durch Chopins Clavierwerke führt durch einen Zaubergarten mit seltsamsten Blumenbeeten, mit Blüthen, die man vordem nicht gekannt, mit berauschenden Düften — Alles erscheint so seltsam, eigenthümlich, poetisch; aber die Luft ist heiß und langem Aufenthalte nicht zuträglich. Chopin ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, aber wenn man von seinen Mazurken und Polonaisen absieht, so läßt sich eine nationale Angehörigkeit seiner Musik nicht bestimmen; in Robert Franz' Liedern aber ist nicht ein Tact, der nicht deutsch wäre, und als ganz eigenthümlichen aber tief innigen deutschen lyrischen Tondichter erkannten ihn seine Zeitgenossen und wird ihn die Nachwelt ehren*).

*) Vielleicht wird eine kleine historische Erinnerung manchem Leser nicht uninteressant erscheinen. Im Frühjahr 1846 lebte Liszt einige Monate in Wien, immer umgeben von jungen begeisterten Anhängern. Einem von diesen zeigte er eines Tages die ersten Lieder eines ganz unbekannten Componisten. Sie entzückten den Jüngling derart, daß er zur Feder griff und zum ersten Male in seinem Leben eine Kritik schrieb; sie erschien in einer längst verschwundenen Zeitschrift „Die Gegenwart" redigirt v. A. Schumacher. Der Componist war Robert Franz, der Jüngling der Verfasser der obigen Studie.



Die Frauen im römiſchen Recht.

Von

J. Baron.

— Bern. —

Mehr als je ſpielt heut bei dem Studium der Geſchichte das Recht eine Rolle; kein Hiſtoriker glaubt heut irgend welche Epoche irgend welchen Volkes ſattſam geſchildert zu haben, wenn er nicht zugleich die Rechtsverhältniſſe in dieſer Epoche dargeſtellt hat; die größten geſchichtlichen Bewegungen, ſie mögen heißen wie ſie wollen, vermögen das Recht ein wenig zur Seite zu ſchieben, keineswegs aber zu verdrängen; denn das Recht ſelbſt iſt eine fortdauernde Bewegung in der Geſchichte, eine Bewegung, die mit dem ganzen Aufbau und Zuſchnitt der menſchlichen Geſellſchaft in ſo engem Zuſammenhange ſteht, daß ich dreiſt behaupten darf: Gebt mir das Geſetzbuch eines Volks, und ich will daraus den Höhen- oder Tiefenpunkt ſeiner Civiliſation ableſen.

Dieſe Auffaſſung des Rechts iſt, wenn ich ſo ſagen darf, eine von den befreienden Thaten der deutſchen Wiſſenſchaft unſeres Jahrhunderts. Bis zu dieſer Zeit betrachtete man das Recht als eine Willkürhandlung des Geſetzgebers, als ein Zwang auferlegt von der mächtigen Staatsgewalt dem zum Gehorſam verpflichteten Volk, als eine Feſſel, die der Freiheit der Menſchen, welche ſich als willenskräftige Individuen fühlen, aufgenöthigt worden iſt. Heut wiſſen wir, daß das Recht aus dem Leben des Volkes hervorgeht, daß es ein Product des Volksgeiſtes iſt, daß an dieſem Producte alle unſre Vorfahren mitgearbeitet haben, und daß wir ſelbſt daran fortarbeiten. Es iſt ein Product des Volksgeiſtes gerade wie die Sprache und die Sitte, und weil die Menſchheit in dem bisherigen Laufe der Weltgeſchichte nicht als ſolche, ſondern in der Unterabtheilung der Völker aufgetreten iſt, ſo giebt es

deshalb ebensoviel Sprachen, Sitten und Rechte, als es Völker giebt. Sprache, Sitte und Recht sind das Charakteristische der Nationalität; jene mehr mit einem Geheimniß umwoben, diese mehr offenkundig; denn weshalb der Orientale Abba spricht, wo wir Vater sagen, das kann durch keine Sprachforschung entdeckt werden; aber weshalb die einzelnen Völker das Alter ehren, in welcher Weise sie die Frauen behandeln, in welcher Art sie das Eigenthum, die Ehe und das Erbrecht gestalten, das können wir in ihren Gedankenoperationen verfolgen und erschließen. Und so ist denn das Verhältniß der Menschen zum Recht in unserem Jahrhundert ein ganz anderes geworden, ich möchte sagen, ein freundliches oder gar ein herzliches. Denn wir befolgen unser Recht nicht, weil wir durch die Nichtbeachtung in Strafe oder Nachtheile verfallen, sondern je charaktervoller ein Mensch ist, umsomehr lebt er den Gesetzen deshalb nach, weil der Volksgeist in ihm mächtig ist, weil er sich selbst und das Recht als zum Volk gehörig betrachtet; unserer Aller Aufgabe ist es, das Recht unseres Volkes mit derselben Liebe zu umfangen, wie seine Sprache und seine Sitte. Es würde eine falsche Folgerung sein, wenn Jemand mir deshalb nachsagte, daß ich aus jedem guten Bürger einen Juristen machen wolle; das will ich ebensowenig, wie ich ihm die Pflicht der Sprachforschung oder von Sittenstudien aufzwinge. Aber an's Herz will ich ihm das Recht legen; ich finde eine Zurücksetzung der Wissenschaft, welcher wir Juristen uns ergeben haben, darin, daß man sie gewöhnlich als den Inbegriff aller denkbaren Advocatenkniffe betrachtet, während sie ein gewaltiges Stück unseres Volkslebens begreift, daß man sie als ein gleichsam nothwendiges Uebel passiren läßt, während sie die Ordnung unter den Menschen gestaltet und ihnen den Frieden bringt; um Frieden bitten wir in jenen eben so schlichten wie heiligen Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden"; es ist zwar nicht der ganze Friede, aber doch ein Stück desselben, welchen sich ein jedes Volk in seinem Rechte erarbeitet.

Nun hat es ein Volk gegeben, dessen geschichtliche Aufgabe, wenn es gestattet ist von einer solchen zu reden, darin bestanden hat, das Recht nach allen Seiten hin zu gestalten. Das ist das Römische. Es hat einen der größten und einen der dauerhaftesten Staaten gegründet, von denen die Geschichte berichtet, und dies ist ihm nicht blos durch seine Tapferkeit und durch sein organisatorisches Talent gelungen, sondern durch die juristischen Institutionen, auf welche es seinen Staat gründete, durch das sogenannte öffentliche Recht, welches es meisterhaft handhabte. Aber nicht minder meisterhaft hat es das sogenannte Privatrecht entwickelt, ich meine die Institutionen des Eigenthums, der Forderung, der Familie, des Erbrechts, d. h. gerade diejenigen Einrichtungen, deren Grundideen bei allen Völkern wiederkehren, gleichviel welches die Verfassung ihres Staatswesens ist. Durch ein wunderbares Stück von Geschichte hat gerade das römische Privatrecht für fast den ganzen europäischen Continent eine active Bedeutung erlangt; der römische Staat ist zerfallen und wir erkennen seine einstmalige Existenz nur in den unzähligen Spuren in dem

Boden, den jetzt die modernen Staaten dreier Welttheile einnehmen; das römische Privatrecht aber ist die Grundlage des Rechtszustandes in allen Staaten des mittleren und südlichen Europas geworden; wie hoch wir von ihm denken, mag ein Ausdruck erklären. Bekannt ist das Wort: „die klassische Kunst, die klassische Poesie, die klassische Philosophie"; wir verstehen darunter die Kunst, die Poesie, die Philosophie der Griechen auf ihrem Höhenpunkt. Nun gut! wir Juristen sprechen ebenso von einem klassischen Recht, und wir verstehen darunter das römische Privatrecht auf seinem Höhenpunkt zur Zeit der Kaiser Augustus bis Diocletian. Im Mittelalter ging man noch weiter, man erklärte damals das römische Recht als geschriebene Vernunft: das war nicht blos ein Irrthum, sondern eine Versündigung, denn damit sprach man dem römischen Recht die Unfehlbarkeit zu, allerdings nicht aus Anmaßung und Ueberhebung, sondern aus Demuth und Selbsterniedrigung; aber so sehr uns auch dieses Motiv zur Verzeihung stimmt, so bleibt doch jene Auffassung eine verwerfliche, weil sie das Rechtsleben aller nachrömischen Völker unterschätzt, weil sie ihnen alle juristische Schöpferkraft abspricht. Und gerade das Thema des gegenwärtigen Aufsatzes zeigt, daß die juristische Meisterschaft der Römer in der menschlichen Fehlbarkeit ihre Grenze hatte; auch sie haben gefehlt, und haben uns genug zu thun übrig gelassen.

Dieses Thema ist die Frau im römischen Recht.

Von römischen Männern nämlich weiß der Leser genug: denn reich ist die römische Geschichte an großen, aber auch an gewaltthätigen Männern: Kriegshelden, Staatsmänner, Männer, die durch Muth und Einsicht, durch Zucht und Sitte berühmt, die durch die Kunst des Befehls wie die des Gehorsams ausgezeichnet, die durch den ärgsten Mißbrauch der Gewalt berüchtigt sind. Ich darf daraus folgern, daß es nicht nöthig ist, von den Männern im römischen Recht etwas zu sagen; der Leser hat sich das Bild der juristischen Stellung des römischen Mannes schon von selbst entworfen; soll ich die einzelnen Züge dieses Bildes mit drei Worten zusammenfassen, so sage ich: Der römische Mann ist ein Vollfreier, und das ganze römische Privatrecht ist eine Emanation des Freiheitsgedankens, d. h. das ganze römische Privatrecht zielt darauf ab, der Bewegung des Mannes Raum zu schaffen, ihm das freie Handeln zu ermöglichen, ihm ein Gebiet herzustellen, worin er als Herr waltet, wo sein Wille gilt. Von diesem Gedanken sind alle Institutionen des römischen Privatrechts getragen. So das römische Eigenthum; es giebt bei den alten Römern keinen abhängigen Bauern, der Zinsen, Dienste, Roboten an einen Grundherrn zu leisten hätte. So die römische Forderung; das römische Recht bekennt sich zur vollen Vertragsfreiheit mit geringen, verschwindenden Ausnahmen. So das römische Erbrecht; bei den Römern spielt das Verwandtenerbrecht erst die zweite Rolle, an erster Stelle steht das testamentarische Erbrecht, d. h. der Wille des Römers gilt über seinen Tod hinaus, das Testament sichert dem Römer gleichsam die juristische Unsterb-

lichkeit, und die Deutschen haben diese juristische Unsterblichkeit erst als Erbstück von den Römern überkommen, unserem nationalen Recht ist das Testament fremd. Endlich ist auch das römische Familienrecht von diesem Freiheitsgedanken getragen, und bei ihm bleibe ich stehen, da das Bild, welches die Familie im Allgemeinen darstellt, offenbar auch für die rechtliche Stellung der Frau maßgebend ist.

Die römische Familie ist in republikanischer Zeit dadurch charakterisirt, daß dem Vater die volle Herrschaft über die Kinder eingeräumt ist: er kann sie nach dem Rechte der römischen Republik bei der Geburt aussetzen, er kann sie verkaufen, er kann das Hausgericht über sie halten, d. h. er ist bei irgend welchen Vergehungen ihr Richter und kann selbst das Todesurtheil über sie aussprechen; das Kind hat kein eigenes Vermögen, sondern Alles, was es erwirbt, gehört seinem Vater; daß er das Kind in Adoption geben, ihm einen Vormund ernennen kann, daß das Kind zu seiner Verlobung und zu seiner Heirath der Zustimmung des Vaters bedarf, versteht sich von selbst. In all diesen Beziehungen machte man keinen Unterschied zwischen Sohn und Tochter — mit einer einzigen Ausnahme. Die Eingehung der Ehe wurde bei den Römern wie bei allen antiken Völkern großentheils unter anderen Gesichtspunkten als heute aufgefaßt; das, was wir heute die Romantik der Liebe nennen, jene plötzlich erwachende Zuneigung, die in vielen Fällen in weiter nichts als in einem schönen Gesicht ihren Anlaß hat, ist dem Alterthum fremd; man betrachtete die Ehe als eine Institution der Naturordnung, und nunmehr konnten sich bei ihrer Eingehung andere Momente geltend machen als die soeben von mir bezeichnete romantische Liebe; vor allen Dingen das wirthschaftliche Moment, wie denn auch heut der Bauer namentlich deshalb heirathet, weil das Bauerngut einer Wirthschafterin bedarf; in höheren Familien machte sich das politische Element geltend, gerade wie heut in den Fürstenkreisen, die Ehe war also nicht blos eine Vereinigung eines jungen Mannes und eines Mädchens, sondern eine Verbindung zweier Familien. Bei solcher Sachlage ist es kein Wunder, daß die jungen Leute sich häufig nicht selber fanden, sondern daß sie von ihren Vätern vergeben wurden, und dabei galt eine verschiedene Behandlung des Sohnes und der Tochter, der Sohn hatte ein absolutes Widerspruchsrecht, er konnte erklären, das Mädchen gefalle ihm nicht, und dann war die Ehe unmöglich, die Tochter hingegen durfte nur dann widersprechen, wenn der ihr bestimmte Bräutigam ein sittenloser Mensch war. Das ist nun offenbar eine Zurücksetzung der Tochter vor dem Sohn, aber ist die Zurücksetzung nicht derartig, daß man vor ihr den Hut ziehen muß? Oder darf man etwa für die heutige Zeit behaupten, daß das Mädchen dieselbe Freiheit bei der Wahl des Gatten genießt wie der Sohn bei der Wahl der Gattin? Und in diese Materie schlägt eine Geschichte ein, von welcher ich später Gebrauch machen werde, um die Stellung der Gattin zu beleuchten. Unter den Geschlechtern der Republik ragten die Cornelier und Sempronier hervor; zu einer gewissen Zeit waren sie Gegner, dann aber

versöhnten sie sich wieder, und um den geschlossenen Frieden durch eine Heirath zu besiegeln, verlobte das Haupt der Cornelier unmittelbar bei der Versöhnung seine Tochter dem Sohne des Hauptes der Sempronier. Die Verlobung geschah durch die beiden Väter allein. Der Cornelier (es war ein Scipione) ging nach Hause und berichtete seiner Gattin die Verlobung der Tochter, ohne den Namen des Bräutigams zu nennen; diese ahnte sofort, daß es sich um einen Act der Politik handle, und daß der Bräutigam ein Sempronier sei, sie erhob auch keinen Anspruch, in das politische Getriebe einzugreifen, nichtsdestoweniger ward sie zornig und erwiderte: „Und selbst wenn Du sie einem Sempronier verlobt hast, so hättest Du mich vorher befragen sollen." Die Erklärung dieser Geschichte liegt in der thatsächlichen Stellung der römischen Frau im Hause und in der Gesellschaft: der Rechtsvorschrift nach war der Vater allein befugt, eine Tochter zu verloben; thatsächlich übte darauf die Mutter einen mächtigen Einfluß.

Und gerade dieser Gegensatz von Recht und Thatsache, von Gesetzesbuchstaben und Lebensanwendung, von Theorie und Wirklichkeit veranlaßt mich, bevor ich die rechtliche Lage der römischen Frauen darstelle, zunächst ihre gesellschaftliche Stellung zu skizziren.

Hier nun nimmt das römische Volk einen ganz ausgezeichneten Platz ein, und wenn es wahr ist, daß man die sittliche Höhe eines Volkes aus der Behandlung des Weibes abnehmen kann, so ragt das römische Volk hoch über allen anderen des Alterthums hervor. Das römische Volk allein hat den Frauen eine würdige Stellung gegeben, eine Stellung, welche hinter der Achtung der Frau bei der germanisch-romanischen Völkerfamilie um nichts zurückbleibt. Ich rede nicht von den Ländern des Orients, überall wo Polygamie herrscht, kann die Frau unmöglich zu der Stellung einer Lebensgefährtin, einer vollen Theilnehmerin an des Mannes Freud und Leid aufsteigen. Aber zu betonen ist, daß die Griechen, und zumal die Athener, jenes Volk, welches uns in seiner Poesie, in seiner bildenden Kunst und in seiner Philosophie gleichsam den Höhepunkt des Idealen erreicht zu haben scheint, die Frauen, die zu Homers Zeiten die größte Verehrung genossen, tief unter die Männer gestellt haben, sie haben auch nicht die reine Monogamie, denn jeder Mann kann neben seiner Frau eine Concubine halten. Ich lege kein Gewicht auf den Ausspruch des Euripides, wonach ein Mann besser ist als eine Myriade von Frauen, denn dieser Dichter ist als Weiberfeind bekannt; auch nicht auf die Worte Platos, in denen er die Natur der Frauen hinterlistig und verschlagen nennt, in denen er sie viel unzugänglicher der Tugend bezeichnet als die Männer; auch darin mag man die Uebertreibung eines in einer idealen Welt lebenden Philosophen sehen. Aber die ganze Einrichtung des Hauses und die Gestaltung des Lebens stellt es über jeden Zweifel, wie gering bei den Griechen die Achtung vor den Frauen war, das eheliche Leben weniger zart und liebevoll, und die Freiheit des weiblichen Geschlechts eine beschränkte. Die Erziehung der Mädchen war den Müttern und Wärterinnen

überlassen, es gab weder Unterrichtsanstalten für Mädchen noch Privatlehrer, und Alles, was das Mädchen bei den ersteren beiden lernte, war, sie solle möglichst wenig hören, sehen und reden, sie solle stets das Haus hüten und den Eltern sowie dem Ehemann gehorchen. Dem erwachsenen Mädchen aber und selbst der verheiratheten Frau fehlte der Verkehr mit den Männern, das wesentlichste Förderungsmittel weiblicher Bildung. Im Hause sind die Räume getrennt; die männlichen und weiblichen Glieder der Familie wohnen gesondert, die weiblichen sitzen im Frauengemach, kein fremder Mann, selbst nicht ein zu Hülfe gerufener Verwandter oder Freund darf dasselbe betreten; man bewacht, sagt ein griechischer Schriftsteller, den Zutritt zum Frauengemach wie den Eingang zu einer Festung, und die Frauen dürfen dasselbe ohne Vorwissen des Mannes nicht verlassen; als die Nachricht von der Niederlage bei Chäronea nach Athen kommt, eilen die Männer und Knaben auf die Straßen, die Frauen und Mädchen aber an die Thüren der Häuser, und dort erkundigen sie sich, ob ihre Männer, Väter, Brüder in der Schlacht gefallen sind oder leben; es giebt in jedem Hause der höheren Gesellschaft einen Frauenwächter; kaum daß die Frau ausgehen darf, um die Einkäufe für das Haus zu machen, hierzu wird vielmehr das dienende Personal verwendet. Die Frauen geben sich untereinander Feste; aber an einem Mahle, an welchem Männer theilnehmen, darf (außer bei Hochzeiten) keine Frau gegenwärtig sein; selbst wenn der Mann einen Freund mit sich als Gast zufällig nach Hause bringt, so darf die Frau nicht bei Tisch erscheinen. Auch der Theaterbesuch scheint den unverheiratheten Mädchen niemals, den verheiratheten Frauen nur bei der Tragödie, nicht bei der Comödie gestattet gewesen zu sein. Daher ist denn auch jene besondere Artigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber den Frauen, bei welcher der Mann seinen eigenen Werth aus den Augen setzt, ich meine das, was wir Galanterie nennen, den Griechen völlig fremd. Die Rückwirkung dieser Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes auf die Gesetzgebung konnte nicht ausbleiben; ein Gesetz von Solon bestimmt, daß Alles, was ein Mann auf Rath oder Bitten eines Weibes gethan habe, ungültig sei. Eine Ausnahme will ich nicht unerwähnt lassen, das ist die Hetäre; die Aspasia, die Leäna, und wie sie sonst heißen, wie sie einerseits durch Geist und Bildung ausgezeichnet sind, so genießen sie andererseits ganz dieselbe Freiheit wie die Männer; aber freilich haben sie sie mit dem Opfer der weiblichen Sittsamkeit erkauft.

Wie ganz anders ist die gesellschaftliche Stellung der Frauen bei den Römern! Da giebt es Privatschulen und Hauslehrer für Mädchen wie für Knaben; da giebt es kein Frauengemach; da genießt vor Allem die verheirathete Frau die Achtung, auf welche die Lebensgefährtin des Mannes begründeten Anspruch hat.

Die römische Frau wird von ihrem Gatten zum Mahl geleitet, sei es bei Freunden, sei es bei öffentlicher Feier. Sie ist Herrin im Hause, und empfängt daselbst Freunde wie Fremde. Der Zartsinn gegenüber den römischen

Frauen bekundet sich selbst in mehreren Rechtsvorschriften. So dürfen die Lictoren, welche dem Consul vorausschritten, einen Jeden aus dem Wege räumen, um dem Consul freie Bahn zu schaffen, allein einer entgegenkommenden Matrone wich der Consul selbst aus. Es durfte der Gläubiger, welcher seinen Schuldner verklagen wollte, denselben, wo er ihn traf, auffordern, mit ihm sofort vor Gericht zu gehen; folgte der Schuldner nicht, so durfte der Gläubiger Hand an ihn legen und ihn mit Gewalt vor Gericht schleppen; allein schon die Berührung der Matrone war bei dieser Gelegenheit verboten. Etwas Unanständiges in Gegenwart einer Frau gesagt oder gethan ward strenger als sonst gerügt, und ein Senator ward einmal deshalb aus dem Senat gestoßen, weil er in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter seine Frau geliebkost hatte. Neben dem Zartsinn steht die Galanterie; so ist es z. B. gestattet, daß eine Frau bei Abwesenheit oder Verhinderung ihres Mannes von Freunden in's Theater geleitet wird; davon machte ebensosehr Livia, die Gemahlin des Kaiser Augustus, wie seine Tochter Julia Gebrauch; nur daß Livia sich von alten Männern, Julia hingegen von einer Schaar junger Herren geleiten ließ, und als Augustus seiner Tochter darüber Vorstellungen machte, und sie auf das Beispiel ihrer Stiefmutter verwies, so erwiderte sie ihm keck: Wenn sie so alt wie ihre Stiefmutter sein werde, so werde sie sich auch an die alten Männer halten. Am bezeichnendsten (schreibt Ihering, der geistvollste Schriftsteller über römisches Recht) für die sociale Stellung der Frauen, der verheiratheten wie der unverheiratheten, bei den Römern ist die Rolle, welche ihnen die römische Geschichte oder vielmehr die Mythenbildung der Römer zutheilt: die wichtigsten Ereignisse bringt sie mit Frauen in Verbindung, und immer zeigt sie sie in dem Glanze der Tugend. Der erste Krieg entbrennt um die Frauen, er droht Rom im Keime zu ersticken, aber die geraubten Sabinierinnen, von Liebe zu ihren Männern getrieben, retten Rom und lehnen es ab, zu den Ihrigen zurückzukehren. Die Vertreibung der Könige knüpft an Lucretia, der Sturz der Decemvirn an Virginia an; das Maß der Entrüstung läuft erst über, der Unwille bricht erst dann in Empörung aus, wenn sich die Willkür gegen ein Weib wendet. Die Abwehr des Coriolan erfolgt nach fruchtloser Erschöpfung aller Mittel durch seine Mutter und die römischen Matronen. Der Loskauf der von den Galliern eingenommenen Stadt geschah zum großen Theil durch das Geschmeide, welches die Matronen freiwillig an die Behörden ablieferten. Die Zulassung der Plebejer zum Consulat ward, wenn auch nicht in ihrem Grunde, so doch in ihrem Anlaß auf eine Frau zurückgeführt; sie war aus patricischem Stande und an einen Plebejer verheirathet, und sie hatte bei Gelegenheit eines öffentlichen Opfers eine Zurücksetzung von ihren früheren Standesgenossinnen erlitten; nicht eher ruhte sie, nicht eher hielt sie den ihrer Ehre angethanen Flecken getilgt, als bis sie selbst die Gattin eines Consuls hieß.

Aber sicher ist, daß diese hohe gesellschaftliche Stellung der Frauen den Römern seit dem Ende der Republik theuer zu stehen kam. Denn als durch

die asiatischen Kriege ein seltener Luxus plötzlich nach Italien verpflanzt wurde, als Genuß und Putzsucht und neben ihnen die gemeinste Lüderlichkeit in Rom überraschen Eingang fanden, da waren es die Frauen, die es den Männern vorausthaten. Ihre herkömmliche Stellung in der Gesellschaft behaupteten sie, von der alten Zucht und Scheu machten sie sich los; die Schwelgerei ergriff das ganze Haus, Frauen und Kinder sind bei den Gelagen gegenwärtig, sie hören, worüber sie erröthen sollten; die Frauen treiben es mit den Männern um die Wette, sie durchwachen die Nächte und trinken den Männern mit unvermischtem Weine zu. Spricht doch Lucian (der freilich erst im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit lebt und ein Satyriker ist) von einem Mahl, an welchem Frauen theilnahmen, und welches in eine große Schlägerei mit Abbeißen von Fingern und Nasen endete! Kurz, aus der gesellschaftlichen Gleichstellung in der alten Zeit bildete sich gegen Ende der Republik die Emancipation der Frauen, richtiger: die Vernachlässigung des Hauses und der Wirthschaft, die Durchbrechung der Grenzen, die dem Weibe von der Natur gezogen sind, die Unbescheidenheit im Genuß, die Sucht zu glänzen und sich vorzudrängen, kurz die Aufhebung aller Scham und Scheu, in deren Beobachtung gerade die Ehre der Frauen liegt. An dieser Auffassung darf uns auch nicht das Beispiel von Frauen irre machen, die ihren Männern freiwillig in den Tod folgen, mit ihnen in die Verbannung ziehen, die in den Grabschriften als die Leuchte des Hauses, als die Muster aller Tugenden gepriesen werden, denn trotz dieser Fälle ist der Zug der Zeit, der durch das weibliche Geschlecht hindurch gehende Geist auf Selbständigkeit, auf Schrankenlosigkeit gerichtet.

Wenn es nun wahr ist, was ich oben gesagt habe, daß man aus dem Gesetzbuch eines Volkes den Höhen- oder Tiefenpunkt seiner Civilisation ablesen könne, wenn mit anderen Worten Recht und Cultur im engsten Zusammenhang stehen, so muß auch die Veränderung, welche in der Bedeutung der Frauen für die römische Gesellschaft vor sich ging, ihren Ausdruck im Recht gefunden haben. Und so ist es in der That. Man muß bezüglich der Stellung der Frauen im römischen Recht zwei Perioden unterscheiden, eine frühere und eine spätere, eine Periode der Zucht und der guten Sitte und eine Periode der Emancipation, richtiger der Zuchtlosigkeit der Frauen. Diese beiden Perioden lassen sich ebenso bei den unverheiratheten wie bei den verheiratheten Frauen unterscheiden.

Ich handle zuerst von den Unverheiratheten, weil ich bei ihnen nur weniges zu sagen habe, den Hauptgegenstand meiner Erörterung werden die Verheiratheten bilden.

Das oberste Princip des römischen Rechts ist, daß im Privatrecht die unverheirathete Frau dieselbe Stellung genießt wie der Mann; im öffentlichen Recht tritt sie völlig zurück, sie hat gar keine öffentlichen Rechte: aber auch im Privatrecht erleidet sie eine Beschränkung: sie steht, falls sie sich nicht noch in der Gewalt ihres Vaters befindet, zeitlebens unter Vor-

mundschaft. Diese Vormundschaft selbst, so sehr sie uns heute befremden mag, ist nichts den Römern Eigenthümliches, sie findet sich ebenso bei Griechen und Germanen, sie beruht offenbar auf der großen Bedeutung, welche bei allen Völkern in den ersten Epochen ihrer Entwickelung der Wehrhaftigkeit zukommt, nur der Wehrhafte genießt die volle Selbständigkeit, der Unwehrhafte bedarf eines Schützers, des Vormunds. Aber wenngleich die alten Römer diesen Grundgedanken mit den Griechen und Germanen gemein haben, so gehen sie im übrigen ihre eigenen Wege, sie sind weit davon entfernt, dem Vormund einer Frau dieselben Rechte zu geben wie dem eines Unmündigen, vielmehr sind seine Befugnisse viel geringer; seine Stellung läßt sich ungefähr in den Satz zusammenfassen: die Unverheirathete behält ihr Vermögen in ihrer Hand, sie verwaltet es und nicht der Vormund, aber zu allen bedeutenden Rechtsgeschäften bedarf sie der Zustimmung des Vormunds, z. B. wenn sie ein Testament machen, einen Sclaven freilassen, einen Proceß führen, eine sogenannte strenge Ehe eingehen will. (Ich komme auf die strenge Ehe bald zurück.) In der ersten von mir gedachten Periode wurde diese Abhängigkeit von den Frauen gern getragen; in der zweiten suchten sie sich ihr zu entziehen, und zwar, was sehr bezeichnend ist, meist nicht auf directem Wege sondern durch Umgehungen, durch Schliche. Zunächst wandten sie sich, wenn der Vormund ihnen die Einwilligung zu dem von ihnen beabsichtigten Rechtsact versagte, an die vorgesetzte Obervormundschaftsbehörde, und diese Behörde, die in der Zeit der untergehenden Republik sittlich kaum höher stand als die Frauen, ja die sich vielleicht unter dem Einfluß hochgestellter Frauen befand, — diese Behörde, sage ich, stellte den Grundsatz auf, daß jeder Frauenvormund, der nicht auf Grund seiner Verwandschaft die Vormundtschaft überkommen habe, die Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft ertheilen müsse; sie machte also einen Unterschied zwischen einem Vormund aus der Verwandtschaft und einem sonstigen Vormund; dem ersteren beließ sie seine bisherigen Rechte, weil er als Verwandter auch ein Erbrecht gegenüber seinem Mündel besaß, und weil man annahm, daß er seine Zustimmung im Interesse seines Erbrechts verweigere; die anderen Vormünder hingegen, die, weil sie kein Erbrecht besaßen, zur Ertheilung der Zustimmung gezwungen wurden, wurden offenbar zu reinen Scheinvormündern degradirt. Nachdem dies erreicht war, so mußten die Frauen ihren Angriff gegen die Verwandten-Vormünder (Bruder, Oheim, Vetter) richten. Bevor ich dies schildere, will ich noch einer besonderen Intrigue der Wittwen gedenken, denn die Wittwen unterlagen der Vormundschaft geradeso wie die alten Jungfern. Ueber seine Ehefrau konnte der Mann in seinem Testament einen Vormund ernennen; das benutzte nun die Ehefrau; sie lag ihrem Manne in den Ohren, nicht einen bestimmten Freund zum Vormund zu berufen, sondern sein Testament dahin zu fassen, daß er ihr selbst die Auswahl des Vormunds überließ, und nun geschah diese Ueberlassung in doppelter Weise. Entweder verordnete der Mann: „meiner Frau gebe ich die Auswahl ihres Vormundes ganz allgemein", dann hatte die Wittwe das

Recht, den Vormund so oft zu wählen, als sie wollte, mit andern Worten, sie wählte bei jedem einzelnen Rechtsact denjenigen Freund, der ihr ganz zu Willen war, und die Vormundschaft war offenbar in eine Scheininstitution umgewandelt. Oder der Mann verordnete, weil er der Willkür seiner Frau mißtraute: „meiner Frau gebe ich die Auswahl des Vormunds ein- oder zweimal", dann war die Wittwe freilich nicht in voller Freiheit, immerhin aber konnte sie durch die Wahl einer willenlosen schwachen Persönlichkeit sich factisch die volle Unabhängigkeit verschaffen. — Nun zurück zu dem Verwandten-Vormund (Bruder, Oheim, Vetter), von dem ich oben sagte, daß er allein im Anfang der Kaiserzeit die alten Befugnisse besaß, und daß sich gegen ihn allein die Angriffe der Frauen richten mußten. Auch hier greifen die Frauen zunächst zur List; sie gehen nämlich eine Scheinehe in alter Weise ein, und scheiden sich sofort von ihrem Scheinehemann; durch die Scheinehe werden sie der Gewalt des Scheinehemannes unterworfen, und werden dadurch von ihrem bisherigen Verwandten-Vormund frei; durch die Scheidung werden sie auch von der Gewalt des Scheinehemannes frei, und nunmehr erhalten sie einen Nichtverwandten zum Vormund. So war denn auch die Verwandten-Vormundschaft ihrem Wesen nach beseitigt, und es ist kein Wunder, daß unter Claudius ein Gesetz gegeben wurde, welches sie wenigstens über freigeborene Frauen direct aufhob, es war dieses Gesetz von keiner anderen Bedeutung, als daß es die unwürdige Farce der Scheinehe überflüssig machte. Die anderen Vormünder über Frauen dauerten auch nach Claudius fort, da sie aber, wie bemerkt, keine Rechte besaßen, so verlief sich die Frauenvormundschaft im Sande; kein Gesetz hat sie aufgehoben, sie hörte von selbst auf, und etwa seit dem vierten Jahrhundert nach Christus unterscheidet sich die unverheirathete Frau von dem unverheiratheten Manne fast in keiner Weise mehr; der Unterschied der Geschlechter hat für die Unverheiratheten fast gar keine Bedeutung mehr.

Ich wende mich nunmehr zu den verheiratheten Frauen. Drei Punkte sind es, welche ich behandeln werde: die Stellung der Frau in der Ehe, namentlich das eheliche Güterrecht, sodann die Eingehung der Ehe und die Scheidung. In allen dreien lassen sich jene zwei Perioden unterscheiden, die ich oben skizzirt habe.

Hinsichtlich der Stellung der Frau in der Ehe pflegt die heutige Wissenschaft des römischen Rechts die strenge und die freie Ehe einander gegenüberzustellen.*) Die Ausdrücke sind nicht geschickt gewählt; die Bezeichnung „freie Ehe" giebt zu einem Mißverständniß Anlaß, sie führt leicht zu einer Gleich-

*) Außer der Ehe hatten die Römer noch den Concubinat, dieser ist aber keineswegs von der Bedeutung, welche man heut dem Worte beilegt, vielmehr ist er ungefähr dasselbe wie unsere sogenannte Ehe zur linken Hand, die zwischen Prinzen der regierenden Häuser und bürgerlichen Mädchen abgeschlossen wird. Die Concubine ist eine durchaus sittliche Frau, aber sie und die Kinder treten nicht in die Familie des Mannes, sie haben also nicht die Rechte der Ehefrau resp. der ehelichen Kinder.

stellung mit der frivolen Anschauung einer modernen Partei, welche in dem Worte „freie Liebe" ihren Ausdruck gefunden hat. Nichts wäre verkehrter als dies; die römische freie Ehe ist eine wahre Ehe, nur ist die Stellung der Frau in derselben eine durchaus freie.

In der strengen Ehe nämlich verfällt die Ehefrau der Gewalt ihres Mannes, und diese Gewalt hat denselben Inhalt, wie diejenige des Vaters über seine Kinder; oder wie die römischen Juristen es aussprechen: die Hausfrau hat in der strengen Ehe die Stellung einer Haustochter. Die väterliche Gewalt habe ich schon oben beschrieben; für unseren gegenwärtigen Zweck, d. h. zur Charakterisirung der strengen Ehe genügt es, wenn ich (außer der religiösen Gemeinschaft, in welche die Frau zu ihrem Manne tritt) zwei Rechte des Ehemannes hervorhebe: das Recht des Gerichts über die Frau, sowie das des Vermögenserwerbs durch die Frau. Das Recht des Gerichts über die Frau bedeutet, daß der Ehemann sie vor sein Hausgericht ziehen kann, und zwar bei allen Vergehen, nicht blos bei Vergehungen gegen die Ehe, wiewohl natürlich die letzteren den hauptsächlichsten Gegenstand der Strafgerichtsbarkeit des Ehemannes bilden. Und der Mann kann bei dieser Gelegenheit Strafen aller Art aussprechen, selbst die Todesstrafe ist nicht ausgeschlossen, und mehrere Fälle derselben (namentlich wegen Ehebruchs und wegen Weintrinkens) sind uns überliefert. Der Vermögenserwerb durch die Frau bedeutet, daß die in strenger Ehe lebende Frau kein Eigenthum haben kann, sondern daß Alles, was sie bei Eingehung der Ehe besitzt, und Alles, was sie während stehender Ehe erwirbt, in das Vermögen ihres Mannes fällt.

Das sind denn zwei Rechtssätze, welche bis in unser Jahrhundert hinein den Anlaß abgaben, das römische Volk mit Vorwürfen zu überschütten, und die Behauptung aufzustellen, daß den Frauen im römischen Recht eine unwürdige Behandlung zu Theil geworden sei. Erst in neuester Zeit ist man den Römern gerecht geworden, man wies auf die thatsächliche Stellung der Frauen im Hause und in der Gesellschaft hin, und man schloß daraus, daß das Gesetz, welches in der strengen Ehe aus der Hausfrau eine Haustochter machte, ein bloßer Buchstabe geblieben sei. Ich habe schon oben mich als einen Anhänger dieser Meinung bekannt, und zum Beweise die hübsche Geschichte von der Verlobung der Cornelierin mit dem Sempronier mitgetheilt. Aber es läßt sich noch Anderes zu weiterer Bestätigung anführen.

Was nämlich das Hausgericht anbetrifft, so ist es altrömische Sitte, bei allen wichtigen, die Familie betreffenden Rechtsacten einen Verwandtenrath zuzuziehen; dies geschieht bei Verlobungen, bei Mündigkeitserklärungen, bei Emancipationen und natürlich auch dann, wenn der Hausvater über die Kinder, oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht sitzt, im letzteren Falle werden auch die Verwandten der Frau zugezogen. Diese Verwandten bilden den Rath; sie wohnen der Gerichtsverhandlung bei, sie sprechen, bevor das

Urtheil gefällt wird, ihre Meinung aus: ihre Meinung ist zwar juristisch nicht die maßgebende, allein thatsächlich bildet sie die Grundlage für das Urtheil des Vaters und des Ehemannes. Kurz, das Hausgericht ist nicht das Gericht eines Einzelnen, es ist ein Familiengericht, und der Vater, der Ehemann ist nur der Präsident einer Geschwornenversammlung; im Hausgericht empfängt der Angeklagte einen Spruch von seinen Genossen, von denjenigen, die durch die Bande des Bluts ihm am nächsten stehen, und durch den Familienverkehr den besten Einblick in seine Denk- und Handlungsweise erworben haben. Wenn irgend ein Gericht von vornherein zu Gunsten des Angeklagten gestimmt ist, wenn irgend ein Gericht nur bei evidentestem Beweise den verurtheilenden Spruch fällt, so ist es das Hausgericht. Damit dieser Charakter dem Gericht auch dann gewahrt werde, wenn es sich um die Gattin handelt, verlangt die Sitte die Zuziehung der beiderseitigen Verwandten; nun und nimmermehr darf ein solches Gericht als ein Tyrannengericht bezeichnet werden. Es trat insbesondere in Wirksamkeit, wenn ein Mann Grund zur Scheidung von seiner Frau zu haben glaubte: ein Verwandtenspruch war nöthig, wenn die Ehefrau für schuldig erklärt und auf Grund der Schuld verstoßen werden sollte; als ein Senator hiergegen handelte und sich von seiner Frau ohne Befragung der Verwandten schied, wurde er von den Censoren aus dem Senat gestoßen.

Schwieriger ist es, den zweiten Grundsatz zu erklären, den Grundsatz, daß die Frau in strenger Ehe absolut vermögenslos ist, daß Alles, was sie hat und was sie erwirbt, ihrem Manne zufällt. Auch hier ist man geneigt einen Gegensatz zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und der Thatsächlichkeit der Lebensverhältnisse anzunehmen. Daß nämlich rechte Eheleute thatsächlich Alles gemein haben, daß sie keinen Unterschied zwischen Mein und Dein machen, daß selbst am Vermögen des Mannes die Frau eine Herrschaft in gewissem Sinne übt, das wird von den römischen Historikern und Juristen deutlich ausgesprochen; sie erklären die Ehe in würdevollster Weise als die volle Lebensgemeinschaft, als die Mittheilung alles göttlichen und menschlichen Rechts; ein altes Gesetz bezeichnet die in strenger Ehe lebende Frau als Theilnehmerin an den Heiligthümern und an dem ganzen Vermögen des Mannes; sie wird von Allen im Hause, auch von ihrem Manne Herrin, domina genannt. Aber man sieht sich hier vergebens nach einer Einrichtung um, welche geeignet war, die Frau in ihrer thatsächlichen Stellung zu schützen, wie sie der Verwandtenrath gegen eine Ausartung des Hausgerichts schützte. Und deshalb meine ich noch ein Argument vorbringen zu sollen, ein Argument, dessen Würdigung dem Nichtjuristen schwer fällt, und bei dessen Darstellung ich daher fürchte, nicht ganz klar mich ausdrücken zu können, so sehr ich auch mein Augenmerk darauf richte. Ich nenne das Argument kurz: die Armuth der älteren Zeit an Rechtsbegriffen, und ich bemerke zu seiner Erklärung, daß wir auch in der Rechtsgeschichte gewissermaßen ein eisernes Zeitalter wahrnehmen können, d. h. ein Zeitalter, in welchem zwar einzelne Rechts-

begriffe existirten, keineswegs aber die ganze Fülle derselben, die wir heute besitzen: es hat der Jahrhunderte und der Jahrtausende bedurft, um diese zu entwickeln, und die Zukunft birgt in ihrem Schooße unzweifelhaft solche, die wir heut noch nicht kennen. Diese Betrachtung scheint mir den Schlüssel zu dem Räthsel zu bieten, welches sich in der strengen römischen Ehe uns darstellt. Die alten Römer beabsichtigten, wie mir scheint, lediglich dies, alles Vermögen den Händen der Frau zu entnehmen und seine Verwaltung dem Manne zu übertragen: denn so wenig wie heute war damals eine Frau im Stande, ein Vermögen zu verwalten, dazu fehlte ihr, wenn sie ordentlich im Hause waltete, die Zeit, deshalb auch das Geschick und die Geschäftskenntniß. Wäre nun dem alten römischen Recht der Verwaltungsvertrag bekannt gewesen, oder, um mich vor Nichtjuristen deutlicher auszudrücken, wäre es nach altem römischen Recht zulässig gewesen, daß Jemand einen Andern zum Verwalter seines Vermögens bestellte, so zweifle ich nicht, daß auch in der strengen Ehe dem Ehemann eine andere Stellung bezüglich des Vermögens der Gattin angewiesen worden wäre; man hätte ihn wahrscheinlich nur zum Verwalter desselben gemacht. Aber wir haben die vollen Beweise dafür, daß das alte römische Recht den Verwaltungsvertrag nicht kannte, und so mußte man denn zu einem Ausweg greifen; man nahm die väterliche Gewalt als Vorbild, gab der Ehefrau die Stellung einer Tochter, und räumte dem Manne dieselben Rechte an ihrem Vermögen ein, wie dem Vater an dem seiner Kinder. Ein gewisser Schutz ward auch bei dieser Gestaltung des Verhältnisses der Ehefrau zu Theil, nur war es kein ihr eigenthümlicher, sondern ein allgemeiner. Die römischen Censoren nämlich, zu den obersten Staatsbeamten gehörig und gewöhnlich Männer, welche die politische Laufbahn bereits hinter sich hatten, wachten über die öffentliche Sittlichkeit, und namentlich über die Wirthschaftlichkeit, welche sie zu den nationalen Tugenden rechneten. Sicherlich haben die Censoren nicht blos denjenigen mit ihrem Tadel behaftet, der sein eigenes Vermögen durchbrachte, sondern auch denjenigen, welcher das seiner Gattin gehörige mißbrauchte.

Kurz, die Vermögenslosigkeit der Frau in der Ehe bestand nur dem Buchstaben des Gesetzes nach, in Wahrheit, in der Thatsächlichkeit des Lebens stand sie auch bezüglich des Vermögens hoch über ihren Kindern; thatsächlich war die Frau in strenger Ehe ungefähr in derjenigen Lage, in welcher sich heutzutage eine in der Gütergemeinschaft lebende Frau befindet, d. h. das Vermögen gehört beiden Gatten gemeinsam, der Mann führt die Verwaltung, bei allen wichtigeren Rechtsgeschäften holt er die Zustimmung der Frau ein.

Aber freilich, daran ist nicht zu zweifeln, daß nicht blos rechtlich, sondern auch thatsächlich das Vermögen der Frau in der strengen Ehe in die Hände des Mannes kam, auch thatsächlich stand der Frau keine *selbständige* Verfügung darüber zu; wünschte sie darüber zu verfügen, so bedurfte sie unzweifelhaft der Zustimmung ihres Mannes, sie war also auch bezüglich ihres Vermögens von ihrem Manne durchaus abhängig. Und gerade dies erschien

den Frauen der zweiten Periode, die ich oben geschildert habe, und die ich nicht anders als die emancipirten Frauen bezeichnen kann, unerträglich. Sie wollten nicht von ihrem Ehemann abhängig sein, und sie wollten vor Allem ihr Vermögen in ihren Händen behalten, um ihren Launen fröhnen zu können. Und es gelang ihnen dies bis auf's Pünktchen in der Ehe der späteren Zeit, die bei uns Juristen den Namen der freien Ehe führt. Die freie Ehe ist, wie ich schon bemerkte, eine wahre Ehe, aber die Ehefrau ist frei, nämlich von ihrem Manne frei, sie ist fast vollständig unabhängig von ihm, er hat ihr so gut wie nichts zu sagen; zwar schuldet sie ihm Achtung, allein Achtung und Abhängigkeit sind himmelweit verschieden, die einzige Abhängigkeit der Frau besteht darin, daß sie an den Wohnsitz des Mannes gebunden ist, sie muß ihm dahin folgen, wo er seinen Wohnsitz aufschlägt. Im übrigen ist in der freien Ehe keine Rede mehr von dem Hausgericht des Mannes; hat die Frau etwas verbrochen, und selbst wenn sie sich gegen die Ehe vergangen hat, so gehört die Sache vor die öffentlichen Gerichte des Staats, und gerade diejenigen Vorfälle, welche nach der Empfindung eines jeden gemüthvollen Menschen den Ohren von dritten Personen vorenthalten, aber um nicht ungestraft zu bleiben, im Geheimniß der Familie verhandelt und gerügt werden müssen, werden der Allgemeinheit preisgegeben und zu einem öffentlichen Scandal gemacht. Und ferner hat in der freien Ehe der Mann kein Recht am Vermögen der Frau; was die Frau bei Eingehung der Ehe besitzt, behält sie, wenn nicht besondere Abreden getroffen werden, in ihren Händen; was sie während der Ehe erwirbt (z. B. sie beerbt ihre Eltern oder sonst Jemanden), fällt ihr allein zu; der Mann kann nicht die Zinsen davon beanspruchen, er kann nicht verlangen, daß sie es ihm zur Verwaltung übertrage. Das ist der Hauptgesichtspunkt, unter welchem die freie Ehe betrachtet werden muß. Bekanntlich ist derjenige, welcher den Daumen auf den Geldbeutel hält, immer in der Lage, die Herrschaft an sich zu reißen, und so sind die späteren römischen Schriftsteller voll von Spott und Klage über die reichen Ehefrauen. Vom alten Cato wird eine humoristische Aeußerung überliefert: „wir Römer sind die Herren der Welt, aber unsere Herren sind unsere Frauen"; die Lustspieldichter aber lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um die Männer von reichen Frauen zu verhöhnen; „ich habe" (heißt es bei Plautus) „in meinem Hause nichts zu sagen, denn ich habe eine reiche Frau"; „heirathe keine reiche Frau" (warnt Martial), „denn dann spielst Du die Frau und Deine Frau den Mann"; „nichts ist unerträglicher als eine reiche Frau," ruft Juvenal aus. Es leuchtet von selbst ein, daß die Frauen, da sie selbst von der Vermögensverwaltung nichts verstanden, jemanden brauchten, welcher ihre Geschäfte besorgte; da fand sich denn immer ein guter Freund, der seine Dienste zur Verfügung stellte, und die Stelle des Mannes versah. „Wer ist der Krauskopf (spottet Martial), „der Deine Frau stetig begleitet?" „„Der besorgt die Geschäfte meiner Frau."" „Nein, er besorgt nicht die Geschäfte Deiner Frau, sondern Deine eigenen." Die Sache

war so arg, daß die Gesetzgebung schon frühzeitig einschritt, und zwar that sie dies in einer ganz sonderbaren Weise. Sie suchte nämlich zu verhindern, daß Reichthümer in die Hände von Frauen gelangten, und da dies namentlich durch Erbschaften denkbar ist, so beschränkte sie die Erbfähigkeit und das Erbrecht aller Frauen, sowohl der verheiratheten wie der unverheiratheten. Nicht minder aber schritt die Gesetzgebung gegen den Uebermuth der Frauen ein, weil dieser nicht blos auf dem gesellschaftlichen Gebiet, sondern in dem des Rechtsverkehrs sich störend geltend machte. Es war die Erscheinung wahrzunehmen, daß die Frauen sich nicht begnügten, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen, sondern daß sie ihre Thätigkeit und ihr Vermögen den Interessen dritter dienstbar machten; da ward ihnen dreierlei verboten. Einmal durften sie nicht vor Gericht als Anwälte oder als Vertreter von Anderen auftreten; das war in alter Zeit nicht verboten gewesen, wahrscheinlich weil man keinen Anlaß dazu hatte; aber in jener Periode der Emancipation der Frauen traten dieselben nicht blos für sich, sondern auch für Andere vor Gericht auf, und als eine gewisse Afrania, die Frau eines Senators, bei einer solchen Gelegenheit nicht blos ihrem Redestrom eine ungewöhnliche Länge verlieh, sondern zugleich sich in ungehörigen Redensarten gegen das Gericht erging, kurz, als sie alle die Eigenschaften eines Querulanten zeigte, so ward den Frauen das Recht, für Andere gerichtlich aufzutreten entzogen. Sodann wurde allen Frauen untersagt, sich für Andere zu verbürgen. Die Bürgschaft ist eines der verfänglichsten und gleichsam fascinirenden Rechtsgeschäfte; bei der Uebernahme hat man das Bewußtsein, einem Freunde einen wesentlichen Dienst zu leisten, und gleichzeitig die Hoffnung, daß einem dieser Dienst nichts kosten werde. Diese Hoffnung macht sanguinische Menschen leicht zu Bürgschaften bereit, erweist sich aber später häufig als eine trügerische. Es ist einleuchtend, daß am meisten Gefahr hierbei die Frauen liefen, da sie, je weniger sie etwas von dem Wesen der Bürgschaft verstanden, um so leichter von einem Mann dazu überredet wurden, und es war eine wohlbegründete Zurückweisung der Frauen von dem Markte und dem Geschäftsverkehr, als im Anfang der Kaiserzeit ihre Bürgschaften für ungültig erklärt wurden. Endlich wurde den Frauen das Bankiergeschäft untersagt; um dies zu verstehen, muß man wissen, daß der Bankier bei den Römern eine ganz andere Stellung hatte als bei uns; er war nicht blos Geldwechsler und Depositar, sondern er placirte Gelder, er machte Auctionen, kurz, er war der Agent für die vermögenden Privatpersonen, er besorgte die Geschäfte von Anderen, und das war es ja gerade, was die römische Gesetzgebung den Frauen verboten hatte.

Alle diese Dinge sind blos erklärlich durch die vollkommen selbständige Stellung, welche die Frauen in der zweiten Periode gewonnen hatten, eine Stellung, welche sowohl ihre Person, als ihr Vermögen betraf. Das bisher gezeichnete Bild würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine bei den Römern allgemein verbreitete Sitte zur Sprache brächte, das ist die

Sitte, dem Manne bei Eingehung der Ehe eine Mitgift für die Frau zu übergeben. Jedes römische Mädchen, welches nur halblich über die Armuth hinaus ist, erhält eine Mitgift, sei es vom Vater oder von der Mutter oder vom Bruder oder von sonst einem Verwandten. Die Mitgift ist nicht etwa blos als die Aussteuer zu verstehen, wie sie ja heute sehr gebräuchlich ist und die erste Einrichtung des Hausstandes des jungen Ehepaares bildet, sondern die römische Mitgift ist Geld und Geldeswerth, Grundstücke, Häuser, Sclaven, zinsbare Forderungen, kurz Alles, was einen Ertrag abwirft, der zur Tragung der sog. ehelichen Lasten verwendbar ist. Ueber die Mitgift hat nun die Frau nichts zu sagen, sie ist im Vermögen des Mannes und er allein hat die Verfügung darüber. Eine Frau, die blos eine Mitgift und kein sonstiges Vermögen hat, besitzt offenbar nicht die Unabhängigkeit, wie ich sie oben geschildert habe; allein man darf diesen Fall nicht als den normalen ansehen, denn auch heut, wo bei den Völkern der romanischen Zunge die Mitgift allgemein üblich ist, und bei den Völkern der germanischen Abstammung sie üblich zu werden beginnt, — auch heute, sage ich, pflegt ein Vater seiner Tochter nicht ihren vollen Erbtheil als Mitgift zu bestellen, sie erhält demnach noch immer etwas bei dem Tode des Vaters, ebenso bei dem Tode der Mutter, kurz das Vermögen der Frau ist nicht auf die Mitgift beschränkt.

Das sehe ich als den wichtigsten Unterschied in der juristischen Gestaltung der Ehe zwischen den Römern und unserer heutigen Zeit an. In unseren Tagen sind die Rechte des Ehemannes an dem Vermögen seiner Frau in den verschiedenen Ländern sehr verschieden gestaltet; aber das römische System ist fast auf dem ganzen Continent so gut wie aufgegeben, fast alle unsere ehelichen Güterrechte gehen davon aus, daß die Frau nicht unabhängig von ihrem Mann bezüglich ihres Vermögens sein darf; sie verweigern also der Frau die Mittel, welche die Voraussetzung ihrer Selbständigkeit bilden; sie machen es mit anderen Worten unmöglich, daß wir zu emancipirten Ehefrauen kommen, zu Frauen, welche ihre eigenen Wege gehen, unbekümmert um den Mann, dem sie sich für das Leben angetraut haben. Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß England, welches bisher im ehelichen Güterrecht sich zu den Grundsätzen des Continents bekannt hat, vor wenigen Jahren die Ideen des römischen Rechts wieder zu Ehren gebracht und die Frauen völlig selbständig von ihren Ehemännern bezüglich ihres Vermögens gemacht hat. Es ist nun allerdings richtig, daß in neuester Zeit gerade in England vielfach Mißbräuche stattgefunden haben; es wurden Ehefrauen in auffallender Weise von ihren Männern um ihr Vermögen betrogen. Andererseits ist England bekanntlich das gelobte Land des Voluntarism, man erwartet dort Alles und Jedes von dem Selbstschutz des Individuums. So will man auch in der vorliegenden Frage, daß die beiden Ehegatten jeder über das ihnen Gebührende wachen und ihre Rechte durch Vertrag feststellen sollen. Ich fürchte, daß das neue Gesetz für England keine segensreichen Folgen haben wird. In

der ersten Zeit zwar wird man es loben, weil es die bisher vorgekommenen Mißbräuche abgestellt hat; bald aber wird man durch die Erfahrung inne werden, daß aus einem solchen Gesetz mit Nothwendigkeit die Emancipation der Frauen hervorgeht. Uebrigens ist in England selbst das Gesetz lebhaft angefochten worden; vergl. die Law-Times vom 4. November 1882, wo es geradezu heißt, daß verschwenderische Frauen in ihrer separate property den festesten Rückhalt finden, und daß treulosen Frauen vermöge der separate property das Durchgehen mit ihren Liebhabern sehr erleichtert werde.

Ich gelange nunmehr zu der Eingehung der Ehe. Daß auch bei ihr die beiden Perioden zu unterscheiden sind, daß die strenge Ehe in anderer Weise geschlossen worden ist als die freie, das liegt auf der Hand.

Der eine Eingehungsact der strengen Ehe ist ein religiöser, er trägt den Namen „Confarreatio". Wir sehen die Römer uns darin geistesverwandt, daß sie alle wichtigen Familienereignisse mit religiösen Formen umgeben; unserer Taufe entspricht die römische Namengebung, unserer Confirmation die römische Mündigkeitserklärung, unserer Trauung die römische Confarreatio. Mit diesen Acten beginnt das Leben selbst oder eine neue Lebensepoche, beide in eine dunkle, für uns undurchdringliche Zukunft gehüllt; und in dem Bewußtsein unserer menschlichen Unzulänglichkeit und im Gefühl unserer Abhängigkeit von einer höheren Macht erflehen wir deren Segen bei der Vornahme des Actes. Nur darin waltet ein Unterschied zwischen den Römern und uns ob, daß bei jenen die Sache sich nicht im Tempel abspielt; jedes römische Haus hat Hausgötter und einen Hausaltar, und alle religiösen Handlungen, welche lediglich den Einzelnen betreffen, können im Hause vollzogen werden.

An dem Altar im Hause des Brautvaters fand die religiöse Ceremonie statt, welche den Namen der Confarreatio trägt. Nicht blos die Brautleute, ihre Verwandte und Freunde sind dabei gegenwärtig, sondern auch der oberste Priester von Rom, andere Priester und zehn Bürger als Zeugen. Zuerst wird der Wille der Götter erkundet aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweiden eines geschlachteten Schafes; und wenn diese der Eingehung der Ehe günstig sind, so umwandeln Alle den Hausaltar; zwei Knaben schreiten ihnen voran; der eine trägt Wasser und Feuer, das erstere geweiht, das letztere eine am Hausaltar angezündete Fackel; der andere trägt einen Opferkuchen; ihnen folgt das Brautpaar, und diesem schließen sich die übrigen Theilnehmer an. Dann beginnt das Opfer, die Priester sprechen dabei heilige Formeln, die Pronuba (nicht eine Brautjungfer sondern eine Brautfrau) legt die rechten Hände der Brautleute in einander, und der Opferkuchen wird in das Feuer auf dem Hausaltar geworfen; dann setzen sich die beiden Brautleute vereinigt auf ein über zwei Sesseln gelegtes Schaffell nieder und verharren dort mit verhülltem Haupte schweigend im Gebet. Ich darf die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Braut in alterthümlichem Schmucke erschien; ihr Haar war in sechs Abtheilungen gescheitelt und mit wollenen Bändern

verflochten; es war mit einem Kranz aus Blumen und Blättern (corolla) geziert, die sie selbst gepflückt hatte; darüber trug sie das Flammeum, einen rothen Kopfschleier, welcher das Hinterhaupt, die Stirn und Wangen bedeckte und in den Nacken und auf die Schultern herabfiel, aber das Gesicht frei ließ; ihre Kleidung bestand aus einem weißen Oberkleid (toga pura) und einem weißen in alterthümlicher Weise gewebten Unterkleid (tunica regilla), das durch einen Gürtel mit dem sogenannten herculischen Knoten geschürzt wurde. — Im Uebrigen war diese religiöse Eingehungsform bei den Ehen gewisser höchster Priester vorgeschrieben; sie mußten aus einer solchen Ehe entsprossen sein und in einer solchen selbst leben. Daraus ist es zu erklären, daß sie sich selbst noch in den Zeiten erhielt, in denen die Emancipation der Frauen längst vollzogen war; nur freilich fanden sich jetzt höchst selten Mädchen, die sich dieser Form und mit ihr der strengen Ehe unterwarfen; unter Tiberius erging deshalb ein Gesetz, welches die Wirkungen der Confarreatio auf die religiöse Stellung der Frau beschränkte, das Hausgericht des Mannes aber sowie die vermögensrechtliche Abhängigkeit der Frau völlig beseitigte.

Der zweite Eingehungsact der strengen Ehe ist ein weltlicher, ein bürgerlicher: es ist der Kauf der Frau, bei den Römern Coëmtio genannt. Der Brautkauf kommt bekanntlich bei allen Völkern vor, bei den Ariern eben so sehr wie bei den Semiten, bei den civilisirten Völkern wie bei den uncivilisirten. Bei den alten Babyloniern und Assyrern wurden die Mädchen sogar in öffentlicher Versteigerung als Ehefrauen verkauft, und bei den Mohamedanern gilt heute noch eine Anzahl weiblicher Kinder als Reichthum: sie müssen nämlich dem Vater abgekauft werden, wenn sie Jemand heirathen will. Nur darin unterscheiden sich die uncivilisirten Völker von den civilisirten, daß bei jenen der Kauf immer ein wahrer, echter Kauf um Geld und Geldeswerth geblieben ist, während er bei den civilisirten in einen Scheinkauf verwandelt worden ist. Letzteres geschah im Mittelalter im ganzen Europa, und ebenso geschah es im Alterthum bei Juden, Griechen und Römern. Bei den Römern geschieht die Coëmtio in allen Formen des Scheinkaufs; es werden fünf Zeugen zugezogen, der Bräutigam spricht eine Formel aus, in welcher er erklärt, daß er das Mädchen sich als seine Gattin erkaufe, endlich zahlt er etwas dem Vater resp. dem Vormund der Braut, aber er zahlt ihm nicht einen wirklichen Preis, sondern einen Scheinpreis, die allerkleinste Münze, die nur ein paar Pfennige werth war.

Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne eine andere zu berühren, welche mit ihr in engem Zusammenhange steht, und welche sicherlich für den Leser von hohem Interesse ist; ich meine die Sitte des Verlobungs- und des Trauringes. Weshalb (so lautet die Frage) wird ein Ring gegeben, weshalb werden Ringe ausgetauscht? Unmöglich kann dies in dem Sinn des Geschenks eines schmückenden Gegenstandes geschehen; denn bekanntlich muß wenigstens der Trauring ein einfacher goldener Reif sein, er darf keinen Edelstein enthalten, er darf nicht zierlich und künstlerisch gestaltet werden.

Da hat denn die Phantasie einen weiten Spielraum, und in früherer Zeit erklärte man den goldenen Ring daraus, daß er ein Symbol der Gattenliebe sei, die letztere soll echt sein wie Gold und ohne Ende wie der Ring. Ich muß diese gemüthvolle Deutung zerstören; die Rechtsgeschichte lehrt, daß der Ring eine nüchterne juristische Function versieht, welche heut freilich längst vergessen ist.

Der Ring hat in der Rechtsgeschichte eine doppelte Bedeutung, er ist ein Symbol einmal der Herrschermacht und sodann der Wahrhaftigkeit. Für das erstere erinnere ich zum Belege, daß der sterbende Alexander seinen Ring dem Perdiccas giebt, und ihn dadurch zu seinem Nachfolger in der Herrschaft bezeichnet; ferner daran, daß der sterbende Tiberius seinen Ring vom Finger zieht, als ob er ihn Jemanden übergeben wolle, daß er dann aber sich anders besinnend ihn wieder ansteckt und die Hand fest schließt; endlich daran, daß im Mittelalter die Belehnung mit dem Ringe erfolgt. Für das letztere (d. h. für den Ring als das Symbol der Wahrhaftigkeit) führe ich an, daß Zeugen, um eine Urkunde zu beglaubigen, mit ihrem Ringe dieselben besiegeln, daher der Siegelring; die Unterschrift der Zeugen unter die Urkunde gehört erst einer späteren Zeit an. Der Siegelring wird am vierten Finger der linken Hand getragen, weil nach dem Glauben der Aegypter, Griechen und Römer dieser Finger durch einen zarten Nerv mit dem Herzen verbunden ist und er deshalb ihnen eine Auszeichnung zu verdienen schien. In der zweiten Eigenschaft nun kommt der Ring beim Kauf vor, nämlich bei demjenigen Kauf, der nicht sofort durch Uebergabe des Kaufgegenstandes und Zahlung des Kaufpreises erfüllt wird; der Käufer giebt bei der Abschließung des Kaufes dem Verkäufer seinen Ring, um ihm zu versichern, daß er später den Kaufvertrag ehrlich erfüllen werde. Zweierlei ist hiebei zu constatiren: einmal, daß die Hingabe des Ringes eine einseitige ist, nur der Käufer giebt ihn dem Verkäufer, nicht aber umgekehrt auch der Verkäufer dem Käufer; sodann, daß auf die Substanz des Ringes nichts ankommt, und in der That haben die Römer in alter Zeit nur einen eisernen Ring getragen und bei Kaufverträgen gegeben. Wenden wir uns nunmehr zum römischen Frauenkauf. Die Coëmtio ist die Erfüllung des Kaufvertrages, ihr voran geht eine Beredung des Kaufvertrages d. h. die Verlobung; zur Versicherung, daß dieser Vertrag erfüllt, daß also später die Coëmtio vollzogen, die Ehe eingegangen werde, gibt der Bräutigam der Braut bei der Verlobung einen Ring; nur der Bräutigam gibt ihn der Braut; er empfängt keinen solchen, und noch in den Zeiten des unmäßigen Luxus, noch in der Kaiserzeit gibt er ihr, wie Plinius berichtet, einen eisernen Ring ohne Edelstein. Man sieht der Verlobungsring ist nichts anderes als ein Specialfall des beim Kaufe gebräuchlichen Ringes. Nun ist aber im Laufe der Jahrhunderte eine gewaltige Umgestaltung mit dem Ringe vor sich gegangen; beim gewöhnlichen Kauf hat er sich verloren, bei der Ehe hat er sich erhalten, aber er ist bedeutenden Aenderungen unterworfen worden. Die erstere

Aenderung trat schon bei den Römern ein: in der späteren Kaiserzeit ward aus dem eisernen Ringe ein goldener. So übernahm ihn das Mittelalter: nunmehr geschahen die weiteren Veränderungen. Aus dem Verlobungsring wurde ein Trauring, d. h. im späteren Mittelalter ist der Ring bei der Verlobung in's individuelle Belieben gestellt und kann nunmehr beliebig künstlerisch gestaltet werden, dahingegen ist der Ring bei der Trauung obligatorisch, und hier ist er der einfache goldene Reif. Endlich die dritte Aenderung ist der Ringwechsel; gegen Ende des Mittelalters erhält auch der Bräutigam von der Braut einen Ring. So hat denn unser Trauring nichts mehr von der römischen Sitte an sich, außer daß er allein am vierten Finger der linken Hand getragen wird. Doch haben nicht alle Völker jene Aenderungen mitgemacht; ein Theil der Schweizer (Canton Bern) nennt zwar den Ring Trauring, allein sie wechseln ihn nicht bei der Trauung, sondern bei der Verlobung aus; bei den Juden und Schweden findet noch heute kein Ringwechsel statt, sondern blos der Bräutigam giebt der Braut einen Ring.

Indem ich mich zur Eingehung der strengen Ehe zurückwende, habe ich noch zu bemerken, daß dieselbe noch auf eine dritte Art entstand; diese dritte Art war aber kein juristischer Act, sondern ein Zustand. Eine freie Ehe nämlich, welche ein Jahr lang gedauert hatte, wurde in eine strenge verwandelt, außer wenn die Frau sich drei Nächte lang aus dem Hause des Mannes entfernt hatte. Es liegt hierin der Beweis, wie abhold die alten Römer der freien Ehe waren; als die normale Ehe betrachteten sie die strenge.

Alle Förmlichkeiten fielen bei Eingehung der freien Ehe weg; juristisch wurde die freie Ehe lediglich durch den Willen der Brautleute und ihrer Väter abgeschlossen, und eine besondere Form war für die Erklärung des Willens nicht vorgeschrieben. Das war freilich ein sehr gefährlicher Grundsatz; denn dadurch konnte es dahin kommen, daß später es an jedem Beweismittel für die Eingehung der Ehe fehlte. Die katholische Kirche hat im Mittelalter diesen Grundsatz aus dem römischen Recht übernommen, und deshalb bilden im Mittelalter die sogenannten heimlichen Ehen ein schweres Uebel und den Gegenstand dauernder Klagen. Vor diesem Uebel wußten sich die Römer zu bewahren. Von Alters her war nämlich bei der strengen Ehe eine feierliche Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams üblich; diese Ueberführung wurde bei der freien Ehe für obligatorisch erklärt, so daß aller Welt die Eingehung der Ehe kund gethan und sie niemals in Zweifel gezogen werden konnte. Die Ueberführung fand gegen Abend statt. Ihr voraus geht ein Opfer, welches die Brautleute gewöhnlich im Hause der Braut den Göttern darbringen; dann werden sie von den Hochzeitsgästen beglückwünscht, und es wird ein Mahl abgehalten. Nunmehr soll die Braut das elterliche Haus verlassen, aber sie sträubt sich und weint, sie flüchtet zu ihrer Mutter, und muß aus deren Armen gewaltsam gerissen werden. Vor der Thür erwarten sie Flötenspieler und drei Knaben, der eine der Letzteren trägt ihr die Fackel vor, die anderen beiden geleiten sie an den Armen; Rocken

und Spindel werden ihr nachgetragen; hinter ihr ordnet sich der Zug der Hochzeitsgäste und des theilnehmenden Publikums; sie singen ein sogenanntes Fescenninenlied, das von derben Witzen voll ist; unter die Knaben werden Nüsse vertheilt; am Hause des Bräutigams angekommen, salbt die Braut die Thürpfosten, dann wird sie über die Schwelle gehoben, wie einstmals die geraubten Sabinerinnen, sie spricht zu dem Manne die Worte: „Wo Du walten wirst, will auch ich walten", und endlich wird sie vom Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers, der beiden für das Leben nothwendigsten Elemente, aufgenommen; die Ceremonie wird durch ein Gebet der Frau beschlossen.

Der letzte von mir zu behandelnde Punkt ist die Auflösung der Ehe. Für den Juristen ist nur eine Aufhebungsart von Interesse, das ist die Scheidung.

Hier ist nun auf eine grundverschiedene Anschauung des Alterthums und unserer Zeit hinzuweisen. Bei uns geschieht jede Scheidung durch den Richter; an ihn hat sich der Gatte, der geschieden werden will, zu wenden, und natürlich scheidet er nur dann, wenn ihm bestimmte Gründe nachgewiesen werden, aus denen die Scheidung sich rechtfertigt. Das ist im Alterthum anders; die Gerichte haben mit der Scheidung gar nichts zu thun, die Scheidung liegt lediglich im Ermessen der Gatten, und daraus folgt, daß eine Scheidung auch dann möglich ist, wenn keine genügenden Scheidungsgründe vorhanden sind.

So ist es im jüdischen Recht; nach dem alten Testament (5. Buch Mos. Cap. 24 V. 1) kann sich der Mann von seinem Weibe scheiden, wenn „sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen", d. h. wenn sie ihm nicht gefällt, und erst Christus wendet sich mit den strengen Worten der Bergpredigt gegen diese Willkür. So ist es aber auch im römischen Recht; es ist eine Scheidung möglich nicht blos, wenn gute Gründe vorhanden sind, sondern auch wenn es an solchen fehlt, und nur darin besteht eine verschiedene Behandlung, daß, wer sich ohne Grund scheidet, eine Strafe und zwar eine Vermögensstrafe erleidet. In dieser Beziehung besteht auch keine Differenz zwischen der strengen und freien Ehe; auch die strenge Ehe ist regelmäßig durch Scheidung auflösbar. Nichts destoweniger müssen wir auch hier den Gegensatz zweier geschichtlicher Perioden festhalten. In der ersten Periode hat nur der Mann ein Scheiderecht; dies war mit der sonstigen Stellung der römischen Frauen ganz unvereinbar und ward daher in der zweiten Periode geändert: die Frau hatte seitdem ganz dasselbe Scheidungsrecht wie der Mann. Wichtiger ist der thatsächliche Gegensatz der beiden Perioden; in der ersten Periode kamen nur solche Scheidungen vor, welche wohlbegründet waren, in der zweiten häuften sich die grundlosen Scheidungen derartig, daß man zu Ciceros Zeiten das widerwärtigste Bild von der Zerrüttung des ehelichen Lebens erhält. Und dabei thaten es die Frauen den Männern voran; Seneca spricht von Frauen, die ihre Lebensjahre nicht nach den Consuln, sondern nach ihren Männern rechnen, beim Heirathen (meint er) tragen sie sich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden

mit Heirathsgedanken; schon bevor die grünen Zweige abgewelkt sind, welche bei der Ueberführung der jungen Frau die Hausthür schmückten, lassen sich (nach Juvenal) manche Frauen scheiden, und in fünf Jahren bringt eine es zu acht Männern; in dreißig Tagen (erzählt Martial) heirathet Theresilla den zehnten Mann. Hält man dies für scherzhafte Uebertreibungen, so muß es doch um die Wirklichkeit schlimm bestellt sein, die zu solcher Uebertreibung Anlaß giebt; aber wir haben Beweise dafür, daß jene Berichte nicht übertrieben sind, denn der heilige Hieronymus versichert, daß in Rom eine Frau lebe, die an den dreiundzwanzigsten Mann verheirathet und selbst dessen einundzwanzigste Frau sei. Das Unglaubliche wird berichtet, daß eine Sclavin, in welche sich ihr eigener Herr verliebt, und die er deshalb freigelassen und zur Gattin genommen hat, nach einiger Zeit die Ehe ihrem Manne kündigt. Es würde ungerecht sein, den Verfall der Ehe und den Mißbrauch des Scheidungsrechts den Frauen allein zuzuschreiben; wir wissen von Männern, daß Ovid dreimal, Cäsar und Antonius viermal, Sulla und Pompejus fünfmal verheirathet waren, und wir besitzen eine Grabinschrift, die von einer siebenten Frau erzählt. Nur das will ich betonen, daß die Frauen für sich völlig die gleiche Freiheit beanspruchten wie die Männer, mit anderen Worten, daß wir es mit emancipirten Frauen zu thun haben. Die Folge davon war, daß einem die Lust am Heirathen verging. „Du warst doch sonst (schreibt Juvenal) ein vernünftiger Mensch; hat Dich plötzlich der Wahnsinn gepackt, daß Du eine Frau nehmen willst?" Und Cicero schreibt zu der Zeit, wo er sich von seiner Frau geschieden hatte, an einen Freund, der ihm eine neue Gattin antrug: „Ich kann nicht Philosophie treiben und gleichzeitig mich um eine Frau bekümmern, denn die Frau herrscht und befiehlt, sie ordnet an und verbietet ganz, was ihr beliebt." Die Abneigung vor der Ehe griff namentlich in den höheren Ständen um sich; die Ehelosigkeit wurde zur allgemeinen Calamität, es schien, als wenn das römische Bürgerthum in den höheren Klassen aussterben würde, als wenn die ganze römische Aristokratie dem Untergang geweiht wäre. Da griff der Kaiser Augustus ein, und suchte durch Belohnungen und Strafen in einem berühmten Ehegesetze (lex Julia et Papia) das eheliche Leben wieder herzustellen*); die Vergehungen gegen die Ehe unter-

*) Aus den Verhandlungen, die dem Erlaß des Gesetzes vorhergingen, verdient die Rede, welche Kaiser Augustus an die Unverheiratheten des Reiterstandes gehalten hat, Beachtung. Sie lautete nach Dio Cassius folgendermaßen: „Ihr — nun, wie soll ich euch nennen. Männer? Aber ihr habt nichts Männliches aufzuweisen. Bürger? Aber ihr thut nichts für den Bestand des Staates. Römer? Aber auch diesen Namen verdient ihr nicht. Ich wünschte, daß ihr an Zahl so gering wäret wie die verheiratheten Ritter, oder daß ihr gar nicht existirtet. Ihr bildet die Spitze der bürgerlichen Gesellschaft, und welches verderbliche Beispiel gebt ihr der Masse? Ihr handelt irreligiös, denn ihr macht die Tempel öde; ihr handelt ehrlos, denn Namen und Glanz eurer Vorfahren bringt ihr zur Vergessenheit; ihr handelt unpatriotisch, denn ein Staat besteht aus Menschen und nicht aus leeren Palästen, Säulenhallen und Märkten. Denkt an Romulus, welcher mit seinen Gefährten fremde Töchter raubte, während ihr nicht

warf er einer strengen Bestrafung, den Verheiratheten und mit Kindern Gesegneten wendete er Geldvortheile zu, die Unverheiratheten und Kinderlosen belegte er umgekehrt mit Vermögensnachtheilen. Aber den Grundsatz von der Rechtsgültigkeit der grundlosen Scheidung wagte auch er nicht anzutasten, denn dazu hätte er nun und nimmermehr die Zustimmung der höheren Stände erlangt. Blos das eine verordnete er, daß, während bisher in der freien Ehe die Scheidung gänzlich formlos war, fortan eine Erklärung vor sieben Zeugen erforderlich sein sollte. Ja, jener Grundsatz wich selbst nicht nach der Reception des Christenthums, erst im Mittelalter gelang es der Kirche, ihn zu überwinden.

Vergleichen wir unsere Zustände mit den römischen, so giebt es leider mehr wie einen Zug, der an die Kaiserzeit erinnert. Die Ueppigkeit und der Luxus, die Sucht nach Erwerb und Genuß, und in den letzten Jahren fluchwürdige Verbrechen sonder Gleichen beweisen offenkundig, daß wir, so groß und tief auch unser intellectuelles Leben geworden ist, so gewaltig unsere Schöpferkraft auf dem wirthschaftlichen Gebiet sich bewährt hat, so sehr wir selbst auf dem Gebiete der Kunst uns einer gewissen eigenartigen Entwickelung rühmen können, wir doch in sittlicher Beziehung keine Fortschritte gemacht haben. In solcher Zeit ist es freilich schon ein Gewinn, stehen geblieben zu sein, und da behaupte ich von unserer Familie: unser Familienleben ist gesund und intact. Unsere Ehe bietet noch immer das Bild innigen Zusammenlebens von Mann und Frau, unsere Kinder erweisen ihren Eltern die aus dem Naturgesetz fließende Pietät, unsere Väter und Mütter bethätigen an jedem Tage von Neuem die herzliche Liebe zu ihren Kindern. In allen diesen Beziehungen vermag ich nirgends heut einen Unterschied der Geschlechter wahrzunehmen, Männer wie Frauen, Väter wie Mütter, Söhne wie Töchter empfinden alle gleich und handeln ebenso. Das ist die rechte Gleichheit der Geschlechter,

einmal die heimischen Jungfrauen heimführen wollt: denkt an Herfilia, welche uns alle ehelichen Gebräuche lehrte. Wollt ihr ehelos bleiben wie die vestalischen Jungfrauen, so müßt ihr keusch leben, sonst verdient ihr wie diese die Todesstrafe. Scheint euch meine Rede scharf und bitter? Aber ich stehe hier wie ein Arzt, der, wenn es nicht anders geht, schneiden und brennen muß. Ihr zwingt mich zu solchen Worten, eure Handlungsweise betrübt mich noch mehr, als euch meine Worte verletzen: ihr achtet kein Gesetz: ich habe euch ermahnt, belehrt, gedroht, aber Alles ist bei euch vergeblich denn ihr wollt euer freies, ungebundenes, leichtes und lockeres Leben fortsetzen. Wie soll dabei der Staat bestehen? Oder wollt ihr, daß das Geschlecht der römischen Bürger aussterbe, und daß Griechen und Barbaren unsere Stadt bewohnen? Wollt ihr das Geschlecht römischer Bürger blos dadurch erhalten, daß ihr die Sclaven freilasset? Euer Leben ist eine wahre Schande, und eine Schande ist es, daß ich es euch sagen muß. Ihr beruft euch auf die vielen Beschwerden des Ehestandes, diese kenne ich sehr wohl aber es giebt auf der Welt kein Gut ohne irgend welchen Beigeschmack. Nun, ich hoffe, ihr wollt Bürger bleiben und Männer werden, ich wünsche, daß ihr mit Weib und reicher Nachkommenschaft euch bald mit mir vereint, um den Göttern zu danken; ich bitte euch bei meiner Liebe zu mir, so zu handeln, daß ich den Namen „Vater des Volkes" mit Recht verdiene."

wir sind zu ihr gelangt ohne eine Emancipation der Frauen, und daß wir sie besitzen, ist wesentlich auf die beiden Unterschiede zurückzuführen, die zwischen unserem und dem römischen Eherechte bestehen, unsere Ehefrauen haben keine vermögensrechtliche Selbständigkeit, sondern sie stehen bezüglich ihres Vermögens in einem Abhängigkeitsverhältniß zum Manne, unsere Männer wie Frauen haben kein freies Scheidungsrecht, sondern der Richter scheidet sie, wenn ihm gute Gründe nachgewiesen werden. An diesen beiden Grundsätzen müssen wir festhalten, wenn unsere Familie die Stätte echter Sittlichkeit bleiben soll. Und rühmen wollen wir uns dabei, daß, trotzdem das römische Volk uns an juristischem Geschick um eines Hauptes Länge überragt, wir in den Ideen des Eherechts den Römern überlegen sind. Hierin liegt zugleich der schönste Trost für den Rechtshistoriker, er erkennt, in welchen Schlangenwindungen sich die geschichtliche Entwickelung auch vollzieht, so läßt sich doch das Resultat immer in die Worte zusammenfassen: es ist ein Fortschritt erfolgt.

Eine Dante-Lectüre.

Charakterbild in einem Act

von

Paul Heyſe.

— München. —

Perſonen:

Odo von Leßdorf, Landrath. | Dr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt.
Lenore, ſeine Frau. | Ein Bedienter.

Ort der Handlung: Auf dem Rittergut Odo von Leßdorf's. Zeit: Die Gegenwart.

Elegantes Wohnzimmer. Thüren in den ſchrägen Ecken rechts und links und in der Mitte. Vorn links ein Sopha, ein Theetiſch davor, ein Seſſel. Rechts ein Fenſter, daneben ein Flügel.

Erſte Scene.

Odo (am Fenſter). Lenore (auf dem Sopha mit einer Handarbeit). Der Bediente (in einer ländlichen Livrée, ſteht mitten im Zimmer).

Odo (das Fenſter ſchließend). Der Nebel wird immer dichter; die beiden Linden am Hofthor ſehen ſchon aus wie in Baumwolle gewickelt. — Du haſt Recht, Kind, es iſt beſſer, ich fahre heute nicht mehr in die Stadt, die dummen Geſchäfte können bis morgen warten. (zu dem Bedienten, der ſchon an der Thür iſt) Suchen Sie den Herrn Verwalter, Franz. Er wird in der Brennerei ſein, wo der neue Keſſel probirt wird. Wenn er fertig wäre, hätte ich mit ihm zu ſprechen, unten in der Schreibſtube. (Bedienter ab.) So! Nun gieb mir noch eine Taſſe Thee, liebes Herz. Du glaubſt nicht, wie wohl mir iſt, daß ich den Landrath heute an den Nagel hängen und mich in dieſe warme Sophaecke ſetzen kann. (ſetzt ſich neben ſie.)

Lenore (ihm einſchenkend, immer mit einem Ausdruck ſanfter Reſignation). Die Herbſtnebel kommen auch ſo früh in dieſem Jahr.

Odo (ihre Hand küssend, während sie ihm die Tasse hinstellt). Dank, meine kleine Fee! Nein, ehrlich gesagt: das Nebelwetter ist nur ein Vorwand; die neuen Wagenlaternen brennen so famos, und Johann kennt die Straße wie seine Tasche. Aber du hast's hier so gemüthlich, dein Thee ist so gut, diese kleinen Kuchen sind der Mamsell so vorzüglich gerathen — (ißt einen.)

Lenore (mit einem zerstreuten Lächeln). Du wirst noch ganz zur Hausschnecke werden.

Odo. Und wenn ich's würde, wer trüge die Schuld als der Himmel, der mir die Krone aller Hausfrauen beschert hat? Mache mich nicht so glücklich, und ich verspreche dir, mich mit einem wahren Feuereifer der Landwirthschaft, der Pferdezucht, den Landrathsgeschäften und am Ende gar der Politik zu widmen. Einstweilen bitte ich noch um einen Kuchen.

Lenore. Wir werden in einer Stunde zu Abend essen.

Odo. Hoffentlich die Becassinen, die ich gestern geschossen habe. Es wären mehr gewesen, aber ich war zerstreut, ich dachte immer an dich, und daß ich gerade heut' vor drei Jahren dich zum ersten Mal gesehen habe, und an das Kleid couleur mauve, das du anhattest, und wie das eine Löckchen dir immer über die Stirne fiel, so oft du es zurückstrichst, und dann wie ich vor lauter Bestürzung über deine großen Augen etwas so Dummes sagte und puterroth wurde, weißt du noch?

Lenore. Ich entsinne mich nicht mehr.

Odo. Herrgott! dacht' ich damals, wie mußt du ihr vorgekommen sein! Der richtige Krautjunker! — und hätte am liebsten eure Schwelle nie wieder betreten. Aber dafür war gesorgt. War ich nicht schon am andern Tag wieder da? und dann Tag für Tag, und nicht sechs Wochen, so ging ich gar nicht wieder fort. Warum du mich nicht fortschicktest, da du die Auswahl hattest unter ein paar Dutzend so viel glänzenderer, geistreicherer Anbeter — ja, das ist mir immer noch das wahre Wunder Gottes, über das ich auch gestern nachgrübelte — und indessen stiegen die Becassinen auf, eine ganze Kette mir gerade vor der Nase, und nur ein armseliges Pärchen mußte dran glauben. Das kommt davon, wenn man auf der Jagd sentimental wird, nach zweijähriger Ehe, haha!

Lenore (träumerisch, ohne ihn anzusehen). Du bist so gut, Odo.

Odo. O lange nicht gut genug für dich! (zieht sie an sich, küßt sie auf die Wange, was sie sich still gefallen läßt.) Daß du es nicht zu merken scheinst, ist noch mein einziger Trost. Aber weißt du was, Herz? Ich habe mir gestern ausgedacht, ich will meinen Landrathsposten aufgeben.

Lenore (leicht erschreckend). Behüte, Odo! Du würdest etwas vermissen. Es erfrischt dich immer, in die Kreisstadt zu fahren und andere Gesichter zu sehen.

Odo. Weil ich dann so vergnügt bin, wenn ich zu dir zurückkomme und dein liebes Gesicht wiedersehe? Nein, Schatz, rede mir's nicht aus. (steht auf, geht im Zimmer herum, die Hände in den Taschen.) Der verwünschte kleine Kram,

zu dem meine paar juristischen Reminiscenzen kaum nöthig sind — nein, ich stehle diese Amtsstunden rein unserem Glück. Statt dessen, alle freie Zeit mit dir zusammen, stell dir vor, wie mir das zu Gute kommen würde. Ich erschrecke manchmal, was für Lücken in meiner Bildung sind. Da könnten wir ganz ordentlich zusammen studiren, du weißt ja Alles, du nähmst mich dann in die Schule, und wenn ich fleißig gewesen wäre, kriegte ich einen kleinen Kuchen zur Belohnung, haha! Gebe ich doch alle Theater und Concerte darum hin, dich vorlesen zu hören.

Lenore (mit müdem Lächeln). Zumal nach einer anstrengenden Jagd, wo dich meine Stimme so behaglich in Schlummer wiegt.

Odo (bleibt vor ihr stehen). Du spielst auf gestern an, du Böse. Aber ich war wirklich todmüde, und der Dante ist eine so hölliſch schwere Lectüre.

Lenore. Du hast sie doch selbst vorgeschlagen.

Odo. Gewiß! 's ist ja auch eine Schande, ein so weltberühmtes Buch nicht zu kennen. Und es interessirt mich auch, wahrhaftig. Aber die langen, melancholischen Verse, die vielen dunklen Stellen —

Lenore. Wollen wir nicht lieber etwas Leichteres lesen?

Odo. Nein, nein. Ich bin nun einmal so; ein Buch, das ich angefangen, lese ich mit Todesverachtung zu Ende. Komm! Wir haben noch gerade Zeit für einen Gesang, bis die Becassinen servirt werden. (nimmt ein Buch von einem Seitentischchen.) Wo sind wir doch stehn geblieben? (giebt ihr das Buch.)

Lenore (resignirt). Nun, wie du willst. Wir waren bis zum dritten Gesang gekommen. Das Ende des zweiten wirst du freilich nur geträumt haben.

Odo. O ich weiß Alles. Sie sind in den finstern Schlund hinabgestiegen, in den fabelhaften Trichter, nachdem die curiosen Thiere sie verlassen hatten. Lies nur! (setzt sich auf den Sessel.)

Lenore (das Buch öffnend). Willst du nicht deinen gewohnten Platz neben mir —

Odo. Nein, ich mag gern dein Gesicht dabei sehen. Und das Sopha verführt zum Träumen, haha! Aber heute halte ich die Augen offen.

Lenore. Nun kommt die berühmte Inschrift über dem Höllenthor. (liest:)

„Durch mich geht's in die Stadt, zur Qual erkoren,
Durch mich geht's in das ewigliche Leid,
Durch mich zu Denen, so ihr Heil verloren.

„Göttliche Allmacht und Gerechtigkeit
Trieb meinen hohen Meister mich zu gründen,
Die erste Lieb' und die Allwissenheit.

„Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Nur Ew'ges; und auch ich soll ewig dauern.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!

Odo (lacht). Hahaha!

Lenore (betroffen aufblickend). Du lachst?

Odo. Verzeih! Es erinnerte mich nur — „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!" — da also steht das! Haha!

Lenore. Was fällt dir dabei ein?

Odo. Hab' ich dir nicht von Hardegg erzählt? Nun, du hast es vergessen. Wir dienten in demselben Regiment unser Jahr ab, ein flotter Kamerad, etwas sehr leichtsinnig, in Schulden bis über die Ohren, aber ein trefflicher Junge. Wir riethen ihm oft, sich durch eine reiche Heirath zu rangiren. Weißt du, was seine stehende Antwort war? „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden!" Haha!

Lenore (achselzuckend). Eine seltsame Nutzanwendung, in der That!

Odo. Ich wußte nicht, wo er den Vers her hatte, aber damals schien es mir sehr zutreffend. Mein Gott, so ein Rudel ungebundener junger Taugenichtse, denen erscheint die Ehe wie ein lebenslängliches Gefängniß, in welchem man all seine Sünden abbüßt, und das „eingehn" nahm ich in dem bekannten Sinne. Wenn ich Hardegg jetzt einmal wiedersehe, will ich ihm sagen, daß diese vermeintliche Hölle das reine Paradies ist.

Lenore (mit einem leichten Seufzer). Wollen wir weiterlesen?

Odo. Ja lies, lies! Ich unterbreche dich jetzt nicht mehr.

(Der Bediente tritt durch die Mitte ein, überreicht Odo auf einem silbernen Plateau eine Karte.)

Odo. Wir wollen nicht gestört sein, Franz. — Wie? ein Besuch? Ich habe doch keinen Wagen gehört.

Bedienter. Der Herr ist zu Pferde gekommen.

Odo (lies't die Karte). „Dr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt"? (Lenore fährt zusammen, das Buch entfällt ihr.) Entsinn' ich mich doch nicht. Aber halt! War nicht ein Dr. Frank damals in eurem Hause, einer deiner Verehrer?

Lenore (sich mühsam fassend). Der? Unmöglich. Es wird ein Anderer sein.

Odo. Natürlich ist's derselbe. Wer würde bei solchem Nebelwetter uns hier überfallen, wenn sein Herz ihn nicht herzöge? Führen Sie den Herrn herauf. Es wäre uns sehr angenehm (steht auf. Bedienter ab) — das heißt, recht fatal. Wir waren so schön im Zuge mit unserm Dante.

Lenore (erhebt sich). Ich bitte dich, lieber Odo, empfange den Besuch allein.

Odo. Was hast du nur, Kind? Man kann sich ja auf dem Lande nicht verleugnen lassen, und übrigens, wenn es dein alter Anbeter ist, für meine schönen Augen hat er sich gewiß nicht herbemüht.

Lenore. Nur einen Augenblick, ich muß auch noch für den Abendtisch —

Odo. Freilich! Wir müssen ihn ja hier behalten. Schade um die zwei Becassinen, daß man sie nicht unter vier Augen essen wird! (Lenore rasch ab nach rechts.)

Zweite Scene.

Odo. Frank (durch die Mitte).

Frank (zurückhaltend). Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Baron —

Odo (geht ihm treuherzig entgegen). Seien Sie herzlich willkommen, Herr Doctor! Meine Frau erinnert sich mit Vergnügen, Sie in ihrer Eltern Hause gesehen zu haben, und auch ich, so flüchtig unser Begegnen war — (schüttelt ihm die Hand.)

Frank. Sie sind sehr gütig, Herr Baron.

Odo. Legen Sie ab (nimmt ihm Hut und Reitstock ab.) Und nun erzählen Sie, wie Sie den Weg durch den nebligen Wald zu unserem verwunschenen Schlößchen gefunden haben.

Frank. Aufrichtig gestanden, Herr Baron, habe ich ihn nicht gesucht. Die Schuld, daß ich Ihnen diese Störung verursache, trägt mein Pferd. Ihr Gutsnachbar, Herr von Freihausen, für den ich einen Proceß führe, lud mich zu einer mündlichen Rücksprache ein. Gestern bin ich angekommen, reise morgen nach Berlin zurück und wollte heute Nachmittag meine alten Reitkünste einmal wieder probiren. Aber ich hatte nicht auf den Nebel gerechnet, verlor die Richtung und war endlich froh, die Zinnen Ihres Schlosses zu erblicken, zumal mein Pferd, das ein Eisen verlor, etwas zu lahmen anfing.

Odo. Es soll gut verpflegt werden, zum Dank, daß es Sie zu uns gebracht hat, und morgen früh —

Frank. Unmöglich! Was würde mein Gastfreund denken!

Odo. Dem schicken wir eine Botschaft. Nein, Herr Doctor, Sie sollen erleben, daß ich dem Ruhm meiner Ahnen keine Schande mache. Die Leßdorfs waren im dunklen Mittelalter gefährliche Raubritter, und wehe Dem, der in ihre Hände fiel! Sie müssen doch auch mit meiner Frau von alten Zeiten plaudern.

Frank (förmlich). Ihre Frau Gemahlin befindet sich wohl?

Odo. Sie blüht wie eine Rose, eine weiße freilich. Sie hatte nie viel Farbe. Sonst aber — die Landluft und das häusliche Glück bekommen ihr vortrefflich.

Frank. Ich zweifle durchaus nicht.

Odo. O gestehen Sie es nur dreist, Verehrtester, auch Sie gehörten zu Denen, die vor zwei Jahren den Kopf schüttelten, als dieser glänzende Stern plötzlich vom Horizont der Hauptstadt verschwand, um sein Licht in einem weltentrückten Waldschlößchen leuchten zu lassen. Sie dachten gewiß, diese himmlische Laune werde nicht lange dauern. Aber Sie werden sich wundern, wie wir hier leben. Ja, ja, man muß nur mehr Glück als Verstand haben.

Frank. Ich freue mich aufrichtig. Auch die Mutter der Frau Baronin wird glücklich sein.

Odo. Die Mama? Hm! Das ist der einzige dunkle Punkt an unserem sonnigen Ehehimmel. Das Heimweh nach ihrer Mutter kann meine Frau nie ganz bezwingen. Um so rührender ist es mir, daß sie meinen Vorschlag, wenigstens im Winter in der Stadt zu leben, standhaft zurückweis't. Sie behauptet, ihr sei nur wohl hier in dieser Stille, wo es manchmal, unter uns gesagt, doch ein bischen eintönig ist für eine junge Frau, eine so gefeierte junge Großstädterin! Ich freilich, ich entbehre Nichts, neben dieser Frau. Sehen Sie, dies ist ihr Zimmer, da nebenan das meine. Wenn ich drin meine Schreibereien und Acten habe und sie sitzt hier am Flügel — ich bin nicht eigentlich musikalisch, früher hatte ich nur Sinn für Militärmusik, aber wenn sie jetzt ihren Beethoven und Schumann spielt, es ist nicht der Ton, der die Musik macht, es ist die Hand, und wenn man diese Hand sein nennt — Verzeihen Sie, werthester Herr, ich scheine da zu prahlen mit meinem häuslichen Glück, aber Sie wissen, weß das Herz voll ist —

Frank. Sie sind ein beneidenswerther Mann, Herr von Leßdorf.

Odo. Da kommt meine Frau.

Dritte Scene.

Vorige. Lenore (von rechts).

Odo. Sieh nur, Schatz, welche Ueberraschung. Es ist doch derselbe Rudolf Frank, unser wohlbekannter Freund.

Lenore (gemessen). Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie sich unser erinnert haben. (Frank verneigt sich, sie reicht ihm die Hand, die er ohne Herzlichkeit drückt.)

Odo. Nein, lobe ihn nicht! Sein Pferd, nicht sein Herz hat ihn hierher verirrt. Aber trotzdem soll er nicht kalt aufgenommen werden. Du wirst für neuen Thee sorgen, Liebste.

Frank. Ich bitte sich nicht zu bemühen, gnädige Frau. Ich nehme Nichts.

Odo. Vielleicht ein Glas Wein, bis wir zu Tische gehen? (Frank macht eine ablehnende Bewegung.) Jedenfalls setzen wir uns noch ein wenig. Denk, er wollte gleich wieder fort, sobald sein Pferd frisch beschlagen ist. Aber ich habe ihm schon eine Predigt gehalten über den Text: Laßt, die ihr eingeht — bei den Leßdorfs nämlich — alle Hoffnung schwinden! Haha! Sie sehen, daß wir hier durchaus nicht verbauern. Sie trafen uns eben bei unserer Dante-Lectüre. Da liegt noch das Buch.

(Lenore setzt sich in das Sopha, vermeidet Frank anzusehen, der einen Stuhl genommen.)

Frank. Sie haben Ihre alten Studien in Ihr neues Glück mit hinübergenommen, gnädige Frau?

Odo (der sich neben Lenore gesetzt hat). Ich habe dem Doctor nämlich erzählt, Kind, wie du mit mir vorlieb nimmst und wie unrecht ich es finde, daß du

die Stadt ein für alle Mal verschworen hast, so schmeichelhaft es ja für mich ist. Aber nun erzählen Sie uns auch von sich, werther Freund. Sie sind inzwischen ein berühmter Advocat geworden, dem die fetten Processe nur so in's Haus laufen, und der alle gewinnt, haha!

Frank (immer sehr ernst). Ich habe allerdings ein wenig Glück gehabt.

Odo. Auch in der Liebe, wie? Auch glücklich verheirathet?

Frank. Noch nicht, Herr Baron.

Odo. Nun, da zaudern Sie nur nicht zu lange. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Mein Gott, wenn ich mir vorstelle: ich ohne meine liebe Frau — wir haben freilich noch keine Kinder, aber ich kann Sie versichern, es hat auch sein Gutes. Man ist um so mehr auf einander angewiesen, aus den Flitterwochen werden Flitterjahre, nicht wahr, Mäuschen?

Lenore. Ich bitte dich, Odo!

Odo. Ist's denn nicht die Wahrheit? Schade, daß Lenore hier so einsam lebt. Sie könnte Ihnen sonst eine Frau aussuchen. (zu dem Bedienten, der durch die Mitte eintritt.) Was bringen Sie, Franz?

Bedienter. Der Herr Verwalter —

Odo (aufstehend). Ah so! Ich komme. (Bedienter ab.) Immer die leidigen Geschäfte! Entschuldigen Sie mich, werther Freund. Ich hoffe, in zehn Minuten — ich sehe dann auch nach Ihrem Pferde. Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß wir Sie heute reiten lassen. Unterhalt ihn gut, Herz! (küßt Lenoren die Hand, ab durch die Mitte.)

Vierte Scene.

Lenore. Frank.

Frank (nach einer Pause). Sie wohnen hier so hübsch, gnädige Frau. Der Wald muß im Sommer herrlich sein.

Lenore. Auch im Winter.

Frank. Zumal, wenn man die Einsamkeit liebt.

Lenore. Ich liebe sie.

Frank. Wir werden einen frühen Winter haben. Ihr Herr Gemahl liebt die Jagd? Musiciren Sie noch viel?

Lenore (steht auf). Frank, ich ertrage diesen Ton nicht. Was hab' ich gethan, daß Sie zu mir sprechen, als hätt' ich nicht nur die gute Freundschaft, die uns einst verbunden, auch Ihre Achtung verscherzt? Welches Verbrechen habe ich begangen? Was ist geschehen, daß Sie beim ersten Wiedersehen nach zwei Jahren mir wie ein völlig Fremder gegenübertreten?

Frank. O Nichts, gnädige Frau. Nichts — was Sie nicht selber wüßten.

Lenore. Als wir uns das letzte Mal sahen, warben Sie um meine Hand — für Ihren Bruder. Ist es eine unverzeihliche Sünde, daß ich mich weigerte, seine Frau zu werden, da mein Herz ihm nicht gehörte?

Frank. Gewiß nicht. Sie waren die unumschränkte Herrin Ihres Herzens. Ich freilich, da ich diesen Bruder über Alles liebte, mehr als mich selbst — hatt' ich doch nach dem frühen Tode unserer Eltern Vater- und Mutterstelle bei dem so viel Jüngeren vertreten — ich konnte allerdings nicht fassen, daß es Jemand gab, der ihn nicht lieben konnte. Auch hatten Sie ja selbst ihn gleich Anfangs liebenswürdig gefunden.

Lenore (nicht zerstreut vor sich hin). O gewiß!

Frank. Und Sie kannten ihn noch kaum, und schlugen es doch ab, ihn näher kennen zu lernen, auch nicht aus Freundschaft für mich..

Lenore (bitter). Aus Freundschaft für Sie!

Frank. O wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich, der ich von klein auf seine herrlichen Gaben sich hatte entfalten sehen! In Allem war er der Begabtere, hinter dem ich neidlos zurücktrat; nicht nur in der Musik, wo sein Genie ihm eine glänzende Zukunft versprach. Alles, was er angriff, glückte ihm mühelos, und nur das Eine, das er am leidenschaftlichsten erstrebte, das versagte sich ihm. Er hat es wahrlich nicht durch Uebermuth verscherzt. Er, der verwöhnte Liebling der Götter und Menschen — als er Sie liebte, war er so verzagt, als sei es Wahnsinn, zu hoffen. Sie wird mich ihrer unwerth halten, sagte er, und das ist mein Todesurtheil. — Er hat Recht behalten.

Lenore. Ich habe ihn tief beklagt. Retten hätt' ich ihn nur können durch eine lebenslange Lüge.

Frank (sie scharf anblickend). Und als Sie bald darauf einem anderen Bewerber Ihr Jawort gaben, sprach da Ihr Herz die Wahrheit?

Lenore (mit stolzem Aufblicken). Frank!

Frank. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aus meinem Munde redet ein Abgeschiedener, und Todte sind rücksichtslos. Als seine zarte Natur diesem Schlage erlag, wenige Monate, nachdem Sie Frau von Leßdorf geworden — weißt du, sagte er, was mich nicht leben läßt? Nicht, daß sie mich verschmäht hat. Was kann man für sein Herz! Aber daß auch sie, wie ein gewöhnliches Weib, sich von Rang und Reichthum bestechen ließ, einen Gatten wählte, den sie keines Blickes gewürdigt hätte, wenn er ihr nur ein so bescheidenes Loos zu bieten gehabt hätte, wie dein armer Bruder — seitdem ich das erlebt, ist mir das Athmen eine Last geworden, und ich segne das Fieber, das mich aus dieser erbärmlichen Welt hinwegrafft.

Lenore. Das sagte der Sterbende? Und sein Bruder, der mich seit drei Jahren kannte, der berühmte Anwalt — hatte kein Wort zu meiner Rechtfertigung?

Frank. Ich! Nun wahrlich, von allen Menschen war ich zu diesem Amt der Ungeschickteste. Wissen Sie es denn nicht, daß ich diese drei Jahre hindurch Sie wie ein überirdisches Wesen verehrt, ja selbst den verwegenen Traum geträumt hatte, wenn ich nur erst eine feste Stellung errungen, Sie zu fragen, ob Sie die Meine werden wollten? Es war gewiß ein ver-

messener Gedanke, und mir selbst ist damals die herbe Enttäuschung erspart geblieben, die meinen Bruder in den Tod trieb. Doch daß ich ihn verlor, war wahrlich nicht dazu angethan, mich milder darüber denken zu lassen, daß dieses Mädchen, das uns Beiden unerreichbar blieb, zu einer — „vortheilhaften Partie" sich herablassen konnte.

Lenore (sinkt in den Sessel).

Frank. Ich habe mich vergessen. Ich bitte inständigst um Ihre Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mir einen Augenblick anmaßte, Ihre Handlungsweise zu richten. Was Sie gethan, hat, wie ich mit Vergnügen sehe, zu Ihrem Glück geführt. Wenn ich so kurzsichtig war, Ihnen ein anderes Glück zu wünschen, so war es eine leidenschaftliche Thorheit — die ich aufrichtig bereue. Und somit — leben Sie wohl, Frau Baronin. Das Wetter scheint sich aufzuhellen, ich will den Heimweg antreten. (geht nach seinem Hut.)

Lenore (rasch aufstehend). Nein! Jetzt bleiben Sie! Jetzt hören Sie mich an! Sie haben mich der schwersten Sünde geziehen, die ein Weib begehen kann: daß ich mich verkauft hätte, — leugnen Sie es nicht!

Frank (bitter). Ich wußte nicht, daß Sie Ihrem Gatten aus Liebe hierher gefolgt sind.

Lenore. Aus Liebe! Ich habe nur einmal in meinem Leben geliebt, einen Mann, mit dem ich gern das unscheinbarste Loos, ja Noth und Elend getheilt hätte. Ich trug mich lange mit dem beseligenden Glauben, auch ihm über Alles theuer zu sein. Als dieser Glaube zu Schanden wurde, entschloß ich mich, um nicht ganz umsonst zu leben, wenigstens einen Anderen glücklich zu machen, von dessen grenzenloser Ergebenheit ich überzeugt war. So bin ich die Frau meines Mannes geworden.

Frank. Ich erstaune! Sie hätten eine andere Liebe im Herzen getragen? Und ich, den Sie Ihren Freund nannten, dem Sie all Ihre Mädchengedanken, alle jugendlichen Gewissensfragen beichteten — mir kamen Sie täglich mit heiterer Stirn entgegen, während in Ihrem Herzen — ich frage mich vergebens, wer es gewesen sein kann, der Ihrer Neigung würdiger erschienen wäre, als mein armer Bruder.

Lenore (mit wachsender Heftigkeit). Ihr Bruder! Immer nur er! Daß ich es denn gestehe: er erschien mir als ein liebenswürdiger Knabe, und mein Herz hing an einem Manne. Müssen Sie durchaus wissen, wer es war? Nun, warum auch nicht? Es ist abgethan, und vielleicht ist es das einzige Zeugniß für meine Unschuld, das Ihnen vollgültig erscheinen wird. (Sie tritt an den Tisch, legt die Hand auf das Buch, sagt, ohne ihn anzusehen, mit tonloser Stimme:) Sie habe ich geliebt!

Frank. Lenore!

Lenore (immer von ihm abgewendet). Ja wohl, ich habe Sie geliebt! Haben Sie das wirklich nicht gewußt? — Sonderbar! Und ich wußte doch vom ersten Tage an, daß Sie mich liebten — bis zu jenem, an dem Sie kamen und fragten, ob ich die Frau Ihres Bruders werden wolle!

Frank (sinkt auf einen Sessel, starrt vor sich hin). Gott! Gott!

Lenore. Glauben Sie nur, ich sah es wohl, welchen Kampf Sie dies Opfer auf dem Altar der Bruderliebe kostete. Aber verlangen Sie nicht, daß ich für diesen Edelmuth Ihnen besonders danken soll. Sein Glück war Ihnen theurer als Ihr eigenes, — aber auch als meines. Denn sonst hätte Ihr Herz Ihnen gesagt, was ich Ihnen aus gerechtem Stolz verschweigen mußte. Und in der Verzweiflung an meinem Gott und meinem Glück, weil ich an Ihnen verzweifelte, that ich jenen falschen Schritt, der mich hieher geführt hat. Nun wissen Sie es. Wenn der Schatten Ihres armen Bruders Ihnen jetzt wieder erscheint, werden Sie hoffentlich meinen Anwalt machen. (will nach rechts abgehen.)

Frank (springt auf, tritt ihr in den Weg). Hören Sie mich, Lenore! Haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, mich vor dem entsetzlichen Gedanken zu retten, daß meine Schuld von Ihnen lebenslang gebüßt werden soll. Ich habe Sie gehaßt um das, was Sie meinem Todten angethan. Aber in dem Cultus des Hasses, den ich Ihnen widmete, lebten Sie ja täglich und stündlich in meiner Seele fort. Wie soll ich es ertragen, Ihr Bild nun vor mir zu sehen, nicht mehr hassenswürdig, sondern liebenswerther als je, nur verschattet durch den Gram um ein verlorenes Leben!

Lenore (mit trübem Lächeln). Dies traurige Gespenst wird hoffentlich bald durch ein lebendiges Glück verdrängt werden, das Sie mit hellen Augen anlacht.

Frank. Nie, nie! (geht im Zimmer herum.) O mein Gott, wie hab' ich Ihnen Unrecht gethan! Ich blinder Thor! Ich Wahnsinniger! Haben Sie sich denn Niemand anvertraut? Weiß Ihre Mutter —

Lenore (hastig). Kein Wort zu ihr, niemals — geloben Sie mir das! Sie glaubt an mein Glück. Die Wahrheit würde sie um ihren Frieden bringen. Und jetzt — der Wind scheint den Nebel verjagt zu haben, — es ist besser, Sie gehen, und wir hier kehren zu unserem Tante zurück, der mich, so lange ich lebe, an einen verlorenen Freund erinnern wird. (Sie wendet sich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Odo öffnet rasch mit heiterem Gesicht die Mittelthür, hört die letzten Worte Lenorens, bleibt regungslos an der Schwelle stehen.)

Frank. Und ich soll gehen und Sie hier zurücklassen, in dieser Herzensöde, wie eine lebendig Begrabene?

Lenore (vor sich hin). „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!" Es giebt falsche Schritte, mein Freund, die man nie zurückthun kann. Aber Alles nimmt ja einmal ein Ende, auch das Hoffnungslose. (Odo tritt zurück und schließt geräuschlos die Thür.)

Frank. Sie können — Sie dürfen nicht! Sie sind sich noch ein Leben schuldig.

Lenore. Mir? — Mir bin ich nur schuldig, meine Pflicht zu thun und einen Menschen, dem ich über Alles theuer bin, nicht mitbüßen zu lassen, was ich verschuldet habe.

Fünfte Scene.

Vorige. Odo (tritt wieder ein. Sein Gesicht ist bleich, seine Miene verstört).

Lenore. Odo — mein Gott, wie siehst du aus? Was ist vorgefallen?

Odo. O Nichts, Nichts!

Lenore. Nein, du täuschest mich nicht. Du hast Verdruß gehabt — der neue Dampfkessel —

Odo. In der That, es ist nicht Alles, wie es sein sollte, man kann sich auf Niemand ganz verlassen. Ich habe eine schlimme Nachricht erhalten, aber ich bitte sehr, sich nicht daran zu kehren, mit dergleichen — muß man Anderen nicht zur Last fallen, am wenigsten einem werthen Gast.

Lenore (leise zu ihm, der immer starr vor sich hinblickt). Es kann nichts Geringes sein, Odo. So sah ich dich nie, auch wenn etwas noch so Unangenehmes vorgefallen war. Darf ich's nicht wissen?

Odo. Später! später! (da der Bediente in der Thüre rechts erscheint) Das Abendessen. Laß es nicht kalt werden. Der Herr Doctor wird einer Stärkung bedürfen. Ihrem Pferde fehlt übrigens nichts. Eine kleine Ruhe —

Frank. Ich bedaure, Herr Baron, zu so ungelegener Zeit —

Odo. O ich bitte, Sie können ja Nichts dafür. Das ist nun einmal nicht anders. Auf dem Lande, wissen Sie — Geben Sie meiner Frau den Arm und führen sie zu Tische. Ich — ich muß nur noch ein paar Augenblicke —

Lenore (die ihn beständig aufgeregt betrachtet hat). Darf ich es nicht wissen, Odo?

Odo. Gewiß, gewiß! Später, später! (macht eine abwehrende Bewegung. Sie wendet sich schmerzlich betroffen ab, nimmt den Arm Frank's und geht mit ihm in das Eßzimmer, an der Schwelle sich noch einmal nach Odo umsehend.)

Sechste Scene.

Odo (allein, starrt vor sich hin, fährt sich über die Stirn, sucht sich zu fassen, kommt langsam in den Vordergrund). Ein falscher Schritt! — Und kann ihn nicht zurückthun — aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen! Lieber „lebendig begraben" bleiben! Nein, das war sein Ausdruck. Aber sie widersprach doch nicht, sie fand das Wort so bezeichnend — und hat ja auch Recht! Und wenn es den Trost nicht gäbe, daß Alles einmal ein Ende nimmt, auch das Hoffnungslose — (auf den Tisch blickend, wo das Buch liegt) Nein, das endet ja nicht, das führt in die Stadt der ewigen Qualen. Der alte Dante war ein weiser Mann, und Hardegg hat ihn mit Nutzen studirt. (nimmt das Buch vom Tische, schlägt es mechanisch auf, liest:) „Zu freundlicher Erinnerung an unsere Dante-Lectüre. R. F." R. F.? — das ist ja wohl Rudolf Frank. (lacht bitter auf.) Ja, nun begreif' ich! Dieser treffliche Hausfreund hat sich ihrer Bildung angenommen und ist niemals darüber eingenickt. Aber warum hat sie sich

dann doch zu mir herabgelassen, einem ganz unbedeutenden Becassinenjäger? (wirft das Buch wieder auf den Tisch.) Gleichviel! der „falsche Schritt" ist geschehen. Aus der Hölle ist kein Entrinnen! Oh! oh! (sinkt in den Sessel am Tisch, drückt die Hände vors Gesicht, plötzlich wieder aufblickend) Aber nein, wenn es so ist, wenn ein redlicher Mensch, der doch auch kein Hund ist, der seiner Frau die Hände unter die Füße legen möchte und ihr auch sonst keine Schande macht, wenn der nur gerade gut genug sein soll, die Gruft einer „lebendig Begrabenen" zu bewachen, wer kann ihn dazu zwingen? (springt auf.) Almosen zu empfangen sind die Leßdorfs doch nicht gewöhnt. Nein, der Stein soll von ihrem Grabe gewälzt werden, die Moderluft ihr den freien Athem nicht mehr beklemmen! War's eine Thorheit, sie zu lieben? Ich fürchte, die wird erst mit meinem letzten Herzschlag aufhören. Aber die andere, daß ich glaubte, sie könne mich lieben — ein erbärmlicher Wicht wär' ich, wenn ich mir die nicht aus dem Herzen risse! (geht aufgeregt hin und her.) So, so muß es geschehn! Und heute noch, noch in dieser Stunde. Als sie mein wurde, hab' ich mir gelobt, daß ich nichts Höheres kennen wollte, als ihr Glück; — die Leßdorfs, gnädige Frau, sind nur simple Landjunker, aber ihr Wort pflegen sie zu halten.

Siebente Scene.

Odo. Lenore (tritt wieder ein, bleibt einen Augenblick an der Schwelle stehen, kommt dann rasch in den Vordergrund).

Lenore. Es läßt mir keine Ruhe, Odo. Ich muß wissen, was dich so verstört hat. (will seine Hand ergreifen, er beachtet es nicht.)

Odo. Ich bitte dich — unser Gast —

Lenore. Nein, weise mich nicht fort. Wie soll ich drinnen ein gleichgültiges Gespräch führen, während du hier — Es muß etwas Schweres, etwas sehr Niederschmetterndes sein, das dich so aus deinem Gleichmuth bringt. Bist du nicht sonst immer gleich wieder heiter geworden, wenn du einen geschäftlichen Verdruß hattest und kamst dann zu mir?

Odo. Sonst, ja wohl! Aber es giebt Dinge, die man zum ersten Mal erlebt.

Lenore. Wenn du mich nur ein wenig lieb hast, Odo, quäle mich nicht länger! Hab' ich nicht das heiligste Recht, deine Sorgen, all dein Wohl und Wehe mit dir zu theilen? ich, deine Frau, der du Alles bisher vertraut hast?

Odo (sie anblickend, mit verhaltener Bewegung). Ich danke dir für dein Mitgefühl. Du hast Recht, ich bin es dir schuldig, kein Geheimniß vor dir zu haben, (bitter) wie ja auch du keines vor mir hast. Mit einem Wort denn: der Boden wankt mir unter den Füßen, meine ganze Existenz ist bedroht, ich werde diesen Schlag vielleicht nie verwinden!

Lenore. Allmächtiger Gott, was sagst du!

Odo (düster, ohne sie anzusehen). Ja siehst du, man ist manchmal mit Blindheit geschlagen. Ich habe eine falsche Speculation gemacht, meinen ganzen Besitz daran gewagt, ich fürchte, ich bin ein Bettler.

Lenore. Nein, nein! Du siehst zu schwarz.

Odo. Ich sehe, was ich sehe. Aber nimm es nicht zu schwer. Für dich ist gesorgt. Du sollst nicht zu Schaden kommen bei meinem Unglück, sollst meine leichtsinnige Schuld nicht mit bezahlen müssen.

Lenore. Odo, du beleidigst mich! Kann ich mein Loos von deinem trennen?

Odo. Du wirst es doch müssen, fürs Erste. Ich habe vorhin eine Nachricht bekommen, die mich nöthigt, noch in dieser Stunde eine weite Reise anzutreten. Wann meine Geschäfte mir erlauben zurückzukehren, ist ungewiß. Bis dahin wünsche ich, daß du dich nicht hier in der traurigen Einsamkeit vergräbst. Du mußt zu deiner Mutter gehen. Dort wirst du Nachrichten von mir erhalten, und gut aufgehoben sein. Vielleicht wird Doctor Frank die Güte haben, dich in die Stadt zu begleiten.

Lenore (ihn anstarrend). Fort? Du willst fort? Ohne mich?

Odo. In dieser Stunde noch. (Klingelt. Der Bediente erscheint von rechts.) Es soll angespannt werden — der Jagdwagen — sogleich! (Bedienter durch die Mitte ab.) Und nun, Kind, — du darfst unseren Gast nicht länger allein lassen. Ich selbst habe einen bitteren Geschmack auf der Zunge, ich könnte keinen Bissen hinunterbringen.

Lenore (seine Hand fassend, die schlaff herabhängt). Odo, du verbirgst mir etwas, du bist verwandelt gegen mich — du blickst mich nicht wie sonst liebevoll an. Was ist geschehen? Was habe ich dir zu Leide gethan? O diese Angst, diese entsetzliche Qual!

Odo (sich mühsam bezwingend). Du mir zu Leide gethan? Du träumst. Hast du nicht immer nur mein Bestes gewollt? mich nicht so überglücklich gemacht, zwei ganze Jahre lang? Wenn das Schicksal jetzt über mich hereinbricht, du wahrlich, mein treues Weib, hast keine Schuld. Ich allein, ich hätte klüger sein sollen, bescheidener, nicht zu hoch hinauswollen, das rächt sich nun. (wendet sich ab.)

Lenore (sich an ihn hängend). Nimm mich mit, Odo! Ich kann dich nicht allein reisen lassen.

Odo (sich sanft losmachend). Du wirst mir diesmal gehorchen, Kind. Es ist zu deinem und meinem Besten. Ich habe, was man so nennt, einen falschen Schritt gethan. Ich muß suchen, ihn rückgängig zu machen.

Lenore (zusammenfahrend). Odo! du tödtest mich. Ich lese verzweifelte Entschlüsse an deiner Stirn. Kannst du mir dein Ehrenwort geben, daß du — nichts Furchtbares gegen dich selbst —

Odo. Mir eine Kugel durchs Herz jagen? (lacht bitter auf.) Nein, Liebste. Ich bin kein Feigling, und ich war Soldat. Ich verlasse meinen Posten nicht und werfe die Flinte nicht in's Korn, so lang ich in der Welt noch etwas

zu schaffen habe. Nur hier, hier bin ich einstweilen abgelöst. Was ich durchzukämpfen habe, muß an anderem Ort geschehen. Sei also ganz ruhig, Kind. Ich kenne meine Schuldigkeit. (drückt ihr die Hand, zieht sie an sich, küßt sie auf die Stirn.) Und höre, ich habe noch etwas Eiliges zu schreiben. Entschuldige mich bei dem Doctor, daß ich nicht zu Tische komme, und sag ihm, ich möchte ihn auf einen Augenblick in meinem Zimmer sprechen. Er ist ja ein alter Freund, er soll mir noch einen Gefallen thun. (geht langsam in sein Zimmer.)

Achte Scene.

Lenore. Dann Frank.

Lenore (ihm entgeistert nachblickend). Er weiß Alles! (wankt, hält sich an einem Stuhl.) O das ist jammervoll! Das wird nie wieder gut, nie, nie wird er es verwinden und vergessen! (zu Frank, der mit fragender Miene eintritt.) Kommen Sie, Frank, kommen Sie ganz nah heran — ich — mir versagen die Kräfte — (tonlos zu ihm) Mein Mann weiß Alles!

Frank (flüsternd). Unser Gespräch? Wie ist es möglich?

Lenore (hastig und leise). Ich ahn' es nicht. Aber er weiß Alles. (sinkt auf den Stuhl.)

Frank. Er hat Ihnen eine Scene gemacht?

Lenore. Er! Sie kennen ihn schlecht. Wenn ich ihm das Härteste angethan hätte — aber giebt es noch etwas Härteres, als was er hat hören müssen? — und doch, kein Wort, das mich anklagte, nur sein todestrauriger Blick, und daß er von einem „falschen Schritte" sprach, dasselbe unselige Wort, das mir entschlüpfte, da wußt' ich's!

Frank. Und was hat er von Ihnen verlangt?

Lenore. Er will eine Reise antreten, in Geschäften, heute noch. Ich soll indessen zu den Eltern gehen. Dort soll ich erfahren — o, Alles ist verloren! (drückt ihr Tuch gegen die Augen.)

Frank. Wollen Sie verloren geben, was vielleicht nur auf diesem Wege zu retten ist? Ihr Glück, Lenore, Ihr Leben, Ihre ganze Zukunft? Glauben Sie mir, obwohl ich Ihren Gatten nicht liebe, ich beklage ihn aufrichtig. Niemand kann tiefer empfinden, was es ihn kosten muß, auf Sie zu verzichten. Es macht ihm Ehre, daß er es mit so hochherzigem Entschlusse thut. Aber Sie würden an sich und ihm ein Unrecht begehen, wenn Sie nicht annähmen, was er Ihnen bietet: Ihre Freiheit.

Lenore (heftig). Ein Unrecht! Sie wissen nicht, was Sie reden.

Frank. Er hat kein Recht darauf, Sie um Ihr ganzes Leben zu betrügen. Zwei Jahre hat er Sie besessen, zwei Jahre sich in einem überschwänglichen Traum von Glück gewiegt. Er hat mehr vom Schicksal empfangen, als er werth war, und wenn er jetzt das angemaßte Gut zurückgiebt —

Lenore (steht auf, sehr ernst). Das angemaßte Gut? das sich mit freiem Willen in seine Hände gab? Und wissen Sie so genau, was er werth ist? Hab' ich es selbst gewußt bis diese Stunde? Sie sind ein geschickter Advocat, Doctor Frank, aber Ihre Künste werden an dem Richterspruch meines eigenen Herzens zu Schanden.

Frank (betroffen). Lenore!

Lenore (kalt). Wir haben uns nichts mehr zu sagen. Mein Mann läßt Sie bitten, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen. Sie sollen ihm einen Gefallen thun. Ich hoffe, was es auch sei, aus alter Freundschaft für mich werden Sie's ihm nicht abschlagen. Leben Sie wohl — für immer! (Frank sieht sie forschend an, will etwas erwidern, sie wendet sich ab. Er verneigt sich stumm und geht in Odo's Zimmer.)

Lenore (drückt die Hände gegen das Gesicht, blickt dann plötzlich entschlossen auf). Odo! O mein Gott, er liebt mich nicht mehr, ihm graut vor dem, was er sein Glück nannte, was eine einzige Stunde ihm als eine grausame Lüge enthüllt hat. Muß er die Lüge nicht hassen? Aber nein, nein, sie soll Wahrheit werden, sie ist es ja schon geworden, ich selbst hab' es nur noch nicht glauben wollen. O mein thörichtes Herz! Hab' ich nicht wirklich geglaubt, ich sei es diesem Jugendtraum schuldig, ihn ewig fortzuträumen? Jetzt, da er wieder vor mich hintritt, ich begreif' es nicht, wie er so viel Macht über mich haben konnte. Und jetzt, was will ich denn? Was kann ich anders wollen, als was ich muß! (lauscht) Sie kommen zurück. Fort! Ich kann nur noch Odo's Anblick ertragen! (eilt nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Odo. Frank (von links. Frank hat ein Papier in der Hand, das er zusammenfaltet und in die Tasche steckt).

Odo (nachdem er das Zimmer überblickt und gesehen hat, daß sie allein sind). Sie werden meiner Frau Nichts davon sagen, nicht eher, als bis diese Generalvollmacht in Kraft tritt.

Frank. Ich hoffe, das wird erst spät geschehen, oder Sie selbst werden sie von mir zurückfordern.

Odo (sehr ernst und ruhig). Wir sind sterbliche Menschen. Wer eine Reise antritt, und wäre es nur für kurze Tage, muß sein Haus bestellen. Ich kenne und schätze Sie als einen Ehrenmann und — als einen treuen Freund meiner Frau. Ich weiß, daß Niemand sich ihrer Interessen wärmer und umsichtiger annehmen wird, als Sie. Mein Testament, das sie zur Universalerbin einsetzt, ist gerichtlich deponirt. Ich denke, es wird Alles glatt abgehen.

Frank. Verzeihen Sie die Frage, Herr Baron: Sie treten eine Reise an, um geschäftliche Verwickelungen zu ordnen? (Odo nickt.) Wenn mein Rath, meine Erfahrung —

Odo. Ich danke Ihnen, Herr Doctor. Doch weiß ich genau, was ich zu thun habe. Ob noch Etwas zu retten, ist eine andere Frage. Nur die Zeit kann sie entscheiden. Und somit nochmals meinen verbindlichsten Dank. Sie haben mir einen großen, großen Dienst geleistet.

Frank (bewegt). Herr Baron —

Odo. Ich bitte, Nichts mehr. Meine Minuten sind gezählt, wenn ich den Nachtzug nicht verpassen will. Sie werden sich noch von meiner Frau verabschieden wollen. Jedenfalls sehen Sie sie wohl bald wieder im Hause ihrer Mutter. Leben Sie wohl! (verneigt sich, geht wieder in sein Zimmer.)

Frank (ihm nachblickend, nach einer Pause). Mich dünkt, ich habe diesem Mann etwas abzubitten.

Zehnte Scene.

Frank. Lenore (von rechts, im Mantel, den Hut am Arm).

Lenore (stutzt, wie sie Frank erblickt). Sie noch hier?

Frank. Verzeihen Sie, daß Sie mich doch noch finden, obwohl ich weiß, daß Sie mir Nichts mehr zu sagen haben. Aber ich habe Ihnen noch Etwas zu sagen.

Lenore. Ich wüßte doch nicht.

Frank. Oder vielmehr Etwas zu widerrufen. Ich erlaubte mir zu sagen, Ihr Gatte sei Ihrer nicht werth. Das war ein vorschnelles Wort, das ich zurücknehmen muß, seitdem ich ihn kennen gelernt.

Lenore. So schnell? O Sie wissen nicht, wie bitter Sie mich dadurch verurtheilen. Ihnen genügen zehn Minuten zu dem, wozu ich zwei Jahre brauchte.

Frank. Sie haben mir einmal Freundesrechte eingeräumt, Frau Lenore. Wenn ich dieselben nicht ganz verscherzt habe, lassen Sie mich jetzt von Ihnen scheiden mit der Bitte, diesen Mann so glücklich zu machen, wie er es verdient. (verneigt sich, geht.)

Lenore. Ihn glücklich machen? Was gäb' ich darum, daß es noch in meiner Macht stände!

Elfte Scene.

Odo. Lenore.

Odo (tritt wieder ein, reisefertig, erblickt Lenore, sieht sie befremdet an). Lenore! Du willst noch ausgehen? So spät? Wohin willst du?

Lenore. Ich weiß es nicht. Du wirst es mir sagen, Odo, unterwegs.

Odo. Du weißt, daß ich allein reisen muß.

Lenore. Ich bin deine Frau, Odo, und was du mir auch vorzuwerfen hast, ich kenne meine Pflicht, und Niemand soll mich abhalten, sie zu erfüllen. Der Wagen muß indessen vorgefahren sein. Wir wollen nicht zögern. (wendet sich nach der Mittelthür.)

Odo. Erschwere mir diesen Abschied nicht, Leonore. Glaub, ich habe Alles reiflich erwogen. Wenn noch Etwas zu retten ist, nur so kann es geschehen.

Lenore (geht auf ihn zu, blickt ihm mit innigem Ausdruck in's Gesicht). Odo, du bist der Edelste aller Menschen, aber du vernichtest mich mit deinem Edelmuth.

Odo. Was sprichst du? Ich verstehe dich nicht.

Lenore. Sieh mir ins Gesicht, Odo. Kannst du es leugnen, daß du gehört hast, was vor einer Stunde hier gesprochen worden ist?

Odo (mit erzwungenem Scherz). Vor einer Stunde lasen wir Dante zusammen. Ich habe genau zugehört: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinden." Aber beruhige dich. Vielleicht wird es nicht so schlimm. Vielleicht ist der Bankerott noch abzuwenden.

Lenore (schüchtern zu Boden blickend, mit halber Stimme). Wenn du gehst, Odo, ohne mich, bin ich bettelarm.

Odo. Du hast noch viel, Lenore: deine Jugend, deine Mutter, deinen Freund —

Lenore (fest aufblickend). Ich habe keinen Freund, der meinem Herzen so nahe stände, wie du. Ist es denn unmöglich, daß du mir das glauben kannst? Ach Odo, als ich Dem, den ich einst so sehr geliebt, gegenübersaß, dort (zeigt auf die Thüre rechts) und wußte dich hier in so tiefer Verstörung und durfte nicht Theil haben an deinen Sorgen — da empfand ich, daß Nichts und Niemand auf der Welt so innig mit mir verbunden ist, wie du, daß alle Wünsche und Hoffnungen, die mir so thöricht das Herz bedrückt, plötzlich von mir abfielen, und daß ich nur einen Wunsch, ein brennendes Verlangen fühlte: dich wieder froh zu sehen! Glaubst du mir das nicht, Odo? Hab' ich alles Zutrauen verscherzt, weil ich zwei Jahre lang ein trauriges Geheimniß vor dir hatte?

Odo (bewegt, doch immer zurückhaltend). Wie sollte ich es dir nicht glauben? Weiß ich nicht, wie ernst du es mit deinen Pflichten nimmst? Und dann — du hältst mich für einen braven Menschen, dem weh zu thun du nicht über's Herz bringst. Das ist liebreich von dir. Aber verzeih, ich mag mir nichts schenken lassen, was ich nicht voll vergüten kann. Wir Leßdorfs, so schlichte Leute wir sind, in dem Punkte sind wir empfindlich. (wendet sich ab.)

Lenore (seine Hand leidenschaftlich ergreifend). Habe Mitleid, Odo! Sieh, ich war krank, ich war verwundet in meinem Innersten. Und dich sah ich immer lachend und glücklich und begriff nicht, was du an einer Liebe haben konntest, die sich in sich selbst zurückzog, und nahm Alles hin, als müßte es so sein, als hätte ich nichts zu thun, als deiner Liebe stillzuhalten und aus Gnaden

mich zu einem Lächeln zu zwingen. Aber wie es über dich kam, das Furchtbare, da kam's auch über mich — und jetzt, wenn du mich verstoßen kannst, von mir gehen, um nie zurückzukehren —

Der Bediente (tritt ein). Der Wagen, Herr Baron.

Odo. Es ist gut. Ich komme. (Bedienter ab.) Du täuschest dich selbst, Lenore. Dein gutes Herz täuscht dich. Vor zwei Jahren hast du zu rasch über deine Zukunft entschieden. Das darf nicht wieder geschehen. Ich weiß, ich bin kein Genie. Aber in der Kunst, dir jeden Stein aus dem Wege zu räumen, hab' ich es bis zur Virtuosität gebracht, und da ich nun selbst ein solcher Stein des Anstoßes bin —

Lenore (flehend). Odo!

Odo. Ja siehst du, Steine sind hart. Vielleicht aber schmelzen sie mit der Zeit. Und auch du — glaube nur, ich lasse nicht alle Hoffnung fahren, daß in Jahr und Tag, wenn du dich bei deiner Mutter in aller Ruhe wieder gefunden hast und mir dann dein letztes Wort schickst —

Lenore. In Jahr und Tag? Aber du hast Recht! Was ich auch sagen möchte, heute kannst du mir noch nicht glauben. (wendet sich ab, geht nach dem Tisch.) Reise mit Gott! Ich — ich werde nicht verlassen sein. Ich habe hier ja die ganze Hölle zur Gesellschaft. (sinkt in das Sopha, nimmt das Buch, schlägt es auf, als ob sie lesen wolle.)

Odo (blickt sie in tiefer Bewegung an, bezwingt sich dann und geht nach der Thür. Auf der Schwelle wendet er sich noch einmal um, sagt dann rasch:) Lebewohl! (eilt hinaus.)

Zwölfte Scene.

Lenore (allein, dann) Odo.

Lenore (zusammenfahrend). Odo! — Nein, es ist Alles umsonst. (düster vor sich hin) Ich hab' es verdient, aber es ist hart, härter als ich's tragen kann. Er in die weite Welt hinaus — hoffnungslos — und ich — o Gott! Von solcher Schuld und Buße steht hier Nichts geschrieben. (blättert langsam in dem Buch, blickt auf eine Seite.) Francesca von Rimini — ist das auch eine Höllenstrafe, ewig mit Dem vereinigt zu sein, den man liebt? (blättert weiter.) Und nun das lange Fegefeuer — aber Gebet und Fürbitte können daraus erlösen, und wer bittet für mich, und auf wessen Fürbitte würde er hören? O wenn ich ein Wort fände, das ihm so recht sagte, wie es in mir aussieht! (blickt wieder in das Buch.) Aber hier — was steht hier? (liest.) Das ist ja Wort für Wort — so rührend schön, wie nur ein großer Dichter es sagen kann! Ach Odo! (blickt auf.) Aber er ist ja fort! — Nein, noch nicht! Noch kann ich ihn erreichen. (klingelt, nimmt einen Bleistift und zeichnet eine Stelle an. Ein Mädchen tritt ein.) Bringen Sie das Buch dem Herrn hinunter. Sagen Sie ihm, wo ich das Zeichen eingelegt habe (sie legt ein Blatt ein) stünde die Stelle, die ich

vorhin vergebens gesucht hätte. Eilen Sie! (Das Mädchen ab.) O, es ist umsonst, er wird es nicht glauben, wird die Buße nicht von mir nehmen. (steht auf.) Jetzt erst wird es zur Wahrheit werden: ich werde hier fortleben, wie eine lebendig Begrabene. (tritt ans Fenster.) Die Pferde stampfen ungeduldig, jeden Augenblick kann er aus der Thüre treten. Er wird in den Wagen steigen, wird fortfahren, ohne nur einen Blick zu mir hinaufzuwerfen — und ich — ich habe es verdient! (Odo tritt ein.) Odo! (Sie macht eine Bewegung ihm entgegen, bleibt wieder stehen, mit einer demüthig harrenden Geberde.)

Odo (bleibt, in das aufgeschlagene Buch blickend, an der Schwelle stehen, lies't).

„Ich tauchte' aus jener heil'gen Flut empor,
Als ob ich neu erschaffen wär' im Kerne,
Wie junges Laub in neuen Lenzes Flor,
Rein und bereit zum Flug bis an die Sterne."

Was soll ich davon denken, Lenore, daß du mir das Buch nachgeschickt hast?

Lenore (schüchtern und stockend). Verzeih, Odo, — die Stelle fiel mir in die Augen, als ich in dem Buche blätterte, sie steht freilich am Ende des Fegefeuers und ich — ich soll meines erst noch durchmachen, aber dennoch, Odo! es ist mir aus der Seele gesprochen, auch in Jahr und Tag wird es nicht anders sein. Und weil du mir selbst es nicht glauben wolltest, ich dachte, wenn ich den Dichter zum Fürsprecher wählte —

Odo (sie ernst anblickend). Wir glauben oft, wenn so ein Dichter uns mit sich fortreißt, diese erhabenen Gefühle seien auch die unseren. Wenn dann die prosaische Wirklichkeit wieder in ihre Rechte tritt —

Lenore. Nein, Odo, es ist wirklich so! Ach, es war ja nur ein Selbstbetrug meiner Phantasie, daß ich an jenem Jugendtraum festhielt und all mein wirkliches Glück darüber versäumte. Auf einmal bin ich aufgewacht und fühle mich „wie neu erschaffen." Das kann mir Niemand mehr nehmen, daß ich nun weiß, mein bestes, mein einziges Glück geht von mir und ich soll Jahr und Tag darauf warten, bis es mir zurückkehrt. Aber dann — nicht wahr, Odo? Dann wird der Stein geschmolzen sein, dann wirst du dies thörichte, verirrte Herz nicht mehr von dir stoßen, dann — (die Stimme versagt ihr, sie wendet sich ab.)

Odo (seine Rührung bekämpfend). Du bist besser in deinem Dante belesen, Kind, als ich. Und doch hast du den schönsten Vers in dem ganzen Buche vergessen.

Lenore. Den schönsten?

Odo. Er fiel mir in die Augen als ich im Heraufsteigen das Buch aufschlug. Es ist der letzte der ganzen göttlichen Komödie, mit dem das Paradies beschlossen wird. (öffnet das Buch und lies't). „Die Liebe, die beweget Sonn' und Sterne." Nun, wenn sie so viel Macht hat — sollte sie nicht auch einen Stein schmelzen können, zumal — wenn es keiner von den härtesten ist?

Lenore (haſcht nach ſeiner Hand, die ſie küſſen will). Odo —!

Odo (ihr die Hand entziehend). Nein, nicht ſo! Wir haben keine Zeit, uns mit der Auslegung von Dichterſtellen zu beſchäftigen. Ich muß dennoch darauf beſtehen, daß du ſogleich zu deiner Mutter fährſt.

Lenore (beſtürzt). Wie? Ich ſoll —?

Odo. Aber — — wenn du nichts dagegen haſt, ſo werde ich dich hinbringen. Die gute Frau hat dich immer nur in ſchwermüthiger Stimmung geſehen. Es iſt ihr wohl zu gönnen, daß ſie nun ſieht, wie du aufblühſt „in neuen Lenzes Flor", und auch ich, ich möchte mich etwas gründlicher überzeugen, ob es nicht doch am Ende nur eine ſchöne Dichtung iſt, daß die Liebe Sonn' und Sterne bewegt.

Lenore. Wahrheit iſt es, ewige, unumſtößliche Wahrheit, aber ſchöner, als jedes Dichterwort! (an ſeine Bruſt ſtürzend) O, mein einzig geliebter Freund, ich liebe dich!

(Vorhang fällt.)

Alpenfahrten in früherer Zeit.

Aus dem Nachlasse

von

H. Hasser.

— Breslau. —

Seit wenigen Jahren führt eine Eisenstraße, die großartigste der alten Welt, vom Fuße der Alpen in das Wunderland Italien, gerade an der Stelle, wo sich alle Schreckniſſe des Gebirges, himmelaufragende Felſen, ſchauerliche Abgründe, wildraſende Bergſtröme und Tod bringende Lawinen zu einem Bilde vereinigen, wie die Alpen kein zweites aufweiſen.

Auf welchen Wegen die von Brennus gegen Rom geführten Gallier, die Cimbern und Teutonen, Hannibal von Norden her nach Italien gelangten, die Legionen Cäſars und der kaiſerlichen Heere die Alpen überſchritten, iſt völlig ungewiß. Dagegen ſteht feſt, daß die meiſten der gegenwärtigen Päſſe ſchon in ſehr früher Zeit benutzt wurden. Namentlich gilt dies von den weniger ſchwierigen der öſtlichen und weſtlichen Ausläufer der Alpen.

Die erſten zuverläſſigen Nachrichten finden ſich in der römiſchen Kaiſerzeit. Schon unter Auguſtus waren die wilden Stämme der ſüdlichen Schweiz beſiegt und gangbare Gebirgsſtraßen hergeſtellt worden. Unter ſeinen Nachfolgern wurden Colonien und Caſtelle gegründet, z. B. die Curia Rhaetorum (Chur), am Wallenſee, wo noch jetzt die Namen der Ortſchaften Terzen und Quinten an römiſche Militär-Stationen erinnern; in der Enge des Rhonethals zwiſchen Ober- und Unterwallis Octodunum (Martigny) und Agaunum (St. Maurice), Aventicum (Avenches) nördlich vom Genfer See, ſchon zur Zeit Cäſars die Hauptſtadt der Schweiz; am Bodenſee die Curia Romanorum (Romanshorn) und andere.

Aber auch die über die Centralkette der Alpen führenden Pässe wurden, wie Reste römischer Straßenbauten am Brenner, am Julier, wo der Name von Tiefenkasten (Ima castra) an die strategische Bedeutung dieses Punktes erinnert, am Septimer, im Mittelalter eine der besuchtesten Alpenstraßen, am großen Bernhard, am Bernhardin, und Inschriften beweisen, schon in der Kaiserzeit benutzt. Dasselbe gilt von den meisten, rechtwinklig auf die Centralkette einschneidenden Nebenthälern, z. B. denen des Pusterthales, in welchem Limy (Agguntum) einen Knotenpunkt für die vom Tagliamento herauf über den Monte Croce führende Straße bildete, denen des Engadin u. s. w.

Seit Augustus führte die große Heerstraße aus Italien nach dem Norden über Aosta (Augasta) und den großen Bernhard nach Martigny im Rhonethale. Auf diesem Wege drangen im Jahre 60 n. Christus und später, im Jahre 547, germanische Heere in Italien ein. Ebenso Karl der Große und tausend Jahre später Napoleon. Der Lukmanier, an welchem sich keine römischen Reste finden, wurde, wie es scheint, zuerst im siebenten und achten Jahrhundert von den gegen die Franken ziehenden Longobarden, später auch von Karl dem Großen benutzt. Im Mittelalter war er einer der begangensten Pässe.

Zu den jüngsten Alpenpässen gehört derjenige, welcher zu den wichtigsten von Allen geworden ist, der Gotthard. Die Südhälfte der Straße wurde, wie die Namen der Militärstationen: Quinto, Dezimo, beweisen, schon von den Römern benutzt; aber ihre Fortsetzung auf der Nordseite führte von Andermatt über die Ober-Alp und Disentis nach Chur. Denn jenseits Andermatt bildete die Schlucht, durch welche die Reuß sich aus dem Urseau-Thale in die Schöllinen hinabstürzt, ein Hinderniß, welches erst durch den schon in sehr früher Zeit, vielleicht schon im zwölften Jahrhundert angelegten Tunnel, das Urner Loch, beseitigt wurde. Eine Leistung, welche sowohl in Hinsicht ihrer Schwierigkeit als ihrer Wirkungen für jene Zeit kaum von geringerer Bedeutung gewesen sein kann als die Herstellung des großen Gotthard-Tunnels.

Von hohem Alter sind auch die an mehreren Alpenpässen noch jetzt unterhaltenen Hospize. Mehrere, z. B. das auf dem großen Bernhard, bestanden vielleicht schon im Alterthume als Herbergen neben den auf den Gipfeln der Berge errichteten Tempeln. In der christlichen Zeit dienten sie namentlich auch zur Aufnahme der nach Italien und Palästina ziehenden Pilger u. s. w. Wie sehr mit dem Begriff des Pfarrhauses der der Zufluchtsstätte verwuchs, geht daraus hervor, daß z. B. im Vorder-Rheinthale noch jetzt die Wohnung des Geistlichen, die bekanntlich noch jetzt, besonders in Tirol, häufig als Herberge dient, „Hospiz" genannt wird.

Schilderungen der landschaftlichen Eindrücke, welche sich den die Alpen überschreitenden in reicher Fülle darboten, finden sich meines Wissens in keiner vor dem Jahre 1417 verfaßten Schrift. In dem genannten Jahre gedenkt Paggi, ein vornehmer italienischer Prälat, in seinem Berichte über seinen Aufenthalt in Baden bei Zürich, in jener Zeit einem Hauptsitz des

raffinirtesten Luxus und jeder Art der Schwelgerei, gelegentlich des Rheinfalls bei Schaffhausen. Diese auf den ersten Blick auffallende Thatsache läßt sich indeß leicht erklären. An der eingeborenen Bevölkerung des Gebirges haftete die durch den täglichen Anblick erzeugte Gleichgültigkeit gegen die sie umgebende großartige Natur mindestens in demselben Maße, welches noch jetzt das Gefühl enthusiasmirter Reisender so oft verletzt. Aber auch die Fremdlinge, welche ihr Beruf oder frommer Glaube, auf Handels-, Kriegs- und Pilgerzügen, über die Alpen führte, waren wohl selten befähigt und geneigt, andern Empfindungen Raum zu geben, als denen, welche ihnen die Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren einer langwierigen Reise in reicher Fülle zu Wege brachten.

Den Anfängen einer genaueren Kenntniß der Alpenwelt begegnen wir erst im sechszehnten Jahrhundert in der Periode des Wiedererwachens der selbständigen Naturforschung. Aber noch lange gab es selbst in den größeren Schweizer Städten: Basel, Zürich, Luzern, selbst in Bern, der Eingangspforte der Central-Alpen, nur sehr wenige, welche es wagten, in diese vorzudringen. Selbst die Gebildetsten sahen in den zum Himmel ragenden Felsen, den mit ewigen Schnee bedeckten Riesen ihrer Heimat nur unfruchtbare, von verheerenden Lawinen und zerstörenden Bergwässern erfüllte Einöden, den Aufenthalt wilder Thiere und fabelhafter Ungeheuer. Glaubte doch noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der wackere Naturforscher Jacob Scheuchzer, daß die tiefsten Schlünde des Hochgebirges von Drachen bewohnt seien, deren er sogar in seinem übrigens so verdienstlichen Werke eine ganze Reihe abbildete. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren Alpenreisen ein Unternehmen, welches, abgesehen von den erforderlichen Empfehlungen an die Behörden der besuchten Cantone und von den beträchtlichen Kosten, an den Muth und die Ausdauer der Reisenden ungewöhnliche Anforderungen stellte.

Die neuere Geschichte der Alpenforschung beginnt mit dem großen Conrad Geßner aus Zürich (1516—1565), einem um die Wiederherstellung der klassischen Studien und die Neubelebung der Naturkunde in gleichem Maße verdienten Gelehrten. Allerdings begegnen wir auch schon vor Geßner einzelnen in letzterer Richtung thätigen Männern, z. B. Sebastian Münster aus Basel (1489—1552), dem Verfasser der „Beschreibung der wichtigsten Länder von Europa, besonders Helvetiens und Italiens" (1540), und der zuerst im Jahre 1544 erschienenen allbekannten Kosmographie, — Joh. Stumpf aus Bruchsal (1500—1566), Pfarrer in Zürich, einem der frühesten Anhänger der Reformation. In seiner zwei Foliobände umfassenden „Schweizer-Chronik" (Zürich, 1547) findet auch die Naturkunde eingehende Berücksichtigung. — Wichtiger ist Benedict Marti aus Bättenkinden bei Bern (?), genannt Aretius (1505—1574), Professor in Marburg und Bern. Geßner sah ihn als eine Hauptstütze seiner botanischen Arbeiten an und verdankt

ihm namentlich eine Beschreibung des Riesen und des Stockhorns,*) welche, gleich dem Pilatus, durch ihre geringe Entfernung von größeren Städten, ihre nach allen Seiten freie Lage, am frühesten die Beachtung der Naturforscher auf sich zogen.

Bei Conrad Geßner tritt uns bereits neben der Begeisterung für die Naturkunde zugleich in vollem Maße die mit der Erforschung der Alpen verbundene Freude am Naturgenusse entgegen. „So lange mir Gott Leben schenken wird," sagt er in einem seiner Briefe, „habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben Derer, die auf dem Erdboden umher kriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen."

Geßner veröffentlichte seine Beobachtungen hauptsächlich in seinem im Jahre 1551 erschienenen Werke über Milch und Milchwirthschaft (De lacte et operibus lactariis), dessen Einleitung „von der Bewunderung der Berge" (de admiratione montium) handelt. Zu einer Besteigung des Pilatus, welche er in Begleitung von drei jungen Leuten unternahm, mußte erst die Erlaubniß der Behörde zu Luzern eingeholt werden. Dafür credenzte man dann den kühnen Alpenfahrern bei ihrer Rückkehr den Ehrenwein.**)

Von geringerer Bedeutung ist das Iter helveticum von Simon Lemnius, welches mit einer Beschreibung von Pfäfers beginnt. Von Interesse ist dagegen der kurze Bericht von Benvenuto Cellini über seine im Mai des Jahres 1555 unternommene Reise aus Italien nach Frankreich. Die Kriegsunruhen nöthigten ihn, von Padua aus auf einem nicht näher angegebenen Wege über Graubünden zu reisen und zu diesem Zwecke unter höchster Lebensgefahr die mit tiefem Schnee bedeckten Pässe über den Bernina und Albula zu übersteigen. Cellini gelangte hierauf (jedenfalls über Chur) nach Wallenstadt, wo er einige Tage ausruhte, um dann auf einem leichten Boote, welches ihm große Besorgniß einflößte, nach mancherlei durch die mitgeführten Pferde bewirkten Fährlichkeiten über den, wie Cellini sich ausdrückt, auf dem einen Ufer von hohen Gebirgen, auf dem andern von fruchtbaren Hügeln umgebenen See nach Weesen zu gelangen.***)

Sehr anziehend ist der bekannte Bericht über die Reise, welche die

*) Abgedruckt in Geßners Ausgabe der Werke des Valerius Cordus, 1564.

**) Die Beschreibung der Reise findet sich mit einer anderen des Pilatus von du Thou(?) in C. Geßners Descriptio montis frecti. I. Pilati Fig. 1555a.

***) Benvenuto Cellini, Firenze 1829 I. 422.

Familie Platter: der Vater Thomas und der Sohn Felix, beide Professoren der Medicin zu Basel, mit der Frau des letzteren und deren Vater, dem Chirurg Jekelmann, unternahmen, um den Stammort der Familie Platter, das kleine Dorf Grächen oder Gränchen im Walliser Nicolai-Thale zu besuchen, wo Platter der Vater, bekannt durch seine traurigen von ihm selbst geschilderten Erlebnisse als fahrender Schüler, als Gaisbube aufgewachsen war*). Die Reise, welche von den Männern zu Pferde, von der Frau zu Maulthier zurückgelegt wurde, ging von Basel über Burgdorf in das Simmen-Thal und wahrscheinlich über Gesteig und den Sanethor-Sanetschpaß nach Sitten im Rhonethal und dem Leuker Bade (wo Jekelmann und Felix Platters Frau zurückblieben) und über Visp in das Nicolai-Thal, welches noch jetzt an den meisten Stellen nur für Fußgänger und Reiter zugänglich ist. Platter sagt, er habe sich auf dem Pferde sitzend meist mit der einen Hand am Felsen festgehalten, während er auf der anderen Seite in die grimme Tiefe hinabsah. In einer ähnlichen Situation habe ich selbst vor Jahren den Weg zum Theil auf einem Char à banc zurückgelegt, wobei ich das Entgleisen des linken, meine Gefährtin das des rechten Rades zu überwachen hatte.

Nach dem hoch auf der Ostseite des Tages liegenden Dorfe Gränchen, nördlich von der über 14000 Fuß hohen Mischabel-Gruppe ging es nach Platters Beschreibung einen jähen Berg hinan durch Buchenwald, dann über eine Matte durch einen „grausamen Pinienwald" (Tannenwald), in welchem viele Bären hausten. Die Aufnahme, welche die Reisenden von Seiten ihrer Verwandten erfuhren, war nicht die freundlichste. Sie mußten sich glücklich schätzen, mit einer durch Pfeffer gewürzten Milchsuppe bewirthet zu werden und ein Nachtlager zu finden. Sie traten deshalb bald wieder den Rückweg an, nachdem sie sich durch Einhauen ihres Wappens an einem Felsen, die „Platte" genannt, von welchem die Familie ihren Namen führte, verewigt hatten.

Verhältnißmäßig weit ärmer in Betreff ihres Umfanges sowohl wie ihres Werthes, ist die alpinistische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts; großen Theils wohl zufolge des Einflusses des dreißigjährigen Krieges, von dessen Wirkungen auch die Schweiz nicht ganz verschont blieb, und durch den tiefen Fall des wissenschaftlichen Lebens. Ein solches Zeugniß ist z. B. die im Jahre 1637 in heroischen Versen abgefaßte Beschreibung des Stockhorns von Johann Müller von Rellikon bei Zürich, nach seiner Heimat gewöhnlich „Rhellicanus" genannt, Professor in Bern.

Zu den besseren Werken gehören die im Jahre 1652 erschienene Topographia Helvetiae von dem Kupferstecher Matthäus Merian in Basel, und

*) Die Tagebücher von Thomas Platter sind herausgegeben von D. A. Fech er, Basel 1840, 8. und (vollständiger) von H. Boos Leipzig, 1878, 8. Vergl. auch den Auszug bei Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit Bd I.

die von Jean Baptiste Plantin, zuletzt Pfarrer in Lutry bei Lausanne, im Jahre 1656 herausgegebene „Helvetia antiqua et nova" in welcher namentlich die Berge, Flüsse und Seen sehr gut beschrieben werden. Der bedeutendste von den uns beschäftigenden Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts ist Joh. Jac. Wagner aus Zürich (1641—1695), welcher wie die meisten der früheren und viele der späteren Alpenforscher dem ärztlichen Stande angehörte. Seine im Jahre 1680 in Zürich erschienene, auch in's Deutsche übersetzte Historia naturalis Helvetiae curiosa ist das erste Werk, welches sich auf die naturgeschichtliche Beschreibung der Schweiz beschränkt, und bildet die Grundlage aller späteren. Sein alphabetischer Index memorabilium Helvetiae (Zürich 1684, 12), welcher später noch mehrmals unter dem Titel Thesaurus helveticus erschien, ist, wie Osenbrüggen sagt, der Vorläufer unserer „Bädeker." Aber von eigentlichen Bergbesteigungen ist auch bei Wagner noch nicht die Rede.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geben sich sodann die Anfänge des im Verlaufe der Zeit immer mächtiger hervortretenden Antheils der Engländer an der Erforschung der Alpenwelt, hauptsächlich der Schweiz, zu erkennen. So z. B. in der Beschreibung seiner Reise in die Schweiz und nach Italien, welche Gilbert Burnet, später Bischof von Salisbury, im Jahre 1686 herausgab. Aber noch bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein blieben die Hochgebirge der Urschweiz, das Berner Oberland, das Wallis und die Montblanc-Gruppe, unbekannt. Selbst in den bewohnten Gegenden des Gebirges gab es kaum andere Wege, als die von den Viehheerden begangenen Pfade, und kaum eine andere Zuflucht, als in ärmlichen Sennhütten. Noch im Jahre 1754 war eine Reise in die Schweiz ein Unternehmen, welches ohne Empfehlungsbriefe an die Cantonal-Behörden nicht zu wagen war.

Eine neue Periode der Alpenforschung beginnt mit einem Schüler Wagners: dem unermüdlichen, um alle Theile der Naturkunde hochverdienten Joh. Jacob Scheuchzer (II) 1672—1738, Sohn eines Arztes in Zürich und gleichfalls Arzt in seiner Vaterstadt; die von ihm in den Jahren 1702 bis 1711 unternommenen neun Alpenreisen sind im Druck erschienen. Die des Jahres 1705, welche Scheuchzer in Begleitung von fünf jungen Männern unternahm, führte in das Glarner-Thal bis zur Pantenbrücke, über den Pragelpaß nach Schwyz, über den Gotthard nach Airolo, über den Lukmanier nach Medels und Tissentis, über die Oberalp zurück in das Urserenthal, über die Furka in's Wallis, Leuk, die (bereits seit dem Jahre 1741 für Pferde gangbare) Gemmi, über Thun, Bern und Brugg (zu Schiff) nach Zürich. Scheuchzer war, wie Studer sagt, der Erste, welcher physikalische Instrumente, Winkelmesser, Barometer und Thermometer in die Alpen trug, und sich bemühte, die in denselben vorkommenden Naturerscheinungen physikalisch zu erklären.

Aus seinen Bemerkungen über Gletscher verdient hervorgehoben zu werden, daß er das Wachsthum und das Vorrücken derselben der Ausdehnung

zuschreibt, welche sie durch das Gefrieren des eindringenden Wassers erfahren, das Zerspringen derselben der Ausdehnung der in ihnen eingeschlossenen Luft, welche beim Vorrücken des Gletschers thalabwärts stattfindet. — Scheuchzers Karte der Schweiz, deren Betrachtung uns gegenwärtig freilich ein Lächeln abnöthigt, galt bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die beste. — Zu den Verdiensten Scheuchzers gehört ferner, daß er auf die große Bedeutung der Gebirgsreisen für die Gesundheit hinwies. In dieser Hinsicht hebt er hervor, „daß die durch die schweizerischen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reisen mit mehr Lust und weniger Arbeit zugehen, als auf der Ebene. Die eigentliche Ursache dieser Begebenheit besteht kurz darin, weil bei abwechselnder Auf- und Absteigung alle Glieder des Leibes in Bewegung kommen; aber nicht alle zugleich, sondern daß, wenn die einen Mäußlein (Muskeln) arbeiten, andere, die kurz zuvor sich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da diese an Danz müssen, durch diese Ruhe sich wieder erholen. Nebstdem ist in Betrachtung zu ziehen, daß durch fortgesetzte Bewegung aller Leibes-Zäsern (Fasern) der Lauf des Geblüts und der Geistern merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Gesundheit der fremden Reisenden beiträgt, sowohl als den Einwohnern selbst, deren starke, ansehnliche und gesunde Leiber der ganzen Welt bekannt sind."

Ein deutliches Bild von der Unklarheit der geographischen Anschauungen, welche sich selbst noch bei Scheuchzer findet, giebt folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund in Einsiedeln:

„Weilen vielleicht die route gehen sollte über Einsiedeln in die Schweizerischen und Urnerischen Alpen, wie und durch welche Gebirge man von Einsiedeln nacher Altdorf kommen könnte? Ob kein anderer Weg als nacher Schwyz und Brunnen? Und wie weit man bis nacher Ury rechne? So auch wie weit von Einsiedeln der Aubrig oder Albrig, so gegen Lachen oder dem Weggi-Thal sich zeiget*). Von den Bergen des Oberlandes erwähnt Scheuchzer nur wenige Namen: Eiger, Mettenberg, Scheideck, Freschhorn; Jungfrau und Mönch werden nicht genannt.

Daß Scheuchzer auch den zahlreichen und wichtigen Heilquellen seines Vaterlandes volle Beachtung schenkte, braucht nicht bemerkt zu werden. Am berühmtesten wurde er durch seine botanischen Arbeiten, namentlich die noch jetzt geschätzte Agrostographia (Zürich, 1719), eine Beschreibung der Gräser, binsenartigen Gewächse u. s. w., von welcher Haller im Jahre 1775 eine neue Ausgabe veranstaltete. Freilich erklärte er auch ein bei Oehningen am Bodensee (einer berühmten Fundstätte von Versteinerungen) gefundenes Skelet eines Riesen-Salamanders für das eines in der Sündfluth umgekommenen Menschen**).

*) Das Weggi-Thal bei Lachen am östlichen Ende des Züricher Sees.

**) Vergl. Wolf a. a. O. I 181—228. Die ungedruckten Arbeiten Scheuchzers (gegen 360 Bände), sowie seine über 50 Quartbände umfassende Correspondenz werden in der Züricher Bibliothek verwahrt.

Indeß blieben diese und ähnliche Anfänge einer eigentlich wissenschaftlichen Alpenforschung noch lange vereinzelt. Das Interesse selbst der gebildeten Reisenden war fortwährend hauptsächlich auf „Merkwürdigkeiten": Wasserfälle, Abgründe, Schluchten u. s. w. gerichtet, oder auf „Seltenheiten", z. B. salzige Quellen, Höhlen u. dergl., bei denen von Naturgenuß keine Rede ist. Selbst noch in den Gedichten Hallers, mit denen eine neue Periode sowohl der deutschen Dichtkunst als der Geschichte der Alpenkunde beginnt, haben die „Merkwürdigkeiten" vielfach das Uebergewicht. Eine bei Bex in einer Höhle befindliche Salzquelle nennt Haller „la plus grande curiosité de la Suisse."

Die Geschichte der Verdienste, welche sich Haller um die Erforschung der Alpen erwarb, ist unzertrennlich von den Leistungen seines Freundes Johann Geßners, eines in jeder Beziehung seinem großen Ahnherrn Conrad Geßner ebenbürtigen Forschers.

Johann Geßner (1709—1790) lebte nach Beendigung seiner Studien in Leyden, Paris und Basel; als Arzt in Zürich, wo er sich neben den unmittelbaren Pflichten seines Berufs vorwiegend mit Naturkunde, hauptsächlich mit Botanik beschäftigte.

Das Ziel der ersten von Geßner in seinem vierzehnten Lebensjahre unternommenen Reise war der damals noch fast unbekannte Rigi, „Mons regius", wie ihn die latinisirenden Schriftsteller jener Zeit nennen. Im folgenden Jahre ging Geßner über den Albula-Paß durch das Ober-Engadin hinab nach Chiavenna und über den Splügen, Elm und Glarus nach Zürich zurück. Die von Geßner im Jahre 1728 in Gesellschaft Hallers von Basel aus unternommene Reise wurde dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie dem Letzteren zu seinem berühmten Gedichte „Die Alpen" Veranlassung gab. Im Jahre 1729 besuchte Geßner die Glarner Alpen, 1731 Appenzell, den Ramon bei Tiefenkasten am Julier, 1733 den Rigi und Pilatus. Im nächsten Jahre (1734) unternahm er mit neun jungen Zürichern eine größere Alpenfahrt über Wesen, Glarus, den Pragelpaß in das Schächenthal, Altdorf, Schwyz, Einsiedeln, Stans, Sarnen, Luzern, das Entlibuch, Thun, Neuchatel, Solothurn, Aarau, Brugg, Baden, Zürich. Die Reise dauerte 32 Tage und kostete jeden der Theilnehmer pro Tag etwa vier Franken; eine für jene Zeit erhebliche Summe. — Im folgenden Jahre besuchte Geßner Leuk und das aussichtsreiche Torrent.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Alpenkunde wird durch Albrecht Haller aus Bern bezeichnet. Dies gilt ebenso sehr in Betreff der großen Verdienste, welche sich derselbe um die wissenschaftliche, namentlich die botanische Erforschung der Alpen erwarb, als in Bezug darauf, daß durch sein Gedicht „Die Alpen" zum ersten Male den Gebildeten von ganz Europa die Majestät des Hochgebirges vor Augen trat. Aber so wenig kannte man die Herrlichkeit desselben, daß Vielen die Schilderungen Hallers als Uebertreibung erschienen.

Die bis dahin erschienenen Beschreibungen der Schweiz waren außerhalb des Kreises der Gelehrten schon deshalb fast unbeachtet geblieben, weil sie

größtentheils in lateinischer Sprache verfaßt waren. Selbst den meisten Schweizern war die Herrlichkeit der Hochalpen unbekannt. Das beliebteste Ziel der Touristen war Holland. Die meilenlangen, schnurgeraden, von Pappeln bekränzten Canäle, die sauberen Städte, die comfortablen Gasthäuser waren das Entzücken der Reisenden. Selbst Haller, welcher längere Zeit in Leyden studirte, ist hingerissen von den holländischen Ebenen; auf einer Reise durch Norddeutschland spricht er bei Halberstadt von der „admirable schönen Gegend mit eitel Kornfeldern". Die Lage von Heidelberg „in einem Thale am Neckar mit hohen Hügeln" nennt er „unangenehm".

Haller wurde schon als Knabe durch die zwar ganz anmuthige, aber durchaus einförmige und aussichtslose nächste Umgebung seines elterlichen Wohnhauses, das Hasli, ein kleines Gut unweit von Bern am Ufer der Aare, poetisch angeregt. Die Hauptveranlassung zu dem Gedicht: „Die Alpen" war eine im Jahre 1728 von Haller in Begleitung Geßners unternommene Reise von 216 Schweizerstunden von Basel nach Genf, das Wallis, Leuk, die Gemmi, Thun, Unterseen, Hasli, das Engelberger Joch nach Stans, Luzern, Zürich und zurück nach Basel. Veröffentlicht wurden „Die Alpen" in dem zuerst ohne Hallers Namen und fast gegen seinen Willen im Jahre 1732 erschienenen Versuch schweizerischer Gedichte. Haller lebte damals in bescheidenen Verhältnissen als Arzt in Bern. Im Jahre 1736 wurde er als Professor der Anatomie, Physiologie und Botanik an die neu gegründete Universität Göttingen berufen, an deren Aufblühen er den größten Antheil hatte. Im Jahre 1753 kehrte Haller, von unwiderstehlichem Heimweh erfaßt, für immer in die Schweiz zurück, um am 12. December 1777 sein ruhm- und segensreiches Leben zu beschließen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die poetische Bedeutung Hallers näher einzugehen, um so weniger, als dies bereits durch Hirzel (in seiner meisterhaften Ausgabe der Gedichte Hallers, Frauenfeld 1882) in unübertrefflicher Weise geschehen ist. Im Grunde hat Haller, das Muster eines gottesfürchtigen Mannes, wie in seinem ganzen sonstigen Leben und Streben, so auch als Dichter nichts im Auge, als das, was Goethes Faust von sich weist: „die Menschen zu bessern und zu bekehren". In den Alpen tritt weit weniger die Majestät des Hochgebirges und die erhebende Wirkung seines Anblickes auf Geist und Herz hervor, als die Schilderung der Einfachheit und Unschuld des Hirtenlebens, welche der Unnatur und Verdorbenheit der Städter als Spiegel vorgehalten wird. Leider freilich gelangte Haller später zu der Ueberzeugung, daß das von ihm den Tugenden des Hirtenvolkes der Alpen gespendete Lob vielfach ein unverdientes war.

Von den zahlreichen Nachahmungen der „Alpen" genügt es, eine der schwächsten zu nennen, welche einen Schlesier zum Verfasser hat: den Breslauer Arzt Balthasar Ludwig Tralles. Die erste wahrhaft poetische Schilderung der Alpen gab Schiller im Tell; in ihrer ergreifenden Naturtreue und

erhabenen Schönheit um so bewundernswürdiger, als Schillers Fuß bekanntlich niemals den Boden der Schweiz betreten hat.

Die wissenschaftlichen, namentlich die botanischen Ergebnisse seiner Alpenreisen veröffentlichte Haller in einem zwei Foliobände umfassenden Werke: Enumeratio stirpium Helveticarum (1742), welches noch jetzt von Werth ist, obschon freilich selbst Verfasser von Handbüchern der Geschichte, der Botanik, nicht einmal den Namen Hallers erwähnen. Allgemeineres Interesse erhält dieses Werk durch die Vorrede, in welcher zunächst eine überaus anschauliche Darstellung aller auf die Naturkunde der Schweiz bezüglichen Verhältnisse gegeben wird, und namentlich die Verschiedenheiten der ebenen Gegenden der Voralpen, des Jura, der Centralkette, und die Uebereinstimmung der in verschiedenen Höhen sich darbietenden Flora mit der denen entsprechenden Breitengrade von der warmen bis zur arctischen Zone hervorgehoben wird. Auf diese Weise wurde Haller einer der hauptsächlichsten Begründer der Pflanzen-Geographie.

Das im Jahre 1760 erschienene Werk von Gruner, Jurist in Burgdorf: Gebirge des Schweizer Landes, beruht nur zum Theil auf eigenen Beobachtungen. Seine mineralogische Karte der Schweiz ist die erste über diesen Gegenstand. Bemerkenswerth sind die durchaus richtigen Ansichten, welche Gruner bereits über die erratischen Blöcke äußert.

Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatten zuerst Zürich, dann Bern die hauptsächlichsten Ausgangspunkte der Alpenforschung gebildet. Im letzten Drittel des Jahrhunderts trat Genf an ihre Stelle. Durch den großen Horace Benedict de Saussure aus Genf (17. Februar 1740 bis 22. Januar 1799), eine mit allen für die Erreichung der höchsten Aufgaben auf diesem Gebiete erforderlichen Eigenschaften ausgestatteten Forscher, wurde eine neue Periode der eigentlich wissenschaftlichen Alpenkunde nicht nur, sondern der wichtigsten Gegenstände der Mineralogie und Geologie überhaupt begründet.

Saussure erkor zu seiner Hauptaufgabe die allseitige Erforschung der Montblanc-Gruppe, welche bis dahin bei der Bevölkerung des Genfer Sees den Namen der „Montagnes maudites", der verwünschten Berge, führte. Allerdings waren schon im Jahre 1741 die Engländer Pocock und Windham in Begleitung des Ingenieurs Pierre Martel von Genf, welcher drei Jahre später einen Bericht über diese Reise veröffentlichte (Account of the glaciers of Savoy.) nach Chamouny vorgedrungen, welche bis dahin selbst den Schweizern unbekannt geblieben war, obgleich Benedictiner schon im zwölften Jahrhundert die Abtei Prieuré gründeten. Saussure besuchte das Thal von Chamouny zum ersten Male ohne Begleitung als Jüngling von achtzehn Jahren. Die Beschreibung seiner seit dem Jahre 1760 alljährlich unternommenen Reisen, welche außer der Schweiz auf Frankreich, Italien, Sicilien mit den benachbarten Inseln, England und Deutschland umfaßten, und auf welchen ihn seit dem Jahre 1788 seinen ältesten Sohn Theodor, ein tüchtiger

Geometer, begleitete, veröffentlichte er während der Jahre 1779—1796 in dem vierbändigen Werke Voyages dans les Alpes. Den Mittelpunkt desselben bilden die Reisen nach Chamouny, welches Saussure neunmal besuchte, dreimal in Verbindung mit der Tour um dem Montblanc durch die Allée blanche; eine Expedition, welche noch jetzt im günstigsten Falle fünf bis sechs Tage in Anspruch nimmt. An der Expedition des Jahres 1778 nahmen zwei Freunde Saussures Theil: Trembley, welcher die magnetischen Beobachtungen übernahm, und Pictet für die geographischen und barometrischen Bestimmungen. Die Reise ging von Chamouny über den Buet-Gletscher, dann über den Col de Balme nach St. Gervais, über den Col de Bonhomme nach Courmajeur, den Col de la Seigne und die Allée blanche, Aosta, den großen Bernhard und zurück nach Genf.

Im Jahre 1787 fand die berühmte Besteigung des Montblanc statt. Saussure hatte schon im Jahre 1760, als zwanzigjähriger Jüngling, im September 1785 in Begleitung Bourrits versucht, über die Aiguille de Goûté zum Gipfel zu gelangen. Im Jahre 1786 hatten de Paccard, Balmat und einige andere Führer, zwar vergeblich, den Versuch wiederholt, aber Balmat, welcher sich von ihnen getrennt hatte und die kalte und stürmische Nacht in den Schnee gebettet zubrachte, gewann doch am andern Morgen eine Kenntniß des wahrscheinlich zum Ziele führenden Weges, so daß er, sehr bald darauf, am 8. August 1786 so glücklich war, mit Dr. Paccard aus Chamouny den nie zuvor bestiegenen Gipfel zu erreichen. Saussure unternahm die Besteigung am 1. August des folgenden Jahres, begleitet von Balmat, siebzehn anderen Führern und seinem Diener. Am 3. August früh 11 Uhr wurde nach zwei unter Zelten verbrachten Nächten der Gipfel erreicht, auf welchem die Reisenden vier und eine halbe Stunde verweilten. Am Mittag des 4. August langten sie wohlbehalten wieder in Chamouny an.

Eine rühmliche Erwähnung verdient unter Denen, die am frühesten (bald nach 1761) in das Thal von Chamouny vordrangen der Genfer Marc Théodore Bourrit, ursprünglich Maler. Bourrit wurde, als er zum ersten Male von einer Anhöhe bei Genf den Montblanc erblickte, von diesem Schauspiel so hingerissen, daß er sofort beschloß, der Erforschung desselben sein Leben zu widmen. Um sich dazu die nöthigen Mittel zu verschaffen, nahm er, befähigt durch musikalische Bildung und schöne Stimme, die Stelle eines Cantors in Genf an. Bourrit war nicht blos, wie Goethe ihn nennt, ein „passionirter Kletterer", sondern ein Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, durch seine Schriften hat er viel dazu beigetragen, das Interesse für die Alpenwelt zu verbreiten. Er starb als achtzigjähriger Greis im Jahre 1819. Mehrere von den in Saussures Werke befindlichen Landschaftsbildern rühren von Bourrit her.

Nächst den im Vorigen genannten Schweizern hat sich keine Nation um die Alpenwelt so frühe und so große Verdienste erworben, als die Engländer. Von denjenigen, welche schon im siebzehnten Jahrhundert ihre Landsleute

auf die Herrlichkeit der Hochgebirge aufmerksam machten, ist bereits gesprochen worden. Im achtzehnten Jahrhundert ist besonders Coxe hervorzuheben, welcher durch den höchst anziehenden, noch jetzt lesenswerthen Bericht über seine im Jahre 1776 unternommene Reise, welcher in mehrere Sprachen übersetzt wurde, von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schweiz hinlenkte. Coxe ging über Glarus, Luzern, die Furka und Grimsel nach Meiringen, der großen Scheideck, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kandersteg, die Gemmi nach Leuk, Martigny, Chamouny, Genf, Bern, Biel, Solothurn nach Basel. Er hat bei seinen überaus lebendigen Naturschilderungen fortwährend auch die politischen, kirchlichen und gewerblichen Verhältnisse im Auge. Eigentliche Berg- und Gletscher-Touren unternahm er nicht, sondern er verfolgte nur bereits gebahnte, obschon oft allerdings schwierige Wege, z. B. den über die Furka. Aus seiner Darstellung ergiebt sich auch, daß noch vor hundert Jahren, wenigstens von den Reisenden, nur einzelne auffallende Hochgipfel mit besonderen Namen bezeichnet wurden. Die Unbekanntschaft der Touristen mit der deutschen Sprache und dem Patois des schweizerischen Landvolks kann nicht als Erklärung gelten, da bei den eingeborenen Reisenden dasselbe der Fall ist. Coxe z. B. gedenkt auf seiner Wanderung von Meiringen nach Grindelwald nur des Anblicks eines pyramidenförmigen Gipfels, vielleicht des auf einem Theil dieses Weges scharf hervortretenden Silberhorns, ohne ihn mit Namen zu bezeichnen. Auf dem ferneren Wege durch das Lauterbrunner Thal bis zum Schmadribache und nach Interlaken kommt kein Bergname vor als der des Breithorns.

Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Goethe unternommenen Alpenreisen würden in meiner Aufzählung nicht fehlen dürfen, auch wenn sie nicht von dem großen Dichterfürsten ausgeführt und durch unvergängliche Schilderungen verewigt worden wären.

Goethe besuchte die Schweiz bekanntlich drei Mal, zuerst im Jahre 1775 mit Passavant auf einem Ausfluge von Zürich bis zum Scheitelpunkt der Gotthard-Straße und zurück, dann im October und November 1779 und nochmals im Jahre 1797. Die im Spätherbst 1779 mit Carl August zu Pferde, die schwierigsten Partien zu Fuß ausgeführte Reise (Genf, Chamouny, Col de Balme, Martigny, Leuk durch das Wallis), namentlich der Marsch, welchen die berühmten Reisenden in den ersten Tagen des November von Brieg aus über die mit tiefem Schnee bedeckte Furka und Realp zum Gotthard-Hospiz unternahmen, muß als eine durchaus achtungswerthe Leistung gelten.

Sehr ansprechend ist auch Goethes Schilderung der Reise des Jahres 1797, namentlich die der Wanderung den Gotthard hinauf bis zu Goethes alten Freunden, den Kapuzinern von Realp.

Zu Ende des achtzehnten und in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts tritt das Interesse für die Erforschung der Alpen zufolge der ganz Europa erschütternden politischen und kriegerischen Ereignisse sehr erheblich zurück. Indeß fällt gerade in diese Periode die Schrift eines Deutschen,

welche als die Grundlage aller seitdem erschienenen, für das große Publikum bestimmten Reisehandbücher zu betrachten ist, und in hohem Grade dazu beigetragen hat, einen von Jahr zu Jahr wachsenden Strom von Reisenden der Schweiz zuzuführen: Ebels Anweisung, auf die nützlichste und angenehmste Art die Schweiz zu bereisen. Ihr Verfasser, Joh. Gottfried Ebel (1764 bis 1830), Arzt in Züllichau, später, in den letzten 23 Jahren seines Lebens, in Zürich, besuchte die Schweiz zum ersten Male im Jahre 1790. Sein Werk erschien im Jahre 1793 und fand in mehreren Auflagen und Uebersetzungen allgemeine Verbreitung. Den größten Einfluß hatte es namentlich auf den seitdem zu kolossalem Umfange gesteigerten Besuch des Rigi.

Die Darstellung dessen, was im ferneren Verlaufe unseres Jahrhunderts für die wissenschaftliche Erforschung der Alpenländer nicht blos Europas, sondern, zuerst durch Männer wie von Humboldt, Bonpland und Condamine, in jüngster Zeit durch Güßfeldt für die Gebirgswelt Süd-Amerikas, für die des Kaukasus, durch Graham für die die Schweizer Alpen um das Doppelte überragenden Riesen des indischen und tibetanischen Hochlandes, die Alpen von Neu-Guinea, daran sich in Kurzem die des östlichen Afrika anschließen werden, geleistet worden ist, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Die wichtigsten Abschnitte dieser neueren Periode werden bezeichnet durch die in das Jahr 1815 fallende Gründung der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, des Schweizerischen Alpenclubs (im Jahre 1857), welchem seitdem ähnliche Vereine in Oesterreich, Italien und Frankreich gefolgt sind, deren jüngster, der deutsch-österreichische Alpen-Verein, seinen Vorgängern durch edlen Wetteifer und erfreuliche Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.

Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826.

Mitgetheilt von

Erich Schmidt.

— Weimar. —

Nach dem Tode Heinrich Laubes, bei dem ich während seiner letzten Lebensjahre oft ein und aus gegangen war, übertrug mir das Vertrauen der Pflegetochter Fräulein Cornelie Haas die Ordnung der Bibliothek und eines beträchtlichen Theiles des handschriftlichen Nachlasses. Unter den Büchern war Jungdeutschland, wie sich denken läßt, stark und interessant vertreten, Bühnenstücke — etliche mit derbem Stift durchgeackert — und dramaturgische Schriften füllten so manche Reihe in den bequemen Glasschränken, Geschichte und Politik hatten ein ansehnliches Contingent gestellt, und überall gewahrte man noch den sicheren rastlosen Mann, der auch als Bücherſammler stracks auf das Moderne losging und z. B. die deutsche Theatergeschichte erst von Schröder an datirte. Nirgends etwas vom culte des vieux papiers, um einen artigen Ausdruck Ste. Beuves zu gebrauchen. Auch die ältesten Handschriften blieben im Bereich unseres Jahrhunderts, und ihre wirre Fülle, die nun gesichtet und größtentheils in einen stillen Gewahrsam zurückgeliefert werden sollte, mahnte an Laubes letzte Arbeit, sein zugleich so kurz angebundenes und so aufschlußreiches Buch „Franz Grillparzers Lebensgeschichte“ (Stuttgart, Cotta, 1884).

Während einiger Tage sehr gedrängten Grillparzerstudiums kam mir auch ein dünnes Heft in die Hand, von dem ich wohl wußte, daß es Laube erst hart vor Thoresschluß geschenkweise zugegangen war und in dem bereits vollendeten Buche nur andeutend hatte benutzt werden können: das Tagebuch der Reise nach Weimar 1826, die Grundlage für bekannte Seiten der Grillparzer'schen Selbstbiographie, eine hochwillkommene Ergänzung. Fräulein Haas

überließ mir mit gewohnter Güte die freie Verfügung über diese Blätter. Da es mir nicht mehr gegeben ist, in Wien mit frisch theilnehmenden Studenten bei Dr. Glossy in der Stadtbibliothek anzuklopfen und ausgedehnte Forschungen über Grillparzers menschliche und dichterische Entwicklung anzustellen, lege ich jetzt, von lebhaftem Dankgefühl gegen die freundliche Spenderin durchdrungen, den Bericht über jene Reise vor, auf deren Höhepunkt wir den jungen Dramatiker Oesterreichs bis zu Thränen überwältigt an der Seite des Patriarchen der deutschen Literatur zu Weimar erblicken. Wohl mochte er weinen. Als ein Leidender war er ausgereist zu den Schriftstellern „draußen" — pour prendre congé, wie er einmal bitter scherzt. Auch er hatte gedichtet, mit ungeheurem Ehrgeiz die bebende Hand nach den höchsten Lorbeern ausgestreckt, reiches Lob geerntet und doch in schmerzvollen Stunden aus tiefer Brust die Unzulänglichkeit seines künstlerischen Vermögens beklagt, denn an seiner Schaffensfreudigkeit zehrte der bohrendste Zweifel und er fand ein grausames Behagen darin, sein ganzes Empfindungsleben selbstquälerisch zu seciren. Eine unselige Erbschaft des Blutes überfiel ihn oft mit schwerem Trübsinn. Der Balsam der Liebe verkehrte sich ihm in Gift. „Von wie vielen Seiten der Mensch angegriffen sein kann, bin ich's. In Amtsverhältnissen ohne Erfolg, als Schriftsteller ohne Selbstvertrauen zum Widerstand, als Mensch liebend voll Zweifel." Seine Beamtenlaufbahn verwundete die zarte Seele von allen Seiten mit Dornen, die er sich, nie geübt die lästigen Dinge dieser Welt nach Wiener Art leicht zu nehmen, geflissentlich tiefer in's Fleisch drückte. Wollte er frei im Strome der Dichtung baden, so vertrat ihm die brutale Censur den Weg und riß ihn aus dem reinen Kunstbereich mit plumper Faust herab in die lähmende Schwüle des Polizeistaats. Noch am 19. April 1826 drangen mehrere Polizisten bei Tagesgrauen in sein Zimmer und durchwühlten, mit Berufung auf seine Zugehörigkeit zur Ludlamshöhle, einem lustigen Verein, alle Papiere. Er schrieb dann die trostlosen Worte in sein Gedenkbuch: „Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurfe macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist erlahmt. Wie um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstößt, und die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei dem letzten Stücke ‚Ottokar' der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Censur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit als über einen der böhmischen Nation zugefügten Schimpf aufreizten." Seinen wirklichen und eingebildeten Leiden, häuslichem und dichterischem Gram und dem so eigensinnig stockenden Liebesverkehr mit Katty Fröhlich zu entfliehen, trat Grillparzer 1826, acht Tage vor Goethes Geburtstag, eine Reise an, die der

stillen Stadt zustrebte, wo das Haupt des deutschen Geisteslebens in erhabener, durch keine Stürme gestörter Thätigkeit emporragte. Grillparzer war zu stolz gewesen, gleich zahllosen Dichtern und Dichterlingen der Majestät zu Weimar mit Briefen und Zusendungen zu hofiren. Seine Sehnsucht nach diesem hohen Mittel- und Ruhepunkt war gerade damals mit banger Scheu gemischt, die ihn nur langsam und auf Umwegen in die thüringische Residenz gelangen ließ. Das Tagebuch erlaubt uns Reisegenossen zu sein und den immer gescheiten, oft sehr unerquicklichen Wahrnehmungen des leidenden Passagiers zu lauschen. In jener Postkutschenzeit beobachtete man Land und Leute gemächlicher und schärfer, und Grillparzer hat offene kritische Augen, die sich nicht blos auf die Hauptstationen und auf hübsche Weiber richten, obwohl er den letzteren eine reichliche Aufmerksamkeit schenkt. Er studirt das charakteristische Gebahren eines Schmieds im Vorbeifahren und weiß flüchtige Erscheinungen mit raschem Stift festzuhalten. Er spricht als poetischer Naturfreund. Er entwirft eine meisterhafte Schilderung von Prag und hemmt im Anschauen der vielthürmigen Moldaustadt seine echt wienerische Abneigung gegen die Czechen, in deren Geschichte ihm mancher nach dramatischer Auferstehung verlangende Schatten begegnet war und wieder begegnen sollte: Drahomira, Ottokar, Libussa, der „stille Kaiser Rudolf", ihm durch innere Verwandtschaft vor anderen lieb. Aber die dichterischen Anwandlungen sind so flüchtig wie möglich, wagt er doch kaum unter das glatte und platte Schreibervolk Dresdens und Leipzigs zu treten, weil ihm der Rechtstitel dazu fehle. Er thut sich dafür eine Güte, die sächsische Mundart mit grotesker Wuth auszuschelten, sowie sein Widerwille gegen die Juden, anfangs rasch angedeutet, in Prag und im liebenswürdigen Mendelssohn'schen Kreise zu Berlin recht häßliche Wendungen nimmt. Doch ist er frei gestimmt genug, um mit eigenthümlicher Wahl des Einzelnen die Dresdener Kunstschätze zu beschauen und in dieser für viele deutsche Schriftsteller wahrhaft einweihenden Galerie das Gebiet der Malerei sich gleichsam neu zu erobern, als komme er aus einem öden Städtlein statt aus der Nachbarschaft des Belvedere. Dagegen verleugnet sich in Leipzig und Berlin der musikalische Wiener und der verwöhnte Kenner des Burgtheaters nicht, wenn er scharfe Urtheile über einzelne Bühnenkräfte zu Papier bringt. Wichtig scheint mir vor Allem der Abschnitt über Berlin und die Verdienste des Preußenthums. Schon neuerliche Mittheilungen über Grillparzers Verkehr mit Otto Prechtler ließen sein neidisches Verständniß für norddeutsche Zucht erkennen; hier liegt deutlich vor Augen, wie Grillparzer, der sein Oesterreich innig liebte und doch so unglücklich über dies geliebte Oesterreich war, mit bitter gemischten Gefühlen die guten und schlimmen Seiten des Berolinismus prüfte, immer vergleichend, immer abwägend, vielfach mit einem herben Gefühl der Entbehrung.

Leider versiegt unsere Quelle in Berlin.

* * *

„1826. Am 21. August Abends um ½10 Uhr von Wien abgereist. Mit traurigem Gemüth. Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit jenem, in dem ich Wien vor 7 Jahren zur Reise nach Italien verließ. Damals voll Hoffnung und Blüthe, im Uebermuth des Wagens und der That — jetzt beinah verwelkt und kleinlaut. Weiß Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich applicire sie mir wie eine Visikatur, als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.

Ich beginne diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorgefühle.

Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und 2 Juden. Höchst unangenehm.

Die Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von Znaim. Erinnerung an die fatalen Reisen, die ich auf derselben Straße mit dem nunmehr verstorbenen Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun der gegenwärtige Ausflug ist, so soll er doch, will ich hoffen, besser ausfallen, als jene Frohnfahrten.

Den Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten Nacht, zerschüttelt, von Hitze und dem ungeheuersten Staube gequält, vis-à-vis von 2 Juden zubringen kann. Gegen Abend glücklicher Weise vor Iglau die Achse gebrochen. Glücklicher Weise, da der Zufall uns Gelegenheit gab, ein wenig sich zu erholen.

Komisch war anzusehen, wie eine Station vor Iglau der Schmied des Ortes den Conducteur auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Der Mann hatte auf eine fast unbegreifliche Weise das am unteren Theile der Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen sogleich bemerkt. Kaum aber hatte er es ausgesprochen, als Alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten überhäufte, seine angebotenen Dienste zurückwies, und doch war die Achse wirklich gebrochen und wir waren ihm eher Dank schuldig. Ich erkundigte mich und erfuhr nun, daß der Mann, wie gesagt, Schmied des Ortes, und wohl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus mache, den ankommenden Wagen aufzulauern und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines Gebrechens an denselben zu verleiden; daher ist der Mann bekannt und verhaßt, Niemand läßt etwas bei ihm repariren, sondern man fährt aus Abgunst lieber mit Gefahr eine Station weiter: und doch setzt der Schmied sein odiöses Geschäft immer fort.

Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schmähungen nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu sagen. Er soutenirt wenigstens seinen Charakter.

In Iglau 2 Stunden, während der Wiederherstellung der Achse herumgeschlendert. Die Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Haus nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien bedeckt. Oben und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reihe den Einzug eines großen Herrn darstellend, Karl V., wie man mir sagte. Das Ganze recht gut gemalt; besonders scheinen in dem Festzuge die Gesichter all

dieser Ritter und Herren meist mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt zu haben, als von einer solchen Schilderei zu erwarten ist.

Bei einbrechender Dunkelheit abgereist, die Nacht durch gefahren. Gewitter und Regen. Sobald man die böhmische Grenze überschritten hat, fährt man schlechter, langsamer. — Tagesanbruch. Bilde ich's mir ein, oder ist die im Grunde nicht so üble Gegend wirklich — wie soll ich's nennen? — ernster, herber, rauher als in Oesterreich und Mähren, Straßenbettler häufiger und unverschämter. Einem meiner Reisegefährten fiel der Mantel vom Wagen; der Postillon stieg ab und holte ihn, der etwa 10 Schritte zurück lag.

Da wir in der Station angekommen waren, begehrte der Postillon ein eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.

Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umkreise seiner Berge.

23. Ich kam mit einer Art Vorurtheil gegen Prag hier an. Das wahrhaft läppische Mißverstehen meines Ottokar, die lächerliche Wuth, in welche der beschränkte Nationalsinn der hiesigen Einwohnerschaft über dieses unschuldig gemeinte Stück gerieth, hatte mich höchst ungünstig vorbereitet. Demungeachtet aber konnte ich mich des grandiosen Eindruckes nicht erwehren, den diese Stadt auf jeden Beschauenden machen muß. Die Lage im Kessel von schön bepflanzten Bergen, überall vortheilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häusergewühl durch sonderbare Thürme und hervorragende Gebäude aller Art wohlthuend unterbrochen und in Partien gesondert, der Hradschin das Ganze krönend — Alles trägt dazu bei, diese Stadt recht gemäldehaft zu einer der schönsten für den Beschauer zu machen. Es ist hier etwas, das an Venedig erinnert: das Fortlebende, nämlich das Alterthümliche zwischen und neben dem Neuen; Rathhaus und die Thürme an der Brücke rufen Florenz zurück, und im Ganzen machte mir Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt.

Der schönste Ueberblick ist vom sogenannten Lorenzberg. Ich war mit Pußwald gegen Abend in dem dort oben gelegenen Gasthause, die Hasenburg genannt, und ich muß gestehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als Prag von diesem Standpunkte. Die Bauwerke aus früherer Zeit haben hier durchaus etwas Phantastisches, das in einem sonderbaren Einklange mit dem Geiste der ältesten Geschichte Böhmens, der romanhaftesten, die ich kenne, steht.

Diese vielen Thürme mit vielfachen Spitzen, jede anders und nur in der Seltsamkeit übereinstimmend, diese Kirchen, kaum eine schön, aber alle auffallend, mitunter wunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und ihren Bogen, die nichts stützen, ein treffendes Bild der Willkürlichkeit, jedes Glied gleichsam ohne Zweck, wie nur um seiner selbst willen hingestellt und doch im Gesammteindruck so wunderbar. Kurz, diese Stadt trägt nicht das Gepräge des befriedigten Bedürfnisses, sondern der freien, schaffenden Geisteskraft, sie besteht nicht aus Wohnungen, sondern aus Gebäuden. Wenn dieses letztere freilich nur von den Ueberbleibseln der älteren Zeit gilt, so reihen sich die

neueren Häuser ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.

Die Brücke etwas derb, aber schön, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen, dieser ärmliche Fluß dehnt sich hier zum breiten Strome aus, freilich ebenso seicht, als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei!

24. Auf dem Hradschin gewesen. Das königliche Schloß sehr unter meiner Erwartung. Ich ziehe die Wiener Burg vor. Dort sieht man doch die Generationen, die dorten gebaut haben, und freut sich, daß so unumschränkte Herren sich behelfen und begnügen; hier sind Summen verschwendet, und doch nichts erreicht. Das Ganze weitläufig und doch nicht groß; kasernenartig, ohne architektonische Bedeutenheit. Ueberhaupt ist der Hradschin der Ort nicht, von dem aus sich Prag im Glanze zeigt, — der Ansicht vom Hradschin fehlt das Beste, der Hradschin selbst nämlich, der den Anblick von Prag erst zu dem macht, was es von jedem anderen Standpunkte aus ist. Von der Ferne stellt sich auch das Schloß herrlich dar, in der Nähe, wie gesagt, gefällt es mir nicht.

Die Domkirche besehen. So viel Merkwürdiges, daß man kaum weiß, wo man hinsehen soll. Ottokars Grabmal. Die Figur verstümmelt, die Nase fort, kaum eine Physiognomie erkennbar. Ich habe den Mann aufrichtig um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm irgend worin Unrecht gethan haben sollte. Uebrigens zeichnet sein Grab nichts aus und es liegt ununterschieden unter den Spitihniev und anderen Tröpfen, vor denen er oft ausgezeichnet war. Die Preußen haben einen Theil dieser Kirche zusammengeschossen, gegenwärtig nimmt sie sich von dieser Kehrseite und im Innern (als Ganzes) nicht zum Besten aus.

Diese Stadt bringt mir außer einem wirklich aufgeführten (Ottokar) auch noch zwei entworfene Trauerspiele in's Gedächtniß. Drahomira und Rudolf II. Von ersterer und besonders dem H. Wenzel ist namentlich diese Domkirche übervoll. Gemälde, seine Lebensgeschichte darstellend, sein Helm und Panzerhemde, der Ring, an den sich haltend er getödtet wurde (wenn man anders damals in Böhmen Messing schon kannte), alles erinnert an ihn und an seinen Bruder Boleslaw.

Hingegen kaum eine Spur von Rudolf II. zu finden, und doch muß er für Prag so viel gethan haben.

Das königliche Schloß trägt seines Bruders Matthias Namen an der Stirne. Hat es denn nicht schon Rudolf bewohnt? Der stille Kaiser Rudolf.

In der Judenstadt gewesen. Schmutz, Schmutz, Schmutz. Man begreift, warum dies Volk keine Schweine ißt.

Es wäre eine eigentliche Hyophagie (Anthropophagie). Und doch sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, in dieser Judenstadt und alle drei offenbar Jüdinnen. Die eine beinahe griechisch und ideal, die anderen menschlich, leiblich, fleischlich, was man will; aber äußerst hübsch.

Diese Stadt hat mich einigermaßen mit der böhmischen Nation ausgesöhnt, die ich nie habe leiden mögen. Eigentlich sollte man über kein Volk aburtheilen, bevor man es in seiner Heimat gesehen. Ist nicht der Italiener, daheim klug wie keiner, in der Fremde die eigentlichste Caricatur? Gewisse Eigenschaften bedürfen gewisser Unterlagen und Umgebungen, außer dem Zusammenhange wird das Consequenteste absurd.

25. Von Prag abgereist. Mit Lohnkutscher; ein alberner alter Mann mit seiner häßlichen, aber offenbar gutmüthigen Frau im Fond des Wagens; ich und ein Goldschmied, geborner Böhme, jetzt zu Berlin etablirt, auf dem Rücksitze; eine Art Student als blinder Passagier auf dem Kutschbocke. Staub und Hitze. Langweilige Reise. Die Landschaft unbedeutend, die Staffage (unsere Gesellschaft) ganz analog. Der alte Mann, der nach Töplitz zieht, um sich heilen zu lassen (erkennbar mit Rücksicht auf das punctum puncti wie abgebrochene Seufzer und Reden zu seiner Frau andeuten) ist von einem Leichtsinn, wie man ihn in diesen Jahren wohl selten findet, hierin nur mit dem alten F. vergleichbar.

Mittagbrot — *** das Essen schlecht, die Zeche verhältnißmäßig ungeheuer. Meine Gesellschaft erboste sich; mich amüsirte das Unverschämte der Forderung und das Benehmen der Kellnerin, eines hübschen und offenbar klugen und bestimmten Mädchens. Seitdem feindet mich der alte Pantalon an, und richtet seine Reden vorzugsweise im Wagen an den böhmischen Berliner. Der Mann ist offenbar Beamter, und rechnet sich doch wohl zu den Gebildeten: das hindert ihn aber nicht, Urinen statt Ruinen zu sagen und von einem Gemälde zu erzählen, das der berühmte Maler Raphael oder Gabriel gemalt habe.

Bei Tische die Bekanntschaft einer hübschen Sächsin gemacht, die mit ihrem Manne da war. Schöne blaue Augen, das übrige freilich weniger bedeutend.

Gegen Abend die schönen Grenzberge in's Auge bekommen. Das Herz ging mir auf bei dem Anblicke. Sie sind nicht sehr hoch, aber von den reizendsten Formen. Die Sonne im Sinken, einige Wölkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie sie eine Berglandschaft erfordert. Ich stieg aus und ging der wehenden Luft entgegen, die Körper gewinnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber keineswegs zu im Fortschreiten, wie man mir früher glauben gemacht, die ersten Massen mit ihrem herrlichen Abstich gegen das flache Land sind und bleiben die schönsten.

Die hübsche Sächsin in der Schänke wieder gesehen und gesprochen. Der Mann scheint eifersüchtig.

Die Dunkelheit nimmt zu, die Berge werden formlos, es ist Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Fenster von Töplitz.

26. Gut geschlafen. Früh Morgens fort. Hier wurde ich das erste Mal in meinem Leben verkauft und zwar für einen Thaler Courant. Der Fuhrmann aus Prag, ein Spitzbube, erklärte nämlich hier erst, daß er nicht bis Dresden fahren könne, statt seiner aber einen anderen stellen wolle. Er

brachte auch auf der Stelle einen Sachsen im blauen Fuhrmannshemde, der sich mit einigen Späßchen als „ein Franzose" ankündigte und den ich mir endlich gefallen ließ. Bei der Abreise zeigte sich aber erst, daß sein Wagen schon besetzt sei, und nun erhob er den Kutscherssitz zum Cabriolet für zwei Personen, indem er sich selbst auf einem schmalen Brettchen querüber hart an der Deichsel setzte. Der Kutscher widerte mir Anfangs mit seiner Gerklugheit, seiner Sprachseligkeit, in der Folge zeigte er sich aber doch als ein tüchtiger, zwar gabenliebender, aber nicht gerade habsüchtiger Mann. Belehrungen theilte er überall aus. Den Buben, die den Vorspann führten, predigte er gegen den Eigennutz. Hier habt ihr zwei Groschen mehr, rief er ihnen zu, aber verkauft nicht Leib und Seele für ein paar Dreier. Eure Herzen müßt ihr bilden. Ja, sagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf beschloß er seine Passagiers zu unterhalten, und hub ein Lied von einem braven Mann ganz gräßlich zu blöcken an. So ging's fort. Die Gegend nicht so schön, als ich sie mir aus Beschreibungen vorgestellt. Die Lage, die Aussicht nicht überraschend, wenn man in Salzburg gewesen ist.

Mittags in Gießhübel. Da hörte ich zuerst dieses Volk seine blöckende E-Sprache ausbreiten. Ein ältlicher Mann von Stande quäckte und näselte so, daß mir bald wirklich schlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und fort durch das schöne, ich möchte sagen gebildete Land. Der Abstich zwischen Böhmen und Sachsen ist wirklich ungeheuer.

Angehalten. In der Wirthsstube ein Mädchen, das mich durch die Unverschämtheit, mit der sie sich Alles bieten ließ, wirklich empörte und dazu die reine, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Eindruck.

27. Dräädsden. Gestern Abend hier angekommen, die Nacht hier geschlafen. Nichts kann dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, mit dem ich mich hier empfinde. Diese quäckenden Frösche, mit ihrer äußeren Höflichkeit und inneren Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatlosigkeit, ihrer schwächlichen Großthuerei, all das ekelt mich an. Wir mußten erst vor zwei Gasthöfen anfragen, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Versehen im Gasthause zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab gestern zweien von den Hausburschen den Auftrag, ihn zu holen; jeder von Beiden war so bereitwillig, daß ich fast fürchtete, die Leute könnten sich durch zu große Eile Schaden thun, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abend bei Tische waren mehrere junge Offiziere, die von nichts anderm sprachen, als wie viel Flaschen Champagner sie nun getrunken hätten, dabei sprachen sie einige: Gott verdamm' mich, und andere derlei Phrasen und am Ende hatten sie, zu Vieren, drei Flaschen getrunken.

Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oesterreicher kann mit seinem Jargon einem Fremden bäuerisch vorkommen, die Sprache dieser Leute aber ist unleidlich. Sie ist unmännlich, geckenhaft wie von und für Kopflose. Alle scharf denkenden und lebhaft fühlenden Nationen sprechen (nicht so wohl schnell, das thun die Sachsen im Uebermaß) als abbrevirt.

Sie ziehen zusammen, verschlucken einen Theil der Buchstaben, z. B. Franzosen, Engländer; aber die Leute dahier dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein Lieblings-E an, so daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.

Indem ich schreibe, werde ich ruhiger. Ich habe gestern Abend mich geärgert, die Nacht schlecht geschlafen und mich mit den unleidlichsten Gedanken im Bette herumgewälzt. Mir war als müsse ich auf der Stelle wieder umkehren und wieder nach Hause reisen. Was will ich denn eigentlich hier? Was will ich im übrigen Deutschland? — Mich zerstreuen? Ich bin zerstreut genug. Wissenschaftliche und Kunstanstalten kennen lernen? — Dazu wird mein Aufenthalt in jedem Orte zu kurz sein. Die Gelehrten, die Künstler kennen lernen? — Gehöre ich denn noch unter sie? Hier ist die Quelle meiner Marter, der Mittelpunkt meines Lebensüberdrusses. Daß ich nicht fähig bin zu schaffen, und ein dunkles Gefühl mir die Fratze vorhält, ich werde es nie mehr werden, das jagt mich wie ein gehetztes Wild. Mit welcher Empfindung werde ich den hiesigen Literatoren entgegen treten? Nicht als ob ich sie scheute, dazu achte ich sie zu wenig und erst bei Goethe wird mir Bangigkeit ankommen, aber am Ende sind sie doch thätig, sind doch, was sie sein können, was sie immer waren; und wenn ich mich trotz Allem für besser halte als sie sind, was nützt mir das? Selbstschätzung war mir immer fremd und ich kann nicht begreifen, wie Einer darauf besser sein kann, weil ein Anderer schlechter ist. Aut Caesar aut nihil. Deutschland ist von meiner Seite sicher, vor den welken Früchten eines erkaltenden Talents.

Tieck besucht. Voll Geist ist der Mann und gut spricht er, aber es giebt einen δίκαιος und eine ἄδικος λόγος. Bald unterbrach uns der Buchhändler Schlesinger aus Berlin und schmusete bis ich fortging. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, daß sie ennuyiren könnten. Als an einem Sonntage die katholische Kirche besucht. Instrumentalmusik und Chöre sehr gut, erstere jedoch einigemale gefehlt, Flöten verstimmt. Ein trefflicher Bassist, zwei Kastraten. Der Altsänger sehr gut, der Sopran schneidend und in der Höhe falsch ohne Verbindung der Fistel- und Mitteltöne, wenige Gesangbildung. Der König und das ganze königliche Haus in großer Andacht zugegen. In den Gängen der Kirche zwei gallonirte Thürsteher des Königs, die, indem sie jede Störung hindern wollten, selbst die größte Störung verursachten. Nachmittags im Linke'schen Bade. Hübscher Ort. Großes Concert gegen 1 Groschen Einlage. Uebrigens weniger schlecht, als der Preis vermuthen ließ. Die Weiber alle mit der Strickerei in der Hand. Diese Leute sehen sehr gutmüthig aber langweilig aus. Noch kein schönes, kaum ein paar hübsche Mädchen gesehen. Ich glaube die Dresdenerinnen kommen mit dreißig Jahren zur Welt, bis jetzt sah ich beinahe keine junge. Verhältnißmäßig viel Mißgestaltete und Zwerge.

Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Venedig vortrefflich. Sein Vorlesen bringt die Wirkung der besten Darstellung auf der Bühne

hervor. Da er aber während der Acte nicht absetzte, und die Aufmerksamkeit immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in hohem Grade ermüdend und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten.

28. Konnte Nachts nicht schlafen. Der kleine Kerl mit seiner Vorlesung hatte mich ganz wirblich gemacht. (Es regnet.)

Die Galerie besehen. Himmel, welcher Reichthum! Ich dachte immer, die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in 4 Stunden 413 Nummern besehen und mich absichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obschon es mich drängte, einen Blick auf den Raphael zu anticipiren. In die äußere Gallerie sind die Holländer, Deutschen und Franzosen verwiesen, das innere Heiligthum haben die Italiener. Mit Recht, däucht mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.

An Niederländern nun hat diese Galerie den unglaublichsten Reichthum, Historien und Stillleben, Schlacht-, Blumen- und Fruchtstücke, Landschaften in höchster Vollendung; alles ist da aufgehäuft, obwohl meistens mehr dem Bezeichnenden huldigend, als dem Schönen.

Alles überragend, was ich heute gesehen, steht die „Verstoßung der Hagar" von Adrian van der Werff, ein Bild, daß nach meinem Gefühle dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht.

29. Ich wollte über diese Hagar noch größere Lobeserhebungen niederschreiben, nun trifft sich's aber, daß von Allen, mit denen ich über dies Bild gesprochen, Niemand in meine Meinung einstimmen will. Das ist schlimm, bei mir wenigstens immer von großem Gewicht, vornehmlich in Dingen, von denen ich mir keine vollständige Kenntniß zuschreiben kann. Nun denn also, das Fleisch dieser Hagar mag elfenbeinern sein, die Formen sind aber demungeachtet vortrefflich; dieser Nacken, dieser Rücken, diese Arme überbieten sich an Schönheit. Der Faltenwurf ist kleinlich? Warum sollte er hier grandios sein? Daß der kleine Ismael garstig ist, sah ich wohl auf den ersten Blick selbst. Aber nun, welche Wahrheit in der Composition! Das Gesicht Hagars ist abgewendet und doch liest man den ganzen Gehalt des Augenblickes in jeder der reizenden Wendungen des Halses, des Kopfes, wie sie sich nach Abraham hinkehrt, klagend, vorwerfend, und offenbar zugleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er nur gezwungen handle, daß sein Herz nicht sei bei seinem grausamen Ausspruch. Und Abraham hat wirklich so viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden Hände hat so viel Entschuldigendes, daß ohne die lauernde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.

30. 31. Wie leicht vorauszusetzen war, die Lust zu diesen Kritzeleien verloren. Vor- und Nachmittag in der Galerie. Den Enthusiasmus für meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der Italienischen Schule gesehen. Correggio die Nacht wurde eben copirt und

war daher nur Theil für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat (vielleicht nur wegen dieses Umstandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht, die ich erwartete. Das Licht, das vom Kinde ausgeht, giebt in seiner, nicht von der Natur hergenommenen Weise dem Ganzen etwas Sonderbares, besonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entstellt. Die Hirten, in der Entfernung viel greller bestrahlt, machen sich lebhafter. Der heilige Joseph vortrefflich. Wie gesagt, wäre es möglich gewesen das Bild in gehörigem Abstande und als Ganzes zu betrachten, so würde das Urtheil vielleicht anders ausgefallen sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde fand ich besonders den heiligen Rochus mit seinem Helldunkel außerordentlich. Zum h. Georg. Dieser Heilige so schön man sich nur denken kann, dagegen der h. Johannes viel zu häßlich, die Engel kolossal, die Madonna unangenehm hingekauert und wohl gar zu irdisch, das Ganze nach meinem Gefühle zu bunt.

Durch besondere Güte Rafaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben unter den Händen des Restaurateurs sich befindet.

Was ist da viel zu sagen? Die übrigen Bilder und Maler sind unter sich der Stufe nach verschieden, Rafael der Gattung nach. Dieser Bube, mehr ein Erschaffer, als Erlöser, die Augen brennen ihm im Kopfe. Dagegen die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen Kupferstichen und Copien hat die heil. Katharina etwas widerlich kokettes, auf dem Bilde selbst nun so anders, wie verschämt zierlich. Der heil. Papst zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus, das Kind schaut bestimmt, die Mutter etwas obenhin, in der Richtung des zeigenden Fingers. Katharinas gesenkte Augen blicken beinahe verstohlen nach derselben Gegend. Zeigt nicht der Papst den beiden Himmlischen die Kirche, die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar darin, der heil. Katharina gewidmet, die beschämt und still erfreut über so viel Ehre verstohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche der Sache zu wissen.

Die Antiken besehen, mit schmerzlicher Empfindung. Es brachte mir die Tage in Rom in's Gedächtniß, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe. Was stand Alles zu hoffen, wie wenig hat sich erfüllt. Der Welt ward ein Dichter geboren und die Prosa hat ihn getödtet. Ich glaube bald, diese Begeisterung war blos physisch, und hat sich mit den physischen Ursachen zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren, bis an's Ende.

Wenn ein eigentlicher Dichter durch nähere Bekanntschaft leicht verliert, so kann dagegen ein schlechter nur dadurch gewinnen. Theodor Hell (Winkler) scheint ein gutmüthiger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich und ich habe die Fähigkeit, glücklich zu sein, immer unter die Tugenden gezählt. Kleinlich sind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich

mußte lachen, wie die Tochter des Hofrath Böttiger ihrem Vater etwas zu melden kam und, während sie sprach, ihren Augen gegenüber ein Stellbrett voll Phallen und egyptischen Götterscheusalen hatte . . .

Ich bin krank. Das Herumjagen in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advocat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.

2. September. Mißmuthig beschloß ich um 11 Uhr, nach Tharandt zu fahren, um doch etwas von der gerühmten schönen Natur um Dresden zu genießen. Einige Götterstunden verlebt! Die Gegend ist paradiesisch, die Aussicht von den Ruinen über allen Begriff. Ich weiß nicht, war es die Gewohnheit der letzten Tage, in Galerien heimisch zu sein, oder liegt es im Eigenthümlichen der hiesigen Natur, daß jede einzelne Aussicht sich mir so sehr als ein Gemälde darstellte. Ich habe das noch nie in so hohem Grade erfahren.

Am 3. September nach Leipzig abgegangen. Abends um 5 Uhr angekommen. Im Theater „Die Italiener in Algier". Guter Tenor Vetter, die Anderen schlecht. Taddeo, ein sächsischer Spaßmacher. Die Leipziger lachten zum Ausschütten, mir aber war der Patron so abgeschmackt, daß ich ihm hätte Nasenstüber geben können. Herr Genast hieß er, denk' ich. Das Innere des Theaters bis auf einen gewissen Grad imposant, mit vor- und übereinander gebauten Galerien in einem seltsamen Geschmacke, fast an eine türkische Moschee erinnernd, mit dünnen goldenen Säulchen und hellen bunten Farben. Die Studenten etwas abgeschmackt herausgestutzt, sonst aber ziemlich gesittet. Zwei von ihnen, nicht jung mehr, mit aufgedunsenen leeren Gesichtern, hatten sich auf's Malerischste in schwarze Anzüge gekleidet, auf dem Kopfe oben trugen sie weiß und blaue kleine Käppchen, auf die Art, wie ehemals die Kurfürsten sie trugen. Hier fängt wohl das Land des Scheines an, obwohl nicht zu leugnen ist, daß sie auch in manchem Wesentlichen uns arme Oesterreicher weit zurücklassen.

4. Aus langer Weile Hofrath Wendt besucht. Das ist nun so ein Schein-Mensch, ein aufgedunsenes Nichts. In Oesterreich hielte der Mann sein Maul und verlöre sich unter der Menge, hier schwatzt er und schreibt und gilt.

Abends mit Wendt, Justizrath Blümner und Graf Hohenthal im Rosenthale. Blümner, ein offener, sehr gescheuter Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, denn er wurde zusehends kälter, als ich über einige Dinge mein Urtheil gesagt, das offenbar nicht das seinige war.

Mein Uebel verschlimmert sich; die vergangene Nacht nicht geschlafen, mich verkühlt, weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh schlief . . .

Hofrath Küstner wiegt wohl nicht schwer. Ein literarischer petit-maître.

Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen, indeß

das weibliche Geschlecht in Dresden zu den unbegabtesten gehört, die mir noch vorgekommen.

5. Ueble Nacht, kaum eine Stunde geschlafen. Starker Schweiß . . . Ich will demungeachtet noch heute fort nach Berlin, dort kann ich länger bleiben, dort will ich mich pflegen.

Wenn ich meiner innersten Neigung folgte, so würde ich auf der Stelle umkehren und wieder nach Hause reisen. Die Natur in diesen Gegenden ist nicht anziehend genug und die Leute beengen mich. Es war ein Theil des Zweckes meiner Reise, die namhafteren Männer kennen zu lernen, und ich besuche sie mit einer Art Pflichtgefühl, aber nur, damit ich dort war, nicht als ob es mir Vergnügen machte, hinzugehen. Die Leute haben eine Art Rührigkeit des Geistes, die meine wienerische Trägheit zu Schanden macht und einschüchtert. Ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe, und schweige still, wenn ich nichts weiß. Diese Leute aber wissen immer etwas. Die meisten Gespräche machen mir lange Weile.

Es ist 4 Uhr; um 7 Uhr geht's nach Berlin. Weiß Gott, ich möchte lieber umkehren!

Wir fuhren die ganze Nacht. Nachdem ich 3 Nächte schlaflos gewesen, schlummerte ich nun aus äußerster Ermattung fast die ganze Nacht hindurch im Wagen. Ich befinde mich äußerst unwohl und unter diesen Umständen, mit einer starken Diarrhöe behaftet, eine Reise von 23 Meilen im Eilwagen zu machen, der nirgends anhält, ist wohl ein wenig gewagt. Aber mich drängt es weiter. In Berlin kann ich ausruhen. Mein Uebel wird während der Reise vor der Unmöglichkeit Respect haben.

Preußische Grenze. Visitirt. Anständig behandelt.

Bei grauendem Morgen Wittenberg. Die alte Stadtkirche trat neblig hervor. Luthers Denkmal leider wegen des Dunkels nicht sehen können. Abgeschmackte Gegend, Haide, Haide. So schlimm, so sandig als man mir es beschrieben hatte, finde ich es denn doch nicht. Treuenbrietzen, Potsdam. In letzterem beim Eintritt Strohdächer, baufällig. Hütten, in der Nähe des Schlosses Prachtgebäude und breite Straßen. Es regnete heftig, wir konnten wenig sehen. Die Gegend um Potsdam schöner als seit Leipzig, aber doch auch nicht allzuviel. Sanssouci will ich mir in der Folge einmal besehen. Erst ein paar tausend Schritte vor Berlin merkt man die Nähe einer so großen Stadt. Die Landhäuser von hier an aber wirklich sehr niedlich, besonders mit hübschen Eisengittern eingefaßt. Endlich die Thürme von Berlin. Der erste Anblick imponirt kaum mehr als der von Dresden. Durch's Thor eingefahren. Schön. Die Gebäude schöner, als ich sie in solcher Menge beisammen je gesehen. Die Straßen breit. Königlich. Das Schloß. Ohne ein eigentliches Bauwerk zu sein schön. Im Gasthause zum Könige von Portugal abgestiegen. Alles besetzt, schlechte Stube. Da es regnete und ich zu faul war weiter zu suchen, blieb ich gegen das Versprechen einer besseren Wohnung für morgen. Man spielte in drei Theatern; da ich weder Käthchen von Heil-

bronn mit einer solch obscuren Besetzung sehen wollte, noch der französischen Komödie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien entsprang, so beschloß ich nach der Königsstadt zu gehen; zu fahren vielmehr, denn ich miethete eine Droschke, deren Führer auf eine mich anekelnde Weise auf russisch vermummt war. Gewöhnt ihr euch schon in Voraus auf die Livree eurer zukünftigen Herrn? Das Königsstädter Theater von Außen recht hübsch; weite Vorhallen, breite Gänge. Das Innere nicht minder gut. Drei Reihen Galerien übereinander. Die Vertäfelung des Prosceniums unschicklicher Weise von der Bühne heraus gegen Parterre und Orchester gerückt. Muß das nicht der Wirkung der Stimme Schaden thun? Die übrige Einrichtung vom Leipziger Theater erborgt oder umgekehrt. Man gab ein elendes Lustspiel von Clauren: Das Doppelduell. Die Gesellschaft ungefähr so schlecht als das Personal unserer Josephstädter Bühne. Eine Mamsell Holzbecher wenigstens als Frauenzimmer hübsch. Ueber Spitzeder erschrak ich. So ohne alle Komik, so stümperhaft, hatte ich ihn mir nicht vorgestellt. Der andere Komiker Angely langweilig bis zum Sterben. Das Publikum lachte sehr über Beide. Hierauf folgte: Zum goldenen Löwen. Hier war Spitzeder besser. Uebrigens beruht sein Spiel (wie schon in Wien) mehr auf einer Anhäufung äußerer Possen, als auf wirklich innerer komischer Kraft. Für letztere scheint man im nördlichen (protestantischen?) Deutschland überhaupt wenig Sinn zu haben. Angely in diesem Stücke so schlecht als im vorhergehenden. Ich war müde und ging vor dem Ende. Im „König von Portugal" zu Nacht gegessen, wo die Speisekarte aus zwei warmen und drei kalten Gerichten bestand. In Wien ist man mit 20 Nummern kaum zufrieden. Ländlich, sittlich. Zu jeder warmen Speise erhält man unaufgefordert gesottene Kartoffeln.

6. September. Diese Nacht besser geschlafen. Gegen Morgen träumte ich von *** mit eigentlichem Verlangen. Mein Uebelbefinden hält an. Diese Art zu reisen taugt für mich nicht. Ich bin an viele Bequemlichkeiten gewöhnt, die mir hier fehlen. Die Fahrt auf der Eilpost Tag und Nacht ist beschwerlich und die immer neuen Gegenstände lassen meinen Geist nicht zur Ruhe kommen, ohne ihn durch ein besonderes Interesse zu begeistern; das ermüdet mich, greift mich an und macht mich krank. Ich hatte gehofft, auf dieser Reise mich durch die Nothwendigkeit, mich um Alles selbst zu kümmern, aus meiner Indolenz herauszureißen, aber nichts weniger als dies. Diese Bemühungen um Kleinigkeiten ennuyiren mich, ich verrichte sie mit Widerwillen und sinke dann in meine alte Unthätigkeit zurück.

Ich will wieder nach Hause; acht Tage in Berlin.

Wie bald diese Preußen ihre Constitutionslust verloren haben! Sie vergöttern ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 1806 wäre und als ob sie Alles erhalten, was sie im Jahre 1816 so heiß zu wünschen schienen; aber am Ende ist er ihr König und sie wollen nicht haben, daß etwas an dem ihrigen mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß

die hiesige Regierung, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts ausgeben will, sich in Bezug auf das Zufällige musterhaft benimmt, und Oesterreich könnte und sollte sich davon ein Beispiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeivorkehrungen stören nirgends, Kunst und Wissenschaften sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich in den gezogenen Schranken irgend verletzend stoßen sollte.

Daher haben die Preußen ihre politischen Anforderungen auch so bald vergessen. Der Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlossene kaum mehr vermißt. In Oesterreich zieht man aber die Grenzen immer enger und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es muß einen Satz wagen, wie der eingehegte Hirsch — und im Springen kommt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren Oesterreichs auch von Seite des Interesses der Regierung betrachtet als völlig unzweckmäßig.

Die hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblicke etwas höchst imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber theils durch eine gewisse Ueberladung an Verzierungen, die häufig an die Haarbeutelmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säulen angebracht sind, die alle ohne stark vortretende Substruction vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was auf mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, auf dem Boden ruhen soll. In ihrer häufigen Anwendung erscheint sie mehr als ein müßiges Beiwerk.

Einer Generalprobe der Oper Nurmahal von Spontini unter persönlicher Leitung des Componisten beigewohnt. Merkwürdig, daß er den kleinsten Verstoß gegen den Rhythmus und die äußerste Delicatesse der Instrumentisten, so alles Ungehörige der äußeren Anordnung auf's Strengste rügte, falsche Intonationen der Sänger gar nicht zu merken schien.

Da mein Finger sich immer verschlimmerte und der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, so will ich jetzt versuchen, abgerissen aus dem Gedächtnisse*) nachzutragen, so viel ich vermag."

* * *

*) Ist leider nicht geschehen (vgl. Selbstbiographie, Sämmtl. Werke 2. Ausgabe, 10, 175). Nach einer Reihe von leeren Blättern folgen rasche Aufzeichnungen aus der Schleißheimer Galerie, die Grillparzer von München aus besuchte: „Schleißheim zu ebener Erde I. 2 Paul Veronese. Ehebrecherin. 1 Copie nach Rafael, St. Michael. II. Paul Veronese, Hauptmann von Kapernaum. Titian. Dominichino, Kreuzauflegung. Tintoretto Portrait. C. Poussin, Landschaft. Sarrazenw, 4 Heilige, sonderbar verzückter Franziskus. III. Ein weinendes Mädchen, eins das ihr lächelnd zusieht, Rotari (äußerst lieblich). Wagner, homerische Helden, grandios, ohne Farbe." Weiter hinten stehen die fünf ersten Zeilen der „Jugenderinnerungen im Grünen", jenes Gedichts, das den Schlüssel zu Grillparzers so einzig seltsamem Liebesverhältniß mit Katty Fröhlich bietet: sie glühten, doch sie schmolzen nicht. Vgl. Rizy „Wiener Grillparzer-Album" 1877, S. 109 ff. und die Anmerkungen S. 476 ff. Zwei weitere Blätter sind herausgeschnitten. Auf

Schmerzlich entbehren wir einen unter dem frischen Eindruck der Gegenwart niedergeschriebenen Bericht über Weimar. Die durch manche Notiz zu vermehrende Selbstbiographie sagt uns, wie unverlierbar diese großen Tage in Grillparzers Seele fortlebten. Unverlierbar, aber nicht ungetrübt. Die Mischung von dankbarer Hingebung und selbstquälerischem Unmuth, die auch in Weimar den leidenden Dichter ergriff, malt sich in folgenden Geständnissen.

Aus Coburg schreibt er am 5. October 1826 an Katharina Fröhlich: „Die Hauptursache meiner verspäteten Zurückkunft ist eigentlich so übel nicht. Ich habe nämlich auf meiner ganzen Reise so unendlich viel Liebe und Freundschaft gefunden, daß ich mich überall länger aufhalten mußte als ich es wollte, und überhaupt die angenehmste Erinnerung mit zurücknehme. Vor Allem war dies der Fall in Weimar. Der alte Goethe war von einer Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebung seit Jahren sich nicht erinnert ihn gesehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider darum ablehnen, weil ich bereits versagt war. Er hat einen Maler bei sich, der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich interessiren, zeichnen muß. Mir widerfuhr eine gleiche Ehre. Leider habe ich ihn zum Danke für all die Güte tüchtig ennuyirt, denn mich befiel jedes Mal eine solche Rührung, wenn ich ihn sah, daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles Widerstrebens, als mich der alte Mann an der Hand faßte, in's Eßzimmer führte und mit einem herzlichen Drucke an seiner Seite hinsetzte. Die Wirkung, die er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Vater und halb wie ein König*). Auch sonst war man in Weimar wie toll mit mir. Keinen Augenblick allein, immer von den Namhaftesten der Stadt umgeben. Der Großherzog ließ mich rufen, ich war anderthalb Stunden bei ihm. Am Tage meiner Abreise gaben sie mir noch einen Abschiedsschmaus im Schießhause,

---

dem nächsten oben mit Tinte: „Falscher Enthusiasmus anbequemt aus Kälte", dann, kaum noch zu entziffern, in kritzligen Bleistiftzügen:

Leb wohl, o Weimar, gutes Land,
Die Pferde sind ja frisch gespannt,
Fort muß ich, heimatwärts.
Noch einmal eh es ganz entschwand,
Begrüßt dich winkend diese Hand
Und klopfend dieses Herz.

Das letzte Blatt enthält die Notiz: „28. Abreise von Leipzig, 29. September Ankunft in Weimar, 3. October Abreise von Weimar."

*) In der Selbstbiographie heißt es: „Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in's Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus .... Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater."

wo Goethes Sohn, unser Hummel, kurz die halbe Stadt zugegen war. Nach Tische begleiteten sie mich mit Musik und Lebewohlrufen bis zum Wagen."

Aber im Tagebuch, 26. Februar 1829, lesen wir: „Nachmittags der Theaterdirector Schmidt, der aus Weimar kommt. Traurige Erinnerungen. So muß einem Verurtheilten zu Muthe sein, der zum Richtplatz geführt wird, wie mir war, als ich vor zwei Jahren Weimar betrat. Es kam mir vor, als ob die Geister aller dort Verstorbenen und noch Lebenden sich dagegen auflehnten, daß ich mich unter sie stellen wolle. Ein solches Gefühl der Insufficienz war mir noch nirgends gekommen. Die Auszeichnung war mir beinahe fürchterlich. Ich habe überhaupt nie, als höchstens in einzelnen Augenblicken, eine hohe Meinung von mir selbst gehabt. Immer schien es mir und scheint es noch, ein bedeutender Mensch müsse anders im Innern beschäftigt sein als mein eigenes Bewußtsein aussagte, vollends jetzt."

Grillparzer, der ausgezogen war um Goethe zu sehen und um zu prüfen, ob in Mittel- und Norddeutschland der Schriftsteller freier athme, scheint keinerlei äußere Verbindung mit Weimar unterhalten zu haben; doch im Herbst 1844, als die liebliche Alma von Goethe in Wien so früh dahinstarb, begann er seine Nänie mit eigensten Erinnerungen:

Das hast Du nicht gedacht, Gewalt'ger Du,
Als Du noch weiltest in der Menschheit Schlacken,
Daß einst Dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh
Sollt' finden in dem „Lande der Phaiaken";

Und daß der Mann, der schüchtern vor Dir stand,
Den Blick gesenkt vorm hehren Strahl des Deinen,
Am fabelhaften fernen Iserstrand
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.



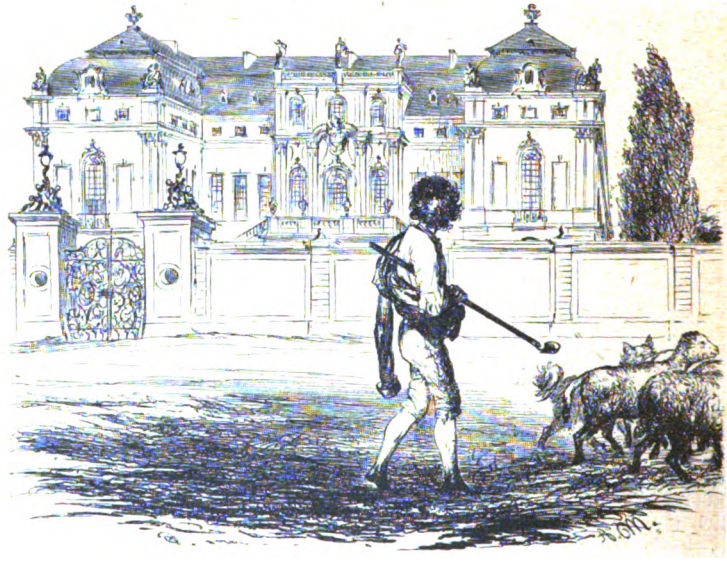
Illustrirte Bibliographie.

Adolf Menzel, Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, in Holz geschnitten von O. Vogel, A. Vogel, Fr. Unzelmann und H. Müller. 200 Blätter auf Tondruck. Text von L. Pietsch. Zwei Bände. Berlin, R. Wagner, Kunst- und Verlagshandlung.

Das laufende Jahr wird eine ganze Reihe literarischer Erscheinungen zu verzeichnen haben, die den Geist unseres volksthümlichen Heldenkönigs, des großen Friedrich, wieder heraufbeschwören; unter ihnen werden neben kostbaren Juwelen auch unscheinbare Halbedelsteine sein, die ihre Daseinsberechtigung allein dem pietätvollen Bemühen ihrer Bearbeiter verdanken. Hell und leuchtend wird das fridericianische Zeitalter wieder vor dem geistigen Auge der Mitwelt erstehen, und das ernste große Auge, das uns aus dem Antlitze des Begründers und Vertheidigers des preußischen Staates entgegenblickt, muß unwillkürlich den Ausdruck der Zufriedenheit annehmen, wenn es wahrnimmt, wie die Enkel und Urenkel neben dem gleichartigen Streben nach hohen Zielen sich das Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung früherer Verdienste bewahrt haben. Friedrichs Bildniß! Woher kennen wir es eigentlich? Sicherlich nicht aus den Schriften der Meister unserer Geschichtswissenschaft, Droysens und Rankes, auch nicht etwa aus Friedrichs eigenen Briefen oder gar aus seiner „histoire de mon temps“; diese Quellen sind dem weitaus größten Theile unseres Volkes verschlossen. Wenn gleichwohl die gesammte Nation die Züge des geliebten „alten Fritz“ sich vorzustellen weiß, so verdankt sie dies neben der still und leise in den Herzen der Unterthanen fortlebenden Ueberlieferung allein der Kunst. „Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht,“ sagt Schiller einmal, er hat recht; das Bild des Menschen, den die Geschichte Friedrich II. König von Preußen nennt, ist unleugbar durch die Kunst entstanden, und diese gipfelt hier in dem Namen Adolf Menzel. Als schönste Erinnerungsgabe an jenen 17. August 1786, an dem das Auge des greisen Königs für immer erlosch, begrüßen wir daher diese Jubiläumsausgabe der Menzel'schen Zeichnungen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci.

Die beiden stattlichen Quartbände, welche die 200 Bildchen enthalten, haben ihre Geschichte, deren auch von uns schon wiederholt gedacht worden ist (vgl. Bd. XXI, Seite 421 und XXII, Seite 140 [1882]). Als der große Künstler, der heute fast auf demselben Höhepunkte des Lebens angekommen ist, den zu erreichen seinem Helden be-

schieden war, in der Zeit vom Sommer 1843 bis Weihnachten 1849 seine Zeichnungen schuf, da durfte er an eine größere Verbreitung derselben kaum zu denken wagen. Ueberhaupt fehlte seinen Arbeiten manches, was dasselbe anregen und begeistern konnte, wenn man von dem idealen Zuge, der in der Aufgabe, in dem gegebenen Stoffe selbst lag, absieht oder wenn man die hohe Ehre, die Menzel durch den Auftrag des königlichen Kunstfreundes Friedrich Wilhelms IV. zu Theil wurde, nicht in Anrechnung bringt. Zu den 30 Folianten der Prachtausgabe von Friedrichs des Großen Werken bildeten die Zeichnungen, Vignetten und Schlußstücke der einzelnen Schriften und Abschnitte ein Beiwerk, das im engsten Rahmen gar nicht bestimmt war hervorzutreten und doch die höchste Bewunderung Aller erregte, die Sinn für künstlerische Befähigung haben. Den lebhaft und wiederholt ausgesprochenen Wunsch, diese Zeichnungen bequemer in fortlaufender Reihe genießen zu können, hat die Regierung unseres erlauchten Kaisers schon vor nunmehr vier Jahren erfüllt, indem sie den Bitten des überaus thätigen Verlegers Gehör schenkte und die Herstellung einer sogenannten Liebhaberausgabe in vier Bänden nach den im Königl. Kupferstichcabinet zu Berlin bewahrten Originalstöcken gestattete. Diese Ausgabe ist das denkbar Vollendetste, was äußere Ausstattung und scharfe Wiedergabe der Zeichnung anbelangt. Um so mehr bedauerten wir es selbst



damals, daß auch dieses Kunstwerk auf einen verhältnißmäßig engen Kreis beschränkt blieb, denn Leute, die sich ein Buch für 300 Mark schenken können, sind in Deutschland nicht allzu zahlreich; man hatte auch nur auf 300 gerechnet, um nicht durch eine zu große Auflage die Stöcke selbst zu sehr anzugreifen. Unablässig ist aber der Verleger mit dem Gedanken an eine weitere Verbreitung beschäftigt gewesen, und so verdanken wir ihm endlich die vorliegende Jubiläumsausgabe, die wohl allen Wünschen gerecht werden wird. Wenn auch jede auf rein mechanischem Wege hergestellte Wiedergabe eines Holzschnitts nicht so vollkommen ist wie dieser selbst — die nothwendige stärkere Farbenauftragung in den dunklen Partieen zerstört die feine Strichmanier leicht —, so thut doch dieser Mangel den Illustrationen in den Augen des Publicums kaum einen Eintrag; denn was geleistet werden konnte, ist wirklich geleistet: Auf schweres Kupferdruckpapier ist zuerst ein leichter gelber Ton aufgesetzt, welcher dem darüber gedruckten Bilde eine vorzügliche Umrahmung giebt. Der Text, welcher in der Liebhaberausgabe sich unmittelbar dem einzelnen Bilde anschloß, geht dieses Mal jedem Bande voran. Ludwig Pietsch hat ihn auf das Sorgfältigste abgefaßt und wieder verbessert, obgleich dieses nur äußerst selten nothwendig war.

Um unsern Lesern wenigstens einen Begriff von dem Gebotenen geben zu können, fügen wir unserer Anzeige einige Illustrationen bei, die Menzels Eigenart in hellstem Lichte zeigen. Der derb realistische Zug des Künstlers, die liebevolle Versenkung in den Geist der fridericianischen Zeit, die tiefe Symbolik, welche er einem an sich äußerst prosaischen Satze unterzulegen weiß, die innige Verbindung, in die er mit dem zu illustrirenden Texte getreten ist und die ihn stets den geeigneten Anknüpfungspunkt finden ließ, werden jedem Betrachter einleuchten, wenn er die Erklärung des Bildes zu Hilfe nimmt; die Bewunderung der schönen Einzelheit, die Freude an der gelungenen Wiedergabe eines hübschen, häuslichen, genreartigen, komischen, ergreifenden Zuges bedarf derselben gar nicht.

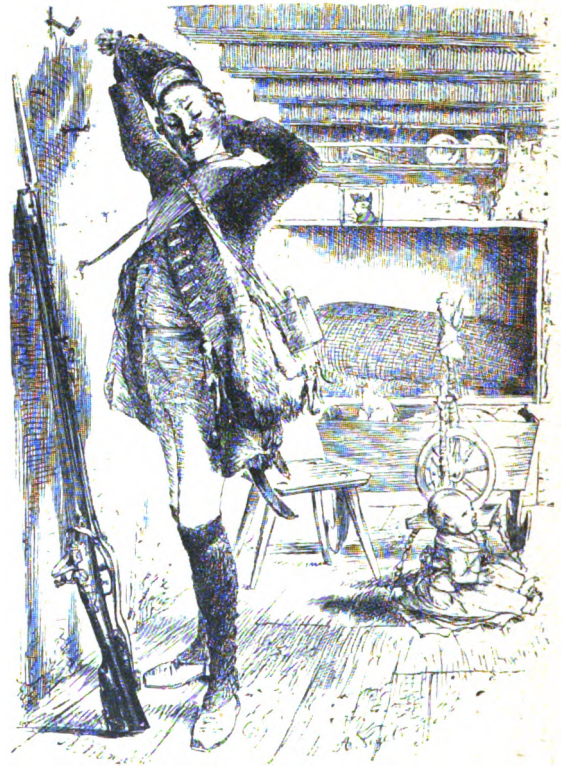
Menzel war nichts zu schwer zu illustriren, der Wortlaut eines politischen Documents ebenso wenig wie eine literarische Plauderei oder ein vertraulicher Brief über häusliche Angelegenheiten: überall ist er zum richtigen Verständniß und zur anschaulichen Wiedergabe gekommen. — Der zornige Adler, welcher an der Spitze dieser Zeilen, über einem rings von Klauen gefaßten Reichsapfel, schwebt, ist der beste Beleg für diese Behauptung: es ist der preußische Aar, welcher ergrimmt über den vater-



landsfeindlichen „Alliance-Tractat, geschlossen zu Versailles am 3. December 1758 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Frankreich." Unzelmanns meisterhafter Schnitt hat die feingestrichelten sich sträubenden Schwungfedern getreulich wiedergegeben. (Bild Nr. 34 des Werks.)

Kann es einen abstracteren Gegenstand geben, als eine „Epistel über den Ruhm und das Interesse", die Friedrich im Jahre 1740 schrieb? Und doch versteht Menzel den letzteren Begriff so äußerst anmuthig darzustellen, wie das Bild auf Seite 128 zeigt. Der junge Schäfer, der an dem stolzen Rococoschlosse seine Heerde vorbeitreibt, dem Beschauer den Rücken zuwendend, zeigt in seiner ganzen Haltung alle Verschiedenheiten des Interesses, vom oberflächlichen Hinblicken auf die Herrlichkeit bis zur begehrlichen Sehnsucht. Wir sehen sein Antlitz nicht, und doch glauben wir, es uns deutlich vorstellen zu können. Der Gegensatz zwischen der rauhen Wirklichkeit gegenüber dem hohen Flug in's Reich der Ideale ist vertreten durch die Zeichnung auf Seite 129, die auf den ersten Blick schwer verständlich erscheint. Unten am Boden liegen zwei schwere grobe Reiterstiefeln, über welche ein maskirtes Paar, ein Herr und eine Dame, beide in Dominos, die Dame mit Schmetterlingsflügeln an den Schultern, dahinschwebt. Es ist die symbolische Dar-

ſtellung eines Gedankens Friedrichs, den er in einem franzöſiſchen Gedicht ausſpricht, das mitten im ſchleſiſchen Kriegslager abgefaßt iſt, des Gedankens der Sehnſucht nach dem „Tempel Apollos und der Muſen“, welchem der hohe Dichter ſo lange fern bleiben mußte. — Erſcheint auf dieſer Zeichnung Alles ſymboliſch, abſtract (trotz der Reiterſtiefel!) ſo iſt das Letzte, deſſen hier gedacht ſein mag, ein reizendes ganz aus dem Leben der Zeit entnommenes Genreſtück (Seite 130): Ein preußiſcher Krieger, der es ſich im Bürgerquartier bequem macht, ohne die Inſaſſen daraus gewaltſam zu vertreiben. Das kleine Kind, welches neben dem Spinnrad am Boden ſitzt, ſchreit zwar augenblicklich, wohl aus Schreck über die martialiſche Geſtalt des Soldaten, der es gar nicht beachtet; der Beſchauer ahnt aber ſicher, daß ihm kein Leid von dieſem geſchieht.



Wir müſſen es uns leider verſagen, hier noch mehr anzuführen, die Auswahl dürfte auch ſehr ſchwierig ſein. Die Zeichnungen wollen eben alle gewürdigt ſein, ſie ſind alle gleich vortrefflich. Nur eine Bemerkung noch: Menzel ſelbſt liefert durch dieſe Bilder einen ſchlagenden Gegenbeweis für den Satz Friedrichs des Großen: „Kein Sterblicher thut Alles, was er thun könnte, und wenn wirklich ein Bürger, der voll Eifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg öffnet, in die Laufbahn eingetreten iſt, ſo iſt er auch bald ermüdet und verläßt die kaum begonnene Arbeit“; indem er ihn wundervoll illuſtrirt durch einen einzelnen ſich reckenden und ſtreckenden, gähnenden Feldarbeiter. Der Künſtler iſt nicht müde geworden an ſeinem Werk, wie die Nachwelt nicht müde werden wird, ſich daran zu erfreuen. F V.

Ein Jahrbuch der Geschichtswissenschaft.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben, Jahrgang 1—3 von Dr. Abraham, Dr. Herrmann, Dr. Meyer. Jahrgang 4 von Dr. Hermann, Dr. Jastrow, Dr. Meyer. Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1880—1883.

Dem aufmerksamen Leser der Bibliographie dieser Zeitschrift wird es nicht entgangen sein, daß gerade in den letzten Jahren mehrfache Versuche gemacht worden sind, die „Weltgeschichte" im Zusammenhange darzustellen. Der erste und einfachste Versuch war der, daß man die großen Werke von Schlosser und Becker verbessert und ergänzt hat, ohne allzu peinliche Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Forschung; während andere Gelehrte, wie Georg Weber, in selbständiger Durcharbeitung des unendlichen Stoffes oder, wie Ranke, in geistvoller Vorführung der die Menschheit leitenden Ideen den Entwickelungsgang der civilisirten Völker dargelegt haben. Bezeichnender aber für die Richtung unserer historischen Studien ist ein dritter Versuch, durch eine Reihe unabhängig von einander arbeitender Gelehrten, die Weltgeschichte „in Einzeldarstellungen" der großen Masse der Gebildeten vorzuführen. Aber so verschieden diese Versuche in Anlage und Ausführung auch sein mögen, sie haben einen gemeinsamen Ursprung, in der mehr oder minder bewußten Reaction gegen die Auflösung einer Wissenschaft in allzu kleine Theile.

Man kann es auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit beobachten, daß die übertriebene Anwendung eines an sich richtigen Grundsatzes zur Pedanterie und zur Kleinigkeitskrämerei führt, und es soll nicht geleugnet werden, daß auch auf dem Gebiete der historischen Forschung vielfach gesündigt worden ist und gesündigt wird. Läßt man aber den Grundsatz: Erforschung der Vergangenheit auf Grundlage des urkundlichen Materials — bestehen und wendet ihn vernünftig an, so führt er wohl nothwendig zu einer starken Beschränkung auf ein kleines Gebiet, hindert aber weder eine pragmatische Erfahrung noch eine künstlerische Verarbeitung des Gegenstandes. Bringt man diesen Umstand der Beschränkung in Verbindung mit dem anderen Umstande, daß die Zahl der Historiker in den letzten Decennien in unverhältnißmäßiger Weise gestiegen ist, so begreift man die enorme Zunahme der historischen Literatur von Jahr zu Jahr. Auf manchen Gebieten, z. B. dem der deutschen Geschichte oder der Kreuzzüge herrscht eine so rege Thätigkeit, daß es selbst dem Fachmanne kaum möglich ist, von vielen Büchern mehr als den Titel zu kennen; und will man sich einmal auf ein Nachbargebiet begeben, so empfindet man es schmerzlich, daß kein sicherer Führer zur Hand ist, der auch nur auf die wichtigsten Erscheinungen aufmerksam machen kann. Die Zeitschriften mit ihren bald längeren, bald kürzeren Besprechungen genügen der massenhaften Production längst nicht mehr.

Aus solchen Erwägungen sind die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" hervorgegangen, nicht etwa in der Absicht, durch bibliographische Zusammenstellung oder durch ausführliche Recensionen eine Uebersicht zu gewähren, sondern durch systematische Verarbeitung aller auf eine abgegrenzte Periode bezüglichen Schriften den Stand der modernen Forschung anzuzeigen, mit besonderer Betonung dessen, was in den Thatsachen, in der Auffassung, in der Methode von dem bisher Erkannten abweicht. „Denn haben wir es richtig (sagen die Herausgeber) als Hauptaufgabe des Historikers hingestellt, ein wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit zu gewinnen, so kann es nicht sowohl auf die genaue Würdigung einer Schrift als solcher ankommen als vielmehr auf die Ergebnisse, durch welche sie die Züge des bisher geltenden Bildes abändert oder ihm neue einfügt; Autor und Schrift sind dann nur die unumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer besseren Kenntniß der Vergangenheit gelangen, und haben keinen anderen Werth als den jedweden Gewährsmannes und jedweder Quelle, die man in den Anmerkungen citirt."

Sehen wir uns die vier stattlichen Bände, die seit dem Jahre 1880 erschienen sind und die Literatur der Jahre 1878—1881 behandeln, etwas näher an. Äußerlich fällt sofort in die Augen, daß der erste Band durchlaufende Paginirung hat, während die drei anderen Bände vor jeder Seitenzahl eine I, II oder III tragen; sie bestehen also

eigentlich aus drei kleineren Bänden, entsprechend der Stoffeintheilung in: Alte, Mittlere und Neue Zeit. Entstanden ist diese Aenderung aus der sehr praktischen Erwägung, daß man den Druck des Bandes in dem dritten Theil der bisherigen Zeit bewältigen kann und nicht mehr wegen Säumigkeit eines Mitarbeiters der „Alten Zeit" den Druck des „Mittelalters und der Neuzeit" hinauszuschieben braucht. Mit welcher Umsicht die Herausgeber und Mitarbeiter den ihnen zugewiesenen Raum von ca. 45 Bogen auszunutzen wissen — denn der Band darf weder zu umfangreich noch zu theuer werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll — lehrt ein Vergleich der vier „Verzeichnisse der besprochenen Publicationen". Während im 1. Bande die Literatur des Jahres 1878 mit 2300 Nummern vertreten ist, sind im 2. Bande für das Jahr 1879—3700 Arbeiten, im 3. Bande für 1880 bereits 5500, und im 4. Bande für 1881 ca. 7000 Arbeiten erwähnt: eine derartige Raumersparniß bei einem so großen Umfang der Literatur ließ sich nur dadurch erzielen, daß über eine Anzahl gleichartiger Werke gemeinsam referirt und die Werke selbst dann in den Anmerkungen der Reihe nach erwähnt werden. Auch die der Vorrede angeschlossene Tafel mit Siegeln und Abkürzungen zeigte überall das Bestreben, möglichste Kürze zu erreichen, ohne die Deutlichkeit der Citate zu beeinträchtigen.

Jeder Band zerfällt, wie schon erwähnt ist, in drei große Abtheilungen: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit, und jede Abtheilung hat ihren eigenen Redacteur. Ihm fällt vor Allem die Aufgabe zu, das zugewiesene Gebiet in kleinere Stücke zu zerlegen und diese von geeigneten Fachleuten bearbeiten zu lassen — eine Einrichtung aus der sich vor Allem zwei Vortheile ergeben: erstens, daß in der besprochenen Literatur keine wichtigere Erscheinung übersehen ist und zweitens, daß das Urtheil, wenn auch nicht immer ein richtiges, doch jedenfalls ein fachmännisches und darum beachtenswerthes ist. Der internationale Charakter der Jahresberichte, denn es handelte sich ja nicht blos um die Geschichte unseres Landes, veranlaßte die Herausgeber, sich mit bekannten Gelehrten der außerdeutschen Länder Europas in Verbindung zu setzen und diese zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen: in den meisten Fällen waren ihre Bemühungen von Erfolg begleitet; wir begegnen jetzt in der außerdeutschen Abtheilung des Mittelalters einer Reihe von Namen, die auch früher schon bei uns einen guten Klang hatten. Professor Cipolla bearbeitete Italien, Molinier Frankreich, Professor Annerstedt und Hjärne in Upsala die Geschichtsliteratur Schwedens, Dr. Schjöth in Christiania die Norwegens und Dänemarks; Professor Hordička Böhmen und Mähren, Dr. Kantecki Polen und Professor Schwicker in Budapest Ungarn. Wie das Mittelalter sich überhaupt der besonderen Pflege der Historiker erfreut, so nimmt es auch in den Jahresberichten einen ebenso großen Raum ein, als die beiden anderen Abtheilungen zusammen, und während das Alterthum in 9 und die Neue Zeit in 25 Gruppen zerlegt ist, weist das Mittelalter deren 37 auf. Jede größere Periode darin hat ihren Bearbeiter gefunden; die Urzeit bis zur Völkerwanderung; das fränkische Reich unter den Merovingern; dann folgt die Karolingerzeit; in drei getrennten Abschnitten werden die sächsischen, salischen und Hohenstaufenkaiser behandelt, und ebenso das 14 und 15. Jahrhundert Damit ist aber erst die Hälfte gethan, denn eine gleiche Beachtung verdient die localgeschichtliche Forschung, welche dereinst als Grundlage einer allgemeinen Cultur- und Verfassungsgeschichte gelten soll. Und so finden wir denn in einer Reihe von Capiteln die historische Literatur über Elsaß-Lothringen, Bayern, Baden, Württemberg und die alten und neuen preußischen Provinzen zusammengestellt und besprochen. Daß auch die Kreuzzüge, die Papstgeschichte, der deutsche Orden u. s. w. berücksichtigt sind, versteht sich von selbst. Soll ich noch einige von den deutschen Mitarbeitern nennen, deren Name schon für die Vortrefflichkeit den Referate bürgt, so bieten sich auf den ersten Blick dar: Zöckler (Kirchengeschichte) und Steinschneider aus der ersten, Hahn, Breslau, Schum, Krones, Tschackert, Wattenbach aus der zweiten, Koser und Bailleu aus der der driten Abtheilung.

Daß man hin und wieder ein Referat trifft, welches den Erwartungen nicht entspricht, wird nicht Wunder nehmen; kam es doch häufig genug vor, wie die Herausgeber klagen, daß mancher Mitarbeiter den für die Ablieferung festgestellten Termin nicht einhalten konnte und daß noch in der letzten Minute ein Anderer die Arbeit übernehmen mußte. Darin liegt wohl auch der Grund, daß manche Länder, wie Rußland und Spanien, gar nicht, andere, wie England, nur theilweise vertreten wird. Solche Uebelstände muß man mit der Nachsicht beurtheilen, welche jedes großangelegte Werk beanspruchen darf.

Es ist von verschiedenen Seiten tadelnd hervorgehoben worden, daß in einem deutschen Jahresberichte das Referat des H. Molinier über Frankreich französisch abgedruckt ist. Man sah darin eine unzulässige Concession an das Nationalgefühl unserer westlichen Nachbarn. Ich kann in diesen Tadel nicht einstimmen, weil ich in dem französischen Abdruck einen Vortheil für den Stil und eine Entlastung der Redactionscommission wahrnehme. Ein Referat ist an sich schon — bei der Beschränkung des Raumes — kein Muster von gutem Stil, und wird es gar aus einer fremden Sprache in die deutsche übertragen, dann bekommt man manchmal beim Lesen ein Gruseln. Bei den Berichten aus Schweden, Dänemark, Italien liegt die Nothwendigkeit einer Uebertragung vor, nicht so bei Frankreich. Jeder gebildete Deutsche liest das französische Referat mit der größten Leichtigkeit, warum sollte man sich also da der undankbaren und zeitraubenden Mühe einer Verdeutschung unterziehen? Und bedenkt man denn gar nicht, daß die Jahresberichte sich auch bei den Franzosen, denen das Deutsche lange nicht so geläufig ist, wie uns das Französische, ein Absatzgebiet verschaffen können und wollen? Und sie können es nur, wenn das Referat französisch bleibt.

Wenn wir den Jahresberichten, welche, aus einer wissenschaftlichen Körperschaft hervorgegangen, sich zunächst an gelehrte und Fach-Kreise wenden, an dieser Stelle eine so ausführliche Besprechung zu Theil werden ließen, so geschah es in der Ueberzeugung, daß sie auch das Interesse der Gebildeten in hohem Maße beanspruchen dürfen. Denn gerade die Beschäftigung mit der historischen Wissenschaft geht weit über den Kreis der Gelehrten hinaus. S. L.

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Gustav Meyer. (Berlin Robert Oppenheim).

Von Hause aus Grammatiker und der beste Kenner des Albanesischen, wendet Gustav Meyer, durch die geographische Lage seines Wohnorts, Graz, der Balkanhalbinsel nahe gerückt, seine Mußestunden mit besonderem Vergnügen dem Studium der volksthümlichen Literatur der Griechen, Albanesen und Südslaven zu. Die Sammlung seiner Essays, von denen ein Theil bereits (u. a. auch in unserer Monatsschrift) gedruckt vorlag, ist durch Sachkenntniß wie durch geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Die Aufsätze sind sehr belehrend, und sind unterhaltend. Sie dürfen Allen, die für allgemeine, vergleichende Geschichtswissenschaft sich interessiren, als beste, ja zur Zeit einzige Einführung in die vergleichende Märchenkunde insbesondere warm empfohlen werden. Die Märchenforschung hat große Probleme noch zu lösen; die weitgehenden Uebereinstimmungen der Märchen aller Völker regen immer von Neuem die Fragen an: was ist in jedem Volke selbständig entstanden? was beruht auf Entlehnung? Ueberall zeigt hier Meyer guten Tact, Vorsicht und Zurückhaltung im Urtheil, so daß er ein zuverlässiger Führer genannt zu werden verdient.

Von actuellem Interesse sind die Skizzen über Sprache und Literatur der Albanesen, über die — bekanntlich von Goethe hochgeschätzte — neu-griechische Volkspoesie, über die Slavenfrage in Griechenland. Mit der aus persönlicher Erfahrung hervorgehenden Beurtheilung des neu-griechischen Charakters kann man die Ausführungen Wagners (Lehrbuch der Geogr. II, 133) vergleichen.

Belehrend und poetisch anziehend ist der letzte Abschnitt „Zur Kenntniß des Volksliedes". Wer erfreute sich nicht an der genialen Keckheit des Schnaderhüpfels? Und nicht oft spiegelt das Leben eines Volkes sich so charakteristisch wie in den von Meyer frei übersetzten indischen Miniaturgedichten. Ihr Reiz wird im Original durch die Klangfülle des Dialektes noch wesentlich erhöht. Derselbe ist viel consonantenärmer als die indische Kunst- und Literatursprache; und wir finden hier die nämliche Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks, welchen die Plauderscene Sakuntalas und ihrer Freundinnen zu einer der schönsten Erzeugnisse der Weltliteratur gestaltet. W. N.

Weber contra Du Bois-Reymond.

Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht von Theodor Weber. Gotha, Frdr. Andr. Perthes.

Die Veranlassung zur vorliegenden Schrift ist das seiner Zeit vielbesprochene „Ignorabimus" Du Bois', welches den Widerspruch des Metaphysikers herausfordert. Th. Weber polemisirte dagegen in einem Artikel in den Schaarschmidt'schen Monatsheften, den Du Bois nicht unbeachtet ließ und der auch in der gegenwärtigen Schrift als deren erstes Capitel wieder abgedruckt ist. Die Ursache der hier vorgetragenen Polemik ist die Divergenz zweier Weltanschauungen, deren jede sowohl für die Principien, von denen aus sie gewonnen worden, als auch für die Methode, durch die sie sich als Resultat ergab, den Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erhebt. Der Endzweck des Büchleins ist Versöhnung des wissenschaftlichen Denkens mit dem „positiven" Christenthume, d. h. mit einer eigenen, weder römischen noch protestantischen Dogmatik, mit der Dogmatik des österreichischen Theosophen Anton Günther. Daß dieses Ziel jemals, oder gar schon durch die Weberschе Schrift werde erreicht werden, müssen wir bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob dieselbe auch nur ihr nächstes Ziel, die Weltanschauung Du Bois' in wesentlichen Punkten umzustimmen, erreichen werde. Bei der vollständigen Heterogenität, wie sie statthat zwischen der von Th. Weber auf den Schild erhobenen Metaphysik einerseits und zwischen dem Gedankenkreise der exacten Wissenschaft andererseits, deren Vertreter hier zufällig Du Bois ist, ist eine Verständigung unmöglich.

Es ist ein Principienkampf, der hier gekämpft wird. Hinter dem Verfasser der obigen Schrift steht nur ein kleines Häuflein Philosophen von Fach; aber die specifisch Günther'schen Besonderheiten abgerechnet, ist die Weber'sche Weltanschauung das in's Philosophische übersetzte, in den breitesten Schichten immer noch lebendige Culturferment, welches sich ergeben hat aus einer Mischung von Cartesianismus, Kirchentradition, Bibel und common sens, und welches gegenwärtig noch von den Schulbänken aus in die Gedankenkreise der Gebildeten eingeführt wird, welches aber höchst wahrscheinlich aus der Reihe der thätigen Triebkräfte der Culturentwickelung herausfallen wird, wenn erst, was freilich nicht in kurzen Jahrzehnten geschehen kann, das jetzt noch esoterische Besitzthum der strengeren Wissenschaften einst für so selbstverständlich gelten wird, wie gegenwärtig außerhalb derselben etwa der naive Glaube an die vom erkennenden Subjecte unabhängige Realität der Körperwelt mit ihrer Farben- und Gestaltenfülle, oder wie allgemein jetzt etwa die Giltigkeit der Kepler'schen Gesetze. Damit meinen wir natürlich nicht, daß jemals der „Materialismus", welchen Weber bekämpft, siegreich sein könnte, vor allem nicht ein Materialismus, wie ihn Weber sehr zu Unrecht Du Bois vorwirft, und wie er ihn doch wieder selbst in einer originellen Weise in seinem eigenen Systeme als Princip für die Natur, die anorganische wie die organische, mit Einschluß der menschlichen Leiblichkeit, behauptet.

Die Partien der vorliegenden Schrift, welche über das Wesen, den Ursprung und die Erkennbarkeit der Materie handeln, sind die interessantesten und wohl auch werthvollsten. Wir müssen hinsichtlich der Einzelheiten auf die Schrift selbst verweisen, nur folgende Cardinalpunkte der ganzen Frage wollen wir hervorheben. Du Bois' Materie, wie überhaupt die Materie im Sinne der exacten Wissenschaften, ist gar nicht reales Weltprincip, sondern für die Erkenntniß ein Grenzbegriff, für die Welterklärung allerdings außerordentlich brauchbar, aber immer doch nur ein Begriff und von hypothetischer Geltung. Daher ist Du Bois' Weltanschauung nicht Materialismus, wie ihr schuldgegeben wird; wohl aber ist Webers Naturerklärung Materialismus, und dies in einer Form, die zu den schwersten Bedenken Anlaß giebt. Die Materie ist für Weber das reale Naturprincip selbst; aus ihrem Wesen und ihren Kräften, welche ihm vermöge einer Sein und vernünftiges Denken gleichsetzenden Erkenntnißtheorie für erkennbar gelten, entspringen die Lebensformen der Natur; Vorstellungsbildung ist eine Thätigkeit des Gehirns. Aber läßt sich denn jemals mehr behaupten, als daß jener Vorgang einer entsprechenden Gehirnthätigkeit allenthalben nur correspondire; Vorstellungsbildung ist also doch nur in dem Sinne Function der Molekularbewegung des Gehirns, wie der Mathematiker von den Functionen variabler Größen spricht. Wie das Gehirn die Vorstellungen mache, das ist natürlich nicht zu sagen, und hierbei kommt die allerdings wohl feststehende, von Webers besonders betonte Wahrheit, daß das eigentliche „Wie?"

im Geschehen aus der wissenschaftlichen Problemstellung ausgeschlossen bleiben müsse, recht zu statten. Umsomehr überrascht es, daß der Verfasser das, was er für die Vorstellungsbildung im allgemeinen behauptet, nicht auch für die Vorstellung des Menschen von sich selbst gelten läßt; wenn er dort den Sprung für zulässig hält von der Molekularbewegung zur Vorstellungsbildung, warum sagt er nicht auch hier: das menschliche Gehirn producirt das Selbstbewußtsein — wie? das ist seine und nicht unsere Sorge? Statt dessen legt er für die Production des Ichgedankens ein neues, von der Materie wesensverschiedenes, aber ebenso erkennbares Princip in's menschliche Gehirn hinein, den Geist.

Zu diesem und anderen Theoremen kommt der Verfasser aus einer zweifachen Annahme. Zunächst aus seiner eigenthümlichen Kräftetheorie, im letzten Grunde aber aus der methodologischen Voraussetzung, daß ein voraussetzungsloses Denken nicht nur menschenmöglich, sondern auch der einzige Weg zur Aufrichtung einer allseitig begründeten, widerspruchslosen Weltauffassung sei. So wird beiseitegeschoben, was unbequem ist, namentlich der Erfahrungsbegriff, wie ihn im Wesentlichen im Anschluß an Kant die exacte Wissenschaft recipirt hat: es wird eine — vermeintlich — ganz neue Denkatmosphäre geschaffen, in welcher ein Erkennen der Dinge „nach der Seite ihres Seins, ihrer Substanz, ihres Wesens, ihrer Realität, ihrer Ursachlichkeit u. s. w." sich für das „voraussetzungslose" vernünftige Denken keine Schwierigkeit mehr bietet, und in welcher nun, um nach dem Beispiele des Verfassers die Vulgata zu citiren: quod oculus non vidit, nec auris audivit, ... nobis revelavit Deus per Spiritum suum: Spiritus enim omnia scrutatur, etiam profunda Dei. —

Wenn wir also nach alledem zweifeln müssen, ob der Verfasser sein Ziel, eine wissenschaftlich begründete Philosophie des Christenthums zu machen, auf diesem Wege erreichen wird, so muß doch anerkannt werden, daß seine Schrift viel Anregendes enthält und als erneute Geltendmachung eines Standpunktes, welcher einmal auch in der Wissenschaft herrschend war, historisches Interesse bietet. Die Stilisirung ist, was bei einer Schrift von wesentlich metaphysischem Gehalte sehr anzuerkennen ist, klar. Die Schreibweise erinnert stellenweise an diejenige des auch als Stilist vom Verfasser für klassisch gehaltenen Anton Günther.

M. K.

Bibliographische Notizen.

Geographische Literatur.

Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. Von Ed. Robert Flegel. Hamburg, in Commission bei L. Friederichsen & Co.

Die kleine Schrift des berühmten Afrika-Forschers verfolgt zwei Absichten: Einmal sollen die weitesten Schichten des deutschen Volkes für die Colonialfragen interessirt und zur thätigen Antheilnahme an der praktischen Ausnutzung der deutschen Entdeckungen veranlaßt werden; sodann werden an die wissenschaftliche Erforschung unbekannter Erdräume ganz andere Anforderungen gestellt als bisher. In letzterer Beziehung hält Flegel das bloße Durcheilen weiter Länderstrecken, wie dies von Rohlfs, Cameron, Stanley (!), Serpa Pinto und Wißmann geschehen sei, dem heutigen Standpunkt der geographischen Wissenschaft nicht mehr für angemessen, und er dringe daher auf ein planmäßiges, allmäliges, auf neue Stationen gestütztes Vorschreiten in fremde Gebiete hinein. Es ist dies jedenfalls ein Gesichtspunkt, der recht beachtenswerth ist, wie denn überhaupt die ganze lebhaft gehaltene Schrift den Interessenten hiermit empfohlen sei.

Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Colonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, L. Friderichsen & Co.

Der Verfasser dieser acht Bogen starken Schrift, praktischer Arzt in Sansibar und Afrikareisender, kommt in Bezug auf die Aussichten, welche sich den deutschen Colonisationsbestrebungen eröffnen, zu wesentlich anderen Resultaten, als die drei Briefe

Flegels. Schon das Vorwort giebt deutlich genug den Zweck zu erkennen, den der Verfasser verfolgt, nämlich den von einem bedenklichen Afrikafieber ergriffenen Leuten ein Recept zu verschreiben; und obwohl Fischer sich selbst als einen eifrigen Anhänger der Cultivation Afrikas bezeichnet, so denkt er doch kühl bis an's Herz hinan über die etwaigen Erfolge aller auf Afrika gerichteten Unternehmungen. Einige seiner Ansichten schmecken nur gar zu sehr nach Pessimismus, so wenn er auf S. 5 Folgendes behauptet: „Es ist von neuen Absatzgebieten gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen könnten, was man damit gemeint, ist für den, der nur einigermaßen mit den dortigen Handelsverhältnissen vertraut ist, vollkommen unklar ꝛc." Auch die auf S. 27 aufgestellte Behauptung geht unserer Ansicht nach zu weit: „Für das gesammte tropische und zum Theil auch subtropische Afrika hat folgender Satz Gültigkeit: Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden." Nichtsdestoweniger ist die Schrift Fischers ungemein anregend und belehrend und in einigen Partien geradezu mustergültig, so namentlich in dem Abschnitt über „Lebensweise und Krankheiten", „Charakter und Sitten der Neger" und „die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft".

Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise von Gerhard Rohlfs. Mit einer Photographie, zwei Karten u. s. w. Zwei Bände. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Beide Werke des erfolgreichen Afrikaforschers sind viel zu bekannt, als daß sie hier einer eingehenden Besprechung oder Empfehlung bedürften; sie liegen bereits in der dritten, unveränderten Ausgabe vor, und dies beweist zur Genüge, welches Interesse sie im Publikum hervorgerufen haben. Trotzdem können wir nicht nachdrücklich genug, die Aufmerksamkeit auf die hochwichtigen Entdeckungen lenken, welche Rohlfs auf diesen Reisen machte, denn uns scheint, als hätten selbst die besseren geographischen Lehr- und Handbücher die Resultate der Rohlfs'schen Forschungen noch viel zu wenig gewürdigt und verarbeitet. Es ist dies um so wunderbarer, als die Schreibweise des Verfassers so anschaulich und lebendig wie nur möglich ist, ein Umstand, der die Verwerthung seiner Reisewerke ganz wesentlich erleichtert: wir hätten nur gewünscht, daß die vulgären Ausdrücke, die sich hie und da bei Rohlfs vorfinden, in einer dritten Ausgabe beseitigt worden wären. Doch darüber sieht man ja gern hinweg, wo so große Verdienste gegenüberstehen! Inzwischen ist auch der Wunsch des Verfassers, dem er auf S. 115 des erstgenannten Werkes Ausdruck giebt, glänzend in Erfüllung gegangen: „Die schwarz-weiß-rothe Fahne sollte, so hoffen und wünschen wir, von hier (von Kuka, der Hauptstadt Bornus) noch weiter getragen werde, wo möglich bis an die Ufer des indischen oder atlantischen Oceans."

Afghanistan und seine Nachbarländer. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Mit ca. 200 Abbildungen, vielen Karten u. s. w. Leipzig, Greßner & Schramm.

Der ungemein thätige Roskoschny, dessen „Colonien Europas" noch im Erscheinen begriffen sind, bietet uns hiermit schon wieder ein Lieferungswerk dar, welches auf Beachtung sehr wohl Anspruch machen darf. Nicht blos, daß eine ausführliche Schilderung von Afghanistan und dem Turkmenengebiete bisher gänzlich fehlte, dürfte dem neuen Buche sehr zu Statten kommen, sondern auch das actuelle Interesse an den jüngsten Vorgängen zwischen Rußland und England, welche sich in jenem Lande, der sog. asiatischen Schweiz, abgespielt haben. Roskoschny betont, daß er keine Parteischrift schreiben wolle, aber er muß doch wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Russen, nach der ganzen Lage ihrer Machtverhältnisse, nicht eher zum Stillstand in Asien kommen können, als bis sie den indischen Ocean erreicht haben. Jedenfalls wünschen wir dem fleißigen Verfasser und der splendiden Verlagsbuchhandlung, welche das Werk mit ganz vorzüglichen Illustrationen ausgestattet hat, den besten Erfolg.

Die Wunder der Welt. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas. Von Adolf Brennecke. Mit ca. 180 Holzschnitten. Straßburg i. E., Schultz & Co.

„Die Wunder der Welt" stellen sich die Aufgabe, gewissermaßen einen Ersatz

für die vielen einzelnen bereits vorhandenen Prachtwerke zu bieten. Das Werk will alle Länder der Welt, ihre Hauptsehenswürdigkeiten, die Sitten ihrer Bewohner, ihre wichtigsten Entwickelungsstadien, ihre culturgeschichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart leicht verständlich und möglichst interessant zu schildern versuchen. Jeder der fünf Erdtheile wird einen in sich abgeschlossenen, mit zahlreichen Illustrationen — meist Vollbildern — ausgestatteten Band bilden. Die uns vorliegenden Lieferungen bringen die Pyrenäen-Halbinsel und einen Theil Frankreichs: der Text liest sich recht angenehm, und die Bilder — z. B. Gibraltar; eine Straße in Sevilla; beim Stiergefecht in Sevilla; Inneres der großen Moschee zu Cordova; das Thor der Gesandten in der Alhambra; der Alcazar zu Toledo; Hochaltar der Kirche St. Roque zu Lissabon u. s. w. — sind gut ausgewählt und deutlich ausgeführt.

Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von Dr. med. R. B. Brehm. Mit einer Karte und Holzschnitten. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Wir sind gewohnt, in den Compendien der „Weltgeschichte" die historische Entwickelung nur derjenigen Völker eingehender behandelt zu finden, welche an dem Fortgange der allgemeinen Civilisation mitgewirkt haben. In der Geschichte des Alterthums treten somit die Völker des Mittelmeer-Beckens in den Vordergrund, im Mittelalter das byzantinische Kaiserreich, die Herrschaft der Araber und das römische Reich deutscher Nation, in der neueren Zeit namentlich die europäischen Nationen. Es ist diese Art der weltgeschichtlichen Auffassung ganz allein berechtigt; denn wenn auch noch andere, als die erwähnten Völker, z. B. die Egypter, Inder, Chinesen, eine z. Th. erstaunenswerthe Culturstufe erreichten, so kann bei ihnen doch von einer fortschreitenden Entwickelung der Civilisation keine Rede sein; sie erscheinen vielmehr, auf einer gewissen Höhe angelangt, wie erstarrt, geradezu unfähig vorwärts zu schreiten, ja sogar unfähig einen Rückschritt zu machen, der bei wahrhaft civilisirten Nationen oft den Trieb zu neuem Leben in sich birgt.

Hiermit ist aber durchaus nicht gesagt, daß uns die Geschichte der reinen Culturvölker (im Gegensatz zu den civilisirten Nationen) kein Interesse einzuflößen im Stande wäre; im Gegentheil, wer bedauerte nicht, daß wir z. B. über das Leben und Treiben der Carthager so ungenügend unterrichtet sind, oder wer hätte nicht gern gewissere Kunde von dem alten Malaienvolke der Javanen, welches sich der Kawisprache bediente? Beide Völker haben, jedes in seiner Art, eine großartige Cultur bei sich entwickelt, ohne jedoch dauernd auf die Geschicke anderer Völker eingewirkt zu haben.

In die Reihe dieser eigenthümlichen, um nicht zu sagen wunderbaren Existenzen gehört nun vor allem auch das alte peruanische Reich der Quichua (Kitschua) oder der Inka, wie man das indianische Culturvolk Südamerikas nach dem letzten Herrscherhause auch wohl zu nennen pflegt. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe umfaßte das Kaiserreich Tahuantinsuyu („Vier Welt- oder Himmelsgegenden", so lautet der officielle Name des Inka-Staates) ungefähr die heutigen Republiken Colombia, Ecuador, Bolivia, Peru und Chile; Cuzco war die Hauptstadt. Das ganze Land war Staatseigenthum und zerfiel in drei Theile, in Sonnen-Land für die zahlreichen Priester und Tempel des unsichtbaren Schöpfers Pachakamak, als dessen sichtbarer Stellvertreter die Sonne verehrt wurde: Inka-Land für den Kaiser und seine Beamten, und Volksland, das alljährlich auf's Neue vertheilt wurde, so daß keine Familie in Noth gerathen konnte. Der Ackerbau stand in höchster Blüthe; Gold und Silber verstand man einzuschmelzen und zu Schmucksachen zu verarbeiten; Baumeister, Gelehrte, Musiker, Dichter und Schauspieler machten das Leben überaus vielgestaltig.

Somit dürfte das vorliegende, dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn gewidmete Buch für Jedermann eine höchst willkommene Gabe sein, um so mehr, als der Verfasser, welcher kaiserlich deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid ist, das gesammte Quellenmaterial gründlich ausgenützt und gar manches Neue zu Tage gefördert hat. Die Geschichte des Herrscherhauses, das Volks- und Familienleben, Götter- und Götzenverehrung, Gesetzgebung und Verwaltung, Gewerbe, Kunst und Wissenschaften, Heerwesen und Krieg, endlich die Zustände des Reiches bei Ankunft der spanischen Eroberer und deren Regiment in den ersten vier Jahrzehnten finden die eingehendste und interessanteste Behandlung.

H. J.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Böhm, Gottfried, Phillipp von Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild. München, Cäsar Fritsch.

Bohne, Johannes und **Conradi**, Herrmann, Faschings-Bremier für 1886. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Bruck, Julius, Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen. Dritte Auflage von „Bunte Blüthen“. Leipzig, Karl Reissner.

Büchle, Adolf, Künstlerin Liebe. Novelle in Versen. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. Zweiter Jahrgang, Band 14. Ohnet, Georg, Lise Fleuron. Theater-Roman in zwei Bänden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Linden. II. Bd. Band 15. Aus des Meeres Schaum. Aus den Saiten einer Bassgeige. Von Salvatore Farina. Band. 16. Frey, Bernhard (M. Bernhard), Auf der Woge des Glücks. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Neue Dorf- und Schlossgeschichten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Erdmann, Gustav Adolf, Holla. Ein Elfentraum. In neun Gesängen. Wien, Carl Koneger.

Felix, Gustav, Moskau 1812. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, L. Steinthals Buchhandlung.

Floegels Geschichte des Grotesk-Komischen, bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Original-Kupfern zum Theil in Farbendruck. Dritte Auflage. Leipzig, H. Bartdorf. Lief. 1—4.

Friedrich, Friedrich, Das Pflegekind der Junggesellen. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 Bde.

Halter, Eduard, Die kleinen Lieder mit Dichten und Trachten. Strassburg und Leipzig, C. F. Schmidt'sche Universitäts-Buchhandlung (Friedrich Bull).

Helms, P. G., Unter der Kriegsflagge des deutschen Reichs. Zweite Reihe: Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzer-Corvette Nymphe. (April 1884 bis October 1885.) Leipzig, Hirt & Sohn.

Hellwald, Friedrich von, Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. Lfg. 61/65. Leipzig, Schmidt & Günther.

Henkel, Hermann, Prof. Dr. Das Goethe'sche Gleichniss. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Jensen, Wilhelm, Karin von Schweden. Novelle. III. Aufl. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Jessen (Ludwig von Osten. Eine Dichtung von Graf A. Golenischtschew-Kutusow. Nebst Anhang. In deutscher Uebersetzung mit Beifügung des russischen Textes. Petersburg, H. Schmitzdorff (R. Hammerschmidt).

Jokai, Moritz, Blumen des Ostens. Neue Erzählungen und Schilderungen. Einzig ermächtigte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Berlin, Adolf Reinecke.

— Der Mann mit den zwei Hörnern. Romantische Erzählung. Einzig ermächtigte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Berlin, Adolf Reinecke.

Katscher, Leopold, Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimath John Bulls. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Kopal-Kundala. Ein bengalischer Roman von Bunkim Chandra Chattopâdhyâya. Deutsch von Curt Klemm. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, auf's Neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. Erster Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

M. v. M., Rathschläge zur Erziehung der Jugend, München, Caesar Fritsch.

Mein ardt, Adalbert, Reisenovellen: Schloss Polia. Der Bildhauer von Cauterets. Frau Antje. Regatta. Berlin, Gebrüder Paetel.

Mertens, Ludwig von, Falad. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung. Wien, Carl Konegen.

Munding, Dr. Carl — Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet. II. unveränd. Auflage Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Pape, Joseph, Das Kaiserschauspiel. Büren i/W, Christian Hagen.

Perfall, K. von, Die Langsteiner. Süddeutscher Roman in zwei Bänden. I. und II. Theil. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Putlitz, Gustav zu, Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. II. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Quincey, Th. de, Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Robert Lutz.

Revue internationale. Directeurs: Angelo de Gubernatis et Auguste Fantoni. Troisième Année, tome dixième. Lirraison. I. II. III. Florence.

Ring, Max, Das Kind. — Ein falscher Name. Zwei Stadtgeschichten. Berlin, Verlag von Adolf Reinecke.

Schmidt, Marie, Die Perle vom Königstein. Poetische Erzählung. Wiesbaden, L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei.

Schmitt, Dr. J., Spaltpilze und Krankheiten. New-York, Hermann Bartsch. 54. Beekman Street.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig.

Telmann, Conrad, Moderne Ideale. Roman. Drei Bände. Leipzig, Carl Reissner.

Vorträge, herausgegeben vom Deutschen geselligwissenschaftlichen Verein von New-York. No. 11. Brook Farm und Margaret Fuller von Karl Knortz. New-York.

Walloth, Wilhelm, Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Walter, Gotthold Ephraim, Candidat Müller. Berlin, Gebrüder Paetel.

Westrum, A., Die Longobarden und ihre Herzöge. Vortrag. Celle. Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung (E. Spangenberg).

Wolff, Albert, La capitale de l'art. Cinquième édition. Paris, Victor Havard.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58°0 R.
Mühlbrunn .	44°0 R.
Schlossbrunn. .	44°0 R.
Theresienbrunn .	48°0 R.
Neubrunn . . .	49°0 R.
Marktbrunn . .	39°0 R.
Ram. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle . .	47°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34°0 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i.V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Willenbucher.

Band 38. — Heft 113.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1886.

Inhalt.

Seite

Dito und Idem in Bukarest.
Es war ein Irrthum. Novelle 13

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. I. 16

F. Hennicke in Berlin.
Die Telegraphie in Berlin 18

Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an Leopold von Ranke 20

Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Neetzow. Novelle 22

Emil Pacully in Genf.
Pietro Siciliani 25

Bibliographie. 26
W. Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. (Mit Illustrationen.) — Friedrich der Große und die Volksschule. — Eine Geschichte der Ideale. — Die Religion und die Kirchenbildung. — Eine neue Heinebiographie.

Bibliographische Notizen. 27

Hierzu ein Portrait von Georg Brandes.
Radirung von J. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — August 1886. — Heft 113.

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Brandes.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Smithsonian



Georg Brandes.

Es war ein Irrthum.

Von

Otto und Adem.

— Bukareſt. —

Der Novemberwind fegte durch die Victoriaſtraße. Kam er von der Brücke oder vom Thiergarten? Er wehte hinauf und hinunter, und in jeder Richtung ſchien er am ſtärkſten zu ſein. Das Gas war noch nicht angezündet, auch in den Häuſern brannte nur vereinzelt Licht, jedoch in der Etage, welche die Gräfin Ritholm bewohnte, waren ſchon erleuchtete Fenſter. Dort trug ein zierliches Stubenmädchen eine Lampe durch den Salon, hüpfte im anſtoßenden Boudoir auf einen mitgebrachten Holzſchemel, zog die Hängelampe herab und ließ ſie mit der leuchtenden Laſt ſo leiſe als möglich wieder hinauf gleiten. Dann huſchte ſie hinaus und trug tief verſchleierte Lampen in den Salon.

Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verurſacht, wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauengeſtalt am Flügel fiel. Ihre klaſſiſch ſchönen Hände hatten in der Dämmerung murmelndes Zwiegeſpräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Folianten geſchichtet, vor ihr ſtand aufgeſchlagen eine Partitur, in der ſie wohl geleſen, bis die eintretende Dämmerung ſie in ihre eigenen Phantaſien verſenkte. Jetzt erhob ſie ſich in ihrer nordiſchen ſchlanken Ruhe. Ihr ſchwarzes Seidenkleid war ſo ſchwer und weich, daß es nicht rauſchte; das ſchwarze Spitzentuch, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Bruſt in einen loſen Knoten geſchlungen war, in dem ein paar friſche Veilchen ſteckten, umrahmte ein feines Oval von durchſichtiger Weiße. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um ſich unter dem Spitzentuch in einen reichen Knoten zu verlieren und neben dem

Halse rechts und links in zwei schweren Locken niederzurieseln. War es grau? Nein, aschblond, noch kein graues Fädchen schien es zu durchziehen. Mit zwei Schritten, ohne Hast, stand sie in dem kleinen Boudoir und musterte den Miniaturtheetisch am Kamin, zwischen zwei behaglichen, dunkeln Sesseln, auf dem ein silbernes Kesselchen brodelte und dampfte. Sie öffnete die Theebüchse und leise bewegten sich die Nasenflügel, wie der Duft der köstlichen Blättchen ihnen entgegenstieg. Ja, auch an der Nase waren kleine Fältchen, aber sie schienen nur die Feinheit derselben fühlbarer machen zu sollen. Die Lippen waren schmal und fest geschlossen, als würden sie viel in einsamem Denken zusammengepreßt. Doch kündeten die zierlichen Notenpulte, welche den Flügel umstanden, daß hier nicht immer allein musicirt wurde.

Das Boudoir hatte braunrothe Sammettapete, von der man aber nicht viel sah, so voll war es mit herrlichen Bildern, von denen zwei durch besondere, mit Metallschirmen halbgeschlossene Lampen an Wandarmen beleuchtet waren. Auf einer Staffelei stand ein reizender Mädchenkopf, der sich auf dem Schreibtische in unzähligen Photographien, Aquarellen, Miniaturen, in Costümen, im Reitkleid und Brautanzug wiederholte, zuletzt, noch ohne Rahmen, umgeben von zwei herzigen Cherubinen, ihm ganz ähnlich.

Ueber dem Kamine deckte ein prachtvoller Gobelin den Spiegel zu. Bücher häuften sich überall; bis auf Bilderhöhe liefen an allen Wänden die Regale entlang, und ein besonderer kleiner Tisch mit grüner Studirlampe hinter einer Chaiselongue, über die ein altindischer Shawl geworfen war, zeigte, daß hier manche Stunde lesend zugebracht wurde, denn er war vor Büchern und Zeitschriften nicht zu sehen. Vor dem einzigen Fenster standen Blumen und Blattpflanzen in üppiger Fülle und verbreiteten ihren Duft durch den stillen Raum.

Die herabgelassene Portière an des Raumes dunkelster Seite theilte sich ein wenig, und ein grauer Kopf wurde sichtbar. „Wenn die gnädige Gräfin nichts mehr zu befehlen haben?"

„Nein, garnichts, danke, Sie können in's Concert gehen, Lorchen; es soll sehr schön werden."

„Schade, daß gnädige Gräfin gerade heute Abend verhindert sind!"

„Nein, es thut nichts, Lorchen, Herr von Asmar wird mich wohl entschädigen, auch haben die Florentiner versprochen, dasselbe Quartett bei mir noch einmal zu spielen."

„Nun, dann darf ich wohl gehen! Unterthänigst guten Abend!"

„Guten Abend, Lorchen, und vielleicht gute Nacht! Sollte es spät werden, so gehe ich allein schlafen und brauche nichts mehr."

Auf diesen letzten Satz ertönte ein mißmuthiges Brummen hinter der Portière; dann schloß sich leise die Thür, und die Gräfin war allein. Sie hatte ein schönes japanisches Falzbein genommen und schnitt ein Buch auf, in dessen Seiten sich die zurückgebogenen Fingerspitzen mit den tadellos geformten,

rund geschnittenen Nägeln verloren und die großen blauen Augen sich halb zerstreut versenkten, bis ein Schritt im Salon sie hell und jugendlich aufleuchten ließ, während ein feines Roth das ganze Gesicht überflog. Oder war es nur ein zusammenstürzendes Holzscheit im Kamin, dessen hell flackernde Gluth sie so röthlich beschien?

Der Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte schnell seinen Urheber unter die Lichtwellen der ersten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriff er die Schraube der Lampe und drehte an ihr.

„Verzeih, Hedwig, aber sie blakte entsetzlich, der Tisch ist schon mit schwarzen Flöckchen bedeckt. Nun aber guten Abend, und wie geht es Dir?"

Die schöne Frau lächelte über ihren vorsorglichen Gast, der nun mit ihr in's Boudoir trat. „Vierhändig scheinst Du heute nicht mit mir spielen zu wollen," fuhr er fort, „was ich begreife, bei meiner Ungeschicklichkeit, also darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin installiren?"

Er hatte die Bewegungen, die schnelle Sprache eines jungen Mannes, auch seine schlanke Figur, die er in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrschen schien, war jung, aber der schöne, länglich geformte Kopf trug kurz geschorene graue Haare, grau war der feine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Züge des Gesichtes, waren alt.

„Du scheinst mir recht heiter dafür, daß Du morgen wieder in die Fremde gehst," meinte sie mit einen unbewußten Anflug von Enttäuschung.

„Ich bin es auch; — weil ich erst morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu sitzen."

Beide schwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, seitdem er allabendlich den Thee bei ihr trank, war es der erste Augenblick einer unverständlichen Scheu, die zwischen ihnen herrschte; Trauer oder auch nur Bedauern, daß sie sich wieder trennten, war ja ausgeschlossen, meinte er, während sie etwas gezwungen fragte:

„Und hast Du alle Geschäfte abgewickelt, allen Freunden Lebewohl gesagt?"

„Allen," entgegnete er lächelnd. „Wie viele das sind, da ich 25 Jahre nicht hier war, weißt Du ja."

„Und doch sollte für eine wahre Freundschaft kein Zeitbegriff bestehen."

„In philosophischem Sinne giebt es ja keine Zeit," versetzte er scherzend, „aber wir sind nicht immer im Stande, uns auf der Höhe solcher Anschauung zu erhalten."

„Vielleicht nicht immer, aber in einschneidenden Augenblicken des Lebens. Als ich Dich wiedersah, fühlte ich keine Zeit mehr, in der ersten Stunde war mir, als wären wir Beide Kinder!"

„Wer, wir Beide? Wolff und Du? Denn Du und ich, wir waren ja nicht Kinder zu gleicher Zeit," entgegnete er etwas scharf. „Und in der zweiten Stunde," fügte er lachend hinzu, „ward es Dir dann um so grausiger klar, wie anders wir durch die Zeit, die wir wegleugnen wollten, geworden?"

„Vielleicht," meinte sie wieder, während sie aufstand, um die Spiritusflamme auszulöschen und das starke Brodeln des Theewassers dadurch zu dämpfen.

Er sah ihr zu, denn er war auch aufgestanden und hatte seinen Hut erst jetzt auf einen Stuhl im Hintergrund gelegt.

„Ich finde diese Maschinen unpraktisch," sagte er, an den Theetisch tretend. „Bei mir in Singapore habe ich einige Verbesserungen an der Berzeliuslampe selbst angebracht. Schade, daß ich nicht eher daran gedacht, ich hätte sie Dir auch machen können."

Die Gräfin lächelte: „Ich bin mit dem ungenügenden System ganz zufrieden, ich habe nicht so viel Ehrgeiz — oder Unruhe? — wie Du."

„Du riskirst hierbei aber immer, Dir die Finger zu verbrennen!"

„Und habe es doch noch nie gethan."

„Ich will kein krächzender Rabe sein, aber ich bin überzeugt, Du verbrennst Dich noch einmal."

„Wenn Du wieder fort bist, mache ich den Thee nie selbst, Lorchen versteht es besser."

„Also das ist eine ganz besondere Ehre, die ich, wie so Vieles, zu spät würdige! Dabei trinke ich ungern Thee, verzeih, das hätte ich nach dieser Erklärung wohl nicht sagen dürfen?"

„Wie kannst Du mich fragen, was Du darfst oder nicht! Ich könnte Dich eher fragen."

Wieder schwiegen Beide; er wies das Compliment nicht ab, entweder weil er es überhört, oder weil er es annahm. Der Gräfin stieg langsam das Blut in den Kopf und die Peinlichkeit dieses Schweigens schnürte ihr die Kehle zu.

„Wir kommen heute gar nicht recht in's Fahrwasser des Gesprächs," meinte sie endlich.

„Desto besser!"

„Warum?"

„Ein Fahrwasser ist ausgefahren."

„Für mich sind nur ausgefahrene Straßen, ich habe nie, wie Du, meine Pfade selbst erst ausgehauen."

„Das hätte Dir auch nicht gestanden."

„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Du fandest mich einmal in Knabenkleidern sehr hübsch."

„Ich Dich? Wann denn?"

„O, es ist lange her, aber ich habe nichts davon vergessen und manchmal, noch jetzt, sogar in diesen letzten Tagen fühlte ich alte Frau etwas von der Angst vor dem großen Joachim, die ich als Kind gespürt. Männer haben wohl kein Gedächtniß?"

„Für Kleinigkeiten selten."

„Aber mir warst Du damals keine Kleinigkeit."

„Dies ‚damals' ist schmeichelhaft, gut, daß ich nicht so leicht übelnehme,

wie man mir nachsagt. Doch verzeih," — und er stand auf und näherte sich der kleinen Rococo-Uhr auf ihrem Schreibtische, „Deine Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hôtel du Nord fortfuhr, zeigte die Akademieuhr schon 1/2 8 Uhr, und Du bist jetzt erst dort angelangt."

Er öffnete das Uhrglas und stellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn und in ihren ernsten Augen lag ein schelmisches Lächeln, das er mit einem schnellen Blick erfaßte, denn er hatte sein Binocle aufgesetzt, um nicht durch seine Kurzsichtigkeit etwas an der Uhr zu verderben.

„Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!" fragte er.

„O nein, höchstens: ganz der Alte," meinte sie.

Joachim fuhr fort: „Ja, Dir, der Weltdame, muß der peinliche Ordnungssinn sehr kleinlich vorkommen, aber wenn man wie ich in wilden Ländern lebt, schlagen selbst die guten Anlagen leicht zu Excentricitäten um."

„Das ist mir nicht aufgefallen. Aber Joachim, bist Du so ganz sicher, daß ich zur Weltdame geboren war?"

„Jedenfalls erzogen."

Hedwig fühlte in diesem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.

„Was nennst Du eigentlich Weltdame?"

„Was Du bist."

„Dann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?"

Er warf ihr einen seiner raschen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das sie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorhergehenden Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß sie sich verstünden, daß sie zum ersten Mal im Leben nur einen Gedanken anzudeuten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er sie durchschaute und sie seiner Freundschaft würdig fand, und nun schien das Alles irrthümlich gewesen zu sein!

„Weißt Du, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Sehnsucht, Dir vor der Trennung, die vielleicht eine ewige ist, aus meinem Leben zu erzählen, und nun bist Du so eigenthümlich fremd wieder, wie am ersten Tage unseres Wiedersehens."

„Das ist nur scheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir hast sagen wollen, kannst Du getrost sagen, als ob Du zu Dir selbst sprächest."

„Aber nun kann ich nicht mehr, nun ist das Thor zugefallen und der Schlüssel verloren."

„Wir finden ihn schon wieder, der Abend ist ja lang. Hast Du Nachricht von Deiner Tochter? Finde ich sie noch in Rom?"

„Sie hat heute nicht geschrieben, aber hier" — sie ging an den Schreibtisch — „hier ist ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, mit ihren Kindern."

Er trug die Photographie dicht unter das Studirlämpchen und betrachtete sie sehr nahe. Sie stand im Schatten und sah seinem Mienenspiele zu. Es zuckte durch die feinen Züge wie ein heftiger Schmerz, dann lächelte er.

„Deine Tochter hat nichts von Dir, gar nichts; man würde nicht glauben,

daß sie Dein Kind ist, auch an Wolff erinnert sie nicht, dagegen an meine Mutter, die hatte so tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, dies Kind, das bist Du, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schooß nehme, werde ich meinen, es sei die kleine Hedwig, die so oft auf meinem Schooß saß und mich mit den großen, ernsten Augen verschlang, wenn ich Märchen erzählte!"

Sie hatte sich genähert und sah auch auf das Bild.

„Du erzähltest aber auch zu schön, Joachim, so gut, daß ich noch mit Deinem Wortlaut meiner kleinen Enkelin Deine Geschichten erzähle, nachdem Sylvia sie als Kind immer wieder hören wollte und sich später mit ihrem Aeltesten vor mich auf die Erde setzte, um sie noch einmal zu hören. Ich webe auch zuweilen Geschichten von den Orten ein, an denen Onkel Joachim sich aufhält, obgleich mich Onkel Joachim nur mit Geschenken, niemals mit Briefen verwöhnt hat. Aber die Geschenke enthielten alle eine Geschichte, der Shawl, das Falzbein, der Sandelholzkasten, die spanische Wand, kurz Alles, was von Dir kam, gab Stoff zu endlosen Geschichten, und so lebten wir immer mit Dir."

Ihre Stimme verschleierte sich ein wenig.

„Ich schrieb aber regelmäßig an Wolff, und das war doch dasselbe?"

Sie schien die Frage in diesem Satze zu überhören.

Er sah noch immer auf das Bild.

„Du hattest auch diese Locken," sagte er endlich, als hätte er keine Antwort erwartet, „ganz diese Locken, die ich durch die Finger gleiten ließ, während ich Dir erzählte."

„Ja, und ich hatte das so gerne, während Wolff mich nur daran riß, bis ich nach ihm schlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war der große Joachim Friedensstifter."

„Ich fürchte, er war etwas ungerecht, aber er hatte ein Vorurtheil gegen Mädchen und schützte zu sehr den kleinen Bruder, den Liebling der Mutter," setzte er weich hinzu.

„Das machte nichts, ich war immer stolz, wenn Du Partei gegen mich nahmst."

„Du willst mich noch jetzt schamroth machen," lächelte er. „Darf ich auch wissen, warum?"

„Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir sind ja alte Leute und können über solche Kindereien spotten: Mir war Dein Tadel immer lieber als Dein Lob. Ich war schon so viel Evastochter, um zu wissen, daß man den höher stellt, den man tadelt."

„Wie hübsch Du Alles zu drehen weißt, das konntest Du schon damals, und darum schienst Du mir dem kleinen wilden Wolff immer überlegen. Der arme kleine Kerl, ich sehe ihn noch blutroth werden, als er Dir nichts zu entgegnen wußte. Darum schlug er so oft um sich, weil er sich zu sehr Junge fühlte, um einem Mädchen unterliegen zu dürfen."

Er hatte sich auf das Fußende der Chaiselongue gesetzt, mit dem Rücken gegen die Lampe; sie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolsterten Rücken eines Sessels und ließ die schwarzen Spitzen durch die schönen Hände gleiten.

„Und Du fingst doch früh an, Wolff gern zu haben?“ nahm er wieder das Wort.

„Welche Gewissensfrage!“

Er sah ihr starr in's Gesicht; sie aber blickte aufmerksam in's Feuer, als suchte sie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen, und es flog wie ein Herbstwind über ihre Haut, der sie in hundert kleine Fältchen kräuselte. Nein, so nicht, so wollte er sie nicht sehen. Noch eben hatte er ihr Kindergesicht erblickt, wie es ihn schelmisch anlachte. Und sie sollte Wolff geliebt haben, es mußte und durfte nicht anders sein. Sie war jetzt Wittwe und betrauerte den todten Bruder noch, und daher das schmerliche Zucken.

„Wie merkwürdig, daß ich so wenig behalten habe aus jener Zeit, es war eben nicht mehr meine Kinderzeit, als Ihr jung waret, Wolff und Du,“ begann er wiederum. „Ich war nur in den Universitätsferien zu Hause. Einer Scene jedoch erinnere ich mich, als Wolff sich in den Finger geschnitten hatte, da hast Du bitterlich geweint und wolltest Dich gar nicht trösten lassen.“

„Natürlich, weil ich's gethan hatte. Wir hatten uns um das Messer gestritten und gerissen, und auf einmal klaffte die tiefe Wunde, und sein Blut strömte. Ich dachte, er würde mich gleich verklagen, aber er sagte, er hätte es selbst gethan; und ich schwieg, weil ich mich vor der Strafe fürchtete. Von da an habe ich ihn nie mehr gequält, denn er war tapferer gewesen als ich. Weißt Du noch,“ fuhr sie fort, „daß Du immer Hedchen und Haidi zu mir sagtest, und besonders für Haidi wäre ich durch's Feuer gegangen, so gern hörte ich das.“

„Und Du thatest Deine Arme um meinen Hals und sagtest: Min söte Jo!“

Eben sah sie wieder ganz jung aus.

„Ja, minen söte Jo, so nannte ich Dich.“

„Aber als ich aus Berlin kam, da hieß ich nie mehr so.“

„Da hast Du mir so schrecklich imponirt, ich dachte, nun wüßtest Du Alles, weil Du Dein Examen gemacht hattest. Ich war unterdeß auch neun Jahr alt geworden, also ein großes Mädchen.“

„Ja, das ist richtig, mit 21 Jahren war ich Dr. jur. — Mein Gott, wie stolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich sie mich immer mehr als Bruder wie als Kind ansah. Ihr Kind, ihr einziger Sonnenschein war Wolff. Wie glücklich würde sie gewesen sein, hätte sie es noch erlebt, Dich an Wolffs Seite zu sehen.“

„Du hast einen Cultus für Deine Mutter gehabt, Joachim! Wolff sprach selten von ihr, so daß sie mir fremd geblieben ist.“

„Wolff war 15 Jahre alt, als sie starb und er war, wie alle verzogenen Kinder, viel mit sich beschäftigt. Doch hat er ganz gefühlt, was er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei mir in Berlin zu. Er war noch auf dem Gymnasium, der liebenswürdige kleine Faullenzer. Meine Mutter hatte mich für sein Wohl verantwortlich gemacht; Hedwig, nicht wahr, ich habe Wolff sehr glücklich geleitet, ich habe meine Pflicht gethan?"

Hedwig schwieg. Joachim wurde durch ihr Verstummen beunruhigt und fragte von Neuem: „Hedwig, war Wolff nicht sehr glücklich?"

„Ich weiß nicht," sagte sie beklommen, „ob Menschen seiner Art wahres Glück kennen."

„Du meinst, Wolff sei nicht glücklich gewesen?" Es war ein so eigenthümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin rasch einlenkte. „Er schrieb Dir doch von seinem Unfalle, 14 Monate nach unserer Hochzeit?"

„Er hatte das Bein gebrochen?"

„Sagte er weiter nichts darüber?"

„Er schrieb ja so wenig und so flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus seinen Briefen!"

Die Gräfin lächelte. „Meistens schrieb sein Secretär!"

„Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für den armen Verbannten zu ergreifen und ihm Manna in die Wüste zu senden!"

„Nun, die Wüste waren die Tropen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und das Manna sollte aus einer pommerschen Sandbüchse fallen!"

„Ich habe nie verstanden, warum Ihr Hof und Stadt so gänzlich vermieden habt in den ersten und letzten Jahren. Zuerst dachte ich, mein Bruder wäre so eifersüchtig, daß er seine schöne Frau vor allen Blicken verbergen wollte; als das aber vorhielt, war ich mehr und mehr erstaunt. Offen gestanden, ich dachte nicht, daß Du es aushalten würdest, Hedwig."

„So?" meinte sie. Es war ein so bitterer Ton in diesem „so", daß der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er sprang auf und legte mit großer Kunst einige frische Scheite in's Kamin, die auch sofort lustig knatterten.

„Siehst Du," sagte er, „so muß man es machen, Luft geben, leicht aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, sonst brennt das Ding nie."

Sie sah zerstreut in die Gluth:

„Ja, die Menschen meinen, sie bauen so geschickt und kümmern sich nicht darum, welch' edler Baum dort zu Asche verbrennt."

„Der Baum ist dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern."

„Es kommt nur darauf an, wie bald."

„Es kommt nur darauf an, für wen."

„Da man aber das Für wen nicht dem Baume überläßt, sondern ihn

behandelt wie eine fühllose Sache, so darf man immer annehmen, daß man grausam gegen ihn war."

Er hatte noch immer in's Feuer gesehen, jetzt wandte er sich rasch um. Marmorene Kälte lag auf ihren Zügen.

„Warum bliebt Ihr denn immer auf dem Lande," fragte er fast barsch.

„Weil sich Wolff bei dem unglücklichen Sturz den Hüftknochen derartig zerschmettert hatte, daß er ein Krüppel blieb für sein ganzes Leben. Er konnte nie wieder reiten, noch jagen, noch tanzen, noch eine Fußtour machen. Nur bei sehr gutem Wetter konnte er ohne Stock gehen. Es war sehr schwer für ihn, denn er hatte ja eigentlich keine anderen Freuden."

Sie sprach sehr ruhig und gleichmäßig, in dem wohlklingenden, weichen Tiefton, der so melodisch und so leise klang, wie rieselndes Wasser. Nichts rührte sich an ihr, keine Muskel des Gesichts, kein Finger, nicht einmal die schweren Locken auf ihrer Brust, als athmete sie nicht.

Asmar lehnte sich an den Kaminsims: „Ein Krüppel!" sagte er und starrte mit zusammengezogenen Brauen zu Boden.

Endlich hob er den Kopf. „Und womit unterhielt er sich."

„Wir spielten écarté, Piquet und Domino und Sechsundsechzig, und dann kutschirte er viel, das machte ihm große Freude."

„Und dann das Kind!"

Ein helles Leuchten ging über der Gräfin Gesicht. „Ja, Sylvia, als Sylvia heranwuchs, da wurde Vieles anders, die gab manche frohe Stunde. Er lehrte sie reiten und konnte stundenlang in der Bahn sitzen, bis sie die ganze hohe Schule, die kühnsten Sprünge ausgeführt und aus des strengen Lehrers Munde ein Lob geerntet."

„Und Du lehrtest ihr die anderen Dinge?"

„Ja, soviel wie möglich. Sie spielt wirklich sehr hübsch, Joachim, nicht dilettantisch."

Er setzte sich in den kleinen Sessel, den sie vorher eingenommen, und sie ließ sich in den gleiten, vor dem sie eben gestanden.

„Und dann beredete ich Wolff, auf ein paar Jahre nach Berlin zu ziehen, bis Sylvia fertig erzogen und verheirathet wäre. So kam ich zum ersten Mal wieder mit Menschen zusammen und konnte Musik machen, während er rauchte und spielte."

„Euer Salon machte sogar viel Aufsehen, man sprach von ihm in den Zeitungen."

Die Gräfin lächelte: „Man tadelte ihn viel, weil er allerlei Leute aufnahm, und die Standesunterschiede vergessen wurden. Auch fand Sylvia hier nicht ihren Mann, sondern zu Hause, den Vetter und Majoratsherrn."

„Das war auch weitaus das Beste, da Euch der Sohn versagt blieb."

„Ich habe mir nie einen Sohn gewünscht."

„Warum nicht?"

„Weil Wolff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen."

„Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem schönsten Mädchen unserer Residenz den Hof machte; damals war sein Beruf ihr gut genug.

„Du hast Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war denen gut genug, die das Mädchen gern verheirathen wollten, um es aus Sereniſſimus Nähe zu bringen."

Sie sprach sehr langsam und betonte jedes Wort. Er sprang auf und durchwandelte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen.

„Und Du selbst? Du wolltest auch nur fort aus dieser gefährlichen Nähe."

„Ja, ich wollte fort," sagte sie, ohne aufzusehen.

Er ging an den Schreibtisch und begann im Dunklen die Photographien zu rücken und die Papiere gerade zu legen.

„Warum hast Du" — Er vollendete nicht.

„Warum," sagte sie und wandte den Kopf nach ihm zurück. „Warum bist Du nicht lieber Künstlerin oder Bettlerin geworden, als meinen Bruder zu nehmen, wenn Du ihn nicht liebtest? Das wolltest Du fragen? Soll ich Dir darauf ehrlich Antwort geben? Weißt Du noch den Tag, als Du bei mir anklopftest und in mein Zimmer tratest, gerade als ein Sonnenstrahl durch meine Blumen fiel? Ich stand auf vom Schreibtisch, wo schon Berge von Geschäftsbriefen gehäuft lagen, und wo ich eben einen an Tauſſig begonnen, um ihn zu fragen, ob er mich für talentvoll genug hielte, eine Künstlercarrière zu wagen."

Sie hielt inne. Er hatte sich auf den Schreibtischstuhl gesetzt. Sie stand auf, kam zu ihm heran und erfaßte mit der einen Hand die Staffelei.

„Weißt Du noch," fuhr sie fort, „wie Du mich niederzwangst an meinen Schreibtisch und mir sagtest, Wolff liebe mich bis zur Raserei, er werde sich eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich ihm nicht mein Jawort gebe? Und wie ich zögerte, nahmst Du mich bei den Händen, als wolltest Du mich zerbrechen und sagtest, das Leben Deines Bruders läge in meiner Hand, Du habest Deiner Mutter versprochen, für ihn zu sorgen, wie für Dein eigen Kind."

„Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual gesagt habe. Ich dachte, Du liebtest ihn, wie er Dich," murmelte Asmar.

„Aber Du irrtest Dich, Dein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und seine große Bitterniß, ein Krüppel zu sein, entsprang hauptsächlich aus der Erinnerung an seine Triumphe."

„Er war verbittert?"

„Nun," sagte sie und ihre Stimme wurde wieder ganz sanft, „mit was hätte er sein Schicksal tragen können? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunst und Wissenschaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn

ſehr ſchwer und ſehr drückend ſein, und ich war gerade nicht die Frau, die es ihm leicht machen konnte. Wir ſtimmten in Nichts überein."

„Ich konnte freilich nicht wiſſen," entgegnete Asmar bitter, „daß es ſo unglücklich enden würde, und daß Du mit einer unmöglichen und verbotenen Liebe ſo bleich und ſtill zum Altar gingſt, einen Meineid zu ſchwören!"

„Einer verbotenen Liebe, was meinſt Du denn?"

„Haſt Du mir nicht eben geſagt, daß Du fort wollteſt, wegen Sereniſſimus? Du wollteſt vor Deinem Herzen fliehen?"

„Das wollte ich, aber nicht ſo, wie Du es meinſt! O Joachim, wie wenig ergründet Ihr Männer ein Mädchenherz! Man muß Euch Alles ganz deutlich ſagen und wird doch nicht verſtanden! Ich hätte Dich gern auf den Knieen angefleht: ich will lieber ſterben, als in die Ehe treten. Aber Du warſt immer mein Orakel, und ich hatte niemals Nein ſagen gelernt. An demſelben Morgen hatte mir meine Prinzeſſin eine furchtbare Scene gemacht, mich eine kalte Kokette genannt, eine herzloſe Sirene, die alle Männer um mich her mit meinem Spiel und meinen Blicken in Tod und Verderben lockte! O! es war furchtbar!"

Sie ſtrich leiſe mit den weißen Fingern über ihr Geſicht und faltete ſie feſt ineinander. „Ich hatte Niemand, der mir einen Rath geben konnte, nur Dich allein. Was ich an Wolff hatte, das ſah ich, als ich ihm andeutete, wir müßten den Hof verlaſſen. Ich habe von der Stunde an mein Herz nie wieder gegen ihn geöffnet." Sie ließ die Arme ſinken mit einer ſo troſtloſen Geberde, daß Asmar den Kopf wegwandte, um ſie nicht zu ſehen.

„Du glaubſt wohl, meine Stellung bei Hof ſei leicht geweſen und angenehm?" fuhr ſie in ruhigerem Tone fort. „Im Dienſt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, den Blicken immer ausgeſetzt, denen ich mich ſo gern entzogen hätte, beneidet, verfolgt, beargwohnt, verleumdet! Ich dachte oft: wäre ich doch häßlich wie die Nacht und ſpielte wie ein Schulmädchen, daß die Leute dabei ſchwätzen und lachen könnten! Aber wenn ich ſpielte, vergaß ich die ganze Welt; ich konnte nicht klimpern, und wenn mein Spiel mich auf's Schaffot gebracht hätte. Und dann, wenn ich aufſah, ſtand er da und ſah mich an mit brennenden Augen, und die Prinzeſſin wurde bleich und roth und weinte vor Wuth und Eiferſucht. Du aber ſagteſt zu mir, ich wäre ſo reich und glücklich in mir, daß ich ein ganzes Vermögen verſchenken könnte, ohne arm zu werden. Und meine Schätze wurden alle zu eitel Sand, wie im Märchen, weil Niemand ſie zu heben verſtand!"

„Ich wünſchte, wir hätten all' das nicht berührt," ſtöhnte er, „ich hatte ſolch ein beſeligendes Bild Eures Lebens in meinem Herzen, ich war froh, Dich noch einmal geſehen zu haben und wollte nun heim, ſterben! Siehſt Du, Hedwig," und ſeine Stimme wurde wieder barſch, „Du ſprichſt von Dir, von Deinem Leid, aber warum konnteſt Du es nicht vergeſſen über dem Seinen? Dir brach das Herz um Dich, anſtatt um ihn! Du ſagſt, er hatte keine Erziehung, keine Bildung. Ja, was nennſt Du denn ſo? Er war ein Welt-

mann, er verstand alle Sports der Reichen, er konnte nicht Musik beurtheilen oder ein Kunstwerk kritisiren, aber er war ein kühner Offizier, ein intelligenter Junge und ein Herz von Gold!"

Die Gräfin saß starr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein schmerzliches Entsetzen. So wurde sie beurtheilt, so, und von ihm! Sie konnte doch nicht ihre eigene Sache vertheidigen, sie konnte sich doch nicht loben, nicht die hundert Freuden aufzählen, die sie für den mißmuthigen Gatten ersonnen, die Reisen an alle Enden Europas, auf denen sie seine Launen ertragen und nur auf seine Zerstreuung bedacht gewesen, nein, sie durfte nicht einmal andeuten, wie sein Leiden ihn schließlich so verbittert hatte, daß er ihr ihre eigene Gesundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur im Sonnenschein der Jugend gekannt, nur gekannt, wie ein blind liebender Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig geblieben. Sie hatte sehr Unrecht gethan, auch nur so viel zu äußern; warum hatte sie aufgewühlt, was sie ihr Leben lang begraben, was die eigene Tochter nicht geahnt; — denn sie hatte verstanden, ihr den Vater als ein Ideal hinzustellen!

„Und warum kamest Du nie zurück, da Du ihn so sehr liebtest?" stieß sie schließlich heraus.

„Ich kam nicht, weil er es nicht wünschte, doch wozu all das, Hedwig? Wie sind wir nur auf die alten Geschichten gekommen? Bis zum letzten Abend hatte ich sie glücklich vermieden, nun muß es mich doch noch packen."

„Verzeih," sagte sie kalt, „ich war daran schuld, wie sehr Unrecht ich that, habe ich allerdings nicht vorher wissen können."

Sie blieben Beide einen Augenblick still, dann stand Joachim auf. Hedwig schlug plötzlich das Herz zum Zerspringen, sie glaubte, er wollte seinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all diese Berge von Kummer und Mißverständniß auf der Seele bleiben! Aber nein, er trat nur an die Pflanzen heran und sagte, indem er ein Palmenblatt berührte, mit veränderter Stimme:

„Mich ergreifen diese künstlich gezogenen Palmen immer wehmüthiglich, seitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort so erscheinen, wie sie mir hier."

„Und doch hast Du die Fremde lieb, also warum meine Palme bedauern?"

„Ja, ich habe sie sehr lieb, denn ich bin dort nur ganz ich, und das thut ja Jedem wohl; Du sitzest auch am liebsten am Clavier. In Singapore bin ich ganz Egoist, ganz Einsiedler und Junggeselle. Hier in Europa ist kein Mensch etwas ganz, man giebt sich nicht das Recht dazu."

„Und hast Du Dich nie nach der Heimat gesehnt?"

„Ich hatte ja keine Heimat. Auf Ritholm war ich immer nur geduldet, so lange mein Stiefvater lebte, nachher regierte dort Wolffs Vormund. Geboren wurde ich in Pasewalk, wo mein Vater damals in Garnison stand, als er starb, war ich erst zwei Jahre alt. Meine Mutter ging dann zurück

nach Mecklenburg, als sie wieder heirathete, kam ich in Pension, erst in Schwerin, dann nach Berlin. Das ist Alles höchst interessant! Verzeih, aber alte Männer werden geschwätzig."

„Hast Du immer nur gearbeitet, nie gerastet?"

„O, ich war nie besonders fleißig, ich habe viel ‚gerastet', wie Du es nennst. Doch nicht zuviel; mich trieb das Bewußtsein, vom Vater nur ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts."

„Du wolltest reich werden?"

„Nein, ich sparte so viel ich konnte von meinen Zinsen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, standesgemäß erhalten zu können."

Hedwigs Herz stand einen Augenblick still, dann sagte sie in kühlem Unterhaltungston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erstaunen: „Natürlich, Du hast ja auch einen Roman haben müssen, daran hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Japanesin, Javanesin oder Australnegerin?"

Er beobachtete sie jetzt höchlich amüsirt. „Aber, Hedwig, damals war ich ja noch in Europa. Du scheinst wenig Interesse an meinen Geständnissen zu nehmen?"

„Vielleicht war die Dame nicht interessant," entgegnete sie kalt. „Und sie war arm? Vielleicht aus dem Volke. Du wolltest sie Dir erziehen? Sehr hochherzige Männer haben öfters solche Marotten."

Joachims Augen ruhten wehmüthig auf ihr. „Nein, sie war nicht aus dem Volke," sagte er, „eigentlich ist mein Roman sehr interessant."

„So erzähle ihn mir doch."

„Aber dazu muß ich von mir sprechen und das habe ich verlernt; ich finde es auch gegen den guten Ton. Wer weiß außerdem, ob das Mädchen es mir verzeiht, wenn ich von ihr rede."

„Lebt sie noch?"

„Ich denke. Doch gieb Dir keine Mühe zu rathen, wer es ist, Du hast sie nie gekannt. Oft hatte ich sie schon gesehen, ehe ich merkte, daß ich sie liebte. Es war wirklich eigen! Doch ich muß noch weiter ausholen. Weißt Du, daß ich einmal sehr unglücklich war, aber sehr, so daß ich mich mit dreizehn Jahren vergiften wollte? Nein? Das glaubst Du nicht? Ich thäte es auch nicht in Deiner Stelle! Du erwähntest vorhin, ich hätte einen Cultus für meine Mutter gehabt. Ja! Und eine eifersüchtige Liebe dazu. Als sie Wolffs Vater heirathete, den alten Ritholm, da brach mir mein Kinderherz. Einem kann nämlich öfters das Herz brechen und wenn man stirbt und sich seciren läßt, ist es doch noch heil. Aber, o Gott, was ist ein Kinderschmerz furchtbar! Einmal in den großen Ferien war ich also zu Hause, d. h. auf Ritholm. Wolffs Vater machte kein Hehl daraus, daß er mir nicht gewogen, und mir wurde zum ersten Mal klar, daß meine Mutter den kleinen Wolff unendlich liebte, viel mehr als mich. Es war eine kleine Scene, — nein, ich kann sie Dir selbst jetzt, nach all den Jahren nicht wiederholen, darauf nahm ich eine Schachtel Streichhölzer und ging auf den

Boden des Wirthschaftsgebäudes. Ich steckte die Köpfe der Hölzer in ein Glas Wasser, das ich mir auch vorsichtig geholt, trank es aus und legte mich dann in das Stroh. Während ich auf den Tod wartete, dachte ich aber nach über mein sündhaftes Vorhaben, und eine solche Reue überkam mich, daß ich zu meiner Mutter stürzte, ihr Alles sagte und sie bat, mir meinen Tod zu verzeihen. Aber mein Tod kam nicht! Und damals sagte mir meine Mutter zum ersten Mal, daß ich leben müßte, um meinem Bruder Schutz und Stütze zu sein, weil sein Vater alt und sie zart und schwach. Von dem Tage an begriff ich, daß ich Wolff unendlich lieben müßte, um ihn nicht zu hassen. Und ich habe ihn unendlich geliebt." Joachim hielt an. „Doch verzeih, Hedwig, jetzt möchte ich eine der Tassen Thee trinken, die dort seit einer Stunde eingeschenkt stehen; da Du sie mir nicht anbietest, werde ich sie mir nehmen."

Er ging mit seinen kurzen, raschen Schritten an den Theetisch, ho. eine Tasse, die er Hedwig anbot. Sie schüttelte aber das Haupt und sagte nur:

„Und Dein Roman?"

„Erst werde ich noch einen dieser Biscuits kosten, sprechen macht hungrig, besonders, wenn man es nicht gewohnt ist."

Hedwig schwieg, alles Conventionelle war in diesem Augenblicke von ihr abgestreift, sie dachte nur an ihn und saß traumversunken, regungslos da. Er trank langsam die kleine Tasse aus, sah dann das Bildchen auf ihr an, flüsterte: „Reizend," trug die Tasse zurück, bezwang eine Bewegung nach seiner Cigarrettentasche und nahm dann wieder den kleinen Sessel ein.

„Das hätte ich vor dreißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir heute meinen Roman erzählen würde," sprach er so vor sich hin. „Doch sage mir erst, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht ertragen zu können, sage mir einmal so die Essenz Deiner Kindheit. Warst Du glücklich oder unglücklich, lebtest Du gern zu Hause oder warst Du lieber in der Pension. Vor dreißig Jahren warst Du in Altenburg in Pension, wenn ich nicht irre?"

„Ich mag jetzt nicht sprechen," sagte sie traurig, „Du entziehst Dich mir sonst wieder, Du hast schon Lust dazu, Dir ist es leid, mir Dein Visir geöffnet zu haben. Du meinst, es nutzt nichts? Aber es schadet doch auch nichts? Und ist es Dir wirklich nichts werth, daß ein Mensch auf Erden einmal Dein Vertrauen besessen hat?"

„Vielleicht ist Euch Frauen das Aussprechen ein Naturbedürfniß, uns Männern nicht."

„Wenn es ein Naturbedürfniß ist, so bin ich mein ganzes Leben in der Unnatur verblieben. Es hat mich Keiner gefragt, Niemand schien sich dafür zu interessiren. Künstlerisch schwärmten sie wohl für mich, und was ich ihnen in Tönen sagte, glaubten sie zu verstehen, und sie verstanden doch immer nur sich selber. Die Menschen sind so naiv egoistisch."

„Nicht Alle."

„Siehst Du, Joachim, wir Frauen sehen nicht die Welt wie sie ist, sondern die Welt wie man sie uns zeigt. Wir leben fast ausschließlich in die starke Feste des eigenen Hauses eingeschlossen, der Herd ist unsere Welt, und wenn der kalt geblieben —"

„Aber an Euch ist es, ihn zu erwärmen."

„O Joachim! Es ist noch nie ein Funken allein, von selber in der Welt entstanden! Es gehören immer Zwei dazu!"

Er lachte rauh: „Du willst mir doch nicht sagen, daß Wolff kalt war, nachdem ich sein Feuer gekannt, seine verzehrende Leidenschaft für Dich. Er war wild, leichtsinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht."

„Du hast ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, sonst wärest Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwischen uns sich der Funken entzünden würde, der die ewige Flamme bilden könnte."

„Dann warst Du wirklich nur eine kalte Kokette, denn Du ließest Dir den Hof machen, Du warst freundlich für ihn, Du hörtest ihm gerne zu und freutest Dich, wenn er so schön zu Pferde saß."

„Ja, gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich sah ihn stets mit schwesterlichen Augen an."

„Das nennen Frauen schwesterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!"

„Desto schlimmer für uns, wenn wir es sind, wir sind Diejenigen, welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verstanden werden."

„Vielleicht ist es der weibliche Egoismus, der sie verhindert zu sehen, wenn sie leiden machen."

Ein unmerkliches Zittern ging durch ihre Lippen. „Ich glaube, so gut das Glück macht, so schlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes Leiden trägt, wird man wirklich egoistischer und kälter gegen die Andern, die vielleicht Trost und Hülfe von uns erwartet hätten."

„Aber Wolffs Frau sollte doch nicht ein so großes Leiden zu tragen haben! Er war kein roher Geselle. Mein Gott, Du warst viel zu glänzend erzogen für seine einfache Natur, aber er liebte Dich doch und war so gut und ehrlich und treu!"

Thränen feuchteten einen Augenblick Asmars Augen. Die Gräfin sagte mit eisiger Ruhe:

„Du bedenkst nicht, was dem vorherging, daß ich Wolffs Frau wurde."

„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen," entgegnete er, ihr den Rücken kehrend, „es möchte mir sonst gehen wie dem Reiter mit dem Bodensee."

Er sprang auf und durchmaß das Zimmer, wieder bis zu den Palmen.

„Ich bin tapferer als Du," nahm sie nach einem kurzen Schweigen wieder auf, „ich möchte Deiner Jugendgeschichte in's Gesicht sehen, ohne mich in Stein zu verwandeln oder todt niederzusinken."

„Wieder echt weiblich!" meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln

näher, aber auf seinem Gesicht lag noch ein fahler Schein, als wäre er einer Todesgefahr entronnen.

„Zuerst spielt die schöne Hand mit einem Stilet, droht, uns die Augen auszustechen, und sagt dann mit der weichsten Kinderstimme: Erzähle mir eine Geschichte. Und die Geschichte muß vor Allem rührsam sein, damit das kalte Herzchen den angenehmen Kitzel einer heraufsteigenden Thräne fühle. O Hedwig, weißt Du noch, wie ich Dich einmal, als Du Kind warst, schelten mußte, und wie Du weintest, meine Hand nahmst und sie küßtest, ehe ich wußte, was Du thun wolltest. Und dann fand ich einen Strauß schöner Blumen in meinem Zimmer, so geschmackvoll, daß nur Du ihn gebunden haben konntest. So sind die Weiber, und wir armen Thoren lassen uns die Blumen gefallen und finden uns sehr groß. Aber das merken wir nicht, daß wir einen Ring in der Nase haben und an einem seidenen Faden geführt werden!"

„Also auch das nahmst Du für kalte Koketterie?"

„Nein, damals nicht, das habe ich seitdem eingesehen."

„Dort bei den Rothhäuten? Weißt Du, Joachim, Du kommst mir gerade vor wie ein junger Maler, dem ein Meister gesagt, es fehlte ihm an Farbensinn, und der Nächte lang darüber nachdachte, worin wohl Farbe bestünde. Ich rieth ihm, vor Allem nicht bei Nacht darüber nachzudenken, sondern bei Tag durch die Wiesen zu gehen und die Blumen anzusehen. Du hast meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht sahst und vergessen hattest."

„Mir fiel Deine Mutter ein. Man sollte ein Mädchen stets nach der Mutter beurtheilen."

„Aber ich soll meinem Vater gleichen, auf ein Haar. Du weißt ja überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter gestanden, ich war viel zu stolz, um irgend Jemand ein Wort darüber zu sagen, es war doch meine Mutter!"

„Durchschautest Du denn ihre Pläne?"

„Was für Pläne?"

„Ich habe mich falsch ausgedrückt, ihre sorgfältige Erziehung entsprang wohl mehr aus selbstsüchtigen und interessirten Motiven, das magst Du gefühlt haben."

„Sie wollte, ich sollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht musikalisch gewesen, sie hätte mich an's Clavier festgebunden, damit ich dennoch perfect spielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht erzogen, denn von einem Seelenverkehr oder Gedankenaustausch war nie die Rede, ihre Rathschläge bezogen sich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an dem unvergeßlichen Tage, wo Du mich ausschaltest, sagtest Du von Allem das Gegentheil wie meine Mutter, Du sagtest, was ich als Wahrheit fühlte, gebrauchtest Redewendungen, die ich mich erinnerte, von meinem ewig betrauerten Vater gehört zu haben;

was in meiner Seele ſchlummerte und tief verſchloſſen war, das weckteſt Du. Darum küßte ich Deine Hand und ſchwieg ſtill, Du ſollteſt nur mehr ſagen, ich dachte, ich könnte Dein Schüler werden."

Ein heftiger Windſtoß rüttelte am Doppelfenſter und ſauſte durch's Kamin, ſo daß Kohlenfunken rings auf den Teppich geſprüht wurden! Asmar bückte ſich, um alle die kleinen Kohlen auszulöſchen.

„Siehſt Du," ſagte er, „wie gefährlich! Dieſe Kamine paſſen nicht für ein ſolches Klima, aber der Menſch muß immer Alles nachmachen, ob es paßt oder nicht."

Die Gräfin lächelte. „Wenn man nie etwas nachmachen würde, ſo wäre man noch chineſiſch oder japaneſiſch."

„Dieſes ‚noch' iſt köſtlich, auf die Chineſen und ihre hohe Cultur angewendet."

„Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht mehr das Glück, Gnade vor Deinen Augen zu finden! Ich fange an zu glauben, daß Dein Roman, die ‚Sie' in Deinem Leben einen Schatten auf uns Alle geworfen hat, weil Du eine ſo entſetzlich ſchlechte Meinung vom weiblichen Geſchlecht überhaupt und von den Europäerinnen insbeſondere haſt!"

„Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menſchen, der die Aufrichtigkeit und Wahrheit liebt."

„Beſonders die Chineſinnen mit ihrem verkrüppelten Fußſyſtem ſcheinen mir ein Typus für Naturwahrheit."

„Ehrlich geſtanden, Hedwig," entgegnete er lächelnd, „habe ich von den Eingeborenen der Länder, in denen ich Conſul war, nicht viel mehr geſehen als Du. Sidney iſt nun z. B. faſt eine europäiſche Stadt, Singapore — doch ich habe bemerkt, daß Du wenig geographiſches und Völkerintereſſe haſt, ſonſt hätte ich Dir ja eins meiner Bücher zu Füßen zu legen gewagt. Dir iſt die Seele, die in den Tönen ruht oder aus den Augen blitzt, das allein intereſſante Studium."

„Ich verdiene Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein Zeichen Deiner guten Laune."

„Meine gute Laune wird aber gleich wieder ſchwinden, wenn ich auf die Uhr ſehe; es iſt ſicher über elf, und ſeit 25 Jahren bin ich nie ſpäter als elf zur Ruhe gegangen."

„Aber Joachim," wollte Hedwig ernſthaft einwenden, als ſie ein ſchelmiſches Lächeln in ſeinen Augen bemerkte. „Natürlich um 11 Uhr, aber ſiehſt Du, die Zeit hier iſt ja eine andere, wenn es drüben 11 Uhr iſt, geſtatte ich Dir, Dich zurückzuziehen."

„Du glaubſt, die Berechnung fällt mir ſo ſchwer?" Er zog ein zierliches Notizbuch heraus, jeder Gegenſtand, den er in Gebrauch hatte, war von überraſchendem Geſchmack, nichts Dutzendwaare, Alles hatte ein beſonderes Gepräge. Man konnte ihn, ſo zu ſagen, an jedem ſeiner Gegenſtände erkennen.

Hedwig stand etwas schneller auf, als sonst ihre Art war, und ergriff das Büchelchen aus dem er noch nicht den Bleistift gezogen hatte. „Das wird confiscirt," sagte sie und wurde plötzlich dunkelroth. Sie war in ihrem Eifer so nah an ihn herangetreten, daß sein Athem sie gestreift hatte, sein eigenthümlich parfümirter Athem, der ihr so eine Fülle von Erinnerung brachte, daß sie fast schwankte. Ja, diesen merkwürdigen Duft, den hatte sie ganz vergessen gehabt; wie war das nur möglich, ein so charakteristisches Merkmal! Ihr war urplötzlich, als säße sie auf seinem Schooße in dem Laubengang von Ritholm, wo er sie ausgelacht, als sie ihn geküßt und ihr versichert hatte, nun würde sie auch einen Bart bekommen. Sie war kaum fünf Jahr alt gewesen. Und auf der Heimfahrt hatte sie der Mutter nichts von ihrer Sorge anvertraut, aber lange nachher jeden Morgen in den Spiegel geschaut, sich beim Waschen die kleine Oberlippe roth gerieben, um keinen Bart zu bekommen. Vierzig Jahre schienen verschwunden durch diesen leisen Duft. Nein, sie waren nicht verschwunden, sie hatte sich ja ruhig in ihren Sessel gesetzt, ihre Gedanken hatten die gewohnten Bewegungen nicht aufgehalten, sie saß da, eine freundlich lächelnde Matrone, deren Frauengestalt schwarzer Seidenstoff umfloß und deren Haupt wittwenhaft mit schwarzer Spitze verhängt war. Und er? Sie blickte zu ihm herüber. Er war zurückgesunken in den Lehnstuhl und sah plötzlich so alt aus. Warum nur? War die Jugend von ihm gefallen in dem Augenblicke, da sie ihren Hauch wieder gespürt? Woher hatte er nur diesen süßduftenden Athem? War es der Odem seiner reinen Seele?

„Ich finde, auf die Dauer ist diese halbe Beleuchtung angreifend," sagte sie; sie wollte sehen, warum er ihr plötzlich so alt erschien. „Willst Du mir selbst eine der Lampen aus dem Salon herholen, oder soll ich klingeln?"

„Das Beste wäre wohl, ich überließe Dich der Ruhe und suchte sie selbst auf?" entgegnete er, „aber wie Du willst."

Er brachte eine der Lampen in's Boudoir und setzte sie auf den Kaminsims vor den halb verhängten Spiegel. Hedwig war auch aufgestanden und riß den Lampenschirm herunter, so daß Joachim sie verwundert ansah. Er äußerte aber nichts, sondern nahm wieder seinen Platz ein; dann sagte er:

„Ja, es ist besser, das helle Licht, wenn man von Jugendzeiten spricht; man könnte sich sonst einreden, man wäre selbst noch jung." Er schwieg.

„Du vergißt, daß Du mir noch Deinen Roman schuldig bist," entgegnete sie.

Er zog seine Uhr heraus. „Bewilligst Du mir noch eine Stunde, so werde ich Dir auch noch eine bewilligen."

„Also noch zwei im Ganzen."

„Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolffs Frau gehabt; Du wirst mir dann, kurz ehe ich fortgehe, — ich traue Dir wirklich zu, daß Du die Wahrheit sagst,— eingestehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber siehst Du, mit dem häßlichen Schatten, den Du in meine Seele auf das Bild von meines Wolffs Frau geworfen, mit

dem will ich nicht sterben. Es wäre doch zu bitter, sollte man sich so geirrt haben sein ganzes Leben. Es ist schon so bitter genug; ich wünschte, ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Wahn, Wolff hätte ein Paradies auf Erden gehabt."

„Und steht die Wahrheit nicht immer höher?"

„Wenn wir darüber streiten, sind wir morgen früh noch nicht weiter. Was heute Wahrheit, ist morgen Lüge und übermorgen Trug und den vierten Tag Verrath und den fünften ein überwundenes Vorurtheil."

„O, ich sprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieser speciellen," sagte sie traurig.

„Mein Lebenlang habe ich die Wahrheit als das Höchste geschätzt auf Erden, das klingt so trivial wie alle großen Phrasen, aber praktisch, auf das kleine Leben angewendet, ist es nicht alltäglich. Nur die Gerechtigkeit stellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer ungerecht gehandelt."

Sie schwieg, und er erwartete auch keine Antwort; denn was er sagte, schien mehr ihm selbst als ihr zu gelten. Ihr war, als sollte sie sich ganz in die Ecke des Zimmers verkriechen, um ihn nicht zu stören in dem lauten Denken.

„Diese unglückselige Eigenschaft aller Deutschen, ewig zu prüfen, welchen Motiven ihre Handlungen entspringen, hatte mich schon früh gepackt. Ich hatte daher immer so viel in mir zu denken gefunden, daß ich selten aus mir hinausging; darum war mir wohl nachher die Fremde sympathisch, nachher, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. geliebt. Wie sie war, willst Du wissen? Sie war liebreizend, sie war ein unbewußtes Genie, — und warf alle ihre göttlichen Eigenschaften hin, nur um hoch zu steigen in der Scala, die menschliche Eitelkeit errichtet. Anstatt Gottes Werke, Feld und Wald, zu studiren, lernte sie die Formen der Menschen auswendig und versenkte sich in die Abstufungen ihrer Laster; nein, nein, sie wäre nicht für mich gewesen, und ich nicht für sie! Wie es alles kam, willst Du gewiß wissen, denn dies ist noch kein Roman, ein Roman muß spannen, soll er den Namen verdienen.

„Also ich, der Held, ging eines Abends, es war hier in Berlin, und ich bin neulich wieder auf denselben Platz gegangen, in's Schauspielhaus. Kennst Du die Parquetlogen? Ich weiß nicht, ob es Stil ist, in sie zu gehen; ich ging aber gerne hin, weil ich von dort sah, ohne gesehen zu werden. Und was ich sah, war eine aufgeblühte Knospe. Es war vielleicht gar nicht so wunderbar, wie es mir vorkam. Knospen blühen auf und werden merkwürdig schöne Blumen, und die Knospen hat man oft betrachtet und sie vielleicht vor rauher Hand geschützt, aber nach der erblühten Blume streckt man selber die Hand aus und will sie besitzen und meint, das ganze Leben sei werthlos ohne diese Blume." Er hielt inne.

„Also Du hattest sie schon früher gekannt?" brachte die Gräfin mühsam hervor.

„Ich, ich hatte sie früher gekannt; aber an dem Abende war mir's, als sähe ich sie zum ersten Mal. Es war wie eine Offenbarung. Von der Stunde an faßte ich den Plan, etwas zu verdienen, um heirathen zu können und die Perle zu besitzen."

„Darum wähltest Du die Consulats-Carrière? Das war zur damaligen Zeit!" die Stimme der Gräfin klang ganz heiser.

„Ich berauschte mich in ihrer Nähe, ich war so selig, als wäre ich von Himmelsmusik beständig umfluthet. Nun, ich brauche nicht die ganze Scala der Leidenschaft vor Dir durchzuspielen. Du mußt sie ja kennen!"

„Ja, ich kenne" — flüsterte sie.

Er schwieg und sah sie lange an, als wollte er das Räthsel ergründen, als wollte er selbst entziffern, was er zu hören fürchtete.

„Also," sagte er endlich, „so ist es dennoch wahr, Du hast den Anderen im Herzen gehabt, tief, tief im Herzen, und mein armer Bruder konnte ihn nicht verdrängen!"

„Nicht lebend und nicht todt, Gott verzeih mir's!" sagte die Gräfin. „Aber, Joachim, Du bist ja Deiner Liebe auch treu geblieben, was wirfst Du mir's denn vor?"

„Nein, Hedwig, ich bin ihr nicht treu geblieben, denn Treue zu ihr wäre Untreue zu einem Anderen gewesen; ich habe nicht einmal meinen Gedanken in den langen, qualvollen Nächten meiner Einsamkeit erlaubt, sie zu umfangen, weil ich ehrlich sein wollte, bis in den Grund meiner Seele; ich habe nie eine Andere geliebt, aber ich habe sie auch nicht mehr geliebt, ja ich wäre im Stande, jetzt vor sie hinzutreten und ihr meine kühle Freundschaft anzubieten. Aber das ist eben jetzt; damals mußte ich die Meere zwischen uns legen."

„War sie Deiner denn unwürdig, daß Du sie nicht zu Deiner Frau nehmen konntest."

„O so einfach ist die Geschichte nicht," sagte er mit einem Anfluge von Lächeln, „ich habe Dich ja um eine Stunde Gehör gebeten. Sie war eine Künstlerin, sagen wir eine Sängerin, und hatte ein Engagement angenommen, trotzdem ich allen meinen Einfluß angewendet, daß sie sich nicht band. Meine Liebe war nicht vermindert dadurch, daß sie mir nicht folgte; vielleicht hatten die Ihren sie dazu veranlaßt. Der erste Abschied aber, den sie in Folge dessen von uns nahm, war mir von trostloser Vorbedeutung. Doch die Jugend ist hoffnungsreich."

„Wart ihr schon so zu sagen verlobt?" stieß die Gräfin heraus, „verlobt, während Du Dich frei geberdetest und vielleicht bei Anderen den Glauben erwecktest, Du liebtest sie?"

„Bei welchen Andern?"

„O," sagte sie abbrechend, „ich habe einmal von Jemand gehört, sie hätte Jahre lang geglaubt, Du könntest ein wenig Interesse an ihr haben."

„So, das hat sie also dennoch gefühlt," sagte er gedankenvoll. „Nein, wir waren nicht verlobt; ich scheute mich davor, ihre Jugend zu binden, und segnete schließlich, wenn ich so grübelnd dasaß am Meer — ich war als Consulatsverweser nach Triest zuerst gesandt, als ich die diplomatische Carrière aufgegeben — also ich segnete schließlich ihr Engagement, welches sie mit vielen bedeutenden Menschen in Beziehung brachte. Ich hatte doch einmal, als ich abreiste, in ihrem Auge die Liebe gelesen, wir arroganten Männer täuschen uns so oft; aber dieser Blick, den sie mir nachsandte, wie ich die Treppe hinabstieg und mich noch einmal nach ihr umschaute, dieser Blick gab mir die volle Seelenruhe. Man beurtheilt ja immer die Menschen nach sich; darum glaubte ich, nur Einem Mann kann sie so nachblicken, und in diesem Bewußtsein blieb ich sechs Monate dort. Darauf wurde ich zum Viceconsul ernannt und konnte nun kommen, um sie zu werben. Sie hatte unterdeß auch ein heirathsfähiges Alter erreicht, kurz ich machte die seligste Fahrt durch, die je ein Mann zwischen Triest und Berlin durchgemacht." Er hielt an. „Ich langweile Dich wohl?" sagte er.

Hedwig sah ihn gespannt an. „Und als Du kamst, war sie todt oder untreu oder was, sprich doch, was?"

„Immer sachte! Ich bin jetzt alt und an längere Reisen gewöhnt, trotz meiner Seligkeit schien mir die Fahrt damals lang.

„In Berlin fand ich — fand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzutheilen hätte, — von meinem Lieb."

Er schwieg und stand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann an's Fenster.

„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, sich in die böseste Gesellschaft gestürzt und drohte sich nun umzubringen; und Alles, weil mein Lieb auch sein Lieb war, er aber nicht wagte, um sie anzuhalten, da er meine Leidenschaft kannte, obgleich sie seine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und warb um sie für ihn."

„Du warst ja stets zum Brautwerber auserlesen," unterbrach sie mit harter Stimme, „und Du hattest dort, wo Du liebtest, denselben glänzenden Erfolg wie bei mir?"

„Genau denselben!" sagte er traurig.

„Dann hatte sie Dich nie geliebt," meinte die Gräfin.

„Natürlich nicht, das war ja das Traurigste. Noch während ich mit ihr sprach, zitterte mir das Herz mit der leisen Hoffnung, sie würde Nein sagen — der Mensch ist sehr egoistisch, wie Du vorhin sagtest — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges sehen, von dem ich Monate gezehrt, aber nein, nur kalt, grausam und fast spöttisch maß sie mich. Als

sie mir das Ja für den Anderen gegeben, da schlich ich durch all die Gänge und Treppen hinab, über die Straße, auf mein Zimmer und fiel ohnmächtig nieder. Doch nun wollen wir von angenehmen Sachen sprechen," meinte er mit klangloser Stimme und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich habe Dir doch keinen richtigen Roman erzählen können, ich bin zu phantasielos und großes Unglück ist immer so einfach."

Sie schien ihn nicht gehört zu haben, denn sie sagte wie in tiefen Gedanken:

„Du kannst ihr aber sehr Unrecht gethan haben, ich kann es beurtheilen, vielleicht liebte sie Dich auch und glaubte sich nur von Dir verrathen."

„Nein, Hedwig, Frauen sind sehr feinfühlig in diesen Beziehungen; sie hat genau gewußt, daß ich sie gern hatte, sie aber hing weder an mir noch an ihrem Manne, sondern an einem Dritten, scheint's, das wußte ich nur damals nicht."

„Großer Gott," stöhnte Hedwig, dann sah sie wie verwirrt um sich, aber Joachim sprach weiter, als wäre sie nicht im Zimmer.

„Nun kam die schlimmste Zeit, wo ich mich entwöhnen mußte, sie mit jedem Gefühl, jedem Gedanken zu verbinden, hätte ich nur noch in meinen Phantasien mit ihr weiter leben können, wie froh wäre ich gewesen, aber ich durfte nicht, es wäre ein Verbrechen gewesen. Da ging ich über's Meer. Ach, oft spülte eine Welle sie mir noch nach, aber die Wellen zerschellen an Schiff und Strand. Und drüben war ein neues Leben, sogar Arbeit und Forschung, allmählich kamen mir sogar alle meine kleinen Freuden nachgespült. Reizvoll war die südliche Färbung, eigenartig mein Haus, ich zog um dasselbe herum meinen seltenen Garten; und am Meer saß ich und lernte angeln, und das Meer gemahnte mich nur an die Kindheit, nicht an die Liebe, und die Sonne vergoldete auch bei mir die Flur und der große Himmel spannte sich herrlich über mir aus. So wurde ich ein alter Mann, und nun ich wieder daran denke, begreife ich nicht, was mich noch einmal zurücktrieb. Den Bruder hatte man lange begraben — das war ein schwerer Tag, der mir die Nachricht brachte, Gott sei Dank, daß er vorbei — seine Gattin war mir fremd geworden, und sein Kind habe ich noch immer nicht mit Augen geschaut."

„Und wie ist Dir Deines Bruders Wittwe erschienen?" unterbrach Hedwig ihn.

„Meines Bruders Wittwe? Den Eindruck macht sie nicht. Sie hat mich überrascht. Sie ist eine vornehme Frau, die ihren eigenen Weg geht, die aus dem talentvollen Mädchen sich zu einer Meisterin entwickelt hat, die das Leid, was sie vielleicht gelitten, allein getragen, die aber von Wolff nichts an sich behalten."

Die Gräfin lachte nervös auf. Sie war wie krank. Was hatte er alles für Berge zwischen sie gebaut seit ihrer Plauderei am vergangenen Abend! Sie hatte ihre Fassung ganz verloren. Sie stand darum auf und trat in's Nebenzimmer.

Joachim blieb in seinen Sessel gebannt, denn plötzlich klangen abgerissene Accorde an sein Ohr, die in eine Chopin'sche Phantasie übergingen. Und diese ging über in eine Polonaise und ihr folgte der Trauermarsch, lauter Chopin; sie aber spielte, wie sie noch nie gespielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tactes.

„Nein, sie ist nur sie selbst, Niemandes Frau oder Wittwe," sagte er, plötzlich an's Clavier tretend, „sie ist eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unserer engen Vorurtheile gehört. Sie hatte ein Recht, uns Alle unglücklich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen."

Hedwig war zusammengeschreckt, als seine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jetzt stand er neben ihr, die Hand auf das Pult stützend, und sah auf sie nieder. Sie aber schien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu sein.

„Wenn Du den Gedanken an sie hast aus der Brust reißen können, dann hast Du sie doch nicht geliebt, das kann Keiner," sagte sie herb.

„Hast denn Du den Gedanken an den Anderen niemals aufgegeben?"

„Niemals."

„Und das war meines vergötterten Bruders Weib!"

Sie sah zu ihm auf. „O," meinte sie sehr ruhig, fast kalt, „er hat nie etwas davon geahnt, denn er sah mich stets vollkommen heiter. Du weißt's nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn erfand ich Zerstreuungen, weil mein Lebensnerv gerissen war; wer mich sah, beneidete mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung sei unbesorgt; sein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Du von mir verlangtest, das habe ich gethan. Wolffs einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Claviergeklimper hätte es in mir getödtet; er ging sogar so weit, zu meinen, sein Leben wäre interessanter, wenn ich ihn hie und da ein ganz klein wenig eifersüchtig gemacht hätte."

„Ich begreife ihn," sagte Joachim bitter, „wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchste Preis auf Erden, mein Kleinod, wäre mir kalt begegnet, statt eines klopfenden Herzens ein Marmorbild, siehst Du, Hedwig, Du hast wirklich keine Ahnung, was Liebe ist, sonst wärest Du nicht im Wahn befangen, Du habest ihn glücklich gemacht; und Der, den Du liebtest, hat er Dich nicht gelehrt, Dein Herz zu beachten?"

Die Gräfin lachte. „Nein, er trat darauf!" sagte sie mit großer Energie. „Ich sah mich von ihm verschmäht in dem Augenblicke, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weihen zu dürfen. Was glaubst Du denn, was das ist für ein feuriges Gemüth, für eine liebende Frau?"

„Also verschmäht hat er Dich? Und wie hattest Du Dir Deine Zukunft mit ihm gedacht?"

Die Gräfin zog einen wunderbaren Accord aus den Saiten, daß sie klangen wie ferner Harfenton, lächelte leise und nickte vor sich hin, als ob sie den entschwebenden Tönen zunickte. „Wie im Himmel," sagte sie.

„Ich fange an, mich an den Bodensee zu gewöhnen," sagte er mit einem geisterhaften Lächeln, „ich merke, daß ich nicht sterbe an meinem ungeheuren Mißgriff." Er ließ sich in einen Sessel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.

„Du hast ja Deine Liebe überlebt, warum solltest Du noch sterben, jetzt, wo Alles vorüber ist?"

„Weil man sein Leben hingeben, die Lanzen sich selbst in die Brust stoßen kann, nur muß man nicht später einsehen, daß man es für eine faule Sache gethan!"

„Das hast Du eingesehen?

„Hedwig, ich hatte meinen Bruder so lieb wie mich selber, glaube ich; denn an dem Tage, da mein Bruder mir seine Leidenschaft für das Weib meines Herzens eingestand, da ging ich hin und machte den Brautwerber für ihn und warf ihm die Perle in den Schooß, die heißbegehrte Blume, die ich an dem nämlichen Tage an mein Herz hatte legen wollen, und ich stand am Altar, als sie mit meinem Bruder den Ring wechselte, und ging fort in die Verbannung, und da ich wiederkomme, finde ich, daß ich blind und taub und unverständig war, und daß ich ein großes Unrecht begangen und mein Leben, meine Liebe, mein Glück umsonst geopfert habe, ja, daß meine ganze Liebe ein grausamer Irrthum war."

Er hatte die Arme auf die Kniee gestützt und das Gesicht in die Hände versenkt. Einen Augenblick stand die Gräfin hoch aufgerichtet, geisterbleich; und wie eine hehre und seltene Blume, die der Herbstwind niederlegt, sank sie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Gesicht und drückte sie mit Gewalt an ihre Brust.

„Jo! min söte Jo! Dich, nur Dich habe ich geliebt mein ganzes Leben, und weil ich mich von Dir verschmäht glaubte, war ich so verzweifelt; und weil Du mir sagtest: „Mach meinen Bruder glücklich," so habe ich versucht, ihn glücklich zu machen. Es war ein furchtbarer Kampf! — Joachim! Nächte und Nächte habe ich durchgeweint; ich wußte nicht mehr, was Schlaf hieß. Ich hatte Dich geliebt von dem ersten Erwachen meiner Seele an. Du warst mir alles. Ich habe Dich geliebt wie den lieben Gott."

Eine Blutwelle überfluthete sein Gesicht; keines Wortes mächtig, zog er seine Hände aus den ihren, umschlang sie mit stürmischer Kraft und drückte sie fest an seine Brust. Und sie ließ es willenlos geschehen; ihre Thränen feuchteten seinen Rock; während seine Lippen leise und immer wieder ihr Haar berührten.

Sie war die Erste, die wieder sprach:

„Siehst Du, Joachim, Du brauchst nun doch nicht zu sterben! Ich hatte mich ja nur für Dich geopfert, für Dich! Da ich Dein Weib nicht werden konnte, so wollte ich Deine Schwester sein und — seine Schwester! Und in treuer Schwesterliebe habe ich alles aufgeboten, sein Leben erträglich zu machen; ich war immer Deiner werth; Du brauchst Dich meiner nicht zu schämen.

Ich war ein Stückchen Seele von Dir, und unbewußt vollbrachte ich Dein Opfer. Nun ist alle Bitterniß von mir gewichen. Ich bin das seligste Weib auf Erden, nun da ich weiß, Du hast mich nicht verschmäht. O, worum hast Du nicht Deine Lippen geöffnet und mir Deine Liebe gestanden? Ich wäre nicht verzweifelt. Ich that es ja doch für Dich, obgleich ich mich von Dir verschmäht glaubte, und durch mein langes, schweres Leben war nur ein Gedanke, der mich stützte: ‚Wäre Er jetzt zufrieden mit mir!‘ Und da kommst Du wieder, kränkst mich so tief und hebst mich in den Himmel, alles in einem Augenblick. O Joachim! Alles Leid ist nicht gewesen. Es ist ausgelöscht. Das Leben war schön und reich; denn Du hast mich geliebt! O Jo, min söte Jo!“ flüsterte sie fort und fort an seiner Brust, und er streichelte ihr Haar und ihre Wange und versuchte immer zu sprechen, aber konnte nicht, während es bei ihr war, als würden plötzlich alle Dämme eingerissen und alle Schranken gesprengt, und als müßte in brausendem Strom die langverschlossene, keusche Liebe hervorstürzen und alles überfluthen in jugendlicher Gewalt, als müßte sie einmal sagen, nur sagen, was sie getragen, ohne ein Wort, ohne eine Freundeshand, die ihr Hülfe gebracht, als brächte sie ihm jetzt erst die ganzen Schätze ihres reinen, jungfräulichen Herzens entgegen und legte sie ihm zu Füßen.

„Haidi!“ sagte er fast unhörbar.

„Und von Deinen eigenen Lippen zu hören, ich sei eine kalte Kokette gewesen, jetzt, nach so vielen langen Jahren. O Jo! Das hatte ich wirklich nicht verdient! Du wußtest nicht meine schreckliche Lage; Du konntest nicht denken, was es heißt, von eines Menschen Liebesanträgen verfolgt zu werden, in dessen Dienst man steht, und keiner Seele ein Wort darüber sagen zu dürfen, um nicht meinen Brotherrn in aller Augen herabzusetzen, und zu hoffen, zu hoffen auf den Einen, wie auf den Erlöser, und er kommt, und das Herz will aus der Brust ihm entgegen, und er sagt: ‚Werde meines Bruders Weib!‘ — seines Bruders, der in allem sein Gegentheil war!“

„Ich war ein Thor!“

„Nein, Du warst Dir treu, Dir, Joachim, den ich geliebt und vergöttert habe, der nie an sich gedacht und der mir in dieser Stunde wiedergeschenkt ist.“

Sie stand auf und wandte sich hin und her, als wäre sie unschlüssig, ob sie noch einmal dem Clavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen sollte.

Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtschein hinein. Das brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor sich hingestarrt hatte, zu sich.

„Die Lampen!“ rief er.

„So laß sie doch, Joachim, was geht die kleine äußerliche Welt Dich an in solchem Augenblick,“ entgegnete sie fast unwillig. Er aber ging in's Boudoir und trug die kurz vorher auf den Kaminsims gestellte Lampe auf

einen Tisch im Saal und traf alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch diese Beleuchtung versagte.

Ihn hatten diese wenigen Schritte aufgerüttelt, sie aber stand noch an's Clavier gelehnt, wie er sie vorhin verlassen. Dieselbe Exaltation lag in ihrem Blicke, und wie er sie so anschaute, versagte ihm der Herzschlag fast vor brennendem Weh. Aber er war gewöhnt, sich zu beherrschen.

„Ich fing den Abend damit an," sagte er wie träumerisch, „die Lampe herunter zu drehen, die zu stark brannte, und ende ihn damit, sie vor'm Verlöschen wieder aufzudrehen. Blos damals war es zeitig, jetzt ist es späte Nacht. Dabei soll ich morgen um 8 Uhr abfahren."

Er hatte das so trübe gesagt, daß auch auf die Gräfin sich ein Schatten legte; wie ein Traum erschienen ihr jetzt die heißen Worte von Liebe und Treue und ihr war, als müßte sie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.

„Wie oft werde ich in der Ferne mich hierher zurückträumen, wie oft als ungesehener Gast in diesen Räumen weilen."

Hedwig lachte auf, um nicht zu schluchzen: „Natürlich!"

„Du hast hier ein reiches Leben," fuhr er fort, „ich habe es ja einige Tage mit Dir gelebt. „Du bist ein Mittelpunkt für Viele, und unter Vielen geibt es immer Einige, die Werth haben. Ich bin auch recht zufrieden mit meinem Leben; aber es ist eben doch ein eingerostetes Junggesellenleben." Er hielt einen Augenblick an, als sollte sie es bestreiten, sie schwieg jedoch, darum sprach er ruhig weiter: „Die beste Anregung bringen mir meine Blumen, ich habe sogar die europäische Rose in meinem Garten heimisch gemacht! Dann beschäftigte ich mich mit Bücherbinden, mir band weder in Paris, Berlin noch London ein Buchbinder sauber genug, da lernte ich es selbst. Wirklich, Hedwig, wenn Du einmal ein gut gebundenes Buch haben willst, schicke es mir."

Sie erwiderte nichts, nur schienen ihre glänzenden Augen sich zu trüben.

„Die Bureau-Stunden sind kurz, ich schlafe wenig, doch habe ich nie genug Zeit, ja meistens bin ich gehetzt."

„Oder Du hetzest Dich," unterbrach sie ihn mit gezwungenem Lächeln.

Es wehte wie ein eisiger Hauch um sie; war es nur die Rückwirkung der heißen Worte und Gefühle?

Er sprach unbeirrt weiter: „Geselligkeit giebt es sehr wenig, ein Jeder könnte es nicht aushalten, mir ist aber wohler dort als in Europa!"

Der letzte Satz klang wie eine Frage, sie konnte es doch aber nicht bestätigen oder leugnen?

„Du hast Dich nie aus Berlin fortgesehnt?" fragte er plötzlich und sah sie groß an.

Eine unbegreifliche Scheu schnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut stieg ihr in die Wangen. „O nein," sagte sie endlich.

Er nahm die Augen wieder von ihr, aber augenscheinlich zu spät, denn nun färbten sich seine Wangen auch roth. Hedwig suchte nach einem gleich-

gültigen Gesprächsstoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, schien eine Anzüglichkeit zu enthalten.

„Warum gehst Du eigentlich erst nach Rom?“ fragte sie endlich.

„Um Wolffs Kind zu sehen,“ sagte er zerstreut, und nachdem er es ausgesprochen, erröthete er noch mehr und verbesserte sich: „Um Deine Tochter kennen zu lernen.“

Wieder schien der Gräfin, als wehte ein eisiger Wind durch's Zimmer, so hart fielen ihr die Worte: „Wolffs Kind“ in's Ohr, als ob sie dieselben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, „Wolffs Kind.“

Er stand regungslos am Kamin, — sie waren Beide im Lauf des Gesprächs in's Boudoir zurückgekehrt, — ihr fingen die Knie an zu zittern, was war es nur? Sie mußte an sich halten, daß das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er sah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.

„Wie schön Du bist,“ sagte er endlich, „schöner als damals. Du warst für die Würde geboren; die Linien Deines Antlitzes sind jetzt erst ganz vollendet.“

„O Joachim,“ sagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, „ich schäme mich so, daß Du mir alten Frau das sagst.“

„Mir bist Du nicht alt, denn ich bin immer noch so viele Jahre älter. Siehst Du,“ fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „mir hat dieser eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Dich in meinen Armen gehalten und habe von Dir gehört, — was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann, daß Du mich, mich, wirklich einmal geliebt hast.“

„Nein, Joachim,“ unterbrach sie ihn, „das ist unrichtig, ich habe Dich nicht geliebt, ich liebe Dich noch!“

Er sah sie unschlüssig an.

„Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig,“ sagte er und ergriff plötzlich wie krampfhaft seinen Hut, „Hedwig, kleine Haidi, ich muß fortgehen, weit fort und für immer!“

Er beugte sich über ihre Hand, um sie mit seinen Lippen zu berühren.

Sie zögerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurröthe ihr ganzes Gesicht, sie legte ihren Arm auf seine Schulter und sagte:

„Nein, Joachim, Du darst nicht so fortgehen, Du mußt mich mitnehmen, willst Du?“

Schack von Staffeldt,

ein deutſch-däniſcher Dichter.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

Wenig geleſen, nie geſungen, ſelten genannt im Leben; todt als däniſcher Dichter achtzehn Jahr vor ſeinem Tode: aus dem Grabe gerufen durch die Begeiſterung eines Literaturkenners ſiebzehn Jahr nachdem die Erde ſich über ihm geſchloſſen; darauf von der erſten kritiſchen Autorität Dänemarks (J. L. Heiberg) als größter däniſcher, ja als größter Lyriker der Welt geprieſen; dann von einem kleinlichen, herabſetzenden, ſcharfſinnigen Kritiker (C. Molbech) biographirt und charakteriſirt; immer gleich unpopulär im Leben wie im Tode — das war bisher Schack Staffeldts Dichterſchickſal.

Es entſpricht ſeinem Schickſal und ſeiner Eigenart als Menſch. Er war eine wunderliche und ſeltene Natur, ein Mißvergnügter und Unzufriedener, reich an Geiſt, den er immer bis zur Ueberſpanntheit in Spannung hielt, voll Feuer, das ihn ſelbſt verzehrte ohne viel Wärme für Andere abzugeben; tieffühlend, treu, enthuſiaſtiſch, doch ohne Anmuth und ohne Liebenswürdigkeit, ohne die Gabe, die Menſchen zu gewinnen oder ihre Einbildungskraft zu beſchäftigen; von ſeiner Jugend ab wie in einen Harniſch ſteifen Stolzes und ſtrengen, oft pedantiſchen Ernſtes eingeſchnürt. Sein Leben rollt ſich auf gegen einen Hintergrund beſtändiger Melancholie, die offenbar einer zarten, gebrechlichen Geſundheit und einem angeborenen Hang, die Dinge ſchwer zu nehmen, entſpringend, von unfreiwilliger und vorſätzlicher Einſamkeit genährt, durch Unfruchtbarkeit geſteigert, noch verſchärft wurde durch die Qualen des

Ehrgeizes, durch eine Hoffnung auf Dichterruhm, die getäuscht und unbefriedigt sich in das Streben nach Rang und äußerer Macht verwandelt. Ein unglückseliges Naturell! Ein Charakter, zu ehrgeizig, sich nicht der Disciplin einer Amtsstellung zu unterwerfen, um dadurch emporzusteigen, und doch zugleich zu ehrliebend, zu stolz, zu empfindlich, um auf die Dauer ein gutes Verhältniß zu Vorgesetzten und Gleichgestellten bewahren, oder die Selbständigkeit Untergebener vertragen zu können.

In allen äußeren Verhältnissen wird ihm Entgegenkommen, werden ihm sogar Begünstigungen zu Theil; er hat immer officiellen Fahrwind in seinen Segeln; aber die Befriedigung seines Dranges nach äußerer Stellung läßt seine Seele unbefriedigt. Von Jugend an besitzt er die Gabe, Gift aus jeder Situation zu saugen. Es scheint ihm an der Wiege gesungen, daß er sich nie mit ungetheiltem Sinn den Aufgaben hingeben könne, die sein Schicksal ihm stellte.

Er war von deutscher Abstammung, deutsch in seinem Gefühlsleben und in seiner Denkart; dänisch von Geburt, als Staatsbürger und als Dichter. Er schrieb für die Oeffentlichkeit in einer Sprache, die nicht die seine war, in deren Geist er nur momentweise eindrang; er war Dichter mit wahrer Weihe und vornehmem Talent, aber ohne Erfolg, ohne allgemeinen Beifall und er wurde gleich im Beginn seiner Laufbahn überstrahlt. Er war Offizier ohne Neigung, als Jüngling Reisender ohne das geistige Gleichgewicht der Naivetät oder der Ueberlegenheit, als Mann Assessor in einem Collegium ohne eigenes, ihm zuertheiltes Fach und fast ohne Aussicht auf Beförderung, später Hofcavalier bei einem Herzog, aufwartender Kammerjunker bei einer Kronprinzessin, Hofdichter in deutscher, nachdem er Romanzendichter in dänischer Sprache gewesen, endlich seit seinem vierzigsten Jahre Amtmann in den Herzogthümern, drei Jahr in einem geringfügigen, dreizehn Jahr in einem großen und bedeutenden Amt, überall mißvergnügt, bald mit der Art seiner Lebensstellung wie bei Hofe, bald mit Collegen, Umgebungen, gesellschaftlichem Verkehr, wie in den langen Jahren seiner Amtsthätigkeit.

I.

Die Quellen zur Kenntniß von Schack Staffeldts Leben fließen sparsam. Eine nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner inneren Geschichte läßt sich nicht geben. Aber das vorliegende Material ist für einen Kritiker hinreichend, die Hauptpunkte zu beleuchten und die Hauptlinien zu ziehen.

Adolf Wilhelm Schack von Staffeldt wurde am 20. März 1769 auf Rügen geboren. Seine Mutter war ein pommersches Adelsfräulein, sein Vater ein deutscher Offizier in dänischen Diensten, der nach seiner Heirath Dänemark verließ und nach Pommern übersiedelte, aber unruhig und unzufrieden, wie er war, bald auf Reisen ging, erst Deutschland und Ungarn, später Schweden, Dänemark und wieder Schweden besuchte, bis er 1761

auf's Neue in's dänische Heer eintrat. Als er im Jahre 1780 starb, hinterließ er seine vier Kinder (drei Söhne, von denen der jüngste der elfjährige Adolf war, und eine achtjährige Tochter) elternlos. In einem Briefe Adolfs an einen der Brüder heißt es: „Unser unglücklicher Vater! Sein Leben war kurz an Jahren, lang an Leiden." Der künftige Dichter machte, unterstützt von braven Verwandten und den einflußreichen Freunden derselben, die Kadettenschule der Kopenhagener Akademie durch und verließ sie in seinem siebzehnten Jahre als Fähndrich. Ueber sein Leben in den Jahren 1786 bis 1792, seinen Dienstjahren als Offizier, wissen wir sehr wenig. Nur sehen wir ihn in seinem zwanzigsten Jahr in zwei auf einander folgenden Streitschriften sich mit einer Leidenschaftlichkeit, die den Fremdgeboren verräth, gegen das Deutschthum in Dänemark aussprechen und seine Vaterlandsliebe an den Tag legen. Die Veranlassungen waren verschiedene. Staffeldts erste polemische Broschüre war gegen einen, kurze Zeit in Dänemark lebenden Charlatan, einen Cagliostro in allerkleinstem Miniaturformat gerichtet, der sich, augenscheinlich mit einem glücklichen Aeußern und einer gewandten Zunge ausgestattet, als Universalgenie, Alchymist und Magiker geltend gemacht hatte. Er scheint den leichtgläubigen, phantastischen Jüngling eine zeitlang vollständig geblendet zu haben. Nächst dem jugendlichen Ausfall gegen das Deutschthum („die Maske abreißen und des Deutschen grinsendes Zerrbild zeigen," „ein Hohngelächter anstimmen, das gleich dem Sturmwind den Elenden aus dem Lande jagt und drohend widerhallt in Deutschlands Thälern"), nächst dem Zorn darüber, daß Pallini gewagt hat „mit erbärmlichem Spott über die dänische Sprache zu reden", ist das einzige Interessante an diesem Actenstück die Charakteristik, die Schack Staffeldt von sich selbst als Jüngling giebt und aus der es sich erklärt, wie ein Gaukler dieser Art sein Zutrauen gewinnen konnte. „Jung und ohne Erfahrung fiel es mir nie ein, daß die Romandichter ihre Welt aus Ideen erbauen; im Gegentheil glaubte ich (man glaubt so leicht, was man wünscht), daß diese Ideenwelten sozusagen nur Uebersetzungen der wirklichen Welt seien. Dieser hervorstechende Zug an der Physiognomie meiner Seele konnte Pallinis Aufmerksamkeit nicht entgehen. Er entdeckte mein Verlangen nach Ueberspannungen und Kolossen . . ."

Die andere Broschüre gehört zum Streit über Baggesens „Holger, der Däne" und P. A. Heibergs „Holger, der Deutsche", der durch eine abgeschmackte Flugschrift der bekannten Frau Friederike Brun hervorgerufen, ohne Rücksicht darauf, was die dänische Cultur Deutschland verdankte, oder welche Einwirkungen die dänische Literatur von ausgezeichneten Deutschen empfangen, nur dem damals in der Gesellschaft herrschenden Aerger über die hochmüthigen, habgierigen Eingewanderten Luft machte, „die nach rechts und links hohnlächelnd zum Scheitel des Landes emporklommen", das heißt, die nie eine Gelegenheit versäumten, das Volk herabzusetzen, in dessen Mitte sie sich durch Hofgunst den Weg zu Macht und Reichthum bahnten. Er nennt hier Dänemark das Land, „wo die Deutschen den Eingeborenen zum

Trotz und Hohn noch obenan am Tisch sitzen, wo deutsche Geburt noch das größte Verdienst ist u. s. w." und bricht aus: „Fort mit dem Feigling, der nicht das Blut in seinen Adern schäumen fühlt, wenn Deutschthum, oder wie man das Ungeheuer nennen mag, seinen eisernen Fuß ihm auf den Nacken setzt."

Man hat, gewiß mit Recht, diesen patriotischen Eifer und Zorn auf den Einfluß zurückgeführt, den Werner Abrahamson, übrigens auch ein deutschgeborener dänischer Patriot, als Staffeldts vieljähriger Lehrer an der Land-Kadettenakademie auf ihn ausgeübt hat; man hat den Zusammenhang dieser kleinen antideutschen Schriften mit der ganzen, in jenem Jahr erwachten, nationalen Reaction gegen den deutschen Einfluß in Dänemark erschöpfend nachgewiesen; was man hier aber vor Allem nicht aus dem Gesicht verlieren darf, ist doch der nicht blos bei Renegaten, sondern überhaupt bei neuen Mitgliedern jeder Nationalität so oft bemerkte Trieb, Geburt und Herkunft dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie mit ungewöhnlicher Leidenschaft die religiöse und politische Gemeinschaft umfassen, in die sie aufgenommen worden sind. Die Liebe, die ihre Brust erfüllt, ist aber häufig unglücklich, weil die Gemeinschaft selten geneigt ist, sie zu würdigen und zu erwidern.

Im Uebrigen wissen wir von Staffeldts Jugendleben in Kopenhagen eigentlich nicht mehr, als wir durch eine Aeußerung in einem Brief aus Göttingen (1792) erfahren, worin er bemerkt, „trotz ununterbrochener Arbeit und ununterbrochenen Unwohlseins sei er hier doch weit glücklicher als in Kopenhagen, wo er viel gelitten, sehr viel, mehr als seine junge Seele und sein zartgebauter Körper zu ertragen vermochten".

Nachdem er im Jahre 1788—1789 seine ersten dänischen Dichtungen veröffentlicht, hielt er sich mit Unterstützung dänischer Prinzen vom September 1792 bis zum Frühjahr 1793 in Göttingen auf und studirte theils Archäologie und Kunstgeschichte, theils Handels- und Staatswissenschaften. Durch seine Studien im letztgenannten Fach gewann er die Gunst des berühmten Schlözer. Hier schrieb er seine ersten deutschen Gedichte, die von der gleichzeitigen deutschen Poesie, besonders von Schiller beeinflußt, doch bereits Staffeldts eigenthümliche dichterisch-philosophische Begabung verrathen. Bei seiner Rückkehr nach Dänemark zeigte er sich im Besitz einer poetischen Herrschaft über seine Muttersprache, die er nur aufblitzend und vielleicht nie vollständig in seiner Behandlung der dänischen Sprache erreichte. Sein schöner, im Frühjahr 1793 bei der Rückkehr nach Dänemark verfaßter „Gruß an den Sund" beweist, in welchem Grade sich der junge Dichter von der Zeitströmung getragen fühlte und wie gespannt und fragend er dem neuen Jahrhundert entgegensah. Er lautet:

Du, zu dessen stillbespülten Füßen,
Tausend Wimpeln Ruhestatt und Ziel,
Schwellend unter schwerbeladnem Kiel
Zinsbar und beherrscht zwei Meere fließen!

Höre mit den ersten Purpurgüssen
Aus der Sonnenurne, im Gewühl
Froher Schiffender, mein Saitenspiel
Dich, o Sund, mit Wonnetönen grüßen.

Sieh, ich komm' auf rother Wogenbahn,
Von der Zeitquell' säuselt Ahnung nieder,
Ungeborne Zeiten wehn mich an.

Am Gestad' erwacht Erinn'rung wieder,
Meine Kindheit blüht im Zauberbild
Wieder auf dem heimischen Gefild.

Ueber Schack Staffeldts nun folgenden, drittehalbjährigen Aufenthalt in Kopenhagen weiß man sehr wenig, nur soviel nimmt man wahr, daß der junge Premierlieutenant mit mehreren zeitgenössischen dänischen Schriftstellern verkehrte, daß er einzelne dänische Dichtungen in Almanachen veröffentlichte und im Herbst 1794 daran dachte, Schiller einige deutsche Gedichte zur Beurtheilung und möglichen Veröffentlichung zu übersenden oder wirklich übersandte.

In den letzten Tagen von 1795, also in seinem 27. Jahre, trat er mit reichlicher Unterstützung durch Stipendien und aus der Königlichen Kasse eine fast fünfjährige Reise in's Ausland an. Der ausgezeichnete Staatsmann Bernstorff, mit dem Staffeldt früh in Verbindung gekommen zu sein scheint — er preist ihn bereits in seiner ersten antideutschen Broschüre — war bei dieser Gelegenheit augenscheinlich Staffeldts einflußreicher Fürsprecher.

Sein, eigenthümlich genug, deutschgeführtes Reisetagebuch giebt einen interessanten, wenn auch nicht vollständigen Einblick in sein geistiges Leben. Obgleich halbwegs für fremde Blicke, zum Theil sogar für eine spätere Veröffentlichung bestimmt, ist es doch kein literarisches Product. Nicht einmal in einzelnen Theilen läßt es sich mit einem beliebigen Bruchstück aus Ewalds „Leben und Meinungen" oder aus Baggesens „Labyrinth" vergleichen. Es ist ein, oft mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit verfaßter, in der Regel trockener und objectiver Bericht über das, was er gesehen, und die Gedanken, die das Gesehene in ihm hervorgerufen. Der Ton ist insofern sehr abwechselnd, als man bald die Aufzeichnungen eines Cameralbeamten, bald die eines katalogisirenden Kunstpedanten, bald wieder die eines ziemlich declamatorischen Poeten zu lesen meint. Es giebt dort mehr beschreibenden Enthusiasmus über Natur- und Kunstschönheiten als frische, herzliche Freude an ihnen. Aber der Grundzug ist überall der Drang nach Aufklärung und jenes Rechtsgefühl, das das achtzehnte Jahrhundert Humanität nannte und das seine eigentliche Religion war. Der Aufklärungseifer gestaltet sich bei Staffeldt individuell als lebhafte Verachtung geistiger Stumpfheit und Befangenheit, und das Rechtsgefühl erhält seinen individuellen Ausdruck in einem etwas altklugen Moralisiren und Verurtheilen. Da es Staffeldts energischem Geiste fast völlig an Gutmüthigkeit fehlte, da sein Witz — wenn er dann und wann durchbricht —

nie launig oder humoristisch, sondern schneidend, fast cynisch-satirisch war, so mußte er als Moralist nothwendigerweise im höchsten Grade Rigorist werden.

Indessen — der Moralist war jung und durchaus nicht unempfänglich für sinnliche Eindrücke und Freuden. Eine lange niedergekämpfte, aber heftige Sinnlichkeit, der er sich bisweilen überließ ohne ihr einen Platz in seinem System einzuräumen, scheint tief in Staffeldts Natur gelegen und eine Rolle in seinem Jugendleben gespielt zu haben. Er schämte sich ihrer nicht gerade, vermochte sie aber doch weder menschlich, noch dichterisch schön und harmonisch zu gestalten. Schon sein rein körperliches Wohlbefinden im sybaritischen Wien steht in einem drolligen Widerspruch zu seinem harten Urtheil über sinnliches Wohlleben. Merkwürdiger aber ist doch der Umschlag, der in Venedig, wo er sich ein ganzes Jahr zu bleiben verlocken ließ (vom Herbst 1797 bis August 1798), in seiner Haltung als jugendlicher Censor morum vorging. Bei seinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt (August 1797) fühlte er sich nur abgestoßen; bei seinem zweiten längeren Verweilen ist er bezaubert. Nach seinem ersten Besuch hatte er eine schneidend wahre Schilderung aller Schattenseiten der italienischen Sittenauflösung gegeben. Nun ging es ihm, wie es Goethe ergangen war, wie es bald darauf Byron ergehen sollte und nach ihm so manchem nordischen Genius: daß auf italienischem Boden der reizende Sensualismus des Südens sein Wesen durchdrang und gleichsam schmolz. Viele seiner späteren Aeußerungen verrathen, daß sich die süßesten Erinnerungen seines Lebens an diesen italienischen Aufenthalt knüpfen. Er widmete das Gedicht „Erinnerungen" einer italienischen Freundin und schrieb das Gedicht „Apologie" als Widerlegung aller nordischen Vorurtheile gegen italienische Sittenfreiheit. Der Schluß ist eine glühende charakteristische Anrufung der Sonne:

Schaffendes himmlisches Feu'r, des Jahres Kreislauf regierend,
Sinne-entfesselnder Gott, Funke des ewigen Seins.
Fern unserm Blick du verbirgst dich in stürmig nächt'gem Gewölke,
Schmilz diesen Himmel von Blei, den uns der Winter gewölbt.

* * *

Komme, in Herrlichkeit komm! mit Deinem Gefolge des Südens,
Schimmernde Früchte uns gieb! schenk' uns den purpurnen Wein.

Leider war Staffeldts künstlerisches Naturell allzu abstract-spiritualistisch, als daß dieser Strahl des „sinne-entfesselnden Gottes" seine Poesie hätte befruchten können. Daß er sich sicher davor fühlte, je von der Macht der Sinne beherrscht und überwältigt zu werden, geht daraus hervor, daß er noch aus Venedig in einem italienisch geschriebenen Brief einen Freund eindringlich ermahnt, die geistigen Freuden denen vorzuziehen, die die Sinne zu gewähren vermögen.*)

*) Non è necessario il dire a voi che i piaceri dell' intelletto ci accompagnono fin alla tomba, e che i piaceri dei sensi ci abandonano a mezza strada, o ci rendono ridicoli se restano.

Staffeldts religiöse und politische Ueberzeugungen, wie sie sich in seinen Reiseaufzeichnungen und Briefen kundgeben, sind die unter der intelligenten Jugend der Revolutionszeit herrschenden, bei ihm aber empfangen sie eine besondere Färbung durch die Unbeugsamkeit seiner Theorien und die praktische Verständigkeit seines Charakters. Er ist ein erklärter Feind, ja ein Verächter aller geoffenbarten Religion und nährt besonders gegen den Katholicismus einen Haß, der bei jeder noch so geringfügigen Veranlassung zum Ausbruch kommt und nicht einmal durch sein feines Gefühl für den Schönheitsgehalt der romanischen Cultur gemildert wird. Ein Nonnenkloster ist ihm ein Stall für „heiliges Mastvieh, wie die Hunde- und Katzenspitäler des Orients"; alle Priesterherrschaft ist ihm ein Greuel; die kirchlichen Symbole flößen ihm einen Abscheu ein, der sich in der rücksichtslosesten Form äußert; jeder Dogmengläubige ist ihm ein Heuchler oder Geistesschwacher.*) Diese antikirchliche Leidenschaft scheint nicht einmal mit den Jahren sonderlich abgenommen zu haben; noch in seinen letzten Lebensjahren galt er für einen Spötter der positiven Religion und ihrer Dogmen, äußerte sich mit religiöser Begeisterung nur über die Gottesgewalt in der Natur und sagte, vermuthlich um sein Fernbleiben von den öffentlichen Gottesdiensten zu erklären, er bete Gott unter freiem Himmel an. Uebrigens beurtheilt er sowohl später, wie auch schon auf seinen Reisen den Volksglauben wesentlich aus politischen Gesichtspunkten. Aber so offenbar Schack Staffeldts Freigeisterei zu Tage liegt, so schwierig ist es, über seine religionsphilosophischen Ueberzeugungen in's Klare zu kommen. In einem seiner Reisebriefe begegnen wir ihm noch als suchendem, aber zugleich mannhaft strebendem Geiste, der, obgleich schmerzlich berührt durch den Verlust einer vermeintlichen Gewißheit, gegen jeden Selbstbetrug auf seinem Posten ist. Er glaubt nicht mehr an eine wissenschaftlich beweisbare Teleologie und er kritisirt mit Kant, ohne mit den Kantianern glauben zu können. Früher war er von der Unsterblichkeit überzeugt, nun zweifelt er und möchte glauben und weist schließlich alle Beschäftigung mit theoretischen Fragen mit dem männlichen Selbstaufruf zurück, den Muth nicht zu verlieren, sondern zuzugreifen, praktisch thätig zu sein, sich dem großen gemeinsamen Werk: der Veredelung der Menschheit hinzugeben. Und sollte er auch im Labyrinth der Forschung den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gänzlich verlieren, so gelobt er sich trotzdem, nie von „den Gesetzestafeln der Vernunft" abzufallen, sondern jede Schuld, die er begeht, in unbestechlicher Selbstkritik zu richten und als unbarmherziger Rächer mit Selbstverachtung und dem Bewußtsein der Schande zu strafen.

Von seiner politischen Seite lernen wir Staffeldt besonders durch das

*) Entsetzliche Unterdrückung des Geistes! Entsetzliche Hierarchie! Der aufgeklärte Europäer frißt noch immer seinen Gott. Eskimo und Kamtschadale spottet seiner! („Beiträge zu Schack Staffeldts Leben" I. 474, man sehe auch den schönen Ausbruch über Joseph den Zweiten I. 363 und die Stelle II. 133, wo die Aeußerungen von einer Heftigkeit sind, die es schwierig macht sie anzuführen).

Concept zu dem Brief kennen, in dem er Bernstorff von der Ausbeute seiner Reise im Juni 1797 ausführlich Rechenschaft ablegt, ein Brief, der politische Reife, Beobachtungsgabe und Urtheilskraft verräth. Staffeldt zeigt sich hier ganz beseelt von den Idealen des Aufklärungszeitalters, voll von Vertrauen und Bewunderung für den aufgeklärten Absolutismus, wie er in Dänemark sich unter dem ausgezeichneten Mann gestaltet hatte, an den der Brief gerichtet ist. Er ist stolz auf die Preßfreiheit in Dänemark, ja er meint, diese Freiheit sei das unfehlbarste Mittel, die Raschheit und den Nachdruck monarchischer Administration mit der Volksthümlichkeit einer demokratischen Verfassung zu vereinen, denn die Preßfreiheit sei „die Mutter einer edlen Tochter, der öffentlichen Meinung, die eben so viel werth ist als Repräsentation, Parlament und Reichstag". Dieses Hervorheben der von der freien Presse und der öffentlichen Meinung ausgeübten Controle als von gleicher Bedeutung mit einem Reichstag, darf Niemanden an einem dänischen Liberalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Wunder nehmen; konnte man doch noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert denselben Zug an einem englischen Conservativen wie Lord Beaconsfield finden; aber darüber muß man erstaunen, daß man dieser Auffassung gerade bei Staffeldt begegnet, der von seiner Jugend bis zu seinem Tode ein so beharrlicher Verächter der „Meinung" war. Es ist freilich klar, daß Staffeldt für seine Person einen Unterschied machte zwischen dem, was er l'opinion publique (das aufgeklärte allgemeine Urtheil) und dem, was er Meinung (annähernd „Zeitforderung") nannte, dennoch aber ist hier ein innerer Widerspruch zwischen dem demokratischen Element seiner politischen Grundanschauung und dem grundaristokratischen seiner übrigen Denkweise.

Sehr drastisch schildert Staffeldt in diesem Brief die Reaction, die er im östlichen Deutschland kennen gelernt hatte. „Ueberall sitzt der unselige Dämon fürstlichen Mißtrauens auf den Thronen, überall bildet man sich ein, den leisen Geistertritt des furchtbaren Gespenstes Jacobinismus zu hören, und stellt Censoren und Angeber auf die Lauer. Ein Strahl des Naturrechts, der auf das düstere Gebäude überlieferter Politik fällt, wird Mordbrand genannt, ein bescheidenes Urtheil über das Verfahren der Herrschenden nennt man Aufruhr," obgleich die Regierungen doch nicht wie die Hierarchie sich für unfehlbar erklärt haben. Er ist nicht mehr wie in seiner frühen Jugend ein Bewunderer der französischen Revolution, die er, wie alle edelsten Geister Europas, bei ihrem Ausbruch mit Jubel begrüßte, aber er meint, es würde doch etwas Gutes aus diesen Greueln hervorgehen, wie aus den schrecklichen Kriegen der Reformationszeit. Nun sei es, wie er sich naiv ausdrückt, eine Aufgabe für die Vorsehung, die französische Revolution in Harmonie mit dem Wohl und der Würde der Menschheit zu bringen.

Ueber die Ursachen der Revolution spricht er mit starker selbständiger Urtheilskraft. Nicht den „vollen Köpfen" entsprang sie, sondern den „leeren Magen". Deutschland drohe keine Revolution. Die Masse einer Nation ver-

lange nie politische, nur bürgerliche Freiheit und das erste, was in Deutschland zu thun sei, wäre die Verwandelung der Censoren in tüchtige Setzer, die der Polizeispione in brave Nachtwächter. Ein Vergleich zwischen dem damaligen Preußen und Oesterreich ist der glänzendste Theil des Briefes. Einzelheiten der Charakteristik haben noch heutzutage Geltung. So heißt es z. B. von Preußen: „Die befehlende Macht muß sich bemühen reich zu werden, weil die gehorchende es nicht ist. Die politische Existenz des Staats erfordert einen großen Schatz, ein geübtes Heer und einen Vorsteher, dessen Genie in allen Nerven und Sehnen des Staatskörpers allgegenwärtig ist." Nur wenige, sehr wenige dänische Dichter aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben ein solches Verständniß für die weltgeschichtlichen Zustände zu ihrer Zeit gehabt. Es ist daher doppelt zu bedauern, daß die Scheidelinie, die Staffeldt früh schon zwischen den vermeintlichen Gebieten der Poesie und der Prosa in seinem Geist gezogen, es ihm verbot, das Wesentliche seines Erfahrungsinhalts in seine Poesie aufzunehmen. Seine Muse that ein paar Flügelschläge und verschwand in's Blaue. Seine Dichtung verhielt sich zu seiner Persönlichkeit, wie ein Papierdrache sich zu dem spielenden Knaben verhält, der ihn fliegen läßt; er steigt und steigt und rückt wie ungeduldig an der dünnen Schnur, die ihn mit der Erde verbindet, von der er sich wegzusehnen scheint. Sehr bezeichnend schreibt Staffeldt selbst im Jahr 1807 in einem Brief an Baggesen, der seiner Meinung nach Unrecht that, sich auf eine poetische Polemik einzulassen, er für sein Theil „suche seine Poesie von allem Alltäglichen zu lösen und seine ideale Sphäre so hoch um ihre Achse zu rollen, daß sie nirgends mit einem irdischen Planeten zusammenstoße". „Vielleicht," fügt er mit einem Aufblitzen merkwürdiger Selbsterkenntniß hinzu, „ist es eine in physischer Abspannung begründete Charakterschwäche, die mich diese Collision befürchten läßt — gleichviel! ich rette auf diese Weise doch meinen poetischen Luftballon vor jeder Verwickelung mit irdischen Dingen." Staffeldts dänische Reisegedichte sind fast ausschließlich Sonette, tiefsinnige, etwas gekünstelte Gedankendichtungen, zuweilen von großer Schönheit, aber wegen ihres zusammengedrängten Stils schwer zu verstehen.

Nachdem Staffeldt, vermuthlich vom Grafen Bernstoff angespornt, sich für den Staatsdienst entschieden und 1801 wahrscheinlich auf Graf Schimmelmanns Empfehlung zum extraordinären Assessor ernannt worden war und den Titel Kammerjunker erhalten hatte, diente er im April desselben Jahres als Offizier im Studentencorps gegen die Engländer, wurde aber bald darauf aus dem Militärdienst verabschiedet und widmete sich nun ökonomischen Studien und der Pflege seines poetischen Talents.

Da geschah es im December 1802, daß Oehlenschlägers erste Gedichte, einen bisher in der dänischen Litteratur unerhörten Ton anschlagend, der Lesewelt plötzlich neue poetische Ideale und einen neuen Maßstab in die Hände gaben. Es ist kein Zweifel, daß diese Gedichtsammlung einen mächtigen Eindruck auf Schack Staffeldt machte, einen mächtigeren, als es möglich gewesen

wäre, wenn er auf seinen Reisen, statt Allerlei zu studiren, der Entwickelung der deutschen Poesie bei Goethe und Tieck mit sympathischem Verständniß gefolgt wäre. Nun gingen ihm — was freilich blos eine Vermuthung, aber keine unbegründete ist — erst durch Oehlenschlägers Gedichte die Augen auf für den großen Aufschwung der Poesie seines Zeitalters. Er, der bisher in seiner Poesie vollständig körperlos, farblos und unvolksthümlich gewesen war, er begann nun sich in Volkslieder zu vertiefen, Romanzen zu schreiben, eine nordische Färbung anzustreben und Goethe und Oehlenschläger zu studiren, häufig auch nachzuahmen. Die Folge war eine mächtige Gährung seiner Phantasie, unter der Alles, was an Eigenthümlichkeit und wirklicher Ursprünglichkeit in seiner Seele lebte, in Schuß gerieth; gleichzeitig machte er so rasche und große Fortschritte in der Behandlung der dänischen Sprache, daß er ein Jahr nach Oehlenschläger (December 1803) seine erste reiche Gedichtsammlung veröffentlichen konnte. Eine beklagenswerthe, unwürdige, aber begreifliche Schwäche — die Befürchtung, man würde ihm Originalität absprechen — veranlaßte ihn, sie mit der nachweisbar ganz unwahren Erklärung zu begleiten, von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken seien nur sechs, die er bezeichnete, nach 1800, also nach Oehlenschlägers Hervortreten, geschrieben.

Staffeldts früheste, unvollkommene Gedichte hatten die Aufmerksamkeit von Kennern erweckt und waren verhältnißmäßig ausführlich und keineswegs unfreundlich beurtheilt worden, diese erste, soviel bedeutendere und originellere Gedichtsammlung aber, die erst ein Bild seines Talents gab, fiel fast unbeachtet zu Boden. Das Publikum empfing sie kalt und sie fand nicht einmal einen Recensenten.

Verschiedene Ursachen wirkten zusammen: die eigenthümliche Abgeschlossenheit seines Geistes, sein Zusammentreffen mit den ersten triumphirenden Werken eines andern, um zehn Jahre jüngeren, ganz frischen und volksthümlichen Dichters, der Mangel einer so vollkommenen Unabhängigkeit von dem großen Nebenbuhler, daß seine Verschiedenheit von ihm in die Augen fallen mußte, endlich die Haupturſache, Schack Staffeldts einzig dastehendes Verhältniß zu der Sprache, in der er dichtete, ein Verhältniß, das man das tragische Schicksal seines Dichterlebens nennen könnte. So viele deutsche Autoren — Klopstock, J. E. Schlegel, Gerstenberg — haben kürzere oder längere Zeit ihr Heim in Dänemark gehabt, so viele der besten neueren Dichter Dänemarks — Ewald, Baggesen, Oehlenschläger, Heiberg, Hertz, Christian Winther — haben, wie es in einer dänisch-deutschen Monarchie natürlich war, ganze Werke, oder einzelne Dichtungen in deutscher Sprache hinterlassen, daß man den entschiedenen Unterschied zwischen der Stellung Schack Staffeldts und derjenigen dieser Dichter zu der Sprache, in der sie ihren Ruhm gewannen, übersehen hat.

Jene schrieben entweder gelegentlich wie Ewald, Heiberg oder Winther eine einzelne deutsche Dichtung, die Deutschland nie vor die Augen kam, oder sie übersetzten mit zweifelhaftem Glück ihre Werke, oder sie verdoppelten sich

kraft einer zersplitternden Geschmeidigkeit, wie Baggesen, alle aber suchten sie ihren Hauptruhm durch Dichtungen in ihrer Muttersprache zu erringen und errangen ihn so.

Mit Schack Staffeldt verhält es sich umgekehrt. Wie Tode und Sander war er Deutscher und wollte Däne sein, aber nur er hat, obgleich deutsch von Geburt, dänische Gedichte geschrieben, die noch gelesen werden. Sein Biograph C. Molbech hat mit unendlichen Wiederholungen auf das fremde Verhältniß Staffeldts zur dänischen Sprache aufmerksam gemacht, um lauter für den Dichter ungünstige Schlüsse daraus zu ziehen und zu beklagen, daß er seiner Muttersprache, die er mit soviel größerer Freiheit und Sicherheit beherrschte, nicht treu geblieben ist. Und doch sollte man meinen, Dänemark könnte stolz und froh darüber sein, der deutschen Literatur einen so feinen und seltenen Geist abwendig gemacht zu haben. Wie kann ein Mann von Herz das wahrhaft Rührende in Schack Staffeldts Liebe zu Dänemark und zu der dänischen Sprache übersehen! Er war deutsch von Geburt, bewegte sich frei, auch dichterisch frei in einer Sprache, deren Leserkreis wohl dreißig Millionen umfaßte und er wurde dänischer Dichter aus Wahl. Niemand würdigte diese Wahl, Niemand dankte sie ihm und doch fuhr er beharrlich fort in einer Sprache zu dichten, in der er nur wenige Jahre seines Lebens gedacht und geträumt hatte, und gab, nachdem seine erste Gedichtsammlung übersehen und todtgeschwiegen worden war, eine noch schönere, noch reichere in derselben Sprache heraus ohne größeren Erfolg. Und zum Danke für seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Dänemark lieferte die dänische Kritik ellenlange Verzeichnisse seiner Sprachfehler und linguistischen Willkürlichkeiten. Armer Dichter, selbst Deinen Nachruhm hat man mit Galle bespien! Und die Hand, die Dein Lebensbild entwarf, versäumte keine Gelegenheit, keinen Vorwand Deinen Ruhm zu vermindern. In dem Grad ist unser Schicksal in des Zufalls Macht.

Und hier, wenn jemals, war wohl Grund vorhanden, nicht nur Dankbarkeit, sondern Mitgefühl, ja Mitleid an den Tag zu legen: Dankbarkeit, denn den Dänen kommt es nicht zu, Schack Staffeldt einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihre Muttersprache der seinigen vorzog; Mitgefühl, denn man hat nur wenig bedacht, was es in Wirklichkeit für einen schaffenden Geist bedeutet, in einer Sprache zu produciren, die nicht unmittelbar und ursprünglich die seine ist. Nur wer es selbst versucht hat, kann sich einen Begriff davon machen. In der Muttersprache ist Vorstellung und Wort, Bild und Bezeichnung, Gedanke und Ausdruck eins; selbst wo der Ausdruck fehlt, oder sich nicht einfinden will, fühlt sich der Schriftsteller als unbedingter Herr desselben, er kann der feinsten Abstufung nachspüren, bis sie seiner Absicht gerecht wird, er kann sie formen, bearbeiten, ableiten, ja er kann sie erfinden und doch immer sicher sein, daß sie aus dem Geist der Sprache geschaffen ist und genau das ausdrückt, was er sagen will. Wie anders ist der gestellt, der in einer fremden Sprache schreibt, selbst wenn er sie so genau

kennt, sie so lange gesprochen und geschrieben hat, wie Staffeldt die dänische. Mag er sich auch vollkommen sicher vor Sprachfehlern fühlen, mögen seine Briefe auch von den Briefen Eingeborener nicht zu unterscheiden sein — und wie wenige erreichen selbst diese niedrigste Stufe — wieviel Stufen sind dann noch zurückzulegen, ehe er dahin gelangt, daß die Worte seinem Ohr genau mit dem Bereich und der Tragweite, dem Laut und den Gedankenverbindungen klingen, wie dem Ohr des Eingeborenen, und wie weit ist er selbst dann noch von dem Punkt entfernt, wo er mit voller Freiheit und Sicherheit einen vertraulichen Ton anschlagen kann ohne platt, einen hochpathetischen Ton ohne schwülstig oder komisch zu werden, oder wo er eine Dialektwendung, ein altes Wort, eine alterthümliche Wortform mit Wirkung gebrauchen kann und überhaupt genau die sprachliche Stimmung, die ihm vorschwebt, hervorzubringen vermag. Er will mit der Sprache malen, der Arme, und er weiß nicht, ob in seinen Augen ihre Farben dieselben wie in denen der Andern sind, er will sie singen lassen und er greift in ihre Saiten mit unsicherer Hand, nie sicher, ob, ihm selbst unbewußt, dem Instrument nicht ein Mißton entschlüpft. Und nun erst in der lyrischen Poesie, die auch nicht den geringsten Mißton duldet! Wenn man bedenkt, daß Staffeldt 1794 ein Gedicht: „An [Paa] den Tod der Erbprinzessin" veröffentlichte, oder daß er in vollem Ernst das dem Wort „Hafen" entsprechende dänische Wort für Ideal einführen wollte, weil er sich einbildete, irgendwo gelesen zu haben, daß es im Schwedischen diese Bedeutung habe, wenn man sieht, daß er bei der Durchsicht und dem Feilen seiner Gedichte Verstöße gegen die Grammatik, nicht zu reden von Germanismen, ungeschickten Wortformen, steifen und holperigen Ausdrücken zu entfernen hatte, daß er, kurz gesagt, in einem beständigen Kampf mit der weichen, geschmeidigen und doch so schwierigen Sprache lag, in der er dichtete, so bewundert man zunächst, daß er überhaupt dann und wann etwas so untadelig Schönes hervorzubringen vermochte, wie es seine besten Gedichte sind.

Schack Staffeldts zweite lyrische Sammlung „Neue Gedichte" erschien 1808 in Kiel, wo er sich seit 1807 aufhielt, um dem Hof, bei dem er eine Anstellung suchte, näher zu sein. Er wurde dem Kronprinz-Regenten empfohlen und wurde erst zum zweiten Hofcavalier des geistesschwachen Herzogs von Oldenburg, der auf dem Schloß von Plöen unter der Vormundschaft des Königs von Dänemark lebte, dann zum aufwartenden Kammerjunker der Kronprinzessin ernannt und als diese bald darauf Königin wurde, erhielt er kraft neuer Ernennung eine feste Anstellung in demselben Amt.

Schon auf seiner ausländischen Reise hatte er sich von der vornehmen Welt angezogen gefühlt; er hatte in Wien in den angesehensten Häusern verkehrt und war trotz seines humanitären Unwillens über Geburtsprivilegien mit Leib und Seele Aristokrat; es war daher kein Wunder, daß ein Hofamt, bei der nahen Berührung mit der königlichen Familie, die es mit sich brachte, und der reichlichen Freiheit, die es ihm gewährte, ihm erstrebenswerth er-

schien. Er mußte ja außerdem sein Brot verdienen und von der Poesie konnte er nicht leben.

Nichtsdestoweniger vermochte Staffeldt mit seinem ewig sehnenden, ewig strebenden Geist sich in seiner neuen Stellung nicht zu beruhigen. Sie befriedigte seinen Arbeitstrieb nicht und demüthigte ihn ebenso sehr, wie sie ihn erhob. „Ein Mann, wie ich, ist nicht geschaffen Thüren auf- und zuzumachen," pflegte er zu sagen. Es war seine Dichternatur, die gegen Abhängigkeit und Ceremoniel reagirte. Wie er nicht ganz Dichter hatte sein können, konnte er nun ebenso wenig ganz Hofmann sein. Sein Unglück war, daß er, wie Steffens beißendwahr von ihm sagte, „Dichter unter den Kammerjunkern und Kammerjunker unter den Dichtern sein wollte". Ein größeres Unglück aber war es für ihn, daß auch seine zweite größere Gedichtsammlung, die ein Jahr nach dem Bombardement Kopenhagens und zu einer Zeit erschien, da Oehlenschläger und Baggesen sich in das poetische Interesse der Nation theilten, vollständig übersehen und überstrahlt ward. Sein Talent, das, zart und fein wie es war, der Aufmunterung, ja der fürsorglichsten Pflege bedurfte, begann einzutrocknen. Wenige Jahre später war Staffeldt unfruchtbar.

Zu seinen getäuschten Hoffnungen auf Dichterruhm kam eine zweite, ebenso ernstliche und bittere Täuschung. Er hegte eine leidenschaftliche, tiefwurzelnde Liebe für ein junges Mädchen aus vornehmer Familie und diese Liebe wurde nicht erwidert. Schon 1805 spricht er in einem Brief an seine Schwester davon, daß seine liebsten Hoffnungen getäuscht worden seien, 1810 antwortet er seinem Bruder auf eine Mahnung, sich zu verheirathen: „Mein Amt ernährt kaum mich, geschweige denn Frau und Kinder. Dennoch hätte ich es gewagt, im Vertrauen auf die Gnade meines edlen Königs, wenn Eine gewollt hätte. Aber sie will nicht, oder kann nicht. Allerdings hat sie das weder gesagt, noch geschrieben, aber sie hat es gezeigt. Du weißt, wen ich meine und nicht vergessen kann." Es scheint mir nicht schwer, aus seinen Briefen zu schließen, wer die Geliebte war; ihr Name kommt zu häufig und in einer zu bezeichnenden Weise in den Briefen an die Schwester vor. Es war, wie ich annehme, die Hofdame Kammerfräulein Fritze von der Maase, dieselbe, die Oehlenschläger besungen hat. Staffeldt kannte sie, wie er bei ihrem Tod 1823 schrieb, schon von Kindheit an. „Wir spielten zusammen, wurden dann getrennt, sahen uns nach vielen Jahren wieder und — wurden durch einen dauernden Freundschaftsbund vereint."

Dies scheint die Hauptleidenschaft in Staffeldts Leben gewesen zu sein. Wir begegnen ihm zwar in vielen flüchtigen Verbindungen. Er schwärmt und fabelt auf seiner ausländischen Reise von einer Julie, die er in Dänemark zurückgelassen, er huldigt in Italien einer Thereſe u. s. w.; seine Dichtungen tragen Spuren anderer, vermuthlich nicht langlebiger Passionen; für das Glück des dauernden Besitzes aber war er nicht geschaffen und es wurde ihm nie zu Theil.

Vielleicht erweckte diese unerwiderte Leidenschaft in Staffeldt den Wunsch, den Hofdienst zu verlassen; ein Wunsch, der jedenfalls durch die geringe Aussicht auf rasches Avancement, durch seinen unbefriedigten Ehrgeiz und vermuthlich auch durch das Bedürfniß, seine ökonomische Lage zu verbessern, genährt ward; er war ein schlechter Haushalter und hatte Schulden von seiner Reise her, Schulden, die bei seinem Tode noch nicht ganz bezahlt waren.

Im März 1810 wurde er zum Amtmann in Cismar ernannt, einem Posten, der allgemein als Uebungsschule für angehende Amtmänner galt. Bei Uebernahme dieser, nach damaliger Administrationsweise sehr verantwortlichen Vertrauensstellung besaß er keine der dazu erforderlichen Kenntnisse; er kannte weder die Gesetze der Herzogthümer im Allgemeinen, noch die des ehemaligen großfürstlichen Districts im Besonderen, er brachte weder administrative Fertigkeit und Uebung mit, noch wußte er etwas von der Bevölkerung und ihrem Leben. Aber seinem außerordentlichen Fleiß, seiner Charakterfestigkeit und seinem großen Selbstgefühl gelang es, nach kurzer Zeit seinen eigenen Forderungen gerecht zu werden, und diese waren verhältnißmäßig groß, denn er hegte die höchsten Vorstellungen von der Bedeutung seines Amts. Er betrachtete sich als unmittelbaren Repräsentanten des Königs in seinem District und pflegte bezeichnend genug den Ausspruch Napoleons anzuführen: Les préfets sont des petits empereurs. Anfangs war er fleißig im Actenlesen, später langweilte ihn das allzusehr; er sagte dann, bezeichnend für die unselige Spaltung zwischen seinen Neigungen und seinem Beruf, die überall in seinem Leben hervortritt, er habe sein Leben lang so viel Schönes und Herrliches gelesen, daß es ihm wohl zu vergeben sei, wenn dies Geschmiere ihn anekle.

Kaum in die Administration seines Amtes eingeweiht, war er darauf bedacht, seine Autorität zu heben, ja zu erweitern, und bei seinem gebieterischen Wesen und strengem Rechtssinn gerieth er bald in einen endlosen Streit mit dem Amtsverwalter, der sich zu einer Unterordnung unter den Amtmann, auf der Staffeldt bestand, nicht bequemen wollte. Vermuthlich ist es dieses sein bête noire, worauf Staffeldt sich bezieht, wenn er dem Bruder schreibt: „Ich habe hier nicht den geringsten Verkehr, denn mit X, den ich in so vielen Fällen controliren muß und der im Uebrigen vielleicht der nachlässigste und unredlichste Beamte des Königs ist, kann und mag ich nicht verkehren.“ Man spürt seine strenge Rechtschaffenheit im Nachsatz: „Hier sind Mißbräuche in Schwang, zu denen ich nicht schweigen darf. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn meine guten Absichten nicht Widerstand an den schlechten Absichten Anderer fänden, wenn die Beamten, die mit mir demselben Ziel zuarbeiten sollen, nur des Königs Dienst und des Amtes Wohl vor Augen hätten! Das aber ist leider nicht der Fall!“ Noch schärfer und klarer tritt Staffeldts idealer Rechtssinn in einer Briefstelle von 1823 hervor: „Es giebt in der Welt etwas, das ich die unsichtbare Hölle nennen möchte (man spricht ja auch von einer unsichtbaren Kirche) und das ich nicht verstehe,

noch verstehen will: es ist ein schweigendes Uebereinkommen unter fast allen Menschen, nur bis zu einem gewissen Grad Recht zu üben. Die Beamten dieses Landes kennen diese Hölle, bauen und wohnen darin — ich nie und nimmer! Hier liegt der Ursprung meines Kummers, meiner unendlichen Hypochondrie!" Ein Mann mit so principiellen Begriffen von Recht und Pflicht mußte natürlicherweise immer wieder an wirklichen Zuständen und Verhältnissen anstoßen und die unablässigen Reibungen wurden ihm in seiner Vereinsamung noch nachdrücklicher fühlbar. Die isolirte Lage der Amtmannswohnung in einer Entfernung von größeren Städten, die zu jener Zeit in's Gewicht fiel, erschwerte den Umgang mit den Städtern; die umliegenden Güter gehörten meist Familien, die ihren Aufenthalt anderswo hatten. Diese Einsamkeit war Staffeldt insofern nicht unlieb, als er das Bedürfniß fühlte, über seiner getäuschten Hoffnung auf Gegenliebe zu brüten; aber seine Tage waren leer. Er schreibt 1811 an seine Schwester: „Das Leben hier ist das freudloseste, das ich je geführt habe . . . Pflicht ist mein Freund und Arbeit meine Gattin." Hierzu kommt, daß er, der in seinen dichterischen und philosophischen Bestrebungen den inneren Gegner seiner praktischen Thätigkeit sah, eifrig darauf bedacht war, seine Ungeeignetheit für die letztere vor keinem fremden Auge zu verrathen. Unverdrossen arbeitete er daran, jedes äußere Gepräge des Dichters oder Hofmannes abzuwerfen und im Gegensatz zu beiden sich barsch und hart zu zeigen. Das fiel ihm anfangs schwer genug, später gelang es ihm nur allzu gut. Sein angeborener Stolz, seine Leidenschaftlichkeit, der er freien Lauf lassen zu dürfen meinte, seine Welt- und Menschenkenntniß, endlich sein unverkennbares praktisches Talent, Alles wirkte zusammen, ihn in seinem inneren Kampf zu unterstützen. Er pflegte von sich selbst zu sagen, er trüge eine eiserne Maske. Es zeugt mehr von seiner Heftigkeit als von seiner Festigkeit, daß die Bauern der Gegend ihn noch lange nach seiner Zeit als Gegensatz zu seinem Vorgänger gleichen Namens „de dulle Staffeldt" zu nennen pflegten.

Als Staffeldt 1813 sein kleineres Amt in Cismar mit dem Posten eines Amtmanns von Gottorp-Amt und Oberdirectors von Schleswig vertauschte, also eine für einen zur Amtscarrière veranlagten Mann beneidenswerthe Lebensstellung erlangte, blieb sein Gemüthszustand ebenso unnatürlich, traurig, unfruchtbar und für ihn selbst unbefriedigend, wie bisher. Ja man kann sagen, Staffeldts letzte Lebensjahre bezeichnen nichts, als seinen langen Todeskampf als Dichter.

Er legte viel Gewicht auf die Machtvollkommenheit seines Amtes, strebte wie in Cismar sie zu erweitern und kam wie in Cismar in Streit mit allen übrigen Autoritäten. Mit dem Drange, der ihn nie verließ, sich und seinen Beruf in einem idealen Lichte zu sehen, pflegte er sein Amt als „das Normalamt" zu bezeichnen. Er war im höchsten Grade genau, hob oft hervor, daß für einen Geschäftsmann nichts geringfügig sei, und hatte zum Lieblingsspruch: „les bagatelles se vengent!" Er war höchst formell und

sagte oft, die Form sei nicht Form, sondern die Sache selbst; er verwandte die größte Sorgfalt an den schriftlichen Ausdruck und entwickelte seinen deutschen Geschäftsstil zu einem Muster an Bestimmtheit und Präcision. Und wie er mit der Formvergötterung des Dichters die aus seiner Stellung und Stimmung entspringende Pedanterie adelte, so legte er auch etwas von des Dichters idealen und im höheren Sinne naiven Ansicht der Dinge in dem Richterberuf des Amtmannes an den Tag. Seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er oft aus seiner eigenen Tasche Summen hergab, um den Unterschied zwischen Angebot und Forderung der Parteien auszuebnen und so einen Vergleich zu ermöglichen.

Aber so wenig wie seine Geistesüberlegenheit vermochte seine vollkommene Redlichkeit, seine Verachtung jeder Art von Gewinnsucht, seine ideale Uneigennützigkeit die Umgebung an ihn zu knüpfen. Dazu fehlte es seinem Gemüth allzusehr an Gleichgewicht, dazu war sein Stolz zu abweisend, seine Bitterkeit zu rücksichtslos und verletzend. In der Stadt Schleswig glaubte er sich von Niemandem verstanden. Einzelne Freunde, die er gewann, wurden ihm zufälligerweise bald durch den Tod entrissen, später fand er keine Freunde mehr, weil er keine mehr suchte. Am gesellschaftlichen Leben nahm er nicht Theil, da er die Gesellschaften der Stadt „öde Steppen" nannte. Stolz auf ererbte, angeborene Vorzüge glaubte er in der Provinz keinen Ebenbürtigen finden zu können: es gab da wohl Einzelne von ebenso altem Adel, aber keinen seines Gleichen an Geist. So überließ er sich einer Alle nivellirenden Verachtung. Und je ungeselliger Selbstgefühl und Adelsstolz ihn machten, desto bitterer wurden seine Urtheile über seine Umgebung. Er fuhr fort, das dänische Volk sehr hoch zu stellen, das deutsche gleichfalls, beide Volksstämme galten ihm für gleich vortrefflich; die gemischte Nationalität der Schleswiger verachtete er dagegen auf's Tiefste, bildete sich ein, die Bevölkerung der Herzogthümer besäße nur die Fehler beider Völker, nannte sie ein charakterloses, egoistisches, niedrig denkendes Geschlecht und behauptete besonders von der Stadt Schleswig, daß eine sittlich und geistig verderbliche Ansteckung von ihr ausginge. Unter dieser bald bei ihm permanent werdenden Gemüthsverfassung überentwickelte sich sein früher wenig hervortretender Hang zu beißendem Sarkasmus. In den wenigen Kreisen, mit denen er noch verkehrte, suchte er sich beständig Zielscheiben seiner Ironie. Streitsüchtig und rechthaberisch, wie er war, konnte er Andersgesinnte, vermeintliche oder wirkliche Dummköpfe bis zur Ermüdung mit seinem höhnischen Witz verfolgen, offenbare Paradoxen verfechten und wenn ihm im Wortstreit die Argumente ausgingen, sich mit Wortspielen weiterhelfen. Hatte er dann einen Unschuldigen oder Wehrlosen gekränkt und verletzt, so konnte er seine Schonungslosigkeit bitter bereuen und mit thränengefüllten Augen um Vergebung bitten; es war dann und wann gleichsam etwas Dämonisches in seinem Wesen; er war nicht Herr über seine Worte.

Bald kam er bei diesem Benehmen dahin, Alle für seine Feinde zu

halten und Allen zu mißtrauen. Und je vereinsamter er sich fühlte, desto aristokratischer wurde er in seiner Denkart. Die schlechten Erfahrungen, die er mit dem Bauernstand gemacht, ließen ihn in diesem Stand nur einen unmündigen, unvernünftigen Gegner jedes Fortschrittes sehen, dem man keine politische Stimme einräumen dürfe. Dagegen pries er die Lehre vom göttlichen Recht der Könige, ja er vertheidigte die blutige Reaction in Spanien. Mehr und mehr Gewicht begann er auf die Unentbehrlichkeit einer auf Grundbesitz sich stützenden Aristokratie zu legen, er eiferte gegen die „Liberalen" und den „Zeitgeist", warnte die Bauern väterlich vor dem Lesen der Zeitungen und haßte das Wort „gebildet", weil es ihm die Gesellschaftsunterschiede zu nivelliren und „das Gemeine" auf den Thron zu setzen schien. Unglücklich wie er sich fühlte und im Privatleben mit der divinatorischen Gabe ausgestattet, kommendes Unglück vorauszusehen — eine Gabe, die allen Menschen eigen ist, deren Natur sie auf Schwarz wetten läßt — sah er nichts als Unglück auch in allem historisch Werdenden.

Alle diese Ausbrüche von Menschenfeindlichkeit entsprangen der Verzweiflung seiner Dichterindividualität über ihren Mangel an Uebereinstimmung mit den Geschäften, zu denen sie verdammt war, mit den „8 bis 9000 Sachen das Jahr rund", die zur Erledigung vorlagen. In ihm wüthete die Verzweiflung über einen nothgedrungenen poetischen Selbstmord, den man mit dem eines Menschen vergleichen könnte, der täglich einen Tropfen langsam wirkenden Giftes zu sich zu nehmen gezwungen wäre. Er fühlte sich als Deserteur aus dem Lager der Kunst. Er ist kein Pfleger der Kunst mehr, nur noch ein Pfleger der „Routine" und „Chikane." Er schreibt an seine Schwester: „Ein Abgrund von Melancholie droht mich zu verschlingen . . . mein Berufsamt verlangt mich ganz und ich gleiche einem zu allerlei Kunststücken, zum Schildwach stehn, Kanonen abfeuern, sich todt stellen abgerichteten Singvogel, der darüber das Singen verlernt hat."

Selbstverständlich fuhr er fort, der Bewegung in der zeitgenössischen dänischen Poesie mit Interesse zu folgen. Er, der gewissermaßen als Oehlenschlägers Nebenbuhler aufgetreten war, der zuweilen sich in eine förmlichen Wettstreit im selben Versmaß über dasselbe Thema mit ihm eingelassen hatte, der ihm im Privatleben vergebens seine Huldigung dargebracht und mit unverdienter Härte abgewiesen worden war, er fühlte sich natürlich während des Streits zwischen Baggesen und Oehlenschläger persönlich zu dem ersteren hingezogen, der außerdem seine dichterische Begabung vollkommen anerkannte. Er spricht sich mit einer kritischen Scharfsichtigkeit, die, früher entwickelt, seiner eigenen Poesie zum Vortheil gereicht hätte, gegen die Wiederaufnahme altnordischer Stoffe und über die nothwendige Beziehung aller Dichtung auf die Gegenwart aus. Es verhält sich mit ihm, wie mit Tegnér, seine Kritik reicht zuweilen weiter als seine Poesie; beide erkennen sie zum Schluß in der Theorie nur noch moderne Stoffe an. Wenn er über Oehlenschlägers bewunderungs-

würdigen „Balder" nur bemerkt, „er vertrüge diese nordischen Götter, die bald Fieber, bald Asthma hätten, nicht", so fühlt man hinter diesem Urtheil zwar das Suchen des Ueberstrahlten nach einem Angriffspunkt; aber es liegt mehr, als man zu seiner Zeit anerkennen wollte, in seiner Kritik, wenn er sagt: „Dieses Marionettenspiel mit der eddaschen Mythologie, diese mit den bekannten ombres chinoises analogen ombres scandinaviennes haben, scheint mir, den Standpunkt der dänischen Poesie heutzutage verrückt; denn die Poesie ist die Blüthe eines Zeitalters und nur so ist sie eine Naturblüthe." Natürlich beschäftigte ihn die Frage am meisten, „ob er vollständig als Dichter vergessen sei" oder nicht. Ich möchte doch wissen, schreibt er an Baggesen, ob das Gemüth, „das sich in meinen Gedichten ausgeseufzt, ausgeweint und ausposaunt, nicht Einen seines gleichen, einen verwandten Geist finden wird, der das Wort für seine verborgensten Gedanken, den Seufzer für seine edelste Sehnsucht in ihnen vernimmt". Dann und wann begegnet ihm, wie bei Ingemann, warme Sympathie, ein vereinzeltes Mal, wie bei Thiele, glühende Bewunderung für seine Gedichte. Der junge J. M. Thiele verherrlichte ihn schon auf der Schulbank in schönen gefühlten Versen und blieb ihm auch als Jüngling treu. In seinen Erinnerungen: „Aus den Jahrbüchern meines Lebens" beschreibt Thiele den 48jährigen Staffeldt, den er im Sommer 1817 bei Friederike Brun traf, die einen aufrichtigen Freund in dem ehemaligen Gegner gefunden hatte, folgendermaßen: „Der Schnitt seines Anzuges war nicht gerade altfränkisch, aber doch weit entfernt von der Mode des Jahres; trotzdem lag eine gewisse Zierlichkeit, oder Steifheit in seiner Toilette, sein Kopf mit dem verwelkten, weder schönen noch geistreichen Antlitz war von kurzgeschnittenem gepudertem Haar umgeben . . . ich, der ich seinen Geist kannte, empfing sofort den Eindruck eines ausgebrannten Vulkans — ein Aschenrest von einem herrlichen Scheiterhaufen. Seine Unterhaltung war im Tonfall deutsch und er sprach das Dänische markirt." Hat man Staffeldts innere Geschichte in diesem letzten Abschnitt seines Lebens verfolgt, so trägt diese Schilderung seines Aeußeren unleugbar das volle Gepräge der Glaubwürdigkeit.

Aber nicht blos mit der heimischen Poesie beschäftigte Schack Staffeldt sich in seinen letzten Lebensjahren. Unter den deutschen Dichtern waren ihm besonders Lessing und Klopstock vertraut, vor Allem schwärmte er für Schiller, den er höher schätzte als Goethe. Bei seiner ausgezeichneten Kenntniß moderner Sprachen las er — und zwar beständig — Dante, Ariosto, Tasso, Shakespeare und unter den neueren Dichtern besonders Byron und Lamartine. Er fühlte sich diesen beiden letzteren verwandt, Byron durch die Zerrissenheit seines Gemüths, Lamartine durch das Aetherische und Reflectirende in seiner Poesie. Mit der größten Spannung folgte er Byrons politischem Auftreten im griechischen Freiheitskampfe, er hoffte ihm als König von Griechenland gehuldigt zu sehen und war schmerzlich ergriffen, als sein früher Tod diese Hoffnung vereitelte. Er selbst schrieb in diesen seinen letzten Jahren nur wenige Gedichte (alle

deutsch) aber sie gehören zu den gefühlvollsten, schönsten und tragischsten, die er gedichtet hat.

Mehr und mehr wurde ihm seine Amtsthätigkeit verhaßt. Er fühlte sich wie an eine Kette geschmiedet und äußerte oft, wenn es ihm die Ehre nicht verböte, würde er das Leben eines Galeerensclaven dem seinen vorziehen. Oft citirte er auch Theklas Worte: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus" mit Bezug auf sich selbst und sein Heim. Äußerungen dieser Art, fügt sein verständiger Biograph Engel hinzu, waren ohne Zweifel der Ausdruck seines tiefsten Gefühls.

Sein Umgangskreis in Schleswig wurde enger und enger; in seinen letzten Jahren sah man ihn selten außerhalb seiner Wohnung, oder des Wirthshauses, wo er zu Mittag zu speisen pflegte, seitdem er sich von seiner Haushälterin betrogen glaubte. Die Abende verbrachte er gewöhnlich allein zu Hause. Da konnte er, besonders im Winter, von dem Gefühl seiner Einsamkeit mächtig ergriffen werden. Nicht selten ließ er unter dem Druck dieses Gefühls alle Zimmer des Stockwerks, das er bewohnte, erleuchten und wanderte in den leeren Räumen bis nach Mitternacht auf und nieder; bei solchen Gelegenheiten soll er oft laut mit sich selbst gesprochen haben, da er sich bei seiner lebhaften Einbildungskraft andere Personen als gegenwärtig vorstellte, mit denen er sich unterhielt. Solche Erscheinungen zeigen sich an denen, die zu Einsamkeit und Schweigen in Zellengefängnissen verurtheilt sind. Nachdem er sich vorsätzlich von der Welt isolirt, schien er im Drang nach Mittheilung sich vollständig darüber hinwegzusetzen, daß Denjenigen, denen er sich ausnahmsweise mittheilte, jede Aneignungsfähigkeit fehlte. Zuweilen ließ er seinen Schreiber, seinen Knecht, oder seine alte Haushälterin holen und hielt ihnen förmliche Moralpredigten, im Sommer versammelte er sie nicht selten um sich im Garten und entwickelte in ihrer Gegenwart Naturbetrachtungen über die sinkende Sonne, die Grasarten, oder seinen Lieblingsvogel, den Storch, der sein Nest auf dem Dach des Hauses hatte, ja er redete den Vogel an und pries ihn in dichterischen Ausdrücken vor diesen Zuhörern — die zu seinem Unglück noch dazu schlechte, untreue, eigennützige Dienstboten waren. Es wird Niemanden wundern, daß er unter diesen geistigen Leiden, die von Nervenschwäche begleitet waren, dann und wann Linderung in starken Getränken suchte.

Ausgeschlossen, wie er sich fühlte, unzugänglich, wie er war, nahm er schließlich von der Gesellschaft der Menschen seine Zuflucht zu derjenigen der Pflanzen. Blumenzucht war sein letzter Trost, seine letzte Zerstreuung. Mit großen Kosten verschaffte er sich schöne und seltene Pflanzen. Oft saß er ganz in Beschauung seiner Blumen versunken. Mit seinem tiefen Haß gegen das Amusische behauptete er: die Menschen seien alle böse und verwerflich, die keine Empfänglichkeit für die Schönheit der Blumen, keinen Sinn für Statuen, Gemälde und Musik hätten. Er meinte, der unverdorbene Mensch müsse auch ohne Bildung einen tiefen seelischen Eindruck von dem Schönen empfangen.

Inzwischen näherte die Auflösung sich. Er war im Grunde längst mit

dem Leben fertig. Schon 1823 schrieb er seinem Bruder: „Ich für mein Theil verlasse dieses Leben gern, denn was habe ich hier zu erwarten? Dürfte ich, vielleicht gegen die Naturgesetze, eine Bedingung stellen, so wäre es die: ohne schwere Leiden. O ich kann Dir nicht sagen, bester, liebster Bruder, wie empfindlich ich gegen körperliche Schmerzen bin! Sie martern mich unsäglich, ja, sie verbittern mich auf's Aeußerste. Hätte ich nur männliche Ausdauer oder weibliche Geduld!" — eine Aeußerung, in der die ganze nervöse Verzagtheit und Unruhe des Lebensmüden zum Ausdruck kommt. Zwei Jahre später heißt es in einem Brief an die Schwester: „Ich habe weder Freund noch Freundin in des Wortes höherer Bedeutung, keine süßen Kleinen, an denen mein Herzensleben sich jung erhielte, keine Verwandte, in deren Liebe es sich so sicher ruht, daß man sich nie allein und verlassen auf Erden fühlt: ein Gefühl wie an einem Abgrund, ohne Licht und Schutz, voller Klagegestöhn und Schreckbildern. Selbst die himmlische Muse verließ mich und faltete alle ihre ausgespannten Himmel zusammen. Ein Sklave der Pflicht keuche ich unter der Last meiner Amtsgeschäfte, 8000 Sachen jährlich strömen auf mich ein und was für Sachen! zu deren Erledigung ich nur einen Secretär und zwei Schreiber halten kann. Und nun meine Gesundheit — meine Gesundheit, sage ich! Meine Kränklichkeit sollte ich mindestens sagen. Ich lasse mich nur bei Hofe sehn und lebe oder, richtiger gesagt, plage mich auf meiner Galeere, dem Amtshaus. Ich will Dich im Voraus, liebe Schwester, darauf vorbereiten, daß ich um meine Versetzung, oder meinen Abschied auf Wartegeld nachsuchen will. Meine Krankheit erfordert dieses nicht leichte Opfer."

Staffeldts Hoffnung, ohne schwere vorhergehende Leiden zu sterben, ging nicht in Erfüllung. In seinem letzten Lebensjahr entwickelte sich ein locales Unterleibsleiden mit so großer Heftigkeit, daß er viele Schmerzen litt. Er suchte Genesung, indem er sich von den Geschäften zurückzog, monatlange Reisen unternahm und sich der Behandlung eines angesehenen Arztes in Kiel unterwarf. Aber das Uebel konnte nur gelindert werden, Herstellung war unmöglich. Nach Schack Staffeldts Rückkehr nach Schleswig im Herbst 1826 nahmen seine Körperkräfte sichtlich ab und nun verlor er allen Lebensmuth. Er konnte in Thränen ausbrechen, wenn er von seinem leidenden Zustand sprach. Gleichzeitig ließ eine nagende Furcht vor Geistesstörung ihm keine Ruhe. An einem seiner letzten Tage, als er sein Haus noch verlassen konnte, stand er auf dem Wall von Gottorp und betrachtete in Gedanken versunken den Sonnenuntergang. Jemand, der zu ihm trat, ließ ein paar Worte über das schöne Schauspiel fallen. Er antwortete: „Ich sehe darin nur ein Bild der Vernichtung."

Vom Schlage getroffen lag er drei Tage in hülflosem Zustande, bei anscheinend schwachem Bewußtsein, ohne andere Pflege als die seiner Haushälterin und seines Dieners, deren rohe Aeußerungen seine letzten Stunden verbittert haben sollen. Er starb am 16. December 1826.

Die Telegraphie in Berlin.

Von

F. Hennicke.

— Berlin. —

I.

Das Haupt-Telegraphen-Amt.

Es leben ſicherlich noch Viele unter uns, die ſich noch gut der Zeit zu erinnern vermögen, da Derjenige, welcher eine telegraphiſche Depeſche erhielt, wie ein Wunderthier angeſtaunt wurde und tagelang gehobenen Hauptes unter ſeinen Mitbürgern einherging. Und nicht mit Unrecht, denn als die elektriſche Telegraphie, von allen anderen europäiſchen Ländern zuerſt in Preußen, im Jahre 1849 in den Dienſt des Publikums geſtellt wurde, da fehlte noch viel, und es dauerte noch lange, ehe ſie eine volksthümliche Einrichtung wurde: das verhinderte ſchon die Höhe der Gebühren, die es nur Wohlhabenden geſtattete, das neue Verkehrsmittel zu benutzen. Es koſtete beiſpielsweiſe ein Telegramm von 20 Worten von Berlin nach Cöln, das jetzt für 1 Mark 20 Pfennig befördert wird, nach dem erſten Tarife von 1849 14 Mark, zur Nachtzeit 28 Mark 50 Pfennige. Auf weitere Entfernungen, auch als ſpäter das ſogenannte Zonenſyſtem eingeführt war, wurden die Gebühren geradezu unerſchwinglich. Erſt die neueſte Zeit ſchuf hierin gründlichſt Wandlung und ſeit der im Jahre 1876 erfolgten allgemeinen Umgeſtaltung der Tarifverhältniſſe durch Einführung des Worttarifs iſt wohl den weitgehendſten Wünſchen auf Vereinfachung und Herabminderung der Telegramm-Gebühren Rechnung getragen worden.

Nachdem die Telegraphie in Bezug auf ihre Betriebsverhältniſſe anfangs der fünfziger Jahre ſozuſagen aus dem Rohen herausgearbeitet worden war,

erhielt sie eine bleibende Heimstätte in dem Hause Französischerstraße 33 c an der Ecke der Oberwallstraße, das noch heutzutage den Zwecken der Telegraphie insofern dient, als in ihm die Telegramm-Annahme, ein Rohrpostamt, ein Fernsprechvermittelungsamt und sämmtliche Büreaus der II. Abtheilung des Reichs-Postamts — der Abtheilung, welche die Telegraphen-Angelegenheiten bearbeitet — untergebracht sind; außerdem enthält das Gebäude im zweiten Geschoß die Dienstwohnung des Ministerialdirectors, welcher die II. Abtheilung des Reichs-Postamts leitet.

Zur Zeit der ersten Einrichtung des bezeichneten Hauses für Zwecke der Telegraphie bot es das Bild eines Knaben, der in den Rock eines erwachsenen Mannes schlüpft: der Kleine mochte sich noch so sehr dehnen und recken, er füllte den ihm zur Verfügung gestellten Raum nicht aus; wer, und wenn er selbst zu den Kundigen gehörte, konnte damals mit Bestimmtheit sagen, daß der Raum je ausgefüllt werden würde! Aber der Knabe, der klein und schwächlich in jene Räume eingezogen war, erwies sich als zum Geschlechte der Riesen gehörig: dem Antäus gleich nahm er aus seiner steten Berührung mit der Erde immer neue Kräfte an, breitete sich immer mehr aus, so daß sein Gehäuse bald zu eng wurde. Glücklicherweise war um diese Zeit (1875) ein Mann an die Spitze der Telegraphie getreten, der den schnelleren Pulsschlag in den Verkehrsadern nicht nur seines Vaterlandes, sondern der ganzen Welt richtig zu würdigen verstand, und ihm, dem Leiter der deutschen Reichspost, dem Generalpostmeister Dr. Stephan, dessen Initiative das Reich, neben anderen Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens, nicht in letzter Linie zahlreiche umfangreiche und großartige Bauten zu danken hat, die sowohl den Anforderungen des Kunstgeschmacks Rechnung tragen, wie sie den Rücksichten auf hygieinische Unterkunft des Publikums und der Beamten entsprechen, verdankt die Reichshauptstadt auch das neue Haupt-Telegraphen-Amt.

In der Jägerstraße, da wo sie am breitesten ist, schrägüber dem Monumentalbau der Reichsbank, erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, dessen Erdgeschoß kräftige Rustikaformen zeigt, auf welche in den oberen Stockwerken in den Fensterpfeilern gekuppelte Säulen, im ersten Stockwerke jonische, im zweiten korinthische aufsetzen. Das Ganze schließt nach Oben in einem breiten Fries allegorischer Knabengruppen von je zwei Figuren ab, die verschiedene auf das Telegraphenwesen Bezug habende Vorgänge darstellen. Auf dem oberen Hauptgesims ist eine Balustrade angebracht, deren Eckpfeiler zwei überlebensgroße Einzelfiguren tragen, deren eine, links, die Post, die andere, rechts, die Telegraphie versinnbildlicht.

Auf dem durchlaufenden glatten Architrav des ersten Stockwerkes in der Mitte ist in großen goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Kaiserliches Haupt-Telegraphen-Amt."

Nur diese Inschrift und die Sinnbilder verrathen die Bestimmung des Gebäudes. Kein Spinngewebe von Drähten geht in sein Inneres, kein

Publikum drängt sich vor der stets verschlossen gehaltenen Pforte, um Telegramme aufzugeben — die Telegramm-Annahme befindet sich, wie wir wissen, in der Oberwallstraße — und nur zu bestimmten Stunden sieht man ernstblickende Männer in größerer Zahl an der Thüre Einlaß heischen oder das Gebäude verlassen. Unter ihnen bemerkt man hin und wieder eine Vertreterin des ewig Weiblichen, die dem eintönigen Bilde einige Abwechselung verleiht. Wenn aber die Ankommenden im Hause verschwunden, und die Gehenden von dem Strome der Straßenpassanten aufgenommen sind, da lagert wieder die frühere vornehme Ruhe auf der Physiognomie des Gebäudes und nichts verräth, daß innerhalb seiner Mauern des Menschen Hand jener geheimnißvollen Naturkraft, der Elektricität, die Wege vorschreibt, die sie wandeln soll.

Der Bauentwurf zu dem Haupt-Telegraphen-Amte ist nach Angabe des Geheimen Ober-Regierungsrathes Kind von dem Regierungs- und Baurath Schwatlo aufgestellt worden. Der Beginn der Bauarbeiten erfolgte im Mai 1877, und am 18. November 1878 konnte die bedeutendste Telegraphen-Betriebsanstalt Deutschlands durch den damaligen General-Postmeister, jetzigen Staatssecretair des Reichs-Postamts Dr. von Stephan bereits ihrer Bestimmung übergeben werden.

Das Gebäude ist in Form eines Rechtecks angelegt und umfaßt einen Flächeninhalt von 1052 Quadratmeter. Die ganze regelmäßig-rechteckige Grundfläche ist für den Apparatensaal in Anspruch genommen, in den wir von der Jägerstraße aus eintreten. Dieser Saal ist von der Straße sowie von zwei inneren Seiten durch Fenster und außerdem durch Oberlicht erleuchtet. Parallel den drei Seiten sind Doppelreihen von reichverzierten Säulen angeordnet, welche die Wände der Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Räumen in den oberen Stockwerken tragen. Diese Räume mit den vorgelegten Gängen umschließen im Innern des Gebäudes drei Seiten eines rechteckigen Lichthofes, der in halber Höhe des ersten Stockwerkes mit Glasdächern abgedeckt ist und somit im Erdgeschoß als jener durch Oberlicht erleuchtete Theil des Apparatensaales erscheint. Bei einer Seitenbreite von 20 und 43 Meter und 17 Meter Höhe hat der Saal 860 Quadratmeter Grundfläche. In der Mittelhalle, die durch die innere Reihe jener Säulen gebildet wird, sowie an den Wänden entlang hinter der äußeren Säulenreihe sind die Apparate untergebracht. Der Raum zwischen den beiden Säulenreihen ist frei und bildet einen natürlichen Gang. An der Ostseite des Saales, etwas erhöht, steht das große Arbeitspult für die Oberaufsicht und ihre Assistenten, diesem gegenüber an der Westseite der große Umschalter, ein Räthsel für den Uneingeweihten: unzählige Messingschienen in zwei unter rechten Winkeln sich kreuzenden Lagen übereinander, mit unzähligen Löchern versehen, in welche Metallstöpsel eingesteckt werden, um die oberen und unteren Schienen zu verbinden und dadurch die Leitungen, die sämmtlich an diesen Umschalter geführt sind, auf bestimmte Apparate zu legen oder den Apparaten die sichere Zuführung des Stromes aus den elektrischen Batterien zu sichern.

Die letzteren, 7000 Elemente umfassend, sind in den Kellerräumen untergebracht. Diese Zuführungen müssen natürlich durch Drähte erfolgen, aber vergebens sehen wir uns nach ihnen um. So wenig wie wir das mit dem Begriffe der Telegraphie unzertrennbar scheinende Drahtgewebe außerhalb des Hauses wahrgenommen haben, so wenig sehen wir davon im Innern, denn sämmtliche in Berlin einmündende oberirdische Leitungen werden, weit draußen vor der Stadt schon, unterirdisch bis unter das Haus in der Jägerstraße geführt. Wer hier das Pflaster aufdecken könnte, der sähe die zahllosen elektrischen Fäden von allen Richtungen herankommen, sich kreuzen, sich vereinigen, auseinandergehen. Wohl verwahrt („isolirt" nennt es der Techniker) steigen die Drähte in einem großen Schachte bis zum Apparatensaale empor, unter dessen Fußboden sie einzeln vom Umschalter bis zu den für sie bestimmten Apparaten geführt werden; innerhalb hohler Ständer oder in den ausgehöhlten Füßen der Apparattische selbst in die Höhe geführt, werden sie an irgend einer unscheinbaren Klemme festgeschraubt und das völkerverbindende Band ist fertig gestellt, auf dem in geflügelter Eile Botschaften dahineilen über Land und Meer.

Wir befinden uns hier an einer Stätte, wo dem Weltverkehr die unendlichen Bahnen geöffnet sind, wo aber auch der Kleinverkehr nicht minder heimatsberechtigt ist und voll und ganz ebenso berücksichtigt wird wie jener. Ob weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, ob der Sultan von Sansibar sich geweigert hat, deutsche Landerwerbungen anzuerkennen, ob in Oberschlesien die Viehseuche ausgebrochen ist, oder ob in Ostpreußen die Kornpreise steigen: Alles findet hier seinen telegraphischen Wiederhall, Alles wird aufgenommen, bestellt, weiterbefördert, mit derselben Sorgfalt, ob es weit her aus der Fremde kommt oder vom grünen Strand der Spree herrührt.

267 Leitungen sind in den Saal eingeführt und auf Apparate gelegt: 56 davon gehören den großen unterirdischen Linien nach Hamburg, Kiel, Mainz-Straßburg, Cöln-Coblenz-Metz, Breslau, Stettin an; 33 oberirdische Linien dienen dem großen Verkehr mit dem Auslande, 70 dem großen Verkehr im Inlande und der Rest dem Kleinverkehr und der Stadttelegraphie.

Ueber dem Ganzen waltet als leitender Geist ein Director, dem ein Stab von Aufsichtsbeamten zur Seite steht. Das Arbeitspersonal zählt 780 Köpfe: 650 Beamte und 130 Unterbeamte. Die Vertheilung derselben, die zugleich auf den Umfang des Verkehrs schließen läßt, stellt sich folgendermaßen. Es sind im Dienste von 7 Uhr früh bis Abends 9 Uhr: 150 bis 200, von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts: 60 bis 94, von 2 Uhr Nachts bis 7 Uhr früh: 17 Beamte.

200 Morse-Apparate, deren aus verabredeten Zeichen bestehende Schrift vom Streifen weg gleich übersetzt und auf das Telegramm-Formular geschrieben wird, daneben 60 Hughes-Apparate, deren Schrift in sauberem Typendruck, wie aus der Buchdruckerpresse fix und fertig aus dem Apparate hervorgeht, und 15 andere Systeme sind in beständiger Thätigkeit, um das

regelmäßige tägliche Arbeitspensum von nahezu 20000 Telegrammen zu bewältigen. Das ist aber nicht Alles. Wenn die parlamentarischen Körperschaften in Berlin tagen — und häufig und lange genug sind wir ja mit deren drei gesegnet — da heißt es, die Zeitungskorrespondenzen nach allen Richtungen der Windrose befördern, damit die Bewohner der Provinz rechtzeitig zum Genusse der Niederschläge aus dem geistigen Dunstkreise der Parlamente kommen. Die Anzahl der Wörter, die da abtelegraphirt werden, erreicht mitunter, wenn gerade in bewegter Zeit die Geister besonders heftig aufeinander platzen, eine Million; dabei sind die Stenogramme meist nichts weniger als kalligraphische Meisterwerke; kann es da dem Beamten verübelt werden, wenn er das Tagen der gesetzgebenden Körperschaften nur mit mäßigem Interesse begrüßt, dem Auftreten solcher Redner aber, deren Redseligkeit als chronisch bekannt ist, mit einem gewissen Grauen entgegensieht? Zumal die Abwickelung der parlamentarischen Correspondenz in der Nacht erfolgen muß, deren Schrecken freilich durch eine vorzüglich eingerichtete elektrische Beleuchtungsanlage gemildert werden.

Das Haupt-Telegraphen-Amt steht in directer Verbindung mit 25 Stationen des Auslandes, 584 inländischen und 96 städtischen Telegraphen-Betriebsstellen. Von den ersteren seien, nach Entfernungen geordnet, genannt: Wien, Amsterdam, Kopenhagen, Brüssel, Pest, London, Paris, Christiania, Riga, Petersburg, Mailand und Rom. Die geringste Leitungslänge dieser Auslands-Verbindungen, diejenige zwischen Berlin und Wien, beträgt 624 Kilometer, die größte, zwischen Berlin und Rom 1947 Kilometer. Außerdem ist aber Berlin noch ein wichtiges Glied in der sogenannten Indischen Linie, die, von London ausgehend, bei Emden deutschen Boden berührt und von da über Berlin, Warschau, Žytomir, Odessa, Kertsch, Tiflis, Tauris, Teheran in Indien eintritt und bald oberirdisch, bald unterseeisch geführt, ihren Abschluß erst in Singapore findet. Auf dieser Linie geschah es, daß dem Schah von Persien bei seiner Anwesenheit in Berlin das Vergnügen gemacht wurde, sich in directe Verbindung mit seiner Hauptstadt — auf eine Entfernung von 5000 Kilometer — zu setzen und mit einem seiner Würdenträger, den man an den Apparat citirt hatte, zu sprechen.

Die Lage Berlins im Mittelpunkte Europas macht das Berliner Telegraphen-Amt naturgemäß zu einem Haupt-Factor im Welt-Telegraphen-Verkehr, in welchem es, neben den gleichartigen Einrichtungen in Paris und London, eine erste Stelle einnimmt, und, dank der Organisation des deutschen Telegraphenwesens, immer einnehmen wird.

II.

Das Telegraphen-Amt in der Börse.

Gleicht der Betrieb des Haupt-Telegraphen-Amtes einem mächtigen Strome, der im breiten Bette majestätisch dahinfluthet, so ähnelt derjenige des Tele-

graphen-Amtes in der Börse einem Gebirgswasser, das, dürftigem Quellengebiete entspringend, ärmlich dahinsickert, dann aber plötzlich ungeheuren Zufluß erhält, bedrohlich anschwillt, in tosender Hast weiter eilt, bisweilen sogar seine Ufer überschreitet, um dann wieder, nachdem die Hochfluth sich verlaufen hat, in seinem Unterlaufe das Bild eines Wasserlaufs ohne Wasser zu bieten. Hier ist nichts fest, nichts vorauszusehen, nichts zu berechnen. Sprunghaft steigert sich aus der dem Börsianer unheimlichen Geschäftsstille oder „Fläue", wie der ortsübliche Ausdruck lautet, in Augenblicken politischer oder commerzieller Erregung der Börsenverkehr oft zu einer fabelhaften Höhe, um oft ebenso schnell auf das denkbar niedrigste Maß herabzusinken, die Spuren des erbitterten Kampfes in „Ach's und Krach's" hinterlassend; sprunghaft ist der Telegraph zu folgen gezwungen. Wie weit die Grenzen auseinander liegen, in denen der telegraphische Börsenverkehr sich bewegt, ist am besten aus der Vergleichung zweier Tage des verflossenen Jahres zu ersehen: an einem heißen Julitage, wo Alles Ruhe und Friede athmete, registrirte die Börse ihre geringste Leistung mit 3019 Telegrammen, am 9. April 1885 dagegen gingen die Wogen des Verkehrs hoch; an jenem Tage wurde die Zahl der verarbeiteten Telegramme als die höchste des Jahres mit 9053 Stück vermerkt.

Daß da, wo der Verkehr urplötzlich solche Ausdehnung annehmen kann, ganz außergewöhnliche Betriebsmittel und ganz besondere Einrichtungen erforderlich sind, um, sowohl im Interesse der Telegraphen-Verwaltung als der Börse selbst, Stockungen zu vermeiden, bedarf wohl keiner näheren Begründung. In der That sind auch die Betriebseinrichtungen des Börsen-Telegraphen-Amtes von denjenigen des Haupt-Amtes vielfach verschieden und weichen von den allgemeinen für den telegraphischen Verkehr vorgesehenen Einrichtungen in vielen Beziehungen ganz erheblich ab, wie wir bei einem Besuche dieser Stätte des „auri sacra fames" wahrnehmen werden.

Der eigentliche Börsensaal, der mit einer Pracht ausgestattet ist, wie solche eben nur die Börse bei ihren enormen Einnahmen und bei den großen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln anzuwenden in der Lage ist, verdankt seine Entstehung dem vor einigen Jahren verstorbenen Geheimen Ober-Baurath Hitzig, der das Kunststück fertig gebracht hat, diesen Saal nachträglich noch um ein Drittel zu vergrößern, ohne daß die Harmonie seiner Formen im Geringsten gestört worden wäre. Marmorsäulen theilen den Saal, der an Größe und Gediegenheit der Ausstattung seines Gleichen nicht hat, in drei natürliche Abtheilungen, von denen zwei für die Fondsbörse bestimmt sind, die dritte, später hinzugefügte, der Produktenbörse dient. Hieran schließt sich der dem telegraphirenden Börsen-Publikum zur Verfügung stehende Correspondenten-Raum. Neben diesem, nur durch eine Glaswand getrennt, befindet sich der Annahme- und Abfertigungs-Saal des Telegraphen-Amtes, der gleich allen übrigen von der Telegraphie benutzten Räumlichkeiten seitens der Börse unentgeltlich hergegeben ist.

Nach den besonderen Satzungen der Börse wird für das Recht des Börsenbesuchs eine Steuer erhoben, deren Betrag je nach dem Range der Firmen sich zwischen M. 36 und M. 1080 bewegt und jährlich im Ganzen über M. 180 000 einbringen soll. Da hiernach nur gehörig legimitirte und genau bekannte Mitglieder der Kaufmannschaft Zutritt zur Börse erhalten, so gestaltet sich das Telegramm-Aufgabe- und Annahme-Geschäft einfacher und schneller, als es selbst unter Anwendung der bewährtesten Betriebsmittel und Aufbietung zahlreicher Beamtenkräfte möglich wäre. Sämmtliche aufgegebene Telegramme müssen nämlich entweder in Höhe der für dieselben zu entrichtenden Gebühren mit Freimarken beklebt, oder, falls den Aufgebern die nachträgliche Zahlung der Gebühren gestattet ist, mit einem den Namen der Firma tragenden und die Nummer des derselben zugetheilten Contos enthaltenden sogenannten Stundungsstempel versehen sein. Für diejenigen Correspondenten, welche die Stundung der Gebühren nicht nachgesucht haben, und somit gezwungen sind, ihre Telegramme durch Freimarken zu frankiren, ist ein Markenverkauf-Schalter eingerichtet. Zugleich sind in dem Correspondenten-Raume ausführliche Tabellen ausgehängt, aus denen die für jedes Telegramm zu entrichtende Gebühr mit Leichtigkeit ersehen werden kann. Die in diesem Saale dem Börsenpublikum gebotenen Bequemlichkeiten werden vervollständigt durch einen Auskunftsschalter, an welchem zwei geeignete Beamte ausschließlich damit beschäftigt sind, jede gewünschte Auskunft zu ertheilen. Die Aufgabe der Telegramme erfolgt nunmehr, nicht wie sonst allgemein gebräuchlich, an Annahme-Schaltern, deren beispielsweise die Pariser Börse allein 16 nöthig hat, sondern mittels eines im Correspondenten-Raume befindlichen, in den Annahme-Saal des Telegraphen-Amtes mündenden Einwurfskastens. In diesen Kasten wandern die Telegramme, um sofort durch Beamte des Amtes der weiteren Behandlung unterzogen zu werden. Oft werden hier binnen wenigen Minuten 500 bis 600 Telegramme aufgegeben, und wem es vergönnt gewesen ist, in Zeiten besonderer Erregung einen Blick in den Börsensaal zu werfen, der hat sicher geglaubt, beim Thurmbau zu Babel als Gast zugegen zu sein. Da drängt sich plötzlich, sei es bei den Franzosen, oder bei den Lombarden, oder in der Credit-Ecke — das will sagen an denjenigen Plätzen des Börsensaales, wo die genannten Werthe gehandelt werden — eine Menschenfluth zusammen, wie sie wirrer nicht gedacht werden kann. Hinüber, herüber fliegen Bemerkungen, Angebote, Rufe aller Art. Dann wieder wogt es zurück in den Correspondenten-Raum und von da zum Einwurfskasten, oft mit solcher Gewalt, daß Manchem nicht blos vor seelischer Erregung, sondern in Folge rein mechanischer, äußerer Einflüsse die Luft ausgeht. Jeder will der Erste sein. Bei der Hast, mit der in solchen Fällen gearbeitet wird, kommt es häufig vor, daß den aufgegebenen Telegrammen die Adressen, oder die Unterschriften, oder sonstige Angaben fehlen, von denen jeder Börsenbesucher weiß, daß sie für die Beförderung unerläßlich sind. Und wie charakteristisch ist in solchen Fällen oft der Inhalt der Telegramme: Hausse! um 5 Uhr bei

Dreſſel" oder „Alles verloren"; welche Gegenſätze zwiſchen dieſen einfachen Mittheilungen!

Die mittels des Einwurfskaſtens aufgegebenen Telegramme werden demſelben ſofort entnommen, in der Reihenfolge der Aufgabe geordnet und dann, je nachdem ſie für die großen Börſen-Plätze beſtimmt und vom Telegraphen-Amte in der Börſe zu befördern, oder dem Haupt-Amte zur Weiterbeförderung zuzuführen ſind, in zwei Abtheilungen getrennt. Beide Abtheilungen gelangen demnächſt zu einer Stempel- oder Numerir-Maſchine, deren ſinnreicher Mechanismus ſo eingerichtet iſt, daß ein einziger Stempeldruck genügt, jedem Telegramme die laufende Nummer, das Datum und, in Zeitabſchnitten von je 5 Minuten, die Aufgabezeit aufzudrücken. Die derart geſtempelten Telegramme werden hierauf erſt taxirt, d. h. mit der Wortzahl und auf Grund derſelben mit der Taxe verſehen; bei ſtarkem Andrange wird dieſes Geſchäft jedoch erſt nach erfolgter Abtelegraphirung vorgenommen.

Die Taxirung iſt nicht ſelten mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, da die Telegramme häufig, namentlich bei erregtem Börſengeſchäfte, ſo unleſerlich niedergeſchrieben ſind, daß auch die geübteſten Beamten ſie nicht zu entziffern vermögen. Andererſeits bildet die Art und Weiſe, in welcher die Börſen-Correſpondenten das Capitel „Sprachwidrige Zuſammenziehungen und Wortbildungen" beſtändig um haarſträubende Beiſpiele zu bereichern ſtreben, eine Klippe, an welcher ſelbſt ein Daniel Sanders ſcheitern möchte. Daß z. B. „Ruſſenfeſt" nicht etwa ein von Ruſſen veranſtaltetes Feſt, ſondern die Feſtigkeit ruſſiſcher Papiere bedeutet, kann der Verfaſſer dieſer Zeilen verrathen, es iſt ihm auch gelungen zu ermitteln, daß „faumiö" eine Zuſammenziehung des franzöſiſchen Ausdrucks „sauf mieux" iſt, aber er muß es dem Scharfſinne des Leſers überlaſſen, zu ergründen, was ſolche Bildungen wie „Conventaccident", „Effectelement", „Stadttalg" u. dergl. m. beſagen ſollen.

Nicht frankirte Telegramme und ſolche, die nicht mit dem Stundungsſtempel verſehen ſind, werden von der Beförderung ausgeſchloſſen, dagegen werden nicht genügend frankirte Telegramme anſtandslos befördert, die Fehlbeträge natürlich nachträglich eingezogen.

Nachdem die Bearbeitung der Telegramme, ſoweit ſie dem Annahme-Beamten zufällt, beendet iſt, werden die für das Haupt-Amt beſtimmten Telegramme der Rohrpoſt zur Weiterbeförderung dahin zugeführt, die auf dem Börſen-Amte zu befördernden Telegramme dagegen mittels einer mechaniſchen Aufzugs-Vorrichtung in den über dem Annahmeſaal gelegenen Betriebsſaal geſchafft und hier an die entſprechenden Apparate vertheilt. Die Abtelegraphirung erfolgt genau in der Nummerfolge beziehungsweiſe nach der Aufgabezeit; nur die als „dringend" aufgegebenen Telegramme genießen den Vorrang vor allen übrigen.

Das Börſen-Amt hat keine eigenen nach außerhalb führenden Leitungen; es ſteht nur durch unterirdiſch geführte Kabel mit dem Haupt-Amte in Verbindung, welches an dieſe Verbindungsleitungen täglich zu den feſtgeſetzten

Zeiten die für den Börsenverkehr bestimmten Leitungen anlegt und somit die directe Correspondenz zwischen der Berliner Börse und den auswärtigen Plätzen ermöglicht.

Im Einzelnen verkehrt die Börse mittels des Hughes-Typendruck-Apparates: in je 3 Leitungen unmittelbar mit den Börsen in Wien, Frankfurt a. M. und Hamburg, in je 2 Leitungen mit den Börsen in Paris und Breslau und in je einer Leitung mit den Börsen in London, Brüssel, Amsterdam, München, Bremen, Cöln, Leipzig, Hannover, Königsberg in Pr., Magdeburg und Dresden; mittels des Morse-Apparates: in je einer Leitung mit den Börsen in Stettin und Danzig, sowie mit den Telegraphen-Aemtern in Frankfurt a. O. und Posen.

Die Bedienung der vorhandenen 26 Hughes- und 11 Morse-Apparate wird von 63 Beamten wahrgenommen, während die übrigen 37 Beamten der Annahme, Controle und anderen Verrichtungen obliegen.

Daß sämmtliche Apparat-Beamte bei den Anforderungen, die hier gestellt werden, der Klasse A 1 angehören müssen, ist begreiflich, für Schwächlinge ist kein Platz. Der Hughes-Apparat, der dem gewandten Arbeiter Gelegenheit bietet, Erstaunliches zu leisten, ist denn auch hier das Instrument, auf dem mitunter ganz kolossale Erfolge erzielt werden: Durchschnittsleistungen von 150 bis 160 Telegrammen in der Stunde gehören keineswegs zu den Seltenheiten; einzelne Matadore bringen es bis auf 170, ja sogar noch weiter! Zu berücksichtigen ist hierbei freilich, daß die Uebung, im Verkehr der Börsen-Telegraphen-Aemter Bestimmungsort und Wortzahl nicht mitzutelegraphiren, den Verkehr von viel unnützem Ballast befreit und dem Beamten eine wesentliche Erleichterung gewährt.

Der Abtelegraphirung der Telegramme folgt die Prüfung, die sich auf die richtige Weiterbeförderung und auf die Taxirung erstreckt. Zur Eintragung der gestundeten Gebühren sind allein täglich 9 Beamte erforderlich. Vom Stundungsverfahren machen 214 Correspondenten Gebrauch, 88 Procent aller aufgegebenen Telegramme werden gestundet. Die Haftsumme, die von denjenigen Börsenbesuchern, denen die Stundung zugestanden ist, bestimmungsgemäß für einen $1\frac{1}{2}$ monatlichen Zeitraum hinterlegt werden muß, beträgt für einzelne Correspondenten bis 24000 Mark; die Telegramm-Gebühren, die von manchen Firmen in der Zeit eines Monats gezahlt werden, erreichen die Höhe von 15000 Mark. Aus diesen Zahlen kann man auf den Umfang des telegraphischen Verkehrs schließen, der von einzelnen Banken und Finanzgrößen unterhalten wird.

Im Betriebs-Saale kommen auch die von den auswärtigen Börsen hierher gesandten Telegramme an, die nach der Aufnahme am Apparat sofort eine Treppe tiefer expedirt werden, um im Annahme-Saale, der zugleich für die Abfertigung dient, verschlossen und für die Aushändigung an die Empfänger fertig gemacht zu werden. Diese letzte Verrichtung gestaltet sich sehr verschieden

je nach der Zeit. Bis 12 Uhr Mittags wird ein Theil der Telegramme den Adressaten in ihre Wohnungen, Geschäftslokale ꝛc. gesandt, ein zweiter Theil bleibt bis 12 Uhr liegen und wird dann von den Besuchern persönlich abgelangt, ein dritter wird zum Abholen bereit gelegt. Von letzterem Modus machen 140 Firmen Gebrauch, die täglich durchschnittlich 600 Telegramme zwischen 11 und 12 Uhr abholen lassen. Von 12 Uhr ab — dem eigentlichen Börsenbeginne — erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Quittung an Börsendiener übergeben, welche die Adressaten im Saalgetümmel aufsuchen. Für jedes in dieser Weise bestellte Telegramm erhebt die Börse vom Empfänger 25 Pf.

Den Verkehr zwischen dem Börsen-Amte und dem Haupt-Amte, der zur Zeit der ersten Einrichtung der Börse als Annahme- und Ausgabestelle von Telegrammen der Centralstation im October 1862 alle 10 Minuten durch Fuhrwerke vermittelt wurde, besorgt jetzt eine mit zwei Rohrpost-Doppel-Apparaten ausgerüstete Rohrpost-Betriebsstelle. In demselben Raume, in welchem diese untergebracht ist, befindet sich auch eine während des ganzen Tages für jedwedes Publikum geöffnete Telegramm-Annahmestelle. Hier ist der Verkehr besonders in der Zeit von 11 bis 12 Uhr ein äußerst reger. Die Ansammlung von Correspondenten an dieser Stelle ist oft so groß, daß Correspondenten-Raum, Flur, ja die ganze Straße vollgepfropft ist. Hier werden die neuesten Nachrichten und ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Stimmung der Börse mit einem Eifer erörtert, den eben nur ein Börsenkundiger zu verstehen in der Lage ist; auf offener Straße werden mitunter die größten Geschäfte abgeschlossen; in dem Gewirre ist es nicht möglich, irgend eine legale Form zu erfüllen: ein Nicken mit dem Kopfe muß oft für die bedeutendsten Abschlüsse genügen; die Ansichten über Dies und Das werden in überzeugendster Weise, manchmal mit geradezu schlagenden Gründen dargethan; hier soll endlich der hauptsächlichste Entstehungsort der so berühmt gewordenen Börsen-Kalauer sein!

Was den Telegramm-Verkehr der Börse anlangt, so ist derselbe seit der im Jahre 1862 stattgehabten Eröffnung dieses besonderen Telegraphen-Amtes stetig gestiegen. Seinen Höhepunkt erreichte er im Jahre 1882 mit 1 700 000 Telegrammen und einer Einnahme von 2 200 000 Mark. Der wirthschaftliche Rückschlag, welcher der sogenannten Gründerzeit folgte, verfehlte nicht seinen Einfluß auch auf den Börsen-Verkehr auszuüben, der erst jetzt wieder den Umfang des Jahres 1882 erreicht hat.

Der ganz plötzliche Einfluß politischer Ereignisse auf den Verkehr wird am besten durch die folgende, der amtlichen Quelle des Archivs für Post und Telegraphie nacherzählte Schilderung veranschaulicht.

Die russischen Werthpapiere sind durch die Berliner Börse in sehr bedeutenden Mengen untergebracht; Coursrückgänge dieser Papiere und alle Vorgänge, die solche herbeiführen können, verfehlen daher niemals ihre Ein-

wirkung auf die Stimmung der Börse. So wurde am 8. April 1885 die Börse durch die Gerüchte einer neu einzuführenden Couponsteuer beunruhigt; dies übte sofort auf den telegraphischen Verkehr bei dem Telegraphen-Amte in der Börse einen derartigen Einfluß aus, daß die Zahl der Telegramme, die sich im Jahre 1884 an jedem Börsentage auf durchschnittlich etwa 4700 belaufen hatte, an diesem Tage auf 6573 stieg. Der Schluß der Börse war besonders lebhaft, weil in Folge der Coursſteigerung, welche schließlich trotz aller Gerüchte eintrat, viele Kaufaufträge nach außen gingen. An Stelle der sicher erwarteten weiteren Coursſteigerung traf am 9. April früh die Nachricht von dem Zusammenstoße der Russen mit den Afghanen ein und führte einen bedeutenden Rückgang der russischen Werthe und fast aller anderen Papiere herbei; an der Börse herrschte eine vollständige Panik, und das Telegraphen-Amt wurde mit Telegrammen überschüttet. Die Correspondenz erreichte in Folge dessen am 9. April eine noch nie dagewesene Höhe: es wurden 5630 Telegramme aufgegeben, 2980 bestellt und 443 im Durchgang bearbeitet, zusammen also 9053 Telegramme erledigt. Von diesen entfielen auf die Stunden von 7—11 Uhr Vormittag und von 4—9 Uhr Nachmittag nur 633 Stück, während die übrigen 8420 Stück in 5 Stunden, zwischen 11 Uhr Vormittag und 4 Uhr Nachmittag theils angenommen und abtelegraphirt, theils aufgenommen und bestellt werden mußten.

Die Schwankungen im Laufe der einzelnen Stunden waren ziemlich beträchtlich, besonders aber war die Telegramm-Auflieferung zur Zeit des Börsenbeginns um 12 Uhr eine ganz außergewöhnliche, denn in der ersten Viertelstunde nach 12 Uhr wurden allein 752 Telegramme, unter denen sich 554 dringende befanden, aufgegeben, also in der Minute durchschnittlich über 50 Stück.

Wie groß die Aufregung und Unsicherheit war, die an jenem Tage an der Börse herrschte, ist auch daraus zu ersehen, daß das Verlangen, eben aufgegebene Telegramme zurückzuziehen, überaus häufig gestellt wurde; in 106 Fällen wurden die vor beendeter Abtelegraphirung aufgefundenen Telegramme von den Aufgebern auch wirklich zurückgezogen.

* * *

Die Befürchtungen, die bei der Einführung der Börsensteuer seitens der Presse für den telegraphischen Verkehr geäußert wurden, sind nicht eingetroffen. Der verhältnißmäßig unbedeutende telegraphische Verkehr, der die Abwickelung kleiner Arbitrage-Geschäfte und das Börsengeschäft bei sehr geringen Coursschwankungen umfaßt, ist in Folge der Börsensteuer naturgemäß zurückgegangen, der allgemeine große Verkehr ist dagegen in keiner Weise beeinflußt worden. Ebensowenig ist die Ursache des thatsächlichen Rückganges der dringenden Telegramme — von 44% im Jahre 1882 auf 35% im Jahre 1885 — in der Börsensteuer zu suchen. Der Grund dieser Erscheinung liegt lediglich darin,

daß bei der Aufmerksamkeit, welche die Telegraphen-Verwaltung dem Telegraphendienste auf der Börse zuwendet, die Beförderung der Telegramme so prompt von Statten geht, daß viele Correspondenten es nicht für nöthig halten, ihre Telegramme als dringliche aufzugeben.

Die zum Telegraphenamte gehörende Fernsprech-Einrichtung, welche an die allgemeine Anlage angeschlossen ist, befindet sich in den unter dem Börsensaale gelegenen Räumen. Von der Mitte des Saales führt eine breite Treppe auf einen breiten Gang, an dessen Seiten sich 28 Fernsprechzellen zur Benutzung für Theilnehmer befinden. Am Eingange sind zwei für Beamte bestimmte Zellen vorhanden. Die daselbst aufgestellten Apparate stehen mit den Correspondenten-Zellen und mit den verschiedenen Vermittelungs-Aemtern in Verbindung. Eine der Zellen ist besonders für den Fernsprechverkehr mit Magdeburg eingerichtet.

Die Benutzung der Fernsprech-Einrichtung steht jedem Börsenbesucher frei. Die Gebühr für eine einmalige Benutzung auf die Dauer von fünf Minuten beträgt 70 Pf. (wovon die Börsen-Verwaltung 20 Pf. für sich in Anspruch nimmt), für eine Verbindung mit Magdeburg 1 Mk.

Es werden durchschnittlich im täglichen Verkehre, der sich auf die Zeit zwischen 12 und 3 Uhr beschränkt, 800 Verbindungen innerhalb der Stadt und etwa zehn mit Magdeburg hergestellt. Dies und die börsentägliche Durchschnittsleistung von 5700 Telegrammen sind die Rechtstitel, mit denen das Telegraphen-Amt in der Berliner Börse seine Bedeutung für Handel und Verkehr der Reichshauptstadt geltend macht.

III.

Stadt-Telegraphie und Rohrpost.

Wer wundert sich heute noch darüber, wenn er die Straßen Berlins durchwandert, daß ihm an jedem der 100 Postschalter der Hauptstadt Gelegenheit geboten ist, Telegramme aufzugeben, und daß der Beamte, der ihm ein Telegramm abnimmt, gleichviel ob dasselbe als Wohnungsangabe des Adressaten eine Straße der Hauptstadt des Deutschen Reichs oder derjenigen von Neu-Süd-Wales trägt, nach Feststellung der Wortzahl ohne Weiteres die Beförderungskosten anzugeben im Stande ist! — Und doch ist kaum ein Menschenalter vergangen, als die Frage noch nicht entschieden war, ob die wenigen vorhandenen Telegraphen-Linien überhaupt der Benutzung durch das Publikum freigegeben werden sollten, und als dies geschehen war, da bot es noch lange Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, die Gebühren für Telegramme nach entfernteren fremden Ländern zu ermitteln. Diejenigen, die zu jener Zeit Telegramm-Verkehr mit dem Auslande unterhielten, mögen sich noch erinnern, daß man bei dem Versuche, die Gebühren zu berechnen, in ein Labyrinth gerieth, in dessen verschlungenen Gängen allenfalls der Beamte nach eingehendem

Studium sich zurechtzufinden vermochte, während der Laie diesem Rattenkönig von Zonen und Taxquadraten, Terminal- und Transittaxen hoffnungslos den Rücken kehrte.

Nachdem Preußen im Jahre 1849 zuerst von allen Ländern des festländischen Europas die Telegraphie, die vorher ausschließlich Staatszwecken diente, dem Publikum zugänglich gemacht hatte (die gesetzgebende Versammlung der allzeit an der Spitze der Civilisation marschirenden französischen Nation debattirte über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel für Frankreich noch im November 1850), traten die 25 Telegraphen-Stationen der Monarchie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit hervor. Während sie bis dahin, für ihre Beschäftigung auf Haupt- und Staats-Actionen angewiesen, ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hatten, ging es jetzt in ihren Räumen lebhafter zu, die Gesellschaft, die ein- und ausging, wurde gemischter, gleichwie der Inhalt der abgehenden und ankommenden Depeschen.

Berlin hatte um jene Zeit etwa 400 000 Einwohner, die ein ruhiges, selbstgenügsames Leben führten und jedenfalls nicht daran dachten, daß ihre gute Stadt in wenigen Jahrzehnten eine Vergleichung mit den prunkhaften, reizvollen Hauptstädten der anderen Reiche nicht würde scheuen dürfen. Den Stadt-Verkehr, soweit es sich um den Austausch von Nachrichten handelte, vermittelte die Stadtpost und, in besonders eiligen Fällen, ein Dienstmanns-Institut von jenem Eckensteher-Typus, dem der Genius der Dichtung Unsterblichkeit gesichert hat. Die Stadtpost, obwohl vorzüglich organisirt, konnte nicht viel mehr thun, als die ihr übergebenen Briefe prompt befördern, sie versagte aber ihre Dienste in solchen Fällen, wo man eine Antwort unverzüglich haben wollte, und es blieb dann nichts anderes übrig, als einen expressen Boten anzunehmen. Der Eckensteher indessen bot keine unbedingte Gewähr für solide Ausführung des Auftrages, denn Nante liebte den Ort, wo man einen Guten schänkt, und trennte sich nur schwer von ihm.

Unter diesen Verhältnissen trat die Telegraphie als erstes Mittel des Schnellverkehrs auf den Plan, indem die Central-Telegraphen-Station in der Französischen Straße dem Publikum ihre Pforten öffnete. Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß die neue Art der Nachrichten-Beförderung noch geraume Zeit, nachdem sie der allgemeinen Benutzung erschlossen war, weit davon entfernt blieb, einen volksthümlichen Charakter anzunehmen, und daß daran in erster Linie die ungemein hoch bemessenen Beförderungs-Gebühren Schuld waren. So wie dieser Umstand die Ausbreitung der Telegraphie im Allgemeinen hinderte, so ließ er im Besonderen die Stadt-Telegraphie in Berlin nicht aufkommen; dazu kam noch, daß bei den damaligen Verhältnissen Berlins ein eigentliches Bedürfniß für einen besonderen Nachrichten-Schnellverkehr thatsächlich nicht vorhanden war. Im October 1861 wurde zwar eine Telegraphen-Station im königlichen Palais eingerichtet und durch Kabel mit der Station in der Französischen Straße

verbunden, aber sie kann füglich hier nicht in Betracht kommen, da sie dem ausschließlichen Gebrauche des königlichen Hofes diente. Erst das Jahr 1862 sah den Anfang der eigentlichen Stadt-Telegraphie durch Errichtung der Station in der Börse, womit Berlin in den Genuß zweier dem öffentlichen Verkehre geöffneten Telegraphen-Stationen gelangt war. Es dauerte lange, ehe das Interesse der Einwohnerschaft sich der neuen Einrichtung in einem solchen Grade zuwandte, daß die Telegraphen-Verwaltung sich hätte ermuthigt fühlen können, die nicht unerheblichen Kosten für eine Erweiterung des Systems anzulegen. Aber die Rücksicht auf das Gemeinwohl überwog die finanziellen Bedenken, und so wurden im Jahre 1863 bei dem Hof-Postamte in der Königsstraße und später noch in der Landsberger und in der Wallner-Theater-Straße Stationen eröffnet. Von da ab — die politischen Ereignisse von 1866 hatten die Stadt aus ihrem behäbigen Leben aufgerüttelt — nahm die Vermehrung der Stationen eine schnellere Gangart an, so daß schon das Jahr 1870 ein weitverzweigtes Stadt-Telegraphen-Netz vorfand, dessen Maschen allerdings nicht sehr dicht waren.

Den Mittelpunkt bildete die Central-Station in der Französischen Straße 33c. Sie stand durch unterirdisch geführte Kabel mit den Zweigstationen in Verbindung, die, auf 25 vermehrt, über die ganze Stadt und deren nähere Umgebung einschließlich Charlottenburg vertheilt waren. Die gesammte Correspondenz mußte über die Central-Station gehen, dies geschah jedoch meist in der Weise, daß die letztere durch eigens zu dem Zwecke aufgestellte Vorrichtungen — Umschalter genannt — die Zweigstationen, welche Depeschen auszutauschen hatten, direct mit einander verband.

Die (einschließlich der Centrale) 26 Stadt-Telegraphen-Stationen versorgten zuletzt 1874 ein Gebiet von 59,25 Quadratkilometern mit 826 341 Einwohnern (jetzt stehen außer den jüngst eröffneten Verkehrsmitteln: Rohrpost und Fernsprecher, den 1 320 000 Einwohnern allein 90 Telegraphen-Betriebsstellen zur Verfügung), so daß eine Telegraphen-Station auf 2,3 Quadratkilometer und 31 782 Einwohner entfiel. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob man sich mehr über die Geringfügigkeit des Verkehrs oder über die Genügsamkeit der Bevölkerung wundern soll. Allerdings fehlte es nicht an Anträgen aus den Kreisen des Publikums auf Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen, aber in der Begründung derselben war seltsamerweise nie das Bedürfniß nach erweiterten Verkehrs-Einrichtungen in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr nur die Nothwendigkeit, die Bestellbezirke der einzelnen Stationen kleiner zu machen, da ein solcher von mehr als 2 Quadratkilometer Ausdehnung (an der Peripherie der Stadt gab es Bezirke von mehr als dem doppelten Umfange) für eine Station zu groß sei, als daß Verzögerungen bei der Bestellung der Telegramme vermieden werden könnten. So lange der Verkehr sich in normalen Bahnen bewegte, mochte es angehen, wenn aber plötzlich außergewöhnlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen war, was dann? — Dazu krankte die Telegraphie im

Allgemeinen und die Stadttelegraphie im Besonderen an einem Uebel, das ihre Entwickelung ernstlich beeinträchtigte und ihr Gedeihen nach der technischen wie namentlich nach der finanziellen Seite hin hemmte, und das war — der Tarif. War er früher zu hoch gewesen, so erwies er sich jetzt — wir wollen nicht sagen als zu niedrig, aber jedenfals als irrationell. Der Einheitssatz für das einfache Stadttelegramm (20 Wörter) betrug 2½ Sgr., d. i. 25 Pf. Die Taxeinheit von 20 Wörtern war zu hoch, sie ging erheblich über das durchschnittliche Bedürfniß der Länge eines Telegramms hinaus, die Gebühr von 2½ Sgr. aber war zu niedrig, sie deckte nicht die Selbstkosten der Verwaltung, so daß also eine Zunahme der Telegramme nur zur Entstehung eines Deficits bz. der Steigerung desselben führen konnte. Das Publikum aber hielt an dem ihm durch Festsetzung der Taxeinheit von 20 Wörtern gewährleisteten Rechte unverbrüchlich fest. Hatte der Aufgeber eines Telegramms seinen eigentlichen Zweck z. B. mit 12 Wörtern erfüllt, er hätte es für ein Verbrechen gegen seinen Geldbeutel gehalten, wenn er die ihm noch zustehenden 8 Worte dem Staate hätte schenken sollen. Und flugs wurde einer jener hochwichtigen Zusätze gemacht, etwa in folgender Form: „Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin herzlichste aufrichtigste Glückwünsche", oder ähnlicher Nonsens, nur um die klaffende Lücke auszufüllen und das Bewußtsein in der Brust zu tragen, für das gezahlte Geld die volle Leistung erhalten zu haben.

Es ist nicht das geringste Verdienst des General-Postmeisters Dr. Stephan, daß er durch Einführung der Worttaxe den Telegraphen-Tarif auf eine einfache und vernunftgemäße Grundlage gestellt hat. Die Wirkungen der grundstürzenden Neuerung, die mit dem 1. März 1876 in Kraft trat, äußerten sich schon im Laufe eines Jahres darin, daß die Durchschnittswortzahl eines Telegramms, die bei Anwendung des früheren Tarifs 18,3 Wörter betragen hatte, nach Einführung des Worttarifes auf 13,33 sank, d. h. die Länge der Telegramme hatte sich um 27% vermindert. Damit war der Betrieb von viel überflüssiger Arbeit entlastet, der Betriebs-Mechanismus wesentlich erleichtert worden.

Für ein Stadt-Telegramm wurden seitdem erhoben: die sogenannte Grundtaxe, eine feste Gebühr von 20 Pf. und für jedes Wort 2 Pf. (seit dem 1. Juli d. J. unter Wegfall der Grundtaxe: 3 Pf. für das Wort, zum mindesten aber 30 Pf. für das gewöhnliche Telegramm.) Gleichzeitig hatte auch in Folge der am 1. Januar 1876 erfolgten Wiedervereinigung der Telegraphie mit der Post eine bedeutende Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen insofern stattgefunden, als die meisten der zahlreichen Stadt-Postanstalten durch neue Kabelleitungen an die nunmehr „Haupt-Telegraphen-Amt" genannte Centralstelle angeschlossen und für den Telegraphendienst eingerichtet worden waren, aber inzwischen hatten sich in Berlin Wandlungen vollzogen, die es der Stadttelegraphie, soweit darunter eine Uebermittelung von verabredeten Zeichen auf elektrischem Wege

verstanden wird, endgiltig unmöglich machten, im Verkehre der Hauptstadt eine erste Rolle zu spielen.

Der mächtige Aufschwung, den Berlin seit Mitte der sechziger Jahre genommen hatte, war für die maßgebenden Kreise schon Veranlassung gewesen, durch Vermehrung der Stadt-, Post- und Telegraphen-Anstalten den wachsenden Bedürfnissen entgegen zu kommen. Die Vergrößerung der zur Hauptstadt des Norddeutschen Bundes gewordenen Stadt und die Zunahme an Bewohnern gingen zwar ungewöhnlich schnell vorwärts, aber immer noch genügte die Art der vorhandenen Verkehrs-Einrichtungen, es kam nur darauf an, jeweilig ihre Zahl zu vermehren; als aber nach dem deutsch-französischen Kriege die neue Reichshauptstadt beängstigend schnell wuchs und sie den Weg bis zur Weltstadt in einigen kühnen Sprüngen zurückzulegen sich anschickte, da sah sich der Schnellverkehr einer Aufgabe gegenüber, die weder durch vermehrte Bestell-Einrichtungen seitens der Post, noch durch die Stadt-Telegraphie gelöst werden konnte. Es bedurfte eines neuen Mittels, welches die schleunige gleichzeitige Beförderung einer größeren Anzahl von Sendungen ermöglichte, im Gegensatz zur Beförderung auf elektrischem Wege, bei der jede Sendung für sich, Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, übermittelt werden muß. Dem hervorgetretenen Bedürfnisse begegnete der General-Postmeister Dr. Stephan dadurch, daß er im Jahre 1875 die Einrichtung der „Rohrpost" in Berlin anordnete.

Bei der Anlage von Röhrensträngen für pneumatische Beförderung von Sendungen, d. h. durch Luftleere und Luftdruck unterscheidet man das Radial- und das Polygonalsystem. Bei dem ersteren, das gegenwärtig in Berlin angewendet wird, laufen alle Röhrenstränge strahlenartig in einem Mittelpunkte zusammen, über welchen sämmtliche Züge der Zweigstationen gehen müssen, während bei dem Polygonalsysteme, das früher hier Anwendung fand, der von einer Hauptstation ausgehende Röhrenstrang eine Anzahl anderer Stationen berührt und dann wieder zur Hauptstation zurückkehrt. Der Mittelpunkt der Rohrpost befindet sich da, wo das Herz des gesammten telegraphischen Lebens in Berlin zu suchen ist, in dem Häuser-Complexe, der von den Gebäuden Französischestraße 33c, Jägerstraße 43 und dem entsprechenden Theile der Oberwallstraße eingeschlossen wird. Von da aus gehen vier Hauptstränge nach den vier Himmelsgegenden und versorgen mit Hilfe einiger Seitenlinien sämmtliche Stadtgegenden Berlins und Umgegend. In den 1 Meter tief unter dem Straßenpflaster eingebetteten eisernen Röhren von 65 Millimeter Weite bewegen sich mit der Geschwindigkeit von durchschnittlich 1000 Meter in der Minute Büchsen aus getriebenem Stahlblech, von denen jede etwa 20 Sendungen — Telegramme, Rohrpost-Briefe und Karten — aufnehmen kann und die zu 10 oder 12 hintereinander geordnet je einen Zug bilden. Die treibende Kraft wird auf acht Maschinenstationen vorbereitet, deren jede mit zwei Dampfkesseln und zwei Dampfmaschinen ausgerüstet ist; jede Dampfmaschine treibt eine Luftdruck- und eine Luftverdünnungs-

Pumpe. Die auf den Maschinenstationen aufgestellten Luftbehälter — große Kessel aus Eisenblech — stehen einerseits mit den Luftpumpen, andererseits mit den Röhren in Verbindung, und die Einrichtung ist so getroffen, daß entweder verdichtete Luft aus den Behältern in die Röhren (Luftdruck) oder verdichtete Luft aus den Röhren in die Kessel strömt (Luftleere).

Durch Signale, die auf elektrischem Wege erzeugt werden, erhält der Beamte des Rohrpost-Amtes die Mittheilung, daß ein Zug nach seinem Amte abgelassen ist. Gleich darauf belehrt ihn ein dumpfer Schlag, daß die Büchsen in die Empfangskammer seines Apparates eingelaufen sind. Er öffnet die letztere, nimmt die Büchsen heraus, behält diejenigen, die die Nummer seines Amtes tragen, ordnet die übrig gebliebenen nebst den neuen von ihm selbst vorbereiteten Büchsen zu einem neuen Zuge, den er dem nächsten Amte zuschickt, nachdem er ebenfalls ein Benachrichtigungssignal vorausgesandt hat.

Die Beförderung der Rohrpostsendungen erfolgt in viertelstündlich aufeinanderfolgenden Rohrpostzügen, dann von den Rohrpost-Aemtern ab durch Eilboten, so daß eine Rohrpostsendung, die einem beliebigen Rohrpost-Amte in einem beliebigen Stadttheile Berlins zur Beförderung übergeben worden ist, frühestens in 10 bis 15 Minuten, spätestens in einer Stunde dem Empfänger ausgehändigt wird.

Mit der Rohrpost werden ferner alle dem Haupt-Telegraphen-Amte von auswärts zugehenden Telegramme denjenigen Stadt-Verkehrs-Anstalten zugeführt, in deren Bestellbezirken die Adressaten wohnen, wodurch das Bestellgeschäft wesentlich beschleunigt wird; umgekehrt benutzen die Stadtstationen die Rohrpost, um die bei ihnen aufgegebenen nach auswärts gerichteten Telegramme dem Hauptamte, von dem aus allein die Abtelegraphirung erfolgt, zu übermitteln.

Die Gebühr für Benutzung der Rohrpost beträgt für Postkarten 25 Pf., für Briefe 30 Pf.; sie ist also, da die Wortzahl unbeschränkt ist, weit wohlfeiler, als diejenige der ehemaligen Stadt-Telegraphie mit ihren Telegrammen von 20 Wörtern. Ein Rohrpostbrief in Wien kostet 20 Kreuzer, in Paris 50 Centimes.

Die Berliner Rohrpost ist von dem Wiener Ingenieur Herrn von Felbinger angelegt worden, von dem auch die „Pneumatische Post" in Wien und die „Tubes pneumatiques" in Paris herrühren, die beide in allen ihren Theilen mit der Berliner Einrichtung übereinstimmen. Die letztere, die einschließlich der für den erforderlichen Grunderwerb hergegebenen Summen einen Kostenaufwand von rund 2 736 700 Mark verursacht hatte, wurde am 1. December 1876 mit 15 Aemtern, 4 Maschinenstationen und 26 Kilometern Röhren eröffnet; jetzt zählt sie 31 Aemter (darunter zwei in Charlottenburg), 8 Maschinenstationen und 52,42 Kilometer Röhren. Sie beförderte in ihrem ersten Betriebsjahre 1 360 874 Sendungen; im Jahre 1885 war die Zahl derselben auf 3 Millionen gestiegen. Wenn man bedenkt,

welch ein Aufwand von Zeit und Kräften erforderlich wäre, um jene 3 Millionen durch Boten zu Fuß oder zu Wagen, oder gar ausschließlich auf elektrischem Wege zu befördern, so leuchtet die Zweckmäßigkeit der Anlage ohne Weiteres ein. Aber vielen Leuten genügt die Briefbeförderung durch Luftdruck nicht mehr: sie ziehen es vor, sich mit ihren Correspondenten von Mund zu Mund zu unterhalten, wozu ihnen der Fernsprecher so bequeme Gelegenheit bietet, und daher kommt es, daß, wenn die Rohrpost auch nach wie vor ihre Bedeutung behält und reichlich in Anspruch genommen wird, doch der Grad der Vermehrung der ihr zur Beförderung übergebenen Sendungen nicht mehr derselbe ist, seit ihr im Fernsprecher ein mächtiger und glücklicher Nebenbuhler in der Gunst des Publikums erstanden ist.

Erinnerungen an Leopold von Ranke.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Als Ranke vor einem halben Jahre in alter Frische und Rüstigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feierte, und als dann zugleich das Erscheinen eines weiteren Bandes seiner „Weltgeschichte“ von Neuem glänzendes Zeugniß dafür ablegte, daß sich der greise Forscher noch im Vollbesitz seiner großartigen geistigen Elasticität und Schaffenskraft befinde, da begannen selbst skeptische Naturen der Hoffnung Raum zu geben, daß es dem Altmeister noch vergönnt sein werde, das in hohem Alter begonnene großartige Werk zum Abschluß zu bringen oder wenigstens bis zu jener Epoche fortzuführen, über die wir durch seine früheren Werke eingehend in Bezug auf seine universale Auffassung unterrichtet sind: bis zum Zeitalter der Reformation. Nun ist es doch anders gekommen; noch war er trotz seines hohen Alters erfüllt von großen und weitaussehenden wissenschaftlichen Plänen, mit deren Ausführung er fast bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigt war, noch glaubte er selbst mit der „Weltgeschichte“ seine wissenschaftliche Arbeit, die er als eine Art religiöser Mission auffaßte, nicht erschöpft, da wurde er uns mitten aus seinem rüstigen Schaffen heraus entrissen. Wohl mußte man seit Jahren schon auf sein Dahinscheiden gefaßt sein; denn nicht nur hatte er die dem Menschen im Großen und Ganzen gesetzte Lebensgrenze schon um ein Beträchtliches überschritten, sondern er war auch in den letzten Jahren wiederholt von ernsten Leiden heimgesucht worden, die ihn eigentlich niemals vollkommen verlassen haben; aber nun, da, was man schon seit lange, ohne es sich recht gestehen

zu wollen, fürchtete, eingetroffen ist, empfinden doch Alle, welche dem großen Manne nahe standen, den Schmerz um seinen Hingang eben so lebhaft, als wenn sein Tod ein jäher und plötzlicher gewesen, als wenn es nicht ein Neunzigjähriger wäre, den das unerbittliche Geschick seiner unermüdlichen Thätigkeit entrissen hat. Aber nicht auf die, welche durch Bande persönlicher Art mit dem Verstorbenen verbunden waren, ist die Trauer um das Hinscheiden eines Mannes von der geistigen Bedeutung Rankes beschränkt, sie erstreckt sich auf sein ganzes Volk, auf die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; denn alle Culturnationen der Gegenwart, selbst unser westliches Nachbarvolk nicht ausgenommen, erkennen willig an, daß in Ranke der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts dahingegangen ist. Der Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, muß als ein so gut wie unersetzlicher bezeichnet werden; denn wenn es Ranke auch wie wenigen vergönnt gewesen ist, seine wissenschaftlichen Resultate in einer literarischen Thätigkeit von schier unvergleichlicher Fruchtbarkeit zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wenn dadurch seinen Schöpfungen eine Wirkung für unabsehbare Zeit gesichert ist, so wäre doch der Gewinn, welchen seine epochemachenden Arbeiten der Wissenschaft gebracht haben, ein noch ungleich größerer gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem historischen Lehrgebäude durch die Vollendung der „Weltgeschichte" gleichsam die Krone aufzusetzen, demselben die nothwendige Ergänzung und den einheitlichen Abschluß zu geben. Wer Rankes Werke mit Aufmerksamkeit und Verständniß liest, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß sie alle von einer universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwickelung umspannenden Auffassung durchzogen sind, daß das Bestreben des Meisters, auch wenn er einen räumlich wie zeitlich beschränkteren Gegenstand behandelte, doch immer darauf gerichtet war, auch in dem Besonderen das Allgemeine zu klarer Anschauung zu bringen und durch die Gesammtheit seiner Arbeiten die Summe des großen Werdeprocesses der Cultur der Menschheit verständlich zu machen.

Gerade diese Universalität seiner Auffassung, die auf einer unvergleichlich umfassenden und tiefen Kenntniß der Gesammtheit des geistigen Lebens aller Nationen der Culturwelt beruhte, ist es gewesen, welche seinen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge gegeben und sie hoch hinaus gehoben hat über alle die großen Leistungen, welche die historische Specialforschung unserer Zeit an's Licht gebracht hat. Eine ganze Fülle überraschender und großartiger Gedanken über die der Weltgeschichte immanenten Ideen, durch die der Fortgang der Culturarbeit bedingt wurde, sind in allen seinen Werken verstreut; und da die Geschichtschreibung, wenn sie, wie bei ihm, universalen Gesichtspunkten folgt, in innigstem und lebendigstem Zusammenhang mit allen philosophischen Fragen, welche das menschliche Leben bewegen, steht, so wird man nicht leicht ein philosophisches Problem finden, welches nicht direct oder indirect von Ranke in längerer oder gedrungenerer Form behandelt worden wäre. Ein jüngerer

Forscher hat sich, um dem Meister zu seinem neunzigsten Geburtstage eine Ehrengabe darzubringen, der ebenso dankbaren als dankenswerthen Arbeit unterzogen, eine Auswahl solcher Stellen, in welchen Ranke die allgemeinen, großen Fragen des historischen Lebens behandelt, zu sammeln und herauszugeben.*) Es ist eine stattliche Sammlung geworden, die man wohl als „Aphorismen zu einer Idee der Universalgeschichte" oder als „Grundsteine zu einer Philosophie der Geschichte" bezeichnen könnte. Aber es sind und bleiben Aphorismen und Grundsteine: das stolze Gebäude selbst zu vollenden, ist dem Meister nicht beschieden gewesen. Selbst in der Weltgeschichte in der Form, wie sie bis zum Schluß des ersten nachchristlichen Jahrtausends vorliegt, glaubte der Verfasser dem in ihm ruhenden Ideal einer Philosophie der Geschichte noch nicht genügt zu haben. Wie mir von seinem Bruder, dem Professor in Marburg, Ernst Ranke, mitgetheilt wird, trug sich Leopold mit dem Gedanken, im Anschluß an seine Weltgeschichte eine besondere Philosophie der Geschichte zu schreiben, in welcher er die Ideen, welche sich ihm bei der Erforschung der ersteren über das der weltgeschichtlichen Bewegung zu Grunde liegende Princip aufgedrängt hätten, in systematischer Form darzustellen beabsichtigte. In wie hohem Grade ihn dieser Plan noch in seinen letzten Lebenstagen erfüllte, beweist ein kleiner Vorfall, dessen Kenntniß ich ebenfalls der gütigen Mittheilung seines Bruders verdanke. Kurze Zeit vor seinem Tode, als die Kräfte des Kranken noch nicht allzu sehr gelitten hatten, erhob er sich einmal, ohne die Hülfe seiner Umgebung in Anspruch zu nehmen, von seinem Krankenlager, um sich in das seinem Schlafzimmer benachbarte Bibliothekszimmer zu begeben. Sein Geist war erfüllt von hohen und großen Gedanken über die höchsten Probleme seiner Wissenschaft, mit denen er auch, als er die eigentliche Arbeit hatte einstellen müssen, unausgesetzt beschäftigt war. So in Gedanken versunken dahinwandelnd, ist er im Zimmer gestrauchelt und hingestürzt; er hat sich dabei eine so arge Erschütterung zugezogen, daß sein Bruder der Ueberzeugung ist, daß dieselbe ein wesentliches zu dem tödtlichen Ausgange seines Leidens beigetragen habe. Leopold selbst hat später nach jenem Falle seiner Tochter, Frau von Kotze, gesagt, er sei an jenem Tage von Gedanken von solcher Größe und Erhabenheit gleichsam inspirirt worden, wie er sie nie sonst im Leben ausgedacht habe; jäh', als wenn er von einer lichten Höhe in einen Abgrund hinabstürze, sei er aus jenen Ideen durch seinen Sturz herausgerissen worden.**)

---

*) Leopold von Ranke. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Gesammelt und mit einem Lebensabriß herausgegeben von Arthur Winckler. Berlin, R. L. Prager, 1885. Wie der Titel besagt, findet der Leser in diesem mit liebevoller Pietät zusammengetragenen Büchlein auch einen kurzen Abriß einer Biographie Rankes, zu der außerdem Heinrich Rankes „Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben" (Stuttgart 1876, 2. Aufl. 1886) wichtige Materialien, namentlich über die Frankfurter Zeit enthalten.

**) Vgl. die Note am Schlusse dieser Abhandlung.

Unwillkürlich wurde ich durch diese Erzählung seines durch den Tod Leopolds tief gebeugten Bruders an einen ähnlichen Vorfall aus Rankes früherem Leben erinnert, den ich selbst in der Zeit, da es mir vergönnt war mit dem großen Meister und für ihn zu arbeiten, mit angesehen habe. Es sind jetzt sieben Jahre her; der erste Band der „Weltgeschichte" war soeben im Manuscript abgeschlossen worden, nur die Vorrede fehlte noch. Da erkrankte Ranke sehr bedenklich, so daß man auch damals täglich auf seinen Tod gefaßt sein mußte. Die eigentliche Arbeit, die sonst niemals auch nur einen Tag unterbrochen wurde, mußte Wochen lang gänzlich eingestellt werden. Da erschien eines Morgens Rankes Diener in meinem Zimmer, kurz nachdem ich mich nach dem Befinden des Kranken erkundigt und eine wenig tröstliche Auskunft erhalten hatte, und ersuchte mich in dessen Namen nach seinem Arbeitszimmer herunter zu kommen (ich wohnte im Ranke'schen Hause). Ich beeilte mich, der Aufforderung nachzukommen und fand zu meinem großen Erstaunen Ranke außer Bett und in seinem Arbeitsstuhle meiner harrend. Ich wollte versuchen, ihm deswegen wohlgemeinte Vorstellungen zu machen, da ich wußte, daß der Arzt streng angeordnet hatte, daß der Kranke das Bett nicht verlassen solle. Aber Ranke ließ mich nicht zu Worte kommen, bat mich vielmehr, mich zum Schreiben bereit zu halten. „Ich habe," so ungefähr äußerte er sich, „in der vergangenen Nacht mehrere Fieberanfälle gehabt, so daß ich nicht schlafen konnte. Da habe ich denn die Zeit angewendet, um die Vorrede zu meiner „Weltgeschichte" zu entwerfen; diesen Entwurf will ich Ihnen jetzt dictiren." Darauf dictirte er mir in ununterbrochener Folge die ganze Vorrede zum ersten Bande der „Weltgeschichte" im Wesentlichen in der Form, in welcher sie jetzt vorliegt. Am Schlusse fügte er dann noch hinzu: „Nun, wissen Sie, Herr Doctor, ich kann nicht ermessen, wie lange ich noch zu leben habe, und es könnte vielleicht einmal von Interesse sein, zu wissen, an welchem Tage diese Vorrede niedergeschrieben ist. Bitte, schreiben Sie also an den Rand das heutige Datum!" Ich war damals tief ergriffen von dieser grandiosen Geistesgröße, die noch im Moment der größten Lebensgefahr nur den hohen wissenschaftlichen Idealen lebt, denen sie gewidmet ist. Der oben geschilderte Vorfall aus jüngster Vergangenheit zeigt aber, daß jener gar keine vereinzelte Erscheinung war, daß vielmehr in diesem Geiste eine eingeborene Kraft von staunenswerther Größe war, die der Krankheitszufälle des schwachen und alternden Körpers vollkommen Herr zu werden vermochte.

Aber nicht nur bei solchen einzelnen und außerordentlichen Veranlassungen hat sich diese seine wunderbare Kraft des Geistes über den Körper gezeigt; die ganze Art, wie er in den letzten 1½ Jahrzehnten seines Lebens seiner unausgesetzten und angestrengten Arbeit obgelegen hat, legt beredtes Zeugniß dafür ab. Daß Ranke eben in den Jahren, in welchen der Mensch einer wohlverdienten Ruhe zu pflegen gewöhnt ist, eine ganz besondere Fruchtbarkeit entwickelt hat, daß eine ganze Reihe der glänzendsten Offenbarungen seines

Genius das Licht der Welt erblickt hat, nachdem er schon das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, davon ist die Welt durch die schnelle Aufeinanderfolge jener Werke selbst unterrichtet worden; seine Schaffenskraft ist zum Gegenstand allgemeiner und ungetheilter Bewunderung geworden, die ihren Gipfelpunkt erreichte, als Ranke im fünfundachtzigsten Lebensjahre mit dem ersten Bande einer im größten Stile angelegten Weltgeschichte hervortrat. Minder bekannt aber dürfte es in weiteren Kreisen sein, unter wie außerordentlich erschwerenden äußeren Umständen sich diese reiche Geistesthätigkeit entfaltete. Ranke durfte seit fünfzehn Jahren selbst weder lesen noch schreiben. Das gesammte ungeheure Material, welches er in seinen Werken benutzte, verarbeitete und zum Theil mit minutiösester Genauigkeit analysirte, mußte ihm von dritter Seite durch Vorlesen zugeführt werden, während er dann Alles, was er schuf, dictirte. Er arbeitete, da eine jüngere Kraft der angestrengten Thätigkeit des Greises nicht zu folgen vermochte, stets mit zwei Assistenten, deren einer des Morgens, der andere des Abends 4—5 Stunden ihm zur Seite war.

Der Grund war nicht etwa eine völlige Erblindung; im Gegentheil erstrahlte sein großes, blaues, geistvolles Forscherauge, welches Kaulbach mit vollem Recht das Auge des alten Fritz genannt hat, noch in vollem, hellem Glanze und konnte, wenn der tiefe Denker lebhaft zu sprechen anfing und von gewaltigen Gedanken völlig durchdrungen war, in einem Feuer leuchten, das jedem unvergeßlich sein wird, der es einmal aufblitzen sah. Aber die Sehkraft war doch durch die jahrzehntelangen angestrengten Studien so weit geschwächt worden, daß die größte Schonung unbedingt geboten war. Nicht einmal Briefe hat er in den letzten Jahren selbst geschrieben; auch sie wurde dem Assistenten in die Feder dictirt; nur seinen Namen und in Briefen an besonders vertraute Freunde einen kurzen Gruß hat er hie und da noch eigenhändig geschrieben.

Es läßt sich dem Laien nur schwer anschaulich machen, was es gerade für den Historiker bedeutet, bei seinen Arbeiten auf den Gebrauch des eigenen Auges zu verzichten. Nur ein Geist von der großartigen Spannkraft und der fast wunderbar zu nennenden Gedächtnißkraft Rankes konnte diesen Schwierigkeiten gewachsen sein. Die Uebereinstimmungen und die kleinsten Abweichungen der vorliegenden, zumeist noch dazu in fremden Sprachen abgefaßten Quellen bei bloßem Zuhören herauszufinden und zu erklären, wobei es zumeist auf philologische Akribie in der Auffassung und Deutung einzelner Worte und Redewendungen ankommt, die kritische Analyse ganzer Quellengruppen mit voller Sicherheit vorzunehmen, ohne die einzelnen Quellen gleichzeitig vor Augen zu haben, dazu gehörte in der That eine Fassungsgabe, eine gleichsam intuitive Befähigung zur Erkenntniß des Wesentlichen, wie sie nur wenigen Sterblichen verliehen ist. Diese Kenntniß der Arbeitsmethode Rankes in seiner letzten und fruchtbarsten Lebensepoche gehört in der That dazu, um die Größe seiner einzigartigen Begabung voll und ganz zu ermessen.

Dem Assistenten aber, der dem Meister den Rohstoff seiner Schöpfungen zu übermitteln hatte, eröffneten sich dabei Einblicke in die geheimste Werkstätte dieses reichen Geistes, die gewiß für Alle, die diese Stellung nach einander im Laufe der Jahre innegehabt haben, von bestimmendem Einfluß für das ganze spätere Leben gewesen sind. Mir wenigstens werden die Eindrücke, die ich damals im täglichen Verkehr mit dem größten Meister meiner Wissenschaft empfangen habe, immer unvergeßlich sein.

Gewiß wäre es eine außerordentlich dankbare und ideale Aufgabe, den Lesern dieser Zeitschrift ein zusammenfassendes und erschöpfendes Bild von der wissenschaftlichen Wirksamkeit Rankes zu geben, jetzt, da dieses reiche Leben seinen Abschluß gefunden hat, einen Rückblick auf die Bestrebungen und Erfolge desselben zu werfen. Aber wer wollte das in dem engen Rahmen eines Gedenkblattes in einer Zeitschrift zu unternehmen wagen? Wenn nun diese größere Aufgabe hier nicht gelöst werden kann, so darf ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben, auch dadurch ein Kleines zur Kenntniß des reichen Geistes- und Gemüthslebens des Dahingeschiedenen beizutragen, wenn ich es versuche, ein Bild von der Arbeits- und Lebensweise des großen Mannes zu entwerfen, wie es sich mir in den 2½ Jahren meiner Assistententhätigkeit unauslöschlich eingeprägt hat. Es möge mir dann vergönnt sein, diesem Bilde einiges individuelle Leben zu verleihen, indem ich einige rein persönliche Erinnerungen an dasselbe verflechte. Den Vorwurf der Indiscretion brauche ich dabei nicht zu fürchten; denn in diesem ruhigen und fleißigen Forscherleben ist Nichts, was der Verheimlichung bedürfte.

Ich erinnere mich noch deutlich des Moments, da ich den bisher nur aus der Ferne und in seinen Werken verehrten Meister zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah. Es war bei Gelegenheit seines sechszigjährigen Doctorjubiläums, das im Jahre 1877 unter allgemeinster Theilnahme festlich begangen wurde. Ich war damals Student in höheren Semestern und gehörte zu der Deputation, welche von den Berliner historischen Seminaren an diesem Tage an den Altmeister der Geschichtschreibung entsandt wurde. Eine sehr ansehnliche Gesellschaft war schon in den Räumen des Hauses versammelt, als wir — sechs an der Zahl — vorgelassen wurden. Unser Wortführer war ein junger Doctor, Wenck (jetzt Professor in Leipzig). In schlichter, herzlicher Rede gab er der Verehrung Ausdruck, die wir Jüngeren ihm, dem Meister, der uns Allen ein strahlendes Vorbild sei, dem wir mühsam nachstreben, entgegenbrächten. Darauf entgegnete Ranke, dessen Frische und Rüstigkeit uns mit freudiger Bewunderung erfüllte, in einer jener improvisirten Reden über Geist und Ziel der Geschichtschreibung, in denen er Meister war. Mit inniger Rührung vernahmen wir seine beredten Worte, in denen er uns die Idealität unseres Berufes auseinandersetzte und an's Herz legte, wie wir neben der Genauigkeit in der Einzelforschung, die eine unerläßliche Vorbedingung jedes wissenschaftlichen Schaffens sei, doch nie versäumen sollten, unseren Blick auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntniß gerichtet zu halten, zu dem alle

Detailuntersuchung doch nur als eine Vorstufe betrachtet werden dürfe. Es war derselbe Geist universalen Auffassens und Verstehens, den wir in seinen Werken bewunderten, der uns auch aus dieser Rede entgegentönte, die auf uns Alle einen großartigen Eindruck hervorbrachte.

Ich hatte damals noch keine Ahnung davon, in wie nahe persönliche Beziehungen zu dem Meister, zu dem ich eben jetzt zum ersten Mal bewundernd emporgeschaut hatte, ich bald darauf treten sollte. Wenige Wochen später entbot mich mein hochverehrter Lehrer, der zu früh der Wissenschaft entrissene Karl Wilhelm Nitzsch, am Schluß einer Vorlesung zu sich in's Sprechzimmer der Universität und eröffnete mir dort, der bisherige Assistent Rankes — ein Candidat Goebel — sei im Begriff seine Stellung zu verlassen, um sein Probejahr als Schulamtscandidat abzulegen; Ranke suche einen Nachfolger und habe ihn (Nitzsch) gebeten, ihm einen solchen zu empfehlen: seine Wahl sei auf mich gefallen. Er fragte mich dann, ob ich geneigt sei, die Stellung anzunehmen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich sofort freudig zustimmte. Welche bessere Schule für mein ferneres wissenschaftliches Leben hätte ich mir wünschen können, als eine gemeinsame Thätigkeit mit Ranke. Es schien mir ein beneidenswerthes Geschick, daß die Wahl meines Lehrers gerade auf mich gefallen war. Wenige Tage später stand ich Ranke gegenüber, um mit ihm über die Bedingungen meines Eintritts zu verhandeln. Daß ich ein zwar nicht eben hohes, aber für einen jungen, noch nicht von der Hochschule entlassenen Mann doch immerhin auskömmliches Gehalt erhalten sollte, erschien mir als eine zwar willkommene, aber unverdiente Zugabe zu dem größeren geistigen Gewinn, der mir aus meiner Stellung erwachsen würde. Ich mußte mich — wie gern that ich's — verpflichten, mindestens ein Jahr lang bei ihm zu bleiben. Im Uebrigen dauerte unsere Verhandlung nicht allzu lange: am nächsten Sonntag — denn Ranke kannte in seiner Arbeit keinen Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen — sollte ich meine Thätigkeit beginnen, nachdem mich mein Vorgänger einigermaßen in dieselbe eingeführt haben werde. Vor dem Schlusse dieser ersten längeren Unterredung, die ich mit ihm hatte, trat dann noch eine seiner kleinen Eigenheiten zu Tage, die mir noch später manche kleine Sorge verursacht hat. Ranke fragte mich nämlich, ob ich Tabak rauche; er schien die Bejahung dieser Frage vorausgesehen oder vielmehr dem Tabaksgeruch meiner Kleider entnommen zu haben; denn er fügte gleich hinzu: „Können Sie sich das nicht abgewöhnen? Ich kann den Geruch des Tabaks absolut nicht vertragen." Ich war über diese Frage einigermaßen erstaunt, versprach ihm aber, das Rauchen zwar nicht mir völlig abzugewöhnen, was mir sehr schwer geworden wäre, aber doch möglichst einzuschränken, vor Allem aber nie in der Zeit unmittelbar vor unserer gemeinsamen Arbeit — 9½—2 Uhr Vormittags — zu rauchen. Obgleich ich dieses Versprechen mit Rücksicht auf den hochverehrten und auch in seinen Eigenheiten zu schonenden Mann treulich gehalten habe, hat mir mein Tabaksgenuß doch noch manchen kleinen Verdruß gebracht. Denn Ranke

war gegen dieſen Geruch ſo außerordentlich empfindlich, daß er ihn ſelbſt dann an meinen Kleidern wahrnahm, wenn ich Stunden lang vorher nicht geraucht hatte. Es blieb ſchließlich nichts übrig, als mir einen beſonderen Rock in Rankes Haus zu hängen und denſelben ſtets anzuziehen, bevor ich mich in das Arbeitszimmer hineinbegab. Dieſe wunderliche Eigenthümlichkeit ließ übrigens Ranke nicht nur mir gegenüber hervortreten — dann hätte ſie vielleicht etwas Verletzendes gehabt — ſie war ihm ſo zur zweiten Natur geworden, daß er zuweilen ſogar die Rückſichten geſellſchaftlicher Höflichkeit, auf die er ſonſt ſtreng zu halten pflegte, außer Acht ließ. Ich erinnere mich, daß er einſt einen ihm befreundeten Univerſitätsprofeſſor, mit dem er ſich lange und ſehr lebhaft unterhalten hatte, beim Abſchiede zurief: „Aber Herr Profeſſor, Sie rauchen ja ſchrecklich ſtark Tabak.“ Manchem mag das im erſten Augenblick verletzend erſchienen ſein, aber zürnen konnte man ihm darum nicht; denn man gewahrte deutlich, wie unangenehm ihm ſelbſt die Sache war. Er hat mir einmal geſagt, er begreife gar nicht, wie ein gemüthvoller Menſch in Gottes freier ſchöner Natur mit einer Cigarre im Munde umherwandeln könne. Ihm werde immer ſeine ganze poetiſche Stimmung geraubt, wenn er in den herrlichen Gängen des Thiergartens luſtwandele und dann immer und immer wieder ſo proſaiſchen Menſchen begegne, welche die köſtliche Luft mit ihrem Tabaksrauche verderbten.

Doch ich habe mich lange genug bei dieſer kleinen Aeußerlichkeit aufgehalten; ſie gehörte eben zu jenen kleinen Eigenheiten, die Männern in vorgerückten Jahren anzuhaften pflegen und an die man ſich gewöhnen muß. Andere ähnliche kleine Launen haben oft zu den ergötzlichſten Scenen Veranlaſſung gegeben.

Jetzt aber wolle mich der freundliche Leſer in die eigentlichen Arbeitsräume begleiten, die ich bald darauf zum erſten Male betrat. Am erſten Tage war mein Vorgänger noch einmal erſchienen, um eine kleine begonnene Arbeit zu beendigen; ich wurde angewieſen, mich einſtweilen während einiger Stunden in der Bibliothek zu orientiren. Das war nun freilich ohne beſondere Anleitung leichter geſagt als gethan. Rankes Bibliothek war reſp. iſt nach dem Urtheil von Kennern die größte und werthvollſte Privatbibliothek, die in Deutſchland exiſtirt. Sie füllte ſchon damals fünf große Zimmer der geräumigen Wohnung vollſtändig an, obwohl ſie in den vom Boden bis zur Decke reichenden und nicht nur an den Wänden, ſondern auch in der Mitte der Zimmer ſtehenden Repoſitorien ſo dichtgedrängt aufgeſtellt war, daß oft zwei und drei Reihen Bücher hintereinander ſtanden. Erſchwerte dies ſchon außerordentlich die Ueberſicht, ſo wurde eine ſolche dadurch vollends unmöglich, daß die Bibliothek ſich in einer Unordnung befand, die ſich kaum beſchreiben läßt. Zwar hatte jeder der Aſſiſtenten verſucht, ein wenig Ordnung in dies Chaos hineinzubringen, aber da dieſelben — mit Ausnahme eines Dr. Wiedemann — in der Regel nur ein bis höchſtens zwei Jahre bei Ranke verblieben, dann aber in irgend eine feſte Stellung hineingingen, ſo war es vor lauter Anfängen

und Anſätzen zu einer Ordnung nicht gekommen. Außerdem aber ſollte ich bald genug erfahren, aus welchem Grunde gegenwärtig eine ſolche überhaupt nicht durchgeführt werden konnte. Zunächſt aber befand ich mich allein einer Bibliothek gegenüber, die ſchon damals auf etwa 20—25 000 Bände geſchätzt wurde. Daß da von einer auch nur oberflächlichen Orientirung gar nicht die Rede ſein konnte, zumal die einzelnen Abtheilungen durch nichts äußerlich kenntlich gemacht waren, liegt auf der Hand. Erſt ſpäter ſollte ich erfahren, welch reiche Schätze dieſe Sammlung enthielt.

Damals war ich ſehr froh, als ich meinen vergeblichen Orientirungsverſuchen entriſſen und nun endlich in das eigentliche Arbeitszimmer citirt wurde, wo Ranke meiner bereits wartete. Auch hier waren alle Wände vom Fußboden bis zur Decke von gefüllten Bücherrepoſitorien verdeckt; was meine Aufmerkſamkeit aber naturgemäß am meiſten feſſelte, war der in der Mitte des Zimmers ſtehende mächtige Arbeitstiſch, der mit Papieren und zum Handgebrauch beſtimmten Büchern vollkommen bedeckt war; daneben ſtand dann ein kleinerer einfacher Tiſch, auf dem die Schreibutenſilien ſtanden und auf deſſen beiden Seiten hier Rankes großer lederner Armſeſſel, dort der für mich beſtimmte Arbeitsſtuhl ſtanden. Wir ſaßen einander alſo, um einer den anderen leichter verſtehen zu können, unmittelbar gegenüber, wenn Ranke nicht, wie er namentlich beim Dictiren zu thun pflegte, mit dem Rücken an den Arbeitstiſch oder ſeinen Seſſel gelehnt, ſtand. Die Arbeit begann an jenem erſten Tage ſofort mit einem längeren Dictat, in welchem Ranke auf Grund der mit meinem Vorgänger betriebenen Vorarbeiten den Entwurf eines intereſſanten Abſchnittes aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV., ſogleich in vollendeter abgerundeter Form fixirte. Das Nachſchreiben nach dem Dictat eines frei ſchaffenden und von ſeinen Gedanken völlig ergriffenen und durchdrungenen Geiſtes war nun keineswegs ſo leicht, wie man anzunehmen geneigt iſt und wie ich ſelbſt vorher angenommen hatte. Strömten Ranke, wie das meiſt der Fall war, die Gedanken in großer Fülle und Schnelligkeit zu, ſo pflegte er zu vergeſſen, daß es unmöglich iſt, ohne ſich der Stenographie zu bedienen, ebenſo ſchnell zu ſchreiben, als geſprochen wird. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ſprudelte er dann die Worte förmlich hervor, und da er leiſe und zuweilen in Folge der mangelnden Vorderzähne ſehr undeutlich ſprach, ſo war es oft unmöglich, ihm zu folgen. Auf der anderen Seite aber war er natürlich im höchſten Maße ungeduldig, ja unglücklich, wenn man ihn in ſeinem Gedanken- und Redefluß unterbrach. Wie oft hat er dann nicht ſein Schickſal beklagt, daß er gezwungen ſei, auf ſolche Art zu arbeiten, aber er verſäumte nie hinzuzufügen, daß das ja nicht etwa ein Vorwurf für mich ſein ſolle, ſondern daß dieſe Schwierigkeiten eben in der Natur der Sache begründet ſeien. In der Regel habe ich es ſpäter dann vorgezogen, ihn nicht zu unterbrechen, ſondern lieber, wenn ich ihn nicht genau verſtanden hatte, einſtweilen eine kleine Lücke zu laſſen, die ich nachträglich nach dem Sinne ergänzte. Ich durfte dies ohne Bedenken thun, da ich wußte, daß das

Manuscript dann doch noch mehrmals auf's Gewissenhafteste von ihm durchcorrigirt wurde.

Nachdem das erste Dictat beendet war, kehrte er dann zum Studium der Quellen zurück. Ich habe schon angedeutet, daß er beim Antritt meiner Stellung mit der Biographie Friedrich Wilhelms IV. beschäftigt war, die dann in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und auch separat zugleich mit der Biographie Friedrichs des Großen erschienen ist. Man wird es begreiflich finden, daß gerade die Studien über Friedrich Wilhelm IV., dem er persönlich so nahe gestanden hatte, für ihn von höchstem Interesse waren. Er schwelgte gleichsam in den Erinnerungen an den kunstsinnigen König, und auch der Biographie selbst wird durch die Fülle seiner, aus der eigenen Erinnerung geschöpften Charakterzüge ihr eigenthümlichster Reiz verliehen. Und noch weit mehr solcher Erinnerungen, als er der Aufzeichnung für werth hielt, hat er mir dann während der Arbeit in persönlichem, vertraulichem Gespräch mitgetheilt und mir so Stunden höchster Anregung und Belehrung verschafft. Wie konnte er so feurig und begeistert werden, wenn er das Andenken des genialen, aber in seiner Weltanschauung noch in einer im Absterben begriffenen Epoche lebenden Königs gegen die Angriffe, die gegen ihn gleichzeitig und später gemacht worden sind, vertheidigte! Wie wußte er so nachdrücklich zu erweisen, wie sehr das edle Streben des Königs von Zeitgenossen und Nachlebenden verkannt worden sei, wie wußte er so lebhaft sein erstes Zusammentreffen mit Friedrich Wilhelm zur Zeit, wo derselbe noch Kronprinz war, zu schildern: es war in der Marciana zu Venedig, wo Ranke damals arbeitete und wo ihn der hochbegabte Kronprinz mit seinem Gefolge aufsuchte. Ranke konnte nicht genug rühmen, wie der Kronprinz mit seinem sprühenden Geiste die ganze Unterhaltung zugleich belebt und beherrscht habe. Und mit wie rührend wehmüthigen Worten wußte er dann wieder den tiefen Schmerz zu schildern, der die Seele des Königs erfüllte, als in den Stürmen des Jahres 1848 Alles zusammenzubrechen schien, was ihm bisher heilig gewesen war. Gerade damals hat Ranke mit dem Könige viel verkehrt; den Eindruck, den derselbe in jenen Tagen auf ihn machte, hat er in seiner Biographie in dem treffenden Vergleiche geschildert, der König sei ihm erschienen wie ein hochbegabter, geistvoller junger Mann, der durch einen Zufall im Examen durchgefallen sei.

Aber keineswegs aus solchen persönlichen Erinnerungen allein oder auch nur vorwiegend wurde jene Biographie des Königs aufgeführt. Im Gegentheil, Ranke ließ es sich im höchsten Maße angelegen sein, in den Besitz der authentischen und officiellen Quellen zu gelangen, die ihm dann auch, abweichend von der sonst üblichen Praxis der Archivverwaltung, vom Geheimen Staatsarchiv in seine Wohnung überlassen wurden. Diese Actenmassen, die von ziemlich beträchtlichem Umfange waren, sind die ersten Quellen, welche ich ihm vorzulesen hatte. Da konnte ich denn zum ersten Male jene wunderbare geistige Fähigkeit beobachten, mit der Ranke aus einer Fülle vorliegenden

Materials mit unglaublicher Schnelligkeit das Wesentliche herauszufinden vermochte. Es war das eben die Eigenschaft, die ihn vornehmlich zur Lösung so umfassender Aufgaben, wie er sie sich stellte, befähigte: man möchte sie seinen genialen Spürsinn nennen. Ich muß gestehen, daß mich, den jungen Anfänger, dem die Erfahrung in solchen in's Große angelegten Studien mangelte, im Anfang die großartige Schnelligkeit, mit der er aus dem bloßen Vorlesen aus dicken Convoluten die einzigen Stellen, die für ihn von Erheblichkeit waren, herausfand, in bedenkliche Unruhe versetzte. Ich las ihm die einzelnen Documente, wie sie in den Actenconvoluten vereinigt waren, der Reihe nach vor. Bei sehr vielen Berichten sagte er dann schon, wenn ich ihm die ersten Zeilen gelesen hatte: „Bitte weiter, das brauchen wir nicht." Dann wurde der zuweilen recht umfangreiche Rest des Actenstückes einfach überschlagen und zum nächsten übergegangen, bei dem es dann eventuell wieder so ging, bis er dann plötzlich an irgend einer Stelle lebhaft ausrief: „Halt, das ist von Bedeutung, hiervon müssen wir einen genauen Auszug machen." Dann mußte ich hie und da eine Stelle in das für die Sammlung der Quellen bestimmte Buch abschreiben, oder er dictirte mir ein mehr oder weniger ausführliches Excerpt und fügte alsbald einige kritische Bemerkungen hinzu, die dann im Verein mit den aufgezeichneten Quellenstellen später immer wieder gelesen wurden und schließlich zur Grundlage der Darstellung dienten. Dabei trat dann sein geradezu phänomenales Gedächtniß in glänzendster Weise hervor. Nicht selten kam es vor, daß er nach Wochen sich einer Stelle, die wir aus einem einzelnen Berichte aufgezeichnet hatten, so genau erinnerte, daß er einzelne Sätze fast wörtlich zu citiren vermochte und genau wußte, an welcher Stelle des Collectanenbuches sie von mir eingetragen worden war. So wurde es ihm möglich, Quellen, ohne sie selbst anzusehen, mit einander zu vergleichen, die er in wochenlangen Zwischenräumen gelesen hatte. Als ich mich erst von dieser unbedingten Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses überzeugt hatte, wurde ich nicht mehr wie Anfangs unruhig bei der sicheren Kühnheit seiner Combinationen. Wohl aber vermochte ich es auch dann noch nicht zu fassen, wie er bei bloßem Anlesen irgend eines Berichtes gleich erkennen könne, ob derselbe etwas für ihn Wichtiges enthalte. Hie und da fühlte ich mich verpflichtet, nach Schluß der gemeinsamen Arbeitszeit das eine oder andere Actenconvolut, welches er besonders schnell durchflogen hatte, noch einmal genau durchzulesen und dabei auch alle die von ihm übergangenen Stellen zu berücksichtigen, um nachzusehen, ob ihm nicht doch irgend eine wichtige Nachricht auf diese Weise entgangen sei. Aber fast immer überzeugte ich mich, daß er die wirklich erheblichen Stellen sämmtlich herausgefunden hatte. Die jahrzehntelange Uebung im Durchstudiren der mannigfachsten Archivalien, die er in fast allen europäischen Archiven gesammelt hatte, hatte ihm eben jene für einen Anderen schwer faßbare Fähigkeit verschafft, gleichsam auf den ersten Blick, nach dem Anhören der ersten Wendungen zu erkennen, ob der Inhalt eines Actenstückes für seine Zwecke von Bedeutung sei oder nicht.

Gelang es mir aber ausnahmsweise doch einmal, ihn auf irgend eine Notiz aufmerksam zu machen, die er übersehen hatte, so war er voll des Dankes, wie er denn überhaupt jeden selbständigen Einwand, den man ihm etwa auf Grund eigener Studien machte, gern berücksichtigte und dankbar annahm; nur durfte man natürlich solche Einwände nicht, wie ich das anfangs wohl aus Unerfahrenheit that, während des Dictats selbst vorbringen, da er dann aus dem Zusammenhange seines Gedankenganges gebracht zu werden fürchtete.

Die Materialien, welche er für die Bearbeitung der Biographie Friedrich Wilhelms IV. zu Rathe zog, betrafen namentlich zwei Punkte, welche seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Erziehung Friedrich Wilhelms, über welche die aus dem schriftlichen Verkehr der Königin Louise mit dem Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, erwachsenen Acten ihm vorlagen, und die Einberufung des ersten allgemeinen Landtags im Frühjahr 1847. Hierüber benutzte er namentlich die Berichte, welche die Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen über den Eindruck, welchen das Berufungspatent bei der Bevölkerung gemacht habe, an die Staatsregierung erstatteten. Durch diese sehr eingehenden Berichte, deren einzelne den Umfang kleinerer Denkschriften hatten, wurden ihm seine eigenen Beobachtungen aus jenen Tagen besonders lebhaft in's Gedächtniß zurückgerufen, und er pflegte dann, während ich ihm die Acten vorlas, hie und da eine dieser Erinnerungen einzuflechten. Eine dieser kleineren Erzählungen ist mir besonders lebhaft im Gedächtniß geblieben und verdient vielleicht hier mitgetheilt zu werden.

Um den kleinen Vorfall ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Ranke seiner politischen Auffassung nach, wiewohl er am Getriebe der Parteien so gut wie niemals activen Antheil nahm, doch zweifellos eine conservative Natur war; nicht als ob er für die Berechtigung der liberalen Idee kein Verständniß gehabt hätte; wer, der seine Werke auch nur flüchtig gelesen, seine Darstellung der englischen Verfassungskämpfe studirt hat, könnte das behaupten? Aber der Grundzug seines Wesens war doch ein conservativer: in den Kämpfen des Jahres 1848 gehörten seine Sympathien zweifellos nicht der Volksbewegung, sondern dem angegriffenen Königthum von Gottes Gnaden. Aber wie er darum doch niemals die extremen Bestrebungen der Absolutisten gebilligt hat, vielmehr ihnen gelegentlich eben so schroff entgegentrat wie den extrem liberalen und demokratischen Richtungen, so hat er mit vorurtheilsfreiem Blick das Verkehrte der Maßregeln eingesehen, welche man ergriff, um der Volksbewegung Herr zu werden; vor Allem aber erkannte er klar die Bedeutung und Kraft der Bewegung, welche vor dem Ausbruch der Revolution die Herzen seiner denkenden Mitbürger durchzitterte, und indem er dieser seiner klaren Erkenntniß klaren Ausdruck gab, konnte es einen Moment geben, in welchem der conservative Mann bei seinen Gesinnungsgenossen den Argwohn erregte, als sympathisire er selbst mit der demokratischen Bewegung. Hierin liegt das eigenthümliche Interesse des kleinen

Vorfalls, den ich hier nach seiner Schilderung, so weit sie mir im Gedächtniß geblieben ist, wiedergebe.

Ranke war kurze Zeit nach dem Erlaß des Patents, durch welches der erste vereinigte Landtag nach Berlin einberufen wurde, mit der gesammten höheren Diplomatie und den Staatsministern in einer Abendgesellschaft bei einem der preußischen Prinzen zusammen. Naturgemäß drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich um das eben erlassene Patent, von dem man sich eine große und beruhigende Wirkung auf den Sinn der Bevölkerung versprach. Eben während man diese Maßregel eifrig verfocht und der Ansicht Ausdruck gab, daß dieselbe den Abschluß der Volksbewegung herbeiführen werde, brach Ranke in die Worte aus: „Aber meine Herren Minister, glauben Sie wirklich, daß Sie durch diese Verordnung der Bewegung, welche im Volke nachhaltig und lebendig herrscht, Herr werden können?" Diese Aeußerung, die so ganz der Anschauung der übrigen hier Versammelten widersprach und auch durch die Berichte aus den Provinzen widerlegt zu werden schien, hatte, wie Ranke lebhaft und erregt schilderte, eine für ihn außerordentlich peinliche und unangenehme Wirkung. Als wenn sie plötzlich in nächste Berührung mit einem Demokraten gekommen wären, so wichen Alle, die in der Nähe Rankes standen, scheu vor ihm zurück, und nach kurzer Zeit sah er sich in jener Gesellschaft so isolirt, daß er es vorzog, dieselbe zu verlassen. Erst nach längerer Zeit ist ihm dann die Genugthuung zu Theil geworden, daß man auch in jenen Kreisen erkannte, wie sehr er mit seiner Ansicht im Recht gewesen war. Nach den Märzstürmen von 1848 ist ihm einer der Minister, die damals anwesend waren, auf der Straße begegnet und hat ihm, leicht auf seine Schulter klopfend, gesagt: „Herr Professor, Sie haben damals doch Recht gehabt."

Dieser und andere Vorfälle ähnlicher Art aus jenen aufgeregten Tagen waren ihm noch so lebendig gegenwärtig, als hätte er sie eben erlebt: er wußte sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, daß man sie fast selbst mit zu erleben glaubte. Die Studien aus den Acten, in denen sich jene Tage doch immer nur in reflectirtem Lichte wiederspiegelten, erhielten dadurch ein neues individuelleres Leben.

Aber diese Studien, so intensiv und eifrig sie betrieben wurden, füllten doch keineswegs die stets sehr hoch bemessene Arbeitskraft und Arbeitszeit Rankes völlig aus. Ich erwähnte schon, daß er immer mit zwei Assistenten arbeitete. Während ich ihn in den Vormittagsstunden etwa von 9½—2 Uhr mit meinen schwachen Kräften zu unterstützen hatte, arbeitete am Abend schon seit einer Reihe von Jahren Dr. Theodor Wiedemann mit ihm, der recht eigentlich seine ausschließliche Lebensaufgabe darin zu sehen schien, mit Ranke und für ihn zu arbeiten und der dann auch unter völligem Verzicht auf jede eigene Lebensstellung bis zum letzten Augenblicke ununterbrochen bei ihm ausgeharrt hat. Seine Arbeitsstunden lagen — ebenfalls Sonntags wie an

Wochentagen — Abends von etwa 7 bis gegen 12 Uhr, dehnten sich aber oft auch bis weit über Mitternacht hinaus aus. Wiedemann war namentlich unermüdlich in den sehr mühsamen Arbeiten an Correcturen, die er, soweit nicht besondere Aenderungen vorgenommen werden sollten, allein besorgte, außerdem aber leistete er Ranke unschätzbare Dienste dadurch, daß er, unterstützt von einer außerordentlichen bibliographischen Kenntniß, auf den Bibliotheken die Bücher herausſuchte, die den jeweiligen Studienkreis Rankes betrafen, und ihm dann hie und da selbständig lange Auszüge über Fragen, die ihn besonders interessirten, machte. Ranke selbst besorgte mit seiner Assistenz namentlich die neuen Ausgaben früherer Werke, die beständig neben den in Ausarbeitung befindlichen neuen Arbeiten hergingen. Doch war diese Arbeitstheilung zwischen Wiedemann und mir keineswegs eine stricte. Zuweilen wurden die am Vormittag in Gemeinschaft mit mir begonnenen Studien am Abend mit Wiedemann fortgesetzt, so daß sich dann jeder von uns an der Hand der letzten Quellenexcerpte über den augenblicklichen Stand der Forschung Rankes orientiren mußte, was natürlich oft nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war.

Je mehr aber jeder von uns Beiden sich oft durch die Menge der Arbeit abgespannt fühlte, um so mehr bewunderten wir Rankes eiserne Arbeitskraft, der doch eben nicht nur so viel arbeitete, wie wir zusammen, sondern doch vor Allem der ausschließlich Producirende war, während wir ihm nur eine Art höheren, wissenschaftlichen Handlangerdienstes leisteten. Es war in der That staunenswerth, wie der hochbetagte Herr in ununterbrochener Arbeit wirkte und schuf. Bei weitem der größte Theil des Tages, und zwar, seitdem er sich von der Geselligkeit völlig zurückgezogen hatte, jedes Tages ohne Ausnahme, war der Arbeit gewidmet, und zwar so angestrengter Arbeit, wie man sie sonst selten beobachten kann. Nur ausnahmsweise kamen Unterbrechungen von fünf Minuten während der fast fünfstündigen Arbeitszeit vor. Und dazu keinerlei Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen. Nur an einem Abend im Jahre konnte er es nicht erreichen, daß einer von uns mit ihm arbeitete, das war der Weihnachtsabend: den Versuch, uns auch dazu zu bewegen, hat er aber, so lange ich bei ihm war, jedes Mal gemacht. Ich muß gestehen, daß dieser absolute Mangel jeder Unterbrechung der Arbeit mir anfangs doch, so sehr mich meine Stellung sonst befriedigte und anregte, sehr lästig war. Ich konnte so niemals auch nur für einen Tag Berlin verlassen, und gar längeren Urlaub zu erhalten, war mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, da eine vorübergehende Vertretung durch einen Fremden nur in seltenen Fällen möglich war. Ranke selbst schien kein Bedürfniß der Erholung zu kennen, oder vielmehr, die Arbeit selbst war ihm der höchste Genuß, nach welchem man keiner Erholung bedarf. Genau nach derselben Regel verlief ein Tag wie der andere. Morgens gegen 9 Uhr erhob er sich und nahm sein Frühstück ein; von da an bis gegen 2 Uhr wurde ununterbrochen gearbeitet, dann folgte, wenn es die Witterung irgend

gestattete, ein längerer Spaziergang im Thiergarten, den er noch im höchsten Alter oft sehr weit auszudehnen vermochte und bei dem sein Diener sein ständiger Begleiter war; gegen 4 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, nach welchem er sich etwa 1½—2 Stunden Schlaf gönnte, dann folgte wieder die etwa fünfstündige Arbeitszeit des Abends. Abweichungen von dieser Tageseintheilung oder Unterbrechungen der Arbeitszeit kamen verschwindend selten vor. Besuche, die etwa während der Arbeit kamen, wurden in den meisten Fällen abgewiesen. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man das und besuchte ihn nur zu den beiden Tageszeiten, in denen er Besuche annahm; zwischen 1½ und 2 Uhr Mittags nach Beendigung der Vormittagsarbeit, und Abends gegen ½7 Uhr, bevor die Arbeitszeit des Abends begonnen hatte. Ausnahmen wurden fast nur bei Besuchen der allerhöchsten und höchsten Herrschaften des kaiserlichen Hauses gemacht, die nicht selten die stille Behausung des schlichten Gelehrten aufsuchten. Bei solchen Gelegenheiten hoher Besuche kamen dann hie und da die ergötzlichsten kleinen Scenen vor, da Ranke stets im Schlafrock arbeitete (in dem er übrigens auch fast alle Besuche empfing) und die für den Empfang des hohen Besuches erforderliche Umkleidung ihn in die größte Unruhe und Aengstlichkeit versetzte. Sehr häufig wurden ihm die damit verbundenen Unbequemlichkeiten durch die zarte Rücksicht der Besucher erspart, indem dieselben alsbald hinter dem anmeldenden Diener in das Arbeitszimmer eintraten und so den alten Herrn nöthigten, in seinem Arbeitsanzuge zu bleiben. Die Frage, ob ein angemeldeter Besuch im Schlafrock empfangen werden dürfe oder nicht, führte sehr oft zu lebhaften Discussionen mit der braven Wirthschafterin, die dann als letzte Instanz den gerade anwesenden Assistenten anzurufen pflegte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es allen Besuchern nur in hohem Maße erwünscht war, wenn sich der alte Herr keine Unbequemlichkeiten auferlegte, und so hatte die Wirthschafterin in den meisten Fällen Recht, wenn sie eifrig den Schlafrock verfocht.

Einmal aber wurde die Arbeitszeit während der Jahre, da ich Rankes Assistent war, durch eine kleine Reise unterbrochen. Es war die letzte, die er unternommen hat; später wollte ihm der Arzt, trotzdem Ranke namentlich zu den Sitzungen der Münchener historischen Commission gern einmal gereist wäre, die Erlaubniß dazu nicht mehr geben. Damals aber erhielt er sie noch und benutzte sie, um einer Einladung des ihm innig befreundeten General-Feldmarschalls von Manteuffel nach seinem Landgute Topper Folge zu leisten. Er nahm zum Erstaunen der Wirthschafterin, die das noch niemals erlebt zu haben behauptete, keine Bücher mit, sondern wollte nur seiner Erholung und dem vertrauten Gedankenaustausch mit seinem Freunde leben. Aber Frau Loppe — so heißt die brave und beispiellos aufopfernde Wirthschafterin, die den alten Herrn mit rührender Sorge pflegte — hatte doch richtig vorausgesehen: er blieb seinem Vorsatze nicht treu. Wie hätte es auch ein Mann von so rastloser Arbeitsliebe 14 Tage lang ohne Arbeit aushalten sollen? Als er zurückkehrte, hatte er mehrere Ueberraschungen für mich bereit,

wie er sich ausdrückte. Einmal eine äußerliche; er hatte sich während seines Aufenthalts in Topper seinen Bart wachsen lassen. Dadurch hatte denn sein geistvolles Gesicht einen ganz andern, aber nicht minder ehrwürdigen Ausdruck erhalten. Aber der Unterschied war groß: man braucht nur die früheren Bilder, namentlich die prächtige Marmorbüste, mit den Photographien aus den letzten Lebensjahren zu vergleichen, um den Unterschied zu empfinden. Er hatte in der That Recht, wenn er mir bei seinem Wiedereintritt in sein Arbeitszimmer zurief: „Nun, Sie werden mich kaum wieder erkennen; ich habe mir meinen Bart wachsen lassen."

Wichtiger und größer aber waren die beiden andern Ueberraschungen, die er uns bereitete. Als er an seiner gewohnten Stelle mir gegenüber Platz genommen hatte, holte er ein umfangreiches, von einer mir unbekannten Hand geschriebenes Manuscript heraus und sagte: „Hier habe ich eine Biographie Friedrichs des Großen, die ich einem schreibkundigen Menschen in Topper in die Feder dictirt habe." Und so war es in der That; ohne irgend ein Buch bei sich zu haben, hatte er die ganze Biographie Friedrichs des Großen, im Wesentlichen bis auf Aenderungen im Einzelnen so, wie sie nachher in der „Allgemeinen deutschen Biographie" erschienen ist, einem fremden, mit den Gesetzen der Orthographie nicht eben sehr vertrauten Manne in die Feder dictirt. Sie war so recht aus dem Vollen seiner umfassenden, aus den früheren Studien über die Fridericianische Epoche erwachsenen Kenntniß geschöpft und machte in dieser Form einen ungemein frischen, ursprünglichen Eindruck. Nur die literarische Note und einige weitere Zusätze hat er dann noch hinzugefügt, natürlich abgesehen von den stilistischen Verbesserungen im Einzelnen, die er mit gewohnter Sorgfalt und mit einer wunderbar objectiven Kritik der eigenen Schöpfung daran vorgenommen hat.

War ich schon durch diese geniale Leistung in das höchste Staunen versetzt, so schlug mir förmlich mein Herz höher, als er mir im Anschluß daran mittheilte, er habe in Topper beschlossen, eine „Weltgeschichte" zu schreiben; er wünsche aber, daß dieser Plan einstweilen noch geheim gehalten werde. Offenbar wollte er später die literarische Welt mit der Ausführung ebenso überraschen, wie mich jetzt mit der Mittheilung des Planes. Man ermißt leicht, von welcher freudigen Bewunderung über den greisen Forscher ich damals ergriffen wurde; denn darüber konnte doch von vornherein kaum ein Zweifel sein, daß, wenn es dem hochbejahrten Manne noch gelingen sollte, den großen Plan, wenn auch nur als Bruchstück, zur Ausführung zu bringen, das so entstehende Werk zu dem Tiefsten und einheitlich Durchdachtesten gehören werde, was bisher jemals über das Problem der Universalgeschichte geschrieben worden war. Anfangs nahm ich an, daß Ranke mehr eine Art Philosophie der Geschichte in kurzer gedrungener Form im Auge habe, da doch nur für eine solche die Aussicht, sie zu vollenden, vorzuliegen schien. Auch wußte ich, daß sich unter seinen Papieren ein kurzer Entwurf einer Universalgeschichte befinde, der ihm dereinst als Grundlage zu den Vorlesungen gedient hatte,

die er in Tegernsee dem Könige Max von Bayern gehalten hatte. Die wenigen Einblicke, die mir in diese grandiose Skizze einer Idee der Universalgeschichte verstattet worden waren, hatten mich mit höchster Bewunderung erfüllt, und so glaubte ich denn, er beabsichtige im Wesentlichen eine Ausführung jener Skizze, eine kurze Darlegung seiner leitenden Ideen über das Ganze der Entwickelung der Menschheit ohne jedes Eingehen in das Detail der Forschung. Aber sehr bald wurde ich darüber belehrt, daß der über Achtzigjährige nichts Geringeres beabsichtige, als eine „Weltgeschichte" im umfassendsten Sinne des Wortes, nicht blos eine Darlegung der universalen Ereignisse, sondern eine erschöpfende Darstellung auf Grund eingehendsten eigenen Studiums sämmtlicher Quellen. Wohl wurde gleichsam als Einleitung jener kurze Entwurf — es war ein mäßig großes, sauber geschriebenes Quartheft in blauer Pappe, welches sich zweifellos noch in seinem Nachlasse vorfinden wird — noch einmal vorgenommen, unmittelbar darauf aber ging er an die umfassendsten Detailstudien in den Quellen zur Geschichte des Alterthums. Ich habe ihn damals nach der Lectüre jenes Entwurfs, der mich in seiner großartigen Einfachheit und gedrungenen Kürze mit Begeisterung erfüllte und mir zu dem Besten zu gehören schien, was in übersichtlicher Form über den großen Gang der Weltgeschichte gesagt werden könne, gebeten, zunächst diesen Entwurf selbst, so wie er da war, drucken zu lassen; denn ich konnte mich einer gewissen Verzagtheit nicht erwehren, wenn ich daran dachte, wie es möglich werden solle, in dieser umfassenden Weise, wie er die Sache jetzt angriff, auch nur einen kleinen Theil des Planes zur Ausführung zu bringen. Daß es ihm noch vergönnt sein werde, fast ein volles Jahrzehnt in voller Rüstigkeit an diesem Riesenwerke zu arbeiten, wagte ich damals nicht zu hoffen. Aber mir selbst war es dann noch beschieden, das Werk unter meiner bescheidenen Mitarbeit bis zur Zeit Constantins des Großen voranschreiten zu sehen und mit immer steigender Bewunderung die geniale Sicherheit zu beobachten, mit welcher er den ungeheuren Stoff in verhältnißmäßig außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen verstand.

Das Werk selbst, dessen sechs bisher erschienene Bände (der siebente befindet sich, im Manuscript fertiggestellt, in seinem Nachlasse) in Aller Händen sind, legt das glänzendste Zeugniß dafür ab, mit welcher Gründlichkeit die Studien dafür von ihm betrieben wurden, wie er sich nicht mit der allein schon gewaltigen Aufgabe begnügte, seine Darstellung voll und ganz auf dem Standpunkt der neuesten Specialforschungen zu halten, sondern, darüber hinausgehend, selbstthätig theilnahm an der weiteren Förderung dieser Detailuntersuchungen, wie er aber daneben oder vielmehr darüber und vor Allem den großen Zusammenhang der Weltereignisse zu verstehen und verständlich zu machen bestrebt war. Diese großen Ideen, welchen er Ausdruck zu geben rang, in steter persönlicher Berührung mit ihm gleichsam in seinem Geiste erstehen zu sehen, das war für mich ein wissenschaftlicher Gewinn, wie er größer kaum gedacht werden kann. Hier offenbarte sich so glänzend wie nie

zuvor seine großartige Begabung, bei liebevollster Versenkung in das quellenkritische Detail der Untersuchung doch immer und unausgesetzt den Blick auf den inneren Zusammenhang der großen Culturentwickelung gerichtet zu halten und nach den umfassendsten Studien über die einzelnen Ereignisse dann doch nur immer diejenigen Momente hervorzuheben, welche für den universalen Fortgang von erheblicher Bedeutung waren. Nach beiden Richtungen hin entwickelte sich damals dieser gewaltigen Aufgabe gegenüber sein Genius zu seinen glänzendsten Manifestationen. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß er, nachdem ich ihm Stunden lang große Partieen aus griechischen und römischen Quellen vorgelesen hatte, unmittelbar im Anschluß daran eine quellenkritische Entdeckung über den inneren Zusammenhang der Ueberlieferungen machte, zu der, wie sich dann später herausstellte, ein anderer Forscher ein ganzes dickes Buch gebraucht hatte. Nicht ohne Staunen bemerkte ich dann, wie ihm von der ganzen Menge vorgelesener Quellenstellen die einzelnen entscheidenden Wendungen so im Gedächtniß geblieben waren, daß er sie in der fremden Sprache fast wörtlich zu citiren vermochte und dann kritische Vergleiche zwischen ihnen anstellte, bei denen es auf einzelne kleine Redewendungen ankam. Diese quellenkritischen Bemerkungen mit den Quellenauszügen selbst wurden dann in besonderen großen Foliobüchern zusammengestellt, die er als ὕλαι (Wälder) bezeichnete; sie enthielten den Rohstoff, aus dem er dann die kunstvolle Darstellung gestaltete. Mehrere dieser scharfsinnigen kritischen Untersuchungen hat er dann in den Analekten der „Weltgeschichte" mitgetheilt; eine ganze Fülle derselben aber blieb in jenen ὕλαι vergraben, deren Studium eine unerschöpfliche Fundgrube tiefer Gedanken und feiner Beobachtungen vor dem Leser enthüllen würde.

Mit freudigem Dank blickte er bei diesen Studien aus den klassischen Autoren auf die Zeit seiner Ausbildung in Schulpforta zurück, der er die gründliche und tüchtige Grundlage seiner klassischen Bildung verdankte, welche ihm auch jetzt, nachdem er Jahrzehnte lang ausschließlich den Studien aus der neueren Geschichte gewidmet gewesen war, nicht versagte. Mit größter Leichtigkeit und nie versagendem Scharfsinn analysirte er die klassischen Autoren in Bezug auf Herkunft und Entstehungsart ihrer einzelnen Nachrichten.

In hohem Maße erleichtert wurden ihm diese Studien dadurch, daß die bei weitem meisten der Bücher, deren er bedurfte, in seiner eigenen reichhaltigen Bibliothek vorhanden waren. So besaß er vor Allem fast alle griechischen und römischen Historiker in vortrefflichen Ausgaben. Auf der anderen Seite aber trat dann hie und da wieder als sehr störendes Hemmniß die in der Bibliothek herrschende Unordnung hervor, deren ich hier noch mit einigen Worten gedenken möchte.

Ich habe schon erwähnt, daß jeder meiner Vorgänger den Versuch gemacht hatte, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen; ja die Ordnung der Bibliothek wurde jedem von ihnen, so auch mir, bei der Anstellung als

eine der Aufgaben bezeichnet, deren Lösung ihm obliege. Auch existirte aus früherer Zeit ein sachlicher Katalog in einem großen Foliobande, doch entsprach derselbe weder dem damaligen Bestande der Bibliothek, der sich seit der Anlage jenes Katalogs um das Zehnfache vermehrt hatte, noch deren Aufstellung, so daß er für eine Neuordnung so gut wie gar nicht verwendbar war. Wie meine Vorgänger, so faßte auch ich anfangs diese Neuordnung sehr ernst auf und arbeitete am Nachmittag, während Ranke spazieren ging, fast täglich mehrere Stunden in der Bibliothek. Und zwar machte ich zunächst nur einen Versuch, die größten Ungeheuerlichkeiten der Aufstellung zu heben. Nicht selten kam es vor, daß der erste Band eines Werkes im Zimmer A, der zweite im Zimmer C oder D stand; in der Reihenfolge, wie sie angeschafft waren, waren sie oft auch aufgestellt worden. Ich begann also damit, die zerstreuten Bände größerer Werke mit einander zu vereinigen. Das ließ Ranke noch gelten und belobte mich sogar wegen meines Eifers. Nunmehr beschloß ich, wenigstens die Abtheilung, welche zunächst für die weltgeschichtlichen Studien gebraucht wurde, klassische Philologie und alte Geschichte, systematisch zu ordnen. Aber da zeigte sich denn bald, woran die Versuche meiner Vorgänger gescheitert waren. Als Ranke eines Tages vom Spaziergange zurückkehrte und bemerkte, wie ich grundsätzliche Aenderungen in der Aufstellung, die bei einer Ordnung eben unvermeidlich waren, vornahm, rief er lebhaft und beinahe entrüstet aus: „Nein, hören Sie, lieber Herr Doctor, das geht nicht an, Sie nehmen mir ja die Bücher aus den Gefachen heraus, in denen sie bisher standen; dann kann ich ja, wenn Sie einmal fortgehen, gar nichts mehr finden.“ Er war eben an die Unordnung der Bücher so gewöhnt, daß er sich mit seinem großen Gedächtniß doch einigermaßen in derselben zurecht fand; er wußte bei den meisten Büchern wenigstens ungefähr, wo sie standen. Er erklärte mir in Folge dessen, daß jedes Buch in dem Gefache, in welchem es einmal stehe, verbleiben müsse; nur innerhalb der Gefache dürfe geordnet werden. Daß auf diese Weise eine Ordnung einer völlig ungeordneten Bibliothek nicht möglich sei, war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und so gab ich meine unter diesen Umständen vergeblichen Versuche auf: es blieb Alles beim Alten. Das hatte dann aber natürlich eine Erhöhung der Schwierigkeiten, welche an sich schon mit der gemeinsamen Arbeit verbunden waren, zur Folge. In der Regel war ein Buch, wenn es gebraucht wurde, nicht zu finden. Ich bekam meist einen förmlichen Schreck, wenn mich Ranke während der Arbeit ersuchte, dieses oder jenes Buch zu holen. Denn ich wußte, daß er in der Ungeduld, die Arbeit fortzusetzen, mir selten länger als zwei oder drei Minuten zu suchen Zeit ließ; dann kam er hinter mir her und brach in Klagen aus, daß er durch so lange Unterbrechungen ganz den Zusammenhang seiner Gedanken verliere; das gehe nicht an, wir müßten das Buch ein ander Mal suchen ꝛc. Seine Klage, die er manchmal vernehmen ließ, es müsse wohl ein Kobold in seinem Hause sein, der ihm gerade die Bücher, die er brauche, stets verwerfe, schien

etwas Berechtigtes zu haben; denn wenn z. B. von einer Zeitschrift, von der 100 Hefte existirten, irgend ein Heft gebraucht wurde, so konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß 99 Hefte da waren, und nur das fehlte, welches gebraucht wurde. Natürlich erschien ihm das dann unerklärlich. Die Sache war aber sehr einfach. Er hatte das betreffende Heft, in welchem irgend ein für ihn wichtiger Aufsatz enthalten war, schon vorher selbst herausgesucht, sich vom Diener oder sonst einem zufällig Anwesenden etwas daraus vorlesen lassen und es dann verlegt. Nach mehreren Tagen fand es sich dann zufällig an irgend einer Stelle, wo man es nimmer vermuthen konnte.

Diese und ähnliche kleine Schwierigkeiten veranlaßten ihn natürlich zuweilen zu den lebhaftesten und scheinbar verzweifelten Klagen, die etwas sehr Peinliches für mich gehabt hätten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie sich naturgemäß bei allen Assistenten wiederholt hatten. Es kam ihm dann eben nur klar zum Bewußtsein, ein wie großes Hemmniß für ihn darin liege, mit fremder Hülfe arbeiten zu müssen. „O, ich armer Schelm," rief er dann wohl einmal aus, „wenn ich auf einen ganz hohen Berg steige, kann ich mein Unglück nicht übersehen." Aehnliche Aeußerungen der Klage über sein Geschick wiederholten sich so oft, daß ich anfangs glaubte, sie seien dadurch veranlaßt, daß er speciell mit meinen Leistungen unzufrieden sei. Ich konnte nicht umhin, ihm dieses Bedenken einmal offen zu äußern; da beruhigte er mich aber mit Worten warmer Anerkennung meiner schwachen Verdienste, welche mich ebenso überraschten als erfreuten. Seine Klagen gälten, so sagte er dann, nicht meinen Leistungen, sondern seinem Geschick, durch welches seiner Arbeit naturgemäß manche Schwierigkeiten erwüchsen. Auch waren diese Klagen, wie ich dann bald merkte, keineswegs so ernst gemeint, als sie lebhaft geäußert wurden; sie waren ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden; er jammerte und klagte manchmal vor sich hin, ohne es selbst zu wissen, so z. B. regelmäßig des Morgens, ehe er mit der Arbeit begann.

Diese oft unarticulirten Klagelaute, welche mich Anfangs sehr beunruhigten, bezogen sich zum großen Theil auch auf seinen körperlichen Zustand, der in den letzten Jahren viel zu wünschen übrig ließ. Namentlich litt er seit lange an einem außerordentlich schmerzhaften inneren Leiden (Blasenleiden), und es war geradezu erhebend anzusehen, wie sein energischer Geist dieser Schmerzen des Körpers Herr zu werden suchte und Herr wurde. Bevor er an die Arbeit ging, wenn er in das Arbeitszimmer eintrat, merkte man ihm wohl an, daß er litt; wie gesagt, er stöhnte und klagte dann oft, daß ich ganz ängstlich wurde. Dann konnte man aber förmlich sichtbar wahrnehmen, wie er mit einem energischen Ruck den schwachen Körper bewältigte. Er schloß dann wohl seine Klagelaute mit den energisch gesprochenen Worten: „Aber nun müssen wir diese Leiden vergessen und uns ganz der Muse widmen!" Und dann gehorchte der schwache Körper widerstandslos dem starken Geiste. Ununterbrochen und ohne jede Aeußerung eines Schmerzes

wurde die Arbeit Stunden lang gefördert; und erst, wenn das letzte Wort des Dictats verklungen war, forderte die Natur wieder ihr Recht; der von einer grandiosen Energie zusammengehaltene Körper klappte förmlich sichtbar zusammen, wie eine zu straff gespannte Feder. Immer und immer wieder hat mich diese staunenswerthe Willenskraft zur größten Bewunderung hingerissen. Ohne sie wäre die beispiellose Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens, die fast bis an den Rand des Grabes fortdauerte, unmöglich gewesen.

Und bei allen diesen kleinen Nöthen des Leibes, welche unvergleichliche Munterkeit und Heiterkeit der Seele hat er sich allezeit bewahrt. Wie brachte er allen den großen und kleinen Interessen des Tages Sinn und Verständniß entgegen, wie lebhaft nahm er persönlichen Antheil an dem Ergehen Derer, für welche er einmal ein näheres Interesse gefaßt hatte! Mitten in der Fülle der Studien, welche sich auf die höchsten Probleme menschlicher Erkenntniß bezogen, hat er sich allezeit ein warmes Herz für seine Mitmenschen und vor Allem für das, was seine nächste Umgebung anging, bewahrt. Wie konnte er doch im Kreise seiner Kinder und Enkel so echt menschlich fröhlich und mittheilsam sein, wie nahm er doch so warmen Antheil an Allem, auch dem Kleinsten, was sie und seine sonstige Umgebung betraf. Und welche Fülle von Gemüth legte er oft in den Briefen an den Tag, die er an seine Familienmitglieder oder an seine vertrauten Freunde schrieb. Trotz aller der kleinen Schwächen und Wunderlichkeiten, welche auch diesem großen Mann natürlich anhafteten, mußte man bei längerem Verkehr mit ihm den Menschen ebenso lieben lernen, wie man den Forscher bewundert. Mit dankbarer Freude und inniger Rührung werde auch ich stets des warmen Antheils, den er mir auch, nachdem ich von ihm geschieden war, bewahrte, und der zahlreichen Beweise seines mich beglückenden väterlichen Wohlwollens, welche er mir gegeben hat, gedenken. Gleich mir aber werden alle jüngeren Nachstrebenden, denen er als Forscher wie als Mensch ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, sein Andenken in Ehren halten. Was er der Wissenschaft gewesen ist, das voll und ganz zu verstehen, ist Jedem die Möglichkeit geboten, der den epochemachenden Leistungen seines Genius Sinn und Verständniß entgegenbringt. Aber nicht blos seine literarischen Leistungen, sondern auch seine anregenden persönlichen Einwirkungen auf die jüngeren Studiengenossen, die ihm in irgend einer Weise nahe getreten sind, sichern seinem Namen und Wirken die Unsterblichkeit, welche nur den Besten der Nation beschieden ist. Wenn dereinst die Muse der Geschichte die geistige Bewegung unseres Jahrhunderts zu schildern unternehmen wird, dann wird unter Denen, welche dem wissenschaftlichen Leben unserer Zeit Antrieb und charakteristisches Gepräge verliehen haben, der Name Ranke stets unter den Ersten genannt werden. Und je mehr man sich in die reichen und mannigfaltigen Schöpfungen seines unvergleichlich tiefen und vielseitigen Geistes versenken wird, um so mehr wird zur allgemeinen und klaren Ueberzeugung

der Völker werden, was in den Kreisen seiner Fachgenossen schon längst eine unbestrittene Wahrheit ist: daß Ranke nicht nur der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, sondern einer der tiefsten historischen Denker aller Zeiten gewesen ist.*)

*) Nach der Drucklegung des vorstehenden Aufsatzes ging mir durch die große Freundlichkeit des Sohnes des Verstorbenen, des Herrn Pastors Otto von Ranke in Potsdam, eine von diesem verfaßte und als Manuscript gedruckte Broschüre: „Zu Leopold von Ranke's Heimgang" zu, in welcher vor Allem höchst dankenswerthe und in ihrer Schlichtheit ergreifende Schilderungen der letzten Lebenstage Ranke's gegeben werden. Hier ist auch von dem oben (S. 206) erwähnten Vorfalle die Rede, welcher im Wesentlichen ebenso dargestellt wird, wie er mir von Herrn Professor Ernst Ranke geschildert worden ist. Außerdem enthält jene kleine Broschüre die Ansprache, welche der Sohn am Sarge des Vaters gehalten hat, und die Grabrede des Hofpredigers Dr. Kögel, endlich als Anhang die Beileidschreiben der Mitglieder des kaiserlichen und anderer regierender Häuser, sowie des Fürsten Bismarck.

Die letzten Weetzow.

Eine märkiſche Studie

von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

„Iſt Ihr Herr Onkel ein umgänglicher Mann?“ fragte der Doctor, und ſein forſchender Blick heftete ſich plötzlich mit einem gewiſſen Intereſſe auf den Baron. „Ich beabſichtige morgen früh nach Weetzow zu fahren.“

Es war ein merkwürdiger Gegenſatz, das unbedeutende, fleiſchige Geſicht des jungen Offiziers mit dem ſchwachen, weißblonden Schnurrbärtchen, und der große, knochige Kopf des jungen Arztes mit dem wuchernden ſchwarzen Barte.

Der Baron ſtreckte ſich behaglich auf dem grünen Sammetſopha des Reſtaurationslocales, während der Kellner eine neue Flaſche Deidesheimer zwiſchen den einwärtsgebogenen Knien entkorkte.

„Mein Onkel,“ erwiderte er, „ſoll ſehr liebenswürdig ſein, wie man ſagt. Ich bin niemals zu dieſer Erkenntniß gekommen! Ein alter Mann, der klapperdürr iſt, ſein faltiges Geſicht glatt raſirt, den ganzen Kopf voll fliegender, graublonder Locken hat, dazu grüne oder braune Tuchröcke in dem unvergleichlichen Schnitt der dreißiger Jahre trägt, mag liebenswürdig ſein oder nicht — ich komme über ſein Aeußeres nicht hinaus! Wenn er außerdem gelegentlich Voltaire anführt oder ein paar lateiniſche Verſe recitirt, die man nicht verſteht, ſo iſt das kein Vergnügen!“

„Sie machen mich neugierig,“ ſagte der Doctor, der ſich während dieſer Schilderung ſein Pince-nez auf die breite Naſe geklemmt hatte.

„Uebrigens finden Sie auch meinen Vetter in Weetzow,“ fuhr der Baron fort.

„So, das wundert mich! — da die Geſellſchaftsdame mich aufforderte zu kommen und nicht Ihr Vetter.“

„Darauf können Sie lange warten! — Briefe schreiben und andere alltägliche Beschäftigungen sind nicht seine Sache. Er könnte flott leben, sich sechs Pferde halten, Diners geben — das Geld hat er dazu! Aber keine Spur! Er läuft allein im Walde herum und soll sogar malen!"

„Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Vetter ein schlechter Soldat ist?"

„Nicht das gerade. Er ist ein Soldat ohne Passion. Denn an Schneid fehlt es ihm nicht. Er gewann sogar im vorigen Sommer ein Rennen gegen ganz ansehnliche Gegner. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er lachte unaufhörlich und fand die ganze Sache ‚komisch'! Damit verdarb er sich wieder den Vortheil, der ihm aus der Situation erwachsen war. Wie kann ein Cavallerie-Offizier ‚komisch' finden, ein Rennen zu gewinnen? Sagen Sie selbst? Solche Dinge sind eben nicht komisch — die sind verflucht ernst."

Der Baron schenkte sich ärgerlich sein Glas voll, während der Doctor sich erhob.

„Es wird Zeit," sagte er, „ich habe einen Brief zu schreiben und fahre morgen früh um sechs Uhr nach Weetzow. Auf Ihr Wohl!" Er leerte sein Glas. „Soll ich Ihren Herrn Onkel grüßen?"

„Natürlich! — mit dem gehörigen Respect — auch den träumerischen Vetter und Fräulein Rutenberg mit ihrer — wie schrieb sie Ihnen doch?"

„Verfinsterte Weltlage."

„Ja wohl! — ausgezeichnet! — Adieu Doctor!"

Das Herrenhaus in Weetzow lag etwas abseits von dem stattlichen, in massiven Gebäuden aufgeführten Wirthschaftshofe. Sein doppeltes hohes Ziegeldach blickte behaglich durch die Gipfel der alten Linden des Gartens. Zwei grade Alleen, die im rechten Winkel zu dem Hause dem nahen Walde entgegenführten, die beiden Teiche in regelmäßiger Form und die beschnittenen, hohen Buchenhecken, so angelegt, daß sie einen freien Ausblick von der großen Thür des Hauses gestatteten, trugen den Charakter jener gradlinigen Zeit, die dem Rococo voraus ging. Der Garten war ordentlich, aber ohne Luxus gehalten. Der mißglückte Versuch eines Teppichbeetes vor der Thür sprach von gewissen Bemühungen des Gärtners. An dem Hause entlang standen einige Orangenbäume in grünen, defecten Holzkübeln. Augenscheinlich fehlte die sorgende Aufsicht der Herrschaft, aber der alte, pflichttreue Gärtner hielt Alles im Stand, ließ tüchtig das Unkraut aus den Wegen zupfen und mähte auch bisweilen das Gras; nicht zu oft, denn er hatte zwei Kühe in seinem Stall, denen die langen Grashalme besser schmeckten als die kurzen.

Fräulein Rutenberg war schon mehrmals durch die große Hausthür hinaus auf den Weg getreten. Es war ein schöner Junimorgen und sie athmete systematisch die gute Luft tief ein. Aber weder dieses systematische Athmen, noch die sehr specielle Besichtigung des mißglückten Teppichbeetes war der Zweck ihres Gartenbesuches. Sie wartete in Ungeduld auf den Arzt. Der alte Baron war nicht kränker geworden, aber der Doctor

mußte jetzt kommen. Die gute Rutenberg war eine pünktliche Person und im Hause ging Alles nach der Minute — bis auf den alten Baron, der niemals rechtzeitig zu den Mahlzeiten erschien. Welche Qualen der Ungeduld litt die Arme darum! Ihre Leberaffectionen hingen entschieden mit dieser Unpünktlichkeit des Barons zusammen. Darüber war sie sich völlig klar. Mit dieser Unpünktlichkeit, die bisweilen die Eintheilung des ganzes Tages in die größte Verwirrung brachte! Und doch, wie verehrte sie ihn grenzenlos, diesen ritterlichen alten Herrn mit seinen vielen zarten Rücksichten. Es war der große Kampf zwischen Leber und Herz, der in ihr wogte!

Endlich hörte Fräulein Rutenberg das Rollen des herrschaftlichen Wagens auf dem Pflaster draußen im Hof. Dann einen Peitschenknall, und die beiden alten dicken Schwarzbraunen bogen steif und eifrig zwischen den Thorpfeilern in den Garten ein. Vor der Hausthür zischte der alte Friedrich auf dem Bock des altmodischen Wagens in irgend einem Winkel seines zahnlosen Mundes einen besonderen Laut und die dicken Braunen standen prustend still. Wie eine alte gelbe Lederpuppe saß Friedrich auf dem Bock in seinem sandfarbenen Rock und mit dem unglaublich hohen Cylinderhut auf dem Kopf. Der Doctor sprang aus dem Wagen und begrüßte höflich das Fräulein. „Ich habe die Ehre, Fräulein Rutenberg zu sprechen?" sagte er verbindlich.

„Jawohl. Ich bat sie gestern schriftlich um Ihren Besuch, treten Sie näher, Herr Doctor — bitte geradaus — dort ist das Eßzimmer. Ich habe etwas Frühstück herrichten lassen — nach der langen Fahrt, die beiden Herren sind im Garten, sie kommen gleich."

„So scheint der alte Herr nicht ernstlich leidend zu sein," sagte der Doctor, neben Fräulein Rutenberg durch das weiß getünchte große Vestibül schreitend, an dessen Wänden einige alte Oelbilder hingen, Weetzows mit gepuderten Haaren in dunkelbraunen Sammetröcken. Einige weiß angestrichene Rohrstühle, mit krummen Rococobeinen, standen ganz verloren einsam herum. Sonst war nichts in dem kahlen Raum zu sehen.

Als der Doctor an dem Tisch des Eßzimmers Platz nahm, auf dem eine Fülle von ländlichen Genüssen seiner harrte, blieb sein forschender Blick auf einer Leberwurst haften und es setzte ihn in eine gewisse kleine Verlegenheit, daß ein Diener mit einer wunderbaren Haarlocke auf der Stirn, der in Gesellschaft eines uralten, ganz mageren Kammerdieners, der eine fuchsblonde Perrücke trug, ihm sofort gerade von dieser Leberwurst präsentirte.

Fräulein Rutenberg hatte mit ihm an dem Tische Platz genommen, jedoch ohne zu essen. Sie blickte unruhig zum Fenster nach dem Garten hinaus.

„Dort kommen die Herren," sagte sie, „recht langsam! Es ist das erste Mal, daß sich der alte Herr auf den Arm des Baron Gerd stützen muß. Ja, diese schlaflosen Nächte! — es ist schrecklich. Wie soll das nur enden? Er wird jeden Tag körperlich schwächer und geistig erregter. Das hält schon ein Jüngerer nicht aus!"

„Ist diese Schlaflosigkeit durch ein besonderes Ereigniß hervorgerufen?“ fragte der Doctor. Er nahm wieder von der vortrefflichen Leberwurst und dachte einen Augenblick an die „verfinsterte Weltlage“, von der das Fräulein ihm schrieb.

Fräulein Rutenberg sah anders aus, als er sie sich gedacht hatte. Eigentlich ganz vernünftig in ihrem einfachen grauen Kleide mit dem weißen Krägelchen und dem glatten braunen Scheitel.

Das bescheidene Aeußere stand in einem psychologischen Zusammenhange mit ihrer inneren Verfassung. Die mit den Jahren schwindende Liebesbedürftigkeit zieht sich gern und ohne besondere Schwierigkeiten die kleidsame Tracht der Entsagung an. Doch nicht ohne daß der Entsagende viel von „schweren inneren Kämpfen“ spricht.

Auch Fräulein Rutenberg hatte längst der Liebe entsagt und viel von inneren Kämpfen gesprochen. Eine in dem Verhältniß dieser Abnahme stetig wachsende Freude an der Nahrung entschädigt bis zu einem gewissen Grade für die Flucht der freundlichen Liebesgötter. So ließ auch Fräulein Rutenberg in ihrer zunehmenden Freude an der Nahrung der Küche den Vorräthen und dem Obste doppeltes Interesse angedeihen. Darum aß man nirgends besser als bei dem alten Baron. Nirgends waren Früchte besser eingekocht, nirgends gab es solche Bierkarpfen, nirgends solche Leberwurst.

Fräulein Rutenberg war auf die Frage des Doctors nach dem Grunde der Schlaflosigkeit in ein überlegendes Nachdenken versunken. Jetzt machte sie ein ihr eigenthümliches „bedeutendes“ Gesicht. „Die französische Politik regt den alten Herrn ganz entsetzlich auf,“ sagte sie, „ich weiß nicht, was ihn anders so beunruhigen könnte. Er glaubt an Krieg. Ich theile nicht diese Ansicht,“ fuhr sie fort, sich plötzlich lebhaft zu dem Doctor wendend, „obgleich ich an der Leber leide.“

Der Doctor durfte in seiner Eigenschaft als Arzt diese Klage des Fräuleins nicht überhören.

„Sie leiden an der Leber?“ fragte er mit geheucheltem Interesse.

„Leider sehr! Ich möchte Sie später auch um Ihren gütigen Rath bitten.“

Fräulein Rutenberg drückte bei diesen Worten beide Hände ausgebreitet auf die linke Seite ihres Magens. Plötzlich blickte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit hinaus, während sich ihr Hals zu verlängern schien. „Da kommen die Herren,“ sagte sie, sich erhebend, und ging durch die nach dem Vestibül geöffnete Thür hinaus.

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte mit dem Herrn Baron,“ sagte der Diener mit der Haarlocke, „kein Schlaf, kein Schlaf!“ Der alte Kammerdiener, der an dem Büffet Rothwein in eine Glaskanne füllte, schnalzte dazu besorglich mit der Zunge.

„Nun, wir wollen schon sehen,“ sagte der Doctor, Fräulein Rutenberg nachgehend.

Vor der Thür langten eben die beiden Herren an. Der Alte stützte sich auf den Arm des Sohnes. Wie merkwürdig sahen die Beiden aus! Die Schilderung des Herrn Vetters gestern Abend war nicht unrichtig, aber er hatte nicht gesagt, wie schön dieser schlanke junge Mann mit den blonden, kurzen Locken war und welche Augen der eigenthümliche Alte hatte! Der Doctor mit seinem forschenden Blicke war ganz befangen in dem merkwürdigen Lichte dieser großen blauen Falkenaugen. Das war ihm noch niemals begegnet! Wie dumm dieser Vetter war, daß er von diesen Augen nichts erzählte.

„Willkommen, Herr Doctor," sagte der Alte, den breitkrämpigen, graugelben Filzhut lüftend. „Es war nicht meine Schuld, daß Sie den weiten Weg machen mußten." Er lächelte dazu. „Ich hoffe, Sie haben ein Glas Wein getrunken, wir hatten uns im Garten verspätet, mein Sohn und ich. Was bringen Sie Neues? Der Krieg ist nicht erklärt?" Der Alte hatte den Arm des Sohnes losgelassen und stützte sich, die schmale, magere Hand um den Griff spannend, auf den Rohrstock.

„Nichts, Herr Baron. Die Stimmung in Frankreich ist eine sehr erregte. Die Erregung ist sogar im Wachsen. Doch das sind Nachrichten, die Sie vermuthlich aus den Zeitungen so gut hier wissen, als wir in Berlin."

„Die Erregung ist im Wachsen," sagte der Alte nachdenklich und ließ einen Augenblick die großen Augen forschend auf dem Doctor ruhen. Dann wendete er sich zu seinem Sohne. „Also Du richtest an Krüger aus, was wir eben besprachen." Dann fuhr er zu dem Doctor gewendet verbindlich fort: „Ich vergaß die Herren bekannt zu machen! Mein Sohn . . ."

Gerd verbeugte sich leicht und lächelte dabei. Er lüftete auch den grünen Jagdhut und der Doctor bemerkte eine ganze Fülle blonder Locken. Wie muß der Alte den Jungen lieben! Der Mensch hat einen eigenartigen Zauber, wie ein junger Gothenhäuptling sieht er aus!

Gerd bemerkte den Blick des Doctors. Dieser abwägende Blick, diese Verstandesspeculation stieß ihn ab. Er wußte freilich selbst nicht, weshalb ihn dieser Blick unsympathisch berührte. Instinctmäßig aber empfand auch der Doctor das Aufflackern jener Opposition. Einnehmend? Nein, einnehmend ist er doch eigentlich nicht, dachte er. Hübsch, ja! Vielleicht sogar schön, dieser freche Gothenhäuptling!

„Wollen Sie mich begleiten, Herr Doctor," fragte jetzt der Alte. „Wir gehen in den Garten."

Gerd blickte den Alten besorgt an. „Nicht zu weit, Vater," sagte er, „ich bitte Dich."

„Ich werde mir erlauben, den Herrn Baron zu überwachen," sagte lächelnd der Doctor, und Gerd stieg die Röthe auf die Stirn.

Der alte Herr bemerkte den innerlichen Vorgang. Er hätte wollen die Hand Gerds fassen! Wie ihn diese Empfindlichkeit des Sohnes dem fremden Elemente gegenüber so unmittelbar wohlthuend berührte! „Wir gehen zu dem

Teiche, Gerd," sagte der Alte, sich wendend. Der junge Mann schritt eilig auf dem Wege zum Hofe fort, elastisch und leicht. Das fiel dem Doctor wieder auf. Er dachte an seine eigenen großen Füße, er war nicht einmal mit sechszehn Jahren so gegangen.

„Ihnen wird das Gehen schwer, Herr Baron?" begann der Doctor, seine Gedanken auf den Alten übertragend.

„Ich bin müde, das ist nicht wunderbar. Ich bin 70 Jahr alt."

„Und Sie schlafen nicht?"

„Nein. Das erstaunt die Leute. Sie meinen, ein Jeder müsse schlafen wie diese Dachsnaturen!"

„Auf die Dauer werden Sie die Schlaflosigkeit nicht ertragen können."

„Nein. Sie werden dieselbe aber auch nicht beseitigen können."

Der Doctor verzog keine Miene bei diesem Angriff.

„Magnetismus dürfte vielleicht eine Wirkung haben," fuhr der Alte fort, „ich weiß nicht, was Sie davon halten?"

Der Doctor zuckte mit den Achseln, während sich die großen, hellen Augen des sonderbaren Alten starr und ernst auf ihn geheftet hatten.

„Ich habe den Magnetismus nicht den Heilmitteln angereiht, mit denen ich zu arbeiten pflege. Sie werden das nicht wunderbar finden."

„Das heißt, Sie verhalten sich seiner Heilkraft gegenüber also ablehnend?"

„Das nicht; ich wünsche nur Vernünftiges von Unvernünftigem geschieden zu sehen."

Der Alte blieb stehen. „Mit anderen Worten: Sie erkennen an, daß der Magnet Eisen anzieht — vielleicht auch ist Ihnen der Begriff thierischer Magnetismus denkbar," sagte er mit leisem Spotte und mit einem Blick, der den Doctor etwas verletzte, „aber etwas complicirtere Aeußerungen des Magnetismus, zum Beispiel die Fähigkeit, die man in Schottland ‚second sight' nennt, die Fähigkeit, in den Augen eines Menschen den nahen Tod desselben lesen zu können, verneinen Sie?"

Diese Fragen sollten gleichgültig erscheinen, und doch war der Alte erregt. Der Doctor betrachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. „Ich verneine nicht Alles," sagte er, „ich habe z. B. einen Freund, an dessen Aussagen ich zu zweifeln keine Veranlassung habe. Derselbe ist Arzt wie ich und hat bei einigen Personen, die an der Morphiumsucht litten, die eigenthümliche Wahrnehmung gemacht, daß dieselben während ihres traumhaften Zustandes die Fähigkeit hatten, Ereignisse zu empfinden und mitzutheilen, die sich ohne jeden erklärlichen Zusammenhang mit ihnen an entfernten Orten abspielten. Wie weit hier der Magnetismus hineinspielt, weiß ich nicht. Denn Morphium scheint das bewegende Element zu sein. Ich muß außerdem hierzu bemerken, daß mein Freund eine sehr blühende Phantasie hat."

Der Alte schwieg, er schien unangenehm durch die Schlußäußerung des Arztes berührt zu sein.

Die Beiden waren unterdessen an den Teich gekommen. Der alte Gärtner

mit einem struppigen grauen Bart und ein weißblonder Gartenbursche waren beschäftigt, Blumentöpfe in ein Beet zu graben. Sie knieten auf dem Rasen. Als der Baron mit dem Doctor langsam vorüber schritt, stand der Gärtner auf, nahm seinen defecten Strohhut ab und schritt mit seinen mageren, alten Beinen auf seinen Herrn zu. Die langen, grauen Haare hingen unordentlich um das gute, freundliche Gesicht, über das sich ein sorgenvoller Zug gebreitet hatte.

„Verzeihen der Herr Baron," sagte er in bescheidenem Tone, „ist wohl schon eine Nachricht gekommen, daß es mit Frankreich losgeht? Die Leute im Dorfe sagen so."

„Nein," erwiderte der alte Herr, „mir ist nichts bekannt. Aber es sieht ernst aus, Müller; in einigen Tagen werden wir die Entscheidung haben. Wißt Ihr, Müller," fuhr der alte Baron fort und faßte sich nachdenklich an die Lippen, „Ihr könnt mit diesem Herrn da nach Berlin fahren, um Euern Gustav noch einmal zu sehen. Mit dem Abmarsch der Truppen geht es nachher schnell. Wann wollen Sie zurückkehren, Herr Doctor? Sie werden wohl nichts dawider haben, daß der Gärtner Müller Sie auf dem Bock des Wagens begleitet. Sein Sohn dient bei den Dragonern."

„Durchaus nichts," sagte der Doctor, „ich gedachte morgen früh abzureisen, wenn Sie mir gütigst ein Nachtquartier gestatten. Ich erlaube mir übrigens zu bemerken, daß Sie den Ereignissen vorgreifen, Herr Baron. Der Krieg ist noch nicht erklärt." Der Doctor empfand es peinlich, daß der Alte auf diese Bemerkung nicht einging.

„Ja, Müller," sagte der Alte langsam und nachdenklich, und legte dem alten Diener seine Hand auf die Schulter, „in solchen Tagen wird uns klar, was Pflicht heißt. Pflicht gegen das Vaterland, das uns schützt und das wir nun einmal schützen sollen. Leichter ist es, zu dem Schwert zu greifen, als den Sohn zu geben — aber, alter Müller, es ist doch schön, daß wir Preußen sind."

Dem graubärtigen Gärtner traten Thränen in die Augen und durch die hellen Blicke des Alten zog ein so freier, stolzer Glanz, daß es aussah, als rötheten sich die bleichen Wangen dazu. Der Doctor war eigenthümlich bewegt durch dieses Gebahren des alten Herrn, durch den Zug edelster Vaterlandsliebe, der aus seinem Wesen sprach, aber er hatte längst seiner „Sentimentalität" die Existenzberechtigung abgesprochen und war viel zu skeptisch, um den Reiz einer leichten Gemüthsbewegung genießen zu können. Wenn es nicht zum Krieg kommt, so ist die Scene nur komisch gewesen, dachte er. Ich constatire hochgradige nervöse Erregung. Der Alte muß schlafen! — Mit Chloral wird es gehen.

Der Gärtner war dankend zurückgetreten und die beiden Herren schritten wieder neben einander her.

„Uebrigens nehme ich kein Chloral," begann der Alte, als habe er Krieg und Vaterland plötzlich wieder vergessen. Der Doctor wunderte sich über den Zufall des Fortspinnens seiner eigenen Gedanken durch den alten Herrn!

„Dieses beliebte Mittel hat nicht geholfen, als mir viel harte innere Kämpfe die Nachtruhe verdarben. Es hilft mir heute ebenso wenig."

„So will ich Ihnen eine andere Narkose vorschlagen: versuchen Sie an Frieden zu glauben, Herr Baron. Glaube ist auch ein Betäubungsmittel," setzte er lächelnd hinzu.

Der Alte schwieg. Eine Erwiderung hätte die Discussion über einen Gegenstand hervorrufen können, den er im Verkehr mit Naturen von des Doctors Art nicht zu berühren pflegte.

Jetzt aber wurde Gerd sichtbar; er schritt in seinem schwebenden Gange, sich leicht wiegend, die Lindenallee entlang. Ueber die Züge des Alten ging eine flüchtige Röthe, als er den Sohn erblickte. Hätte der Doctor diese Bewegung gesehen, so würde er etwa die Bemerkung gemacht haben: Der Liebende erblickt die Geliebte, die Nervosität ist eine wachsend hochgradige. Aber der Doctor sah nicht den rührenden Zug väterlichen Glückes, er fand nur, daß der „junge Gothenhäuptling unverschämt leichtfüßig" schritt.

Als Gerd zu den Herren getreten war, nahm der Alte seinen Arm. Die Unterhaltung drehte sich um wirthschaftliche Dinge. Der vollblütige Oberinspector mit seinen schmutzbespritzten Kniestiefeln erwartete den Baron am Hause. Es war eine Anzahl Lämmer eingegangen. In der Fütterung mußte eine Fehler vorgekommen sein; der Schäfer schwur hoch und theuer, daß es seine Schuld nicht sei, aber der Inspector, der den Schäfer längst „auf dem Zug" hatte, bestand auf Entlassung desselben. Der alte Herr faßte die Sache ziemlich kaltblütig auf, wollte selbst in die Schäferei gehen, verlangte Section durch den Thierarzt, Untersuchung des Futters, kurz, zeigte sich vor dem erstaunten Doctor so ruhig, als so umsichtiger, klarer Landwirth, daß der Arzt seine Diagnose auf „allgemeine Nervosität mit intermittirenden Fiebererscheinungen" stellte.

Die eigentliche Consultation, die nach dem Mittagessen stattgefunden hatte, lehnte sich wesentlich an diesen letzten Gedanken des Doctors. Pulver wurden verschrieben, die Diät geregelt und jenes tastende Wechselgespräch geführt, das ein sicheres Kennzeichen schwankender Diagnose ist.

Der Abend in dem Zimmer des alten Herrn, wo auf dem runden Tisch die hohe Lampe mit dem großen weißen Schirm stand, gestaltete sich, wie der Doctor fand, gemüthlicher. Das Zimmer trug ein gewisses typisches Gepräge. Der riesengroße Schreibtisch mit verblichenem grünen Tuch bespannt, die Stühle verschiedenster Form, ja selbst die Bilder an den, mit dunkelgrauen Mustern auf hellgrauem Grunde in griechischem Stile gemalten Wänden, hatten etwas Persönliches, dem Wesen des alten Herrn Angepaßtes. Weder der Geist der Renaissance noch des Rococo war über ihn gekommen. Er ging mit einer gewissen großartigen Gleichgültigkeit unter dem Chaos von Möbeln aller Zeiten, die das Schloß enthielt, einher. Friedlich sah er eine grabbeinige Mahagony-Kommode neben einem reichgeschnitzten und üppig geschweiften Lehnstuhl stehen, ohne je darüber nachzudenken.

„Was ist eigentlich schön, Vater?“ hatte ihn in dem großen Salon des ersten Stockwerkes vor Jahren einmal Gerd gefragt, in dem sich ein dunkles Gefühl für Stil zu regen schien. „Der Wald,“ hatte der Alte gesagt, und nie hatte seit jener Zeit den jungen Mann sein Zimmer und der moderne Luxus beschäftigt.

Bei dem Abendessen war es zur Sprache gekommen, daß der Doctor gern ein gutes Glas Rheinwein tränke, und da hatte der alte schwachköpfige Kammerdiener eine Flasche Rüdesheimer Berg aus dem Keller holen müssen. Diese Flasche, und die grünen Gläser dazu, waren in das Wohnzimmer des alten Barons mitgenommen worden und versetzten den kritischen Doctor wegen ihres „ganz hervorragenden“ Inhalts in eine behagliche Stimmung.

Fräulein Rutenberg, die den Doctor in der Dämmerstunde vor dem Abendessen consultirt hatte, hielt ihn nun selbstverständlich für den geschicktesten und gescheutesten Arzt seiner Zeit. Er hatte zu ihrer besonderen Genugthuung eine unbedeutende Leberanschwellung constatirt und sie war deshalb auch mit ihrer Tapisseriearbeit — ein prangendes Rosenbouquet auf schwarzem Grunde mit leuchtenden riesengroßen Veilchen dazwischen — länger bei den Herren geblieben wie gewöhnlich. Sie schenkte ab und zu die Gläser wieder voll, was Gerd mit seiner ritterlichen Höflichkeit nicht dulden wollte. Die Unterhaltung drehte sich in buntem Wechsel um die bewegenden Dinge der Zeit. Die politischen Verhältnisse wurden eifrig erörtert und der Doctor hatte den geistreichen Argumenten des alten Herrn gegenüber einen schweren Stand. Der Alte hatte Alles gelesen, kannte Alles und hatte über Alles nachgedacht. Dazu wechselte die Form seiner Rede unaufhörlich. Bald war er schneidend scharf in seinen feinen Deductionen, bald strömte das freie, herzenswarme Wort von seinen Lippen wie ein frischer, junger Quell. Gerd lächelte dazu und in seinen blauen Kinderaugen flammte es hell auf.

Der Doctor fand den Alten „merkwürdig wenig“ nervös. Lebhaft war er und wirklich liebenswürdig — das wollte er dem Neffen in Berlin mittheilen — aber nervös? nein! — Durchaus gesund. Darauf trank er wieder ein Glas Rüdesheimer Berg.

„Ihre Familie, Herr Baron, ist lange schon in Weetzow angesessen?“ fragte er, als von einer Urkunde die Rede war, die sich in dem dortigen Archiv befinden sollte.

„Urangesessen,“ bemerkte Fräulein Rutenberg, mit einem gewissen Familienstolze in die Unterhaltung eingreifend.

„Das heißt, Ihre Familie würde etwa mit den askanischen Markgrafen eingewandert sein?“ fragte der Doctor weiter.

„Nein,“ sagte der alte Herr, „meine Familie leitet ihren Ursprung von den wendischen Einwohnern des Landes her.“

„Kennen Sie nicht die Familiensage der Weetzows, Herr Doctor?“ fragte Fräulein Rutenberg eifrig.

„Eine Familiensage ist mir nicht bekannt,“ sagte der Doctor nicht ohne Interesse, „aber es würde —“

„Aber es würde Sie interessiren sie zu hören," fiel Fräulein Rutenberg eifrig ein.

Der alte Baron lächelte, doch bemerkte Fräulein Rutenberg nicht den kleinen Spott, der in diesem Lächeln lag. Er würde sie sehr gekränkt haben.

„Gerd, willst Du die Sage erzählen?" fragte der alte Herr.

Gerd erröthete leicht und der Doctor fand, daß der Gothenhäuptling etwas von der altgermanischen Keuschheit besaß, die Tacitus zu rühmen wußte.

„Du erzählst es besser, Vater," sagte Gerd. „Du giebst den Worten einen gewissen Ton, den ich nicht habe."

Der alte Herr legte sich in seinen Sessel zurück und sah einen Augenblick nach der Decke hinauf, als dächte er nach. Dann strich er mit der Rechten über sein Kinn.

„Die Sage ist im Grunde einfach," begann er.

„Einfach und groß," schaltete Fräulein Rutenberg ein, emsig nähend.

„Meine heidnischen Vorfahren waren Priester Swantewits. Als die christlichen Eroberer in das Land zogen, fanden sie hier in Weetzow den heftigsten Widerstand. Drüben an dem See, auf der Landzunge, die Sie kennen — Sie sind am See vorübergefahren, kurz ehe Sie Weetzow erreichten — hatte sich der Stamm verschanzt, aber die Christen drangen unaufhaltsam vor, sie waren in zehnfacher Ueberzahl und aller Widerstand war vergeblich. In den Reihen der Wenden stand ihr alter Priester, das Opfermesser wohl in der Hand, aber nicht thätig eingreifend. Nur Swantewit, den großen Gott, rief er an, und mit seinen wallenden, weißen Haaren Alle überragend, schrie er seine zündenden Kriegsrufe in das Kampfgewühl. Der begeisterte Alte aber litt in jener Stunde Qualen ohne Gleichen! Er hatte die Gabe, die Zukunft aus den Sternen zu lesen und in den Augen der Menschen ihren nahen Tod. Er wußte, daß sein Stamm fortblühen würde unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Entscheidung nahte, die grauenvolle! Er hatte nur einen Sohn, ein zweiter war im Kampf mit den Nachbarn verschollen, umgekommen. Dieser eine junge Sohn, den er mit seinem Leib deckte, sollte ein Christ werden! Dieser eine blondlockige, blauäugige, den er liebte, wie seinen Gott, wie sein heiligstes Heiligthum, der mußte dem Glauben seiner Väter abtrünnig werden, um der Sehergabe gerecht zu werden, die in ihm lebte, die ihn nie betrog!"

Der alte Baron schwieg einen Augenblick. Er war sehr erregt geworden und reckte die Schultern zurück, als wollte er die Haltung suchen, die er verlor. Der Doctor nahm wieder einen Schluck Rüdesheimer und blickte den Erzählenden scharf an. Die Nervosität des Barons war wieder einmal „hochgradig". Der Alte sah wahrhaftig aus wie der Wendenpriester! Genau so!

„Die Christen drangen in das Lager ein," fuhr jetzt der Alte, der sich gewaltsam zu fassen schien, fort. „Schon streckten sie die Hände nach dem Mantel des Priesters, schon meinten sie den Kranz von seiner Stirn zerren zu können, da flammte ein glühender Haß in den blauen Augen des alten

Mannes auf, ein Haß ohne Versöhnung, der letzte große Haß, der mit dem Tode rechnet ohne Schauder, ohne Zagen! Und dem einen Sohn, dem Einzigen, Heiligsten, stieß er das Messer tief in das junge Herz. Mit wahnsinnigem Lachen höhnte er Swantewit. Zu Ende ging sein Geschlecht! Seiner Sehergabe zum Spott starb dieser letzte Sprößling! Kein christlicher Enkel sollte ihn im Grabe verlachen! — Zu Ende! — zu Ende! — und jetzt wühlte das blutige Messer auch in seiner eigenen Brust. Er sinkt mit seinem Priesterkleide über den Leib des todten Knaben hin."

Der alte Baron hatte mit erhobener Stimme gesprochen, in einer Art wilder Begeisterung und voll jugendlichem Feuer. Jetzt schwieg er einen Augenblick, seine Brust hob und senkte sich und seine Blicke ruhten mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes auf Gerd. Dem war die altgermanische keusche Röthe wieder in die Wangen gestiegen. Er lauschte den Worten des Vaters wie innerlich verwandten Klängen. Fräulein Rutenberg hatte die Tapisseriearbeit vor sich auf den Tisch gelegt und hörte mit verklärten Blicken zu. Nur der Doctor machte ein ganz skeptisches Gesicht.

Jetzt fuhr der Baron in der Erzählung fort. Er hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und sah wieder zu der Decke hinauf wie zu Anfang, er sprach ruhiger, aber noch mit leise bewegter Stimme.

„Die Sehergabe Swantewits hatte den Priester nicht betrogen. Der verschollene Sohn kehrte aus jahrelanger Gefangenschaft heim. Er war Christ geworden und nahm Lehn von den Askaniern. Der ist unser Ahnherr geworden."

„Und die Sehergabe?" fragte der Doctor, der sich zu dieser Frage das Pincenez aufgesetzt hatte.

„Sie meinen, was ich von der Sehergabe halte?" sagte ablenkend der Alte. „Das will ich Ihnen sagen: Die auffälligen magnetischen Aeußerungen, die wir heutzutage natürliche Erscheinungen nennen — soweit wir an sie glauben —," schaltete er mit leichtem Spotte ein, „trugen in alter Zeit den Charakter übernatürlicher Gewalt. Wenn wir dazu die kraftvolle Natur unserer Vorfahren in Anrechnung bringen, in welcher sich ohne Zweifel der Magnetismus viel ursprünglicher äußerte als bei uns, so werden wir begreifen, welche Personen wagen durften sich ‚Seher' zu nennen. Wäre Swedenborg als Wende in grauer Vorzeit geboren, so würde sein Seherruhm bis in unsere Zeiten dringen wie der einer Velleda."

„Es war freilich zu seinem Nachtheil, daß er Voltaires Zeitgenosse werden mußte," erwiderte lächelnd der Doctor.

„Sein Nachtheil? Die Zeit übt keinen Einfluß auf individuellen Werth."

„Sie thun dem nordischen Phantasten viel Ehre an, Herr Baron!"

„Nicht mehr als er verdient. Seine Erscheinung ist sehr bedeutungsvoll in der Zeit, in der der menschliche Geist besondere Triumphe zu feiern meinte. Ich sehe in ihm die Krystallisation der damaligen nervösen Gefühlswelt, während

mir Voltaire als die Krystallisation der nervösen Verstandeswelt seiner Zeit erscheint."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, das sieht wie eine Gleichstellung aus, während doch die Nachwelt längst ihr Urtheil fällte."

„Die Nachwelt? Sind hundert Jahre die Nachwelt? Die Vertreter Ihrer Geistesrichtung, Herr Doctor, pflegen sonst mit größeren Zeiträumen zu rechnen. Die Nachwelt hat sogar mit dieser Beurtheilung gar nichts zu thun. Die andere Welt wird uns darüber aufklären, wer Recht behält, Voltaire oder Swedenborg."

Der Doctor zuckte mit den Achseln. „Die ‚andere' Welt!" wiederholte er mit Hohn.

Der Alte sah als Antwort den Arzt mit seinen hellen blauen Falkenaugen durchdringend an. Es lag in diesem Blick Etwas, das die klugen Doctoraugen nicht recht vertragen konnten. Nicht nur unüberwindlicher Gegensatz, sondern etwas Anderes noch. Der Doctor wich diesem Blicke aus. Man könnte es „ewig" nennen, dachte er, auch „ewiges Nichts". Er lächelte zu dieser Betrachtung.

Der Alte hatte sich erhoben. „Morgen früh um sieben Uhr steht der Wagen zu Ihrer Verfügung, Herr Doctor," sagte er, „ich werde mich von Ihnen verabschieden, es ist spät geworden."

Der Arzt empfand diese Art entlassen zu werden wie eine kleine Kränkung, und doch lag wiederum in dem Benehmen des Alten eine vornehme Natürlichkeit, die nicht verletzen konnte. Auch Gerd und Fräulein Rutenberg hatten sich erhoben. Der junge Gothenhäuptling geleitete den Vater hinaus. Er schien, wie der Doctor meinte, besonders frech zu sein, obgleich er ihm die Hand reichend sagte, „wir sehen uns morgen früh."

Fräulein Rutenberg begleitete den Arzt bis an die Treppe, die zu den Fremdenzimmern hinaufführte. Sie war zerstreut, denn sie hatte niemals von Swedenborg gehört und grübelte darüber nach, wie sie ihre Fragen nach dieser Persönlichkeit stellen würde, ohne sich eine Blöße zu geben.

Am folgenden Morgen war der Doctor mit dem alten Gärtner Müller abgefahren, der sich, sonntaglich gekleidet, zu Friedrich auf den Bock gesetzt hatte. Er fühlte sich so wichtig auf dem herrschaftlichen Wagen, daß er momentan seinen Gustav vergessen hatte.

Der alte Baron hatte sich bei der Abfahrt nicht einmal an dem Fenster gezeigt. Des Doctors Medicin stand unberührt auf der Commode. Gegen die „verfinsterte Weltlage" gab es eben nur ein Mittel: den Krieg. Und dieses bleiche Gespenst mit den blutunterlaufenen Augen sah ihn unverwandt an, Tag und Nacht. Es wollte etwas von ihm, er wußte nur zu gut, was es wollte!

Am Nachmittag ging er mit Gerd zu dem See. Den breiten Sandweg schritten sie entlang, der vor einigen Jahren mit Linden bepflanzt war. Die jungen Bäume blühten gerade und zwischen den Bäumchen hindurch

sah man auf eine Kiefernschonung. In der Entfernung standen einige Rehe, nach den beiden Männern herüberspähend. Gerd hatte eine Büchse auf dem Rücken und an seiner grünen Jagdmütze wehte eine graue Kranichfeder. Der Alte in seinem verschossenen grünen Tuchrock stützte sich auf seinen altmodischen Stock. Er ging leidlich rüstig, aber seine Züge waren abgespannt und das Auge blickte matt. Gerd plauderte unaufhörlich, fast wie ein Kind. Er war von sympathischen Empfindungen so abhängig, daß er nur in der Gesellschaft gleichartiger Naturen unbefangen zu sein vermochte und daß ihn die Gegenwart eines fremdartigen Elementes in unbehaglicher Verlegenheit verstummen machte. Je mehr ihn darum Freunde zu lieben vermochten, je härter wurde sein Wesen anderseits durch die seiner Empfindungsweise fernstehenden Menschen beurtheilt. In seinem Regimente hatten sich für und wider ihn Parteien gebildet. Seine Freunde traten mit Begeisterung für ihn ein. Nie hatte sie Herzensgüte und ideale Sinnesart so unmittelbar berührt. Seine Gegner kränkte das Schweigen, die freundliche abweisende Ruhe, die er ihnen entgegengestellte. Daß sie dem „sentimentalen Bengel" nicht Dummheit oder Mangel an militärischen Eigenschaften vorwerfen konnten, war ihnen ein steter Aerger. Aber Gerd hatte nicht nur einen interessanten Verstand und mehr Kenntnisse als seine grollenden Kameraden, er war auch körperlich so frisch und gewandt, er war ein so geschickter Reiter und Jäger, daß er in seinem Elemente schien, wenn er vor dem Zuge ritt oder die Jagd führte. Er fühlte sich eben in seinem Berufe durchaus zu Hause. Daß er dennoch von keinerlei Ehrgeiz gepeinigt war, lag in seiner Geschmacksrichtung, in seiner geistigen Anlage, die sich künstlerischen Productionen zuwandte. Doch war er noch zu jung, um die Nothwendigkeit einzusehen, dieser künstlerischen zwingenden Anlage gerecht zu werden. Hätte er den Wunsch des Vaters gekannt, ihn in der Regierungscarrière zu sehen, würde er sofort den Soldatenrock ohne jegliches Bedauern ausgezogen haben, aber er kannte eben diesen Wunsch nicht. Denn der Alte hielt jede Beeinflussung des Sohnes für eine Versündigung an der Individualität, die höheren Gewalten unterstellt ist als der väterlichen Autorität.

Das sorglos heitere Geschwätz, das Gerd jetzt vollführte, schien wie ein Aufathmen nach dem Druck zu sein, den die Gegenwart des Doctors auf ihn ausgeübt hatte. Der Alte gab nur kurze Antworten, aber er schwelgte in diesem Geplauder. Am liebsten hätte er sich an den Wegrand gesetzt und nur zugehört ohne zu sprechen.

„Der Doctor mit seiner breiten Nase ist mir antipathisch," sagte Gerd, „das fühlte ich sofort. Ich möchte mit solchen Leuten gern freundlich sein, aber ich kann es nicht! Vielleicht ist es auch nicht Unrecht, sie nicht zu lieben. Ich bin überzeugt, der Doctor liebt mich auch nicht. Auch Dich nicht, Vater! Du bist ihm zu klug. Verstandesmenschen ertragen das nicht. Gemüthsmenschen sind darin anders. Sie freuen sich, wenn sie Jemand finden, der noch reicheres und schöneres Seelenleben hat als sie selbst. Neid ist Verstandessache. Ist das nicht auch Deine Meinung, Vater?"

„Es trifft nicht immer zu," meinte der Alte. „Ich kannte einen weichen Gemüthsmenschen, den der Neid verzehrte."

„Er muß sehr gelitten haben," sagte Gerd nach einer Pause. „Bist Du jemals neidisch gewesen, Vater?" fuhr er dann fort.

Der Alte lächelte. „Ich kann mich nicht darauf besinnen."

„Ich glaube es nicht," sagte Gerd. „Ich bin auch nicht neidisch und ich bin wie Du. Warst Du mir wohl ähnlich, Vater, als Du jung warst? Ich meine nicht äußerlich, ich meine in Deinem Wesen. Manchmal ist es mir, als ob ich mich hörte, wenn Du sprichst, und Du sagst bisweilen Dinge, als hätte ich sie mir ausgedacht!"

„Ich war Dir ähnlich," sagte der Alte, und nahm vertraulich Gerds Arm. „Wenn mein Gefühlsleben in Dir wiederklingt, so weißt Du, daß wir uns gleichen. Räume aber diesem Gefühlsleben nicht zu viel Berechtigung ein, weil Du mir gleichen willst. Die Grenze zwischen Gefühlsleben und Schwäche ist eine sehr feine. Behalte diese Linie scharf im Auge."

„Findest Du, daß ich zur Schwäche neige, Vater?"

„Nein. Bis jetzt nicht. Du bist nicht sentimental. Aber Deine Abneigung gegen den prädominirenden Verstand realer Naturen vermag Dich leicht in Extreme zu treiben. Zu den Extremen gehört auch Unklarheit und Mysticismus."

„Was verstehst Du unter Mysticismus, Vater?" fragte Gerd mit Interesse. „Meinst Du, daß man sich den Wirkungen magnetischer Einflüsse verschließen soll?"

„Soweit man es vermag," erwiderte der Alte. „Der Glaube an eine Gewalt bedingt nicht knechtische Unterwürfigkeit. Wir Menschen tragen den Kopf aufrecht und sollen darum auch frei um uns schauen."

Der Sandweg, auf dem die Beiden gingen, senkte sich sanft zu einem kleinen See hinab, dessen jenseitiges Ufer bewaldet war. Erlen und Eichen standen drüben hart am Wasser im hohen Schilfe und darüber zeichneten sich die Gipfel alter Kiefern dunkel an dem blaßblauen, wolkenlosen Himmel ab. In dem Spiegel des blauen, von einigen Silberstreifen durchzogenen Sees waren die tiefgrünen Baumkronen sichtbar. Eine unbewegliche Ruhe lag über dem Bilde. Auch die spärlichen Grashalme und die rothen Nelken, die in dem hellen Ufersande wie Nadeln in einem Kissen steckten, standen regungslos in der Sonne. An einer alten, halb abgestorbenen Erle setzte sich der Alte nieder. Gerd stellte die Büchse an den Stamm und legte sich neben den Vater. Er schob die Hände unter seinen Kopf und sah gerade zum Himmel hinauf.

„Ich bin mir nicht immer klar," sagte er, „wenn ich magnetische Gewalten spüre. In Sympathie und Antipathie, auch in dem Eindruck der

Natur empfinde ich bisweilen außergewöhnliche Wirkung. Aber das mag an äußerlichen Dingen liegen."

„Hast Du ein Gefühl geheimnißvoller Zugehörigkeit, wenn Du allein im Walde bist?" fragte der Alte.

„Ja. Ich denke mir, daß Niemand mich versteht außer Dir. Daß wenn ich die Fähigkeit hätte zu sagen, was mich bewegt, ich die tiefsten Geheimnisse der Natur erschließen könnte."

„Und hast Du dieses eigenthümliche Empfinden nicht den Menschen gegenüber? Bewegt Dich der Blick mancher Menschen nicht bisweilen so außergewöhnlich, wie der Wald Dich bewegt?"

Der Alte sah nach dieser Frage voll ängstlicher Spannung auf den Sohn hin, der immer noch neben ihm im Sande zwischen den spärlichen Grashalmen lag.

„Nein. Etwas Besonderes nicht."

Der Alte athmete tief auf.

„Du siehst nicht," sagte er, „bisweilen — sehr selten — einen — ja wie soll ich sagen? — einen Schleier, und dabei legt sich um Dein Herz ein Reif —"

Gerd hatte sich aufgerichtet und sah den Alten erstaunt an. Welch sonderbare Fragen der Vater stellte!

„Ich verstehe Dich nicht ganz," sagte er. „Wann sollte ich das empfinden?"

Plötzlich schreckte der Alte zusammen. Er stand hastig auf. Gerd konnte ihm kaum behülflich sein, so schnell ging es.

„Kommt dort nicht Jemand den Weg entlang?" fragte er unruhig.

Gerd mit seinen scharfen Augen blickte aufmerksam zu dem Weg, der über sumpfiges Wiesenland am Seeufer entlang hinüber zum Walde führte. Er sah nichts.

Jetzt trat ein Mann mit einer Dienstmütze, wie sie Postbeamte tragen, aus dem Walde heraus.

„Ach dort!" sagte Gerd. „Das ist der Post-Möves. Er wird wohl ein Telegramm bringen."

Gerd ging langsam dem Boten entgegen. Der Alte war wie erstarrt an der Erle stehen geblieben. Nur seine Lippen bewegten sich.

„Eine Depesche für den Herr Lieutenant," sagte der Bote.

Gerd nahm ruhig den Brief und öffnete das blaue Couvert. Eine flammende Röthe fuhr ihm über die Stirn und die blauen Augen leuchteten auf.

„Es geht los, Vater!" rief er freudig. Seine ganze Jugendfrische und Kraft, seine ganze Unbefangenheit lag in dem Klange der hellen Stimme. In demselben Augenblick aber wurde er sich des Eindrucks bewußt, den diese Nachricht auf den Vater machen mußte. Er sah den Alten neben der trockenen Erle stehen. So todt wie der dürre Baum. Ganz regungslos. Nur die

Augen hatten Leben. Unendliche Trauer und schweigende Klage blickte ihm entgegen. Gerd sah krampfhaft auf die Depesche.

„Der Oberst telegraphirt, daß ich zu dem Regiment zurück muß," sagte er, als ob er verlegen wäre. „Vermuthlich wird die Mobilmachung erwartet. Aber ich muß Möves bezahlen."

Er wendete sich, ohne zu dem Alten aufsehen zu können. Er hatte heftiges Herzklopfen und litt Qualen in dem Gedanken an die Noth des Vaters. Er bezahlte den Boten und brauchte länger wie gewöhnlich, um die Geldbörse wieder einzustecken. Jetzt mußte er sich wenden. Der Alte stand immer noch unbeweglich, unfähig ein Wort zu sagen, und Gerd wagte immer noch nicht, ihm in die Augen zu sehen. Er blickte auf seine Uhr.

„Den Abendzug erreiche ich nicht mehr," sagte er, „ich muß morgen früh fort."

Jetzt sah er endlich dem Vater in's Gesicht, und die Blicke begegneten sich. Was war das? Welcher Strom von Qualen zog ihm magnetisch entgegen? Sein Herz schnürte sich zusammen wie mit einem Reif — sagte das nicht vorhin der Vater? Und jetzt, dieser Schleier, der sich über seine Augen breitet? Sind das die hervorquellenden Thränen? Nein, das ist etwas Anderes. Mein Gott! — der Vater fällt! Er fängt den Schwankenden in seinen Armen auf, er läßt ihn sanft zu Boden gleiten und kniet neben ihm nieder; der arme, arme Vater! Er streicht ihm über die Haare und küßt ihn auf die Stirn. So küßte er ihn damals, als er ein kleiner Knabe war, so zärtlich, kindlich!

Jetzt hat der Alte tief aufgeathmet.

„Soll ich Dir Wasser holen?" fragte Gerd und sprang elastisch auf die Füße.

„Nein, mein Junge," sagte der Alte ganz leise, „ich danke Dir, es geht schon besser. Ich bin recht alt geworden," setzte er mit einem Versuch zu lächeln hinzu. „Wir wollen stolz sein, daß Du Deinem König dienen kannst." Und er streicht dem Sohn über die Wangen und legt ihm die Hand einen Augenblick über die Augen, als wollte er den Blick verbergen. „Hilf mir jetzt, Gerd," sagte er dann, wir „wollen gehen. Es wird noch Manches zu besprechen sein, ehe Du fährst."

Gerd faßte den Vater kräftig unter den Arm und half ihm auf.

„Jetzt stütze Dich tüchtig auf mich, Vater — Du mußt Dich beruhigen! Siehst Du — man kann freilich erschossen werden, aber ich komme schon wieder! — Mir ist nach Todtschießen durchaus nicht zu Muth!"

Der Alte antwortete nicht. Er schritt langsam und gebrochen am Arm des Sohnes auf dem gelben Sandweg zwischen den blühenden Linden hin. Oh! dieser Duft! So duften Todtenkränze! Er war ganz einsilbig geworden und Gerd erhielt mit Mühe das Gespräch auf dem Gebiete der Kriegsausrüstung, die er schleunig gebrauchte.

Zu Haus mußte sich der Alte auf sein Geheiß eine halbe Stunde niederlegen. Er hatte die Augen geschlossen ohne zu schlafen. Eine namenlose Mattigkeit war über ihn gekommen. Gerd saß bei ihm in dem Zimmer und schrieb einige nothwendige Briefe an Lieferanten von Militäreffecten. Hin und wieder sah er zu dem bleichen Alten hinüber. Seine Kriegslust war in einen bösen Kampf mit der Liebe zum Vater gerathen. Er vermied es von den drohenden Ereignissen zu sprechen und sprach doch alle fünf Minuten davon. Die Tagelöhner thaten auch das Ihrige dazu, den Alten zu quälen, denn die Arbeit auf dem Felde war in der Erregung über die steigende Kriegsgefahr heute früher geschlossen und Alles wollte auf dem Schlosse erfahren, wie es stand. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war lebendig geworden. Jene ideale Brüderlichkeit flammte in den Herzen auf, vor der Alter und Standesunterschied zurückweicht, jene ideale Brüderlichkeit, die leider nur gemeinsame Noth erzeugt.

Der Alte hatte scheinbar seine Ruhe wieder gewonnen und gab Auskunft so viel er vermochte. Gerd ließ er nicht aus seiner Nähe; er sah ihn unaufhörlich an, aber er blickte schnell zur Seite, wenn Gerd seine Augen auf ihn richtete. Es war, als schämte er sich einer Schwäche.

So war die Stunde des Abendessens gekommen. Fräulein Rutenberg machte wie gewöhnlich den Thee, aber sie sprach kein Wort. Die gute Person hatte ganz rothgeweinte Augen. Der alte Kammerdiener mit der fuchsblonden Perrücke schnalzte ununterbrochen bedauernd mit der Zunge und der zweite Diener war ganz zerstreut. Er wartete auf die Einberufung zu seinem Regiment und vergaß Zucker und Sahne zu reichen. Es war ein entsetzliches Abendessen! Diese Stille, diese gezwungene Unterhaltung, diese Appetitlosigkeit!

Aber auch das ging vorüber.

Nun begannen die langen Zwiegespräche zwischen Gerd und dem Vater in dem Zimmer des alten Barons: Pferde und Ausrüstungsfragen, Geldangelegenheiten und Correspondenz. Dann eine lange Pause und der Alte sagte: „Das wäre wohl Alles.“ Nun sollte man zur Ruhe gehen, aber das letzte „gute Nacht“ war so schwer auszusprechen. Es fand sich immer noch ein Grund, damit zu zögern. Endlich war auch das geschehen und Gerd schritt hinaus. Der Alte hatte sich gehalten wie ein Held. Ruhig und mild lächelte er dem Sohne noch von der Thür nach, als er die Treppe im Vestibül betrat. Dann aber schloß er hastig die Thür ab. Jetzt war der Held allein und da war er nichts als ein Mensch wie die Anderen auch. Der Schmerz brach aus ihm hervor, als wenn das tosende Meer die Dämme zersprengt. Er taumelte hin und her, die dürren Hände krallten sich krampfhaft aneinander und er warf sich vornüber auf das Sopha. Sein ganzer Körper bebte, während er das Gesicht gegen die Kissen preßte.

„Zu Ende!“ stöhnte er, „zu Ende!“

Wie merkwürdig schmerzfähig war er noch mit seinen siebzig Jahren!

Jetzt versuchte Jemand die Thür zu öffnen.

„Wer ist da?“ fragte der Alte, sich aufrichtend.

Die Stimme des Kammerdieners wurde vernehmlich.

„Der Herr Baron haben abgeschlossen. Befehlen der Herr Baron noch Etwas?“

„Nein,“ sagte der Alte, in die Nähe der Thür tretend, „nein, legen Sie sich. Ich mache selbst die Lampe aus.“

Diese Unterredung hatte ihn momentan aus seiner Stimmung gerissen. Nun ging er, die Hände in die hinteren Rocktaschen gesteckt, auf und nieder. Er versuchte mit sich klar zu werden. Was aber bedeutet das Abwägen von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem, von Möglichem und Unmöglichem in solchen Stunden? Er wird wieder erregter und ihn ergreift eine ganz unüberwindliche Sehnsucht nach Gerd. Er muß ihn sehen! Noch kann er ihn sehen, denn erst morgen ist Alles zu Ende. Wenn Gerd nur wirklich schläft — denn er kann ihn doch nicht im Schlaf stören, ihm seinen erregten Zustand zeigen! Im Hause ist Alles still geworden. Der Alte hat die Thür geöffnet und lauscht hinaus. Kein Laut. Er steht überlegend im Vestibül, dann tritt er zurück und setzt sich. Er zieht sich die Stiefel aus. Nun schleicht der alte Mann auf Strümpfen durch das Vestibül. Der Mond scheint hell durch die großen Fenster. Er steigt die Treppe hinauf, die alten breiten Eichenholzschwellen krachen unter seiner Last und er hält im Gehen inne wie ein Dieb. Wie ihm das Herz schlägt! Wie grauenhaft ist diese letzte Nacht mit den Mondscheinlichtern auf den Stufen! Er geht so geisterhaft leise. Jetzt ist er oben angelangt und schleicht den langen Gang mit den weißgetünchten Wänden bis zu Gerds Thür. Sein Herz klopft lebhafter und er zögert. Er sucht sich zu fassen, er möchte sich wieder wenden, aber nein, dicht hinter dieser Thür liegt Gerd und er muß ihn sehen! Er muß es! Wenn nur die Thür und das Schloß gut geölt ist, daß er unbemerkt eintreten kann. Er drückt ganz leise den Griff herab und öffnet die Thür langsam. Der Schlafende bewegt sich im Traum unruhig, aber er erwacht nicht. Der Alte tritt näher an das Bett, der Mond scheint durch das Fenster und er sieht den Sohn liegen, nur in dunklen Umrissen. Er hört den Athem des Schlafenden, er spürt die Nähe des warmen Lebens. Welche unbeschreibliche Sehnsucht, welcher namenlose Schmerz bewegt ihn! O, könnte er diesen Sohn an sein Herz ziehen! Ihn küssen — ihn küssen! Aber da quellen die Thränen aus seinen Augen, er muß schluchzen, und Gerd wendet sich wieder unruhig im Schlafe. Hinaus jetzt! Schnell, denn er darf es nicht sehen, er darf nicht erwachen!

Und der arme Alte schleicht hinaus, er schließt die Thür ganz leise und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Er stützt sich mit den Händen an den weißgetünchten Wänden des Ganges und schleicht wieder die krachende Treppe hinunter durch die spielenden Mondlichter bis in sein Zimmer. Da löscht er die Lampe aus. Dieser helle gelbe Schein brannte in seinen Augen.

Er setzt sich matt in den großen Stuhl am Fenster und sieht hinaus in den Garten, wo der Mond über der großen Rasenfläche steht. Die sah aus wie ein weiter, trostloser See.

Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, stand der Wagen vor der Thür. Gerds Koffer lag auf dem Bock, und der Diener mit der genialen Haarlocke wartete in einem Reiseanzuge bei dem Wagen. Er hatte früh an demselben Morgen die erwartete Einberufung erhalten. Der alte schwachköpfige Kammerdiener und Fräulein Rutenberg standen in der Thür. Letztere war sehr blaß und sah bisweilen ungeduldig nach der Thür des alten Barons. Der Abschied und der Kummer des alten Herrn machte ihr viel Sorge — aber es war nun wirklich Zeit, daß Baron Gerd fuhr!

Endlich öffnete sich die Thür. Gerd hatte Thränen in den Augen, aber seine Haltung war frisch und kräftig.

Der Alte schien größer wie gewöhnlich; er trug den Kopf aufrecht und in seinen großen blauen Augen leuchtete etwas ganz Sonderbares: Fräulein Rutenberg war ganz erstaunt darüber. Es war wie Stolz oder Freude. Wenn sie gefunden hätte, daß Wahnsinn aus den Augen sprach, wäre sie der Wahrheit vielleicht etwas näher gekommen.

Gerd reichte Fräulein Rutenberg und dem alten Kammerdiener die Hand und sprang eilig in den Wagen. Der Diener stieg auf den Bock und der alte Friedrich sah sich um, ob Alles fertig war. „Vorwärts," sagte Gerd, und die dicken Braunen zogen an.

Der Alte stand in der Hausthür, er hielt in der linken Hand ein rothseidenes Taschentuch. Er nickte Gerd noch einmal langsam zu, als der Wagen sich in Bewegung setzte, dann sah er dem Fuhrwerk nach, bis es durch das Gartenthor verschwand. Gerd wendete sich vorher noch einmal grüßend, aber der Alte bewegte, den Gruß erwidernd, nur unmerklich das rothe Taschentuch. Als er durch die Thür schritt, stolperte er über die Schwelle. Fräulein Rutenberg und der Kammerdiener unterstützten ihn. Er ließ es sich gefallen, ohne zu danken.

In seinem Zimmer setzte er sich wieder in den großen Stuhl, in dem er die Nacht zugebracht hatte. Er sah mit thränenlosen Augen zum Garten hinaus. Ganz regungslos. Plötzlich sprang er mit merkwürdiger, fast jugendlicher Elasticität auf. Eine Röthe war auf seine Stirn gestiegen und er athmete hastig.

Das starre Heldenthum und die Idee des Opfers war wieder einmal unterlegen! Er riß das Fenster auf und rief dem vorübergehenden Gartenburschen zu, der Reitknecht solle sofort satteln, um nach der Bahn zu reiten. Der Alte ging auf und nieder und hatte dabei seine Uhr in der Hand. Er berechnete, ob der Reitknecht Gerd noch auf dem Bahnhof erreichen könne. Gerd sollte zurückkommen, er wollte ihm Alles sagen — dann sollten sie berathen, was weiter zu thun sei.

Nach zehn Minuten warf er sich stöhnend in seinen großen Stuhl. Die Energie zu der Durchführung seiner Schwäche fehlte ihm. Er trieb wie ein Wrack auf dem Meer umher — das Meer war sein Heldenthum. Er war ein steuerloses, erbarmungswürdiges Wrack!

Als der alte Kammerdiener meldete, daß der Reitknecht vor der Thür halte, winkte er mit der mageren Hand. „Absatteln," sagte er, „es ist nichts." Seine Stimme war tonlos und der alte Diener zögerte im Gehen. So sonderbar war der alte Herr noch niemals gewesen!

Der Tag ging hin, ohne daß der Alte etwas zu sich genommen hätte. Fräulein Rutenberg machte einen Versuch, ihn dazu zu bewegen, gab aber bald jede Bemühung auf. „Der Schmerz muß sich erst setzen," sagte sie zu dem kopfschüttelnden Kammerdiener.

Gegen Abend war der Alte wieder in eine Krise gerathen. Er war dieses Mal fast freudig bewegt und glaubte einen Ausweg gefunden zu haben: Er wollte dem Könige schreiben. Noch war der Krieg nicht erklärt, noch konnte auf Verständniß gerechnet werden. Im Augenblick der Kriegserklärung würde sein Gesuch vergeblich sein. Denn der König wollte zu der Armee gehen, das war bekannt, und in der Aufregung des Aufbruchs würde sein Gesuch unberücksichtigt bleiben. Mit fiebernden Pulsen und glänzenden Augen setzte er sich an den großen Schreibtisch. Er nahm einen Bogen in Quartformat und begann ohne Zögern den Brief. Er schrieb:

„Allerdurchlauchtigster König! Großmächtigster König und Herr!

Ew. Majestät nahe ich mich, ein greiser Unterthan, in seines Herzens Bedrängniß! Ew. Majestät werden niemals an der Treue zweifeln, die mich an das Herrscherhaus, an das Vaterland fesselt. Mein Leben war Bürge dafür und das Blut, dem ich entsprossen bin. Mein Vater starb bei Bautzen den Heldentod, mein Großvater focht unter dem großen König. Ich und mein Sohn, die letzten eines Geschlechts, das durch Jahrhunderte dem Herrscherhause seine Dienste weihte, wir zögern nicht, auch jetzt dem Rufe unseres Königs zu folgen! Ein jeder giebt was er zu geben hat. Mein Sohn sein Leben und ich das meine: meinen Sohn!

Menschlich aber ist es, mit dem Willen des höchsten Gottes zu rechnen, wenn wir das Leben unserem Könige, unserem Vaterlande weihen. Der große Gott allein richtet über Leben und Tod. Unbekannt mit dem Schicksal, das Er uns bestimmt, bleibt uns die Hoffnung des Lebens in der Stunde der Gefahr. Jene Hoffnung aber ist mir verschlossen! Eine geheimnißvolle Gabe —"

Der Alte hielt inne. Seine Blicke waren starr auf das Papier gerichtet und er strich sich langsam mit der linken Hand über die feuchte Stirn. Ein neuer, qualvoller Gedanke hatte jenen plötzlichen Hoffnungsschimmer verscheucht,

der ihn erfüllte. Der Beweis der geheimnißvollen Gabe war nur dadurch zu führen, daß sein Sohn wirklich im Kampfe fiel. Denn Niemand wußte von seiner Gabe, Niemand konnte er als Zeugen nennen! Darum mußte der König sein Gesuch zurückweisen, das Gesuch eines Feiglings! Ja, das war es! Und vielleicht würde man gar gegen Gerd den Vorwurf des Mitwissens erheben! Gegen Gerd! Welcher Gedanke! Lieber tausend Mal todt!

Der Alte riß den Brief in Stücken und athmete tief auf, als sei eine schwere Sorge von ihm genommen. Er kehrte zu der Erkenntniß zurück, daß sein Vaterland das Recht hatte, ein Opfer von ihm zu fordern. Aber seine Gedanken gingen weiter: die Modalitäten, unter denen ein Opfer gebracht wird, sind der Gesammtheit gleichgültig. Die Gesammtheit ist grausam. Sie kennt nur Pflichten und selbst ihre Dankbarkeit ist kalt wie Eis! Die Opfer für das Vaterland nehmen in der Geschichte etwas Legendenhaft-Lustiges an; über die Menschen, die keine Opfer bringen geht die Weltgeschichte schweigend fort. Wie wohlthuend dieses Schweigen ist! Großen Verrath brandmarkt allerdings die Geschichte, aber auch das nimmt einen legendenhaft-lustigen Charakter an, wie das Factum eines berühmten Opfers.

Der Alte sammelte wieder seine eilenden Gedanken. Es fiel ihm plötzlich Don Guzman, Spaniens Held, ein. Die Mauren, während sie Tariffa belagerten, hatten seinen kleinen Sohn gefangen, den einzigen, den er besaß. Sie führten das Kind vor die Stadtmauer und verlangten die Uebergabe der Festung. Sie wollten das Kind tödten, wenn er nicht die Festung übergäbe! Don Guzman warf ihnen als Antwort seinen Dolch zu und der Knabe wurde ermordet. Dieser Don Guzman war in der That ein Held, ein grausamer, unerklärlicher Held! Aber was hat in der Weltgeschichte diese Episode von Tariffa zu bedeuten? Nichts. Man spricht nur von Guzman und wie gleichgültig das im Grunde ist! Von Gerd wird Niemand sprechen, so wenig wie von ihm selbst, sie gehen in der Masse unter. Aber der Lohn des Opfers liegt doch wohl in der innerlichen Befriedigung. Eine zerstörte Existenz, ein körperlicher Zusammenbruch mit dem Gefühl innerlicher Befriedigung, welcher Unsinn! Und doch, dieser Don Guzman ist merkwürdig stark!

Der Alte sah in Gedanken die Handlung vor sich. Die gelben zerfallenen Mauern von Tariffa, das grellblaue Meer an der Straße von Gibraltar und drüben die duftigen Zackenberge Afrikas. Er war vor Jahren in Spanien gewesen, nach dem Tode seiner Frau. Gerd war damals ein ganz kleiner Knabe. Wie elend war er in jener Zeit, wie zogen die bunten Bilder des Südens couliſſenartig bei ihm vorüber, bei ihm, dem Einsamen! Dann war plötzlich die glühende Sehnsucht nach seinem Knaben in ihm erwacht. Er reiste Tag und Nacht um heimzukommen, um diesen Knaben an sein Herz zu drücken. Diesen Knaben!

So kämpfte der Alte fieberhaft Tag und Nacht. Er kämpfte bis er todtmüde war, bis jenes starre Heldenthum ihn ganz erfaßt hatte, das sich

aus der Verbindung edelsten Sinnes mit geistiger Ermüdung und nervöser Ueberreizung herausbildet. Mit einer Ruhe, die Fräulein Rutenberg geradezu erschreckte, las er die Berichte in den Zeitungen, durchflog er die Verlustlisten nach den Gefechten und Schlachten. Wörth und Weißenburg waren geschlagen. Die große schwarz-weiße Fahne hing auf sein Geheiß aus dem runden Fenster in dem Frontispice des Herrenhauses. In der kleinen Kirche waren Dankgebete gehalten und die Frauen der eingezogenen Landwehrmänner weinten, wenn sie nach vollendeter Arbeit Zeit dazu hatten. Der alte Baron verkehrte mehr wie gewöhnlich in dem Dorfe. Wo durch die Abwesenheit des Hausvaters Sorge entstand, trat er hülfreich ein. Die Leute nahmen seine Theilnahme als selbstverständlich hin und wunderten sich nicht über seine starren Blicke, daß er niemals lächelte und niemals weinte. Sie freuten sich nur, daß er auch „Jemand draußen hatte".

Fräulein Rutenberg war sehr besorgt um den Alten. Sie schrieb mehrfach an den Doctor, der in den Berliner Lazarethen beschäftigt war und nicht daran denken konnte nach Weetzow zu kommen. Er fand den nervösen Zustand des Barons ganz natürlich und verschrieb nach wie vor Chloral, das der alte Herr unter keinen Umständen einnahm.

So kam der Monat August. Vor Metz sollten die Entscheidungsschlachten geschlagen werden. Der Alte war einsilbiger geworden wie bisher. Er verfolgte auf einer Karte genau den Vormarsch der deutschen Truppen, aber er sprach nicht darüber; weder zu Fräulein Rutenberg, noch zu dem Oberinspector, den er doch hin und wieder nach Berlin schickte, wenn das Gerücht einer neuen Schlacht nach Weetzow gedrungen war. Er that es für die Leute, wie er sagte, und um die Verlustlisten schneller zu haben.

Mittags kam regelmäßig die Post. Zu dieser Zeit war er stets in seinem Zimmer, um die fast täglich einlaufenden Briefe von Gerd rechtzeitig zu erhalten. Gerd schrieb voll guter Laune und voll frischen Muthes, aber die Züge des Alten waren wie versteinert, wenn er diese Briefe las.

Nachmittags ging er allein spazieren. Regelmäßig den Sandweg nach dem See, den er zuletzt mit Gerd gegangen war. Gewöhnlich noch weiter, bis auf die Landzunge, wo in der Wendenzeit der letzte Verzweiflungskampf gegen die Christen stattgefunden haben sollte. Auf den Ueberresten zweier Wälle, die die Landzunge gegen das Vorland schützten, standen uralte Kiefern und darunter wucherten Wacholder und Ginster. Oben auf dem Wall, auf einer freien Stelle, von der man zwischen den röthlichen Stämmen der Kiefern über die Gipfel der im Schilf am Ufer stehenden Birken und Erlen zu dem blauen See und dem jenseitigen, bewaldeten Ufer sah, hatte der Alte im Rasen einen Platz, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Die Abgeschlossenheit und Stille des Ortes, der sagenhafte Vorgang, in den seine Vorfahren verflochten waren, das leise Rauschen der dunklen grünen Kiefern über sich, das Alles wiegte ihn in Träume besonderer Art. Er fühlte sich los-

gelöst von dem Banne, unter dem er lebte. Sein eigenes Leben, das Leben Gerds schien so fern hinter ihm zu liegen, wie die Gestalt seiner verstorbenen Frau, wie die Gestalt seiner Mutter, und in diese Bilder webte sich die greisenhafte, energische Figur des Wendenpriesters, auch sah er den jungen Priestersohn todt am Wacholder liegen und Gerd dabei. Gerd sah aus, als ob er schliefe, so wie in der letzten Nacht, als er neben seinem Bette stand.

So konnte der Alte stundenlang fortträumen. Sein Hut und sein Stock lagen neben ihm und in der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, den er heimlich, ohne Wissen des Kammerdieners, stets mit sich nahm. Er sah bisweilen lange hinein mit den starren, hellblauen Augen, aber er ließ immer wieder mit dem Ausdruck der Ermüdung und Enttäuschung den Spiegel sinken. Er suchte sehnsuchtsvoll in seinen Blicken „das Ende" zu erspähen — sein eigenes Ende!

Am 16. August war er länger als gewöhnlich draußen auf dem Wall. Es war ein schwüler Nachmittag. Ueber den Feldern lag ein Sonnendunst und im Westen stieg langsam eine graue Wolkenwand auf. Der Wald war still wie ausgestorben, kein Vogel sang und kein Käfer summte. Nur in dem hohen Wacholderstrauch neben dem Alten raschelte eine Maus so leise, als wäre sie müde, und unten in dem Schilf des Sees schwamm langsam eine einsame Wildente, hin und wieder mit einem kurzen, plätschernden Laut untertauchend. Der Alte sah ungewöhnlich feierlich aus. Er stand in seinem engen, verschossenen, grünen Tuchrock an den Stamm einer alten Kiefer gelehnt. Hut und Stock lagen wie gewöhnlich im Grase und seine Hand hielt den kleinen Spiegel. Aber er sah nicht hinein, sondern seine Blicke waren in die Ferne gerichtet, geisterhaft leuchtete es in ihnen auf. Er schien mehr zu sehen als den Wald drüben am Ufer und die graue Wolkenwand. War es die alte Wendenschlacht, die er sah? War es ein neuer Kampf?

Die Luft war erdrückend schwül geworden. Die Natur lechzte nach dem erlösenden Gewitter, aber die Sonne senkte sich gluthroth hinter die grauen Wolken und immer noch athmete der Wald schwer und sehnend. Die Stämme der alten Kiefern erglänzten im rosenfarbenen Lichte und auch in den Locken des Alten spielte ein schimmernder Schein.

Da plötzlich faßte er krampfhaft den Spiegel. Er hielt ihn dicht vor seine Augen und seine hohe Gestalt schreckte zusammen. Ein ganz eigenartiger, freudiger Zug breitete sich über sein Wesen. Er schritt eilend, und als habe er neue, jugendliche Kräfte gewonnen, den Weg nach Hause. Hut und Stock hatte er vergessen, nur den kleinen Spiegel hielt er krampfhaft in der Hand. Einzelne Regentropfen fielen schwer auf seinen Kopf, aber er bemerkte es nicht. Auch den Windstoß, der dem losbrechenden Gewitter vorausging, fühlte er nicht. Erst als die Blitze niederfuhren und als der strömende Regen ihn peitschte, schien er zu dem Bewußtsein des Lebens wieder erwacht zu sein. Da war er aber bei dem Dorfe auch schon angelangt. Unter den alten Linden ging er leidlich geschützt; wenn nur die Leute ihn nicht so

erstaunt betrachten wollten! Woher kam denn der alte Herr, ohne Hut und Stock? Und was hatte er in der Hand? Einen Spiegel? Weßhalb einen Spiegel?

Fräulein Rutenberg stand mit dem Kammerdiener spähend in der Hausthür, als der Alte in den Garten trat. Beide stürzten in das Vestibül, um einen Regenschirm zu holen, aber der Alte war so schnell vorwärts geschritten, daß sie mit ihrer Hülfeleistung zu spät kamen. Fräulein Rutenberg war ganz sprachlos über den „Aufzug" des Alten. Er schüttelte sich den Regen von den Aermeln und lächelte dazu. „Ich bin tüchtig durchweicht," sagte er, „ich muß mich umziehen." Und er ging in sein Zimmer, um die Kleider zu wechseln.

In der Nacht war der Alte eifrig beschäftigt, Papiere zu sortiren. Eine große Anzahl davon verbrannte er in dem Kamine.

Schon früh um sechs Uhr an dem folgenden Morgen ging er in dem Garten auf und nieder. Immer und immer wieder die alte Buchenhecke entlang! Er schien sehr unruhig zu sein, blieb bisweilen stehen und athmete tief auf.

Etwa um acht Uhr wurde der Post-Möves an dem Ausgang der Hecke bei dem Hause sichtbar. Der Alte stand in einiger Entfernung und hob seinen linken Arm, als wollte er ein Zeichen geben. Auf das Zeichen hin hielt Möves einen Brief in die Höhe. In demselben Augenblick aber sah er den alten Herrn vornüber zu Boden stürzen, ganz gerade, ohne die Hände abwehrend zu gebrauchen. Voller Schrecken eilte er auf ihn zu. Regungslos lag der Alte auf dem Boden, mitten in dem Heckengang, mit dem bleichen Gesicht auf dem rothgelben Kieswege. Möves wendete den Körper zur Seite, während Fräulein Rutenberg mit Geberden des Entsetzens von dem Hause her gelaufen kam. Sie hatte den Fall von dem Fenster aus gesehen. Möves nahm dem Alten das schwarze Halstuch ab und fühlte nach seinem Herzen. Alles war still. Es war „das Ende".

In dem expressen Briefe, den der Bote gebracht hatte, theilte mit schonenden Worten ein Beamter des Kriegsministeriums, den der alte Herr um Nachrichten bei besonderen Fällen ersucht hatte, dem Baron mit, daß sein Sohn bei Mars-la-tour geblieben sei.

Einige Tage später erhielt der Neffe des alten Herrn, der mit seinem Regiment auf Paris marschirte, einen Brief des Doctors. Derselbe lautete:

Geehrter Herr Baron!

Ich kehre soeben von Weetzow zurück, wo ich leider nur den in Folge eines Herzschlages stattgefundenen Tod Ihres verehrten Herrn Onkels con-

ſtatiren konnte. Fräulein Rutenberg hatte mich unmittelbar nach dem ſo bedauernswerthen Ereigniß telegraphiſch nach Weetzow gerufen. Die große Aufregung der letzten Zeit hat bei der vorhandenen, unglücklichen körperlichen Dispoſition eine Kataſtrophe herbeigeführt, die nur eine Frage der Zeit war. Ein gütiges Geſchick erſparte dem alten Herrn die erſchütternde Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes. Er ſtarb, als der Poſtbote ihm den Brief übergeben wollte, der die Trauernachricht enthielt. Ich bin in den Lazarethen ſehr beſchäftigt und bitte Sie deshalb, die Kürze meiner Mittheilung gütigſt zu entſchuldigen. Indem ich Sie bitte, geehrter Herr Baron, ſtets über mich verfügen zu wollen, bin ich in Hochachtung und Verehrung Ihr gehorſamſter

Dr. M.

P. S. Darf ich Sie als den Herrn der Weetzower Güter begrüßen? Ich höre, daß die Beſitzungen an Sie, als den älteſten Sohn Ihrer verſtorbenen Frau Mutter, gefallen ſind.

Pietro Siciliani.

(1832—1885.)

Von

Emil Pacully.

— Genf. —

Nach Giordano Brunos und Tommaſo Campanellas Tode, am Anfange des 17. Jahrhunderts, herrſchte in Italien „die philoſophenloſe, die ſchreckliche Zeit“: es war die Zeit, wo das Volk unter dem Joche der Jeſuiten und der Fremdherrſchaft ſeufzte. Wohl hebt ſich eine bedeutende Geſtalt aus dieſem düſteren Bilde hervor: der Neapolitaner Giambattiſta Vico, der den ſo folgenſchweren Kampf zwiſchen Staat und Kirche in ſeinen hiſtoriſchen und pſychologiſchen Wurzeln zu erkennen ſuchte und damit die erſten Keime zur Wiſſenſchaft der Geſellſchaft legte. Doch unbeachtet und vereinſamt unter ſeinen Zeitgenoſſen ſtehend, war dieſer bedeutendſte italieniſche Denker der Neuzeit faſt einem Kometen vergleichbar, der erſcheint und auch ſchon verſchwindet, ohne eine Spur von ſich zu hinterlaſſen . . . .

Erſt kurz vor Anfang unſeres Jahrhunderts begegnen wir einer neuen philoſophiſchen Strömung in Italien. Es war die Sinnesphiloſophie der Franzoſen, welche daſelbſt unter Condillac in Perſon ihren Einzug hielt und die glänzendſten Triumphe feierte. Die Befreiung von dieſem groben Materialismus war, wie überall in Europa, auch hier das Werk der Kantiſchen Philoſophie. Langſam brach ſich dieſelbe Bahn; denn erſt im Jahre 1808, alſo vier Jahre nach dem Tode Kants, erſchien die erſte italieniſche Ueberſetzung ſeiner Schriften. Aber einmal eingeleitet von Romagnoſi und Teſta, welcher letztere die Kantiſche Philoſophie als das „Gefängniß des menſchlichen Geiſtes, gezimmert von dem ſtärkſten Kopfe, den ſeit Ariſtoteles die Sonne erſchaut“, bezeichnete, nahmen die Studien Kants einen raſchen Fortgang. Namentlich war es Galuppi, der die Bedeutung der Kantiſchen Moral ſcharf und voll erkannte und mit ihrer Hilfe den franzöſiſchen Materialismus zum Sinken brachte.

Dennoch vollzog ſich in Italien nicht die wiſſenſchaftliche Revolution, wie ſie von einem tieferen Studium der Kantiſchen Philoſophie zu erwarten war. Das Verſtändniß der Italiener für Kant blieb eben auf das moraliſche Gebiet beſchränkt; in den kritiſchen Geiſt ſeiner Lehren vermochten ſie nicht einzudringen. Allerdings machte Antonio Roſmini das Thema der kritiſchen Philoſophie auch zum Thema ſeiner Studien. Er gab ſich die ernſtlichſte Mühe, der Entſtehung der Erkenntniß nachzuſpüren, und er unterſchied hierbei nicht nur klar zwiſchen Materie und Form, ſondern ſuchte auch ſchon die

Zahl der Kantischen Formen zu beschränken. Doch setzte er an deren Stelle nur die an die Scholastiker erinnernde angeborene, objective Idee des Seins, deren Anschauung in uns ist, und durch die wir die Wahrnehmungen verallgemeinern und zur Erkenntniß erheben.

Damit hatte Rosmini dem Idealismus Eingang verschafft, der, wurzelnd im Geiste der Nation selbst, und begünstigt von den immer mehr um sich greifenden kühnen Systemen eines Schelling und Hegel, in Vincenzo Gioberti seinen Höhepunkt erreichte. Indem dieser die Methode in die unmittelbare Anschauung des Absoluten setzte und die Formeln aufstellte: „das Sein erzeugt die Existenzen", d. h. es ist Substanz und Ursache derselben, „die Existenzen hinwiederum kehren zum Sein zurück", endete er damit, „die Philosophie als die Wissenschaft Gottes und aller mit Gott in Beziehung stehenden Dinge" zu bezeichnen. So war der mittelalterliche Standpunkt wieder heraufbeschworen und die Philosophie zur „Magd der Theologie" herabgewürdigt. Zugleich erhielt sie eine nationale Färbung, denn „Italien, welches das Princip der moralischen Einheit der Welt, d. h. das Papstthum, sein nennt, ist die Mutternation des menschlichen Geschlechts".

Mit diesen Lehren, über deren Naivetät wir uns kaum eines Lächelns erwehren können, nahm Gioberti seiner Zeit alle Gemüther gefangen! Es war eben eine Zeit der Jugend und des Rausches, eine Zeit für Poeten, aber nicht für Denker.

Auch bei Mamiani, der einen gemäßigten Idealismus repräsentirte, blickte die poetische Natur und das nationale Gefühl überall durch. Wie groß auch die praktischen und politischen Verdienste dieser Männer sein, welche Bedeutung sie auch persönlich und durch ihre Philosophie für die Einigung Italiens haben mögen, indem sie dem Volke eine ideale Geistesrichtung gaben, sie befinden sich nicht auf dem Boden der wissenschaftlichen Philosophie. Mag auch ihre theistische Ansicht zum Theil sehr geläutert sein, so suchen sie doch alle das Dasein Gottes zu beweisen und seine Attribute zu bestimmen, und sind also in den Kern der von Kant kritisch begründeten Wahrheit, daß alle unsere Erkenntniß nur auf Erfahrung geht, nicht eingedrungen. Es kann ihnen wohl das Verdienst, durch Annäherung des Glaubens an die Wissenschaft und durch Niederdrückung des groben kirchlichen Despotismus die wissenschaftliche Philosophie vorbereitet zu haben nicht streitig gemacht werden; aber ihre philosophischen Gebäude zerfallen in Stücke. Kein Wunder, wenn sich dieser Richtung gegenüber der Skeptiker Ausonio Franchi mit der Behauptung erhob, Italien besitze überhaupt keine Philosophie und werde auch eher keine besitzen, als bis es auf die philosophisch-religiösen Lehren des Mittelalters verzichte. Während er die Philosophie aus ihrem dogmatischen Schlummer herausriß und dem kritischen Geiste Bahn brach, zeigten die zahlreichen Anhänger Hegels in Italien, namentlich Vera, Spaventa und Fiorentino, daß eine nationale Philosophie eine Thorheit sei und daß die Lebensfähigkeit der italienischen Philosophie von der Annäherung an die gesammte europäische Geistesrichtung abhänge, eine Wahrheit, zu deren Verwirklichung namentlich das allenthalben in Europa wachsende Interesse für Naturwissenschaften führte.

Die italienische Philosophie von heute zeigt ein vielbewegtes, gestaltenreiches Bild, dem die Spuren der vorangegangenen Zeit auf's lebhafteste eingeprägt sind. Da sind zunächst die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik, die kühn, wie nur je, ihr Haupt erheben. Ihnen zur Seite gesellen sich, nur geringe Unterschiede aufweisend, die Anhänger der Gioberti'schen Philosophie. Andere gehören der neuplatonischen Philosophie an, oder repräsentiren einen gemäßigten Idealismus oder erklären sich für Fortsetzer und Verbesserer der Hegel'schen Philosophie. Außerdem hat sich der Einfluß der positivistischen, mechanischen Richtung geltend gemacht. Noch sei erwähnt, daß es namentlich in der neuesten Zeit an eingehenden Studien über Kant nicht gefehlt hat.

Daß der Einfluß der Naturwissenschaften und die Kantische, kritische Philosophie, deren europäischen Werth ja die Geschichte bestätigt hat, allein vermögend seien, der

italienischen Philosophie eine moderne Geistesrichtung zu geben, d. h. sie unabhängig von der Theologie, wie von jedem falschen nationalen Gepräge zu machen, das ist der Gedanke, zu welchem die Geschichte selbst zu führen scheint: in diesem Sinne erkannte die Aufgabe seiner Zeit und strebte ihr sein Leben lang unermüdlich nach Pietro Siciliani. Inwieweit gerade seine Persönlichkeit zur Lösung derselben geeignet war und inwieweit er sie thatsächlich gelöst hat, mag die Darstellung seines Lebens und seiner Lehren zeigen.

Am 19. September 1832 wurde Pietro Siciliani zu Galatina in Lecce geboren, und eben da, unter dem herrlichen Himmel Süditaliens (dem klassischen Lande der Philosophen), der Heimat Giordano Brunos, Tommaso Campanellas, Giambattista Vicos verlebte er die Tage seiner Jugend. In Neapel und Pisa lag er den medicinischen Studien ob, doch übte er nach bestandenem Examen den Beruf des Arztes nicht aus, da ihn Natur und Neigung zur Philosophie hinzogen. Was seine amtliche Stellung betrifft, so wurde er zunächst als Lehrer der theoretischen und Moral-Philosophie an das königliche Liceum Dante in Florenz berufen; danach bekleidete er eine außerordentliche Professur der Anthropologie und theoretischen Philosophie zu Bologna, woselbst er im Jahre 1867 „auf Grund hervorragender Berühmtheit" zum ordentlichen Professor ernannt wurde und bis zu seinem Tode blieb.

Den hervorstechenden Zug seines Lebens bildete wohl seine natürliche, echt wissenschaftliche, Sokratische Bescheidenheit, die sich in geeigneten Augenblicken sehr glücklich mit einer feinen, schneidenden Ironie zu verbinden wußte. Aber seine lebhafte Kritik galt stets nur den Ideen und Principien, niemals den Personen. Das Kantische Wort: „Laßt Euren Gegner nur Vernunft zeigen und bekämpft ihn nur mit Waffen der Vernunft", welches zumal in Italien und auch bei Philosophen, d. h. Männern, welche die Wahrheit zu lieben vorgeben, noch immer nicht siegreich durchdringen will, war in ihm verkörpert und vergeistigt. Wie er die Geschichte der Philosophie gern einem Drama verglich, in welchem der Gedanke zugleich Schauspieler und Zuschauer ist, einem Drama sui generis, in welchem den Knoten zu lösen die Gottheit nicht von oben herabsteigt, sondern von unten heraufdringt, hervorquellend aus dem Innersten des Gedankens, aus der Tiefe der Geschichte, der Forschung und des menschlichen Lebens, so, sage ich, galt ihm auch die Geschichte des Philosophen, wie des lernenden und strebenden Menschen überhaupt für ein großes Drama, in welchem die Vernunft unaufhörlich mit der Vernunft im Streite liegt. Daher ergriff er den Sokratischen Gedanken von der gemeinsamen Erzeugung des Denkens mit so tiefem Verständniß und führte ihn praktisch, im Hörsaal, wie in öffentlichen, von ihm in's Leben gerufenen, pädagogischen Conferenzen auf's Wirksamste durch; daher sein Wahlspruch: „Freier Gedanke in freier Schule"; daher er mit Montaigne dachte: „Wenn mir Jemand widerspricht, so erweckt er meine Aufmerksamkeit und nicht meinen Zorn; ich wende mich dem zu, der mich belehrt."

Wie diese Einheit im Fortschritt, dieses Ringen nach dem Lichte der Wahrheit seine gesammte Art zu denken bezeichnete, davon geben seine hinterlassenen Schriften den schönsten Beweis. So weht schon aus seinen jugendlichen pädagogischen Werken der Geist einer neuen Periode, welche der italienischen Erziehungslehre vergönnt sein sollte: das Princip der Autodidaktik und der Begriff der Persönlichkeit, welche nachmals für seine Theorie der Erziehung grundlegend wurden, finden sich schon dort als fruchtbarer Keim; ja es ist geradezu ergreifend, zu sehen, mit welcher Gluth er schon damals den Gedanken einer Umgestaltung der Pädagogik aus wissenschaftlichen, namentlich psychologisch-ethischen Principien erfaßte, und wie er eine kritische Geschichte der Pädagogik für ein erstes, unausbleibliches Erforderniß dazu hielt, ein Erforderniß, das er später aus eigenen Kräften, ohne fremde Beihülfe, erfüllt hat.

Ueberall, im Leben, wie im Denken, galt ihm vernunftgemäße Entwickelung als das bestimmende Princip, und der Begriff der Evolution, die er als die Mutteridee

des Jahrhunderts bezeichnete, durchzog seine gesammte Philosophie. Mit einer außerordentlichen synthetischen Kraft begabt, wie sie nur den höchsten Geistern eigen zu sein pflegt, wußte er dieses Princip für die Wissenschaften des „Lebens" und der „Psyche", wie für die der Gesellschaft, der Moral und der Erziehung fruchtbar zu machen, ohne daß er sich von demselben zu irgendwelchen metaphysischen Abirrungen verleiten ließ. Davor bewahrte ihn sein bescheidener, nur auf das Gewisse und Wahre gerichteter „Sinn des Maßes", der überall das Gold von nur glänzendem Metalle zu scheiden wußte.

Die Geschichte galt ihm als der erste Probirstein zur Beurtheilung einer Lehre; daher begann er seine grundlegenden Werke stets mit einer geschichtlichen Darstellung der vorhergehenden Verfasser gleichen Gebietes: Nur indem wir die historische Entwickelung kennen und kritisch beurtheilen, vermögen wir uns vor allzu neuen Neuheiten zu hüten, und andererseits wird sich uns da, wo in geschichtlichen Auf- und Niedergange, inmitten des Conflicts eine Theorie beständig, hartnäckig wiederkehrt, selbst im Irrthume ein frischer Hauch von Wahrheit offenbaren. Es ist die Leibnitz'sche „große Art zu denken", der wir hier begegnen, jene umfassende Art zu denken, die neben Leibnitz namentlich Vico, und in der neuesten Zeit Comte und Spencer ausgezeichnet hat, und in der That fühlte sich Siciliani besonders zu diesen Männer hingezogen. Mit Leibnitz theilte er nicht nur den Grundgedanken der Continuität, nicht nur die gewaltige, synthetische Kraft, sondern auch dessen Art von Eklektismus. Nur im Leibnitz'schen Sinne durfte man Siciliani einen Eklektiker nennen, denn wie dieser eignete er sich stets nur das an, was seiner Natur gemäß war; während sich der Eklektiker widerspricht, war in ihm alles Einheit; er wußte, um mit Raphael zu reden, ein Schüler aller und Meister seiner selbst zu sein.

Seine Kenntniß der italienischen, französischen, englischen und deutschen Philosophie war gradezu erstaunlich. Wie er aber mit der historischen und synthetischen Gabe den echt kritischen Geist verband, so war es neben Leibnitz und Vico namentlich die erhabene Gestalt Kants „des Wunderthäters", wie er ihn nannte, die seinen Sinn gefangen hielt und auf den er in seinen Schriften, Vorlesungen und Unterhaltungen mit Vorliebe zu sprechen kam. Daneben hatte er die deutschen Neu-Kantianer eingehend studirt, und in seiner Philosophie, welche er als „kritischen Positivismus" bezeichnete, nahm er vornehmlich zwischen den Positivisten Englands und den Kriticisten Deutschlands seinen Weg.

Dem Kampfgewühl streitender Parteien, welche nur zur Herabwürdigung der Philosophie führen konnte, haben alle Identitätsversuche bisher vergeblich ein Ende zu setzen gesucht, vergeblich, weil sie stets eine systematische Einheit im Auge hatten und den Begriff der Entwickelung, sofern sie ihn dabei anwandten, in metaphysischem Sinne geltend machten. Der kritische Positivismus Sicilianis will daher besser als ein System, vielmehr eine Methode sein, eine Art zu untersuchen, zu studiren, zu forschen; wenn auch der menschliche Geist der metaphysischen Speculation nie entsagen wird, so darf dieselbe doch nicht für mehr gelten, als sie ist, d. h. als Hypothese.

Die Systeme des Spiritualismus und Materialismus sind, weil beide dogmatisch, unversöhnbar. Gedanke und Bewegung sind unzertrennlich, aber weder der Gedanke läßt sich auf Bewegung noch die Bewegung auf den Gedanken zurückführen. Auf dem Gebiete der Methode jedoch ist die ersehnte Vereinigung möglich, nothwendig, ja unvermeidlich geboten durch die fortschreitende Bildung der Wissenschaften; der Theilung der Arbeit muß eine Vereinigung der Arbeit folgen, und eben darin besteht ja eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, daß sie in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaft der Wissenschaften" die Erfahrungsthatsachen begründe und vollende, die Gesetze derselben aufspüre, ihre wichtigsten Ergebnisse der Kritik unterwerfe und sie zur Einheit des Princips erhebe.

Die Grundwissenschaft der Philosophie ist darum die Psychologie, sie ist die Wissenschaft, in welcher die Gesetze und Principien der Gesellschaft und der Geschichte

der Kunst und der Religion, der Mythologie und der Philologie, wie jeder Art moralischer und juridischer Wissenschaften Wurzel fassen. Hier ist die wissenschaftliche Philosophie, welche auf dem Boden des „phänomenischen Realismus" fußt und die „Relativität des Wissens" zum Princip erhebt, namentlich von den englischen Positivisten auf der einen und von den deutschen Neukantianern auf der andern Seite vertreten, deren gegenseitige Annäherung von der Geschichte selbst bestätigt wird. Die individuelle Angeborenheit der rein subjectiven und die erbliche Angeborenheit der rein objectiven Richtung sind bereits historisch gerichtet, indem der eine Weg zum reinen Idealismus, der zweite zum reinen Materialismus geführt hat. Die dritte, subjectiv-objective Richtung, welche den psychologischen Werth sowohl im Individuum, als in der Rasse, in dem geschichtlichen Entwickelungsgange anerkennt, ist die allein wissenschaftliche. „Wenn der Innatismus eine unleugbare Thatsache ist, so daß es nach den Beweisführungen Spencers und anderer moderner Forscher Niemandem mehr erlaubt sein wird, von einer tavola rasa zu sprechen, so ist doch der erblichen Kraft nicht alles einzuräumen, indem man sie gleichsam zu einer erzeugenden Kraft macht, wie die englischen Philosophen möchten, noch alles dem Individuum und der psychischen, individuellen Beschaffenheit, wie die orthodoxen Anhänger des Kantismus behaupten. In der Species, in der Rasse ist die psychische Uebertragung nur darum möglich, weil sie vor Allem in der psychischen, individuellen Beschaffenheit möglich gemacht worden ist. Wer sieht nicht, daß auf diese Weise der alte Sensismus und der orthodoxe Kantismus überwunden und zugleich der erbliche Innatismus Spencers verbessert wird?" Die Angeborenheit kann nicht allein mit Hülfe des äußeren, des Gesetzes der Anpassung, wie Spencer behaupten möchte, erklärt werden; man muß vielmehr einen Keim persönlicher Unabhängigkeit, den „persönlichen Factor" Wundts anerkennen, und hier stimmen ihrerseits Lucas und Littré überein, wenn sie von „individualer Angeborenheit" und einem „ursprünglichen Factor" reden. Dieses Zugeständniß müssen die neueren Positivisten machen, wofern sie nicht für dogmatische Metaphysiker gelten wollen.

Wollte man übrigens annehmen, daß die Frage betreffs des „Noumenon" jegliche Versöhnung zwischen dem wohlverstandenen Kriticismus und dem wohlverstandenen Positivismus ausschließe, so bedenke man nur, daß ja Spencer ein „Unendliches, Unerkennbares" eingeräumt habe; ja er hat sogar die Bestimmung desselben nicht völlig vermieden, sodaß er sich einer Art von Pantheismus nicht ganz hat entziehen können. Die Relativität des Wissens erfordert jedenfalls, daß wir einen Grenzbegriff annehmen, das was Kant „Ding an sich" genannt hat, von dem wir aber nichts auszusagen vermögen. Uebrigens sollte es eine nicht der geringsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts sein, gewisse Fragen, die doch nur auf Hypothesen hinauslaufen können, offen zu lassen und damit der metaphysischen Speculation gegenüber neutrale Stellung einzunehmen; nur freilich muß diese Neutralität „Neutralität in Waffen" sein, um jeden, der sich über die von der Vernunft selbst gesetzten Grenzen hinauswagt, in sein Gebiet zurückzuweisen.

Von diesem seinem Standpunkte in medias res aus hat der Philosoph zunächst die Basen zur Neubegründung der Psychologie gelegt: indem er die Einseitigkeit der rein psychologischen, wie der rein physiologischen Methode nachweist, zeigt er zugleich die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Durchdringung der subjectiven und objectiven Forschung, welche nach Verbesserung und Verneinung der erwähnten Methoden an deren Stelle zu treten haben. Indem, auf dieser Grundlage, die Psyche weder „als fertiger Gedanke", noch als „bloße Receptivität" aufgefaßt, sondern als etwas Werdendes, Entstehendes studirt wird, wird die statische Psychologie mit Hülfe der comparativen Methode in eine dynamische, genetische verwandelt; die Wissenschaft der psychischen Thatsachen wird „Psychogenie".

Die Wissenschaft des „Lebens" und der „Psyche" sind unzertrennlich; wie die

Physiologie, im weitesten Sinne genommen, Biologie, d. i. Wissenschaft aller der Herrschaft der Evolution unterworfenen Formen des Lebens geworden ist, so muß in ähnlicher Weise die Psychologie Wissenschaft der Psyche werden, wie diese sich durch die zoologische Reihe hindurch, parallel mit der morphologischen Entwickelung, erzeugt. Wenn schon Herbert Spencers Theorien zufolge Biologie und Psychologie pari passu fortschreiten mußten, so hat doch der englische Philosoph in seiner Auseinandersetzung die eine der andern folgen lassen, und man vermißt auch bei ihm jene Totalität sui generis, auf die sein tief speculatives Genie überall hinzielt.

Dem großen Gesetz der Continuität folgend, muß die Psychogenie zunächst die zoopsychischen Thatsachen berücksichtigen, die sich, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, kaum genugsam bemerkt, so zahlreich angesammelt haben, nur daß auch hier inmitten dieser kostbaren Einzelheiten der belebende Hauch einer Synthesis fehlt, der sie zur Einheit zu erheben und ihnen die rationelle Form aufzuprägen weiß. Diesem Bedürfniß aber wird man nicht eher gerecht werden können, als bis man zugleich ein zweites Erforderniß erfüllt, nämlich die morphologischen Gesetze der Homologie und Analogie in das psychische Gebiet überträgt.

Das Gesetz der Homologie erfordert „Identität in der Differenz", das der Analogie „Aehnlichkeit in der Verschiedenheit". Die Homologie, welche den morphologischen oder psychischen Typus bewahrt, ist, um mit Goethe zu reden, eine centripetale Kraft, während die Analogie, welche die Abänderungen unter dem Einflusse äußerer Bedingungen hervorbringt, eine centrifugale Kraft ist.

Spencer, der die typischen Gruppen und Untergruppen von morphologischer Natur aufgestellt hat, hat gleichwohl keine Anordnung der verschiedenen Gruppen der Thiere und Menschen unter dem psychischen Gesichtspunkte unternommen; eine solche zoopsychologische Klasseneintheilung nach dem angegebenen Verfahren aber ist unentbehrlich für die endgültige Gestaltung der Psychogenie als Wissenschaft.

Indem so die Psychologie eine wesentlich comparative Form annimmt und sich der genetischen Methode bedient, hört sie auf eine beschreibende, formale Wissenschaft zu sein, so und nur so wird sie uns eine wirkliche „Naturgeschichte der Psyche" geben können. Damit sind zugleich die Basen zur Neubegründung der Sociologie gegeben, als einer Wissenschaft, welche auf den Gesetzen des psychologischen und geschichtlichen Entwickelungsganges beruht und welche darum, der dargelegten Methode folgend, in ähnlicher Weise eine Sociogenie werden kann und muß. Die Wissenschaft des „Lebens", der „Psyche" und der „Gesellschaft" wachsen aus einem Sproß; es sind drei natürliche parallele Schöpfungen, die sich gegenseitig fordern, und alle zusammen stellen sich dar als der Triumph der natürlichen Evolution; aber wie sehr sie auch mit einander verknüpft sind, wie sehr auch dieselben Gesetze in Biologie, wie in Sociologie herrschen, ihre Unterschiede sind unverkennbar, und der Hauptgrund davon liegt darin, daß die Elemente des individualen Organismus dem Ganzen untergeordnet, die des socialen dem Ganzen nebengeordnet sind.

Daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei und nach Art eines Organismus wachse und sich entwickele, daß die Sociologie ein Ganzes mit der Naturgeschichte bliben müsse, das war der fruchtbare, wahrhaft neue Gedanke Auguste Comtes gewesen, den Spencers Geist großartig umzugestalten und gleichsam zu einem vollkommenen System zu erheben wußte. Aber Comte wollte die Wissenschaft der Gesellschaft vollkommen auf Biologie begründen, und auch Herbert Spencer betrachtet den socialen Organismus nur zu sehr durch die Brille des Biologen und Mechanisten; von der Idee der Continuität so lebhaft ergriffen, daß er nicht selten einem Philosophen der Schelling'schen Schule gleicht, sieht er zumeist nur die analogen und nicht die homologen Beziehungen, d. h. solche, welche die Unterschiede fordern (wenngleich er sich durch Annahme des „Unerkennbaren" und durch den Werth, welchen er dem Individuum beilegt, glücklich widerspricht).

Siciliani seinerseits hält dafür, daß die Bildung der thierischen Gesellschaft nicht ganz unbewußt und völlig instinctmäßig, das Entstehen und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aber nicht durchaus bewußt und überlegt vor sich gehen. Es ist demnach die Aufgabe der modernen Sociologie, als der „Scienza nuova" des Jahrhunderts, durch das Studium der wirklichen Entstehung der gesellschaftlichen Formen, mit Hülfe der genetischen Methode, zu erkennen, welchen Theil an diesem Werke die Natur, die unbewußte Thätigkeit und des Doppelgesetz der natürlichen Zuchtwahl und Vererbung, und welchen ihrerseits Vernunft, Ueberlegung und Freiheit haben, bis zu welchem Punkte also der denkwürdige Ausspruch Vicos wahr sein möge, „daß die menschliche Willkür, von der vulgären Weisheit (common sense) geregelt, der Baumeister der Welt, der Nationen sei".

Wir treten damit an der gewaltigen Fragen gewaltigste heran, an die Frage nach der moralischen Freiheit als Bedingung und Quelle der Freiheit überhaupt und als sicherste Grundlage jeder politischen und socialen Einrichtung. Im Ganzen nimmt der Philosoph hier die Richtung auf die Kantische Moral, nur daß er zugleich dem Princip der Evolution auch hier das ihm zukommende Recht läßt. Indem er den intelligiblen Charakter des handelnden Subjects und damit den rein formalen, den Verstand determinirenden Willen und das Sittengesetz als kategorischen Imperativ, weil mysteriös und nicht intelligibel, verwirft, behält er vor Allem den Kantischen Gedanken, daß wir unter der Idee der Freiheit, welche nach Siciliani zur treibenden Kraft, zur „leitenden Idee" wird, handeln können, und er zeigt ferner, daß der Wille nicht zwar autonom ist, aber, von der Vernunft motivirt, autonom wird. Das wahre Princip ist auch hier in dem gegenseitigen Durchdringen der beiden psychologischen Functionen, deren eine centripetal, die andere centrifugal ist: Sinn und Vorstellungskraft, welche Verstand, Instinct und Trieb, welche Gemüthsbewegung, Leidenschaft, Willensäußerung werden. Der Verstand, die Bewußtseinsthätigkeit halten die Idee fest, klären und erwärmen gleichsam dieselbe, die ihrerseits nicht ohne Hülfe eines Gefühls zur treibenden Kraft werden kann, und beide zusammengenommen gelangen zur Willensfreiheit, zum Vernunftwillen. So erhebt sich das Individuum zur Würde der Person, das Bewußtsein wird Selbstbewußtsein; das Selbstbewußtsein aber, hauptsächlich unter dem sittlichen Gesichtspunkte, ist eine durchaus persönliche Schöpfung, welche die verhängnißvolle Kette der Vererbung brechen kann. Dadurch unterscheidet sich der Mensch, wiewohl nach Naturgesetzen aus der Thierwelt hervorgehend, gleichwohl typisch von ihr; die natürliche Evolution hört in der menschlichen Sphäre nicht auf, aber sie muß einen wesentlich zwecksetzenden Werth annehmen. Ein gemeinsames Vernunftziel ist es, welches wir erstreben und zu dessen Erreichung der Staat freilich nur ein Mittel ist, weil ohne freie Entwickelung der Individuen, wie Wilhelm von Humboldt endgültig für alle Zeiten erwiesen hat, dasselbe nicht denkbar ist; aber er ist auch ein nothwendiges Mittel, da in dem wechselseitigen Wirken der Individualitäten die Bedingung ihrer Entwicklung liegt. So widerspruchsvoll auch der Charakter unsrer Zeit ist, wir fühlen dennoch inmitten der socialen Uebel dieses Ideal, welches uns erwärmt und erleuchtet, das Ideal des Rechts und der Gerechtigkeit.

Wir alle, die wir Augen im Gesicht und Herz in der Brust haben, wir erkennen und empfinden täglich mehr die Existenz einer socialen Frage in ihrer ganzen Wirklichkeit und Furchtbarkeit, „der Frage der Jahrhunderte und des Jahrhunderts", und zugleich die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen, auf dem Wege der Vernunft zu erreichenden Revolution. Nationalökonomie und Pädagogik sind die beiden wesentlichen reformatorischen Werkzeuge; beide Wissenschaften müssen gleichen Schrittes fortschreiten, aber das ökonomische Mittel ist nur ein äußeres, das moralische, pädagogische ist das innere, wahrhaft wirkungsvolle.

Wie Siciliani die Pädagogik, insofern sie eine wesentlich zwecksetzende Kunst ist, als den goldenen Zweig der Lehre des kritischen Evolutionismus bezeichnete, so bildete

seine pädagogische Wirksamkeit auch die höchste Blüthe seiner eigenen psychischen, geistigen Evolution. Geistige und sittliche Wiedererzeugung der Menschheit und der Nation mittelst der Wiedergeburt des Individuums, Erneuerung des socialen Organismus mittelst Wiederherstellung der socialen Monade, das war das große Ziel, auf das er, mit unglaublichem Aufwand geistiger Kraft und Energie, im Kampf mit der Dummheit und dem Aberglauben, überall und immer hinstrebte, und das er, wenn Thatsachen Wahrheit sprechen, nach höchster Möglichkeit erreicht hat.

Zwei Fragen sind es, die sich in der Pädagogik als die größten und wichtigsten Probleme darstellen; die Frage, welche die Natur der Willenskraft, und die, welche das Ziel der Erziehung betrifft.

Wenn der Mensch, wie wir gesehen haben, die ihm eigenste Eigenheit besitzt, frei zu werden, wenn sein Wille, von der Vernunft geleitet, sich autonom machen kann und wenn sein moralischer Charakter „etwas ist, das sich entwickelt", so folgt daraus einerseits die Möglichkeit einer Vervollkommnung und damit die Möglichkeit und höchste Nothwendigkeit einer Erziehung in den von der Vernunft gesetzten Schranken: und andererseits ergiebt sich, daß die Kunst der Erziehung hauptsächlich darin besteht, eine Reihe von Mitteln wirksam zu machen, um den Charakter wachsen, den „persönlichen Factor" frei hervorquellen zu lassen. Die Gefühle zu mäßigen, die Bewegungen und Leidenschaften zum Guten zu lenken, gleichsam eine zweite Natur kraft der autonomen Natur der Vernünft zu schaffen, mit einem Worte, den moralischen Charakter zu bilden, das ist das nächste, unmittelbare Ziel der Erziehung, und dieses Ziel darf der Staat, welcher als ein juridischer und ethischer Organismus sich nicht nur nach Art jedes anderen Organismus erhalten, sondern, wie Kant sagt, den Ideen der Menschheit und ihrer inneren Bestimmung gemäß fortschreiten muß: dieses unser gemeinsames Ziel darf und muß der Staat kraft des Unterrichts und der Schule jedem einzelnen auferlegen. Das entferntere Ziel dagegen, welches wir davon unterscheiden müssen, nämlich dasjenige, welches mit dem des Lebens zusammenfällt und das keine Wissenschaft feststellen, darum kein König, kein Staat, keine Kirche, kein Vater dem einzelnen vorschreiben darf, dieses muß als Frucht der Autodidaktik aus dem Bewußtsein des Individuums hervorquellen: die Erziehung muß den Menschen nur befähigen, Priester und König seiner selbst zu werden, damit er dieses sein eigenstes Ziel zu erkennen und zu erringen vermöge.

Der Begriff der Persönlichkeit, der Schlüssel der moralischen und juridischen Wissenschaften, ist zugleich der Grundstein der Pädagogik. Man sage auch nicht, daß das Kind noch keine Person sei; es besitzt alle Anlagen des menschlichen Wesens und kraft der Vererbung alle Elemente des historischen, menschlichen Seins. Darum ist sein Wesen heilig und unverletzlich; und man darf diese seine potentiale Persönlichkeit, kraft deren es sich unter den vorhandenen Bedingungen zur Würde des Menschen erheben kann und muß, nicht im Keime erdrücken. Eine wichtige Folge davon ist, daß die Schule außer der Wissenschaft selbst nur eine allgemeine natürliche Moral lehren darf; die Religion dagegen muß frei wachsen in dem Bewußtsein des Kindes. Niemand, weder die Kirche, noch die Familie, haben das Recht, kraft des Compelle entrare dem Kinde religiöse Dogmen einzutrichtern, weil sie damit ein anderes höchstes Recht, welches im Kinde ist, das der freien Entwickelung, zu nichte machen. Eben darum, weil die Schule antisystematisch sein soll, muß sie auch weltlichen Charakter haben; dem Staat allein, der gleich der Wissenschaft neutral ist, kommt, in den oben angegebenen Grenzen, das Recht der Ueberwachung des Unterrichts zu.

Was die Vernunft uns dictirt, das sind wir gezwungen anzunehmen, was die Wissenschaft als sicher festgestellt hat, das allein dürfen wir dem Kinde lehren. Nur da, wo man auf geistig entwickelte Menschen einwirkt, namentlich auf den Universitäten, muß Gedanken- und Redefreiheit unbeschränkt sein, „ja ich wollte," sagte Siciliani, „daß auf den Universitäten alle religiösen Confessionen ausnahmslos und mit unum-

schränkter Freiheit vertreten seien, weil alle das gleiche Recht zur Propaganda- und Proselytenmacherei haben."

Also Lehr- und Lernfreiheit, aber soweit sie sich mit der Vernunftfreiheit verträgt! Darum muß auch der elementare Unterricht obligatorisch sein und dann in aufsteigender Reihenfolge mehr und mehr facultativ werden; es giebt keine Ignoranzfreiheit, wie sich Siciliani treffend ausdrückt.

Dies sind in großen Zügen die Grundgedanken der Erziehungsreformen Sicilianis. Frucht der Studien, welche den Menschen als Individuum und in der Gruppe zum Gegenstand nehmen, namentlich der Biologie und Psychologie von der einen, der Moral und Rechtswissenschaft von der anderen Seite, hat er ihnen zugleich ein eigenes, wissenschaftliches Gepräge zu geben vermocht, indem er sie zur Einheit der Synthesis brachte.

Wie sehr er übrigens in seinen Erziehungslehren auf Kant zurückgeht, ist unverkennbar, auch hat er selbst Kant als den Neubegründer der Pädagogik und als seinen Führer bezeichnet; aber in Italien der Erste gewesen zu sein, der diese Ideen wirksam gemacht, für sie vom Katheder wie in den Schriften, in der Theorie wie in der Praxis mit glühendem heiligem Eifer gekämpft, unsäglich gekämpft, und sie endlich zur Einheit des Princips erhoben hat, das wird seinen unvergänglichen Ruhm ausmachen. Auch war es ihm noch beschieden, kraft seiner einzig dastehenden praktischen Wirksamkeit, zu sehen, wie seine Lehren tiefer und tiefer in's Herz des Volkes eindrangen, und, ungeachtet der Gegenanstrengungen der orthodoxen Geister, darin bleibend Wurzel faßten. Es war ihm gelungen, in Bologna ein pädagogisches Centrum zu gründen, dessen Ruf in ganz Italien bekannt war. Eine zahlreiche Zuhörerschaft beiderlei Geschlechts nahm an seinen Vorlesungen Theil, und von weit her sandten die Provinzen auf Gemeindekosten ihre Lehrer, denselben beizuwohnen.

So liegt denn die Philosophie und das Leben dieses Mannes, wie sie sich wechselseitig wiederspiegeln, klar vor uns: wie die richtig verstandene Evolution sein philosophisches Princip ausmachte, so war auch seine Natur aufnehmend und zurückweisend, plastisch und spontan, d. h. sich bildend im Kampfe mit sich selbst und der Umgebung, d. h. sich wahrhaft entwickelnd. Universal und doch durchaus individual, international und doch durchaus national, centrifugal und centripetal, nach außen und nach innen gerichtet, wurzelnd in einem gesunden Gefühle der Wirklichkeit, in dem realen Fortschritte der Gesellschaft und zugleich in dem Opfer für Vaterland und Menschheit, in den höchsten Idealen unserer Gattung, vor Allem in der Tugend als Preis ihrer selbst, so war er, so wollte er sein, und so war auch seine Philosophie.

Wollte ich diesen seinen Charakter und sein philosophisches Wirken mit einem Worte bezeichnen, so würde ich auf ihn im höchsten Sinne das Schiller'sche Wort anwenden, daß er stets „aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen" strebte. Darum hielt sich seine Philosophie von jeder krankhaften metaphysischen Ausschweifung fern und wußte überall die glückliche Mitte zu treffen; darum war sie ihrem Charakter nach weder materialistisch, noch spiritualistisch, weder positivistisch noch orthodox, weder rein individualistisch, noch rein universalistisch, weder pessimistisch, noch rein optimistisch. Sie war ein Optimismus, aber ein männlicher Optimismus, der beseelt von dem „Glauben an die heiligen Rechte der Menschheit" auch im Chaos einen Schimmer des Lichtes entdeckt und, sich durch jenes hindurchkämpfend, diesem entgegeneilt und entgegenleitet. So ist denn auch die endliche Wirkung, die seine Lehren und seine Erscheinung in uns zurücklassen, eine allgemein erhebende; wir erkennen daraus, daß die Menschheit und die Völker ihren großen Zielen näher treten.

Die Wiedergeburt Italiens ist eine Thatsache, daß die Wiedergeburt der Italiener eine zweite wird, hier fühlen wir es. Wer wollte angesichts dieser geistigen Höhe die italienische Nation noch ein „bloßes Volk von Musikanten" nennen, wer wollte ihm

noch Aufnahme in die höchst civilisirten Staaten verweigern? Wohl finden sich hier noch viel Aberglauben und Dummheit beisammen, wohl sind es gewaltige Probleme, die namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik noch ihrer Lösung harren. Aber denken wir auch nur daran, daß die kirchliche Gewaltherrschaft nirgends mehr als in Italien lange Zeit jede freie Entwickelung ertödtet hat und noch zu ertödten sucht, indem sie sich namentlich der Schulen bemächtigte und hier die Vernunft im Keime erdrückte. Wenn nun die Quellen einer heilsamen Umgestaltung der Verhältnisse vor Allem in einer wohlgeordneten, vernünftigen Erziehung liegen, so müssen wir erkennen, daß, wo einmal das belebende, fruchtbar und weithin wirkende Wort gesprochen und die Richtung klar gewiesen ward, damit auch schon die alten und kalten Formen erstorben sind. Nicht mehr auf den lombardischen Feldern, sondern namentlich auf dem Felde der Schule werden die Italiener für Freiheit und Vernunft zu streiten fortfahren.

Ein Lehrer, der Sicilianis Vorlesungen mit Begeisterung gefolgt war, sagte mir: „Italien fehlt nichts als 50 Sicilianis"; aber die 50 000 Lehrer selbst werden die Kämpfer sein, die seine Bahnen weitergehen und seine Ideen den Zielen entgegenführen. Das ist die ethische Lösung dieses seines dramatischen Denkens und Lebens, daß nach dem Fallen des Vorhanges des letzteren die Zuschauer geläutert und gekräftigt zu edlen Zwecken hervorgehen



Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der Renaissance in Frankreich von Wilhelm Lübke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 163 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner u. Seubert (Paul Neff).

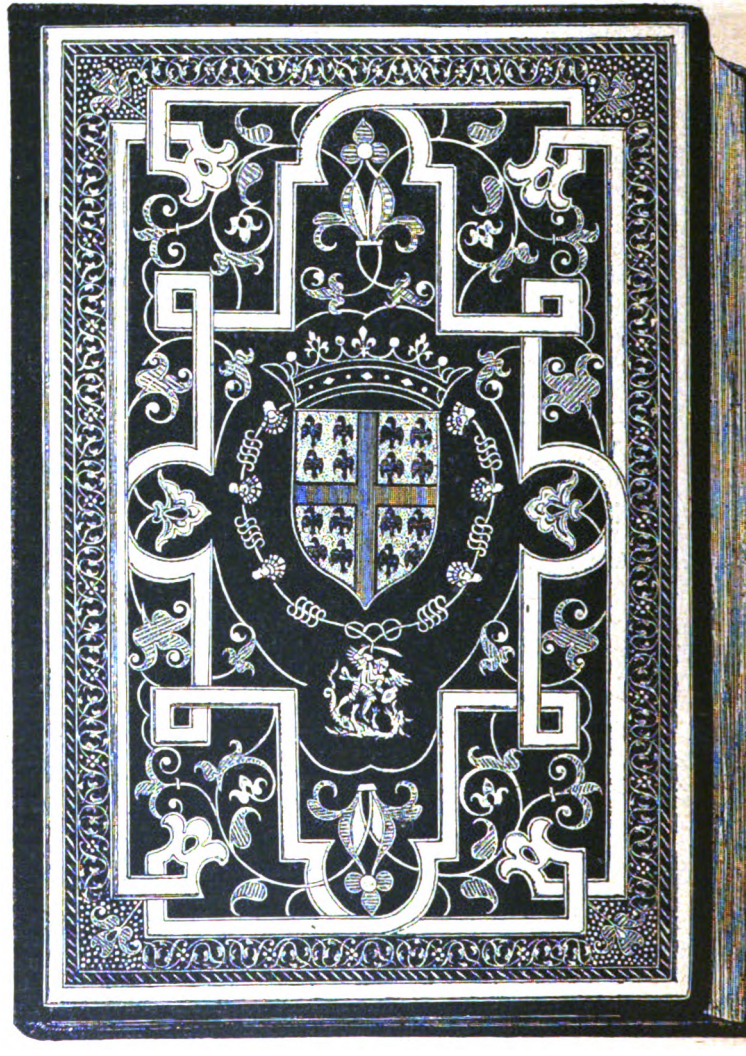


Das uns in zweiter Auflage vorliegende Werk des berühmten Kunstforschers, welches den dritten Band der Geschichte der neueren Baukunst von Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke und Cornelius Gurlitt bildet, schließt sich seinen anderen zahlreichen Arbeiten an Gediegenheit des Inhaltes, Reichthum und Geschmack der Ausstattung in würdigster Weise an und hält sich an Umfang, vermöge seines engeren Rahmens, in denjenigen Grenzen, welche vielen Kunstfreunden willkommen sein und sie zum Lesen des interessanten Buches einladen dürften.

Daß Lübke an Klarheit des Stils, Feinheit und Eleganz der Sprache zu den besten Kunstschriftstellern Deutschlands zählt, hat er durch seine zahlreichen bahnbrechenden Arbeiten längst bewiesen. Indem er nach langen, durch wiederholte Reisen in Frankreich vervollständigten Studien dem Leserkreise diesen Band in wesentlich bereicherter Ausgabe überreicht, hat er gleichzeitig die internationale Seite seiner Aufgabe gebührend gewürdigt, und während er in erster Linie für den deutschen Leserkreis schrieb, doch wohl erwarten dürfen, daß auch jenseits der Vogesen dem Erscheinen dieses Werkes die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und die verdiente Auszeichnung einer Uebersetzung zu Theil werden möge. Diese Erwartung wäre um so berechtigter, als der Name des Verfassers auch bei den Franzosen einen guten Klang hat, und soeben die letzte Auflage von Lübkes Grundriß der Kunstgeschichte in einer französischen Uebersetzung von Koëlla erscheint. Wir dürfen danach hoffen, daß die Franzosen auch von diesem Buche Notiz nehmen werden, welches einen Abschnitt aus der Kunstgeschichte ihres Landes in einer

ihnen ſo ſympathiſchen Weiſe, vor Allem aber in einer Klarheit der Darſtellung behandelt, welche dem franzöſiſchen Geiſte durchaus ebenbürtig iſt.

Die 1868 erſchienene erſte Auflage war bereits mit 94 Illuſtrationen ausgeſtattet.

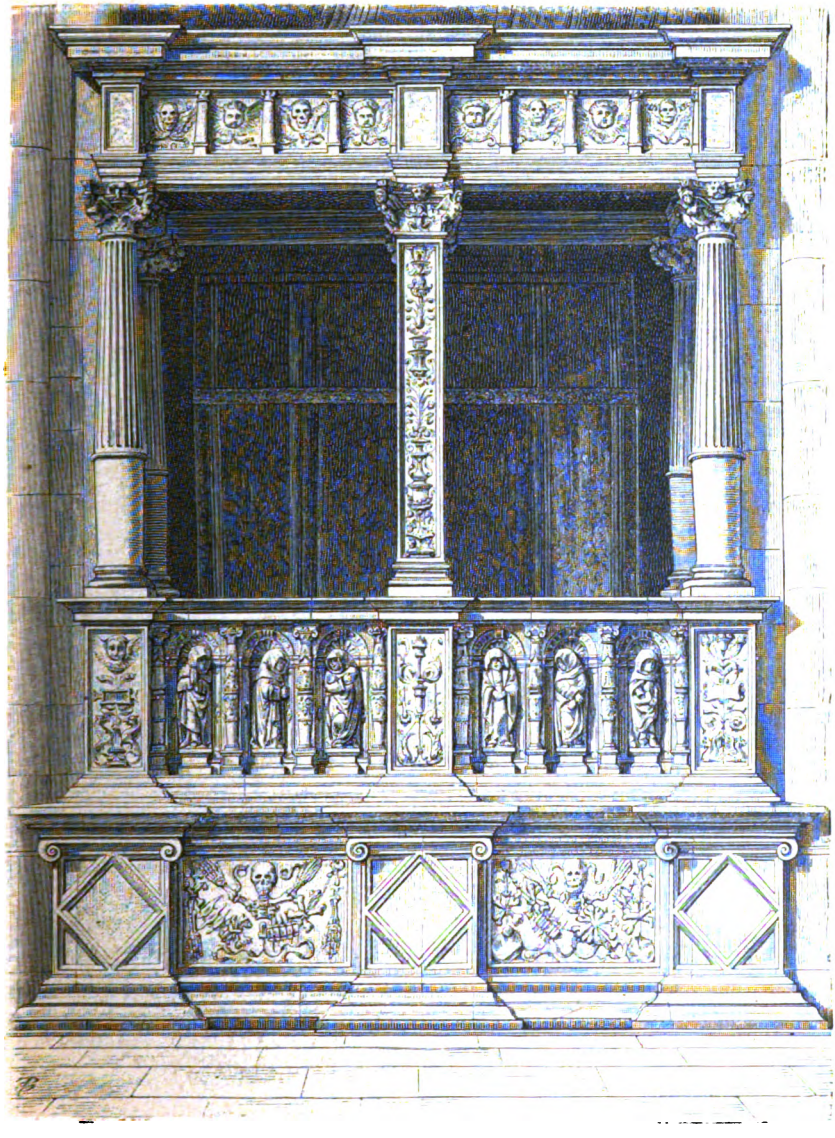


Bucheinband für A. de Montmorency.

Aus: Lübke, Geſchichte der Renaiſſance in Frankreich. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

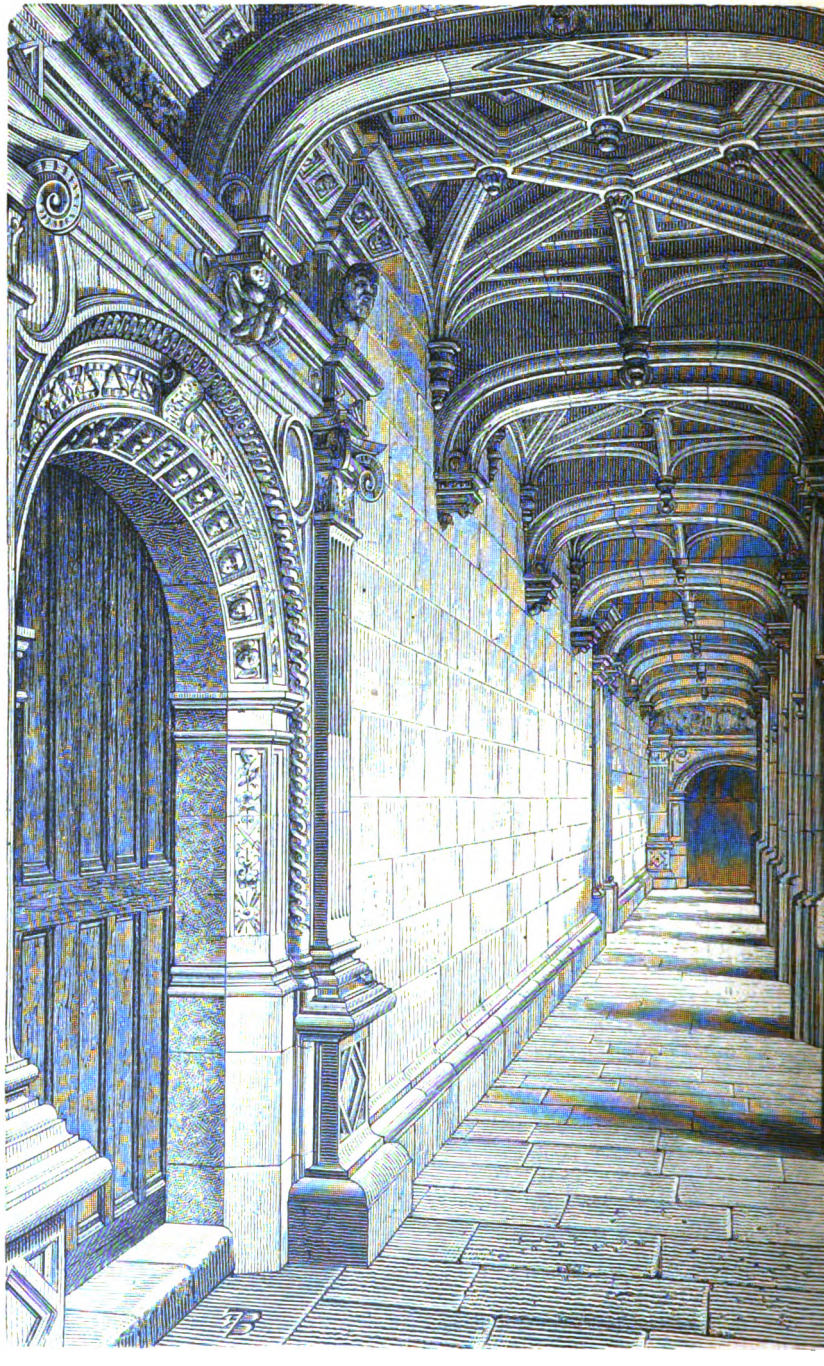
Allein von der gewiß richtigen Anſicht ausgehend, daß ein kunſthiſtoriſches Werk heute ohne Illuſtrationen überhaupt gar nicht mehr denkbar iſt, ja daß es derſelben eigentlich nie zu viel haben kann, hat der Verfaſſer die neue Ausgabe um 69 Illuſtrationen

bereichert, wozu die Erweiterung des Rahmens die nächste Veranlassung bot. So finden wir denn, daß außer dem ebenfalls bereicherten architektonischen Theile dem französischen

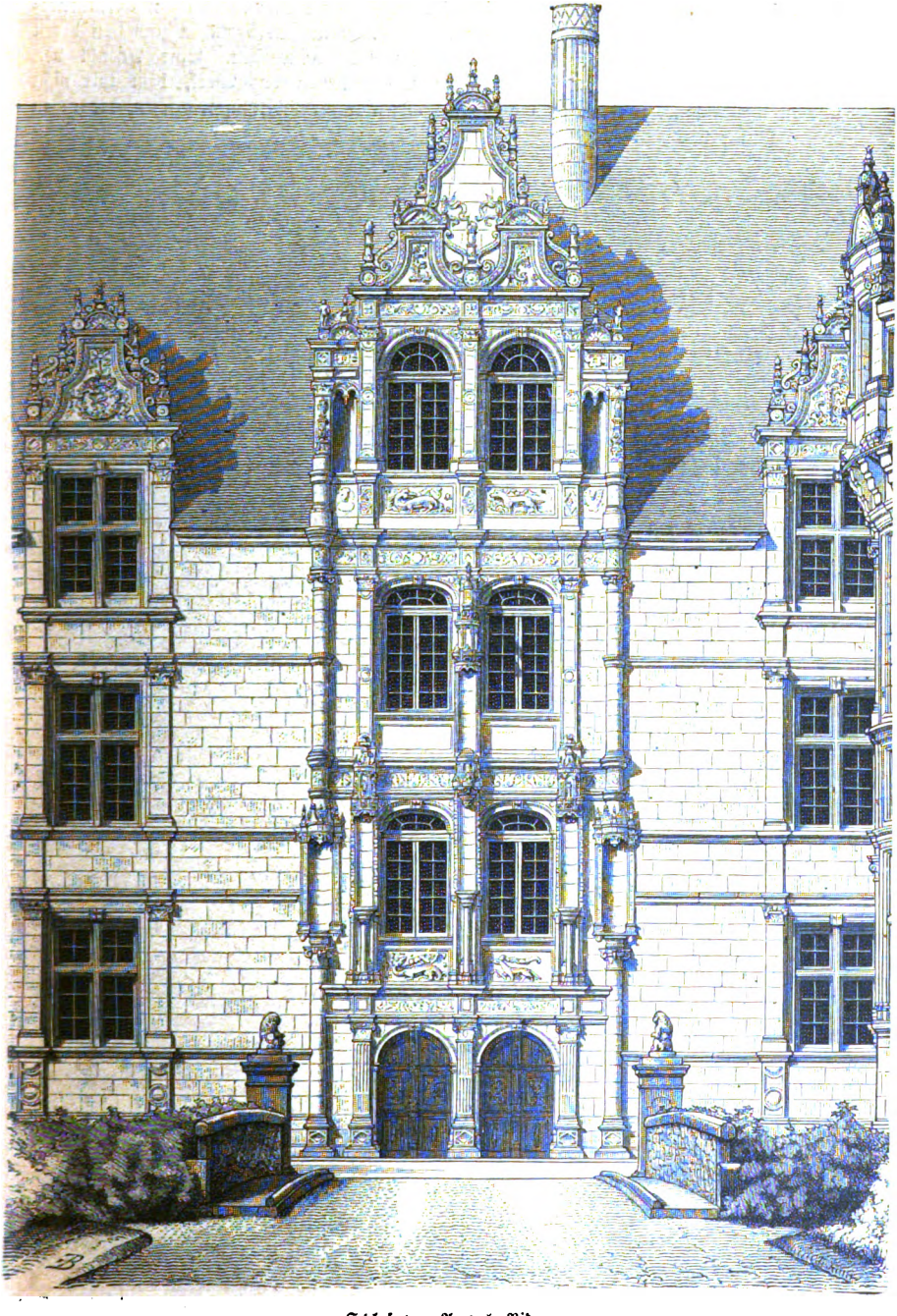


Grabmal in der Kathedrale von Narbonne.
Aus: Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

Kunstgewerbe der Epoche ein erheblicher Platz eingeräumt wurde und daß die Berufung italienischer Goldschmiede, die Einführung der Majoliken, des deutschen und mailänder



Galerie im Schloß La Rochefoucauld.
Aus: Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).



Schloß von Azay-le-Rideau.

Aus: Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

Waffenſchmucks, der Ausgangspunkt einer hochberühmten Töpfer-, Email- und Fayencekunſt in Frankreich wurde, deren Heroen wir nicht zu nennen brauchen und von deren auserleſenſten Werken zahlreiche Illuſtrationen geboten werden. Eine Anzahl von Büchereinbänden der Epoche vervollſtändigen und ſchließen das Werk, dem wir nicht nur in Deutſchland, ſondern auch auswärts diejenige Verbreitung wünſchen, die es in hohem Grade verdient.



Theil einer Schüſſel von Pierre Reymond. Sammlung Baſilewsky.
Aus: Lübke, Geſchichte der Renaiſſance in Frankreich. Stuttgart, Ebner & Seubert (Paul Neff).

Friedrich der Große und die Volksschule.

Friedrich der Große der Hewo der deutschen Volksbildung und die Volksschule Von Rob. Seidel. Wien und Leipzig, A. Pichlers Wwe. und Sohn.

Eine Monographie über Friedrichs II. Stellung zur Volksschule ist eine dankenswerthe Arbeit, wenn sie mit Unbefangenheit und dem ernsten Streben nach Objectivität des Urtheils unternommen wird. Letzteres soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden; allein ob die erste Voraussetzung bei dem vorliegenden Schriftchen zutrifft, ist mehr als zweifelhaft. Die Würdigung der Thätigkeit Friedrichs für die Volksschule wird vorbereitet durch eine Erörterung des Standes des Volksschulwesens unter der Regierung seiner Vorgänger. Das ist ganz in der Ordnung; aber es befremdet sofort, wenn man sieht, wie verschwenderisch die Seidel'sche Darstellung hier mit dem Lobe ist: neben diesem intensiven künstlichen Lichte müssen die Bestrebungen Friedrichs II. für die Volksschule, welche immerhin eben erst Anfänge einer Entwickelung des Schulwesens bezeichnen, um so tiefer, und zwar unverdientermaßen, in den Schatten treten. Das heißt denn doch nicht Geschichte schreiben, sondern Geschichte zurecht machen. Der Verfasser will freilich, wie er versichert, den überschwänglichen Lobrednern des großen Preußenkönigs gegenüber das Interesse der nackten historischen Thatsächlichkeit vertreten; dabei aber verfällt er leider der Scylla ungerechtfertigtster Tadelsucht: an Friedrich dem Großen bleibt kein gutes Haar. Friedrich war tolerant — aber die Ordensgeistlichen in Schlesien als Lehrer hätte er nicht toleriren sollen; er war aufgeklärt — aber er hat die Preßfreiheit nicht eingeführt! Ueberhaupt war Friedrich nichts anderes, als ein „kluger Despot". „Das Wesen des Despotismus — jedes Herrscherthum ist Despotismus — ist persönliche Willkür, Unterdrückung und Ausbeutung". Ob unter einem solchen Gesichtspunkte eine objective Würdigung der Verdienste Friedrich des Großen um das Volksschulwesen möglich ist, wagen wir bescheidentlich zu bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob eine Geschichtsdarstellung unbefangen heißen kann, welche sich Generalisationen gestattet, wie „Noch jeder große Herrscher ist unreligiös gewesen". Doch diese Mängel der vorliegenden Schrift werden vielleicht aufgewogen durch besonders genaue und interessante Details aus der Entwickelungsgeschichte der preußischen Volksschule? Gewiß! Schon im zweiten Capitel lesen wir: „Tüchtige Kenner des preußischen Schulwesens behaupten, daß es in Preußen sogar jetzt noch von Handwerkern besetzte Lehrerstellen giebt." — Wir haben dem nichts hinzuzufügen. M. K.

Eine Geschichte der Ideale.

Adalbert Svoboda. Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. 1. Band. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Der Verfasser des vorliegenden Werkes unternimmt es, die Geschichte der menschlichen Ideale kritisch darzustellen — wie er selbst betont, vom Standpunkte der modernen Wirklichkeitsphilosophie aus, welche ihre Anschauungen auf den Ergebnissen der Naturwissenschaft, insbesondere der Physiologie, ausschließlich aufgebaut wissen will. Er bekämpft demzufolge auf's eifrigste alle dualistischen Auffassungsweisen, wo sie ihm in der bisherigen Behandlung der philosophischen Grundfragen, oder im Leben und Glauben der Völker entgegentreten. Die ihnen entsprungenen Ideale sind „Wahn- und Irrthumsideale", welche vor den „positiven Idealen" zurückweichen müssen. Die letzteren sind „Ziele des Wissens, welches nur die Autorität der Wahrheit anerkennt, sind Ziele der Sittlichkeit, welche der klaren Erkenntniß menschlicher Rechte und Interessen entquillt, sowie jenes Glückes, dessen Bedingungen die sich selbst gehörende gebildete Gesellschaft durch Bethätigung opferwilligen, edel menschlichen Wohlwollens und durch Verwirklichung vernunftbeherrschter Freiheit aufstellt". (S. 36.)

Auf der Grundlage dieser streng positivistischen Weltanschauung baut sich die Darstellung der Entwickelung der Seelen-, Unsterblichkeits- und Jenseitsidee bei Natur- und Culturvölkern auf, welcher der vorliegende erste Band des Werkes gewidmet ist. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser die hier zur Sprache kommenden Ideen nur als auf Einbildungsvorstellungen beruhende „Wahnideale" betrachten kann; diese Auffassungsweise wird durchgehends kritisch zur Geltung gebracht. Im Uebrigen ist der Gang der Untersuchung der, daß nach einer das Wesentliche hervorhebenden Uebersicht über die in sich oft widerspruchsvolle Entwickelungsgeschichte der Begriffe „Idee" und „Ideale" die Feststellung derselben im oben angegebenen Sinne erfolgt, für dessen Nothwendigkeit aus der Erörterung physiologischer und biologischer Thatsachen Beweise gezogen werden. Der Verfasser bespricht dann das Seelenideal der Naturvölker, in Vergleichung mit demjenigen der Culturvölker; die Seelenvorstellung wird als Wurzel der Unsterblichkeits- und Gottesidee nachgewiesen. Der Einfluß des Seelenglaubens auf Sitte und Sittlichkeit der Völker, wie er namentlich auch in den Grabmitgaben sich ausspricht, wird erörtert, die Verzweigung der urthümlichen Vorstellungen bis in den Glauben und Aberglauben der Culturvölker hinab verfolgt. So führt auf subjectiv-egoistische Ursprungsgründe auch der Unsterblichkeitsglaube der Aegypter des alten Reiches zurück, welcher sich unter priesterlichem Einfluß zu der dogmatischen Form entwickelt, welche die Kunst des mittleren und neuen Reiches bezeugt. Nach der Besprechung des chaldäischen, altindischen, assyrischen und eranischen Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens wird in besonderer Ausführlichkeit die Seelentheorie der Hellenen behandelt, für deren Kenntniß in den unzähligen sepulcralen Denkmälern ein ausnehmend reiches Material vorliegt. Nach der Meinung des Verfassers hat „nur der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen es verhindert, daß das glänzend veranlagte Volk der Griechen auch in seiner Philosophie dem Seelenglauben gegenüber sich nicht auf die lichten Höhen der Wissenschaftlichkeit gestellt hat". (S. 281) Reste des urthümlichen Animismus finden sich freilich in Dichtung, Philosophie und Kunst der Griechen allenthalben; dafür legen namentlich die Gräberfunde Zeugniß ab, welche andererseits aber auch beweisen, daß das positive Ideal der edlen Form bei den Griechen zuerst seine mustergültige Ausgestaltung gewonnen hat. — Der Untersuchung der Religions- und Genußideale der Etrusker folgt die Darstellung des Seelenglaubens bei Römern, heidnischen Germanen, Slaven, Litauern und bei finnischen Volksstämmen, hauptsächlich auf die in den Gräbern gefundenen Artefacte gegründet. Eine Charakteristik der Psychologie des Christenthums, der christlichen Ideale der Entsagung und der Seelenzukunft, der Verbildlichung des Geistes, des Jenseits und Gottes auf christlichen Denkmälern beschließen den, wie man sieht, überaus reichen Inhalt des ersten Bandes. — Der zweite Band soll im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Analyse der Gottesidee, die bildende Kunst der orientalischen Völker, sowie der Griechen und Römer, die Entwickelung der Kunst und deren Verhältniß zur Gottesidee behandeln, während die Ideen- und Kunstbewegung der Renaissancezeit im dritten Bande des Werkes ausführlich geschildert werden soll.

Die Neuheit des Stoffes, welcher in diesem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden ist, machen das Buch Svobodas auch für Denjenigen beachtenswerth, der sich mit der scharf ausgesprochenen und die ganze Darstellung durchdringenden materialistischen Tendenz des Verfassers nicht befreunden wird. Größere Knappheit und Uebersichtlichkeit der einzelnen Abschnitte würden die Lesbarkeit und wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes noch erhöhen. M. S.

Die Religion und die Kirchenbildung.

Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Von Wilh. Bender. Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

Das vorliegende Werk ist kein spezifisch fachwissenschaftliches. Es wendet sich vielmehr auch an den weiteren Kreis aller derjenigen, welchen die Religion nicht bloß als Thatsache gegeben, sondern auch als Gegenstand des Nachdenkens aufgegeben ist. Die Formulirung des religiösen Problems, wie sie hier auf den ersten Seiten geschieht,

läßt keinen Zweifel übrig, was wir im Fortgange der Untersuchung zu erwarten haben. Schon das Motto deutet es an: amica ecclesia, magis amica veritas. Es ist eine klare, rein sachlich gehaltene, allerdings etwas breit angelegte, allem theologischen Parteihader abgewandte Untersuchung des religiösen Phänomens aus historisch-kritischem Gesichtspunkte nach analytischer Methode. In der theologischen Literatur über diesen Gegenstand herrscht der entgegengesetzte Standpunkt vor: man pflegt synthetisch aus dem Wesen der Religion als einem in der Wechselbeziehung von Transscendentem und Geistesimmanentem Gegebenen ihre Erscheinungsformen zu erörtern. Der Verfasser geht von ihren beiden historischen Erscheinungsformen, dem cultischen und dem individuellen Glaubensmomente, aus und erschließt aus ihnen das in ihnen sich manifestirende Wesen der Religion. Die religiöse Erhebung, wie sie im Cultus ihren Ausdruck hat, wird nachgewiesen als eine Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes des Menschen; der religiöse Glaube aber als ein Deutungsversuch des Weltganzen in der Weise, wie sie dem Menschen die Erreichbarkeit der wesentlichen Lebenszwecke, seines Ideals vom Leben, für Individuum und Gattung zu garantiren scheint. So zeigt sich die Religion überall als ein „Act freier Erhebung zu der weltleitenden Macht zur Versicherung über die Geltung und die Durchführbarkeit der Lebenszwecke des Menschen."

Es läßt sich unschwer voraussagen, daß das Einbeziehen auch des Christenthums (vergl. besonders pag. 278—299) in den Rahmen dieses natürlichen Religionsbegriffes den Anhängern der hergebrachten Dogmatik sowohl auf katholischer Seite, als auch besonders auf „positiv" protestantischer als eine Verzerrung erscheinen wird. Denn jene werden kaum jemals, unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber sicherlich nicht, aus dem Gedankenkreise der scholastischem Summen der Thomisten und dem der jesuitischen Neuscholastik heraustreten dürfen; bei diesen aber hält, trotz unverkennbarer Einwirkungen Kants und Schleiermachers und nicht weniger Hegels auf die anderen theologischen Anschauungen, der Geist des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wie ihn beispielsweise L. Hütter und nach ihm die Calovius und Quenstedt repräsentiren, immer wieder fröhliche Auferstehung zu erneutem Ansehn. Sie werden auch alle einstimmig sein darin, daß die Resultate des Verfassers die nothwendigen Consequenzen seien aus seiner methodologischen Auffassung, „daß wir zum vollen Verständniß und zur richtigen Würdigung auch des Christenthums nur auf dem Boden der vergleichenden Religionsgeschichte gelangen können." Und dies ist allerdings ein Punkt, über den sich streiten ließe: es will uns scheinen, als ob wenigstens — von der Hervorkehrung des supranaturalen Offenbarungsglaubens als Ausgangspunktes sehen wir von vorn herein ab — ein tieferes Eingehen auf die psychologische Genesis der religiösen Gefühle für eine Untersuchung, wie die vorliegende reiche Frucht verspräche. Dessen ungeachtet kann das Bender'sche Buch allen, die sich für die darin behandelten Fragen interessiren, selbst wenn sie den Standpunkt des Verfassers nicht theilen, als eine beachtenswerthe Erscheinung auf religionswissenschaftlichem Gebiete empfohlen werden.

M. K.

Eine neue Heinebiographie.

Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Proelß. Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Seitdem die „Memoiren" Heinrich Heines so viel Staub aufgewirbelt haben, ist die Beschäftigung mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters wieder in den Vordergrund getreten. Es giebt eine ganze sehr zahlreiche Schule moderner Literaten, denen der „größte Lyriker" auch in seinem Charakter außerordentlich sympathisch ist, die aber eine geraume Zeit hindurch ihre Herzensneigung streng verstecken mußten, weil der orthodoxe Wind, wie er z. B. die verdienstlichen Vorlesungen über neuere Literatur von K. Barthel durchwehte, derselben wenig günstig war. Die rein objective Behandlung,

die kritische Sammlung und Sichtung des Materials wurde von den Anhängern wie noch mehr von den Gegnern des Dichters wenig beachtet, so wenig, daß es bisher nur ein einziges Buch gab, nämlich das von Strodtmann, welches die Anfänge einer exacten Heineforschung ahnen läßt. Der äußere Umstand, daß das Campe'sche Monopol der Heine'schen Werke eben erloschen ist und die neu erstehenden Ausgaben zweifelsohne den Wunsch nach einer bequemen, lesbaren, möglichst objectiven Biographie rege machen werden, hat nun den bekannten Dresdener Dramaturgen Robert Proelß zur Abfassung eines derartigen Buches veranlaßt. Der Autor hat den einen großen Vorzug, daß er die Zeitströmungen, unter denen die letzte Hälfte von Heines Leben dahinfloß, noch aus eigener Anschauung kennt, und den anderen, daß der Tod manches Mitbetheiligten ihm eine freiere Sprache gestattet wie seiner Zeit Strodtmann. So wird sein Buch sicher ein werthvoller Fortschritt sein, da das vielfach zerstreute Material der letzten Jahre einmal wieder zusammengetragen, kritisch beleuchtet und, was am dringendsten nothwendig war, gesichtet wird. Eine Verdrängung des vorher genannten Werkes ist nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, ebenso wenig, wie bereits ein Abschluß erreicht ist: auch Proelß' Buch liefert nur die Materialien einer dereinstigen Heine-biographie, die noch wesentlich vervollständigt werden können, da noch ca. 1150 an Heine gerichtete Briefe aus dem Besitze von Henri Julia an's Licht treten werden. Auf der Ausnutzung der Briefschaften beruht das Hauptverdienst des Autors; von einer literarhistorischen, geschweige denn ästhetischen Würdigung der einzelnen Heine'schen Schriften findet sich kaum eine Spur, aber die sogenannte äußere Literaturgeschichte erfährt mannigfache Bereicherungen. Die Gesammtauffassung der dichterischen Persönlichkeit, wie sie dem Schriftsteller vorschwebte, charakterisirt am besten der Ausruf (S. 304): „Ja, Romantiker war er und ist er geblieben, und will auch als solcher in seinem Verhältniß zu Religion, Politik und Freiheit beurtheilt sein!" Es mag schwer sein, bei einem Menschen, mit dem man sich so eingehend und liebevoll beschäftigt hat, wie Proelß mit Heine, die tadelnden Worte zu finden, aber die Pflicht der Wahrheit verlangt doch eine schärfere Hervorhebung, als sie dem neuen Biographen vielfach gelungen ist. Heines Feigheit in Ehrenhändeln, seine Ausstoßung aus der Burschenschaft, seine Hochmuth Goethe gegenüber, seine Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit gegen Varnhagen, Gubitz u. A., sein Verhältniß zu seiner Gattin, all das wird zwar berührt, aber zu sehr mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Geradezu entstellt ist aber das Charakterbild des Dichters, wenn man in seinem Schreiben an die Bundesversammlung vom 28. Januar 1836 kein ehrenrühriges Zukreuzekriechen (S. 238) sieht, wenn man sein Buch über Börne zu entschuldigen sucht (S. 286). Gerade diese zu weit gehenden Urtheile zeigen aber, daß Proelß außerordentlich genau seinen Stoff studirt hat, und an Gründlichkeit ist seine Arbeit weitaus allen anderen außer der Strodtmannschen überlegen. Der Kritiker wie der Literarhistoriker wird sie niemals entbehren können. Von den eigenen literarhistorischen Vermuthungen, die der Verfasser vorbringt, ist die interessanteste die, daß der „Rabbi" vollendet gewesen sei; das Manuscript sei wahrscheinlich in Hamburg mit verbrannt. Der Stil des Proelß'schen Buches ist der aus anderen Schriften desselben genügend bekannte, ziemlich nüchtern und einfach, aber klar und leidenschaftlos. Von den beigegebenen Bildern interessirt am meisten das Portrait von „Mathilde Heine", trotz dieser Beigaben ist das Werk sehr billig und wird schon deshalb die erwünschte Verbreitung finden. F. V.

Bibliographische Notizen.

Aus fernen Landen. Novellen von A. Schneegans. Breslau u. Leipzig, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Drei der Novellen aus der vorliegenden Sammlung spielen sich auf Sicilien ab, dessen Volksleben Schneegans eifrigst studirt hat. Hier, wo der Strom modernen Lebens bis auf unsere Zeit kaum Eingang gefunden und Sitten und Gebräuche aus Urväter Zeit sich in unverfälschter Urwüchsigkeit erhalten haben, bietet sich eine reiche Fundgrube für die dichterische Production. Schneegans hat mit glücklichem Griff die charakteristischen Züge des Lebens auf der Halbinsel herausgefunden und novellistisch trefflich verwerthet, so den Aberglauben in der ersten Erzählung „San Pancrazio von Evolo", die wir überhaupt als die gelungenste der ganzen Sammlung erachten. Mit erfrischendem Humor erzählt der Verfasser die Schicksale des Schutzpatrons von Roccastretta, San Pancrazio von Evolo, der ehemals ein alter Heidengott gewesen, bis ihn vor langer Zeit ein Dorfkünstler durch Pinselstriche und Perrücke zu einem christlichen Schutzheiligen umgewandelt hat. Und wie manche Züge des alten Holzbildwerkes noch immer seine heidnische Abkunft verrathen, so verrathen sich in dem Verkehr des Volkes zu seinem Schutzheiligen, sei es, daß es sich ihm bittend naht oder ihm grollend zürnt, weil er nicht immer das Wohl seiner Schutzbefohlenen wahrnimmt, wie er sollte, echt heidnische Züge aus der Zeit, „da dies lustige heidnische Völkchen duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegte und singend und lachend und jauchzend durch das singende, lachende, jauchzende Leben zog".

Eine der Novellen behandelt einen Stoff, der bei dem gewählten Schauplatz allerdings nahe liegt, die Blutrache, die nach zwanzig Jahren doch noch zur Ausführung kommt: auch hier versteht es der Verfasser, mit wahrhaft plastischer Darstellungskunst uns das Seelenleben dieser großen Kinder vor die Augen zu führen.

Eurikleia, die vierte der Novellen, spielt in Bulgarien, dessen Volksleben nicht minder interessante, charakteristische Züge aufzuweisen hat, die der Verfasser mit Geschick in die breiter angelegte Handlung dieser Geschichte hineinzuweben verstanden. Die Stoffe, die Schneegans behandelt, sind, wie man sieht, neu für den deutschen Leser, und da auch die Form eine edle ist, werden diese Novellen nicht unbeachtet bleiben. mz.

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Ed. Hallberger. 2 Bde.

Palästina in Bild und Wort herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, vorm. Ed. Hallberger.

Beide Bücher sind neue, nach verschiedenen Richtungen veränderte Auflagen der bekannten, weit verbreiteten Werke. Dem Cicerone liegt der Text des Prachtwerkes „Aegypten in Bild und Wort" zu Grunde. Das Prachtwerk konnte naturgemäß nur Eigenthum Weniger, sehr Wohlhabender werden, der Cicerone dagegen ist allgemein zugänglich. Zwischen dem Erscheinen des Prachtwerkes und dem des Cicerone liegen 6 Jahre — bei dem rüstigen Fortschreiten der ägyptologischen Studien ein großer Zeitraum, durch den in einem Werke über Aegypten große Veränderungen bedingt sind. „Was sich seitdem in Aegypten ereignet, was die ägyptologische Forschung Neues hinzugebracht hat, ist berücksichtigt worden, und so darf das hier gegebene als entsprechend dem Gegenwärtigen Stande unseres Wissens über das alte und neue Aegypten bezeichnet werden." Der Cicerone giebt alles Wissenswerthe über Aegypten

mit der Gründlichkeit des Gelehrten und in der geschmackvollen Darstellung des hervorragenden Schriftstellers. — Das zweite oben erwähnte Buch ist eine „wohlfeile Ausgabe" des bekannten Lieferungswerkes. Es soll sich von diesem nur durch die geringere Zahl von Stahlstichen unterscheiden. Die eine Lieferung, die uns vorliegt, gestattet kein Urtheil über das Ganze. Wir kommen bei dem Abschluß der Lieferungsausgabe auf das Werk zurück. Im Uebrigen ist Ebers-Guthes Palästina ein seit langer Zeit beim Publikum gut accreditirtes Buch. ab.

Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. du Chaillu, frei übersetzt von A. Helms. Zweite Auflage, kleine Ausgabe. Mit zahlreichen Holzschnitten u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Die große Ausgabe dieses schönen Reisewerkes hat einen so glänzenden Erfolg aufzuweisen gehabt, daß die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine neue und zwar noch weiteren Kreisen Rechnung tragende, kleinere Ausgabe zu veranstalten; dieselbe umfaßt immerhin noch 608 Seiten. Der Verfasser, welcher in den Jahren 1871 bis 1878 zu wiederholten Malen die skandinavische Halbinsel aufsuchte und länger als fünf Jahre Aufenthalt daselbst nahm, bietet in diesem Werke höchst lebendige Schilderungen jener nordischen Gegenden und der so eigenartigen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Mit Sprachkenntnissen wohl ausgerüstet, durchstreifte er Sommer und Winter fast die ganze Halbinsel nach allen Richtungen hin, befuhr die meisten der zahlreichen Fjorde, deren Ufer eine Ausdehnung von mehr denn 3000 Meilen besitzen, und bemühte sich, in die charakteristischen Gebräuche der Bevölkerung tieferen Einblick zu gewinnen, in letzterer Beziehung hat er es sich sogar angelegen sein lassen — und dies giebt dem Buche einen besonderen Werth — bis auf die vorhistorische Zeit und die Ueberlieferungen aus der Vikingerzeit zurückzugehen. Das einleitende Capitel ist von dem als praktisch erprobten Reiseführer Dr. Yngwar Nielsen, einem Norweger von Geburt, verfaßt und enthält in übersichtlicher Weise die Hauptreiserouten für Schweden und Norwegen; der vierfache Anhang behandelt historische, klimatologische und Vegetationsverhältnisse, die Schulen, die Staatsregierung, Provinzialverwaltung und Gerichtsverfassung. Was aber dem Werke den Hauptreiz verleiht, das ist die Schilderung des durch Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Sinnesart vor allen Völkern Europas sich auszeichnenden Menschenschlages. Die sehr gelungenen Illustrationen sind zum größten Theile, die Porträts sogar sämmtlich nach eigens für dieses Werk gemachten photographischen Aufnahmen gefertigt. Wir können somit das reizvolle Buch Allen, welche jene nordischen Länder aufzusuchen gedenken, aber auch Allen, welche überhaupt Verständniß für wahrhafte Natur- und Sittenschilderungen besitzen, auf das wärmste empfehlen; es ist ein recht gutes populär-wissenschaftliches Werk. hj.

Lose Blätter aus Brasilien. Von Luise Schenk. Hamburg, Commissionsverlag von Karl Grädeners Buch- und Kunsthandlung (Arnold Ebert).

Die hier gebotenen Einzelschilderungen aus dem Leben und Treiben der Brasilianer, sowohl der Eingeborenen als auch der Eingewanderten, geben zwar keinen vollständigen Begriff von den socialen Zuständen des amerikanischen Kaiserreichs, lesen sich aber sehr angenehm und führen gerade solche Situationen vor Augen, die man in derartigen „Reiseerinnerungen" nur selten finden dürfte. Besonders gut hat uns die kleine Erzählung: „Der Teufel" gefallen. Alle Anerkennung müssen wir auch der Verfasserin für die sehr gelungenen Uebersetzungen aus der portugiesischen Literatur zollen; diese poetische Beigabe erinnert, dem Inhalte nach recht oft an die heitere bilderreiche Sprache der Inder, bringt aber auch die melancholischen Stimmungen des brasilianischen Volkes vortrefflich zum Ausdruck. hj.

Russica. Verzeichniß der in und über Rußland im Jahre 1885 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. II. Jahrgang. Herausgegeben von F. v. Szczepanski. Reval, Lindfors' Erben.

Bei dem immer wachsenden Interesse für russische Dinge und bei der wenig verbreiteten Kenntniß der russischen Sprache ist diese Zusammenstellung höchst dankenswerth. Es wird auf diese Weise dem des Russischen Unkundigen das gesammte Material vorgelegt, aus dem er seine Kenntniß über das Land schöpfen kann. Der zweite

Jahrgang dieses bibliographischen Verzeichnisses übertrifft den ersten durch große Klarheit in der Eintheilung. Durch Abgrenzung der Gebiete ist dem Interessenten die Uebersicht erleichtert, und es wäre sehr zu wünschen, daß Schriftsteller und Verleger dem Herausgeber dieses Verzeichnisses hilfreich an die Hand gingen, damit sein Unternehmen diejenige Vollständigkeit erreiche, die jeder „Bibliographie" erst den vollen Werth giebt. rl.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Gegründet von Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici, herausgegeben von Dr. A. Krohe, Professor der Philosophie in Kiel, und Dr. R. Falckenberg, Docent der Philosophie in Jena. Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) in Halle a. S. (Neue Folge, Sonderheft des 87. Bandes.)

Seit der Begründung dieser Zeitschrift durch den jüngeren Fichte und den nun ebenfalls verstorbenen H. Ulrici ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. In dieser Zeit haben sich auf geistigem Gebiete mancherlei Gährungs- und Klärungsprocesse vollzogen, und so manches literarische Unternehmen ist nach einem ephemerischen Dasein durch die vorwärts drängende Entwickelung des Geisteslebens verschlungen worden. Für die in Rede stehende Zeitschrift giebt schon die stattliche Reihe von 87 Bänden, zu der sie angewachsen ist, vollgültiges Zeugniß, in wie hohem Grade sie es verstanden hat, bleibend Werthvolles zu bieten, und wie triebkräftig, wie vordem so jetzt noch, die Grundgedanken sind, von denen sie getragen ist und die sie dem Durcheinander der Meinungen gegenüber vertritt. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß unbeschadet ihrer Grundrichtung eine Aenderung in der Art und Weise, wie sie ihre Stellung zu den großen Problemen, die das Geistesleben bewegen, zum Ausdruck bringt, Bedürfniß ist. Das vorliegende Sonderheft des 87. Bandes stellt diese Aenderung in Aussicht: das Princip methodischen Ankämpfens, welches lange Zeit den Charakter der Zeitschrift bestimmt hat, soll, da die von dem Journal vertretene Richtung im Geistesleben der Gegenwart als berechtigter Factor und in manchem Wesentlichen als stimmführend anerkannt ist, weniger in den Vordergrund gestellt, dagegen die Lösung einer durch die unablässig weiterschreitende Entwickelung und kaum noch übersehbare Fülle der in's Detail gehenden Specialforschungen nahegelegte Aufgabe angebahnt werden. Es handelt sich um die Inventarisirung des geistigen Besitzes der Wissenschaft in zweifacher Beziehung: in historischer durch Erörterung des Historischen unter dem den weitesten Ueberblick ermöglichenden Gesichtspunkte einer Theorie der geschichtlichen Phänomene; sodann aber soll — und das halten wir für ein sehr dankenswerthes Unternehmen — „sei es in fragmentarischen Skizzen, sei es in zusammenfassenden Uebersichten eine Orientirung des Lesers über die gegenwärtigen Gedankenbewegungen sine ira et studio" — versucht werden, und diese soll nicht allein den Stand der deutschen Wissenschaft, sondern auch die der zeitgenössischen ausländischen Philosophie in regelmäßigen Semestralrevüen charakterisiren. So würde sich die Zeitschrift in dieser Beziehung zu einer philosophischen Weltrevue erweitern.

Daß sie diese große Aufgabe, soweit dies überhaupt möglich ist, lösen oder doch ihrer Lösung nahebringen werde, dafür bürgt der Name des Herausgebers, Prof. Krohe in Kiel, welcher durch den in die Redaction neueingetretenen Docenten Dr. Rich. Falckenberg in Jena auf's Wirksamste unterstützt wird, wie schon aus dem hier vorliegenden Hefte ersichtlich wird. Dasselbe enthält aus der Feder Falckenbergs einen lebendig, klar und anregend geschriebenen Artikel über die Bedeutung der Philosophiegeschichte und den Charakter der neueren Philosophie, und neben einer Menge kleinerer Besprechungen eine Reihe von Abhandlungen, deren Lectüre wir um ihres hohen Interesses willen für gegenwärtig nicht nur im engeren Kreise der philosophischen Schulen ventilirte Fragen und Bestrebungen unseren Lesern angelegentlich empfehlen dürfen, so eine Arbeit von Rud. Eucken, welche die Philosophie des Thomas Aquinas, die bekanntlich durch Leo XIII. zur officiellen Philosophie der katholischen Kirche erhoben worden ist, hinsichtlich ihres Werthes für die Cultur der Gegenwart kritisch und unparteiisch bespricht, und einen Essay Eduards von Hartmann über Köstlins Aesthetik, der in die gegenwärtig noch lange nicht zum Austrage gebrachte Frage: Form- oder Stoffästhetik? helle Lichter fallen läßt.

Wenn wir somit die altbewährte Zeitschrift auch bei der jetzt eintretenden Reorganisation denjenigen unserer Leser, welche Leben und Entwickelung der geistigen

Interessen nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erscheinungen des Tages zu verfolgen gewöhnt sind, warm an's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht.

mk.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl Lützow, Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Heft II.

Wir haben diesem Werke bei dem Erscheinen des ersten Heftes eine ausführliche Besprechung gewidmet (Heft 107 von Nord und Süd) und können uns darauf beschränken, das Erscheinen des zweiten kurz anzuzeigen. Es enthält die Fortsetzung des geschichtlichen Rückblickes auf die vervielfältigenden Künste in diesem Jahrhundert und speciell auf den Entwickelungsgang der Lithographie, welcher durch zahlreiche in den Text gedruckte Wiedergaben in äußerst belehrender Weise erläutert wird. Außer diesen Text-Illustrationen sind dem Heft noch 6 große Tafeln von hohem Kunstwerthe beigegeben. Das Selbstportrait Amerlings in Radirung von W. Unger, A. Gillis Radirung nach Bouviers „Salvator Rosa", Dupré „Die Barke", radirt von Th. Chauvel, 2 Original-Radirungen, und zwar: Herkomer „The babes in the wood" und Nicoll „Marine," und endlich Tizianis „Zinsgroschen" in einem Stich von G. Eilers. Diese graphischen Musterblätter geben zugleich Zeugniß von dem Wettstreit der Nationen auf diesem Gebiete der Kunst.

av.

Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der königlichen Akademie der Künste zu Berlin 1886. Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von Ludwig Pietsch. München, Franz Hanfstängl. 1. Lfg.

Ein Unternehmen wie die diesjährige Jubiläums-Ausstellung ruft naturgemäß zahlreiche literarische Veröffentlichungen hervor, und die lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der reproducirenden Künste kann nicht ohne Einfluß auf diese literarischen Erzeugnisse bleiben. „Die deutsche Malerei der Gegenwart" bietet in ganz vorzüglichen Reproductionen die wichtigsten, aus irgend einem Grunde als hervorragend zu bezeichnenden Gemälde der Jubiläums-Ausstellung. Der Text von Ludwig Pietsch beschränkt sich nicht nur auf eine kurze Erläuterung der Bilder. Er giebt auch dem wißbegierigen Leser biographische Details und weiß für den weniger Kundigen auch allgemeine Betrachtungen einzuflechten, welche das Specialgebiet des Malers und das Kunstgenre beleuchten. Das erste Heft enthält 6 Vollbilder und 5 in den Text gedruckte Abbildungen.

av.

Kunst-Handbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Von Rudolf Springer. Vierte vermehrte Auflage, Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Das allgemein gekannte und lang bewährte Buch liegt wieder in einer vermehrten Auflage vor. Es berichtet genau über alle auf dem genannten geographischen Gebiet vorhandenen Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthumskunde und ist auf diese Weise ein unentbehrlicher Rathgeber und Führer nicht nur für reisende Kunstfreunde, sondern auch für den gelehrten Fachmann. Die sachliche Eintheilung des Buches und die genauen Orts- und Namens-Register machen die Benutzung dieses Führers zu einer ungemein leichten.

av.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Archives de l'anthropologie criminelle et des sciences pénales etc. Paris. No. 2. Sommaire: I. Mémoires originaux. Von Listz. Répartition géographique des crimes et délits dans l'empire allemand. (Avec un tableau et deux cartes.) L. Manouvrier. Les crânes des suppliciés. Observations et notes médico-légales: 1º Desmonts. Meurtre par strangulation: 2º Carle et Benoit. Assassinat suivi de mutilations cadavériques. II. Revue critique.

Auge, Lothar, Was für schlechte Menschen. Polit. Satyre in drei Acten. Leipzig, Oswald Mutze.

Bernard, Jean (Maschi), Isidore von Lohma. Epische Dichtung. Vierte neu durchgesehene Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes, No. 4. Minna von Barnhelm von Lessing. No. 5. Wilhelm Tell von Schiller. No. 6/7. Der Landprediger von Wakefield von Oliver Goldsmith. No. 9. Goethe, Hermann und Dorothea. No. 10—12. Chamisso, Gedichte. No. 13. Zschocke, Das Abenteuer der Neujahrsnacht. Halle a./S. Otto Hendel.

Biedermann, Dr. Karl., Deutsche Volks- und Culturgeschichte für Schule und Haus. 3 Theile. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Bischof Dr. Kopp. Eine ungehaltene Herrenhaus-Rede. I. und II. Tausend. Berlin, Walther & Apolant.

Böhlau, Helene, Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Borinski, Dr. Karl, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte Auflage. Heft 189—201. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Chicagos Schiller-Denkmal. Erinnerungsblatt zur Enthüllungsfeier am 8. Mai 1886. Redig. von Carl Härting. Chicago, Koelling, Klappenbach & Kenkel.

Chroniken, Leute von heute. Fünf Zeitbilder. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Deutsche Encyklopädie. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. Lief. 10. 11.

Dietz, Dr, Max, Geschichte des musikalischen Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787—1795), Wien, Grosser & Blaha.

Doimetsch, H, Japanische Vorbilder. Ein Sammelwerk zur Veranschaulichung japanischer Kunstproducte etc. 50 Tafeln nach japanischen Originalmustern. Stuttgart, Julius Hoffmann. Lief. 1. 2.

Ducros, Louis, Henri Heine et son temp (1799 bis 1827). Paris, Firmin Didot et Cie.

Duruy, Victor, Geschichte des röm. Kaiserreichs. Deutsch von Gustav Hertzberg. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 30. 31. 32.

Dyes, Dr. Aug., Die Krankheiten der Athmungs-Organe und deren Heilung. Berlin, A. Zimmer.

Friedmann, Alfred, Erlaubt und Unerlaubt. Novellen und Skizzenblättor. Minden i. Westf. J C. C. Bruns' Verlag.

— Aus Höhen und Tiefen. (Ernstes und Profanes.) Der Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfassers. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hager, Carl, Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Mit einem Anhang: Die Gilbert-Inseln Leipzig, Georg Linke.

Hamerling, Robert, Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Hamburg, J. F. Richter.

— Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. Siebente verbesserte Auflage. Hamburg, J. F. Richter.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin. Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger). 3 Bde.

Hörschelmann, E. von, Culturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. Erster Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Index Annual, The Q. P. — for 1885. Being an index to the Andover Review . . . Nord und Süd . . . etc. etc. Bangor, U. S. A. Q. P. Index, Publisher. Leipzig, K. F. Koehler.

Irrgang, Georg, Die Brüder. Schauspiel in einem Aufzuge. — Lenora, Schauspiel in fünf Aufzügen. — Pelopidas. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

Karasowski, Moritz, Friedrich Chopin. Sein Leben und seine Briefe. Dritte unveränderte Auflage. Dresden, F. Ries.

Koegel, Fritz, Lotzes Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins in Deutschland. Inhalt: Nr. 1. Die Magyarisirung in Ungarn III. Tschechische Umtriebe in den deutschen Schulgemeinden Röscha und Wazlav. Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Craivo in Rumänien. Brief aus Chicago. — Nr. 2. Die Vereinstage in Chemnitz. Gefährdete Deutsche Gemeinden in Böhmen. Vereinsnachrichten.

Kulturhistorisches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 42/43. München, G. Hirths Verlag.

Kurtz, Eduard, Thierbeobachtung und Thierliebhaberei der alten Griechen. Vortrag. Leipzig, August Neumanns Verlag. Fr. Lucas.

Lampadius, Dr. W. A., Felix Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, F. E. C. Leukart.

Leiter, Friedrich S., Die Steuer der Presse. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Wien und Neutitschein, Rainer Hosch.

Lesimple, August, Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Lippert, Julius, Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. II. Abth. Die Gesellschaft: Familie, Eigenthum, Regierung und Gericht. III. Abth. Geistige Cultur-Sprache, Cult und Mythologie. (Das Wissen der Gegenwart XLVII. XLVIII.) Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Memoiren einer arabischen Prinzessin. Zwei Bände. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Metz, Adolf, Prof. Lic., Ueber Wesen und Wirkung der Tragödie. Eine Untersuchung. Berlin, Carl Dunker's Verlag (C. Heymons).

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Vierter Band. China — Distanz. Mit 27 Illustrationsbeilagen und 208 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Michaelis, Dr. med. Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. Für Aerzte und Laien. Berlin, A. Zimmer.

Nordseebäder, Die, auf Sylt, Westerland, Marienlust und Weningstedt. Zweite Auflage. Westerland auf Sylt. Verlag der Direction.

Peuker, Dr. Oscar, das Patronatsrecht im Lichte der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom 10. Sept. 1873. Berlin, F. Heinicke.

Philo vom Walde, A Singvögerle! Aus der Schläsing. Grossenhain i./S., Verlag von Baumert & Ronge (H. Ronge).

Pflug, Ferdinand, Hodica. Vaterländischer Kulturgeschichtlicher Roman in drei Bänden. Rostock, Carl Hinstorff.

Rodenberg, Julius, Bilder aus dem Berliner Leben. Zweite Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Romanbibliothek der Deutschen Illustrirten Zeitung. — Bd. I. u. II. Gänseliesel. Eine Hofgeschichte von Nataly von Eschstruth. — Bd. III. Namenlos. Roman von Ch. Lionheart-Zoeller. — Bd. IV. Onkel Hermann. Novelle von Emile Erhard. Berlin, Verlag des Berliner Verlags-Comptoir, Act. Ges.

Sacher-Masoch, L. von, Die Seelenfängerin. Roman. Zwei Bde. Jena, Herm. Costenoble.

Schulz, Albert, Bibliographie de la guerre franco-allemande (1870—1871) et de la Commune de 1871. Paris, H. Le Soudier.

Secrétan, Charles, Das Recht der Frau. Deutsche Ausgabe von Dr. med. Wilhelm Loewenthal. B. Benda. Lausanne und Leipzig.

Stein, Ludwig, Gedichte (1882—1885). Leipzig, Oswald Mutze.

Stieler, Karl, Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

— Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Tolstoi, Graf Leo N. Kleine Erzählungen und Kriegsbilder. Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelmi.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XIII, No. 1, 2, 3, 4, 5. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Vischer, Robert, Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, herausg. von Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin. Band I, Heft I. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (Wiegandt & Appelhans).

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Dr. W. Koner. XXI. Band, 1. u. 2. Heft. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Weimarische Goetheausgabe.

Im Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken, der eine dreibändige Biographie folgen soll, veranstaltet. Für diesen Zweck müssen die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weitverstreuten Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Goethesche oder auf Goethe bezügliche Blätter, sowie bisher unbekannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und zugleich mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benutzung freundlichst „An das Goethearchiv in Weimar" einzusenden In der Ausgabe soll über die Herkunft und Beschaffenheit jedes einzelnen zugänglichen Manuscripts oder Druckes Rechenschaft abgelegt werden.

Weimar und Berlin, Juni 1886.

G. von Loeper. W. Scherer.
Erich Schmidt.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58°0 R.
Mühlbrunn .	44°0 R.
Schlossbrunn.	44°0 R.
Theresienbrunn.	43°0 R.
Neubrunn . .	49°0 R.
Marktbrunn .	39°0 R.
Rum. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle .	47°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34°0 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Willenbücher.

Band 38. — Heft 114.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

September 1886.

Inhalt.

Seite

Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich küssen. Erzählung. 277

Ch. Seignobos in Paris.
Jules Verne. 299

F. Hennicke in Berlin.
Das Fernsprechwesen. 336

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. II. 349

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Unschuldig verurtheilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. 372

Alfons Kistner in Königsberg.
Hypnotismus in England und Frankreich. 394

Bibliographie. 404
Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Oesterreich. (Mit Illustrationen.) — Zur Colonialfrage. — Rehrbach's „Monumenta Paedagogica" — Das Helldunkel in der Malerei.

Bibliographische Notizen. 411

Hierzu ein Portrait von Jules Verne.
Radirung von J. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
A. Hartleben's Verlag in Wien. (Jules Verne's Schriften.)



An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXVIII (Juli bis September 1886), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XXXVIII. (Juli bis September 1886)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Digitized by Google



Jules Verne

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — September 1886. — Heft 114.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jules Verne.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Sie muß mich küſſen.

Erzählung

von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

I.

Der Kurfürſt Georg von Hannover hatte im Jahre 1714 den engliſchen Thron beſtiegen. Seine Krönung als Georg I. fand mit großem Glanze am 20. October ſtatt. Der Sohn des Königs, Georg Auguſt, und deſſen Gemahlin Wilhelmine Dorothea Charlotte aus dem Hauſe der Markgrafen von Brandenburg-Anspach, welche den Titel Prinz und Prinzeſſin von Wales annahmen, ſtanden dem Throne zunächſt.

Zu jener Zeit bekleidete die Würde des Lord-Mayors von London Sir William Humphreys. Er gehörte den Whigs an und war ein Mann von liberaler Geſinnung, ehrlich, offen und gutmüthig. Selbſt ruhigen Blutes, erſchien ihm die Ruhe in ſeinem Hauſe und außerhalb deſſelben als das höchſte der Güter. Dabei hielt er darauf, Herr in ſeinem Hauſe zu ſein, und war es auch geblieben inſoweit, daß er wirklich glaubte, es geſchehe, was er wolle. Zu glauben, daß man Herr ſei, iſt faſt eben ſo viel als in Wirklichkeit zu gebieten.

Lady Humphreys war eine große, ſtarke, nicht eben ſchöne Frau, welche die Kunſt verſtand, ihren Mann zu behandeln. Sie ſetzte den Anſichten deſſelben nie Widerſpruch entgegen, verſprach ſtets zu thun, was er wollte, wußte aber in der Zeit zwiſchen Anordnung und Ausführung, ohne daß Sir William es bemerkte, Alles ſo zu wenden, daß in Wirklichkeit geſchah, was ſie wollte. Dieſes Verfahren, ſagt man, gebe die beſten Ehen und beſten Regierungen, Wie Mann und Frau, verhalten ſich Legislative und Executive zu einander. Wenn zwei Willenskräfte einen Zweck erreichen ſollen und nicht,

was auf dieser Welt selten vorkommt, einerlei Willensmeinung sind, so hilft nur der Compromiß. Die Hälfte hier, die Hälfte dort von der eigenen Ansicht abgegeben, so daß zwei Hälften übrig bleiben, macht immer ein gutes Ganzes, das unter den gegebenen Verhältnissen ein Bestes sein kann. Constitutionell regieren lernt man oft in der Ehe.

Das Oberhaupt der Stadt London, der Lord-Mayor, war zu allen Zeiten ein mächtig gebietender Herr. Daß sein Einfluß nicht abnahm, sondern sich noch steigerte in einer Zeit, wo ein neues Herrschergeschlecht den Thron von England bestieg, das sich auf die Whigs, die Partei, welcher der Lord-Mayor angehörte, stützte, war natürlich. Der feierliche Aufzug des Lord Mayors durch die Straßen von London, welcher am 29. October 1714 stattfand, konnte deshalb in seiner Art und seiner eigenthümlichen Bedeutung als Seitenstück zur Krönung des Königs, welche kurz vorher abgehalten wurde, gelten. Dort das Fest des Herrschers, welcher über die Vereinigten Königreiche gebot, hier der feierliche Zug des Stadtoberhauptes, welches dem großen freien Gemeinwesen der Weltstadt London vorstand.

Dem ehemals kurfürstlich hannoverschen Hofe, welchem alle die deutschen Günstlinge Georgs, die dem Scheine seines Sonnenglückes nach London gefolgt waren, angehörten, war die Macht des Lord-Mayors ein Dorn im Auge. Sie sahen diesen und seine Gemahlin mit scheelen Blicken an und wendeten die Waffe, welche ihnen allein zu Gebote stand, gegen das Ehepaar an, den Spott. Der Zug des Lord-Mayors und seiner Gemahlin versprach ihnen ein reiches Feld für denselben zu bieten und bot es auch. Die Gebräuche bei diesem Feste hatten sich in all' ihrer Eigenthümlichkeit, die einem längst verflossenen Jahrhunderte angehörte, erhalten. Der ganze Hofstaat sah dem Schauspiele an den Fenstern eines Privathauses zu und fand, daß das unausgesetzte Hurrah-Rufen und das Wirbeln der Trommeln die Ohren in unerhörter Art beleidige. Die deutschen Herren und Damen meinten, es sei mehr Spectakel als Würde in diesem Schauspiele, und scharfe Glossen, spöttische Bemerkungen, hie und da ein wirklicher Witz flogen von Fenster zu Fenster. Die lächelnden Gesichter leuchteten, als ob ein Glücksfall sondergleichen mit einem Schlage zahlreiche Zufriedene gemacht hätte. Besonders war Lady Humphreys Gegenstand der schärfsten Stiche.

„Ist das wirklich die Lady-Mayoreß?" rief man. „Unmöglich!"

Und in der That gab die Haltung der Lady Humphreys Veranlassung, derart zu sprechen. Die gute Dame litt sehr unter der ungewohnten Schleppe. Trotz ihrer Stärke und Ausdauer wurde sie von der Last des mit Stickereien überladenen langen Mantels fast erdrückt. Dazu gesellte sich das Bewußtsein ihrer Stellung, der Gedanke, daß sie als die erste Frau in London sich den Blicken der versammelten Menge zeige. Sie fühlte sich eine zweite Königin und rief fortwährend dem hinter ihr einherschreitenden Pagen zu: „Hoch die Schleppe! Hoch die Schleppe!"

Einer der hannoverschen Herren machte das größte Glück mit einem

Einfalle, den er laut aussprach und der wie ein Ball von einem der Anwesenden zum andern flog.

„Ich bezweifle, daß die Dame die Gemahlin des Lord-Mayors ist. Ich glaube, er hat die Frau ausgeliehen."

Diese Bemerkung wurde in dem Augenblicke ausgesprochen und wiederholt, als die Lady-Mayoreß eben an dem Hause vorbeischritt. Sie vernahm die Worte nicht deutlich, bemerkte aber, daß man über sie lache und spotte, und warf einen Blick voll Unmuth nach den Fenstern. Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Stallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs, welcher sich in der Gesellschaft befand, aber nicht in erster Reihe, sondern hinter einer der schönen hannoverschen Damen stehend, zog sich, als er den Blick der Lady Humphreys bemerkte, rasch zurück, denn er kannte die Stellung des Lord-Mayors und seiner Gemahlin und fürchtete Unannehmlichkeiten für sich, wenn man ihn in der Gesellschaft der Spötter bemerke.

„Er hat sich die Frau ausgeliehen!" Darüber lachte man noch, als man nach dem königlichen Palaste zurückgekehrt war; darüber lachten auch der König, sein Sohn und dessen Gemahlin, als sie den Vorfall vernahmen.

II.

Der Lord-Mayor und dessen Gemahlin, nach beendetem Feste in ihrem Heim angelangt, zeigten den Kindern und Hausgenossen keine sehr freundlichen Gesichter. Beide waren müde, abgespannt, verdrießlich. Ihr einziger Wunsch bestand darin, aus der drückenden Tracht heraus und in ihre bequemen täglichen Kleider hineinzukommen.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo der höchste Wunsch jedes Sterblichen dahin geht, Ruhe und Bequemlichkeit zu finden. Der Mensch, der so oft darnach strebt, Gebieter zu sein, sehnt sich, wenn die Last des Herrschens ihn drückt, am innigsten darnach, nur Mensch sein zu können.

Als Sir William Humphreys und dessen Gemahlin wieder in ihrem schönen und bequemen Wohnzimmer zusammentrafen, gaben sie sich dem Glücke der Behaglichkeit mit Wonne hin. Dieses fühlte aber wahrhaft nur Sir William. Seine Gemahlin schien zwar ruhig und zufrieden zu sein, in Wirklichkeit tobte aber ein Sturm in ihrem Innern: die natürliche Folge der Geringschätzung, die ihr widerfahren, der Kränkung, die ihr zugefügt worden war. Was hatte man gesagt, warum gelacht, warum sie verhöhnt? Nichts ist qualvoller als die Unklarheit über eine Beleidigung, die man nicht ganz erfaßt hat, nichts peinlicher als die Unruhe, welche man empfindet, bis man alle Umstände der Unbill genau kennt, welche einem widerfahren ist. Der Trieb und das Forschen nach den Einzelheiten eines Vorfalles, dessen Opfer man geworden, Klarheit zu gewinnen auf die Gefahr hin, neues Unglück heraufzubeschwören, erklärt das Verhalten eines in unbestimmter Weise Beleidigten.

Der Drang, sich Genugthuung zu verschaffen, steht erst in zweiter Linie. Die Frage: Was hat man gesagt? beschäftigte deshalb den Geist der Lady Humphreys ohne Unterlaß. Wie es erfahren? war der natürliche Folgegedanke.

Lady Humphreys konnte sich ihren Gedanken nicht hingeben, ohne daß sie Sir William einigermaßen ihre innere Bewegung verrathen hätte. Dieser erhielt aber auf seine Fragen nur ausweichende Antworten. Lady Humphreys sagte, die Ermüdung habe Abspannung in ihr hervorgerufen.

Sie wollte ihrem Gemahle nicht so plötzlich, nicht in diesem Augenblicke, Kunde von dem Vorfalle geben. Sie wollte erst die That kennen, bevor sie einen Entschluß darüber faßte, wie den Beleidigern entgegenzutreten wäre: dann sollte Sir William eingreifen, das wie wollte Lady Humphreys bestimmen.

„Sir William," fragte endlich die Dame ihren Gatten, „sind Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?"

„Sehr," meinte der Lord-Mayor. „Ich habe den Kundgebungen des Volkes entnommen, daß ich mich seiner Sympathie erfreue. Die Zurufe waren lebhaft und, wie mir schien, recht herzlich. Auch war ersichtlich, daß die vornehmen Kreise Antheil an dem Bürgerfeste nahmen."

„Sie haben vollkommen Recht! Indessen, ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie unter den Anstrengungen des Tages nicht minder litten als ich und herzlich froh waren, als der Umzug sein Ende erreichte. Wenn ich nicht irre, stimmen Sie darin mit mir überein, daß diese Umzüge denn doch nicht mehr ganz für den heutigen Tag passen. Der Widerspruch der alten Tracht und der neuen Zeit deutet schon darauf hin. Andere Zeiten, andere Kleider! Gleichwie man sich für diese Feste eigens costümiren muß, ist man auch genöthigt, Ansichten und Empfindungen, die nicht in uns entspringen, sich zu eigen zu machen. Ich glaube während des Festzuges wahrgenommen zu haben, daß wir nicht allein dieser Ansicht sind, und es sollte mich nicht wundern, wenn man über uns, die Hauptpersonen in dem Schauspiele aus fernen Zeiten, das wir Leute von heute unbetheiligten Zuschauern boten, hier und da gespottet hätte."

„Ich kann nicht ganz Ihre Ansichten theilen und habe nichts von dem wahrgenommen, was Sie andeuten. Wenn wir Engländer an den alten Sitten und Gebräuchen, Trachten und Umzügen festhalten, geschieht dies aus wahrhaft liberaler Gesinnung. Der Aufzug ist wohl heute ohne Inhalt und Kern, allein deshalb nicht ohne Bedeutung. Der jährliche Aufzug des Lord-Mayors erinnert an den Tag, wo dieser zum ersten Male im Vollbesitze seiner neuerlangten Macht und Würde als Oberhaupt einer freien Stadtbevölkerung nach dem Hause zog, in welchem unter seinem Vorsitze die Bürger über ihre eigenen Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen hatten. Wir thun dies heute in den Kleidern unserer Vorfahren, denen wir die Freiheiten verdanken, und wie wir die Kleider tragen, so sind wir auch Träger

ihrer Gesinnungen und Gefühle. Hier decken sich Form und Inhalt vollständig. In diesem Punkte ist der wahrhaft Liberale auch der wahrhaft Conservative. Liberal sein, heißt nicht immer nach Neuem streben, das Alte geringschätzen und das Neue hochhalten, weil es neu ist, sondern an dem Errungenen, weil es gut ist, festhalten, es vertheidigen und schützen. Doch sagen Sie, hatten Sie irgend einen bestimmten Fall im Auge, als Sie andeuteten, daß man über uns gespottet?"

„Ich möchte Sie nicht gerne verletzen, nicht den leisesten Unmuth in Ihnen erwecken. Allein es schien mir, daß die hannoverschen Herrschaften, welche mit dem Könige nach London gekommen sind, lächelten, ja, daß einige von ihnen sogar lachten und einander spöttische Bemerkungen zuriefen, als Sie, mein Gemahl, so würdig an dem Hause vorüberschritten, an dessen Fenstern die deutschen Herren und Damen Platz genommen hatten."

„Sie meinen, daß es die Günstlinge des Königs gewesen sind, welche mich als Ziel ihrer Spöttereien erwählten?"

„Ich habe einigen Grund es zu vermuthen und Sie können mir glauben, daß, wenn ich selbst der Gegenstand der Angriffe dieser, wie es scheint, nicht ganz wohlerzogenen Leute gewesen wäre, es mich nicht minder geschmerzt hätte, als wahrnehmen zu müssen, daß mein würdiger Gemahl an dem Tage, wo er in seiner Würde, durch die Massen des freien englischen Volkes, selbstbewußt und erhobenen Hauptes dahin schritt, Lächeln erweckte und Spott erfuhr. Ja, ich füge hinzu, daß es mich wahrscheinlich vollständig kalt gelassen hätte, wenn man mich insultirt haben würde. Allein meinen Gemahl beleidigt zu sehen, das würde ich nicht mit Ruhe ertragen können. Könnten Sie denn nicht erfahren, wer an den Fenstern gestanden ist und was die Gesellschaft gesagt hat?"

Der Lord-Mayor war bei den letzten Worten seiner Gemahlin unruhig geworden und sein Gesicht hatte sich mit Röthe bedeckt. Es stieg der Gedanke in ihm auf, daß nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin verspottet worden war, ein Gedanke, welchen die Lady-Mayoreß hervorzurufen sich Mühe gegeben hatte.

„Wenn Sie glauben," sagte er, „will ich ausgehen und einige Herren des Hofes aufsuchen; ich glaube aber nicht, daß uns dies an das Ziel führen wird. Es wird Niemand sich verrathen und auch Andere nicht. Es wäre zu niedrig, zu frivol, ja geradezu empörend, wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie sagen. Man darf nicht vorschnell urtheilen. Wir müssen genaue Erkundigungen einziehen. Haben Sie sich getäuscht, desto besser, wenn nicht, so werde ich Mittel und Wege finden, um die Unbill, die uns widerfahren, zu rächen."

„Regen Sie sich doch nicht auf, bleiben Sie ruhig, mein Gemahl. Sie sehen, wie ruhig ich bin. Vielleicht habe ich mich getäuscht und wenn nicht, nun so hat die Sache keine so große Wichtigkeit. Wir sind, was wir sind, und das kann man uns nicht nehmen. Sie sind das Oberhaupt der Stadt,

ich Ihre Gemahlin. Wir sind freie Bürger eines freien Staates, und die Fremden, welche in dieses Land hereingeflogen sind und hier auf unsere Kosten prunken und glänzen, nichts als Schlingpflanzen, die ein sich erhebender Sturm bricht und zu Boden wirft."

„Sie wissen, daß mich nicht so bald etwas aus meiner Ruhe bringt," sagte Sir William Humphreys. „Allein ich darf die Sache nicht so leicht nehmen . . . Wer mich beleidigt, beleidigt nicht nur den Mann, sondern den ersten Bürger von London, das Stadtoberhaupt, welches ebensowenig einen Angriff auf seine Person dulden darf, ohne ihn zurückzuweisen, als auf die Institutionen dieser freien Stadt."

„Wer wird denn aber die Dinge bis zum Aeußersten verfolgen, eine kindische Scene so ernst nehmen?"

„Man muß diesen Spöttereien, diesen Uebergriffen der fremden Elemente gleich im Beginne scharf und energisch entgegentreten, sonst wird die Unsitte zur Gewohnheit und das darf ich nicht dulden. Würde ich schweigen, so könnten sich derlei Scenen bei dem Empfange, welchen wir, Sie und ich, am Hofe zu gewärtigen haben, wiederholen. Ein offener Conflict wäre dann von üblen Folgen für beide Theile, während jetzt eine ruhige Auseinandersetzung das Verhältniß herstellen kann, wie es sein soll und sein muß."

Der Lord-Mayor erhob sich, nahm Abschied von seiner Gemahlin und lenkte seine Schritte nach einem Club-Hause, in dem sich Herren aus den Hofkreisen befanden.

Seine Bemühungen, Gewißheit über den Vorfall, welchen seine Gemahlin angedeutet hatte, zu erhalten, waren indessen fruchtlos. Er hätte sehr scharfe Augen und Ohren besitzen müssen, um aus den leicht verlegenen Mienen und hier und da gewechselten leisen Andeutungen zu erkennen, daß der Vorfall wirklich stattgefunden, und daß die Herren, die er aufgesucht, Kenntniß von den Bemerkungen hatten, welche man über den Lord-Mayor und dessen Gemahlin gemacht. Er kehrte deshalb unverrichteter Sache nach Hause zurück, und der Stachel, welcher in den Herzen des Paares saß, drückte sich immer tiefer ein, so daß Beide eine recht unruhige, qualvolle Nacht zubrachten.

III.

Gewißheit, aber noch größere Erregtheit sollte ihnen der nächste Morgen bringen. In dem gefürchtetsten der zahlreichen Flugblätter, welche zu jener Zeit in London erschienen und eine wahre Plage der Hauptstadt bildeten, so daß der gute Ruf und der Name aller halbwegs hervorragenden Personen tagtäglich in Gefahr stand, in den Koth gezerrt zu werden, war ein Artikel enthalten, welcher die Scene vom vorigen Tage ausführlich und auf die beißendste Art schilderte. Es war nicht angegeben, daß die hannoverschen Damen und Herren die Gemahlin des Lord-Mayors verspottet hatten, daß diese es gewesen waren, welche ausriefen: Er hat sich die Frau ausgeliehen!

Es hieß vielmehr, daß die Bemerkung überall von den Anwesenden, durch deren Reihen der Zug sich fortbewegte, gemacht worden war, und daß die wenig vornehme Art, in welcher die Lady-Mayoreß ihre Würde trug und ihre fortwährenden Ausrufe: Hoch die Schleppe! alle Versammelten zu der Annahme gebracht hätten, der Lord-Mayor habe seine Gemahlin ausgeliehen. Einige, so las man, meinten: er habe dies gethan, weil er keine Frau besitze und ein Aufzug des Lord-Mayors ohne Gemahlin nie stattgefunden habe. Andere fügten hinzu: Vielleicht ist die Frau des Lord-Mayors von London unwohl geworden und der Lord-Mayor hat, um sie zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzuge theilnehmen lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.

Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner und Verfolger der Pamphletisten und Colporteure gewesen. Er hatte sie mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen gesucht, was aber nach den Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William als Gefahr für die Preßfreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bosheit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte und verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!

Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Gedanke, seine Frau werde außer sich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das Pamphlet zusenden und Lady Humphreys könnte, unvorbereitet, in Folge des Aergers in eine Krankheit verfallen. Deshalb zog er es vor, sie selbst davon in Kenntniß zu setzen, aber außer der Röthe, welche in die Wangen und auf die Stirne der Dame schoß, schien der freche Angriff keine weitere Wirkung auf sie zu machen.

„Sie sehen," sagte sie, „daß ich richtig beobachtet habe. Mein Irrthum bestand nur darin, daß ich Sie und nicht mich für die Zielscheibe des Witzes der Fremden hielt. Was wollen Sie nun thun?"

„Den Herausgeber des Blattes aufsuchen."

„Kennen Sie ihn?"

„Nicht persönlich, aber ich weiß, wo ich ihn finde."

„Sie werden doch nicht . . .!"

„Wo denken Sie hin? Allein es giebt Mittel und Wege genug, um einem solchen Gesellen beizukommen."

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden," sagte Lady Humphreys.

IV.

Sir William Humphreys begab sich unverweilt in die Taverne, welche den Namen zur „Rothen Kreide" führte. Er wußte, daß dort Mr. Smith, der Herausgeber der kleinen Zeitung, welche der „Gute Ruf" betitelt war,

sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Taverne war für die Zwecke des Pamphletisten sehr günstig gewählt. Sie nahm die vorspringende schmale Front eines Hauses ein, das die Ecke einer engen Gasse bildete. In diese Gasse hinein und aus dieser Gasse heraus mußten alle Personen kommen und gehen, welche sich nach dem königlichen Schlosse und nach dem königlichen Theater begaben. In dieser Taverne verkehrte Alles, was sehen und gesehen werden wollte. Hier war die Quelle, aus welcher gutes Bier, feiner Wein und frische Neuigkeiten flossen.

An einem der großen Fenster der Taverne saß fast den ganzen Tag hindurch Mr. Smith. Man konnte sagen, daß er hier wohnte, aß, schrieb, redigirte, kurz, daß er hier sein Leben in Ruhe zubrachte und das anderer Leute vielfach beunruhigte.

Sir William Humphreys schritt geradeaus auf Mr. Smith, den er vom Sehen aus kannte, zu und sagte: „Kann ich Sie ungesäumt allein sprechen?"

„Gewiß, unverzüglich! Wollen Sie die Güte haben, mir in eines der kleinen Zimmer zu folgen."

„Ich bitte, schreiten Sie voran."

Mr. Smith brachte den Tisch, an welchem er saß, in Ordnung, d. h. er ergriff alle Zeitungen, Papiere und Papierschnitzel, welche vor ihm zerstreut aufgehäuft waren, und legte sie theils unter seine Arme, theils steckte er sie in die zahlreichen Taschen seines Rockes und seiner Beinkleider. Diese waren bereits halb gefüllt gewesen und standen jetzt überreich, ballonartig, von dem Körper des Pamphletisten ab. Mr. Smith konnte mit dem Weltweisen sagen, daß er Alles, was er besitze, bei sich trage, seinen Kopf und das Material, dessen er zur Arbeit bedurfte. Er war ein kleiner verwachsener Mann mit schwarzem, krausem Haare, langem, schmalem, gelbem Gesichte, langen Armen und langen Händen. Er lächelte ununterbrochen, und dieses Lächeln hätte man fast schön nennen können, wenn die Mundwinkel sich nicht ab und zu gar zu tief herabgezogen und die Blicke des schönen, tiefen Auges den Mund an Bosheit noch übertroffen haben würden. So glitt er mehr als er ging in schwankenden unschönen Bewegungen dem Lord-Mayor voraus und führte ihn in einen Box, dessen nicht abgeschlossene Höhe zwar keinen vollständig sicheren Aufenthaltsort bot, in dem aber in diesem Augenblicke die beiden zusammenkommenden Männer unbelauscht sprechen konnten, weil, wie sich der Lord-Mayor überzeugte, rechts und links keine Gäste waren.

Als die Herren Platz genommen hatten, der große starke Mann und der kleine Schreiber einander gegenüber saßen, sagte der Lord-Mayor, der seine starke Erregung nur schwer verbergen konnte:

„Sie wissen wohl, was mich zu Ihnen führt?"

„Ja!"

„Sie ahnen, was ich von Ihnen begehren werde?"

„Nein!"

„Nun denn, so muß ich es Ihnen sagen. Sie wissen, daß der Angriff

in Ihrem heutigen Blatte auf meine Frau, wenn ich gegen Sie klagbar auftreten würde, unbedingt eine Verurtheilung des Verfassers zur Folge hätte."

„Unbedingt, möchte ich nicht behaupten; allein ich gebe zu, daß ich diesmal die Möglichkeit einer Bestrafung von den Erwägungen, die ich vor Abfassung des Artikels anstellte, nicht ausschloß."

„Ich will nicht klagen. Es handelt sich in diesem Falle nicht darum, wer den Angriff gethan, sondern wer den Pfeil angefertigt und geschliffen hat, der Lady Humphreys tief verletzte."

„Sie vermuthen, daß nicht ich selbst der Ohrenzeuge der Bemerkungen über Ihre Gemahlin gewesen bin?"

„Ich bin davon überzeugt. Ich weiß, daß die Stimmen, zu deren Echo Sie sich machten, nicht aus der Bürgerschaft Londons kamen, sondern daß eine bestimmte kleine Gesellschaft, die vielleicht Grund haben mag, mich und meine Gemahlin nicht mit wohlwollenden Augen zu betrachten, Urheberin der Schmähungen ist, die Sie in Ihrem Blatte wiederholten. Können und wollen Sie mir die Personen bezeichnen, durch welche Sie beeinflußt wurden?"

„Können? Ja! Wollen? Das hängt von der Erwägung ab, ob es mir mehr Vortheil bringen wird, wenn ich schweige oder wenn ich spreche."

„Vortheil! Also darauf läuft es hinaus? Gut denn, nennen Sie mir die Summe, welche ich erlegen muß, um Ihr Sprechen zu erkaufen?"

„Halt, hochverehrter Herr Lord-Mayor von London. So ist es nicht gemeint. Kaufen lasse ich mich nicht. Mich kann man nicht bestechen. Ich bin für Geld nicht zu haben. Ich diene nur der Wahrheit und vertrete die öffentliche Meinung."

„Was wünschen Sie also, daß ich Ihnen für Ihre Mittheilungen biete? Eine Stelle kann ich Ihnen, das werden Sie selbst zugeben, nicht antragen. Wer würde auch mit Ihnen in einem öffentlichen Amte . . ."

„Halt! In diesem Tone würden Eure Herrlichkeit mit mir nicht allzulange das Gespräch fortsetzen. Ich lasse mich nicht einschüchtern, ich lasse mich nicht beleidigen."

„Beleidigungen betrachten Sie wohl als Ihr ausschließliches Privilegium, oder, um in Ihrer Sprache zu reden, Sie glauben, daß Sie allein das Recht haben, Ihren Mitbürgern die Wahrheit zu sagen?"

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch. Ich bin kein schlechter, kein böser Mensch. Ich bin boshaft von Natur und Journalist von Profession. Das ist Alles. Sehen Sie mich an! Ich bin verwachsen, unschön, abstoßend, fast ekelhaft und wenn man Kleines mit Großem vergleichen kann, so sehen Sie in mir den Richard III. der bösen Zeitungswelt. Bucklig ist bucklig. Wundern Sie sich nicht darüber, daß der Gezeichnete wieder scharf zeichnet, wenn er die Feder führen kann. Hohn gegen Hohn, Spott gegen Spott. Ich räche mich eben in meiner Art. Wenn ich durch die Gassen Londons schritt, rief die ganze Welt: Seht den Buckligen! So bin ich dahin gelangt,

die inneren Buckel und Fehler meiner geraden Mitbürger bloszustellen. Sie werden lächeln, wenn ich für mich das Recht in Anspruch nehme, ein Ehrenwort zu besitzen; allein Sie können mir glauben, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich Ihnen sage: ich nehme die Feder nie zur Hand in der Absicht etwas Schlechtes zu thun, etwas Unwahres zu behaupten. Wenn ich das nicht für wahr halte, was ich schreiben will, beflecke ich nicht die Feder mit der Tinte. Ich gehe weiter, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mir fast immer vornehme, was ich zu sagen habe, sanft, in liebenswürdiger Art abgeschwächt, zu geben, milde zu sein in meinem Urtheile und wohlwollend; allein, und das ist meine Entschuldigung, wenn ich hie und da weiter gehe und vielleicht ein Unrecht begehe: der Dämon der Feder reißt mich fort, die Wahrheitsliebe. Der Drang, Gerechtigkeit zu üben, treibt mich fast mit magischer Gewalt. In solchen Augenblicken führe ich nicht die Feder, die ich zur Hand genommen, sondern die Wahrheit leitet meine Hand. Ich bin von dem Teufel des Zeitungsschreibens besessen. Ich werde hart, scharf, schneidig, bitter, bissig. Ich bin dann nur mit mir zufrieden, wenn ich Alles gesagt habe, was ich weiß, und so scharf, als ich es vermag. Süß und warm wie frisch gemolkene Milch sollte die Flüssigkeit sein, in die ich meine Feder tauchte, und unter der Hand ist sie mir zu Gift und Galle geworden. Das gebe ich zu, das gestehe ich ein."

„Was soll ich Ihnen also bieten? Ein Amt kann ich Ihnen nicht antragen, und Geld wollen Sie nicht."

Mr. Smith lächelte. „Nun, da Sie nicht von selbst darauf verfallen, so will ich Ihnen helfen. Geben Sie mir, was ich brauche, was mein Blatt und mich erhält, wovon ich lebe, geistig und materiell."

„Das wäre?"

„Stoff! Mittheilungen! Eine Notiz! Eine Bosheit gegen die andere. Der Inhalt des heutigen Blattes hat Sie geärgert, sorgen Sie dafür, daß der des morgigen Sie erfreue. Man hat Sie angegriffen; greifen Sie wieder an, für eine Notiz, eine interessante Notiz, thue ich Alles!"

„Das ist unmöglich. — Ich sollte das thun, ich, der größte Feind der Pamphletisten und Colporteure, ich, der sein ganzes Leben lang im Kampfe gegen den Mißbrauch der Presse gestanden ist? Unmöglich!"

„Erhitzen sich Eure Herrlichkeit nicht! Nehmen Sie das Wort unmöglich nicht in den Mund. Nichts ist unmöglich, sofern es in dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es kein anderes Mittel giebt, um das zu erreichen, was man will. Der Wunsch, die Spötter, welche Ihre Gemahlin und Sie beleidigt haben, kennen zu lernen, ist überaus natürlich; dieselben offen zur Rede zu stellen, nicht angezeigt, weil Sie keine Zeugen finden würden und weil es auch sonst mit Unzukömmlichkeiten verbunden wäre, wenn der Lord-Mayor von London eines gesprochenen Wortes willen sich mit Spöttern von Rang und Ansehen in einen Streit einlassen wollte, der nur mit den Waffen in der Hand ausgefochten werden kann. Das dürfte einem Manne von Ihrer Stellung kaum erlaubt sein.

Sie sehen also, es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die Bereitwilligkeit auszusprechen, mir gefällig zu sein, wenn ich Ihnen dienen soll."

„Herr, Sie verwandeln den Sitz, den ich Ihnen gegenüber einnehme, zu einer wahren Marterbank."

„Ich begreife, daß Sie empört, entrüstet sind. Allein das ist die Folge des Conflictes, in den ein rechtschaffener Mann geräth, der gern zeitlebens untadelhaft seine Wege wandelt, dem man aber giftig entgegentritt, und der, wenn er zur Abwehr schreiten will, nur Gift gegen Gift anwenden darf. Die menschlichen Pfade, und wären es selbst jene des Lord-Mayors von London, sind eben nicht immer mit Rosen bestreut, und will man ungehindert vorwärts schreiten, muß man die Steine von seinem Wege entfernen."

„Wozu wollen Sie mich bringen? Ich soll selbst unter die Pamphletisten gehen!"

„Das ist der tragische Moment in dem kleinen Drama, dessen Held Sie und Ihre Gemahlin sind. Ich bedaure Sie; aber ich kann Ihnen keinen anderen Plan an die Hand geben, soll die Sache zu einem für Sie gedeihlichen Schlusse führen."

„Ich kann mich nicht sogleich entschließen."

„Bitte, fassen Sie rasch und ungesäumt Ihren Entschluß. Je länger Sie zaudern und die Sache hinausschieben, desto mehr Schmerz wird sie Ihnen bereiten. Die Rache muß frisch genossen werden und Sie werden sehen, daß auch ein Pamphletist Freude bereiten kann."

„Doch nicht Dem, welchen er angreift?"

„Was wünschen Sie also?"

„Ich wünsche zu wissen, wer Ihnen die Scene mitgetheilt hat, und wer die Personen gewesen sind, welche über meine Frau spotteten?"

„Sind Sie in dem Besitze von Mittheilungen, welche den Dienst, den ich Ihnen leiste, aufwiegen können?"

„Quälen Sie mich nicht. Fragen Sie mich nicht. Sie wissen, daß ein Mann wie ich . . ."

„Ich kenne Eure Herrlichkeit und werde Ihnen mittheilen, was ich weiß, ohne daß Sie mir die Ehre erweisen, Ihre Hand in meine zu legen. Vielleicht thun Sie es . . . später einmal. Der Herr, welcher mir den Vorfall mitgetheilt hat, war Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Hofstallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Er kam, aufgestachelt von der Gesellschaft, in deren Reihen er an den Fenstern eines Privathauses den feierlichen Aufzug betrachtete. In dieser Gesellschaft befanden sich Baron von Berndorf, die Gräfin Sophie Platen, die Gemahlin des Generals Kielmannsegge, Baron von Bothmar und Fräulein Ermengarde Melusine von Schulenburg, überdies die beiden Mameluken des Königs: Mohamed und Mustapha."

„Diese Parasiten! Eine schöne Gesellschaft!"

Der Lord-Mayor war außer sich vor Entrüstung: „Fräulein von Schulenburg, die Geliebte des Königs!“ In einem Athem machte er dem Pamphletisten Mittheilungen der pikantesten Art über die genannten Persönlichkeiten. Mr. Smith fuhr rasch wie der Blitz mit den Händen in die Taschen seiner Beinkleider, und zog aus denselben einige Streifen Papier und eine Bleifeder hervor, um die Mittheilungen in Schlagworten zu skizziren. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten.

Als der Lord-Mayor ausgesprochen und Mr. Smith Alles auf das Papier gebracht hatte, sagte der Pamphletist:

„Sie werden mit mir zufrieden sein. Sie werden von mir hören und lesen.“

„Noch eines,“ sagte der Lord-Mayor. „Ich sehe, daß Sie nicht nur Nachrichten entgegennehmen, sondern auch die Namen Ihrer Mitarbeiter nennen.“

„Ich thue das nur meinem Wahlspruche gemäß: Neue Mittheilungen haben mehr Werth als alte.“

„Ich möchte aber, daß Sie meinen Namen nicht nennen. Wie kann ich dies erreichen?“

„Wenn Sie mir drei Notizen für eine geben. In dem heutigen Falle haben Sie mir mehr gegeben, als ich verlangte.“

„Kann ich Ihnen glauben?“

„Ich schwöre bei dem Dämon der Feder. Eure Herrlichkeit treffen mich immer hier und immer bereit, Ihnen zu dienen.“

„Nein, hier kann ich Sie nicht mehr aufsuchen. Wenn mich Jemand sähe, würde man wissen, daß wir in Verbindung mit einander stehen. Einmal war mir der Zufall günstig, ich will die Gefahr nicht ein zweites Mal heraufbeschwören.“

„Wenn Eure Herrlichkeit meiner bedürfen, so lassen Sie mich rufen. Ich bin stets bereit zu erscheinen und dürfte ich selbst nur in der Dunkelheit mich dem Hause des Lord-Mayors nähern.“

„Gut denn, leben Sie wohl. Ich bin nicht undankbar, und wenn Sie meiner bedürfen, stehe ich Ihnen auch mit Anderem als Notizen gerne zu Diensten.“

„Eure Herrlichkeit belohnen mich mehr, als ich es verdiene!“

V.

Als Sir William Humphreys nach Hause zurückkehrte, gab er den Auftrag, Mr. Smith, den er so genau beschrieb, daß ihn der Thürsteher augenblicklich erkennen mußte, stets den Eintritt in das Haus zu gestatten, auch verständigte er den Kammerdiener, damit der beschriebene Herr zu jeder Zeit bei ihm ungehindert aus und ein gehen könne.

Lady Humphreys machte der Gatte über die Schritte, die er unternommen, insoweit Mittheilung, als er es für nothwendig und nützlich hielt. Die Lady erklärte sich mit Allem einverstanden, was ihr Gatte unternähme. Nebenbei warf sie die Frage hin:

„Sir Richard Steele, war er der Erfinder des feinen Scherzes oder nur der dienstfertige Bote und bereitwillige Vermittler des sauberen Geschäftes?"

„Ich habe vergessen, darnach zu fragen," sagte der Lord-Mayor.

„Ich begreife nicht, Sir William, daß Sie sich so sehr der Aufregung hingeben, da es sich doch nur um mich handelt."

„Um Sie, nur um Sie! Wenn die Niederträchtigkeit gegen mich angezettelt worden wäre, würde ich sie ganz einfach ignorirt haben. Aber gegen Sie, eine Dame, meine Gemahlin, das ist es, was mich empört, da kann ich nicht ruhig bleiben!"

„Es freut mich, daß Sie über Mittel und Wege nachgedacht haben, die Spötter zu bestrafen. Diese verdienten eine Züchtigung. Sie könnten, mein Gemahl, was Sir Richard Steele anbelangt, den von Ihnen herstammenden Witz: ‚Seine Pferde stürzen und seine Schauspieler fallen durch', in weiteren Kreisen bekannt machen lassen."

„Es wird geschehen," antwortete der Lord-Mayor, der sich im Augenblicke nicht Rechenschaft darüber geben konnte, ob er wirklich selbst der Autor der boshaften Bemerkung gewesen sei. Indessen, seine Gemahlin hatte es gesagt, und er setzte volles Vertrauen in jede Bemerkung, die sie aussprach. Jedenfalls hatte er wieder einen Beitrag für Mr. Smith. Sir William Humphreys ertappte sich dabei, jetzt fast an gar nichts Anderes zu denken, als Stoff für den Pamphletisten zu sammeln. Er, der größte Gegner der Colporteure, war selbst Pamphletist geworden, mindestens Mitarbeiter eines solchen Blattes! Die Unzufriedenheit mit sich, die er empfand, wurde übrigens bereits durch die Freude, sich an seinen Feinden rächen zu können, überboten. Darum also hatten er und seine Partei so sehr für den neuen König gearbeitet, daß Unmoralität und Uebermuth in der englischen Gesellschaft sich einnisten sollten? Es kam ihm vor, als wäre London ein Haus und als hätte dieses Haus einen Riß von oben bis unten erlitten. Diese Fremden! Er schwur bei sich, ihnen seinen ganzen Haß zu widmen und nicht früher zu ruhen, bis die Schmarotzer aus den vereinigten drei Königreichen wieder verschwunden sein würden.

Diese Erwägungen hatten bewirkt, daß Sir William Humphreys einige Zeit hindurch schwieg. Die Lady beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen und sagte, als Sir William wieder zu ihr emporblickte:

„Darf ich fragen, welcher Tag für die Aufwartung, die ich der Prinzessin von Wales zu machen habe, bestimmt ist? Ich denke, Sie haben die Güte gehabt, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Das auch noch!" dachte der Lord-Mayor bei sich, antwortete aber: „Gewiß, der Besuch, den die Lady-Mayoreß der Prinzessin von Wales zu

machen hat, soll heute über acht Tage stattfinden. Das Ceremoniell ist genau festgestellt und ich hoffe, es werde sich Alles in herkömmlicher Weise vollziehen."

„Wollen Sie die Güte haben, mir das Programm mitzutheilen?"

„Ich werde Ihnen morgen eine Abschrift desselben durch meinen Secretär überreichen lassen."

„Sie wissen doch, daß eines der Vorrechte des Lord-Mayors darin besteht, daß seine Gemahlin bei den Empfängen durch die Königin oder die neue Prinzessin von Wales von den hohen Damen geküßt wird. Die Lady-Mayoreß ist bei solchen Anlässen die weibliche Hälfte des Lord-Mayors, also ebenfalls die Repräsentantin der Stadt London. Indem man die Lady-Mayoreß fast schwesterlich küßt, erweist man dem Lord-Mayor die höchste Ehre, die einem Bürger Englands zu Theil werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie, Ihrer Stellung gemäß, auch diesmal handeln werden, wie es die Würde und Ehre der Stadt erfordert, deren Wohl Ihnen anvertraut ist. Sie haben sicherlich bereits Sorge dafür getragen, die Gewißheit zu erlangen, daß die Prinzessin von Wales bei der Vorstellung mich küsse?"

„Das ist ja selbstverständlich."

„Ich freue mich, daß unsere Ansichten auch in dieser Angelegenheit übereinstimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, wenn ich bei Hofe erscheine, die Prinzessin in dem Augenblicke, wo sie mich küssen wird, nicht in die Lage gerathen dürfte zu sagen, daß Sie sich für öffentliche Feste eine Gemahlin ausleihen müssen!"

Diese Worte versetzten Sir William Humphreys wieder in so große Aufregung, als ob die Beleidigung, welche seiner Gemahlin widerfahren war, eben erst vorgefallen sei. Er nahm von der Lady Abschied und sandte nach Mr. Smith. Sir William Humphreys fühlte sich machtlos in dieser schwierigen, ganz ungewohnten Lage. Im offenen ehrlichen Kampfe, in öffentlicher Berathung, in Volksversammlungen, im Streite gegen Einzelne oder gegen die Menge, da war er, der Mann, an seinem Platze, da wußte er durch Reden, durch Gründe, durch seinen Ruf, durch sein ganzes Wesen Eindruck zu machen, die Freunde enger um sich zu schaaren, die Gegner zu überzeugen und bei der Abstimmung zu siegen oder zu fallen, aber unfaßbaren, unsichtbaren Elementen gegenüber fühlte er sich wehrlos. Hier bedurfte er des Rathes, der Hilfe eines Menschen, der für ihn dachte, für ihn handelte, und dieser Mensch war Mr. Smith. Er sandte einen vertrauten Diener in die Taverne zur „rothen Kreide". Nicht lange Zeit darnach trat der Pamphletist lächelnd ein. Er zog aus einer seiner Taschen den Abzug des Artikels, der am nächsten Tage erscheinen sollte, und unterbreitete ihn dem Lord-Mayor. Dieser las.

Sein Antlitz strahlte vor Freude.

„Gut, sehr gut, vortrefflich! Das sitzt, das beißt, das bohrt sich ein! Ganz ausgezeichnet haben Sie das gemacht! Ich gratulire!"

„Ich danke Ihnen!"

„Sie werden aber Ihr Wort halten, Sie werden mich nicht verrathen?"

„Gewiß nicht!"

„Hier habe ich wieder einige kleine Mittheilungen zu Papier gebracht, einige Bemerkungen, welche Sir Richard Steele betreffen, den Oberintendanten der Hofstallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Wer mit Comödianten umgeht, wird selbst Comödiant. Das hat der Mann bewiesen, und vorlaute Comödianten zu züchtigen ist ein gutes Werk! Sind Sie einverstanden mit mir, Mr. Smith?"

„Vollkommen, Euere Herrlichkeit! Ich danke für Ihre Mittheilungen," sagte der Pamphletist, während er gierig die Notizen überflog, die ihm der Lord-Mayor überreicht hatte. „Da habe ich ja ein Honorar, das für einige Tage ausreicht."

VI.

Das Erscheinen der nächsten Nummer der Zeitschrift der „Gute Ruf" war für London ein kleines Ereigniß. Was bis dahin nur Wenige wußten und einander nur heimlich zuzulispeln wagten, war nun offenkundig geworden. Der König und das Fräulein Ermengarde Melusine von Schulenburg waren in Aller Munde. Der Hof, der Adel, die Bürgerschaft, kurz die ganze Londoner Welt wurde durch das kleine Blatt Papier in Aufregung gebracht. Dieses ging von Hand zu Hand. Die Pressen konnten kaum genug Exemplare liefern und Mr. Smiths Cassirer schien gar nicht darauf vorbereitet zu sein die eingehenden Summen sicher unterzubringen. Einerseits Schadenfreude, Entrüstung bei Anderen war das Resultat. Der König gerieth in Empörung, Fräulein von Schulenburg weinte und erschien einige Tage nicht in der Oeffentlichkeit. Der Prinz von Wales ging unmuthig in seinen Gemächern auf und ab und die Prinzessin, so ruhig, still, sanft und gelassen sie sich sonst gab, vermochte den Schmerz über die tiefe Kränkung kaum zu verbergen. Aus den ruhigen deutschen Verhältnissen in das wogende öffentliche Leben Londons rasch versetzt, hatte sie sich noch nicht mit der Unempfindlichkeit gewaffnet, welche Angriffe manchmal Jenem verleihen, der denselben längere Zeit hindurch ausgesetzt ist.

Die große Aufregung dauerte an und wurde noch vermehrt, als am nächsten und zweitnächsten Tage offen oder in Anspielungen fortgesetzt Verhältnisse des Hofes und des hannoverschen Gefolges enthüllt wurden. Ein wahrer Hagel von Anekdoten und pikanten Notizen rasselte auf den königlichen Palast nieder. Fast Niemand in demselben war verschont geblieben. Am ärgsten wurde außer Fräulein Ermengarde Melusine von Schulenburg der Oberintendant der Hofstallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs, Sir Richard Steele, mitgenommen. Dem Spotte über Pferde und Schauspiele,

war eine Reihe ähnlicher Bemerkungen beigefügt, wie, daß er die Künstler gleich Pferden behandle; daß der älteste Kutscher im Marstalle besser bezahlt werde als der junge Dichter, dessen Geistesarbeit dem Theater das Leben einhauche u. s. w.

Sir Richard Steele, dessen Verbindung mit Mr. Smith in Hofkreisen bekannt war, wurde bestürmt und beschworen, den Pamphletisten aufzusuchen, um den Namen desjenigen zu erfahren, welcher dem boshaften kleinen Manne die Geheimnisse des Hofes und Hofstaates verrathen habe; denn Alles war wahr, was in dem Blatte der „Gute Ruf" die Hofleute in so üble Lage brachte. Allein Mr. Smith blieb standhaft. Er verweigerte jede Auskunft und wies glänzende Anerbietungen jeder Art zurück. Man hatte einen leichten Verdacht, daß der Lord-Mayor nicht ganz unbetheiligt an den Angriffen sei, daß er sich, gereizt durch den Spott, welchen man über ihn und seine Frau ausgegossen, gerächt habe, allein Gewißheit vermochte man sich nicht zu verschaffen. Einen Proceß anzustrengen war nicht rathsam, denn die öffentliche Verhandlung hätte den Scandal nur noch vergrößert. Man war also absolut rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen. Der Ceremonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommendes Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge eines Complottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin, in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auftrag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte, im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzusehr angestrengt war, hatte seinem Secretär ausführlich mitgetheilt, was man verlange. Dieser ließ sich genau die Vorgänge schildern. Es war ihm, dem Bühnen-Autor, auch etwas eingefallen, er meinte, daß man sich an dem Lord-Mayor am besten dadurch räche, wenn man die Lady-Mayoreß von Neuem beleidige. Man könne zum Beispiel sagen: „Es sei nicht wahr, daß der Lord-Mayor sich die Dame ausgeliehen, sonst hätte er sich eine schönere ausgesucht!" Der Oberintendant der Hofschauspiele eilte mit diesem geistigen Funde in die Kammer und theilte, wie er sagte, in den Hauptumrissen seinen Plan mit.

Der anwesende Ceremonienmeister, der eben erst von seinem Secretär

sich das Programm für den Empfang der Lady-Mayoreß hatte überreichen lassen, rief:

„Nein! Das ist unser unwürdig. Ich kenne ein anderes Mittel, durch welches man Lady Humphreys auf das tödtlichste treffen kann."

„Lassen Sie hören, lassen Sie hören," tönte ihm entgegen.

„Die Lady-Mayoreß wird nächster Tage von der Prinzessin von Wales empfangen werden. Es ist hergebrachte Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die erste Dame des Hofes die Gemahlin des Lord-Mayors von London küsse. Nun denn, der Gemahlin eines Mannes, welcher den Hof auf so unwürdige Art verleumden läßt, soll eine solche Ehre nicht zu Theil werden; die Prinzessin von Wales darf Lady Humphreys nicht küssen!"

„Vortrefflich! Ausgezeichnet!" rief man.

„Aber wenn es hergebrachte Sitte ist, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London in solcher Art auszeichnet, wie kann sie es unterlassen, in diesem Falle Lady Humphreys zu küssen?" wurde von Einzelnen eingewendet.

„Das lassen Sie meine Sorge sein!" sagte der Ceremonienmeister und begab sich in sein Bureau. Dort angelangt, ließ er sogleich seinen Secretär zu sich bitten. Er setzte ihm den Fall auseinander und beauftragte ihn, Studien in den Archiven zu machen, ob bereits Fälle vorgekommen seien, daß eine Königin oder Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt hätte. „Aber ich bitte Sie, rasch Ihre Studien zu vollenden," sagte der Ceremonienmeister, „die Zeit drängt, der Entschluß muß bald gefaßt werden. Wenn es nöthig sein sollte, verwenden Sie Tag und Nacht zu der Arbeit. Bitte, keine Einwendungen! Ich bedaure unendlich, daß ich nicht selbst die Archive durchforschen kann, denn ich bin zu sehr mit Arbeit überbürdet. Ich ertheile Ihnen in diesem besonderen Falle die Erlaubniß, Ihr Bett nach dem Palaste in das neben Ihrem Bureau befindliche Zimmer bringen zu lassen, damit Sie einige Stunden hindurch der Nachtruhe pflegen können. Auch werde ich den Befehl ertheilen, daß Sie die Mahlzeiten aus der königlichen Küche erhalten."

Der Secretär verbeugte sich und meinte in seinem Innern: Ein außerordentliches Honorar für die außerordentliche Bemühung hätte von Seite des Ceremonienmeisters wohl beigefügt werden können. Allein Secretäre dürfen nie einen Widerspruch wagen, und so zog sich der arme Mann mit seiner Aufgabe zurück, die ihn nicht außerordentlich drückte. Er war genau in der Chronik des Hofes bewandert und hätte jetzt bereits dem Ceremonienmeister eine Antwort geben können; allein er würde nur seinem Ansehen geschadet haben, denn je längere Zeit er anscheinend der ihm übertragenen Mission widmete, desto mehr, wußte er, würde er in der Achtung seines Vorgesetzten steigen.

Hatte den Lord-Mayor von London gleich bei Beginn der Unterredung mit dem Ceremonienmeister dessen Benehmen befremdet, so wurde er im

Verlaufe des Gespräches noch betroffener. Der Ceremonienmeister lenkte das Gespräch fortwährend von der Hauptsache ab, gab auf alle Fragen ausweichende Antworten und endlich festgehalten und gezwungen, eine bestimmte Auskunft zu ertheilen, sagte er: Er bedaure, dem Lord-Mayor mittheilen zu müssen, daß die Frage, ob die Lady-Mayoreß von der Prinzessin von Wales bei dem Empfange geküßt werden solle oder nicht, noch nicht entschieden sei. Es hätten sich Bedenken und Schwierigkeiten ergeben. Es sei behauptet worden, daß die Gnade des ertheilten Kusses in einzelnen Fällen einer oder der anderen Lady-Mayoreß von London nicht zu Theil geworden sei. Es könne daher keine endgültige Antwort ertheilt werden, ehe nicht die Angelegenheit gründlich untersucht worden wäre.

„Ah!" sagte Sir William Humphreys. „Meine Gemahlin soll also nicht geküßt werden?"

„Das will ich nicht gesagt haben. Es ist ebenso möglich, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß küßt, als daß sie dieselbe nicht küßt."

„Wann werde ich Nachricht von dem gefaßten Beschlusse erhalten?"

„Bis es durch das Studium der Archive genau festgestellt sein wird, ob sich die Prinzessin von Wales einer Regel zu fügen habe, ob die einzelnen Fälle, in welchen die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt worden ist, dem Zufalle zuzuschreiben seien, oder ob es von dem Belieben der Damen des königlichen Hofes abhänge, der Lady-Mayoreß einen Kuß zu verabfolgen oder nicht."

„Darf ich um einen bestimmten Termin bitten?"

„Wollen Sie nach zwei Tagen mir das Vergnügen bereiten, hier zu erscheinen?"

„Ich danke, Mylord, ich werde erscheinen."

Sir William Humphreys eilte nach Hause. Er kannte sich selbst nicht mehr. Der sonst so ruhige Mann war jetzt die Unruhe selbst. Er war in einen Wirbel von Empfindungen gerathen. Als er bei seiner Gemahlin eintrat, sah diese auf den ersten Blick, daß eine schlimme Botschaft drohe.

„Was ist vorgefallen?" fragte sie.

„Mr. Smith, Mr. Smith! Verzeihen Sie, der Gedanke an den Mann quält mich unaufhörlich! . . . Ich komme soeben aus dem königlichen Schlosse, wo man etwas Unerhörtes gegen uns plant, einen tödtlichen Streich nach unseren Häuptern führt. Ich erkenne die böse Absicht. Man will es dahin bringen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küßt."

Die kühle Ruhe der Lady Humphreys verflog bei diesen Worten wie ein Wassertropfen, der auf glühendes Eisen fällt. Sie sprang auf und rief:

„Was, die Prinzessin von Wales will mich nicht küssen? Sie muß mich küssen, sie muß mich küssen!"

„Das sage ich auch," meinte der Lord-Mayor. „Die Prinzessin

von Wales muß meine Frau küssen! Das lasse ich mir nicht bieten! Soll das der Lohn für die Dienste sein, die ich geleistet habe? Wer mich ehren will, muß meine Gemahlin ehren; wer meine Gemahlin beschimpft, beleidigt mich tödtlich!"

Lady Humphreys wollte erwidern: „Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden." Allein sie brachte die Antwort nicht über ihre Lippen. Sie war aus ihrer herkömmlichen Art geworfen worden und wiederholte nur fortwährend die Worte: „Sie muß mich küssen! Lassen Sie nach Mr. Smith senden!"

„Mr. Smith? Sie haben Recht."

Der Lord-Mayor von London sandte nach dem Pamphletisten, der sein geheimer Rath, sein zweites Ich geworden war. Doch dieser war trotz seines Scharfsinnes und seiner ausgebildeten vielseitigen Bosheit nicht im Stande, sogleich Rath zu ertheilen. Er war wie alle Journalisten einseitig. Die Erfindungsgabe derselben liegt nur in dem Kreise kleinerer oder größerer Bosheiten. Sie verstehen es, zu ärgern, zu kränken, aber einen verwirrten Knoten zu entwirren, oder an der Hand ausgebreiteter, vielseitiger Kenntnisse Neues zu ersinnen, ist ihnen selten gegeben. Der Rath des Mr. Smith bestand daher nur darin, daß er den Lord-Mayor anspornte, die Hofkreise von Neuem durch pikante Enthüllungen zu verletzen.

„Das würde Alles verderben, die Hofkreise nur noch mehr gegen uns erbittern!" rief der Lord-Mayor. „Wir würden gefährden, was wir erreichen wollen. Die Prinzessin von Wales würde meine Gemahlin nie küssen, wenn ich den Prinzen von Wales oder sie selbst verletzte, das heißt, wenn Sie die Herrschaften neuerdings angriffen."

„Mit Vergunst, Euer Herrlichkeit! Sie kennen die Welt und die Zeit nicht vollständig. Was man nicht erbitten kann, vermag man zu ertrotzen. Was Einem nicht freiwillig gewährt wird, erzwingt man. Wenn man nicht geliebt wird, muß man sich gefürchtet machen. Gefürchtet sein, heißt mächtig sein!"

„Ich muß geküßt werden, ich muß geküßt werden!" rief die Lady-Mayoreß, in deren Gegenwart die Unterredung Sir William Humphreys mit Mr. Smith stattfand. „Mr. Smith hat vollkommen Recht!"

Der Lord-Mayor, der seine ruhige Ueberlegung verloren hatte, gab sich den Scheingründen des Journalisten gefangen und erzählte diesem Alles, was er von dem Prinzen von Wales und dessen Gemahlin wußte. Die Prinzessin verhalte sich stets ruhig, duldsam, gelassen, freundlich und liebenswürdig gegen ihren Gemahl, dem sie anscheinend seinen eigenen Willen lasse, aber der Prinz von Wales, welcher seiner Meinung nach stets thue, was er wolle, werde von ihr gelenkt wie eine Marionette.

Der Lord-Mayor hätte bei diesen Worten bemerken können, daß seine eigene Gemahlin sich verlegen abwandte, allein er war so sehr bei der Sache,

daß er nur die dunklen Augen des kleinen, boshaft lächelnden Journalisten sah, oder nach dessen schreibfertigen Fingern blickte.

„Und der Prinz von Wales? . . .“ rief blinzelnd aufblickend Mr. Smith.

„Der Prinz von Wales ist die Pedanterie und Goldliebe selbst. Der Mann ist eine lebendige Uhr oder vielmehr der Sclave seiner Uhr. Die Uhr ist ihm Alles, die genaue Zeiteintheilung sein Leben! Man erzählt, daß er eines Tages vor der Thüre einer Dame, für die er große Zuneigung fühlte, die Uhr in der Hand, so lange gestanden sei, bis der Minutenzeiger genau auf ein Haar die Zeit bestimmte, welche er für seinen Besuch angegeben hatte. Dieselbe Dame, welche in Folge dringender Bitten dem Prinzen einen Besuch zugesagt hatte, fand denselben vor einem Tische, auf dem sich eine Schüssel mit Goldstücken gefüllt, befand. Der Prinz hatte die Hemdärmel aufgestreckt und wühlte, unbekümmert um die erschienene Dame, im Golde. ‚Wenn Sie nicht aufhören, königliche Hoheit, werde ich mich augenblicklich entfernen!‘ sagte die Dame. Nur durch den entschiedenen Entschluß der Dame, ihn zu verlassen, ließ sich der Prinz bestimmen, vom Golde zu lassen und die Unterhaltung mit der Lady aufzunehmen.“

Anekdoten dieser Art erzählte der Lord-Mayor in Menge, während die Lady-Mayoreß hin und her schritt, sich mit dem Fächer hastig Kühlung zufächelte und manchmal Bewegungen machte, als ob sie die Schleppe, durch welche sie bei dem Umzuge sich so sehr bemerkbar gemacht hatte, noch trüge.

„Mr. Smith hat Recht,“ sagte sie. „Und ich sehe, daß Sie mich lieben, mein Gemahl. Das wird wirken, das muß wirken! Die Prinzessin von Wales muß mich küssen!“

VII.

Das Pamphlet erschien und die Wirkung desselben überbot noch jene der früheren Flugblätter. Allein die von dem Pamphletisten, dem Lord-Mayor und der Lady-Mayoreß beabsichtigte Wirkung stellte sich nicht ein. Im Gegentheil, der Hof war noch mehr erbittert. Die hannoverschen Herren und Damen triumphirten und schürten das Feuer. Selbst die sonst so ruhige Prinzessin von Wales in Erbitterung zu setzen war ihnen gelungen und da der Secretär des Ceremonienmeisters seine Arbeit beendet hatte und dieselbe in dem Sinne der Hofkreise ausgefallen war, wurde beschlossen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küssen solle.

Diese Nachricht erhielt der Lady-Mayor, als er bei dem Ceremonienmeister erschien. Er wurde von ihr getroffen, als ob ein Beil auf seinen Nacken niedergefallen wäre. Er schwieg einige Zeit hindurch und raffte sich endlich zu der Frage auf:

„Wie will man diese Beleidigung für mich und meine Gemahlin begründen?“

„Ich bitte," sagte der Ceremonienmeister, „eine Beleidigung ist durchaus nicht beabsichtigt. Ich bitte in diese Abschriften Einsicht zu nehmen. Sie werden daraus ersehen, daß die Königin von England und die Prinzessin von Wales nicht zu allen Zeiten und nicht bei jeder Gelegenheit die Gemahlin des Lord-Mayors von London geküßt haben. Der letzte Fall, der treu und sorgsam in die Annalen des Hofes eingetragen worden ist, kam vor noch nicht allzulanger Zeit vor. Ihre Majestät die Königin Anna hat bei einer Gala in der City die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt und so wird denn Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales auch Lady Humphreys nicht küssen."

Sir William Humphreys verließ, ein gebeugter und gebrochener Mann, den Palast. Als loyaler Unterthan mochte er nicht zur Rebellion, wenn auch nur in dem kleinen Kreise, in welchem sich die strittige Frage bewegte, schreiten. Den Gedanken, daß die Lady-Mayoreß von London verweigere, vor der Prinzessin von Wales zu erscheinen, vermochte er nicht zu fassen.

Als er zu Hause angelangt war und seine Gemahlin in ihrer Aufregung ausrief: „Wenn man mich nicht küssen will, so soll man mich auch nicht sehen! Ich werde mit keinem Schritte den Palast betreten!" überkam ihn das volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Stellung. Die Mannes-würde erwachte in ihm und er hatte plötzlich die Ruhe, durch welche er sich einst ausgezeichnet, wieder gefunden. Er dachte nicht mehr an Mr. Smith, nicht an die Empfindungen seiner Gemahlin, er unterdrückte alle Bitterkeit, welche seinen Busen füllte, und sprach:

„Kein Wort weiter über die Kußfrage, liebe Frau! Die Entscheidung des Hofes ist gefällt. Das Herkommen ist gegen uns. Wir müssen uns beugen, wir müssen uns fügen. Gesetz und Gesetzlichkeit vor Allem. Meine Aufgabe ist es, das Recht hochzuhalten. Wir werden Unrecht nicht leiden, aber auch nichts unternehmen, was uns den Vorwurf zuziehen könnte, daß wir Unrecht gethan. Sie werden die Güte haben, sogleich alle Anstalten zu treffen, um an dem bestimmten Tage vor der Prinzessin von Wales zu erscheinen. So glänzend als möglich, aber ich bitte Mylady, auch so würdig als möglich! Mir will es vorkommen . . . Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Der Ehrgeiz, welcher die Hochgestellten und Mächtigen manchmal weitertreibt, als ihnen selbst lieb ist, hat uns, wie ich glaube, einen schlimmen Streich gespielt. Diesem soll kein zweiter folgen!"

So kam es denn, daß die Lady-Mayoreß mit vollem Pompe in den königlichen Palast fuhr, dort ihrem Range gemäß empfangen wurde, sich vor der Prinzessin von Wales tief verbeugte, von dieser mit einigen freundlichen Worten ausgezeichnet wurde, sich ernst und würdig benahm und wie sie gekommen, zurück nach ihrem Hause begab.

Die Prinzessin von Wales hatte ihrer Umgebung aufgetragen, während des Empfanges den vollen Ernst und die Würde des Hofes aufrecht zu er-

halten und nicht durch ein einziges Kräuseln der Lippen die gekränkte und gedemüthigte Lady-Mayoreß neuerdings zu verletzen.

In den Abendstunden, nachdem die Lady-Mayoreß sich von den Mühen des Tages erholt und ihre innere Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte, fuhr eine Equipage an ihrem Hause vor. Der gravitätische Kammerdiener trat eiliger, als es seine Gewohnheit war, in den Salon und meldete:

„Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales läßt anfragen, ob die Lady-Mayoreß von London sie empfangen wolle?"

Die Lord-Mayoreß sprang auf und eilte rasch durch die Vorgemächer, dann über die Treppe hinab. Der Kammerdiener war an den Wagen der Prinzessin von Wales getreten und hatte gemeldet, daß es der Dame des Hauses zu großer Ehre gereichen werde, wenn die Prinzessin demselben die Auszeichnung erweisen wolle, einzutreten.

Die Prinzessin von Wales, eine liebenswürdige schöne Frau in den besten Jahren, reichte huldvoll lächelnd der Lady-Mayoreß die Hand, verfügte sich an ihrer Seite in den Salon und sprach mit Lady Humphreys in der anmuthigsten Art. Sie bedauerte, daß sie den Lord-Mayor nicht getroffen habe, und bat die Lady-Mayoreß, deren Kinder herbeirufen zu lassen. Sie machte, als dieselben, frische, gesunde, schöne Knaben, erschienen waren, der Lady Complimente über die kleine Schaar, welche das Haus mit gesundem, fröhlichem Leben erfülle.

Die Prinzessin von Wales erhob sich, um Abschied zu nehmen, und als Lady Humphreys sich tief verbeugte und, beglückt und gerührt, ihr die Hand küßte, küßte die Prinzessin die Lady-Mayoreß auf die Stirne.

Als der Lord-Mayor von London nach Hause kam, fand er dasselbe in Aufruhr, von heller Freude erfüllt. Lady Humphreys erzählte ihm den sie und sicherlich auch ihn, wie sie sagte, befriedigenden Vorfall und rief am Schlusse ihres Berichtes triumphirend aus: „Und sie hat mich doch geküßt!"

„Aber Niemandem gegenüber ein Wort davon!" sagte der Lord-Mayor.

„Es soll nicht einmal," schloß Lady Humphreys lächelnd, „Mr. Smith die Begebenheit erfahren!"

Jules Verne.

Von

Ch. Seignobos.

— Paris. —

Kürzlich begleitete Alles, was Paris in der Welt der Politik, der Schriftsteller und Künstler Ausgezeichnetes besitzt, einen Mann zu seiner letzten Ruhestätte, der sich einst durch seine Theilnahme an den Parteikämpfen, zugleich mit Thiers, Girardin, Victor Hugo im Jahre 1852 die Ehre der Proscription zugezogen, der jedoch als er starb, nur Bedauern zurückließ und an seinem Grabe Beweise allgemeiner Sympathie fand.

Dieser Todte, für den (ein höchst seltenes Ereigniß!) die gesammte Presse nur Lobeserhebungen hatte, war Jules Hetzel, ein Journalist und Schriftsteller, der im Jahre 1848 Generalsecretär der republikanischen Bewegung war.

Bei seinem Tode war der Politiker vergessen, kaum erinnerte man sich noch der ersten Werke des Schriftstellers, aber jeder begrüßte in ihm den Gründer und geistigen Urheber der vorzüglichen Zeitschrift „Le Magasin d'éducation", das zwanzig Jahre lang zugleich Eltern und Kinder entzückt hat.

Und indem man sich in Gedanken zurückversetzte, überschaute man das, was den unvergleichlichen Erfolg dieser Sammlung herbeigeführt: die entzückenden Illustrationen Fröhlichs, welche mit so vieler Natürlichkeit und zugleich Feinheit die naive Grazie und den unwiderstehlichen Reiz der Kindheit wiedergeben, die humoristischen, geistreichen und zugleich gefühlvollen Artikel Hetzels selbst, der sich unter dem Pseudonym Stahl verbarg, die zugleich klaren und anziehenden Lectionen Macés über Naturgeschichte, Physiologie, Arithmetik, die in so angenehmer Weise in amüsante Erzählungen gekleidet sind, vor allem aber erinnerte man sich der wunderbaren Erzählungen von Jules

Verne, denen eine unerschöpfliche Einbildungskraft immer neue interessante Elemente verlieh und die seit so vielen Jahren den Hauptreiz des Magasin d'éducation bilden.

Diejenigen, welche diese Erzählungen kennen, haben sie wiederlesen wollen; die anderen, die sehr viel weniger zahlreich sind, haben sie kennen lernen wollen, und so sind die Werke Jules Vernes heute in allen Händen.

Durch einen sonderbaren Zufall lenkte zu derselben Zeit ein Ereigniß, das tragisch hätte enden können, die Aufmerksamkeit noch mehr auf den berühmten Schriftsteller; man erfuhr plötzlich, daß, als er eines Tages in Amiens, seinem gewöhnlichen Wohnorte, nach Hause zurückkehrte, ein von Wahnsinn befallener Neffe einen Revolverschuß auf ihn abgefeuert hatte. Die Kugel hatte ihn so stark am Bein verwundet, daß er lange Zeit das Bett hüten mußte. Seit der Zeit sieht man Jules Vernes Bild am Ehrenplatze in allen Buchhändlerschaufenstern, bei allen Journal- und Kunsthändlern und Photographen.

In einem solchen Augenblick scheint es auch für uns von großem Interesse zu sein, die Werke dieses Autors, deren zahllose Auflagen Zeugniß ablegen für ihren dauernden und universellen Erfolg, zu studiren.

Jules Verne ist in der verschiedensten und widersprechendsten Weise beurtheilt worden.

Als die Académie française im Jahre 1872 seine „Voyages extraordinaires" krönte, sagte Potin, ein Mitglied des Instituts und ausgezeichneter Professor an der Sorbonne, indem er von diesem Buche sprach: „Die in den Feenmärchen verwendeten Wunder werden durch eine wunderbare Neuheit ersetzt, zu denen die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft das Material liefern. Das geschickt erregte und unterhaltene Interesse wird im Dienste der Erziehung verwendet. Mit dem Vergnügen gelernt zu haben, trägt man auch den Wunsch nach Wissen, die Wißbegierde, aus ihrer Lectüre davon."

Andererseits schreibt Zola in einem Artikel über die zeitgenössischen Romanschriftsteller über Jules Verne: „Dieser schreibt nicht gerade Romane, er macht aus der Wissenschaft ein Drama, schwingt sich zu phantastischen Einbildungen auf, indem er sich dabei auf neue, wissenschaftliche Errungenschaften stützt. Es sind aber doch Romane und noch viel abenteuerlichere und phantastischere als unsere."

Der öffentliche Geschmack ist dieser Populariſirung der Wissenschaft hold. Ich will hier nicht über das Genre streiten, das nach meiner Ansicht die Kenntnisse der Kinder verfälscht; ich für meinen Theil ziehe den kleinen Däumling und Dornröschen vor. Aber ich muß nothgedrungen den geradezu überraschenden Erfolg zugeben. Jules Verne ist augenblicklich wohl der Schriftsteller, dessen Werke am meisten in Frankreich gekauft werden. Jedes seiner Bücher: „Fünf Wochen im Ballon", „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen", „Die Kinder des Capitän Grant" und andere sind zu hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden. Sie sind in den Händen aller Kinder, in allen Familien-Bibliotheken haben sie einen bevorzugten Platz, darum ist der ungeheure Absatz auch erklärlich. Das ist übrigens von gar

keiner Bedeutung in der heutigen, literarischen Bewegung. Fibeln und Katechismen erreichen ebenfalls einen großen Umsatz.

Der letzte Ausspruch ist hart: fühlt man sich aber nicht ein wenig von Bitterkeit durchdrungen, wenn man diesen Wettstreit um die Zahl der Auflagen sieht?

Wie dem auch sei, die nähere Untersuchung der Werke selbst wird uns über die Richtigkeit dieses Urtheils aufklären.

I.

Jules Verne ist am 8. Februar 1828 zu Nantes geboren, steht also im 59. Jahre. Seine Kindheit, seine Jugend sind durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Nachdem er seine klassischen Studien im Collège seiner Vaterstadt absolvirt hatte, kam er wie viele junge Leute aus dem wohlhabenden Bürgerstande nach Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden, und besuchte die Vorlesungen an der Ecole de droit ebenso wie die an der Sorbonne und dem Collège de France.

Aus diesen, im Fluge erhaschten Stunden bei den berühmten Professoren der wissenschaftlichen Facultät schöpfte er die allgemeinen wissenschaftlichen Kenntnisse, die in seinen verschieden Werken den Canevas bildeten, auf dem seine Phantasie Muster stickte.

Diese Einbildungskraft, seine Haupteigenschaft, ließ den jungen Studenten sich auch nicht zu lange Zeit in juridische Studien und in die weisen Commentare der Pandekten und den Code Civile versenken, sondern riß ihn bald zur literarischen Thätigkeit hin.

Verne fühlte sich zuerst vom Theater angezogen, zu dem er übrigens verschiedene Male zurückgekehrt ist und welches er nie vollständig aufgegeben hat. Diese Wahl wird keinen seiner Leser in Erstaunen versetzen, wenn sie an das dramatische Gefühl denken, das in allen seinen Werken herrscht, an den geistvollen ergreifenden Ton der Gespräche, welche einen der Hauptreize bilden, an die Kunst der Inscenirung, die auf jeder Seite durchbricht, und endlich auch an sein Talent, interessante Personen zu schaffen, die in allen Lagen und Fährlichkeiten ihren Charakter bewahren.

Wie alle jungen Leute begann Jules Verne damit, Verse zu schreiben. Sein erstes Werk war ein Lustspiel in einem Act „Sailles rompues“, welches 1850 im Vaudeville aufgeführt wurde. Er war damals 22 Jahre alt, und in diesem Alter schon ein Stück auf einem der Haupttheater in Paris aufführen zu sehen, ist gewiß ein ungewöhnliches Glück.

Diesem Debüt folgten mehrere Librettos zu komischen Opern: Colin Maillard mit Michel Carré 1851, Les Compagnons de la mezzolaine 1855, l'Auberge des Ardennes 1860.

Ein Opernlibretto erhält seinen Werth erst durch die begleitende Musik, Vernes Librettos hatten nur einen Achtungserfolg, der seinen Namen nicht hervorhob. Noch hatte er seine rechte Bahn nicht gefunden.

Um diese Zeit hatte die Amnestie, welche dem italienischen Kriege folgte, einem Verbannten von 1851 die Thore Frankreichs wieder geöffnet, und als er in sein Heimatland zurückgekehrt war, verzichtete er gänzlich auf die Theilnahme an der Politik, um sich ganz seinem Berufe, dem Buchverlage, zu widmen. Dieser Verbannte war Hetzel, von dem wir am Anfange dieser Studie gesprochen haben.

Kaum war er nach Paris zurückgekehrt, so bemerkte er eine Lücke in der französischen Literatur, und daß ein zahlreicher, interessanter Theil des lesenden Publikums, nämlich der jüngste, in der damaligen Literatur keine zugleich lehrreiche und unterhaltende Geistesnahrung fand, die sowohl seinem Alter als seinem Geschmack entsprochen hätte.

Auf lange Zeit können Feenmärchen, das Entzücken der Kinderwelt, den Bedürfnissen einer Zeit nicht genügen, in der man schnell leben will und welche die Bücher wie Raum und Zeit verzehrt. Die Zahl der alten Erzählungen ist bald erschöpft und in einem von Natur skeptischen Lande, in dem nationale Sagen fast gänzlich fehlen, kann man nicht daran denken, neue zu schreiben, welche die Achtung vor der Tradition und den Sitten der Vergangenheit gegen eine geringschätzende Gleichgültigkeit schützen sollen.

Früher las man wenig und langsam, und las wiederholt; Robinson Crusoe, der Robinson Suisse und andere Werke dieses Genres genügten, um die jungen Geister mehrere Jahre lang zu beschäftigen. Dann schrieb man ihrem Verständniß angepaßte Geschichten, die nur kleine, moralische Romane waren, zugleich begannen die unendlichen Serien der abenteuerlichen Reisen Gustav Aymards, des Capitäns Mayne Reid, die zuerst zwar interessant waren, aber sich doch schließlich immer in demselben Kreise bewegten, und dieselben wenig verschiedenen Sujets fingen auch bald an, eine ermüdende Gleichgültigkeit hervorzurufen.

Für die Jugend wollte nun Hetzel ein Werk schaffen, das, von den ersten Pariser Künstlern illustrirt, die verschiedenen Arten von Werken, welche bis dahin die Gunst des kindlichen Publikums besessen, vereinigte und neue Elemente einführte, die daraus eine ganz originelle Schöpfung machten.

Da er wußte, daß die Liebe zum Wunderbaren dem Menschen besonders in seiner Kindheit angeboren ist, so wollte er diesem natürlichen Instinct Rechnung tragen und, ohne auf die phantastischen Ereignisse der Märchen zurückzukommen, wollte er die Wissenschaft amüsant, romanhaft und dramatisch machen. Er beauftragte also Jean Macé und Jules Verne, neue Mittel zu erfinden, um seine jungen Leser zu erobern.

Diese Schöpfung Hetzels war das Magasin d'éducation, das zuerst im Jahre 1862 erschien; hier wurden die meisten Werke Jules Vernes veröffentlicht und ganz besonders dasjenige, welches den Reigen eröffnete und seinen Ruf begründete, nämlich „Fünf Wochen im Ballon".

Der Autor und die Zeitschrift machten sich gegenseitig ein Vergnügen, Verne, indem er die Leser durch den Reiz seiner Erzählungen fesselte,

und das Magasin d'éducation, indem es den Namen eines bis dahin unbekannten Autors, der von nun an von dem Hetzels unzertrennlich ist, in ganz Frankreich, ja in der ganzen civilisirten Welt verkündete.

Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche für Jules Verne, er hat das ihm convenirende Genre gefunden, in dem er alle seine glänzendsten Eigenschaften entwickeln kann, und indem er zwanzig Jahre hindurch einen durchschlagenden, unerschöpflichen Erfolg hatte.

In mehr als einer Beziehung nähert er sich den früheren Jugendschriftstellern. Wie in manchen Reiseerzählungen führt er die Beschreibung eigenthümlicher oder unbekannter Länder, Völker, Thiere und Pflanzen ein, dramatische Abenteuer und Gefahren, denen die Helden seines Buches durch ihren Muth oder die Hülfsquellen einer erfinderischen Einbildungskraft entrinnen.

Wie in Robinson Crusoe und im Robinson Suisse zeigt er die menschliche Thätigkeit im Kampfe mit der materiellen Welt und läßt sie durch ausdauernde Energie über die zuerst unübersteiglich scheinenden Hindernisse triumphiren. In diesen älteren Erzählungen aber konnte der Mensch nur auf sich selbst zählen, er hatte sogar noch nicht einmal gelernt, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen und Dampf und Elektricität für den Hausgebrauch zu gewinnen. Heute ist das Gebiet ein viel größeres, und Jules Verne erzählt auf jeder Seite von Erfindungen, die tausend Mal erstaunlicher sind, als die aller Robinsons. Durch die Klarheit, Schnelligkeit und das Malerische seiner Erzählungen erinnert Verne an Alexander Dumas, dem er auch in Bezug auf den Schwung, die Heiterkeit und den Geist seiner Gespräche ähnelt, noch mehr aber nähert er sich ihm durch seine wunderbare Phantasie, die glänzendste, welche Frankreich seit dem Verfasser der „Drei Musketiere" und des „Grafen von Monte-Christo" hervorgebracht hat.

Durch gewisse Züge hat Verne auch eine entfernte Aehnlichkeit mit Edgar Poe; wie er, kam auch er dahin durch genaue, detaillirte Beschreibungen, durch scharfe, auf exacten Ziffern beruhende Rechnungen, durch physikalische oder chemische Theoreme den unmöglichsten Thatsachen, den phantastischesten Schöpfungen seiner fruchtbaren Einbildungskraft den Schein einer wissenschaftlichen Gewißheit zu verleihen. Gleich dem amerikanischen Schriftsteller verstand er es, den entscheidenden Punkt zu verhüllen, wo die Kette des wissenschaftlichen Raisonnements durch eine gewagte Hypothese oder die Anwendung einer Erfindung, deren Stunde noch nicht geschlagen hat, durchbrochen wird.

Ist dieser Punkt erst glücklich überwunden und den Blicken des durch das Interesse an der Erzählung absorbirten Lesers verschwunden, so verkettet und schließt sich das übrige auf die einfachste Weise an. Das erste Werk Jules Vernes dieser Art war: Cinq semaines en ballon und der getreue Typus fast aller folgenden. Indem wir dasselbe analysiren, geben wir unseren Lesern ein Bild von seiner literarischen Methode.

II.

Das Buch wird mit der Sitzung einer englischen geographischen Gesellschaft eröffnet.

Die Exposition ist heiter, durch geistreiche, satyrische, amüsante, aber jeder Bosheit entbehrende Gespräche belebt. Verne findet ein Vergnügen darin, die wissenschaftlichen Gesellschaften zu verspotten und sich auf Kosten der Gelehrten von Profession, deren lächerliche Wunderlichkeiten er mit komischer Verve hervorhebt, lustig zu machen.

Die meisten seiner Erzählungen beginnen mit einem lebhaften, anregenden Exposé, das die Neugierde des Lesers, ohne seine Aufmerksamkeit zu ermüden, anstachelt und ihm den lebhaften Wunsch einflößt, in der Lectüre fortzufahren und die Folge der Ereignisse kennen zu lernen.

Hier handelt es sich um einen englischen Gelehrten, Dr. Samuel Fergusson, der sich erboten hat, Afrika in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten zu durchziehen, um die Entdeckungen der verschiedenen Forscher miteinander zu verbinden.

Wenn auch der Autor seinem Muthe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so läßt doch Vernes spottsüchtiger Geist keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu üben.

„Niemals", sagt er, „wurde er durch irgend etwas in Verlegenheit gesetzt, selbst nicht durch seine erste Gabel, die bekanntlich Kindern viele Schwierigkeiten verursacht."

Samuel Fergusson hatte einen Freund, und Verne erklärt die ergebene Freundschaft, die beide mit einander verbindet, auf folgende Weise: „Die beiden jungen Leute hatten nie Gelegenheit gehabt, sich gegenseitig das Leben zu retten oder sich irgend welchen Dienst zu erweisen, darum verband sie eine unerschütterliche Freundschaft."

Dieser Freund Richard oder Dick Kennedy ist eine Hauptperson in der Erzählung, von Anfang bis zu Ende verläßt er den Doctor nicht eine Minute. Es ist ein offener, entschlossener, eigensinniger Schotte, ein großer Jäger, großer Fischer und ein Schütze von außerordentlicher Geschicklichkeit, welche in der Erzählung eine große Rolle spielt. In den schwierigsten und gefährlichsten Augenblicken rettet eine wohlgezielte Kugel in das Auge eines Löwen oder eines Elephanten die Situation.

Dieser eigensinnige Schotte beschließt dem Doctor nicht zu folgen, ja ihn sogar an der Abreise zu hindern, und mit dieser Absicht begleitet er ihn nach Zanzibar und findet sich plötzlich auf dem Ballon eingeschifft, ohne Widerstand geleistet zu haben.

In Jules Vernes Erzählungen sind immer wenigstens drei unerläßliche Personen; hier ist der Diener des Doctors, Joseph Wilson, mit seinem Verkleinerungsnamen Joe genannt, die dritte, ein Irländer mit einer Affengeschwindigkeit begabt, die im Ballon zu einer kostbaren Eigenschaft wird und

seinem Herrn so absolut ergeben, daß sich diese Ergebenheit oft mit der größten Einfachheit und ohne jegliche Anstrengung bis zum erhabensten Heldenmuthe steigert. Dieser Typus ist Jules Verne besonders vertraut, er scheint dem jungen Volke zeigen zu wollen, daß man durch die Wissenschaft und durch das Herz gleich groß sein kann, und daß durch uneigennützige Ergebenheit die einfachsten und unwissendsten Menschen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten gleich hoch stehen können.

Dieser treue Diener, dem wir überall begegnen, bringt durch seine naiven, bald originellen und unerwarteten Fragen und Bemerkungen das heitere, komische Element in das Buch; ohne ihn würden wir keins jener Gespräche haben, welche die Erzählung animiren, wechselvoll machen und dramatisiren, und ihr Bewegung und Leben verleihen. Er ist der Freitag Robinsons, der Sancho Pansa Don Quixotes.

Nachdem so die Personen vorgestellt sind, läßt der Verfasser durch den Doctor Ferguſſon mit allen möglichen technischen Ausdrücken sein Ballonsystem erklären. Der Gelehrte berechnet mit der peinlichsten Genauigkeit das Gewicht der Reisenden, des Ballons, der Gondel, die Kubikmeter Luft, die Kraft, die gelegentlich nothwendig werden könnte, damit der Ballon sich in höhere Luftschichten erhebe. Er bringt in die genauesten Details über die Construction seines Aerostaten ein, dessen Größe er fast bis auf einen Fuß nach Höhe und Umfang berechnet. Um ihn zu füllen, bedient er sich des Wasserstoffgases, welches er sich ganz nach Belieben im Ballon selbst verschafft, indem er ihn durch einen Apparat dem Wasser entzieht, das er mit sich nimmt und dessen Vorrath er leicht erneuern kann.

Zu jeder Zeit kann er die vorhandene Kraft dieses Gases erhöhen oder vermindern, indem er es erwärmt oder wieder erkältet, im ersteren Falle steigt der Ballon, im zweiten sinkt er herab. Der Doctor wendet sein System folgendermaßen an: „Die Ausdehnung und Zusammenziehung des Gases im Aerostaten nach Belieben, das ist mein Mittel, das keine Verlegenheit bereitenden Flügel, keinen mechanischen Motor erfordert. Ein Ofen, um meine Temperatur-Veränderung hervorzurufen, ein Löthrohr, um ihn zu erhitzen, das ist weder unbequem noch schwer."

Auf diese Weise kann der Doctor nach Belieben steigen oder sinken und in den verschiedenen Luftschichten die passende Windströmung suchen, er hat auch Ballast mitgebracht und im Nothfalle kann er ihn auswerfen und die Schnelligkeit seines Aufstieges vermehren. Er weiß auch, daß zu einer bestimmten Zeit jedes Jahr die Passatwinde von Osten nach Westen wehen und daß sie den Ballon genau in der von ihm gewünschten Richtung treiben werden.

Selbstverständlich vergißt Ferguſſon weder das Thermometer, um den Wärmegrad zu bezeichnen, noch das Barometer, um die Höhe zu messen, noch die Magnetnadel, um sich zu orientiren, er sorgt auch dafür, die auf

den kleinsten Umfang reducirten, nothwendigen Lebensmittel mitzunehmen, für den Fall, daß er sie sich auf der Erde nicht verschaffen könnte.

Er versieht sich auch mit einem Bunsen'schen Brenner, mit dessen Hilfe er sich elektrisches Licht verschaffen kann. Dies wie die Sonne leuchtende Licht, das plötzlich vom Ballon ausgeht und mitten in der Nacht das Land weithin erhellt, spielt eine große Rolle auf der Reise und übt auf die Bewohner des Innern eine bezaubernde Wirkung aus.

Wie man sieht, widerspricht nichts von alledem den physikalischen Gesetzen, als Theorie scheint es unangreifbar und doch würde die Praxis sehr schwierig, vielleicht unmöglich sein. Aber man kann dem Autor schon einige Concessionen machen und haben wir dies einmal zugegeben, so kann uns nichts mehr in Erstaunen versetzen, man muß ihm bis zum Ende folgen.

Die Reisenden verlassen Zanzibar, um nach einer Luftreise von fünf Wochen, die durch Fährlichkeiten und Abenteuer jeder Art unterbrochen wurde, in Senegal anzukommen.

Neben diesen meist dramatischen, aber auch zuweilen komischen Vorgängen erzählt Verne die früher im Innern Afrikas stattgefundenen Forschungsreisen, deren Schwierigkeiten und Resultate er in das rechte Licht setzt, zeichnet die von den Reisenden eingeschlagenen Routen und zeigt die Lücken, welche noch zwischen den einzelnen Punkten existiren.

Mit lebhaften Farben schildert er die schon bekannten Theile Afrikas, seine Gebirge, Seen, Flüsse, seine Sonne, seine Wüsten, seine üppige Vegetation, seine anmuthigen, fremdartigen oder wilden Thiere, Antilopen, Hippopotamen oder Löwen, er haucht den theils wilden, theils halbcivilisirten Völkerschaften Leben ein und setzt sie in Bewegung.

Plötzlich trägt sich dann inmitten dieser Beschreibungen ein Ereigniß zu, welches die Einförmigkeit der Luftschifffahrt unterbricht. Einmal geht man auf die Antilopenjagd und verschafft sich ausgezeichnete Coteletts zum Frühstück, ein ander Mal kommt die Reihe an die Flußpferde, später begegnet man unerwartet am Rande einer Quelle einem Löwen und einer Löwin, mit denen man Mann gegen Mann kämpfen muß, und in einem dieser Fälle, im Augenblick der höchsten Gefahr, rettet eine Kugel Kennedys die Reisenden, beinahe als es schon zu spät war.

Soviel vom Tragischen, betrachten wir jetzt das Komische: ein ungeheurer Elephant verwickelt sich mit seinen Zähnen in den Anker des Ballons; im vollen Galopp läuft er davon und dient so dem Doctor und seinen Gefährten als Zugthier. So lange sie eine nackte Ebene durchrasen, ist die Sache recht amüsant, sie wird aber sehr ernst, als am Horizont ein großer Wald auftaucht, dem der Elephant in scharfem Laufe zusteuert und dessen Bäume den Ballon jedenfalls in Stücke reißen werden.

Es ist unmöglich den Anker zu lösen, der Lauf geht ungehindert rasend fort, die Flintenschüsse ritzen den Elephanten, aber sie halten ihn nicht auf.

Endlich, als er eben den Wald erreicht, trifft ihn eine Kugel in's Auge, und die Gefahr ist vorüber.

Joe bedauert sehr, daß er die sehr werthvollen Zähne nicht mitnehmen kann, aber er tröstet sich, indem er den Rüssel, einen wirklichen Leckerbissen, brät.

Nach dem Elephanten kommen die Affen, dann die Neger, die Mondanbeter sind. Als der Ballon rund und leuchtend vom Himmel herabsteigt, halten diese ihn für den Mond selbst, sie richten Gebete an die Reisenden, bringen ihnen Opfer dar, beten sie wie Götter an, ersuchen sie, ihren König zu heilen, der infolge einer Krise von eingewurzeltem Alkoholismus im Sterben liegt. Unglücklicherweise stirbt der König, der wahre Mond schwebt plötzlich am Horizont herauf, die Anbetung verwandelt sich jetzt in Wuth und den Europäern würde es sehr schlecht gehen, wenn nicht der Ballon sie schnell in die Lüfte erhöbe. Das geht so rasch vor sich, daß der Hauptzauberer, der am meisten gegen die Europäer erbittert war, plötzlich, an der Gondel hängend, bis zu einer Höhe van 100 Metern über die Hütten seines Stammes emporgehoben wird; erst nach einer gewissen Entfernung läßt der Doctor den Ballon sich senken, und der Zauberer erwartet nicht einmal die Nähe der Erde, um seine unfreiwilligen gymnastischen Uebungen durch einen kühnen Sprung zu beenden.

Ein anderes Mal wird eine andere Entführung bewerkstelligt, diesmal handelt es sich aber um einen Franzosen', einen Missionär, den man leider zu spät seinen Henkern entreißt, denn schwer verletzt stirbt er in den Armen seiner Retter.

Alle diese Ereignisse werden in höchst malerischer, lebhafter, bald phantastischer, bald komischer Form erzählt. Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch die Geschichte Joes, der beim Belasten des Ballons plötzlich bemerkt, daß der Ballast goldhaltiges Quarz ist, in dem das Gold fast ganz rein vorkommt, und er glaubt, daß sein Glück gemacht ist. — Aber seine Freude ist nur von kurzer Dauer; bald muß der Fahrt wegen Ballast ausgeworfen werden, und nun muß man sehen, was für einen verzweifelten Widerstand der arme Bursche leistet, was für Einwendungen er erfindet, was für ein Herzeleid er jedesmal empfindet, wenn er einen Theil seines Vermögens opfern muß.

Wir müssen noch hinzufügen, daß das Opfer doch schneller und eiliger vollzogen wird, als es sich um seine eigene Person handelt. So wird der Ballon plötzlich von einem Zuge Condors angegriffen, und von dem Schnabel eines der Thiere durchlöchert. Mit Windeseile sinkt er dem Tschad-See zu, der sich gerade unter ihnen befindet. Schnell wirft man Ballast aus und was die Gondel sonst beschwert, aber das Sinken nimmt so rapid zu, daß man nicht hastig genug werfen kann, um den Fall zu vermeiden. Da, ohne ein Wort zu sagen und ohne daß man seine Bewegung zurückhalten könnte, läßt sich der brave Joe in den See fallen, indeß der erleichterte Ballon emporsteigt und seine Fahrt fortsetzt.

Man kann sich wohl denken, daß eine so sympathische, so wichtige Person nicht auf diese Weise enden kann. Nachdem er tausend ihm von Wasser, Krokodilen, Schlangen, Hunger und Eingeborenen drohenden Gefahren entronnen ist, wird er einige Tage später von den Reisenden des Ballons bemerkt und wieder aufgenommen, als er, gänzlich erschöpft, den ihn verfolgenden Arabern fast in die Hände fiel.

Der Verfasser vergißt keinen der dem afrikanischen Continent eigenthümlichen Charakterzüge, noch die Gefahren, denen man dort begegnen kann. Mehrere haben wir bereits angedeutet, fügen wir noch hinzu: Fieber, Wassermangel in der Wüste und die Qualen des Durstes, Samoum, heftige Gewitter mit entsetzlichen Donnerschlägen, denen der Ballon nur entgeht, indem er sich über dieselben erhebt. Die lang andauernde Windstille, welche das Vorwärtskommen hindert und die Vorräthe erschöpft, die Heuschreckenwolken, Brandtauben, deren glühenden Flug sie nur vermeiden, indem sie sich in die höchsten Luftschichten erheben.

Die ernstesten Gefahren entstehen aber erst zu Ende der Reise, als Fergusson und seine Begleiter in Timbuktu ankommen und Senegal berühren. Dort werden sie von feindlichen Völkerschaften umgeben, durch verschiedene Zufälligkeiten zerbricht das Löthrohr, das Gas wird kalt und der Ballon sinkt schnell herab. Die Reisenden werfen nach und nach ihren Ballast, ihre Instrumente, ihre Vorräthe aus, durchschneiden endlich die Stricke der Gondel und klammern sich an das Netz des Ballons an.

Sie halten sich für gerettet, denn sie haben nur noch den Niger zu kreuzen, um die französischen Besitzungen zu erreichen. Aber als sie an den Ufern des Flusses und den Wasserfällen ankommen, ist der Ballon vollständig schlaff, es ist unmöglich, den Fluß zu durchschwimmen, schon tauchen am Horizont ihre Feinde auf und angesichts des Hafens sollen sie scheitern, als dem Doctor eine geniale Idee kommt. Er erinnert sich, daß die ersten Ballons mit warmer Luft gefüllt wurden. Sofort machen sich die drei Reisenden an's Werk, indem sie unter dem Ballon brennbare Stoffe entzünden, und bevor noch die Eingeborenen Zeit gehabt haben heranzukommen, ist der Ballon genügend gefüllt, um sie über den Fluß zu tragen.

Dort werden sie von französischen Offizieren empfangen und alle zusammen nehmen über die Ankunft der Engländer und des Ballons Protokoll auf. Natürlich werden Tag und Stunde sorgfältig bezeichnet. Das ist übrigens immer in Jules Vernes Erzählungen der Fall. Er ermangelt auch nie Länge und Breite sehr genau zu notiren und die durchlaufenen Entfernungen mit mathematischer Genauigkeit zu messen. Er zählt die Namen der Journale, Revüen und Gelehrten auf, welche über die verschiedenen näheren Umstände der Reise, ihre Ursache, ihren Zweck, ihre Bedingungen u. s. w. irgend welche Aeußerung gethan haben.

Die Genauigkeit dieser Details verleiht der Erzählung einen ganz besonderen Zug von Wahrheit und Wirklichkeit.

Die Analyse dieser ersten Reise genügt, um von dem Genie und den literarischen Eigenschaften Jules Vernes eine ganz genaue Vorstellung zu geben.

Ueber die anderen Werke, die zu zahlreich sind, als daß man sie in allen ihren Einzelheiten prüfen sollte, wollen wir uns weniger breit auslassen.

III.

Die Reise durch Afrika im Ballon enthält nicht durchweg wirkliche und mögliche Ereignisse, aber hat man erst gewisse Dinge zugegeben, so tritt die von Jules Verne erzählte Reise, mit Ausnahme der von der Einbildungskraft des Verfassers geschaffenen Episoden, nicht aus dem Rahmen der gewöhnlichen Reisen heraus, man hat es mit wirklich existirenden und schon von anderen Forschern besuchten Ländern zu thun.

Die Werke, welche diesem ersten folgten, Voyage au Centre de la Terre, De la Terrre à la Lune und Autour de la Lune (diese beiden letzteren sind nur zwei Theile eines Werkes) versetzen die Leser nicht nur in unerforschte und unbekannte, sondern höchstens auf den Flügeln der Phantasie erreichbare Regionen; diese aber findet hier einen weiten Spielraum.

Wie ihre Titel besagen, besucht J. Verne in dem einen das Innere der Erde, das er von Island bis zum Stromboli erforscht; in dem anderen reist er nach dem Monde, kann aber nicht hinaufkommen, und so macht er nur die Runde und betrachtet ihn aus der Vogelperspective.

Der „Reise in das Innere der Erde", geht eine der heitersten und amüsantesten Prologe voran. Ein gelehrter Professor aus Hamburg, Dr. Lidenbrock, entdeckt plötzlich in einem alten isländischen Manuscript, das vor fünf oder sechs Jahrhunderten geschrieben worden, eine mit Runen bedeckte Pergamentrolle, die auf den ersten Blick gar keinen Sinn hat.

Nach langen Studien und einer Reihe fruchtloser Anstrengungen entdeckt Axel, der Neffe und Schüler des Doctors, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist, durch einen glücklichen Zufall das Geheimniß und nach langem Zögern theilt er seinem Onkel seine Entdeckung mit. Die geheimnißvollen Schriftzüge sind eine Notiz eines alten isländischen Alchimisten, die folgendermaßen lautet: „Steige hinab in den Krater des Yocul von Sneffels, den der Schatten des Sekataris an den Calenden des Juli liebkost und, kühner Reisender, Du wirst den Mittelpunkt der Erde erreichen: was ich gethan habe — Arne Saxmussen."

Sofort will der Professor nach Island abreisen, denn, wie er seinem Neffen erklärte, der Sneffels ist ein erloschener Vulcan auf Island (Yocul bedeutet Vulcan in der Sprache des Landes) und der Sekataris ein benachbarter Pic.

Er rechnet darauf, Axel mit sich zu nehmen. Dieser, dem es wenig darum zu thun ist nach dem Mittelpunkt der Erde zu gehen, versucht ihm

die Unmöglichkeit dieses Unternehmens auseinanderzusetzen, aber Lidenbrock findet auf alles eine Antwort und gerade in diesen wissenschaftlichen, etwas phantastischen Demonstrationen zeichnet sich Jules Verne ganz besonders aus. Hier ist es besonders die innere Wärme, die ihn in Verlegenheit setzt, darum leugnet sein Held sie auch einfach, indem er sich auf verschiedene Autoritäten stützt; alle Augenblicke kommt er auf der Reise auf diese Frage zurück, aber da er nicht ganz offen mit allen bisher sanctionirten Ideen brechen kann, so hält sich der Neffe des Professors in der Reserve und denkt, daß er die Theorie von der inneren Wärme mit Thatsachen, von denen er Zeuge gewesen ist, durch andere Hypothesen versöhnen kann.

Als der Neffe, besonders durch seine Cousine Grüben überzeugt ist, die für ihn nach dem Ruhm des Gelehrten strebt, um ihn nach seiner Rückkehr heirathen zu können, fährt man also nach Kopenhagen und von dort nach Island.

Dieser sehr kurze Theil der Reise wird in höchst malerischen Ausdrücken erzählt, bietet aber sonst nichts besonders Interessantes. Bemerkenswerth ist jedoch der geniale Zug, den der Autor dem Doctor Lidenbrock verliehen; dieser nöthigt nämlich seinen Neffen alle Tage auf die äußerste Spitze des Mastbaumes zu steigen, um, nach seinen verschiedenen Ausdrücken „Abgrund-, Schluchten- oder Schwindelstunden zu nehmen".

Die Reise auf Island ist überreich an amüsanten Beobachtungen, aber alles das ist nur ein Hors d'oeuvre, und man sehnt sich zum Krater des alten Vulcans zu kommen, weil dort das Neue und Unbekannte beginnt.

Bis jetzt waren nur zwei Personen vorhanden, der Ueberzeugte und der Skeptiker, der eine mit Widersprüchen, der andere mit Antworten gerüstet; jetzt kommt der Dritte, der ihnen, ohne zu raisonniren, überallhin folgt, und zugleich mit allen materiellen Dingen und mit der Hinwegräumung aller Schwierigkeiten der Reise beauftragt wird. Es ist ein Führer, Hans Bjelke, der es übernommen hat, Lidenbrock überallhin zu führen unter der Bedingung, jeden Sonnabend Abend eine gewisse Anzahl von Rixdalern zu bekommen. Selbst in der drohendsten Gefahr wandert er ruhig und kalt vor den Reisenden her, er denkt garnicht daran, irgendwelche Einwendung zu machen, und am Ende jeder Woche läßt er sich seinen Lohn auszahlen, der für ihn eine Sache von großer Wichtigkeit ist. Treu und gewissenhaft erfüllt er seinen Contract, alles übrige ist ihm gleichgültig. Ihn setzt keine Schwierigkeit in Erstaunen, keine Gefahr kann ihn zurückhalten: er soll führen und darum führt er.

Schon in der Reise im Ballon haben wir diesen Typus gesehen, ebenso werden wir in einem anderen Werke einen Diener sehen, der sich in's Meer stürzt, weil sein Herr hineingefallen ist, und der ihm in die verzweifeltsten Situationen folgt, weil er in seinem Dienste steht, und dieser ihm nicht gestattet, sich von seinem Herrn zu entfernen. Jules Verne weiß diesen instinctiven Cultus der professionellen Pflicht, diese spontane, natürliche, fast unbewußte Ergebenheit mit großem Vortheil auszunutzen.

Am Rande des Kraters beginnt die originelle Reise. Die oben sehr weite Oeffnung bildet eine Art von kreisrundem Amphitheater, wie man sie in den erloschenen Kratern des Vivarais und der Auvergne sieht, allmählich verengert sie sich, die Neigung ist nur unbedeutend, so daß man leicht hinabsteigen kann.

Ist man aber auf dem Grunde des Trichters angelangt, so befindet man sich plötzlich vor zwei weiten gähnenden Oeffnungen, die wie ein Pic heraufragen; das sind zwei Schornsteine des alten Vulcans. Welchen soll man wählen? Man muß warten, bis der Schatten des Sekataris ihn bezeichnet. Jetzt hat sich die Sonne seit mehreren Tagen verborgen, soll man auf das Unternehmen verzichten? Plötzlich erscheint sie und der Schatten des Pics streift den Rand eines der beiden Schornsteine; dort also muß man hinabsteigen.

Natürlich ist der Doctor mit allen möglichen, unumgänglich nothwendigen Instrumenten und Apparaten versehen, Chronometer, Barometer, Thermometer Manometer, Magnetnadel u. s. w. Das ist bei allen Reisen der Fall, darum wiederholen wir es nicht. Die Reisenden haben auch für mehrere Monate Proviant bei sich, Wasser für einige Tage, Waffen, Pulver, Hacken, Beile, Hämmer, Aexte, eisenbeschlagene Stöcke, seidene Strickleitern, Stricke u. s. w. Was nicht gerade sehr zerbrechlich oder sehr kostbar ist, wird einfach in das Loch geworfen, unten wird man es schon wiederfinden. Das Uebrige wird in drei Bündeln auf die Schultern der Reisenden geschnallt, und nun steigen sie an einem langen Tau, das mit Knoten versehen und um einen Lavablock gerollt ist, hinab. Die beiden Hälften desselben halten sie in der Hand. Sind sie bis zu einer gewissen Tiefe hinabgestiegen, so halten sie an und wiederholen die Operation.

Das Hinuntersteigen ist, wie man sich denken kann, sehr aufregend und dauert zehn Stunden, was einer Höhe von 2800 Fuß entspricht. Endlich steht man auf festem Boden. Axel glaubt schon das Ziel der Reise erreicht zu haben, als sein Onkel ihm beweist, daß sie erst am Fuß des Sneffels, also auf dem Niveau des Meeres angekommen sind, und daß darum die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde noch gar nicht angefangen hat.

Am nächsten Tage beginnen sie das wirkliche Hinabsteigen, durch eine Seitengallerie, einen unregelmäßigen, aber im Ganzen nicht steilen Abhang, welcher den unterirdischen Grotten in den Sevennen oder den Kärthner Alpen entspricht. Nun treten wir mitten in die Geologie hinein, wir wohnen der allmählichen Bildung der verschiedenen Schichten, Pflanzen Thiere u. s. w. bei, später sehen wir die Thiere aus der Urzeit selbst.

Die Gallerie sinkt, steigt, sinkt wieder hinab, hat man sich nicht verirrt? Der Wasservorrath geht zu Ende und kein Anzeichen ist vorhanden, daß man sich einem Terrain nähert, in dem man ihn erneuern könnte. Schon lange ist es erschöpft, der Muth ist gänzlich gesunken, da hören sie plötzlich ein fernes Brausen von fließendem Wasser, sie wenden sich dorthin, das Geräusch wird stärker, der Strom fließt seitwärts, ist aber durch eine Granitwand von

ihnen getrennt. Hier legt sich der brave Hans in's Mittel, dessen geschickt gehandhabte Hacke bald einen mächtigen Wasserstrahl herausspringen läßt — die Reisenden sind gerettet. Das Wasser hat eine Temperatur von 100° und schmeckt eisenhaltig, aber diese mineralische Beimischung macht es nur um so heilsamer und bald ist es abgekühlt. Aus Dankbarkeit nennt man den neuen Wasserlauf den „Hansbach", und indem sie seinem natürlichen Laufe folgen, dient er Denjenigen, welche ihm das Leben gegeben, als Führer.

Vierzig Tage lang setzen sie die Wanderung fort, dann wird sie durch ein dramatisches Ereigniß unterbrochen. Axel hat sich, ohne es zu bemerken, von seinen Gefährten getrennt; indem er sich ihnen zu nähern glaubt, entfernt er sich nur immer weiter; er bemerkt, daß der Fluß verschwunden ist, seine Lampe ist erloschen, er ist verloren in dem Schweigen der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Doctors, der ihn ruft, und er antwortet freudig.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an.

Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Auge nicht entdecken kann. Nach oben verliert sich der Blick in dem vagen Azur der Luft, ohne daß man den Dom bemerkt, der sich über die ungeheure Wasserfläche wölben muß. Das Ganze wird von einem eigenthümlichen Licht erhellt, das vielleicht ein elektrisches Phänomen sein kann.

Uebrigens gleicht dieses Licht keineswegs dem der Sonne, es ist überall gleichmäßig verbreitet, erhellt die fernsten Winkel, wirft keinen Schatten und ist von sanfter wohlthuender Klarheit, welche an das Elysium Virgils erinnert. Jules Verne erklärt uns dasselbe natürlich in unbestimmter Weise, durch verschiedene physikalische Theorien, die nur Hypothesen sind.

Wie dem auch sein mag, das Meer hat schon einen Namen, den Lidenbrocks, empfangen, wer würde dem gelehrten, muthigen Professor diese Ehre streitig machen? und die Stelle, an der man sich befindet, soll der Gruben-Hafen heißen.

Hans erbaut mit Hülfe fossiler Bäume ein Floß, und bald schiffen sich die Reisenden nach unbekannten Gegenden ein.

Diese phantastische Fahrt versetzt uns in die ältesten geologischen Perioden — eine ganze verschwundene Welt ist dort lebendig und herrschend geblieben. Die Fische, welche man fischt, gehören fossilen Arten an, man wohnt riesenhaften Kämpfen mit Ichthyosauren und Plesiosauren bei, man geht um einige tausend Jahrhunderte zurück.

Auch hier fehlen die Ereignisse nicht — hier plötzlich ein Geyser, ein

Vulcan, der heiße Waſſerſäulen hoch hinaufwirft, weiterhin ein Gewitter, das viel ärger iſt als die auf der Erde und das Floß zertrümmert an die Küſte wirft. Aber auf dieſer Küſte findet der Doctor plötzlich in den Felſen gegraben die runiſchen Schriftzüge wieder, welche den Namen Arne Saxmuſſen bilden, des gelehrten Isländers, deſſen Anfangsbuchſtaben ihm zu wiederholten Malen als Führer gedient und ihn ermuthigt haben.

Endlich treten die Reiſenden in eine neue Gallerie ein. Plötzlich wird ihnen der Weg durch einen ungeheuren Felsblock verſperrt. Man muß ihn mit Pulver ſprengen.

Hans hat das Floß wieder ausgebeſſert; ſie flüchten ſich auf daſſelbe und man entfernt ſich vom Ufer, um der furchtbaren Exploſion zu entgehen, die den Felſen zu Staub zermalmen wird. Aber als die natürliche Mauer verſchwunden iſt, entdecken ſie einen Abgrund, in den das Meer ſich ſtürzt, indem es das Floß mit ſich fortreißt.

Plötzlich aber hört es auf zu ſinken, es beginnt ſogar zu ſteigen und zwar in eine immer wärmer werdende Atmoſphäre. Doctor Lidenbrock erkennt ſie, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt werden ſie in die Nebenöffnung eines eben im Ausbruch begriffenen Vulcans getrieben. Stoßweiſe ſteigen ſie ſchnell empor, endlich befindet ſich Axel, der Erzähler, der das Bewußtſein verloren hat, am Abhange eines Berges auf dem Boden liegend.

Sie ſind am Rande eines Vulcans, aber welches? anſcheinend in nördlichen Regionen, denn ſie ſind ja immer nach Norden gewandert. Sie treffen einen jungen Bauer, fragen ihn auf Isländiſch, Däniſch, Deutſch, Engliſch — er bleibt ſtumm; erſt auf eine italieniſch geſtellte Frage antwortet er: Stromboli.

So befinden ſich die Reiſenden alſo im äußerſten Süden Italiens und doch hat die Magnetnadel immer nach Norden gezeigt.

Als ſie nach Hamburg zurückgekehrt waren, heirathete Axel Fräulein Grüben, Hans kehrte nach Island zurück, und der Profeſſor würde vollkommen glücklich geweſen ſein, wenn nicht der unbegreifliche Irrthum der Magnetnadel die Heiterkeit ſeiner Seele getrübt hätte. Eines ſchönen Tages bemerkte Axel, daß die Pole der Magnetnadel vom Gewitter verſchoben worden waren, die Nordnadel iſt nach Süden gerichtet und umgekehrt, alles iſt erklärt und der Doctor iſt zufrieden geſtellt.

IV.

Die Reiſe nach dem Monde iſt nicht weniger phantaſtiſch als die vorhergehende. Der erſte Theil „De la terre à la lune“ iſt gänzlich der Expoſition des Planes gewidmet, den Widerſprüchen, welche er hervorgerufen, den Polemiken, Wetten, Discuſſionen der Gelehrten, der Unterſuchung der zum Erfolg unvermeidlichen Bedingungen, endlich den Vorbereitungen zur Abreiſe.

Dies Exposé ist wie immer lebhaft, malerisch, geistreich; amüsante Scenen stellen gewisse originelle Seiten des amerikanischen Charakters in helles Licht.

Die Mitglieder des Gun-Club, eines nach dem amerikanischen Kriege gegründeten Artillerie-Clubs, haben die Idee, sich mit dem Monde in Verbindung zu setzen, indem sie ihm eine Kanonenkugel zusenden. Eine zu diesem Zweck eröffnete Subscription ergiebt 30 Millionen.

Nach der Angabe des Conservatoriums zu Cambridge muß die Kanone so aufgestellt werden, daß sie dem Mond im Zenith gegenübersteht, um ihn gerade im Augenblick seiner Erdnähe zu erreichen; die geographischen Punkte und Daten sind auf das Genaueste angegeben, ebenso der Umfang der Kanone und der Granate, die Quantität der Schießbaumwolle zur Ladung u. s. w.

Als die Kanone unter den Augen des Präsidenten des Clubs, Barbicane, des Majors Elphiston und des Secretairs Morton, gegossen ist, kommt ein Franzose dazu, ein phantastischer Pariser, ein Künstler, ebenso geistreich als kühn, der um die Erlaubniß ersucht, in die Kanonenkugel eingeschlossen zu werden, um den Mond zu sehen und den Satelliten der Erde kennen zu lernen. Michael Ardan wird mit Jubel begrüßt, und im Triumph herumgetragen; er versöhnt den Präsidenten Barbicane mit seinem Todfeinde, dem Capitän Michell, und bestimmt sie, sich mit ihm in das Geschoß einschließen zu lassen.

Die Form der Kugel wird verändert, sie wird cylindrisch-conisch, und man versieht diese Art von Luftwaggon mit mächtigen Federn und Wänden, welche den zu erwartenden Stoß beim Abfeuern dämpfen sollen. Sie versorgen sich mit Proviant auf ein Jahr, mit Wasser für einige Monate, mit Gas auf einige Tage; ein automatischer Apparat soll den zur Erneuerung der Luft nothwendigen Sauerstoff hervorbringen.

Zur bestimmten Stunde schiffen sich die drei Reisenden in dem Geschoß ein, welches nun in den Raum hinausgeschleudert wird und den Augen der Zuschauer von Rauch umhüllt verschwindet. Trotz dem auf dem Felsengebirge aufgestellten, riesigen Teleskop verschließen ihnen Nebel in der Atmosphäre die Aussicht, plötzlich aber verkündet ein Telegramm von dem neuen Observatorium, daß das Geschoß in den Mondkreis eingedrungen ist und sich wie ein Trabant um das Nachtgestirn bewegt.

Natürlich beschäftigt man sich mit dem Schicksal der Reisenden, und alle stellen ihre Vermuthungen auf und machen ihre Bemerkungen.

Der zweite Theil des Buches „Um den Mond" beginnt mit dem Eintritt der Reisenden in die Granate und erzählt Alles, was sich in dem „Aluminium-Waggon", so nennt ihn Jules Verne, zugetragen hat. Der Waggon ist sehr behaglich, gepolstert, mit kreisrunden Divans möblirt und mit Wasserschichten versehen, die sich zwischen den Wänden befinden, um den Stoß beim Abfeuern abzuschwächen.

Eine amüsante Unterhaltung geht dem Augenblick voran, in dem ein elektrischer Funke eben die Schießbaumwolle in Brand stecken will, die Explosion findet statt, was geschieht? — Die cylindrisch-conischen Wände widerstehen in bewunderungswürdiger Weise, nicht ein Riß, nicht eine Beule. Unter dem gewaltig aufflammenden Pulver hat sich die Granate nicht im Geringsten verändert, sie hat sich nicht in einen Aluminium-Regen aufgelöst, wie man fürchtete.

Nur die bewegliche Scheibe ist bis zum Anguß hinuntergeglitten, nachdem die Wände zertrümmert sind, und das Wasser abgeflossen ist. Im Innern ist nur geringe Unordnung entstanden, die drei Reisenden haben aber das Bewußtsein verloren und kommen erst allmählich zu sich.

Sind sie abgefahren? Sie haben nichts von der Explosion gehört, ein Lichtloch wird geöffnet, man ist wirklich im Himmelsraum.

Michell, der drei Wetten zu 3000 Dollars jede mit Barbicane gewettet hat, giebt zu, daß er sie verloren hat und zahlt sofort 9000 Dollars gegen eine vorschriftsmäßige Quittung von Barbicane aus.

Aber warum hat man denn den Knall nach einem so furchtbaren Kanonenschuß nicht gehört? Barbicane findet den Grund: weil der Schall langsamer geht als die Granate.

Kaum sind sie abgeschossen, so begegnen sie einem Asteroiden, einem unendlich kleinen Satelliten der Erde, den die Astronomen nicht kennen, und den Verne zu seinem Zwecke erfindet. Sie entgehen dem Schrecken einer Collision — denn sie hatten bereits die Folgen einer Pulverisirung oder des Schmelzens infolge der Wärme berechnet, aber sie ahnen, wie gefährlich eine solche Nachbarschaft für die Resultate ihrer Reise werden kann.

Für den Augenblick beschäftigen sie sich damit, den Himmel, die Sterne, die immer kleiner werdende Erde, den sich rapid vergrößernden Mond zu betrachten. Selbstverständlich benutzt Jules Verne den Augenblick, um sehr heitere astronomische Begriffe zu behandeln, er geht sogar noch weiter, und widmet einer algebraischen Demonstration der für die Granate nothwendigen Schnelligkeit, um den Mond von der Kanone aus zu erreichen, ein ganzes Capitel.

Eine immer lebhafte, heitere, interessante Unterhaltung entspinnt sich zwischen den Reisenden, in der sie alle möglichen auf Erde, Sonne, Mond, Planeten, Sterne, Kometen, Licht, Wärme, auf centripetale und centrifugale Kräfte bezüglichen Fragen und Hypothesen berühren.

Verne hält eine sehr amüsante Vorlesung über Physik und Kosmographie, sowie er in seiner Reise nach dem Mittelpunkt der Erde eine Vorlesung über Geologie gehalten hat.

Er untermischt dieselben mit unvorgesehenen Zufälligkeiten: so eine Scene der Trunkenheit, durch das Oxygen veranlaßt, dessen Hahn man unvorsichtig genug offen gelassen hat, der Tod eines Hundes, dessen Leichnam in den Raum geworfen wird und welcher der Granate wie ein Trabant folgt u. s. w.

In der Zwischenzeit spielen die Reisenden Domino oder Schach, und Verne erklärt, warum sie, obgleich sie in dem Geschoß hinausgeschleudert worden sind, doch dessen rasenden Gang nicht wahrnehmen.

Als sie auf dem Punkt, wo die Anziehungskraft der Erde, und die des Mondes zusammentreffen, angekommen sind, bemerken Barbicane und seine Begleiter, daß sie ihr Gewicht verloren haben, denn in jeder Stellung schweben sie in der Luft. Bald siegt die Anziehungskraft des Mondes, das Geschoß fällt gegen den Mond zu, zuerst durch eine unmerkliche Bewegung, dann mit immer beschleunigter Schnelligkeit.

Barbicane ist befriedigt: Die unglaubliche Schnelligkeit der Granate hat ihn über die gefährliche Linie hinweggetragen, nun zweifelt er nicht mehr, daß der Luftwaggon nicht wieder auf die Erde zurückkehren und durch die Anziehung unbeweglich gemacht werden könnte. Er muß also nur noch seine Vorsichtsmaßregeln mit Rücksicht auf seine Ankunft auf dem Mondglobus treffen.

Aber bald bemerkt er, daß das Geschoß nicht mehr den geraden Weg verfolgt, sondern sich in schiefer Linie bewegt; nach langen unfruchtbaren Nachforschungen über die Ursache der Abweichung erinnert er sich plötzlich des auf dem Wege angetroffenen Asteroids, dessen Anziehungskraft auf den Lauf des Geschosses in solcher Weise gewirkt haben muß.

Jetzt werden sie in die Mondbahn hineingerissen, aber durch die Centrifugalkraft vom Monde ferngehalten, werden sie nun so im Raume schwebend verharren?

Auf alle Fälle muß man aber darauf verzichten, den Mond selbst zu erreichen, doch sehen die Reisenden ihn aus nächster Nähe, fahren um ihn herum, und nun beginnt eine Forschung wie im Panorama, und in der Vogelperspective ziehen Gebirge, Meere, Inseln und Continente des Mondglobus an ihnen vorüber. Das Gemälde ist glänzend und interessant, und jedes Detail stützt sich auf Beobachtungen einer wissenschaftlichen Autorität.

Indem Jules Verne die Mondlandschaften schildert, trägt er auch dafür Sorge, die Eigenthümlichkeiten der Atmosphäre zu beschreiben, den Druck der Temperatur, die Länge der Tage und Nächte (354 1/2 Stunde), welche unsern Satelliten auszeichnen.

Nach dieser Untersuchung erklären die Reisenden, die sich zu einer wissenschaftlichen Commission vereinigt haben, um das Protokoll sofort aufzunehmen, einstimmig: 1. Daß der Mond nicht bewohnbar sei; 2. daß er in einer früheren Epoche bewohnt worden sei.

Das ist sehr schön, aber sie fangen jetzt an, sich über ihr Geschick zu beunruhigen, und nun beginnen auch die amüsanten und originellen Gespräche zwischen den immer unbewegten Amerikanern und dem immer heiteren Franzosen wieder, deren Schluß selbst in der ernstesten Lage unwiderruflich derselbe ist: Ist es nicht Zeit zum frühstücken?

Man beschließt also alle Anstrengungen zu machen, um den Mond zu erreichen und hofft dorthin in dem Augenblick gelangen zu können, wo das

Geschoß bei seiner Umdrehung wieder auf dem neutralen Punkte zwischen der Erd- und Mond-Anziehungskraft ankommt. Dort wird Abfeuern von Raketen genügen, um die Kugel in die gewünschte Richtung zu treiben.

Die Operation wird ausgeführt; aber plötzlich bemerkt Barbicane, daß der Culot der Granate der Erde zugewendet ist, ihr wird man mit einer von Secunde zu Secunde wachsenden Schnelligkeit zueilen.

Jetzt wird die Erzählung unterbrochen, und der Autor versetzt uns nach den Vereinigten Staaten, wo eben ein Schiff damit beschäftigt ist, das Log an einer außerordentlich tiefen Stelle auszuwerfen, da sehen die Seeleute plötzlich eine Feuerkugel vom Himmel fallen, die mit einem furchtbaren Geräusch in das Meer stürzt.

Niemand zweifelt daran, daß dies die Granate der Reisenden sein müsse. Sogleich werden alle Schritte zu ihrer Rettung gethan, die J. Verne mit allen Einzelheiten der angewendeten Apparate beschreibt.

Natürlich durchsuchen die geschicktesten, kühnsten Taucher den Grund des Oceans an den durch Boyen bezeichneten Orten und deren Umgebung, nirgends eine Spur der Granate.

Sie verzichten auf die Nachforschungen. Da plötzlich bemerken sie eine sonderbare Form auf dem Meere, das Geschoß. Sie nähern sich und hören, daß die Reisenden ruhig Domino spielen.

Nach der Erzählung der Rückkehr im Triumph endet das Buch mit der Annonce einer Commandit-Gesellschaft (limited) mit einem Capital von 100 Millionen Dollars unter dem Namen Société de communications interstellaires. In der Annonce zeigt sich wieder der echt amerikanische Zug der Vorsicht, indem schon im Voraus im Falle eines Bankerotts der commissarisch bestellte Richter und Concurs-Vertreter bezeichnet werden.

V.

Hier unterbrechen wir die chronologische Ordnung, um nicht aus dem Gebiet der Phantasie herauszutreten, und gehen zu den Jahren 1865—1870 über, in denen Jules Verne Vingt mille lieues sous les mers veröffentlicht hat.

Bei der Eröffnung des Buches ist die ganze Welt mit einem merkwürdigen Phänomen beschäftigt, das man auf dem Meere in den von einander entferntesten Gegenden beobachtet hat. Verschiedene Male hat man eine ungeheure, bald dunkle, bald leuchtende Masse gesehen, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit fortbewegt, die manchmal Wasserstrahlen von ungeheurer Höhe emporschleudert, bald aus dem Ocean auftaucht, bald unter dem Wasser schwimmt und dessen Natur Niemand bestimmen kann. Gelehrte, Revüen, wissenschaftliche Gesellschaften disputiren darüber und endlich kommt man zu der Ansicht, daß es ein riesiges ungeheures Thier von der Art des Narwal ist, und man rüstet eine Expedition aus, um sich desselben zu bemächtigen.

Dieser von einem amerikanischen Admiral befehligten Expedition schließt sich ein Professor des naturwissenschaftlichen Museums in Paris, M. Arounax, an, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist. Er wird von seinem Diener Conseil begleitet, der zwar skeptisch und stets tadelsüchtig, ihm aber bis zum Heroismus ergeben ist, und wie wir schon früher gesagt, seinem Herrn in die gefährlichsten Lagen folgt. Das gewöhnliche Personentrio wird durch einen kanadischen Matrosen vervollständigt, der in allen Leibesübungen sehr geschickt ist, vorsichtig, entschlossen, mit einem über Alles erhabenen Muthe begabt, immer zu Allem bereit, aber immer unzufrieden.

Die Theilnehmer an der Expedition zeigen zuerst sehr viel Eifer und Hingabe, aber soviel sie auch die Meere durchkreuzen, nirgends, selbst nicht einmal am fernen Horizont, bemerken sie den geheimnißvollen Narwal. Endlich sind sie entmuthigt und im Begriff auf die Unternehmung zu verzichten, da wird das Ungeheuer plötzlich signalisirt. Sie stürzen auf dasselbe zu, wollen es harpuniren, aber die Harpunen gleiten ab, man greift es mit Kanonenschüssen an, die Kugeln aber verwunden es nicht und wie zum Spott spritzt es ungeheure Wasserstrahlen in die Luft. Bald bemerkt man, daß es kein Thier ist, sondern eine Art von Schiff, das sich ganz nach Belieben bewegt, sich bald der Oberfläche nähert, bald in die Fluthen versinkt. Als wollte es die Reisenden nur necken, kommt es heran, entfernt sich, macht die Runde um die Fregatte und fährt in bestimmter Entfernung vor ihr her.

Auf die Gefahr hin, in die Luft gesprengt zu werden, verfolgt der ungeduldige Capitän es mit vollem Dampf bis zu zehn Atmosphären, aber plötzlich wendet sich das Ungeheuer um und ein entsetzlicher Zusammenstoß erfolgt. Der Professor stürzt in's Meer, Conseil springt ihm nach, da, wie er sagt, sein Dienst ihm nicht gestattet, seinen Herrn zu verlassen, und er rettet ihm durch seinen Muth und seine Ergebenheit das Leben.

Nach langen Anstrengungen retten sie sich auf eine Art von Inselchen, wo Ned Land, der kanadische Matrose, der im Augenblick des Zusammenstoßes ebenfalls über Bord geschleudert worden war, sich zu ihnen gesellt.

Vergebens suchen sie die Fregatte am Horizont, sie ist verschwunden. Sie müssen also auf dieser Insel elend zu Grunde gehen und Hungers sterben. Plötzlich aber bemerken sie, daß die Insel metallisch, beweglich und bewohnt ist.

Nach einigen Stunden der Ungewißheit und Sorge werden die drei Schiffbrüchigen plötzlich durch eine unbekannte Kraft in einen inneren Raum gezogen, der ganz schwarz und hermetisch geschlossen ist. Jetzt aber erhellt ein blendendes elektrisches Licht ein elegant eingerichtetes Zimmer, ein gutes Mahl, von einem stummen Mayor-Domus servirt, stellt ihre erschöpften Kräfte bald wieder her, und Kleider aus unbekannten Stoffen ersetzen ihre vom Meer abgenutzten Gewänder.

Eine geheimnißvolle Persönlichkeit ertheilt Allen Befehle. Die Reisenden versuchen englisch, deutsch, französisch, lateinisch u. s. w. zu sprechen. — Er scheint keine dieser Sprachen zu verstehen und hüllt sich in ein beunruhigendes

Schweigen, indem er seine Gäste mehrere Tage lang in vollständiger Einsamkeit läßt.

Endlich erscheint er wieder; in ausgezeichnetem Französisch — die anderen Sprachen spricht er ebenso gut — sagt er, daß er das Recht hätte, sich gewisser Personen zu entledigen, die nur gekommen wären, um seine Geheimnisse auszuspioniren, aber nach reiflicher Ueberlegung habe er es vorgezogen, sie auf seinem Schiffe zu behalten unter der Bedingung, daß sie ihn nie verlassen würden, für das letztere würde er übrigens selbst sorgen.

Er theilt seinen gezwungenen Gästen mit, daß sein Schiff der Nautilus heiße und er Capitän Nemo. Da er mit der Gesellschaft im Kriege lebe, weder Familie noch Vaterland besitze, so habe er sich in den Schooß der Meere geflüchtet, wo er in vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit lebe.

Er macht dem Professor Arounax die Honneurs in seiner unterseeischen Wohnung, zeigt ihm seine Salons, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek, sein Piano und seine Partituren, seine Gemäldegallerie, seine Sammlungen, Apparate, Maschinen, wissenschaftlichen Instrumente u. s. w. Mit der größten Genauigkeit setzt er ihm das System seiner Einrichtung auseinander.

Das Schiff hat die Form einer Cigarre, heute weiß man, daß es die Form der Torpedos ist. Der Capitän Nemo erklärt dessen ganze Construction, deren einzelne Stücke in den verschiedensten Werkstätten Europas gearbeitet und dann auf einer wüsten Insel rasch zusammengesetzt worden sind, um das Geheimniß der Unternehmung zu bewahren.

Was nun die Mittel betrifft, welche dem Capitän die Verwirklichung des Projects gestattet haben und ihm dazu dienen, noch ferner seine außerordentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so sagt er zuerst nicht, woher er sie nimmt, im Verlaufe der Erzählung aber erklärt er, daß er sie aus dem Goldhaufen der famosen Gallionen Vigos nimmt, die im Jahre 1502 Gold aus Amerika nach Spanien trugen.

Alles wird durch Elektricität bewegt, die, wie der Capitän sagt, Wärme, Licht, Bewegung und Leben ist. Diese Elektricität wird mit Hülfe der Bunsen'schen Elemente durch ein Amalgam von Natrium und Quecksilber erzeugt; das Quecksilber nützt sich nicht ab und das Natrium ist unerschöpflich, weil das Meer soviel man will davon liefert. Auch an Steinkohle fehlt es nicht, man findet sie in unendlichen Mengen.

Vermittelst äußerst genauer Berechnungen, die Jules Verne wiedergiebt, hat der Capitän das Gleichgewicht seines Schiffes und das Volumen des Wassers, welches es deplacirt, mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet; er kann also nach Belieben untertauchen und steigen, wozu er Pumpen von außerordentlicher Kraft anwendet, die in einem Augenblick Reservoire, je nachdem sie mit Wasser oder Luft gefüllt sind, füllen oder leeren, und dem Schiffe dadurch eine Bewegung nach oben oder nach unten mittheilen. Diese Pumpen sind es auch, welche die schon erwähnten furchtbaren Wasserstrahlen emporsenden. Ein System schiefer Ebenen bringt die anderen Bewegungen her-

vor. Die außerordentliche Kraft der Maschine aber erklärt Jules Verne nicht; er beschränkt sich darauf zu fragen, ob sie vielleicht „der außerordentlichen, durch Rollen eines neuen Systems erhaltenen Spannkraft" entlehnt sein könnten, oder „der Transmission, welche ein System von unbekannten Hebeln in's Unendliche verstärken könnte", und fährt fort ohne zu antworten.

Da dies angenommen ist, so geht alles Uebrige von selbst: Die Elektricität bringt Licht, Wärme und Bewegung hervor; sie hält eine Uhr in Gang, die besser ist als ein Chronometer, und die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes, die leicht auf 50 Meilen pro Stunde gebracht werden kann, berechnet, sie liefert auch alles Nothwendige für Zimmer und Küche. Selbstverständlich wird die Luft immer durch Ventilatoren erneuert, die jeden Morgen an der Oberfläche des Meeres arbeiten.

Ein an dem Schiff befestigtes Canoe dient zur Promenade, und in diesem Falle bleibt es durch einen Telegraph mit dem Nautilus in Verbindung. Hier ist Jules Verne nun schon etwas veraltet, heute würde er sagen durch ein Telephon, auch manche andere Entdeckung hätte von ihm bereits ausgenutzt werden können.

Fenster aus Bergkrystall, das durchsichtiger ist als Glas und härter als Diamant, wodurch es den ungeheuren Druck des Wassers ertragen kann, lassen das Auge sich bis in die Tiefen des Meeres versenken, die durch mächtige Strahlen von elektrischem Licht erleuchtet werden.

Um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, liefern die Walfische eine vortreffliche Milch, ohne von Muscheln, Fischen, Crustaceen u. s. w. zu sprechen. Schildkrötenfilets und Delphinleber ersetzen vollkommen das Fleisch des Schlachtviehes, aus Algen extrahirt man Liqueure, Parfüms, aus Muscheln Purpur und andere leuchtende Farben, mit geringen Kosten werden ausgezeichnete Confitüren aus Meeranemonen hergestellt und endlich liefern gewisse Algenarten selbst vorzügliche Cigarren. Die Stoffe werden aus dem Byssus der Muscheln gewebt, aus den Walfischbärten werden Federn gezogen und Tinte wird aus der Flüssigkeit bereitet, welche die Tintenschnecke oder Sepia absondert.

So mitten unter Büchern und naturwissenschaftlichen Sammlungen findet der Professor endlich Geschmack an der Reise, Conseil classificirt die Gegenstände, wie er es im Museum gethan hat, nur Ned Land sehnt sich nach dem Lande und träumt immer von einer Entweichung entweder durch List oder durch Gewalt.

Capitän Nemo führt den Nautilus durch alle Meere der Welt. Das giebt Jules Verne Gelegenheit, die unterseeischen Wunder in einer Reihe malerischer, lebhafter Bilder, durch heitere geistreiche Unterhaltungen unterbrochen, zu zeigen und den Leser mitten unter die Thiere und Pflanzen, welche den Meeresgrund bewohnen, zu führen. Diese Gemälde sind sehr zahlreich, aber da sie sehr verschieden sind und dramatische oder komische Episoden sie unterbrechen, so lassen sie die Langeweile nicht aufkommen.

So führt uns der Autor das Meer zwischen den Azoren, Canarischen Inseln und dem Capverde vor und seine Blutfarbe, dann den Golfstrom und die Meeresströmungen, Neu-Guinea und seine Klippen, den Pol und seinen sechs Monate dauernden Tag, die submarinen vulcanischen Ausbrüche, Korallen, Sternkoralle, Perlen, die Wälder des Meeres, seine Flora und seine Fauna.

Manchmal läßt der Capitän Nemo seine Reisenden auf wüsten Inseln Polynesiens landen, um dort Paradiesvögel, Papageien und das wilde Schwein zu jagen, und Kokusnüsse und die Frucht des Brotbaumes zu pflücken.

Zuweilen lädt er selbst sie ein, ihn auf Jagdpartien in den unterseeischen Wäldern in Schwimmwämmsern und mit einer Provision von durch mehrere Atmosphären comprimirter Luft und mit Apparaten, die ihnen das elektrische Licht liefern, zu begleiten, man jagt mit Windbüchsen, die tödtliche elektrische Kapseln auswerfen. Die Elektricität schützt den Nautilus auch vor Ueberraschungen während seines Aufenthaltes in der Nähe des Landes, sobald der Angreifende das Schiff berührt, wird er sofort von einer elektrischen Ladung zerschmettert.

Es sind glänzende Beschreibungen in dem Buche. Mit wirklicher poetischer Glut erzählt Jules Verne von den Wundern des Meeres, dem wahren Reservoir des Lebens. Es ist herzbewegend, wie er den Capitän Nemo einen der Seinigen in einem Walde von Polypengehäusen, dem Friedhof des Nautilus, begraben läßt, wo sich bereits mehrere Bodenerhöhungen befinden, die langsam von den Absonderungen der Sternkoralle bedeckt werden und das Grab der Schiffsmannschaft unverletzlich machen.

Unter den dramatischen Ereignissen, die besonders ergreifend erzählt werden, wollen wir den Kampf mit Haifischen, Walfischen und Pottfischen und besonders mit der Riesen-Tintenschnecke hervorheben, und in anderer Weise, die Fahrt unter den Eisbänken, bei ihrer Rückkehr vom Pol, als sie ihren Luftvorrath nicht erneuern können und die Mannschaft fast erstickt.

Trotz den vielen Geheimnissen und manchen Eigenthümlichkeiten hat man bisher nichts an dem Capitän auszusetzen gehabt, bis er eines Tages, als er von einem ihm die Durchfahrt versperrenden Schiffe angegriffen wird, sich mit dem Ausdruck wüthenden Hasses, in einem Wuthanfall entschließt, das Schiff, dessen Nation ihm so viel Leid zugefügt hat, in den Grund zu bohren.

Eine schreckliche Scene folgt und die drei Reisenden wollen den Versuch machen, mit Hülfe des Canoes zu entfliehen. Im Augenblick aber, wo sie dasselbe losmachen und sich vom Nautilus trennen, tritt dieser in den Malstrom, den entsetzlichen Abgrund der skandinavischen Meere, ein.

Vor ihren Augen verschwindet er in den Wellen, sie selbst aber werden an die skandinavische Küste geworfen, wo Fischer sie aufnehmen und von wo aus sie nach Frankreich zurückkehren. Von dem geheimnißvollen Capitän, den sie mit dem Nautilus im Malstrom begraben glauben, haben sie nichts mehr erfahren.

War dies für Jules Verne die endliche Lösung? oder wollte er seinen Helden, wie gewisse Romanschriftsteller unserer Tage, zu neuen Abenteuern auf einem anderen Schauplatze zu neuem Leben erwecken?

Zuerst hat man in den folgenden Werken des Autors vom Capitän Nemo gar nicht sprechen hören, obgleich seine schützende Thätigkeit sich unter einer geheimnißvollen, wunderbaren Form so sehr fühlbar macht, daß sie die Neugier auf's Lebhafteste erweckt.

So in der Ile mystérieuse (Geheimnißvollen Insel), einer Insel Lincoln, die von amerikanischen Proscribirten, welche dort in einem Ballon scheitern, in den Meeren Polynesiens entdeckt worden ist. Wie Robinson Crusoe und der Robinson Suisse gelingt es ihnen, sich nach und nach alle zum Leben nothwendigen Gegenstände zu verschaffen, sie jagen, fischen, bauen sich eine luftige Wohnung, züchten Thiere, säen Getreide, bauen erst eine Pirogue, dann ein wirkliches Boot, werfen eine Zugbrücke über einen Fluß, richten einen Fahrstuhl ein, eine Mühle, einen Telegraphen, machen sich Stoffe aus gefilzter Wolle u. s. w.

Alles das wird in malerischer, lebhafter Weise erzählt und durch heitere amüsante Gespräche unterbrochen, die um so abwechselnder sind, als die zufällig auf der Insel versammelten Sprechenden sehr verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören. Es sind hier ein Ingenieur, ein Seemann, ein Journalist, ein Student und ein Neger, zu denen man noch einen Hund und einen Affen rechnen muß, weil sie eine sehr interessante Rolle in der Geschichte spielen.

Alle diese Eroberungen werden aber nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht. Die Ansiedler müssen gegen die Elemente, gegen Thiere, Krankheiten und später gegen die in Piraten verwandelten Verbrecher kämpfen.

Jedesmal, wenn die Hindernisse unübersteiglich scheinen oder die Gefahr zu groß, tritt irgend ein geheimnißvoller, unerwarteter Zufall ein, der die Sache in's Gleis bringt. Eine Kiste mit Waffen und allerlei Werkzeugen wird an das Ufer geworfen, ein Canoe löst sich ganz allein ab, um sich an der Stelle zu befinden, wo es nothwendig ist, eine brennende Schiffslaterne erscheint plötzlich auf einer Anhöhe, um den Verirrten als Führer zu dienen, gerade als einer der Ansiedler aus Mangel an der nothwendigen Medicin an einem gefährlichen Fieber sterben wird, langt plötzlich, man weiß nicht woher, ein Vorrath von schwefelsaurem Chinin an, kostbare Mittheilungen und Rathschläge werden aus Flaschen herausgezogen, die sie am Ufer finden, wohin sie wunderbarerweise immer zur rechten Zeit gelangen, im Augenblick, als eine Piratenbrigg mit Kanonen auf die diesmal unwiderruflich verlorenen Ansiedler feuert, wird diese plötzlich wie durch eine Explosion emporgehoben und dann mit ihrer ganzen Mannschaft in das Meer gestürzt.

Die Colonisten können nicht mehr daran zweifeln, daß auf der Insel ein unbekannter Beschützer über ihnen wacht. Sie wünschen ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen und machen sich daran, ihn aufzusuchen; sie durchwandern

die Insel nach allen Richtungen, durchwühlen alle Winkel und verzichten schon darauf, das Geheimniß zu entdecken, ja, sind schon geneigt, es zu leugnen, als sie plötzlich eine Depesche erhalten, die sie an das äußerste Ende der Telegraphenleitung ruft. Dort finden sie die Anweisung vor, dem Draht zu folgen, und wirklich, eine ganz neu errichtete Linie führt sie über Berg und Thal, über steile, an das Meer grenzende Felsen, bis in das Meer selbst, aber der Draht zeigt ihnen bei der Ebbe eine Oeffnung, durch welche sie zu einer ungeheuren Höhle kommen, wie man sie ähnlich in verschiedenen Ländern findet.

Im Hintergrunde dieser Höhle steht der Nautilus in seinem ganzen ehemaligen Glanze, er wird aber nur noch von Capitän Nemo bewohnt, der seit drei Jahren den Colonisten als Vorsehung gedient und sie nie aus dem Auge verloren hat; er war es auch, der mit einem Torpedo die Piratenbrigg in die Luft gesprengt hat.

Vor seinem Tode möchte er noch seine Lebensgeschichte erzählen, und die Colonisten erfahren Folgendes:

Der Capitän Nemo war der indische Prinz Dakkan, ein Neffe Tippo-Sahibs. Sein Vater, der unermeßlich reich war, hatte ihn, als er zehn Jahre alt war, nach Europa geschickt, wo er in allen Zweigen der Wissenschaft, in Literatur und Kunst unterrichtet wurde und das er in allen seinen Theilen, mit Ausnahme von England, kennen lernte. Diesem letzteren hatte er einen unversöhnlichen Nationalhaß geschworen.

In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer reizenden Indierin, die ihm zwei Kinder schenkte, er verließ sie, um sich an dem Aufstande von 1857 zu betheiligen, und erfuhr, daß seine Frau, seine Nichte, seine Kinder getödtet worden waren. Da Indien unterjocht war, Prinz Dakkan weder Vaterland noch Familie besaß, so sagte er, der sich in die Berge geflüchtet hatte, der Gesellschaft Lebewohl und wurde der Capitän Nemo „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer" (Vingt mille lieues sous les mers).

Nach der Abreise der drei Passagiere war er noch einige Zeit umhergeschifft; aber da seine Begleiter nach und nach gestorben waren, er selbst allein, schon bejahrt, müde und matt war, so hatte er sich in einen der unterirdischen Häfen auf der Insel Lincoln zurückgezogen und hatte die Anstrengungen der Colonisten mit Interesse verfolgt.

Er will mit dem Nautilus auf dem Meeresgrunde ruhen, den Colonisten übergiebt er eine mit Diamanten gefüllte Kassette und nimmt ihnen das Versprechen ab, nach seinem Tode die Hähne, welche die Reservoire mit Wasser füllen, zu öffnen. Dies geschieht auch schon am nächsten Tage, als der Capitän den letzten Seufzer ausgehaucht hat; man sieht den Nautilus langsam unter die Fluthen tauchen, die er mit Phosphorglanze erleuchtet, bis er in der Tiefe des Meeres verschwindet, wo er dem Capitän als Grab dient.

Vor seinem Tode hat dieser dem Anführer der Colonisten noch Mittheilungen gemacht, die darauf hindeuten, daß eine unterseeische Eruption stattfinden wird, und ihnen auch Anweisungen gegeben, wie sie die schädliche Wirkung vermeiden können. Es gelingt den Amerikanern sich zu retten, aber die furchtbar verwüstete Insel ist nur eine öde Klippe und diesmal müssen sie zu Grunde gehen, weil sie keine Hülfsquelle haben, als eine Benachrichtigung, welche der Capitän Nemo auf einer benachbarten Insel zurückgelassen hat, die Brigg des Lords Glenarvan, des Retters der Familie des Capitäns Grant (wir werden bald zu dieser Geschichte kommen) herbeiführt. Sie kehren alle nach den Vereinigten Staaten zurück und setzen dort die auf der „Geheimnißvollen Insel" begonnene Freundschaft fort.

VI.

Die Bücher, in denen der Einbildungskraft und Phantasie Jules Vernes freier Spielraum gelassen wird, sind immer auf wissenschaftliche Thatsachen gegründet und sind unserer Ansicht nach diejenigen, welche von dem durch Jules Verne mit so vielem Erfolg geschaffenen, neuen Genre eine genaue Vorstellung geben.

Die meisten seiner anderen Werke ähneln mehr oder weniger anderen vor und nach ihm abgefaßten Reisewerken, nur daß sie malerischer, belebter und schwungvoller geschrieben sind.

Nicht etwa, daß diese Arbeiten weniger Erfolg gehabt hätten, mehrere von ihnen sind sogar mehr gelesen worden als alle diese und haben zahlreichere Auflagen erlebt, gerade weil die wissenschaftlichen Wunder eine minder große Rolle darin spielen, und die jungen Leser den Wechselfällen der Reise besser folgen konnten, während sie früher immer eine Vorlesung über Physik, Geologie oder Kosmographie mit in den Kauf nehmen mußten.

Von der „Illustrirten Geographie Frankreichs", die Jules Verne in Verbindung mit M. Th. Lavallée veröffentlicht hat, wollen wir nicht sprechen, es ist ein Schulbuch. Wir wollen uns auch nicht bei „La Découverte de la terre" aufhalten, die nur eine dramatisirte Erzählung der maritimen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts ist, ebensowenig bei den „Grands navigateurs" des 18. Jahrhunderts, den „Voyageurs du 19ième siècle". Trotz der interessanten Erzählung sind diese Bücher doch nur eine Darlegung und Populariſirung der schon bekannten Thatsachen; wenn sie dennoch beliebt sind, so verdanken sie dies nur ihren Vorgängern, und haben nur eine vierte oder fünfte Auflage erlebt, während viele andere die dreißigste überschritten und „Le tour du monde en 80 jours" bereits die sechzigste erlebt hat.

Um so viel wie möglich dem Geschmack seiner Leser nachzukommen, hat er die Werke reiner Phantasie wechselnd gehalten, d. h. unmögliche Reisen mit der Erzählung von möglichen unterbrochen. So ist auch die Veröffentlichung der früher analysirten, typischen Werke durch andere unterbrochen worden, nämlich:

Capitän Hatteras, Die Kinder des Capitäns Grant, Das Land der Pelze und Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer.

„Les enfants du capitaine Grant" haben außerordentlich dazu beigetragen, den Namen Jules Verne zu verbreiten. Zu der Zeit gab es in Frankreich nicht eine Familie, in der man nicht den Namen dieses Capitäns aussprechen hörte, ein Name, der damals so populär war, wie es selbst die bekanntesten Helden Alexander Dumas, z. B. d'Artagnan und Monte-Christo, nicht gewesen sind.

Der Capitän Grant aus Glasgow, der nach Australien gegangen ist, um sich dort ein neues schottisches Vaterland zu gründen, ist plötzlich spurlos verschwunden.

Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, als man plötzlich im Bauche eines in den Meeren Schottlands gefangenen Haifisches eine Flasche findet, die ein Document enthält, von dem nur noch einige Bruchstücke übrig sind, auf denen man die Worte liest: „Grant 137 —"

Die geographische Länge ist nicht bekannt, wohl aber die Breite und so wird es sich darum handeln, dem Grad bis zum Ende zu folgen. Einige auf den Fragmenten noch leserliche Buchstaben geben noch andere Fingerzeige, so glaubte man den Namen Patagonien zu lesen, und erst nachdem man das ganze Land nach allen Richtungen durchforscht, sah man, daß man sich getäuscht hatte.

Da man es von der Admiralität nicht hatte erreichen können, ein Schiff zur Aufsuchung des Capitän Grant, der nicht im Dienste der englischen Regierung gestanden, auszurüsten, so unternahm es ein Schotte, Lord Glenarvan, eine Expedition zu leiten, und er reiste mit den Kindern desselben zur Aufsuchung ihres Vaters ab.

Die Reise wird durch die komische Lage eines französischen Gelehrten sehr erheitert, der bei der Abfahrt in Eile herbeigestürzt kam, und zu spät bemerkte, daß er sich im Postdampfer geirrt hatte; Lord Glenarvan bietet ihm mehr als einmal an, ihn auszuschiffen, jedesmal aber findet er, daß das Land schon zu sehr erforscht sei, und nach wiederholten Weigerungen kommt er endlich dahin, die Expedition bis zum Ende mitzumachen.

Bevor die Reisenden den Capitän wiederfinden, durchforschen sie Polynesien, durchziehen sie Australien unter den größten Schwierigkeiten und ernsthaften Gefahren, werden von einem Matrosen verrathen, der sie irre leitet und den sie auf einer wüsten Insel verlassen. Dieser reuige Verräther spielt in der Ile mystérieuse, deren glückliche Lösung wir bereits angegeben haben, eine große Rolle. Diese Lösung dient übrigens zwei Werken zu gleicher Zeit.

Jules Verne hat außerdem Sorge getragen, nicht nur das Genre seiner Erzählungen, sondern auch ihren Schauplatz zu variiren.

Mit dem „Capitän Hatteras" reist man in die Polarländer, mit „Den Kindern des Capitän Grant" nach Australien, dann kehrt man im „Land

der Pelze" nach dem Norden zurück, während man sich mit „den drei Russen und drei Engländern" nach dem Süden Afrikas begiebt.

Wie wir schon oben gesagt haben, ist das, was Jules Verne vor anderen Schriftstellern, den Verfassern von Reiseerzählungen, auszeichnet, sein dramatisches Talent, seine Kunst der Inscenirung, die Schöpfung von Personen, welche seine Erzählung beleben, in Bewegung setzen und sie mit ihren Gesprächen erheitern.

Uebrigens sind die Typen dieser Personen nicht sehr verschieden, denn sie reduciren sich auf zwei oder drei, die unter verschiedenen Namen und Gestalten immer ziemlich dieselbe Rolle spielen.

Jules Verne zeichnet sich auch dadurch aus, daß er es versteht, die Neugierde seiner Leser durch undurchdringliche Geheimnisse, oder besondere Umstände, oder unvorhergesehene Ereignisse zu reizen. So bleibt zum Beispiel der Capitän Hatteras während eines Theiles der Reise unsichtbar und übersendet seinem Vertreter seine Befehle durch einen Hund, der ihm versiegelte Billets überbringt. Erst in dem Augenblick, in dem sein Vertreter in einer zu großen Gefahr den Kopf verliert, erscheint plötzlich der Capitän aus einer bisher verschlossenen Kajüte und übernimmt den Oberbefehl.

Schon oben haben wir gesagt, daß Lord Cardigen das Document, welches ihn auf Capitän Grants Spur bringt, im Bauche eines Walfisches findet.

Im „Lande der Pelze" erbaut ein Offizier im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft am äußersten Ende der Besitzungen der letzteren ein Fort. Ein Gelehrter, der dorthin gekommen ist, um eine totale Sonnenfinsterniß zu beobachten, findet sie nicht total. Aber das Observatorium kann sich doch nicht in seinen Berechnungen getäuscht haben, folglich kann das Fort nicht unter dem angegebenen Breitengrade liegen. Und doch hatte der Offizier sehr genau die Lage berechnet.

Was ist denn vorgegangen? Der nur durch Eis gebildete Boden hat sich nach und nach vom Continente losgelöst und ist dadurch beträchtlich von der ursprünglichen Lage abgewichen. — Hier beginnt nun eine Reihe von Versuchen, um aus der Gefahr, der man entgegengeht, herauszukommen. Bis zuletzt stehen eine englische Reisende, eine Frau, der es nie an guten Einfällen und gutem Rath fehlt, ihre ihr absolut ergebene schottische Dienerin und eine junge, durch einen Bären auf wunderbarer Art gerettete Eskimo-Frau dem Offizier bei.

Nach tausend Fährlichkeiten gewahrt man das Land und schon winkt das Heil, als man bemerkt, daß das Inselchen nur noch eine Eisscholle ist, daß es zusehends schmilzt und sich an seiner Oberfläche verringert, es muß im nächsten Augenblick mit den Reisenden, welche es trägt, im Meere verschwinden.

Plötzlich deutet der Gelehrte, der seit der Sonnenfinsterniß schweigend und theilnahmslos geblieben ist, ein Mittel zur Rettung an. Er läßt die

Ränder der Eisscholle durch die Pumpen stark mit Wasser begießen, diese gefrieren von neuem und die Reisenden haben Zeit, das Land zu erreichen.

In der Erzählung „Die Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer" im südlichen Afrika, hat der Autor die Scene in das Jahr 1854 während des Krimkrieges verlegt. Engländer und Russen sind damit beschäftigt, einen Erdmeridian zu messen, Freundschaften und Antipathien haben sich zwischen ihnen gebildet. Da erfahren sie plötzlich, daß der Krieg zwischen England und Rußland erklärt worden ist, jetzt giebt es weder Antipathien, noch Freundschaft, es sind Feinde, die sich trennen, indem sie sich die Hand geben, und die ihr Werk in verschiedenen Regionen fortsetzen.

Aber in einem Augenblick, wo die Russen von Wilden angegriffen werden und in Gefahr sind, gesellen sich die Engländer zu ihnen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzustoßen, dann, als der Kampf vorüber ist, drückt man sich wieder die Hände und wird wieder Feind.

Ein zerstreuter Rechner giebt auch zu verschiedenen amüsanten Scenen Veranlassung. Eines Tages haben sie ihn verloren, nach längerem Suchen finden sie ihn am Ufer eines Sees sitzend, von Krokodilen bewacht, die ihn sich zur Beute ausersehen haben. Er ist ganz in seine Berechnungen vertieft, die ihm einen unendlichen kleinen Fehler in einer Logarithmentafel enthüllen.

Ein anderes Mal findet man ihn ganz athemlos, verwirrt, die Stimme versagt ihm, durch einige abgerissene Worte giebt er zu verstehen, daß ihm sein Register verschwunden ist, das Register, in dem alle Resultate ihrer täglichen Operationen enthalten sind, und ohne welches man die Arbeit von neuem anfangen müßte. Affen haben den Raub begangen und das Register auf einen Baum getragen und nun muß man den Eifer des Professors sehen mit dem er ihnen nachjagt, und den Muth, mit dem er Mann gegen Mann kämpft, um sein kostbares Document wieder zu erobern.

Die „Ville flottante" (schwimmende Stadt) ist nur die Erzählung von einer Ueberfahrt des Great Eastern, die durch die Monomanie eines Reisenden, der durchaus einen Schiffbruch mitmachen will, erheitert, und durch eine romantische Episode dramatisch gemacht wird, die ziemlich gewöhnlich wäre, wenn nicht Jules Verne eine Lösung durch ein sehr originelles Duell gefunden hätte. Die beiden Duellanten kämpfen auf dem Schiffe während eines Gewittersturmes; der eine hält an und läßt plötzlich seinen Degen fallen, der andere will ihn eben mit dem seinigen durchbohren, als er wie vom Blitz getroffen niederstürzt; die Spitze des Degens hat das elektrische Fluidum angezogen und geleitet und ihn sofort getödtet.

Les Forceurs de blocus ist auch eine romantische Periode aus dem amerikanischen Kriege, la jangada, ist die Erzählung einer abenteuerlichen, dramatischen Reise an den Ufern des Amazonenstroms, der „Capitaine de quinze ans" (der 15jährige Capitän) ist die Geschichte eines jungen Mannes, der von der ganzen Bemannung eines Walfischbootes allein übrig geblieben ist und dem es gelingt, dasselbe infolge seiner Entschlossenheit, seiner

Initiative und seines Muthes nach Hause zurückzuführen. Der „Chancellor" ist das Journal eines Reisenden an Bord eines Schiffes, das mit einer Ladung Baumwolle und pikrinsaurem Kali von Charlestown nach Liverpool fährt. Unterwegs fängt die Baumwolle Feuer und glimmt langsam fort; trotz aller Anstrengungen aber gelingt es ihnen nicht, den Brand zu löschen oder auch nur zu begrenzen. Endlich scheitert das Schiff an einer Klippe, um den Flammen und der drohenden Explosion zu entgehen. Ein Floß wird erbaut, bald aber fangen die Schiffbrüchigen an wie auf der Medusa Hungers zu sterben, bald sehen sie das schreckliche Ende vor sich, als plötzlich einer von ihnen bemerkt, daß das Meerwasser an gewissen Stellen süß ist. Nur ein großer Fluß kann so das Meerwasser zurückdrängen; in der That ist es der Amazonenstrom, an dessen Mündung sie denn auch bald landen.

Die „Tribulation d'un jeune Chinois en Chine" ist ein philosophischer Roman, dessen Schauplatz das himmlische Reich ist. Hier hat nun Jules Verne wieder Gelegenheit, China, seine Bewohner, seine Sitten u. s. w. zu beschreiben. Es handelt sich darin um einen jungen Chinesen, der mit allen Gaben ausgestattet, mit Vermögen und allem möglichen Glück begabt, vom Spleen befallen ist und sich tödten will. Sein Lehrer, der Philosoph, Wang, versöhnt ihn mit dem Leben, indem er ihn allen möglichen Gefahren und Unglücksfällen aussetzt.

Die doppelte, weniger neue als wahre Schlußfolgerung ist die, daß das Unglück nothwendig ist, um das Glück schätzen zu lernen, und das ganze Geheimniß Mensch zu sein ist, für Andere zu arbeiten.

Auch bei einigen andern, wenig hervorragenden oder geradezu langweiligen Werken wollen wir uns nicht aufhalten, wie die „Cinqcents millions de la Begune", eine sociale und politische Allegorie, in welcher der Autor melodramische Mittel verwendet, die sonst nur jenen populären Romanschriftstellern in Pfennig-Journalen eigen sind, denen es mehr um Geld als um Ruhm zu thun ist.

Einigen seiner Werke — und es kann ja nicht anders sein — merkt man schon die Ermüdung an. Aus derselben Mine kann man nicht zwanzig Jahre lang einige fünfzig Bände ziehen, ohne daß man sich endlich erschöpft, und ohne daß sich in die letzten Werke Wiederholungen oder Erinnerungen an die früheren einschlichen.

Aber die auf einen so langen Zeitraum ausgedehnten Publicationen, die überdies durch den Wechsel der Länder und Ereignisse unterbrochen werden, haben diesen unvermeidlichen Fehler kaum bemerkbar werden lassen und Jules Verne hat es immer verstanden, sich die Gunst seines jungen, übrigens immer wieder erneuerten Publikums zu erhalten.

VII.

Wir haben bisher zwei Werke bei Seite gelassen, um uns mit ihnen in einem besonderen Capitel zu beschäftigen, zwei Werke, die einen doppelten

Erfolg gehabt haben, nämlich als Romane für die Lectüre und als Stücke auf der Bühne: „Le Tour du monde en 80 jours“ und „Michell Strogoff“. Während mehrerer Jahre haben diese unter der Mitwirkung Dennérys, eines der geschicktesten dramatischen Autoren, für's Theater bearbeiteten Stücke im Châtelet große Menschenmassen angezogen und nicht einen Tag lang hat der Erfolg abgenommen.

Das Sujet zur Reise um die Welt in 80 Tagen ist sehr einfach: im Verlaufe einer in einem Club in London stattfindenden Unterhaltung wetten zwei Engländer um eine Million, daß es möglich sei, in 80 Tagen die Reise um die Welt zu machen. Einer von ihnen, Phileas Phogg, wettet, daß er, wenn er von London abreist, durch Europa, Afrika und Asien geht, über Amerika vor Ablauf des 80. Tages zurückkommen werde.

Er wird von einem französischen Diener Passepartout begleitet, welcher die heitere Person und der Spaßmacher des Stückes ist; sehr häufig ist er es, der durch eine wunderbare, unerwartete Initiative Hindernisse, welche den Erfolg der Wette in Frage stellen könnten, zu beseitigen oder abzuwenden versteht.

Eine andere komische Person ist ein englischer Detective, der, durch eine falsche Spur irregeführt, auf das Schiff stürzt und Mr. Phogg, den er für den Urheber eines sehr beträchtlichen, kürzlich verübten Diebstahls hält, verfolgt. Durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie angeeifert, will er ihm so lange in einiger Entfernung folgen, bis es ihm gelingt, ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Der zwischen Passepartout und dem Detective ausgebrochene Kampf wird von malerischen und häufig höchst komischen Ereignissen unterbrochen.

Die Hindernisse häufen sich auf dem Wege der Reisenden, manchmal verlieren sie Zeit, dann muß man sie mit verdoppelter Schnelligkeit wieder einholen, sie unterdrücken Entfernungen und erfinden unbekannte Transportmittel. Die Hindernisse sind verschiedener Art, manchmal sind Unglücksfälle die Ursache der Verzögerung, ein anderes Mal sind es Angriffe mit bewaffneter Hand, z. B. der Sioux im Felsengebirge, manchmal werden sie durch Gefühle der Menschlichkeit der Reisenden veranlaßt, so verlieren sie in Indien einen Tag, weil sie nicht zugeben wollen, daß man eine Wittwe auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennt.

Trotzdem der Verlust an Zeit wieder eingebracht worden ist, so ist doch der festgesetzte Termin um einen Tag überschritten worden, und die Wette würde verloren gewesen sein, wenn nicht Jules Verne die geniale Idee gehabt hätte, den Unterschied der Stunden mit den Längengraden dazwischen treten zu lassen.

Die Reisenden gingen nach Osten, d. h. der Sonne entgegen; in dem Maße, in dem sie vorwärts eilten, blieb die Stunde des Landes nach der von London zurück, auf der Mitte der Reise waren die neun Tagesstunden

der Nacht schon voraus, als es in London Mitternacht war, war es auf den malayischen Inseln Mittag.

Als die Reise um den Globus beendet war, betrug der Unterschied 24 Stunden, d. h. einen ganzen Tag, der für die Wette festgesetzte Termin ist also pro facto um ebenso viel verlängert, und Phileas Phogg kommt in der letzten Minute, in dem Augenblick im Club an, wo seine Niederlage bestätigt werden soll. Jetzt hört er seinen Triumph erschallen und empfängt den Einsatz der Wette.

Michael Strogoff war von Anfang an bestimmt, einem anständigen Volksdrama zum Rahmen zu dienen, welches das Publikum ebenso wohl durch die überraschenden Abenteuer des Helden, als durch die malerische Ausstattung interessiren sollte. Die Handlung trägt sich in verschiedenen wenig bekannten Ländern zu, von denen jedes ein Tableau liefern konnte, in dem man seine malerischen Seiten, den allgemeinen Anblick, die ethnischen Typen, Costüme u. s. w. finden konnte.

Das Hauptthema, welches dann durch tausend dramatische Ereignisse complicirt wird, ist an sich sehr einfach. Michael Strogoff, ein Courier des Czaren, wird von dem Kaiser beauftragt, dem in Irkutsk und Sibirien commandirenden Großfürsten eine wichtige Depesche zu überbringen. Die Tartaren sind in die russischen Provinzen eingefallen, und die kaiserliche Botschaft kann einen großen Einfluß auf die Resultate der Campagne haben.

Strogoff spart keine Anstrengung, keine Opfer, um zur rechten Zeit zu kommen.

Aber ein Russe, ein Verräther, Namens Ogareff, hat sich an die Tartaren verkauft, deren Führer und Hauptanführer er geworden ist. Er schlägt die Truppen seines eigenen Landes, macht eine große Zahl von Gefangenen, unter denen sich auch Michael Strogoff befindet, der zuerst unbekannt bleibt, dann sich aber selbst verräth, indem er sich auf Ogareff in dem Augenblicke wirft, wo seine Mutter, die sich weigert, ihn zu erkennen, den ersten Knutenhieb empfangen soll.

Ogareff ergreift den Courier, bemächtigt sich des Briefes des Zaren und läßt Michael Strogoff mit einem glühenden Eisen, mit dem man ihm vor den Augen vorbeifährt, blenden. Dann wendet er sich nach Irkutsk, wo er zum Besten der Tartaren den kaiserlichen Courier, dessen Namen er angenommen, spielen will.

Des Gesichts beraubt, findet dieser eine junge Russin, Namens Nadia, die ihren nach Sibirien verbannten Vater aufsuchen will, und er hofft, Ogareff noch zu überholen. Beide erleben eine Reihe von Abenteuern, entgehen unzähligen Gefahren, doch gelingt es Ogareff, vor ihnen zum Großfürsten zu gelangen und sich ihm als Michael Strogoff vorzustellen.

Als dieser mit Nadia nach Irkutsk kommt, ist der Verräther gerade im Begriff, den Tartaren die Stadt zu überliefern, und um die Sache zu erleichtern, hat er einen Theil der Stadt angezündet. Sofort werfen sie sich

auf den gefrorenen Fluß und unter den lodernden Flammen gelangen sie in den Palast.

Dort, im heißen Kampfe mit Ogareff, der ihn immer für blind hält, zeigt Strogoff plötzlich, daß er sehend ist, denn er trifft ihn in's Herz. Er erklärt Nadia, daß der Anblick der schlechten Behandlung, die man seiner Mutter zu Theil werden ließ, ihm die Augen so mit Thränen gefüllt hatte, daß, als das glühende Eisen seine Augäpfel berühren wollte, die Thränen sich in Dampf verwandelten und so seine Augen bewahrten. Trotzdem hatte er Alle an seine Blindheit glauben lassen, weil er daraus gegen die Feinde des Czaren hatte Vortheil ziehen können.

Michael Strogoff kommt zum Großfürsten, wird erkannt, erzählt den Verrath Ogareffs, ertheilt Fingerzeige, wie man die Tartaren abwenden könne; als dann die Russen gesiegt haben, heirathet er Nadia, deren Vater begnadigt wird, findet seine Mutter wieder und Alle kehren nach St. Petersburg zurück.

Die Erzählung wird durch das Dazwischentreten zweier Journalisten belebt, der Eine, ein Engländer, Harry Blunt, der Andere, ein Franzose, Alcide Jolivet, die sich zuerst aus Brotneid hassen, dann aber intime, unzertrennliche Freunde werden; die unzerstörbare Kaltblütigkeit des Ersteren, die sorglose, geistreiche Heiterkeit des Letzteren geben alle Augenblicke der Folge von dramatischen Ereignissen eine pikante Wendung.

Trotz dieser unglaublichen Productivität scheint Jules Verne sich doch noch nicht müde zu fühlen, denn er hat nie aufgehört zu schreiben. Unter seinen letzteren Werken sind es ganz besonders zwei, in denen die gute Laune und die phantastische Verve des Autors freien Spielraum gehabt haben.

Der „Etoile du Sud“ (Südstern) ist die Geschichte eines wunderbaren durch einen jungen Ingenieur im Kaffernlande gefundenen Diamanten. Weil der erstere zu arm war, konnte er ein junges Mädchen, welches er liebte, nicht heirathen. Der Diamant wird auf nicht weniger als 50 Millionen geschätzt. Plötzlich verschwindet er bei einem Diner, der Verdacht fällt auf einen Kaffern, welchen der Ingenieur lange unter besonderen Fährlichkeiten sucht und verfolgt. Als er ihn endlich erreicht, findet er, daß dieser ihn nicht hat, sondern daß ein zahmer Strauß, den das junge Mädchen sehr lieb hat, ihn hinuntergeschluckt hat. Auf keinen Fall will sie ihn tödten lassen, selbst nicht um der 50 Millionen willen. Endlich willigt sie ein, daß man ihm einen Einschnitt in den Magen macht, und der Diamant wird nebst andern harten Gegenständen herausgezogen. Man feiert ein neues Fest; der Diamant wird auf einer Estrade ausgestellt, plötzlich aber birst er auseinander und verschwindet, Jules Verne erklärt, durch welches chemische Phänomen das geschehen ist, und der Ingenieur heirathet trotzdem das junge Mädchen.

Die „Ecole des Robinsons“ ist eine ungemein heitere Skizze. Ein sehr reicher Amerikaner hat eine von der Regierung der Vereinigten Staaten ver-

auctionirte Insel gekauft. Sein Sohn soll ein reizendes junges Mädchen heirathen, er will aber nicht eher, als bis er eine Reise um die Welt gemacht hat.

Da der Vater seinen Widerstand nicht besiegen kann, so geht er scheinbar auf seine Ideen ein und schifft ihn auf einem Schiffe ein, das erst nach mehrjähriger Fahrt nach Hause zurückkehren soll. Aber der Capitän hat seine Instruction empfangen, er scheitert geschickt an der von dem Amerikaner gekauften Insel, und weiß es so einzurichten, daß nur der junge Mann und ein Tanzlehrer an's Land kommen, und sich für schiffbrüchig halten.

Alles ist so vorbereitet, daß sie nach und nach die Gegenstände, wie sie dieselben gebrauchen, um Robinson Crusoe nachzuahmen, finden; zur rechten Zeit erscheint auch sogar ein Neger, um die Rolle Freitags zu spielen. Wilde Thiere, Tiger, Löwen erscheinen plötzlich auf den Felsen, aber der Neger befreit sie aus der Entfernung durch ein paar schöne Flintenschüsse von ihnen — die Thiere waren ausgestopft.

Alles geht gut, bis ein überbotener Concurrent, der auch gern die in Frage stehende Insel erworben hätte, sich für seine Niederlage rächen will, indem er dieselbe unbewohnbar machen will. Zu diesem Zweck führt er diesmal wirklich lebendige wilde Thiere ein. Die Geschichte scheint sehr tragisch zu werden, als der Vater dazwischen tritt, die Tiger und Löwen tödten läßt und den Sohn, der auf lange Zeit von den Reisen um die Welt geheilt ist, nach Hause zurückführt.

Das letzte Werk Jules Vernes ist „Mathias Sandroff", ein Roman, der zuerst im Feuilleton des „Temps", wie früher die Reisen um die Welt, und dann in drei Bänden erschien.

Das ist der wirkliche Abenteuerroman, in dem sich die außergewöhnlichsten und dramatischsten Ereignisse häufen, und wo die Leser unter den erstaunlichsten Gefahren in die verschiedensten Länder geführt werden. Hier fehlt nichts, weder die ungarischen, verrathenen, zum Tode verurtheilten Patrioten, noch die Verräther (ein so kosmopolitisches Trio wie nur möglich, denn es wird von einem Ungarn, einem Spanier und einem Tripolitaner gebildet), welche sich verbinden, um die Lage einer jungen Waise auszubeuten, noch Todte, die wieder auferstehen, noch Staaten, die umgestaltet werden, Mädchen, welche ihre Väter und Namen wechseln, und Arme, die Millionäre werden.

Mathias Sandroff ist einer dieser ungarischen Patrioten, der alle seine Gefährten umkommen sieht und selbst fünfzehn Jahre für todt gilt. Seine Tochter, Sara Sandroff, wird von einem gewissen Silas Tholendal, dessen Namen sie trägt, aufgenommen, und einer der drei Verräther, der Tripolitaner Sarcany, will sie heirathen, um das Vermögen ihrer Familie zu reclamiren. Aber das junge Mädchen widersteht, weil es dem Andenken eines jungen Patrioten, Peter Báthany, der in Ragusa füsilirt worden war, treu bleiben will. Um ihre Einwilligung zu erzwingen, läßt Sarcany sie entführen und nach Tetuan in Marokko schaffen und von dort nach Tripolis.

Sandroff ist inzwischen der Doctor Antopirtt geworden, hat im Syrtenmeer eine Colonie Antopirtta gegründet, hat eine Flotte von elektrischen Schiffen erbaut, die sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit bewegt, hat allen Unterdrückten Asyl gegeben und hat unermüdlich nur ein Ziel im Auge, die Strafe der Verräther.

Diese sollen eben füsilirt werden, als sie durch eine Explosion in die Luft geschleudert werden. Sara Tholendal ist wieder Sara Sandroff geworden, heirathet Peter Báthany, der nicht wirklich todt war, und der Doctor Antopirtt setzt sein philanthropisches Werk fort.

Dieses letzte Werk, in dem man an vielen Stellen die brillanten Eigenschaften Jules Vernes wiederfindet, haben seinem Autorruhme nichts hinzugefügt.

VIII.

Jules Vernes Werke sind in alle Sprachen übersetzt worden und haben überall denselben Erfolg gehabt wie in Frankreich. Wie alle solche, die mehr durch Erfindung und Phantasie wirken, als durch Originalität des Stils, haben sie in der Uebersetzung nichts verloren.

Ich will aber damit durchaus nicht sagen, daß M. Jules Vernes Stil nicht seine unbestreitbaren guten Eigenschaften habe, wie Klarheit, Verständlichkeit, Lebhaftigkeit und zuweilen sogar Glanz und Pracht. Er läßt deutlich sehen, was der Autor, ohne Anmaßung, Manier, noch Ueberladung erzählt; er ist einfach, natürlich, zuweilen pikant und geistreich. Die Kritik fordert er nicht heraus; nur hat er in der Form nichts Eigenthümliches, man könnte ihm Alexander Dumas in seinen guten Tagen an die Seite stellen.

Ein anderer Grund, warum Verne den Fremden gefallen konnte, ist der, daß keine seiner Erzählungen irgend welche nationale Eigenliebe verletzte, daß alle Völker durch sympathische Persönlichkeiten dargestellt wurden, und das allgemeine Gefühl, welches aus denselben hervorleuchtet, ist der Wunsch, die Völker durch die immer wachsende Entwickelung der Wissenschaft einander zu nähern.

Ebenso wie keine Nationalität sich verletzt fühlen konnte, so war es auch mit der Religion; oft tritt der Gedanke an Gott dazwischen, aber ohne daß die Einzelheiten eines Cultus sich besonders aufdrängten. Ueberall wird das religiöse Gefühl angeregt, allen Religionen die höchste Achtung bezeigt; vergebens würde man in den fünfzig Bänden Vernes ein Wort, einen Scherz, eine Anspielung finden, welche irgend einen Gläubigen verletzen könnten.

Freilich hat diese Unparteilichkeit, diese Art von Neutralität bei dem, was man das Gute und das Böse, die Wahrheit und den Irrthum nennt, die ultra-katholische Presse im höchsten Grade erregt, aber dieser Protest der ultramontanen Unduldsamkeit lohnt kaum der Beachtung.

Die Werke Jules Vernes haben noch eine andere unbestreitbare und für Familien unschätzbare gute Eigenschaft, sowohl im Auslande, wie in Frankreich; daß man sie nämlich ohne Ausnahme von der ersten bis zur letzten Seite von jungen Mädchen lesen lassen kann, ohne daß ihre Schamhaftigkeit auch nur im Geringsten verletzt würde.

Hetzel las Wort für Wort alles, was im Magasin d'éducation veröffentlicht wurde, und gestattete nicht einmal einen zweifelhaften Ausdruck.

Das ist seit Jahren in der französischen Literatur etwas sehr Seltenes geworden; kaum wird es wohl einen Roman geben, den man einem jungen Mädchen in die Hände geben könnte. Selbst die ernsthafte Revue des deux mondes kann nicht mehr im Salon, wo sich die Familie versammelt, aufliegen, diese kann die darin veröffentlichten Romane nicht mehr ohne vorhergehende Sichtung gemeinsam lesen.

Die meisten heutigen Schriftsteller denken von dieser Keuschheit der Feder, die sie gern Heuchelei oder Ohnmacht nennen, sehr gering. Aber man ist nicht böse, unter dieser „gewürzten und zerrissenen" Literatur, welche sich überall in den Schaufenstern der Buchhändler breit macht, einen Autor zu finden, dessen Name schon allein eine Garantie für die Anständigkeit ist, und dessen Bücher man ohne die Befürchtung, auch nur ein unpassendes Wort darin zu finden, kaufen kann.

Wie viele unserer heutigen Schriftsteller verdanken nicht den Erfolg ihrer Werke dem ungesunden Reiz skandalöser Enthüllungen oder ausschweifender Gemälde, welche den Instincten der menschlichen Natur am meisten schmeicheln. Anderen ist es gelungen, indem sie an die politischen Leidenschaften, an den socialen Haß appellirten und zum Klassenkriege antrieben.

Jules Verne hat immer nur die ehrlichsten, natürlichsten und großmüthigsten Gefühle in Thätigkeit versetzt, Ergebenheit, Gehorsam gegen die Pflicht, Muth, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe, Liebe zur Wissenschaft bilden die Grundlage aller seiner Erzählungen. Die Leser leben darin, wie in einer moralisch gesunden Atmosphäre, an die sie sich allmählich gewöhnen, und außerhalb welcher sie nicht mehr leben können. Ist das nicht besser als diese den Cloaken und schlechten Oertern entlehnte Luft, mit denen viele moderne Romane vergiftet sind?

Das Leben Jules Vernes ist ehrenhaft und rein gewesen wie seine Schöpfungen, und seine Berühmtheit hat ihm keine Veranlassung zu Ueberspanntheiten oder Excessen gegeben. Arbeit, Familie, Freundschaft, einige Reisen haben es ganz erfüllt. Er lebt jetzt vollständig zurückgezogen in Amiens, wo er dem zu Anfang dieser Studie erwähnten Mordversuch ausgesetzt war.

Das durch seine Feder ehrlich erworbene Vermögen hat ihn in den Stand gesetzt, sich eine elegante Yacht bauen zu lassen, auf der er, sobald er es wünscht, wie einer seiner Helden frei und unabhängig ganz nach seiner Phantasie reisen kann.

In reizender Weise hat sein Bruder eine unter solchen Bedingungen an der Küste Norwegens stattgefundene Reise erzählt.

Uebrigens hat Jules Verne nie den Versuch gemacht, die Welt mit seiner Person zu beschäftigen, noch von sich sprechen zu machen, nie hat er es versucht, indem er den populären Leidenschaften schmeichelte, eine politische Stellung zu erringen, die seinen Ehrgeiz hätte befriedigen können.

Wie die Bücher, so der Mensch; sie gebieten Achtung und flößen Sympathie ein, mit ihnen lebt man gern wie mit Freunden, die man immer mit Vergnügen wiedersieht, besonders wenn man das Verlangen spürt, einen Augenblick die Langeweile und die traurige Wirklichkeit des Lebens zu verlassen.

Gewiß kann Jules Verne — und er selbst würde am meisten über diese Zumuthung erstaunt sein — nicht zu den ersten unserer modernen Romanschriftsteller gezählt werden, er begnügt sich mit einem bescheidenen, sehr schönen Platze. Als Souverän aber herrscht er in einem Reiche, das er selbst geschaffen, und das kein anderer wagen dürfte ihm streitig zu machen. Er hat lebhaften Enthusiasmus erregt, hat glühende Bewunderer gefunden, die Académie Française und der Staat selbst haben ihm die schmeichelhafteste Auszeichnung zu Theil werden lassen, ein würdig erworbenes Vermögen hat ihm die Behaglichkeit und Unabhängigkeit seines Lebens gesichert. Ist das nicht ein wohlgelungener Lebenslauf, der Vielen als Beispiel dienen und Viele ermuthigen kann?

Das Fernsprechweſen.

Von

F. Hennicke.*)

— Berlin. —

Im Oktober 1877 gelangte von Amerika die erſte Kunde von der Erfindung eines Fernſprech-Inſtrumentes nach Europa, welches mit dem Telegraphen in Wettbewerb eingetreten ſei und demſelben bereits einen Theil des gewonnenen Bodens abgerungen habe; aber noch klang durch die europäiſchen Berichte über dieſen neueſten Fortſchritt auf dem Gebiete des Fernverkehrs ein leiſer Zweifel an der Erfüllung der wachgerufenen Erwartungen, ſowie eine Warnung vor übertriebenen Hoffnungen hindurch. Diesmal jedoch behielten die Nachrichten aus dem Dorado der Erfindungen Recht: das Problem der „Sprech-Telegraphie", lange ſchon in den Köpfen zahlreicher Erfinder theoretiſch fix und fertig, war gelöſt und thatſächlich in die Praxis überſetzt worden.

Als der glückliche Erfinder wurde der amerikaniſche Taubſtummenlehrer Graham Bell, Profeſſor an der Boſtoner Univerſität, genannt.

Es iſt hier nicht der Ort, die Anſprüche des Herrn Bell und ſeines faſt gleichzeitig mit ihm als Erfinder auftretenden Landsmannes Eliſha Gray in Chicago auf ihre Berechtigung zu prüfen; nur ſo viel mag erwähnt werden, daß, als das „Telephon" genannte Inſtrument in Deutſchland bekannt wurde, man ſich erinnerte, daß der Verſuch, Töne durch elektriſche Stromimpulſe nach einem entfernten Orte fortzupflanzen, bereits im Jahre 1861 von einem Deutſchen, Philipp Reis, Lehrer am Garnier'ſchen Knabeninſtitute in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H., mit Erfolg gemacht und in einem am 26. October desſelben Jahres im phyſikaliſchen Verein zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage der Oeffentlichkeit mitgetheilt worden war. Aber, wie ſchon ſo oft, war

*) Schluß der im vorigen Hefte unter dem gemeinſamen Titel: „Die Telegraphie in Berlin" begonnenen Artikelreihe.

auch in diesem Falle ein Samenkorn deutscher Culturarbeit auf den unfruchtbaren Boden einer gelehrten Gesellschaft gefallen: in der Fremde, namentlich von amerikanischen Physikern aufgenommen und sorgsam weiter entwickelt, wurde 16 Jahre später die ursprünglich deutsche Erfindung von amerikanischem Boden nach Deutschland zurückverpflanzt.

Die Einrichtung des in seiner ersten Form ungemein anspruchslos auftretenden Instrumentes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Eine dünne Eisenplatte, gegen welche gesprochen wird, geräth durch die Schallwellen in Schwingungen und beeinflußt einen Magneten in der Weise, daß das magnetische Fluidum bei der Annäherung der Eisenplatte mehr gegen das in ihrer Nähe befindliche Pol-Ende gezogen wird, bei der Entfernung gegen den Mittelpunkt des Magneten dagegen wieder zurückströmt. Dieses Hin- und Herströmen des magnetischen Fluidums erregt in den den Magneten umgebenden Drahtumwindungen, deren Enden mit der Leitung in Verbindung stehen, elektrische Ströme, welche sich durch die Leitung zum fernen Telephon fortpflanzen und dort genau dieselben Aenderungen hervorrufen, die im Magneten des ersten Telephons durch die Schwingungen der Eisenplatte entstanden waren. Diese feinen Bewegungen reichen hin, die Tonfülle sowie die Klangfarbe des gesprochenen Wortes wiederzugeben.

Wie bei der Telegraphie, so werden auch bei der Telephonie große Wirkungen durch die einfachsten Mittel hervorgebracht. Dort liefern einige dünne Platten von Kupfer und Zink, die in einer Säure stehen, genügende Kraft, unsere Gedanken in fast unmeßbarer Zeit Tausende von Meilen weit fortzutragen, hier erzeugt eine dünne Scheibe aus Eisenblech, die durch Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, elektrische Ströme, durch welche unsere Stimme deutlich erkennbar entfernten Freunden hörbar wird; fürwahr, daß solche wunderbare Erfolge mit so einfachen Mitteln erreicht werden, das ist einer der größten Triumphe moderner Wissenschaft!

Gleich nachdem durch amerikanische Fachzeitschriften über die neue Erfindung Näheres bekannt geworden war, richtete die deutsche oberste Telegraphenbehörde an den Ingenieur der Western Union Telegraph Company, Herrn George B. Prescott in New-York, das Ersuchen um Ueberlassung einiger Nachbildungen des beim Patentamte in Washington hinterlegten Telephons. Noch ehe eine Antwort hierauf erfolgen konnte, überreichte der Vorsteher des Londoner Central-Telegraphen-Amtes, Herr Fischer, der zufällig nach Berlin gekommen war, dem General-Postmeister Herrn Dr. Stephan zwei Bell'sche Telephone als Geschenk. Die mit denselben angestellten Versuche ergaben die Verwendungsfähigkeit der Instrumente bis auf 61 Kilometer. Die an den Apparaten später angebrachten Verbesserungen haben die Grenzen ihrer Verwendung erheblich erweitert; innerhalb der zunächst ermittelten Grenzen aber den neuen Apparat dem öffentlichen und privaten Verkehre binnen kürzester Frist im vollsten Umfange dienstbar gemacht zu haben: dieses Verdienst fügt sich als ein neues Blatt dem Ehrenkranze ein, den die Anerkennung der Mit-

welt um den Namen des genialen Leiters der deutschen Post- und Telegraphen-Verwaltung, des General-Postmeisters Dr. von Stephan, geschlungen hat. Am 9. November 1877 erstattete er dem Reichskanzler Fürsten Bismarck über das Telephon, das später im amtlichen Stil „Fernsprecher" genannt wurde, einen Bericht, der nach Darstellung der angestellten Versuche folgendermaßen schließt: „Weiter ist es die Absicht, Telephone auf allen denjenigen Postorten aufzustellen, an welchen noch keine Telegraphen-Anstalten sich befinden, um von dort die aufgegebenen Depeschen an die nächste Telegraphenstation hinüberrufen zu lassen, während bisher stets ein Bote geschickt werden mußte. Wenn diese Maßregel, welche schon in den nächsten Tagen um Berlin und Potsdam in's Werk gesetzt werden soll, gelingt, dann würden wir, da die Kosten sehr gering sind, die Zahl der Reichs-Telegraphen-Aemter ganz erheblich vermehren können."

Nachdem der Fürst mit dem aufgestellten Plane sich einverstanden erklärt hatte, erfolgte schon am 12. November die Eröffnung des ersten Fernsprech-Amtes für den öffentlichen Verkehr in Friedrichsberg bei Berlin. Hiermit war der Fernsprecher als Telegraphen-Apparat offiziell anerkannt; der Erlaß einer „Dienstanweisung für den Betrieb von Telegraphenlinien mit Fernsprechern" folgte (am 28. November) auf dem Fuße, und bis Ende dieses denkwürdigen Monats wurde die Einrichtung von weiteren 18 Fernsprech-Aemtern angeordnet. Inzwischen war der Apparat am 25. November auch dem Kaiser vorgeführt worden und hatte das lebhafteste Interesse nicht allein des hohen Herrn, sondern auch der ganzen kaiserlichen Familie erregt.

Von da ab wendete sich die allgemeine Theilnahme dem neuen Apparate in einem Maße zu, wie dies in der Geschichte der Telegraphie ohne Beispiel ist. Gelehrte und Ungelehrte, Beamte und Private, kurz alle Welt bemächtigte sich der neuen Erfindung, zunächst natürlich um sie zu verbessern, und bald brachte jeder Tag der Telegraphen-Behörde Vorschläge zu Verbesserungen, die oft von einem beneidenswerthen Mangel an Verständniß zeugten, während die Väter der neuen, recht oft nacherfundenen Ideen in herrlichen Träumen von Ruhm und klingendem Lohn schwelgten. Die Erfindungswuth hat wahre Ungethüme von Apparaten erzeugt, die freilich zumeist bald in den wohlverdienten Ruhestand der Rumpelkammer eingetreten sind; die Geschichte des Verkehrswesens ist über sie zur Tagesordnung übergegangen: möge der Staub ihnen leicht sein!

Lobenswerther waren jedenfalls die Bemühungen, die ihren Ausdruck in dem Bestreben fanden, das Fremdwort „Telephon", ehe man sich an maßgebender Stelle für „Fernsprecher" entschieden hatte, durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen. Was kam da nicht Alles zum Vorschein! Sirene, Klangstab, Tonleiter, Tonträger, Tonformer, Drahttöner, Beller (nach dem Erfinder Bell, oder hat der Verdeutscher gewußt, daß „bellen" im Alt-Friesischen soviel wie „ausrufen" bedeutete?) mögen als Musterproben aus der Legion von Vorschlägen genügen; „Snütken und Oehrken" nannte ein plattdeutscher

Landsmann recht sinnig das neue Instrument; die mehr drastische als elegante Bezeichnung „Quasselstrippe" lebt als Ergebniß der specifisch Berliner Verdeutschungs-Versuche im Munde des Volkes fort.

Die Zahl der seit November 1877 neu eingerichteten Telegraphen-Anstalten mit Fernsprechbetrieb beläuft sich zur Zeit auf über 3000, und Deutschland kann sich rühmen, mit diesem Vorgehen den Vortritt vor allen anderen Nationen genommen zu haben.

* * *

Wesentlich länger dauerte es, ehe der Fernsprecher sowohl in Deutschland als überhaupt in Europa, in den Dienst des großstädtischen Verkehrs gestellt wurde. Nach dieser Richtung erfaßte der praktische Sinn der Amerikaner sofort die hervorragende Bedeutung des neuen Apparates, dessen Bedienung weder Vorkenntnisse noch Vorbereitung erforderte, für das Geschäfts- wie für das öffentliche und Privat-Leben, und schon im Jahre 1878 bildeten sich, zuerst in New-York, dann in den meisten bedeutenderen Städten der Vereinigten Staaten Privat-Gesellschaften, die durch Herstellung von Verbindungen zwischen Privathäusern, industriellen Anlagen u. s. w. den Fernsprecher dem öffentlichen Verkehr dienstbar machten. Zu Anfang des Jahres 1880 waren nach amerikanischen Zeitungsnachrichten bereits über 30 Städte im Besitze von Telephone Exchanges; um nur einige Beispiele anzuführen, sollte die Zahl der durch Fernsprech-Leitungen mit einander verbundenen Häuser in Cincinnati 800, in Chicago 1200, in San Francisco 2000 und in New-York sogar 4000 betragen.

Wunderbarer Weise blieben die maßgebenden Kreise Berlins, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, dem neuen Verkehrsmittel gegenüber lange Zeit kühl bis an's Herz hinan. Sei es, daß sie den von deutschen Zeitungen wiedergegebenen Berichten transatlantischer Blätter nicht vollen Glauben schenkten, dieselben vielmehr für üppige Schößlinge jener amerikanischen Pflanze, „Humbug" genannt, hielten, sei es, daß sie von der Einrichtung für Berliner Verhältnisse keinen dem Kostenpunkte entsprechenden Nutzen erwarteten, kurz, bis fast in die Mitte des Jahres 1880 hinein hatte die Berliner Handelswelt in ihrer Allgemeinheit noch keine Schritte gethan, um sich ein Verkehrsmittel zu sichern, das bereits in vielen größeren Städten des europäischen Auslandes sich eingebürgert hatte und vermöge der Vortheile und Annehmlichkeiten, die es bot, sich immer weiter ausbreitete. Zwar hatten sich einige Privatunternehmer gefunden, die, ähnlich wie dies in Amerika, England Frankreich und Belgien geschehen war, sich erboten, Fernsprech-Anlagen in größeren Städten Deutschlands herzustellen und auf eigene Rechnung zu betreiben, aber hiergegen erhob die Reichs-Telegraphen-Verwaltung, gestützt auf Art. 48 der Reichs-Verfassung: „Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesammte Gebiet des Deutschen Reiches als einheitliche Staatsverkehrs-Anstalten eingerichtet und verwaltet", mit der Bemerkung Ein-

spruch, daß sie (die Verwaltung), „soweit und wo immer ein wirkliches Bedürfniß zur Herstellung von Fernsprech-Anlagen hervorgetreten sei, die Sorge für die Befriedigung dieses Bedürfnisses selbst übernommen habe und dies auch ferner zu thun gedenke." Zunächst schien aber Berlin einer Fernsprech-Einrichtung immer noch nicht zu bedürfen, und beinahe hätte das gewerbfleißige Mülhausen i. Els. der Reichshauptstadt den Rang abgelaufen, als das Reichs-Postamt dadurch die Initiative ergriff, daß es am 14. Juni 1880 durch eine Bekanntmachung Diejenigen, welche einer für Berlin geplanten Fernsprech-Anlage als Theilnehmer beitreten wollten, einlud, sich zu melden. Die jährliche Gebühr für jede Sprechstelle bei einer Leitungslänge bis zu 2 Kilometer war auf 200 Mark (später 150 Mark) festgesetzt, für jeden weiteren Kilometer oder einen Theil desselben 50 Mark mehr; als Gegenleistung versprach das Reichs-Postamt: durch die Fernsprechleitung die Verbindung zwischen der Behausung des Theilnehmers und der Reichs-Telegraphen-Anstalt herzustellen und es dem Theilnehmer durch Aufstellung der nöthigen Apparate zu ermöglichen, sich jederzeit (im Sommer von 7, im Winter von 8 Uhr früh bis 9 Uhr Abend) direct mit jedem anderen Inhaber einer Sprechstelle zu unterhalten. In der Jahresgebühr waren auch die etwa nöthig werdenden Kosten für Instandhaltung der Einrichtung einbegriffen.

Die Anmeldungen gingen nur spärlich ein — der gewissenhafte Erzähler scheut sich fast mitzutheilen, daß innerhalb 6 Monaten nach jener Bekanntmachung in der Reichshauptstadt sich nicht mehr als 94 Theilnehmer gefunden hatten — aber die oberste Telegraphenbehörde, in der Annahme, daß bei der großen Bevölkerungsziffer und dem regen industriellen und kommerziellen Verkehr Berlins eine allgemeinere Betheiligung eintreten müsse, sobald erst die Vortheile und Annehmlichkeiten der neuen Verkehrseinrichtung in weiteren Kreisen Beachtung gefunden haben würden, schritt dazu, die Ausführung der Fernsprech-Anlage für Berlin in's Werk zu setzen.

Jeder Theilnehmer erhielt zwei Fernsprecher, einen zum Hören, den anderen zum Sprechen. Der letztere ist in einem kleinen Kasten derart untergebracht, daß die Schallöffnung des Apparates in einem Ausschnitte in der Vorderwand des Kastens erscheint; ebendaselbst befindet sich ein Ebonitknopf, der dazu dient, den Signalapparat der Telegraphenstation und weiterhin denjenigen des jeweiligen Korrespondenten in Bewegung zu setzen; ein eigener Weckapparat befindet sich an dem Kasten. Der zum Hören bestimmte Fernsprecher muß bei ruhender Korrespondenz auf einem aus der Vorderwand des Kastens hervorstehenden, das Ende eines zweiarmigen Hebels bildenden Haken hängen, denn das Gewicht des Fernsprechers dient dazu, das im Innern des Kastens befindliche Hebel-Ende gegen eine über demselben befindliche Contactschraube zu drücken, welche in leitender Verbindung mit dem Weckapparat steht. Nur unter dieser Bedingung kann der letztere in Bewegung gesetzt und damit der Wunsch nach einer Unterhaltung zu erkennen gegeben werden. Wird der Fernsprecher dann aus dem Haken herausgenommen, so zieht eine Spiral-

feder den hinteren Hebelarm gegen eine unterhalb angebrachte Kontaktschraube und stellt damit die Sprechleitung her: die Unterhaltung kann beginnen. Eine kleine in einem Schränkchen aufgestellte, aus Leclanché-Elementen bestehende elektrische Batterie für die Weckerleitung vervollständigt die in der Behausung eines jeden Theilnehmers nöthige Einrichtung.

Für die Vermittelung des Verkehrs auf den Fernsprechleitungen sollten zunächst zwei Centralstellen (Fernsprech-Vermittelungsämter) in der Französischen Straße 33c und in der Mauerstraße 74a dienen, in welche die oberirdisch über die Dächer der Häuser hinweg gespannten Drahtleitungen eingeführt wurden. Jede dieser Centralstellen wurde, neben den erforderlichen Fernsprechsystemen, mit einer Vorrichtung ausgerüstet, die für jeden Theilnehmer einen besonderen Signalapparat enthielt.

Der Betrieb gestaltet sich nun folgendermaßen. Jeder Inhaber einer Fernsprechstelle ist mit einer Liste versehen, in der sämmtliche übrige Theilnehmer alphabetisch mit ihren Namen und daneben mit den ihnen zugetheilten Nummern aufgeführt sind. Wünscht ein Theilnehmer mit einem anderen zu sprechen, so drückt er auf den Knopf seines Apparatsystems und sendet dadurch aus der bei ihm aufgestellten Batterie einen elektrischen Strom zur Centralstelle. Dieser bewirkt, daß dort eine Messingplatte, unter welcher die Nummer des Rufenden steht, zum Abfallen gebracht wird; der dienstthuende Beamte verbindet sofort seinen Fernsprecher mit der betreffenden Leitung und meldet sich mit den Worten: „Hier Amt.“ Hierauf äußert der Rufende seinen Wunsch, indem er die Nummer und den Namen desjenigen nennt, mit dem er sprechen will. Der Beamte antwortet, sofern die Leitung nach dorthin frei ist: „Bitte, rufen!“ und stellt mittels einer biegsamen Leitungsschnur, an deren beiden Enden sich Metallstöpsel befinden, die gewünschte Verbindung her. Der Theilnehmer, der die Korrespondenz einleiten will, drückt wiederum den Knopf und setzt in Folge dessen den Weckapparat seines Korrespondenten in Bewegung. Letzterer nimmt seinen Fernsprecher vom Haken und meldet sich, und zwar mit dem im Verzeichniß eingetragenen Namen, denn der Anrufende, dem nach einem Gespräch mit dem Bankgeschäft Tausendmark & Co. verlangt, kann, wenn er auf seinen Ruf die Antwort: „Hier Neumann“ erhält, unmöglich wissen, daß Herr Neumann ein Angestellter jenes Bankgeschäftes und zur Bedienung des Fernsprechers erlesen ist. Dem genannten Herrn ist also zu rathen, gleich: „Hier, Tausendmark & Co.“ zu antworten. Ebenso empfehlen wir Herrn Neumann, während der Unterhaltung den zum Hören bestimmten Fernsprecher am Ohre zu behalten, weil er dann, während er selbst spricht, sofort wahrnimmt, wenn sein Gegenüber ihn unterbricht. Eben so wichtig ist es, daß er nach Beendigung des Gesprächs den Hör-Apparat wieder in den Haken einhängt, weil er sonst, wie oben gezeigt ist, sich von der Korrespondenz selbst ausschließt, aber auch sein Gegenüber, das die Unterhaltung eingeleitet hat, vergesse nach Beendigung derselben nicht, in kurzen Zwischenräumen dreimal, je etwa zwei bis drei Sekunden lang den

Knopf zu drücken, zum Zeichen, daß die Vermittelungs-Anstalt die Verbindung wieder aufheben kann. Die Vernachlässigung dieser scheinbaren Kleinigkeiten rächt sich bitter an dem Schuldigen. Der Fernsprechverkehr ist für ihn nur eine Quelle reichlichen Aergers und geringen Nutzens,

„Du aber angeschloss'ner Mann,
Bist allermeist selbst Schuld daran!"

wie der Volksdichter Queva singt.

Schon bei der ersten Anlage war den oft vorkommenden Fällen, in denen Theilnehmer, die nicht an ein und dasselbe Vermittelungs-Amt angeschlossen waren, in Unterhaltung zu treten wünschten, dadurch Rechnung getragen worden, daß besondere Leitungen zwischen den Centralstellen gezogen wurden, die ausschließlich dem bezeichneten Zwecke dienten. Ein Beispiel wird dies anschaulicher machen. Will die Sprechstelle 449 in der Leipzigerstraße 75 (zum Vermittelungs-Amt Mauerstraße 74 gehörig) mit der Stelle Nr. 69 in der Französischenstr. 48 (Vermittelungs-Amt Französischestr. 33 c) in Verkehr treten, so werden, nachdem der Theilnehmer in der Leipzigerstraße seinem Vermittelungs-Amte die Nummer seines Korrespondenten angegeben hat, seitens der Aemter ohne weiteren Zeitverlust die nöthigen Verbindungen vermittelt, und die Unterhaltung erfolgt auf folgenden zu einer zusammenhängenden Sprechleitung gewordenen Theilstrecken: Stelle Leipzigerstraße 75 — Amt in der Mauerstraße 74 — Verbindungsleitung — Amt in der Französischenstraße 33 c. — Stelle Französischestraße 48.

* * *

So war also am 12. Januar 1881 in Berlin die Stadt-Fernsprechanlage mit 94 Theilnehmern und 193 Fernsprechstellen, die, auf zwei Vermittelungsämter vertheilt, durch 1320 Kilometer Drahtleitung unter einander verbunden waren, in die Erscheinung getreten.

Zunächst hatten sich nur größere Geschäfts- und Bankhäuser betheiligt, während die kleineren Firmen sowie Privatleute erst die praktische Wirkung der neuen Verkehrs-Einrichtung abwarten zu wollen schienen. — Sie hatten nicht lange zu warten: in kaum sechs Monaten war die überaus große Leistungsfähigkeit des Fernsprechers in seiner Rolle als Vermittler des Nachrichten-Austausches nicht nur für Handel und Verkehr, sondern auch für die Bedürfnisse des Privatlebens so überzeugend dargethan, war die Erkenntniß der durch das unscheinbare Instrument gebotenen Vortheile derart in alle Gesellschaftskreise gedrungen, daß bis zum 1. Oktober bereits 500 neue Beitritts-Erklärungen abgegeben wurden. Unter den neuen Theilnehmern befanden sich außer den obersten Reichs- und Staatsbehörden: Handlungshäuser, Fabriken und Waarengeschäfte, Transport-Unternehmungen, Versicherungs-Gesellschaften, Zeitungs-Expeditionen, Künstler-Ateliers, Buchdruckereien, Brauereien, Färbereien, Gasthöfe, Konditoreien, Apotheker, Aerzte, Architekten, Rentner, Rechtsgelehrte, Patentanwälte u. s. w. u. s. w.

Bald ging das Reichs-Postamt einen Schritt weiter, indem es bei dem Telegraphen-Amte im Börsengebäude Fernsprechzellen einrichtete, von denen aus die Börsenbesucher während der Börsenzeit sich mit ihren Comtoirs oder Wohnungen in Verbindung setzen konnten. Ebenso wurden bei einigen Verkehrs-Anstalten in der Stadt „öffentliche Fernsprechstellen" der Benutzung übergeben, durch welche Jedermann gegen Entrichtung einer Gebühr von 50 Pf. in den Stand gesetzt wurde, sich mit jedem Theilnehmer fünf Minuten lang zu unterhalten.

Mit dem nächsten Jahre (1882) nahm die Betheiligung an der Fernsprech-Einrichtung in Berlin eine ganz ungeahnte Ausdehnung an, und es war für die Behörde keine leichte Aufgabe, allen an sie herantretenden Wünschen gerecht zu werden. Die Stützpunkte auf den Dachfirsten wurden verdoppelt, verdreifacht, die aufgebrachten Leitungen zählten bald nach hunderten, das Liniennetz verdichtete sich immer mehr und zog in der Nähe der (jetzt auf sieben vermehrten) Vermittelungs-Aemter seine Maschen schließlich so dicht zusammen, daß des Himmels Blau nur noch in schmalen Streifen durch das dicke Spinnengewebe hindurchblickte; da mußte auch Derjenige, der sich der neuen Einrichtung gegenüber lange spröde verhalten hatte, die Ueberzeugung gewinnen, daß mit ihr ein vollberechtigter Faktor in den großstädtischen Verkehr eingeführt worden war.

Die Berliner Anlage erstreckt sich auf die Orte der Umgegend: Charlottenburg, Westend, Rixdorf, Weißensee, Pankow, Friedrichsfelde, Rummelsburg, Ludwigsfelde, Friedenau und Grünau; sie ist ferner mit den ähnlichen Anlagen in Potsdam, Steglitz, Groß-Lichterfelde und Cöpenick unmittelbar verbunden; endlich ist eine Fernsprechverbindung zwischen den Börsen in Berlin und Magdeburg (178 Kilometer) hergestellt worden. Die Zahl der Theilnehmer in und um Berlin beläuft sich auf 6000, mehr als tausend harren noch des Anschlusses, die Länge der Drahtleitung beträgt 10000 Kilometer, 30 Börsenzellen dienen dem Börsen-Verkehre, 11 öffentliche Fernsprechstellen in Berlin und je eine in Potsdam, Charlottenburg, Pankow und Rixdorf stehen Jedermann zur Verfügung.

Für den Betrieb dieser umfangreichen Anlage, der bis Ende 1885 vom Haupt-Telegraphen-Amte mit besorgt worden war, ist vom 1. Januar 1886 ab eine besondere Verkehrs-Anstalt neu geschaffen worden, das Stadt-Fernsprechamt in der Heiligegeiststraße 30/31, das, von einem Director verwaltet, ein Personal von 53 Beamten und 175 Hilfsarbeitern beschäftigt, und zwar ganz und voll beschäftigt, denn auf den sieben Vermittelungsämtern Berlins werden täglich im Durchschnitt rund 80000 Verbindungen hergestellt, d. h. 5714 in der Stunde, 95 in der Minute. Auf jeden Theilnehmer kommen durchschnittlich täglich 15 Verbindungen, das macht für eine Verbindung noch nicht ganz 3 Pf.

Hiermit sind wir bei der Gebührenfrage angelangt, die seiner Zeit für Berufene und Unberufene, Kenner und Nichtkenner, in der Presse vielfach

das Thema von meist wenig wohlwollenden Besprechungen abgegeben hat. Das geringe Interesse, das anfänglich seitens des Publikums der Stadt-Fernsprech-Einrichtung entgegengebracht wurde und das in der ersten Zeit seinen Ausdruck in der geringen Theilnehmerzahl fand, diente als Folie für die Angriffe, die unmittelbar gegen die vom Reiche in Anspruch genommene Regalität des Fernsprechwesens, mittelbar gegen die Höhe der Gebühren gerichtet waren. Es fehlte nicht an Hinweisen auf ausländische Staaten, England, Frankreich u. a., in deren Hauptstädten Privat-Gesellschaften schon großartige Fernsprech-Anlagen hergestellt hätten, für deren Benutzung bedeutend mäßigere Gebühren als in Deutschland erhoben würden.

Was den Vorwurf eines zu hohen Tarifes betrifft, so ist darauf zu erwidern, daß die deutsche Verwaltung, unter Befolgung der maßgebenden wirthschaftlichen Interessen, die Gebühren derart bemessen hat, daß nicht nur die Selbstkosten der Einrichtung Deckung finden, sondern auch ein mäßiger Ueberschuß erzielt wird. Würde damit, fragen wir, eine Privat-Gesellschaft sich begnügen, die auf Gewerbeprofit angewiesen ist, deren Existenzbedingung fette Dividenden sind! Oder hat man je von einer Aktien-Gesellschaft gehört, die um der schönen Augen des Publikums willen unter den Selbstkosten gearbeitet hätte? Was den Hinweis auf das Ausland anlangt, so macht die nachstehend abgedruckte Uebersicht Jedermann den Vergleich und ein eigenes Urtheil möglich.

Für die Benutzung einer Fernsprechleitung bis zur Länge von zwei Kilometer wird erhoben:

	Mark.
in Deutschland	150
= Belgien	160—200
= Frankreich	
die Privatgesellschaften erheben	
in Paris	480
in der Provinz	120—160
der Staat erhebt	136—160*)
= Großbritannien**)	
die Privat-Gesellschaften erheben	
in London	220
in den übrigen Orten	200—400
der Staat erhebt	
in London (nur Privat-Gesellschaften)	
in den übrigen Orten	165
= Italien	100—140
= Niederland	136—204

*) Diese Gebühren erhöhen sich noch dadurch, daß die Theilnehmer die Herstellungskosten der Einrichtung tragen und die Apparate selbst beschaffen müssen.

**) Auch zu den hierunter angegebenen Sätzen tritt noch die Miethe für die nöthigen Apparate ꝛc.

	Mark.
in Oesterreich-Ungarn	180—300
= Rußland	560
= Schweden	128—216
= der Schweiz	120—200
= Spanien	200

Wenn wir hinzufügen, daß Deutschland, welches außer der Schweiz allein von Anfang an das Fernsprechwesen in staatliche Verwaltung genommen hat, nicht nur mit der Zahl der Städte mit Fernsprech-Einrichtungen (92) an der Spitze marschirt (Großbritannien erscheint daneben mit 89, Schweden mit 51, die Schweiz mit 30, Frankreich mit 20, Italien mit 18, Belgien mit 12, Oesterreich-Ungarn mit 10, Rußland mit 7), sondern daß es auch mit der Zahl seiner Fernsprechstellen (16500) alle anderen Länder Europa's übertrifft (Großbritannien hat deren 15500, Schweden 10000, die Schweiz 5000, Frankreich 10000, Italien 7000, Belgien 5000, Oesterreich-Ungarn 4500 und Rußland 3000), wenn wir ferner bemerken, daß von denjenigen Ländern, welche die Ausbeutung des Fernsprechers Aktien-Unternehmungen überlassen haben, die meisten bald der Privatwirthschaft überdrüssig geworden sind, und, namentlich in England, Frankreich, Italien und Rußland die Staatsverwaltungen sich entschlossen haben, theils selbst Fernsprech-Anlagen einzurichten, theils die Privat-Gesellschaften auszukaufen, und daß, wo das erstere geschehen ist (England, Frankreich), die Gebühren sofort weit niedriger gestellt worden sind, als die von den Aktien-Unternehmungen erhobenen, so dürfte die Behauptung, daß der Staatsbetrieb die Entwickelung des Fernsprechwesens hindere und die Benutzung der Einrichtung vertheure, auf ihren wahren Werth zurückgeführt sein.

* * *

Die Frage, ob die Berliner Anlage unterirdisch durch Kabelleitungen, oder oberirdisch unter Verwendung von blankem Draht herzustellen sei, war zu Gunsten der oberirdischen Führung vornehmlich durch die Erwägung entschieden worden, daß jene ungleich höhere Anlagekosten erfordere, und daß eine spätere, voraussichtlich doch unvermeidliche Erweiterung des ursprünglich angelegten Leitungsnetzes nicht nur technische Schwierigkeiten bieten, sondern auch, z. B. durch wiederholtes Aufreißen des Straßenpflasters, weitere bedeutende Unkosten verursachen würde. Als Stützpunkte für die Drahtleitungen wählte man eiserne Rohrständer mit Querträgern, an denen die Isolirköpfe befestigt wurden. Der Draht war 2,2 Millimeter starker verzinkter Stahldraht.

Auf Grund der ersten Anmeldungen, die sich über die ganze Stadt erstreckten, war der Bauplan in allen Einzelheiten festgestellt worden, und nun begannen die Telegraphen-Beamten, denen die Bau-Ausführung übertragen war — wie überhaupt die Telegraphen-Verwaltung alle ihre Bauten von

eigenen Beamten herstellen läßt — ihre Thätigkeit damit, die Einwilligungen derjenigen Eigenthümer einzuholen, deren Häuser oder Grundstücke für die Anbringung von Stützpunkten dienen sollten. Die Reichs-, Landes- und Stadt-Behörden hatten zu demselben Zwecke vorher schon mit der größten Bereitwilligkeit die öffentlichen Gebäude zur Verfügung gestellt.

Da es sich um eine Einrichtung handelte, die den Einwohnern in ähnlicher Weise zu Gute kommt, wie die Gas- und Wasser-Anlagen, insofern, als die Wohnungen solcher Häuser, über welche die Fernsprechlinien geführt sind, leicht an das Netz angeschlossen werden können, so war bei dem Gemeinsinne der Berliner Hauseigenthümer von vornherein anzunehmen, daß sie die Anbringung der Stützpunkte auf ihren Grundstücken bereitwillig gestatten würden, eine Erwartung, die auch im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Im Besonderen freilich ab und zu. Wenn aber in einem Linienzuge 30 Stützpunkte vorgesehen sind, so kann das Widerstreben eines einzigen Hauspaschas sehr unangenehm werden, ja unter Umständen, wenn z. B. sein sechsstöckiges Heim sich weit über die bescheideneren Behausungen seiner Nachbarn erhebt und ein Ueberspannen unmöglich macht, zu einer kostspieligen, weitläufigen Aenderung des ganzen Planes nöthigen. In der ersten Zeit, als die Sache noch neu war, hatten die Leiter der Bau-Ausführung manchen harten Strauß zu bestehen, und es mußte mitunter eine demosthenische Beredtsamkeit aufgewendet werden, um einen widerwilligen Eigenthümer zum Nachgeben zu bewegen. Der Eine fürchtete für sein Dach, der Andere mußte erst seinen Rechtsbeistand zu Rathe ziehen, der Dritte weigerte sich, die Drähte über sein Haus hinwegspannen zu lassen, indem er, gleich dem Staate, der, an das Meer grenzend, sein Hoheitsrecht 2 Meilen in die See hinein in Anspruch nimmt, die Luftsäule über seinem Grund und Boden auf 2 Meilen als sein Eigenthum betrachtete. Auch Bedenken, die in das Gewand der Menschenfreundlichkeit gekleidet waren, wurden geltend gemacht. So, wenn ein in seinem Bezirke als einflußreich bekannter ehrenfester Bürger, der sich aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und städtischen Ehrenämtern emporgearbeitet hatte, es ablehnte, der Sache förderlich zu sein, weil die Fernsprech-Einrichtung dazu angethan sei, den Dienstmännern und Anderen, die Botengänge verrichteten, ihren Verdienst zu verkümmern. — Noch naiver war jene steinalte Frau da draußen, wo die letzten Häuser sind, die lange nicht bewogen werden konnte, ihr Haus, das, einsam in Gemüsegärten stehend, als das Zwischenglied zwischen der eigentlichen Stadt und einem der Vororte zum Zweck der Anbringung eines Stützpunktes geradezu unentbehrlich war, dazu herzugeben, weil in der obersten Kammer, unmittelbar unter den projektirten Drähten, ihre Töchter (auch schon älteren Jahrgangs) wohnten, die dann gezwungen wären, Alles, was gesprochen würde, mit anzuhören, und, so schloß sie, „wer bürgt dafür, daß nicht auch mitunter unanständige Gespräche geführt werden!“ Der Beamte hatte unglücklicher Weise um Erlaubniß gebeten, den „Sprechdraht“ an dem Hause anbringen zu dürfen. Erst nach

langem Zögern und nachdem sie die bestimmte Erklärung erhalten hatte, daß der Sprechdraht das gesprochene Wort nur Demjenigen zutrage, für den es bestimmt sei, ließ sie von ihrem Widerstande ab.

Nachdem solchergestalt die Bahn für den ersten Linienzug überall freigemacht war, begann die eigentliche Arbeit im Spätherbst 1880 mit Befestigung der Stützpunkte auf den Dächern und Aufbringung der Drähte, und wenige Monate später wurde die Berliner Fernsprech-Einrichtung aus der Taufe gehoben: gerade kein sehr kräftiges Kind, aber entwickelungs- und widerstandsfähig gegen die ersten Kinderkrankheiten, die sich in Form mancher Widerwärtigkeiten komischer und ernster Art bald einstellten. Das findige Mädchen für Alles machte die willkommene Entdeckung, daß die verzinkten Drähte keinen Rost absetzten und sparte sich in dem wirthschaftlichen Drama „Große Wäsche" das Ziehen der Leinen: sie hing die nasse Wäsche einfach über die Leitungen und bewirkte dadurch die allerschönste Verwirrung, denn die durch die feuchten Wäschestücke in leitende Verbindung gesetzten Drähte übertrugen die elektrischen Strömungen auf einander, und aus der Unterhaltung, die auf diesen Leitungen geführt ward, wurde ein Tohuwabohu bester Art. Bittere Klagen über mangelhafte Verständigung erreichten die Vermittelungs-Aemter, eine Arbeiter-Colonne wurde mobil gemacht, suchte, fand und beseitigte das Hinderniß, und der Führer, ein bärtiger Leitungs-Revisor, hielt der Hausfee eine ernste Standrede, die indeß erst dann einen Eindruck auf Jene hervorbrachte, als der Mann des Gesetzes in Gegenwart der Herrschaft an der Hand der einschlägigen §§ des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich überzeugend dargethan hatte, daß für diese Art der Betheiligung an der Fernsprech-Einrichtung die Abfitzung der Kosten nicht nur gestattet, sondern sogar obrigkeitlich verordnet sei. — Dann wieder wurde durch wissenschaftlichen Unverstand ein Sturm im Wasserglase erregt. In einer Fachzeitschrift für das Bauwesen erschien ein Artikel, in welchem ausgeführt war, daß die Drähte der Fernsprech-Anlage die atmosphärische Elektricität anzögen, und daß jedes mit einem Stützpunkte versehene Haus in Gefahr schwebe, vom Blitze getroffen zu werden, es sei denn, daß es durch einen Blitzableiter geschützt würde. Gezeichnet war der Artikel mit einem Namen, dessen Träger, vermöge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Physik in der gesammten wissenschaftlichen Welt, speciell in telegraphischen Kreisen wegen der von ihm aufgestellten und nach ihm benannten Gesetze über Stromverzweigungen, in hohem Ansehen steht. Die Tagespresse, selbst diejenige des Auslandes, bemächtigte sich des Artikels, schlachtete ihn aus und machte die Herzen der Unglücklichen, über deren Häuptern die Telephondrähte hinzogen, erzittern. Die Behörde, die mit Anträgen auf Entfernung der Leitungen überschüttet wurde, war der Sache schon näher getreten und konnte den Geängstigten bald mittheilen, daß der Verfasser des Artikels nicht der berühmte Professor K., sondern ein Berliner Blitzableiter-Fabrikant gleichen Namens sei, der für sein Geschäft nur die große Trommel gerührt hatte.

Risum teneatis amici! Die Gemüther beruhigten sich, zumal bekannt wurde, daß jedes Haus, auf dem ein Stützpunkt angebracht wird, zugleich mit diesem ein metallenes Erdseil erhält, welches etwaige Blitzschläge zur Erde abzuleiten bestimmt ist. Nachdem während einer Reihe von Jahren die stärksten Gewitter über Berlin niedergegangen sind, ohne Schaden zu thun, ist Jeder, was den Kundigen längst kein Geheimniß mehr war, davon überzeugt, daß die über den Häusern hinziehenden Drähte gerade den besten Schutz gegen Entladungen der atmosphärischen Elektricität bilden. — Kurz, das Satyrspiel hat der ernsten Arbeit nicht gefehlt, sie aber nicht aufgehalten, denn schon jetzt, nach fünf Jahren seit der ersten Einrichtung der Fernsprech-Anlage, hängt über Berlin eine solche Masse Draht, daß eine weitere Vermehrung der oberirdischen Leitungen nicht gut angängig ist, und daß, um alle Diejenigen, die sich noch zur Theilnahme gemeldet haben und noch melden werden, zu befriedigen, auf eine andere Art des Anschlusses, entweder durch Erd- oder durch Luftkabel Bedacht zu nehmen sein wird.

Noch sind nicht vier Jahrzehnte verstrichen, seit die elektrische Telegraphie in Berlin ihre erste Heimstätte gefunden. Nur schwer gelingt es ihr, in den ersten zwei Jahrzehnten festen Fuß zu fassen. Sie ist und bleibt ein Luxusgegenstand, kein Bedürfniß. Welche Wandlung aber in der zweiten Hälfte jenes Zeitraumes! Aus den zwei Stadt-Telegraphen-Stationen werden Hunderte, doch auch sie genügen bald nicht mehr, den in fieberischer Hast pulsirenden Verkehr des aus einer Militär- und Beamtenstadt zur Fabrik-, Industrie-, Reichshaupt- und Weltstadt gewordenen Berlins zu bewältigen. Wissenschaft und Technik wetteifern, Verkehrs-Einrichtungen zu schaffen, die des Mittelpunktes des Deutschen Reiches würdig sind, und in Kurzem öffnen Rohrpost- und Fernsprecher dem Nachrichten-Beförderungsdienste neue Bahnen.

Was noch vor 20 Jahren undenkbar schien, heut ist's Ereigniß: die Telegraphie, dieses jüngste Kind des rastlosen Verkehrs, hat im Alltagsleben das volle Bürgerrecht erworben, sie ist eine unentbehrliche, stets bereite, zuverlässige und verschwiegene Helferin im Getriebe der Großstadt geworden.

Schack von Staffeldt,

ein deutsch-dänischer Dichter.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

II.

Der entscheidende Grundzug in Schack Staffeldts Dichterpersönlichkeit ist der: er war ein Idealist.

Jene Auffassung vom Wesen der Dichtkunst, die sich selbst als Idealismus bezeichnet und noch heutzutage die Sympathien Vieler besitzt, obgleich sie nur noch kraft- und principienlos auftritt, beherrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Poesie. Gegenwärtig pflegt sie in der nordischen Literatur nicht mehr in Dichterwerken, sondern als richtende und verdammende Kritik an den Tag zu treten. Sie ereifert sich über Worte und Einzelheiten. Stattet ein Schriftsteller seinen Dialog mit einigen nöthigen oder unnöthigen groben Reden aus, berührt ein Dichter ein Laster oder eine Krankheit, die bisher als aus dem Gebiet der Kunst verbannt galten, so läßt der Idealismus von sich hören und ruft den Irrenden zu seinen Pflichten gegen das Schöne und das Ideal zurück.

Das Principielle dieses Standpunktes wird indessen nie mehr berührt. Man scheint die Grundanschauung, aus der diese Urtheile und Warnungen entspringen, vergessen zu haben, eine Ansicht, die noch vor einem Menschenalter Allen vertraut war und die dänische Literatur insofern beherrschte, als sie keinen bewußten Gegner fand. Wie uneinig Oehlenschläger und Baggesen, oder Oehlenschläger und Heiberg, oder Heiberg und Ingemann, oder Heiberg und Hauch auch sein mögen — in ihrer Grundanschauung als poetische Idealisten verstehen sie sich vollständig. Huldigt dieser oder jener Dichter (wie Blicher in seinen Novellen) anscheinend einer anderen Poetik, so geschieht das unbewußt; er hält sich für ganz eben solch einen Idealisten wie

seine Zeitgenossen und wird dennoch mit Gleichgültigkeit oder Schweigen von den Bannerträgern gestraft. Heiberg nennt ihn nie in seinen Werken.

Der poetische Idealismus geht von dem Grundgedanken aus, es sei nicht die Sache der Kunst, die Wirklichkeit nachzuahmen. Die sogenannte Naturnachahmung als poetisches Princip ist der Feind, den er bekämpft. Er macht die scheinbar gesunde und richtige Ansicht geltend, könne die Kunst nichts als die Wirklichkeit nachahmen, so sei sie überflüssig. Wozu bedürfen wir einer Wiederholung? Wir haben ja eine weit bessere, weit lebendigere Wirklichkeit außerhalb der Kunst. Nein, die Aufgabe der Poesie sei im Gegentheil, uns von der Wirklichkeit mit ihren alltäglichen Sorgen, ihrer Häßlichkeit und ihrem Schmutz hinweg in eine andere, höhere Welt zu tragen, wo wir das Alles vergessen.

Aber der Idealismus hat sich historisch eines doppelten Fehlers schuldig gemacht.

Erstens carikirte er seinen Gegner; er übersah, daß es unter den Anhängern des Naturstudiums nicht Wenige gäb, die das Princip keineswegs so erfaßten, als handle es sich blos um einen zufälligen, rohen Abguß eines Stückes Wirklichkeit, sondern die der Individualität des Künstlers das weitestmögliche Recht einräumten, den Stoff mit seinem Geist und seiner Gemüthsstimmung zu durchdringen.

Zweitens überschätzte der Idealismus die dichterische Phantasie. Er sah in der Einbildungskraft, die nichts vermag, als die Erscheinungen der Wirklichkeit umzubilden und weiter zu entwickeln, eine göttliche, aus dem Nichts schaffende Kraft. Er bezweifelte nicht, daß man das Studium der Wirklichkeit ruhig überspringen könne, die innere Quelle der Phantasie sprudelte ja unaufhörlich.

Lange galt die ganze Gegenwart als mit zu jener Wirklichkeit gehörig, die zu niedrig war für die Kunst. Oehlenschläger schilderte theils Götter, die über des Menschenlebens niedere Bedingungen erhaben waren, theils Seekönige und Jarle, Helden und Liebhaber, die die Helden und Liebenden unter den Zeitgenossen in Schatten stellten. Nicht einer der Hauch'schen Romane schildert seine Zeit. Kein dänischer Dichter ließ sich herab sie zu studiren und keiner bemerkte, daß das, was wirklich menschlich an jenen Göttern, Helden und Vorzeitsmenschen war, ausschließlich den Beobachtungen entsprang, die der Autor gewöhnlich halb unfreiwillig an seinen Zeitgenossen gemacht hatte.

Stellte der Dramatiker eine niedere Wirklichkeit dar, so forderte der Idealismus, daß sie beständig von einer höheren, übernatürlichen durchkreuzt würde (Heiberg: „Die Elfen", „Siebenschläfertag"), und jene höhere Welt, die die Naturgesetze und die tägliche Ordnung aufhebt, ist noch in Hostrups, im Uebrigen so lebenswahren Lustspielen „Die Nachbarn" und „Meister und Lehrling" erhalten. Die Vaudevillen Heibergs erweckten einen Sturm von Entrüstung. Man bekämpfte diese übermüthigen Phantasiegeburten als in der Kunst unzulässige Wirklichkeitsbilder. Und einer gleichen Opposition von Seiten mehrerer damaliger rechtgläubiger Idealisten begegneten die Novellen der

Frau Gyllembourg. Freilich, es war Damenarbeit, hübsch und fein, in seiner Art ja auch idealistisch und es verurtheilte die Gegenwart — aber es schilderte sie und das war schlimm; an diesen vierzigjährigen edlen Herren in weißer Weste, an diesen ritterlichen, leidenschaftlichen Legationsattachés, an diesen jungen, feinfühlenden Frauen entdeckte man ein beginnendes Wirklichkeitsstudium, das den Vertretern des älteren Geschlechtes zuwider war und das erst später von so verschieden gearteten Schriftstellern wie Saint-Aubain, Karl Bagger, M. Goldschmidt, je nach ihrer Eigenthümlichkeit aufgenommen wurde.

Wenn irgend möglich lebte man von der historischen Legende, wie Ingemann in seinen Romanen oder von der Luft wie Paludan-Müller in seinem „Amor und Psyche" oder vom Duft des Troubadourstils und Heldenliedes, wie Herz in „König Renés Tochter" und „Svend Dyrings Haus". Selbst wo die Wirklichkeit sich so unwiderstehlich hervordrängte, wie in Paludan-Müllers „Adam Homo", war es nur, um verurtheilt und wieder aus dem Gesicht verloren zu werden. Und trat einmal ein Legendendichter wie Ingemann, oder ein Märchendichter wie Andersen in ihren Romanen („Die Dörfler", „Die zwei Baroneſſen") mit den Zeitgenossen in Berührung, so sah Niemand darin ein Zeichen der Zeitströmung oder einen Bruch mit dem idealistischen Princip: denn an den allermeisten Dichtern traten die idealistischen Sympathien so stark mit realistischen Tendenzen vermischt hervor, daß es unmöglich war, das Princip in seiner Reinheit zu erfassen.

Schack Staffeldt ist der einzige unter den dänischen Dichtern dieses Jahrhunderts, an dem man den strengen Idealismus unverfälscht und ungeschwächt in seinem Wesen und seinen Consequenzen studiren, und in seinem Kampf mit einer kräftigen Individualität beobachten kann. Ihm war der Idealismus begeisterter Ernst.

Der Idealismus ist in dieser Gestalt eine deutsche Erscheinung. Nie hat er durch eine Reihe von Jahren eine andere Philosophie und Poesie als die deutsche beherrscht; er war in der dänischen Poesie unbekannt, so lange sie unter Holberg von deutschem Einfluß unberührt blieb, er blüht in dem Augenblick auf, da Klopstock durch Ewald auf sie einzuwirken beginnt, da Oehlenschläger von Schiller und Tieck, Hauch von Tieck und Schelling, Heiberg von Hegel beeinflußt wird, und er tritt am durchsichtigsten und reinsten in Schack Staffeldt hervor, der deutsch von Geburt und dessen Muttersprache die deutsche war.

Es giebt keinen tieferen germanischen Geist in der dänischen Literatur. Bei all seiner Vaterlandsliebe war er seiner ganzen Anlage nach ein Deutscher und das hieß damals soviel wie ein geborener Ultra-Idealist.

Man bemerkt es bereits in jener schon angeführten Broschüre gegen Pallini an der Aeußerung, die seine Auffassung vom Verhältniß des Romandichters zur Wirklichkeit darlegt. Nach seinem eigenen Geständniß glaubte er ursprünglich die Wirklichkeit in den Romanen und der Poesie seiner Zeit

zu finden. Auf einmal geht es ihm auf, wie ganz anders die Wirklichkeit beschaffen ist, als in jenen Romanen. Aber statt sich nun für die Nothwendigkeit und Berechtigung einer Poesie zu entscheiden, die die Jugend nicht irre führt, sondern ihr ein wahres Bild des Lebens giebt, zieht er bei seiner idealistischen Beanlagung daraus nur den Schluß, daß die Wirklichkeit mit ihrer Brutaliattän ßerhalb des Rahmens der Poesie liege und keinen Stoff für dieselbe abgebe.

Darum fiel sein Leben in zwei getrennte Hälften auseinander: eine Wirklichkeit ohne Poesie und eine Poesie ohne Wirklichkeit. Er ging, wie er an Baggesen schrieb, darauf aus, seine idealistische Weltkugel so hoch um ihre Achse zu rollen, daß sie mit keinem irdischen Planeten zusammenstoßen könne; das heißt: er ließ alles Nichtpoetische, das ihn als Menschen interessirte, zurück, sobald er seinen poetischen Ballon bestieg.

Er vermochte trotz seiner vielseitigen Begabung weder seine realen Studien, noch seine vielen Kenntnisse seiner Poesie zu Gute kommen zu lassen; er gestattete seiner antikirchlichen Leidenschaft nicht in ihr das Wort, er schloß seine politischen Ideen, seine Fortschrittsbegeisterung von ihr aus, wie er seinen Sensualismus von ihr auszuschließen bemüht war.

Kein Wunder, daß das Verhältniß zu einer so eingeschnürten, eng umgrenzten Poesie einen so reich begabten, vielseitigen Geist nicht zu befriedigen vermochte.

Er konnte und wollte sich nicht damit begnügen, allein Dichter zu sein. Er strebte beständig in das, was er Prosa nannte, hinaus, suchte und erlangte verschiedene Aemter und saß zuletzt bis an den Hals in „Prosa". Prosa, das heißt Wirklichkeit, war der Stoff, dessen er bedurfte, sein tägliches Brot daraus zu kneten, das Material, das er begehrte, seinen Einfluß, sein bürgerliches Ansehen daraus zu formen; an und für sich aber, ohne Rücksicht auf die Sättigung, die es seinen Bedürfnissen und seinem Ehrgeiz gewährte, hegte er einen wahren Abscheu davor. Die Prosa war ihm das Grobe und Gemeine; ein Kennzeichen hoher Seelen war es, sich darüber zu erheben; in der Poesie hatte sie ganz und gar nichts zu schaffen. Es ist leicht zu verstehen, daß Staffeldt mit diesem Naturell jede noch so hyperidealistische Theorie der Poesie mit Leidenschaft einsaugen und bereit sein mußte, derselben in seinen Gedichten Ausdruck zu verleihen, selbst wenn die Dichter, in denen er sie zu finden glaubte, wie Schiller z. B., der Wirklichkeit in ihren Werken weit mehr Raum gaben, als man aus ihren Theorien schließen könnte. Er ging dabei von einer ästhetischen Vorstellung aus, die man ohne Uebertreibung die unglückseligste nennen kann, auf die ein Dichter verfallen könnte: Beobachtung, Wiedergabe, Erfassung und Gestaltung der Wirklichkeit seien etwas dem Wesen der Dichtkunst Widerstreitendes, ja seien selbst als Grundlage einer Dichtung unannehmbar. Er hegte die Ueberzeugung und huldigte dem Satz: das Leben als solches sei kein Gegenstand für die Poesie, der wahre Dichter nähre sich nur von Träumen, starre nur nach dem Unsicht-

baren, ringe nur nach dem Unerreichbaren, baue nur Luftschlösser und habe das Material, aus dem er sie errichte, gerade so gut zur Hand, ob er in einer Wüste zu Hause oder von dem vollen Menschenleben umgeben sei.

Wenn er trotzdem einer der ausgezeichnetsten Lyriker der nordischen Literaturen geworden ist, so geschah es trotz seiner verderblichen Poetik kraft seiner seltenen poetischen Begabung. Und es ist äußerst interessant zu verfolgen, wie er, nachdem er von der Wirklichkeit tabula rasa gemacht, aus seinem Innern eine eigene Poesie zu erschaffen sucht. Es gelingt ihm und wir sehen ein ganzes poetisch-philosophisches System sich vor unseren Augen erbauen.

Wenn die ganze äußere Wirklichkeit geschleift ist, was bleibt dann für den Dichter übrig? Nichts anderes als seine poetische Sehnsucht. Schack Staffeldt war ein sehnender Geist und seine Poesie war die Dichtung der Sehnsucht. Wir sehnen uns Alle nach dem Glück, der Unterschied beruht nur auf der Vorstellung, die wir je nach unserer Natur uns von ihm machen. Schack Staffeldt war ein hochstrebender Geist; er strebte nach idealer Vollkommenheit. Damit erhebt er sich über die Masse schmachtender, sehnender Naturen. Er war zugleich ein durchaus rationeller Geist, dessen Vollkommenheitsbegriff sich nicht aus positiv religiösen, supranaturalistischen Voraussetzungen gebildet hatte. Seine Schwärmerei war die eines Philosophen, sein Widerwille gegen die Wirklichkeit der eines Metaphysikers oder metaphysischen Romantikers, nicht der eines Gläubigen oder Theologen. Dadurch unterscheidet er sich von der Masse der weichen oder unklaren nordischen Schwärmer wie Ingemann oder Hauch. Er stammt in gerader Linie von Ewald ab, aber er war nicht ein großes, krankes, liebenswürdiges Kind wie er, nicht wie er Dichter durch und durch, nicht wie er reiner Genius. Seine Schwärmerei war die eines Jünglings, doch sie hatte kein freies Spiel in seiner Seele, sie ward bewacht und gewissermaßen eingeschlossen von der harten Festigkeit eines Mannes; sie sprudelte nicht friedlich wie eine Quelle, sie stieg mit gewaltsamem Schwung in die Luft wie ein Springbrunnen, den von allen Seiten eine Steineinfassung von steifem, etwas abstoßendem Charakter umgiebt. Nur in seiner Poesie durfte sie zum Ausbruch kommen und deshalb bemächtigte sie sich ihrer fast ganz.

Hätte man indessen Schack Staffeldt gesagt, das, wonach er sich im Grunde sehne, sei gar nichts Anderes als die Wirklichkeit, so hätte er das sehr übel aufgenommen, denn mit der wollte er eben nichts zu schaffen haben.

In dem Gedicht „Höheres Leben" heißt es:

Wer auf das Wirkliche Kunst und Künstlerleben will gründen,
Gleicht jenem Gärtnersmann (sicher von Sinnen er war),
Der mit dem Gipfel gepflanzt in's Erdreich die sprossenden Pflanzen
Und sie verdorren sah, ohne den Grund zu verstehn.
Ist doch das Bild der Wurzel des Dings im ewigen Leben,
Während die Körper selbst fallen wie wechselndes Laub.

Es verbirgt sich in diesem warmen Erguß, der dem Denker Schack Staffeldt alle Ehre macht, eine Lebensanschauung, die dem Dichter höchst gefährlich werden mußte. Denn dieser, meint Schack Staffeldt, solle seinen Blick auf das ewige platonische Urbild der Dinge, nicht auf das einzelne Ding selbst heften; er solle sich einzig und allein in das Ich vertiefen, das wie in Fichtes „Anweisung zu einem seligen Leben" aufgefaßt wird. Wie aber soll das bunte Leben der Erde dann seine Dichtung durchdringen können?

Im „Dichterbekenntniß" heißt es noch ausdrücklicher:

Auf, Dichter, werft das Irdische von Euch,
So wird das Himmlische Euch aufwärts tragen,
In's Reich der Kunst, wie in des Glaubens Reich
Dringt unbefleckter Sinn nur durch Entsagen.

Es handelt sich also nach seiner Meinung für den Dichter darum, sich jeder Berührung mit dem, was irdisch ist, zu enthalten. Ja das Irdische würde seine Poesie nur „beflecken". Sie scheint sich dann nur um sich selbst drehen und ganz an sich selbst zehren zu müssen — eine Vermuthung, in der man sich durch die „Dichterprobe" bestärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geweiht hat, an den Busen der Wüste fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu schlagen, dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.

Der arme Staffeldt, dessen poetischer Genius seine Jugendjahre nicht überlebte und nicht einmal die Einsamkeit von Eismar und Schleswig ertrug, würde die Wüstenprobe schlecht bestanden haben, wie günstig ein so öder Aufenthalt für eine Poesie der Sehnsucht auch sonst scheinen möchte.

Denn sich sehnen, das that er. Er sehnte sich wie der Durstende, der sich einen kühlenden Trunk vorspiegelt, wie der Liebende, der die Geliebte brünstig entbehrt und Alles, was er sah: jedes Naturschauspiel, Alles, was er hörte: jedes schöne Lied, jede herrliche Menschenstimme, Alles, was er dachte: seine platonischen oder Schelling'sch-metaphysischen Grübeleien, ja selbst Alles, was er empfand: seine Gefühle, die sich auf einen bestimmten erreichbaren Gegenstand richteten und erwidert wurden, Alles mündete für ihn in jene Sehnsucht aus — eine wunderliche, wehmüthig träumerische, in ihrem Keim ganz unbestimmte Sehnsucht. In dem Gedicht „An das Herz" heißt es bezeichnend, daß er selbst nicht zu sagen vermag, was von seinem verzehrenden Sehnen begehrt wird.

Die Musik des Meeres und Windes, das Licht des Mondes und des Sternenhimmels verlocken ihn zu Schwärmerei. In dem Gedicht „Der liebe Betrug" heißt es, wenn er den Mond das Hünengrab bescheinen sehe, vergehe er vor Sehnsucht.

Dieses Element vager, unbestimmbarer Schwärmerei, dieses fließende Element in Schack Staffeldts Sehnsucht, unterscheidet ihn scharf von einem zeitgenössischen Dichter, der, wie er, reiner Lyriker mit einem ausgeprägt

philosophischen Hang war und wie er noch in jungen Jahren verstummte. Ich meine Hölderlin, der genau ein Jahr nach Staffeldt (März 1770) geboren wurde und 32 Jahr alt in Wahnsinn verfiel. Auch Hölderlins Gedichte sind von Sehnsuchtsstimmung getragen, auch sie sind gedankenreich und durchaus wirklichkeitsfremd, aber bei Hölderlin kann man kurz und bestimmt angeben, wonach er sich sehnte und zwar von seinem ersten Gedicht bis zu seinem letzten bewußten Seufzer: es war das alte Hellas, wie er es sich träumte, mit seiner herrlichen Sonne, seinem Schönheitsleben, seinem vollendeten Freisinn. Hölderlin entspricht in der deutschen Literatur dem, was André Chenier in der französischen ist. Aber während dieser Jünger des Theokritos und des Lucretius kraft seiner hellenisch-französischen Abstammung besonders das Scharfbegrenzte, Fein-Sinnliche des Atticismus verstand, dasselbe, was ein Catullus sich aus ihm aneignete, verhält sich Hölderlin religiös zum Griechenthum und von seinen Lippen steigen deutsch-griechische Hymnen empor. Sein Ideal ist ein bestimmtes, quasi-historisches; es ist leichter zu bezeichnen, als das Schack Staffeldts, aber es ist enger und minder interessant, das Ideal eines ärmeren und weniger tiefsinnigen Geistes.

Auch bei Staffeldt kann es ausnahmsweise den Anschein haben, als gälte seine Sehnsucht der Vorzeit, besonders dem nordischen Mittelalter; das ist indessen nur in den Gedichten der Fall, wo er nicht ganz er selbst ist, sondern sich unter Oehlenschlägers Einwirkung einen ihm fremden Geist anzueignen versucht hat („Die Vorfahren", „Künstlersehnsucht"). Gewöhnlich ist es etwas Jenseitiges, wonach er sich sehnt, und um sich diesen Drang zu erklären, verweilt er in seinem Gedanken- und Traumleben mit Vorliebe bei der Vorstellung einer himmlischen Präexistenz. So heißt es im „Platonismus": als unser Geschlecht aus der Gemeinschaft der Geister in das Gefängniß der Sinne verstoßen ward, folgte uns das Gedächtniß unserer Heimat hinab in den Stand der Knechtschaft und wurde am Rande des Grabes zu Ahnung und Sehnsucht. Alles, was uns auf Erden eine Weile fesseln und gewinnen könne, sei nur eine Mahnung, ein Schimmer der verlorenen Seligkeit unseres früheren Daseins. Die Bedeutung der Phantasie und Dichtkunst beruhe darauf, daß sie dieses Bild vor uns herzaubern. — Auf dem Grund dieses, zum poetischen Gebrauch festgehaltenen Glaubens erbaut Staffeldt seine Metaphysik der Liebe. Ueberall kommt er in den verschiedensten Gleichnissen darauf zurück, daß die Liebenden ursprünglich Eins waren. Die „zwei Tropfen" fallen vom Himmel als einer und werden auf Erden wieder zu einem. An „Lina" singt er:

Hälfte meines ersten Wesens, eh'
Wir herab aus bessern Welten sanken.

Schön und tief heißt es in dem Gedicht „Erinnerung an Lilla" nach der Schilderung des Abends und der Blumenlaube, in der die Liebenden sich fanden:

Da strömte eine Lebenswelle,
O Weltenherz, aus dir hervor,
Hin durch der höh'ren Wesen Chor
An unseres Bewußtseins Schwelle.
Und wie im Doppelblitz umschlangen
Im Kusse uns're Seelen sich
Und Zwillingsknospen gleich umfangen
Lustathmend uns're Sinne sich.

Es ist diese ursprüngliche Gemeinschaft, die die Sehnsucht der Seelen nach einander erklärt, und diese Sehnsucht selbst ist höherer Natur als ihre Befriedigung. Denn das ist das tief Eigenthümliche an Staffeldts Erotik: wie brennend seine Begierde auch ist, er vermag durchaus nicht zu besitzen, kaum einen flüchtigen Augenblick lang das Glück des Besitzes zu genießen, ehe er es durch tausend nagende, zehrende Reflexionen zu untergraben beginnt. In der „Erinnerung an Lilla" und im „Sonettenkranz", den zwei Gedichtcyclen, in denen er mit größtem Erfolg, augenscheinlich auf Grundlage eigener Erlebnisse, den Lebenslauf einer erotischen Leidenschaft geschildert hat, erreicht der Liebende kaum das angestrebte Ziel seiner zehrenden Sehnsucht, so reißt er sich los aus den Armen der Geliebten und stürzt sich kopfüber in qualvolle Betrachtungen, wie rasch die Zeit enteilt, wie bald das Alter kommt, die Leidenschaft abkühlt und die Freude unmöglich macht; denn, heißt es, nur die Begierde der Götter ist ewig; rund um uns herum vergehen die größten Werke, noch größer aber ist der Untergang in unserem Innern. Im letzteren Gedicht begnügt er sich mit diesem wahren, seinem Wesen entsprechenden Schluß; im ersten verdirbt er sich die Wirkung durch einen überflüssiger Weise hinzugedichteten Abschnitt von Lillas Treulosigkeit, der als gemacht, nicht erlebt empfunden wird und jedenfalls mit dem Plan oder der Idee des Gedichts nichts zu schaffen hat.

Bei dieser Unfähigkeit, dauernd zu besitzen und wirklich zu genießen, mußte das Phantasiebild der Ersehnten ihm heiliger und schöner sein, als sie selbst, eben weil es ungreifbar und luftig ist. Deshalb verweilt er lange mit Genuß beim Abdruck der geliebten Gestalt im Grase („Lina") oder in der Kissen ihres Lagers („Sonettenkranz"), deshalb malt er sich ihren Besitz in der Phantasie aus („An Seraphine").

Im Gedicht „Am See" heißt es analog von seiner Freude über eine schöne Gegend: In den bilderreichen See niederstarrend möchte ich vergehen vor seltsamer Sehnsucht. Tief in dem stillen Azur winkt mir eine andere Natur, ein anderer Himmel; Alles ist hier ätherisch und idealisch wie die erste Gestalt der Dinge.

Wie die deutschen Romantiker verweilt Staffeldt mit Vorliebe bei dem Spiegelbild der Landschaft im Wasser; es ist als Bild idealer als die wirkliche Landschaft.

Unendlich charakteristisch ist es daher auch, daß er, der selbst so viel von

Endymion hat, nicht nur drei Mal die Endymionsmythe behandelt („Der zweite Endymion", „Die Nachtigall und das Nachtveilchen", „An die Phantasie"), sondern sich die Endymionsage so vorstellt, daß Luna sich dem Geliebten nicht wirklich hingiebt; er besitzt sie nur im Traum, nachdem die Göttin, über ihn gebeugt, einen Kuß auf seine Lippen gedrückt hat.

Bei einer solchen Scheu vor der Wirklichkeit, einer solchen Furcht vor dem Besitz mußte die Sehnsucht nach dem „Idealen und Aetherischen" als solchem ihm heilig, ja das einzige Heilige sein.

Er hat sie in unzähligen, verschiedenen Formen gepriesen. Er hat sie z. B. als christliche, sinnlich-mystische Sehnsucht in der „Heiligen Therese" geschildert und er verherrlicht sie im „Ganymed" als heidnische, aber ebenso heilige Sehnsucht nach dem Allvater. Dieser Ganymedes ist eben so weit verschieden von dem ruhigen Jüngling Thorwaldsens wie von Rembrandts burleskem Buben. Er ist auch die junge Schönheit nicht, die Zeus liebt, nein, er wird von einem unendlichen Drang verzehrt, für den er „weder Namen noch Bild" zu finden vermag. Er nennt seine Einsamkeit den geweihten Tempel eines edlen Verlangens. Er antwortet seiner Gattin, die ihn anfleht, auf Erden zu bleiben:

Das Weltall streb' ich zu umfassen;
Nur ew'ge Schönheit mich beglückt.

Und eine ähnliche Antwort giebt auch bei Staffeldt der vom Himmel gefallene Thautropfen seiner irdischen Anbeterin („Die Lilie und der Thautropfen").

Nichts wirkt daher so berauschend, so bezaubernd auf diesen Dichter, wie der Ausdruck himmelanstrebender Sehnsucht. Sein Gedicht „An die nächtliche Sängerin" beweist es.

Darum bezeichnet er in dem Gedicht „Der Kranz" die Sehnsucht als den Kern seines eigenen Wesens und darum heißt es als erschöpfender Ausdruck für Staffeldts Lebensansicht in dem philosophischen Gedicht: „Das Eine", alles Schöne vergehe, damit der Geist sich nicht mit der Erniedrigung hier begnüge, sondern in ewiger Sehnsucht glühe. „Der höchste Aufschwung des Geistes ist Sehnsucht."

Aus diesem Grunde offenbart auch in Oehlenschlägers „Vaulundurs Sage" Eigil, der augenscheinlich in Schack Staffeldts Bild geschaffen ist, in folgendem Erguß sein Wesen:

„Ich habe keine Hoffnung und werde nur von einem bangen Sehnen weit, weit in die Welt hinaus getrieben. Deshalb bin ich auf Reisen gegangen, deshalb starrt mein Blick stundenlang in den leeren blauen Himmel, deshalb ist der Stein in meinem Helm blau und deshalb war das Gewand meiner Gattin blau; die kraftlose, dunkle, zehrende Sehnsucht ist meine Walküre."

Dennoch that Oehlenschläger Staffeldt Unrecht, wenn er nichts weiter in ihm zu finden glaubte, „als unklare, ungewisse, irrende Sehnsucht, die

selbst nicht weiß, was sie will, und weder Tag noch Nacht Ruhe hat, sondern beständiger Bewegung und Veränderung unterworfen ist wie das Wasser, und ohne Ende und Ziel ist wie der weite Himmelsraum." (Baulundurs Sage.) Denn diese Sehnsucht war trotz ihrer Namenlosigkeit weder pfadlos, noch ziellos. Sie war sich indessen nur ausnahmsweise ihres Ziels bewußt.

Für sich begehrte Schack Staffeldt die volle, ideale Entwickelung seines Wesens als Mensch und Künstler, die vollständige Entfaltung aller Gaben, die er nur fragmentarisch besaß. Alles Stückwerk war ihm ein Kummer, innere Zerrissenheit ein Greuel, und er fühlte sein Inneres getheilt und seine Gaben in Bruchstücke zersplittert.

Nach außen begehrte er eine höhere Wirklichkeit, die eine der erwünschten inneren Verwandlung entsprechende Veränderung erfahren: eine andere Natur, in der Stückwerk, Kälte, Leblosigkeit, Unpersönlichkeit einem romantischen Leben gewichen war, das wiederum nichts war, als eine Spiegelung des Lebens in seinem eigenen Herzen.

In dem vollendet schönen Gedicht „Die Weihe" erzählt er, wie er eines Abends am Sund sehnsuchtsvoll in die Tiefe starrte, da stieg bei Sonnenuntergang die Muse vom Himmel und reichte ihm mit brennendem Kuß die Harfe. Und plötzlich verwandelte sich ringsumher die Natur. Die Winde begannen zu reden; aus den bleichen Wolken riefen die Geister; ein liebendes, warmes Herz schlug im All — aus Allem winkte ihm sein eigenes Wesen.

Für jene andere Natur aber, nach der er sich sehnte und von der er zuweilen einen Schimmer auffing, schuf er sich schon früh ein Symbol. Sie war die Blüthe der Natur, die Natur- oder Lebensblume. Im Gedicht „Der Kranz" heißt es mit starker Hervorhebung des Wortes: Unter den Weltkindern verlor ich mich kummervoll, sie schufen Blendwerk aus dem Blattgold der Meinungen und wühlten viehisch die Wurzel des Lebens auf; vergeblich fragte ich, wo die Blume stehe.

Im „Reich der Liebe" wird die Liebe die erste Mutterblume genannt, aus der sich die höhere und niedere Natur von Anbeginn entwickelt hat.

Unter dem Einfluß der deutschen Romantik schmolz dann dieses Symbol mit dem berühmten, mystischen Sinnbild der deutschen romantischen Schule „der blauen Blume" zusammen. In einem hübschen kleinen Bruchstücke, das man unter Staffeldts Papieren fand, heißt es:

Das All war eine Blume,
Die Luft der Kelch,
Der Stengel die Erde,
Die Sterne der Staubfäden Spitzen;
Und auf des Kelches Grund
Saßen die Engel und schlugen Harfen.

Und ringsum in Staffeldts Poesien kommen Aeußerungen vor, die darauf hindeuten, wie tief dieses Bild sich seinem Geiste eingegraben. Im „Prometheus" heißt es, die ganze Natur schiene sich zu einer einzigen Blume

vor ihrem Gotte entfaltet zu haben. In „Künstlersehnsucht" giebt der Dichter seinem Schmachten nach den Herrlichkeiten der Vorwelt Ausdruck und schließt mit den Worten: Der Himmel selbst mit seinem Sternengold auf lichtblauem Grunde scheine ihm ein grenzenloses Vergißmeinnicht. In dem tiefsinnigen Gedicht „Verwandlungen", das eine weit bedeutungsvollere Idee hat, ist das Bild wieder aufgenommen und folgendermaßen erweitert:

Es ist der Alliebe Vergißmeinnicht,
Das sich aus dem Ganzen gründet,
Zum Becher wölbt sich des Aethers Licht,
Das Kreuz ist aus Sternen gegründet,
Zum Stengel hebt sich die Erde empor,
Als Duft entströmt ihm der Seelen Chor.

Doch diese Bildersprache, die, wenn auch nicht genau so von Anderen angewendet, doch an Andere erinnert, ist es nicht, worin Staffeldt am originellsten ist. Wo seine Individualität sich am freiesten und ursprünglichsten entfaltet, da schildert und preist er die unsichtbare mit den Sinnen nicht zu erfassende All-Einheit, die er entbehrt und nach der er sich sehnt, unter Symbolen, unter denen kein Anderer sie je angebetet. Man darf sagen, er hat sich nach und nach selbst seine Religion gebildet. Ihm war die All-Einheit genau das, was der Gläubige unter Gott versteht, und sein brennendes Verlangen nach dem All-Einen, seine Verehrung für dasselbe, sein Entzücken, so oft er einen Schimmer von ihm in irdischer Form, einen Klang von ihm in irdischen Tönen zu erfassen glaubt, ist ein Zeugniß des Hen-kai-pan-Fanatismus, der seine Seele erfüllte und der, weit entfernt, blos ein poetischer Cultus zu sein, sich seiner augenscheinlich ganz bemächtigt hat und deshalb bei den verschiedensten Veranlassungen in seiner Poesie aufleuchtet.

Daß Staffeldt die dänische Natur nur selten schildert, beruht darauf, daß die Natur, von der er träumt und redet, die Natur als Ganzes, das Universum ist. Gegenstand seiner Gesänge ist die Naturkraft, die der Verwandlung zerschmetterndes Rad mit solcher Gewalt treibt, daß „Jahrhunderte wie Tropfen verspritzen", und die Naturnothwendigkeit, die „das Weltgesetz in der rechten, den Fluß der Zeit in der linken Hand" jeden Gedanken in der Seele der Denker schafft und den Willen der Heroen sich unterwirft (siehe die Gedichte „An die Naturkraft", „Nothwendigkeit"). Zuweilen verherrlicht er die Natur als kalte, zwingende Nothwendigkeit ohne sie zu lieben; zuweilen wundert man sich über den Ton seiner an sie gerichteten Hymnen, denn der wenig tröstliche Inhalt — die gleiche Knechtung des Menschen, des Sterns und des Wurms — scheint in Streit zu stehen mit der begeisterten Form.

An Staffeldts Verhältniß zur Natur sind zwei Entwickelungsstufen wahrnehmbar, die der gleichzeitigen Entwickelung der deutschen Philosophie entsprechen. Anfangs stellt sich der Dichter der äußeren Natur kalt und fremd gegenüber; nach Fichte'scher Weise fühlt er ihr gegenüber nur sein eigenes Ich, und je stärker sie lärmt und schreckt, desto mehr. Weit entfernt

sie zu besingen, wo sie am furchtbarsten und erhabensten ist — wie am Krater des Aetna, oder während eines Gewitters in den Alpen — fühlt er vor ihr nur die Andacht in seiner Brust, die ihn über Todesangst und Feigheit erhebt. Weit entfernt mit der Natur zu verschmelzen, behauptet er in solchen Gedichten nur seine Menschengröße ihr gegenüber. In der „Dichterphantasie" heißt es z. B.: „In die rothe Höllenlohe des Aetna schaust Du mit heroischer Apathie wie ein Kind auf glühende Kohlen."

Doch in weit zahlreicheren und bedeutenderen Gedichten, die Staffeldts definitive Gefühls- und Denkart bezeichnen, stellt er sich ganz auf den Standpunkt Schellings. Die Einheit des Alls unter scheinbarer Verschiedenartigkeit, das Ineinanderübergehen und Ineinanderschmelzen aller Phänomene, die große Harmonie in der Natur hört nicht auf seine Reflexion und seine Einbildungskraft zu beschäftigen.

Eine Landschaft spricht ihn nur an, wenn sie die ganze Fülle der Allnatur oder der Zeit in ihrem engen Rahmen zu umschließen scheint. So heißt es z. B. in dem Gedicht: „Aussicht über das Arnothal", wo die Gegend einem „Ocean von Fruchtbarkeit gleichend", ihm wie die „verborgene Werkstatt" der Natur erscheint:

Heilige Allmutter, Du bist hier.
Diese Hügel, Deine Brüste heben
Mit Genüge sich für alles Leben.

Und parallel hinsichtlich der Zeit heißt es in „Abendfeier", dem heiligen Frieden der Abendlandschaft gegenüber sehe die Phantasie die ungeborne Zukunft vom Himmel herabsteigen und die begrabene Vorzeit sich aus der Erde erheben.

Und wie ihn die Landschaft auf's Höchste entzückt, wo sie phantastisch aufgefaßt, ihm das All zu umspannen scheint, so erfreut er sich an den einzelnen Erscheinungen in der Natur in demselben Maße, wie sie getrennte Gegensätze in einander zu schmelzen und ein Bild des Ganzen zu geben scheinen.

So reißt ihn in den „Erinnerungen" der Anblick einer Frucht, die zugleich einer Pomeranze und einem Pfirsich gleicht und ihm eine Verschmelzung von Kunst und Natur zu sein scheint, zu ehrfurchtsvoller Bewunderung hin, so begeistert ihn ein ungewöhnlich milder September, der in seinen Augen den Zauber des Frühlings mit der eigenen herbstlichen Schönheit vereinigt, zu einem Wonneerguß („An den Septembermonat"). So entzückt ihn auch der Anblick eines Apfelbaums, der zugleich Blüthen und Früchte trägt („An einen Apfelbaum") zu folgendem ekstatischen Flug:

Schönes Hesperiens Bild, Verschmelzung von Anfang und Ende,
Nicht blos Hesperiens Bild — Ewigkeitssinnbild bist Du.
— — — — — — — — — — — — —
O vergönne es mir mit schonendem Druck Dich zu pflücken,
Daß ein Hesperien ich halte in glücklicher Hand.
Daß mein Auge in Dir das ewige Eine beschaue,
Denn das Herrlichste nur senket im Bild sich herab.

Und in seiner Freude über diese seltene Erscheinung fragt er die Natur:

Brach aus der Kette der Ring, an dem du den Winter befestigt?
Bot den beladenen Korb über die Schulter von Eis
Lächelnd dem Frühling der Herbst, und werden die üppigen Träume,
Welche die Sehnsucht empfing und im Gesange gebar,
Körper gewinnen und hier sichtbarlich unter uns wandeln?
Dir unmöglich ist nichts, o Geist, der in Weltengestaltung
Ewig ein anderer scheint, ewig sich gleich offenbart.

Diese für Staffeldt so eigenthümliche, philosophisch-poetische Glückseligkeit, sobald er den polaren Gegensätzen des Alls, wie Frühling und Herbst, oder den verschiedenen Entwickelungsstadien der Natur wie Blume und Frucht vereinigt begegnet, erklärt auch eine Seltsamkeit, die sonst an dem strengen Moralisten und leidenschaftlichen Hasser des Katholicismus besonders anstößig und sonderbar erscheinen mußte. Ich meine Schack Staffeldts Maß und Ziel überschreitende Begeisterung für den Kastratengesang in den katholischen Kirchen. Den Gesang des Kastraten Crescentini stellt er auf dieselbe künstlerische Höhe mit Raphaels sixtinischer Madonna. Er bricht dabei in die Worte aus: „Es ist nicht wahr, solche Töne kommen nicht aus den Lungen, sie entstehen in des Herzens innerstem Heiligthum. So müssen die Engel singen, oder sie müssen es von Crescentini lernen."

Man versteht die Staffeldt selbst augenscheinlich unbewußte Ursache, wenn man in seinem Sonett an einen anderen Kastraten Marchesi („Nach einer schmelzenden Arie") liest:

Frauenreiz und Manneshoheit klang
Ideal aus deinen Himmelsliedern;
Wie sich zweierlei Geschlecht umschlang
Reizend einst in Libers jungen Gliedern.

Es war der Verein von Männlichem und Weiblichem in einer Menschenstimme, das Ineinanderschmelzen der zwei stets getrennten Geschlechter zu melodischer Einheit, was ihn bezauberte und ihm nicht blos das geistige Gleichgewicht, sondern die künstlerische Urtheilskraft raubte. Er vergleicht selbst den Eindruck mit dem der harmonischen Verbindung männlicher und weiblicher Formen in der Bacchusgestalt. Und wirklich finden wir ihn von der plastischen Verschmelzung der Geschlechtsgegensätze eben so entzückt wie von jener musikalischen. Der Hermaphroditismus war eines der Symbole, in denen er das All-Eine sich entgegentreten fühlte. Ein großes Zwitterwesen war ihm jene natura naturans, das Ziel der Sehnsucht, in dem die Sehnsucht gestillt wird. Deshalb heißt es in dem Gedicht „In Canovas Werkstatt":

Seliges Zwiegeschlecht,
Hermaphroditos,
Sehnsuchterlöstes Bild
Ewiger Einheit.

Und darum nennt er in „Dichterbekenntniß" das Naturell als solches ohne Weiteres „den großen Allhermaphroditen".

Daß aber der Dichter solchermaßen beständig jenem großen Zwitter der Naturgottheit, entgegenschmachten muß, vermag Staffeldt zum Schluß — und das ist die Krönung seines eigenthümlichen poetisch-metaphysischen Systems — sehr gut zu erklären. Des Dichters Sehnsucht nach dem Gott ist nämlich nichts anderes als der Drang der Gottheit, im Geist des Dichters sich ihrer selbst bewußt zu werden.

In dem „Genius" heißt es kurz und bündig: Poesie ist eingeschränkte Ewigkeit, Alles im Einen; die Gottheit ist Poesie, die Zeit der Rahmen.

Das Gedicht „In Canovas Werkstatt" culminirt in dem Erguß:

Heilige Kunst!
Des Ewigen Selbsterkenntniß
In dem Endlichen!
Strahle aus der unendlichen
Selbstliebe,
Die das Ganze zusammenhält.

Und im „Dichterbekenntniß" ist der Gedanke, hegelisch-speculativ vor Hegel, in seiner Nacktheit so ausgedrückt: Wie könnten Millionen Lorbeer-spendender Hände die Kunst dafür belohnen, daß in ihren hohen Werken der große Allgeist sich in uns erkennt und wir uns in ihm erkennen. Durch die Kunst funkelt der Blick des Allgeistes, in unserm Innern tagt er zum Bewußtsein.

Was ist das Anderes, als der Hegel'sche Satz: Des Menschen Bewußt-sein von Gott sei Gottes Selbstbewußtsein! Das Vorhegelsche, Romantische, Schelling-Staffeldt'sche darin ist nur, daß die Phantasie, nicht der Gedanke das Medium dieses Gottesbewußtseins ist.

Schon mit Fichte hatte in der deutschen Philosophie die Vergötterung der Phantasie angefangen. Erst durch die Einbildungskraft, behauptete Fichte, würde die Welt, die wir erfassen, für uns zu einer wirklichen Welt; von der schöpferischen Einbildungskraft ging nach seiner Lehre die ganze Wirksam-keit des menschlichen Geistes, sein Erkennen und sein Wollen aus; denn die Einbildungskraft ist, als das sich selbst hervorbringende Streben des Ichs in das Unendliche, der Trieb, der von Fichte als die innere Kraft des strebenden Ichs bezeichnet wird. Schon von Fichte wurde es übersehen, daß die Phantasie keineswegs, wie Staffeldt sie beständig nennt, ein „Gestaltungsvermögen" ist, sondern nur ein Vermögen der Umbildung und Umgestaltung. Ihre Thätig-keit hat ja nur die Form, nicht den Inhalt der Vorstellungen zum Gegen-stand. Von Schelling wurde die Ueberschätzung der Phantasie erst recht in System gebracht. Schellings Naturphilosophie war ja in Wirklichkeit nicht Naturerkenntniß und Naturwissenschaft, sondern Naturpoesie, eine von der Einbildungskraft geschaffene, später in Begriffe umgesetzte Naturtheorie. Novalis verrieth das Geheimniß in dem romantisch-parodoxalen Satz: Die Physik sei die Lehre von der Phantasie.

Für Staffeldt hat die dichterische Phantasie die Bedeutung, daß sie in geistiger Weise die Verschmelzung der Extreme des Alls, der Materie und des Geistes bewerkstelligt; denn die Phantasie ist es, die in der Bildhauerkunst den todten Stein zum lebenden Idealbild verwandelt, durch die Liebe den Menschen mit dem Menschen und durch die Andacht den Menschen mit dem All vereint. Von ihr heißt es in dem Gedicht „An die Phantasie": Aus der Versteinerung der Formen und über die Ufer der Einzelwesen strebe der Drang der Liebe; Andacht allein sei Allleben, Allvereinigung und ewige Allselbstliebe!

Und wie es diese Beseelung, dieses Aufthauen alles erstarrten Egoismus und Einzeldaseins ist, was der Phantasie ihren hohen Rang giebt, so hat alles Mächtigste in der Natur: der Frühling unter den Jahreszeiten, das Wasser unter den Elementen, das Gesetz der Metamorphose unter den Naturgesetzen, keine andere Bedeutung; denn der Frühling thaut alles Erstarrte auf, das Wasser läßt sich in keiner Einzelform binden und die großen, gesetzmäßigen Formverwandlungen in der Natur weisen deutlich auf die Gleichartigkeit alles Stoffs und die Einheit aller Formen hin. In Staffeldts „Frühlingshymne" heißt es: An dem Himmelsfeuer des Frühlings berauschen sich brünstig alle Wesen und die ganze Natur strebt, sich aus der erstarrten Umarmung der Form zu befreien.

Die im Norden berühmte „Hymne an das Wasser", mit deren Analysirung sich Heiberg ein Verdienst erworben, enthält denselben Gedanken über dieses Element, das alle Tropfen zum Meer vereint und wenn es eine Weile zu Eis erstarrt gewesen, mit der Sonne im Bund die Versteinerung bekämpft und der „Allvereinigung" zustrebt.

Im Gedicht „Die Verwandlungen" endlich nimmt Staffeldt eines der häufigsten Motive des Volksliedes auf, die magische Verwandlung, die durch ein Wunder eine Gestalt mit einer andern vertauscht. Bald wird nämlich im dänischen Volkslied ein schönes Weib in einen Baum, bald in einen Wurm, bald in einen Vogel, bald in eine Hirschkuh verwandelt, bald erst in eine Hirschkuh, dann in einen Falken, oder erst in einen Lachs, dann in ein Schwert, dann in eine Hirschkuh. Schon die Ordnung, in der die Naturreiche einander folgen, zeigt die Entfernung von Staffeldt. Er mit seiner philosophischen Naturbetrachtung läßt die Verwandlung als ein Steigen durch die Naturreiche, als ein großes Symbol von dem Streben der Natur nach vollkommener Form vor sich gehen. In seinem Gedicht wird der harte Karfunkel zur Rose, die Rose zum Vogel, der Vogel zur herrlichen Jungfrau. Die Verwandlung beginnt mit der Erweichung der Verhärtung und Versteinerung, Staffeldts Lieblingsgedanke, und endet damit, daß die Thierhaut zu den Füßen der schönen Menschengestalt fällt. Das ist nicht die phantastische Naturbetrachtung des Volksliedes; man erblickt in der Ferne Darwin. Und das Gedicht culminirt in diesem warmen Pantheismus:

Alles in Einem, Eins im All,
Der Pulsschlag des Einen klopft überall,
In allen Lebensgestalten.
Der Athem der Liebe ist stark genung
Zu sprengen selbst die Versteinerung
Und Leben aus ihr zu entfalten.

In Schack Staffeldts Naturauffassung ist ein keimendes, wissenschaftliches Element. Jedem Naturschauspiel gegenüber, bei dem er verweilt, gedenkt er des natürlichen Werdens durch die lange Reihe der Formveränderungen. Selbst die Schönheit der Blumen, die äußerlichste, die Sinne am meisten durchdringende in der Natur, erinnert ihn an das Naturgesetz, das hinter ihr liegt. In einem Gedicht: „An die Natur" läßt er die Blumen zur Sonne sagen: „Die du uns ausgestrahlt, nimm uns wieder zu dir. Strahlen von dir stiegen wir nieder zur Erde und hüllten uns zu farbigen Blumen ein." Was ist das anders, als das Naturgesetz vom Uebergang der Wärme in Kraft, der Kraft in Wärme, nur in dem vierten, asklepiadeischen Metrum, statt in einer mathematischen Formel ausgedrückt!

Aber diese Eigenthümlichkeit an Staffeldts Blick für die äußere Natur ist auch die Ursache, daß das Schauspiel, das vorzugsweise auf ihn wirkt, ein ganz anderes ist, als die Aecker und Hügel, die Wälder und Belte Dänemarks. Was ihn an der Natur fesselt, das sind die seltenen Erscheinungen, die er auf Reisen trifft, die sonderbaren Naturbildungen, welche seinem äußeren Auge jene All-Einheit in der Allverwandlung, jenes Aufthauen des Versteinerten gleichsam verwirklichen, auf das sein inneres Auge beständig geheftet war. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen ich in früher Jugend bei der Beschäftigung mit Schack Staffeldt nach der Lectüre des Sonetts: „In einer Tropfsteingrotte" auf ein zweites „In einer Tropfsteingrotte" und gleich darauf auf ein drittes „In einer Tropfsteinhöhle" stieß. Nimmt denn das kein Ende? dachte ich. Aber nein! Das nächste hieß: „In einer Tropfsteingrotte mit einem Naturtempel" und dann folgte: „Das Reich des Wahnsinns. In einer Tropfsteingrotte." Jetzt wundere ich mich nicht mehr. Die Tropfsteingrotte ist Staffeldt das handgreifliche Symbol des All-Einen; hier, wo der Stein im Begriff ist, sich in Thau und Dunst zu verwandeln und wo der Tropfen zur Architektur erstarrt erscheint, hier hat der grübelnde Dichter sich heimischer, gehobener gefühlt, als in den dänischen Buchenwäldern oder am Strand des Sundes. In einem dieser Sonette bricht er ergriffen aus:

Immer scheidets sichs im Untergehen,
Und vereint zu neuem Leben sich.

In einem andern staunt er über den Verein von Zufall und Vernunft, der hier den Teig des Steins geknetet, in einem dritten spricht er die Ahnung aus, daß Geister, das harmonische Fallen dieser Steinthautropfen belauschend,

zur Erfassung des „Welt-Ideals" eingeweiht werden könnten. Thatsächlich war das Naturideal, wie er es auffaßte, für ihn an diesem Ort verwirklicht.

Es würde indessen eine allzuenge und unpoetische Vorstellung von Schack Staffeldts lebendigem Natursinn geben, wenn man ihn als ausschließlich eingenommen von Sondererscheinungen in geschlossenen Grotten schilderte. Dieser Sinn hat seinen frischesten lebendigsten Ausdruck in solchen Productionen gefunden, wo er sich frei entfalten und in des Dichters Naturphilosophie und Naturreligion übergehen konnte, ohne daß des Bildes „angeborne Jugendröthe in kränklich fahler Ueberlegung starb", und ohne daß ein isolirtes Naturphänomen zum Natursymbol erhoben wurde. Man lese das Gedicht „Der Frühling", nicht blos in dieser Hinsicht Staffeldts bezeichnendstes, sondern zugleich sein volltönendstes, sprachlich und rhythmisch vollkommenstes Gedicht.

Die prachtvolle Schilderung, die hier vom Winter in seinem Kampf gegen den Frühling, von der Schlacht zwischen den Titanen und den Amorinen gegeben wird, schließt mit den Worten: „Natur ist wieder Braut", die die Idee der Dichtung ausdrücken. Dann wird in einer Einzelstrophe geschildert, wie beim Nahen des Frühlings das Auge des Dichters hellsehend wird, wie er das Einzelne im Ganzen verschwinden, die Gestalten sich an einander knüpfen und zur Einheit sammeln sieht. In drei unvergleichlichen Strophen folgt nun die Beschreibung des Liebesverhältnisses zwischen Sonne und Erde. Erst die Zeit keuscher, wehmüthiger Sehnsucht; dann die Steigerung der Sehnsucht zur feurigen Begierde. Der Freiwerber ist verschwunden, der Liebhaber tritt an seine Stelle, die Liebende glüht und schmachtet. Der Geliebte ist Bräutigam geworden. Er und die Braut haben ihr Stelldichein. Dann folgt das große mystische Hochzeitsfest: die Verschmelzung des Alls in Liebe. Die letzte Strophe ist der mächtigen Befruchtung geweiht, die des Naturlebens Selbstverwandlung beflügelt, den Uebergang in höhere Formen, die Beseelung des Leblosen bewirkt, dem Stummen Sprache giebt und unter dem Klang der Sphärenharmonien das Leben in Ewigkeit auflöst.

III.

Schack Staffeldts Leben war unglücklich und leer, seine Poetik war falsch, seine Philosophie ist veraltet; nichts bleibt von ihm, als eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte und von diesen werden nicht viele auf die Nachwelt kommen. Doch das ist nicht das Wesentliche, sondern daß er überhaupt einige wenige Poesien von unvergänglicher Schönheit hervorgebracht hat. Ein menschliches Wesen, selbst ein ungewöhnlich begabtes, ist etwas so Vergängliches, daß es immer eine Art Wunder ist, wenn überhaupt etwas Unvergängliches in ihm seinen Ursprung hat.

Zu dem vergänglichen Theile von Schack Staffeldts Production rechne ich vor Allem jene seiner Gedichte, deren Sprachform durch viele fremde Elemente, oder durch des Dichters Kampf mit dem Material undurchsichtig geworden ist. Sein merkwürdiges Verhältniß zur dänischen Sprache, als einer angeeigneten, mit der er sich stets zum Experimentiren versucht fühlte — bald durch die Trennung zusammengehöriger Worte, bald durch Anwendung unbrauchbarer schwedischer Ausdrücke, überhaupt durch stilistische und grammatikalische Willkürlichkeiten — bietet ein Seitenstück zu Baggesens genialer, aber rücksichtsloser und undänischer Sprachbildnerei. Staffeldt hatte die Sprache sozusagen außer sich als sein Material; er grämte sich wie ein Philolog über verlorene wirkungsvolle Wortformen, und ärgerte sich wie ein in einer fremden Sprache bewanderter Ausländer über schleppende und klanglose Endungen. Es ist höchst bezeichnend, daß er als junger Mann auf Abrahamsons Aufforderung „unserer Sprache verlorenen Dativ sang", in einem „Der Dativ" betitelten Gedicht und daß er später in einem kleinen scherzhaften Poem „An Else" eine der beschwerlichsten Endsilben der dänischen Sprache brandmarkte. Wie wenig er doch im Grunde in der dänischen Sprache heimisch war, wird am besten durch den Umstand bewiesen, daß er trotz seines Abscheus vor „Else" doch dieselbe Endung in einer Reihe von Worten, wo sie nicht hingehört, gebrauchte.

Nicht viel weniger als seine ausländische Geburt hat sein Hang zu abstracten und mythologischen Ausdrücken, seine Neigung, eine oft nur wenig gefestigte Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, dazu beigetragen, die Wirkung vieler seiner Gedichte abzuschwächen. Er konnte nur wenig Latein und gar kein Griechisch, nichtsdestoweniger wimmeln besonders seine Jugendgedichte von klassischen Redensarten, deren bloßer Accent zuweilen die Unwissenheit des Schreibenden verräth. Staffeldt betont z. B. Evöe, Orgie, und verwechselt possirlich genug Druiden und Dryaden.

Ein längeres Leben kann ich meines Theils zunächst jener Gruppe Staffeldt'scher Gedichte nicht prophezeien, die man mit einem Collectivnamen seine Balladen nennen könnte, nicht blos weil sie häufig bestimmte Vorbilder, bald bei Oehlenschläger, bald bei Goethe haben, sondern weil die ganze Kunstrichtung Staffeldt fremd war und er sie sich nur aneignete, um den Modegeschmack der Zeit zu befriedigen. Fast lächerlich wird der ultrarationalistische Staffeldt, wenn er in Balladen wie „Der achte Sohn", oder „St. Jörgen vom See" sich mit dem Hexenglauben und Heiligencultus der Romantiker einläßt, oder in Gedichten wie „Die Zeiten" sich einer Verherrlichung der Romanzia, des Mittelalters, der Kreuzzüge in Schlegel'schem Stil ergiebt, so daß er — Josephs des Zweiten leidenschaftlicher Bewunderer — sich in der Vorrede zu den „Neuen Gedichten" gegen „eine Tendenz zum Katholicismus" vertheidigen muß. Hin und wieder gelingt ihm zwar ein Gedicht in Romanzen- oder Balladenform, wie der von Goethes „Sänger" stark beeinflußte „Troubadour", aber was er Originales und Bleibendes hervorgebracht hat, ist rein lyrischer Natur.

Ich will zum Schluß kurz andeuten, welchen Inbegriff von Stimmungen, Gefühlen und Reflexionen er beherrscht, welche Art von Schilderung und Selbstschilderung auf rein lyrischem Gebiet zu seiner Verfügung steht.

Seine Grundstimmung ist verklärte Wehmuth. Das Gebiet der Gefühle, die er auszudrücken vermag, ist nicht sehr umfangreich. Unter seinen Empfindungsgedichten ragen die erotischen, unter diesen nur die erotisch-sehnsüchtigen hervor. Es ist Staffeldt eigenthümlich, daß er mit Vorliebe und am Vorzüglichsten das Gefühlsleben des Wartenden unmittelbar vor dem Stelldichein mit der Geliebten schildert. Zwei schöne Gedichte haben den Titel: „Auf eine verabredete Zusammenkunft."

Aber weit mehrere und gerade seine besten Gedichte könnten denselben Titel führen. In ihnen allen ist die Schilderung der Naturumgebungen harmonisch verschmolzen mit der Erwartung der Geliebten. So in den schönen Sonetten, die in den unglücklichen Hexameterrahmen eingefaßt sind, der „Lina" heißt. Man lese z. B. das Sonett, in dem sich die Befürchtung verräth, die Geliebte könnte vom Stelldichein ausbleiben, oder das Sonett „Lina kommt", das die Freude der Erwartung schildert.

Im höchsten Grade eigenthümlich ist endlich unter den erotischen Gedichten das metrisch so schöne „An die nächtliche Sängerin": eine Dame, die der Dichter nie gesehen und nur der Stimme nach kennt und die ihn anzieht durch die doppelte Macht des Geheimnisses und der Melodie.

Nächst den erotischen Gedichten sind alle jene vorzüglich, die Naturbeschreibungen enthalten. Obgleich Staffeldt bei seiner überwiegenden Reflexion sein descriptives Talent nie zu entwickeln strebte, gelangen zuweilen Beschreibungen ihm wie wenigen anderen dänischen Dichtern. Man lese die Schilderung einer italienischen Mondscheinnacht in dem Gedicht „Unter Lillas Fenstern", mit den bezeichnenden Linien:

O keusches Licht der Nacht,
In deinem Engelslächeln
Sprießen die Blumen der Phantasie
Zu einem Eden.

Mondscheinlandschaften, Abendbilder, Sonnenuntergänge liegen am besten für Staffeldts Stimmung und Talent. Er liebt und malt das sterbende Licht. Ein vollendetes, für Staffeldt absolut eigenthümliches Natur- und Stimmungsbild giebt das kurze Gedicht „Im Herbst".

Reine, ungemischte Beschreibung kommt bei Staffeldt nicht vor. Die Reflexion findet sich, wie in dem letztgenannten Gedicht, gewöhnlich gleich nach der Beschreibung ein, um alsbald in Lyrik überzugleiten. Solche Gedichte bilden daher den Uebergang zu Staffeldts rein reflectirenden Dichtungen, wie die großen philosophischen: „An die Naturkraft", „An die Natur" u. s. w.

Was diese Gedichte zu Poesie macht, ist die Anschaulichkeit, mit der seine Phantasie das an und für sich Unkörperliche zu schildern vermag. Mit voll-

endeter Plastik treten z. B. solche Personificationen, wie „Erinnerung“ und „Vergessen“ hervor. Von der ersteren heißt es:

Im Mondschein saß Erinnerung am See,
Und welke Blätter warf sie in die Wellen.

Die andere wird in den meisterlichen Zeilen gemalt:

Stummes Vergessen mit dem Nesselkranz
Und einem Spinngeweb als Schmuck und Schleier.

In diesem Punkte erhebt sich Staffeldt weit über die Deutschen, besonders über Schiller, dem er sonst so nahe steht und von dem er so viel gelernt hat, und nähert sich seinen Zeitgenossen unter den Engländern, die er nicht gekannt haben kann. An Keats erinnert z. B. der Anfang des Gedichtes „Aufforderung“ mit der folgenden Allegorie:

Mit einem Kranz von dürrem Stroh um's Haupt,
Das Mäher in den Furchen liegen ließen,
Verfälscht' Gewicht und Maß in schlaffer Hand,
So schwebt zur Erde mit geknickten Schwingen
Die Mittelmäßigkeit in trägem Flug.

Dieselbe Stimmung kommt mit gleicher Energie in einem Fragment zum Ausdruck, das auf die Dänen gemünzt scheint und so beginnt:

Mit Sanftmuth prahlest du, gesunknes Volk,
Prahlst mit dem staub'gen Kranz des Mittelwegs,
Der schwer, gleich einem Eisenring sich schließt
Um deine matten Schläfen? Wache auf!
Erröthe über deiner Kraft Verlust.
Es ist der Mittelweg das wahre Nichts,
Und fahler Tod das Gleichgewicht der Kräfte.

Ein anderes reflectirendes Gedicht „An das Glück“ erinnert in Stil und Rhythmus auffallend an Shelley.

Von den großen Gedichten an's Universum ist „An die Naturkraft“ trotz schöner Einzelheiten zu lang und unüberschaubar, das spätere und kleinere „An die Natur“ dagegen ist ein meisterliches Gedicht. Das Thema ist zwar philosophisch und abstract; in der Art, wie es behandelt wird, tritt aber die Natur vor den Leser in sichtbarer Frauengestalt, den Sternenkranz im Haar, „den Ring der Goldadern um die Knöchel gewunden“.

Einen bleibenden Werth werden endlich jene Gedichte oder Gedichtstellen bewahren, wo Schack Staffeldt direct sich selbst geschildert hat. Ich denke hierbei nicht an jene Stellen, in welche er allen Nachdruck auf sein Genie, seine Begabung und seinen Dichterwerth gelegt hat. Diese sind mir geradezu unausstehlich. Die alberne Vergötterung des Dichterberufs an sich und ihres Trägers, die an ihnen hervortritt, ist vielleicht das Veraltetste an Schack Staffeldts Production und reicht in der Regel hin, den modernen Leser in

ein Mauseloch zu jagen. Entsetzlich ist es schon, eine Reihe Titel wie die folgenden zu lesen: Dichterbekenntniß, Dichterprobe, Dichterwerth, die Dichter, Dichterphantasie, Dichtergelübde, An einen jungen Dichter, Des jungen Dichters Klage u. s. w. Wir befinden uns, wo in diesen Productionen das allgemeine Selbstgefühl zu Worte kommt, beständig an der Grenze des Größenwahnsinns, ja in einem hinterlassenen Bruchstück, wo die Selbstanbetung der Dichter durch die allgemein menschliche Fähigkeit, sich selbst im Spiegel der Natur zu betrachten, begründet wird, schlägt dieser Wahnwitz in hellen Flammen aus. Der Dichter brauche nur zu wollen — heißt es — und die Pracht der Natur verdorre auf den ersterbenden Hügeln und Wiesen. Er wolle wieder, und der ewige Frühling mit Unschuld und Frieden gehe über die Erde.

Nein, ich denke an jene Stellen in Schack Staffeldts Gedichten, wo sein wahres, sein menschliches und gebrechliches Wesen an den Tag tritt mit seinen Täuschungen, seinem Sehnen und Streben. So an einer Stelle im „Dichtergelöbniß", wo er sich augenscheinlich gegen die Beschuldigung vertheidigt, Oehlenschläger nachzuahmen, und sich selbst eine minder glänzende, aber ebenso eigenthümliche Begabung zuerkennt.

Persönlicher und bescheidener sind die Schlußverse in „Des jungen Dichters Klage":

Schloß zwei Welten nicht mein Reich zusammen?
War mein Leben herrlich nicht gedacht?
Hier der Dienst der Kunst vor reinen Flammen,
Dort die Pflicht, die uns zum Bürger macht.
Zwischen Alltagslast und Dichterwahn,
Zwischen Erd' und Himmel ging die Bahn.

Aber bis zum Reißen überspannte
Meines Lebens zarten Faden ich.
Altarflammengleich mein Geist verbrannte
Und mein Mark verzehrt' in Thränen sich.
Wiss' es, Sterblicher, mit bittern Wehen
Büßt es, wer der Schönheit Reich gesehen.

In diesen Zeilen ist des Dichters doppeltes Unglück, die Spaltung seines Lebens zwischen bürgerlichem und dichterischem Streben und die Unzulänglichkeit seiner künstlerischen Mittel, ausgesprochen. Dasselbe Gefühl kommt mit gleich großer, gleich poetischer Wehmuth in dem Gedicht „An den Frühling" zum Ausdruck, am schönsten aber doch vielleicht in der zwischen 1815 und 1817 gedichteten Reihe deutscher Sonette. Namentlich sind zwei vom 15. Januar 1817 datirte, die den Titel „Selbstprüfung" führen, eigenthümlich und gefühlt. Sie lauten:

I.

Verblüht ist's Blümlein und das Lied verklungen,
Mein Lenz ist schon, mein Sommer bald dahin,
Dort kommt der Herbst mit neblicht trübem Sinn —
Was ist es nun? Was hab ich denn errungen?

Verschmähend der Gemeinheit Huldigungen,
Klang ich von kühnern Liedern im Beginn,
Und bin als Mann, ach! mir nicht zum Gewinn,
Mit Recht und Wahrheit muthig durchgedrungen.

Doch blühet draußen nicht, was ich gesä't,
Was hätt' ich denn im innersten Gemüthe
Erreicht an Lebensfrucht und Hoffnungsblüthe?

Ward endlich mir Genüge, wenn auch spät?
Wie? oder hab' an Zukunft ich gewonnen,
Was, ach! mir an Vergangenheit zerronnen?

II.

Was ist mir an Vergangenheit zerronnen,
Da meine Saaten nicht da draußen blühen?
Das wunderfüße innre Regen, Glühen,
Des Blüthenalters wundervoller Bronnen,

Und all die unaussprechlich süßen Wonnen:
Der Kunst und Liebe seliges Bemühen,
Der Glaub' an Freund und Menschheit, und die frühen,
Die zarten Ahnungen, eh' was begonnen;

Das Alles ist nicht mehr, nur da gewesen,
Besinnung hat sich klar und scharf entfaltet,
Und von mir selber grausam mich gespaltet.

Nun sehn' ich mich nach meinem Zwillingswesen,
Gleich Pollux in dem Schattenreich danieden,
Von seinem tagumstrahlten Freund geschieden.

Es finden sich Zeilen darin, die an Heines damals noch ungeborenen Stil heranklingen. Schade nur, daß steife Danismen hier die Wirkung abschwächen, wie Germanismen so oft seine dänische Sprachform fleckten.

So kam seines Lebens letzte Periode, in welcher die Worte, die er einst in Italien unter einer augenblicklichen Verstimmung schrieb, zu bleibender Wahrheit wurden, nämlich daß er in jedem erschlafften Nerv den Tod empfinde.

Es kamen Augenblicke, wo er die Natur anflehte, jeden unnützen Wunsch, jede Erinnerung an entschwundene Tage von ihm zu nehmen, sein „Nervensaitenspiel" zu brechen, — bis endlich der Tag erschien, da er wie „der Sterbende" in seinem Gedicht ausbrach:

Heiliger Allgeist!
Hier draußen will ich
Empfangen des letzten,
Verathmen des letzten
Lebenshauchs Wehen,
Einmal noch trinken
Aus deinem blauen,
Stets umgewandten,
Grundlosen Becher,
Aus welchem du spendest
Tageslicht und Thau.

Schack Staffeldts Name ist heutzutage, obgleich bekannt und angesehen, der großen nordischen Lesewelt wenig mehr als ein Name. An einzelnen begeisterten Fürsprechern hat es ihm nicht gefehlt. Im Jahre 1820 wurde ein plumper Versuch, ihn zu verherrlichen, in einer Broschüre unternommen, die den Titel „Natur und Kunst" führte und die geschmacklose Dedication: „Schack Staffeldt. Geheiliget werde Dein Name", trug. In Ehren ist sein Name gehalten worden, aber volksthümlich wurden seine Gedichte deswegen nicht. Nach seinem Tode spielte Heiberg seinen Namen gegen Oehlenschläger aus, verherrlichte seinen Tiefsinn, pries seinen Ernst und seine philosophische Bildung und hob seine rein lyrische Begabung als ein Talent allerersten Ranges hervor. Staffeldt fand dann leidenschaftliche Bewunderer wie Kaalund, der ihn in schönen Versen verherrlicht hat, er fand auch Nachäffer, wie einen gewissen Deichmann, dessen Gedichte nur Nachklänge der seinen enthalten. Aber unpopulär war und blieb er. Das liegt in der Art seiner Begabung. Als halber Nichtdäne stand er außerhalb des innigen Zusammenhanges, der die dänische Poesie mit dem dänischen Wesen und der dänischen Natur verknüpft. Und doch ist er mit beiden verbunden.

Man denke an eine jener Mondscheinnächte, wie der dänische Sommer deren jährlich fünf oder sechs hat, eine Sommernacht am Sund, entzückend mit ihrem rothen Schimmer über dem Meer im Norden, hell von Mondenstrahlen, dufterfüllt und noch warm von der Sonne des Tages, mit ihrer reinen blonden Luft, die die Lungen erquickt und süßer, inniger als Wein berauscht, eine der Nächte, in denen das Weib Sehnen, der Mann Begierde fühlt, und in denen das Herz weit mehr als die Sinne schmachtet.

So oft ich an Schack Staffeldt denke, fällt eine solche Nacht mir ein. Ihre Schönheit ist die Schönheit bei ihm, denn ihm war Schönheit nicht so sehr die von innen ausgeprägte Form, als der äußere, über Gestalten und Formen geworfene Schimmer, jener überirdische Schimmer, der verklärend, leicht färbend, wie Silberglanz auf der Natur liegt. Ihre Stimmung ist seine Stimmung, eine mystische Schwärmerei, die das Irdische und Ueberirdische in einer Brautnacht der Schönheit in eins verschmolzen schaut, und ihr Verlangen ist sein Verlangen — eine Sehnsucht, die in einem nordischen Mondenstrahl schmachtet und zittert.

Unſchuldig verurtheilt.

Eine Criminalgeſchichte aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Leipzig. —

I. Der Thatbeſtand.

Die franzöſiſche Grafſchaft Mongommery liegt bekanntlich in der Normandie.

Durch Johanna von Harcourt, Gräfin von Mongommery, die letzte Erbtochter des edlen Hauſes, welche an den Herzog Renatus II. von Lothringen verheirathet war, nachgehends aber geſchieden wurde, kam Mongommery an die Herrn de Lorge, welche ſich in Folge deſſen Grafen von Mongommery nannten und während des ſechzehnten Jahrhunderts eine große Rolle ſpielen in der Geſchichte von Frankreich. Gabriel de Lorge, Graf von Mongommery, welcher u. A. auch 1545 an der Spitze eines franzöſiſchen Hülfscorps der ſchönen Königin Maria Stuart tapfern Beiſtand und Widerſtand wider die Engländer geleiſtet hatte, war die unſchuldige Urſache des Todes des Königs Heinrichs II. von Frankreich.

Als nämlich 1559 der König von Spanien Philipp II. mit der Prinzeß Eliſabeth, Tochter des Königs Heinrich II. von Frankreich, in Paris mit großen Pomp das eheliche Beilager abhielt, forderte der königliche Brautvater den Grafen Gabriel zum Turnier heraus. Der Graf weigerte ſich, wider ſeinen Königlichen Herrn zu reiten. Als aber der König befahl, mußte er gehorchen. Da ſie nun wider einander ritten, zerbrach des Grafen Lanze an dem Harniſch des Königs dergeſtalt, daß ein Splitter derſelben in das rechte Auge des Königs eindrang, der König ſofort ſprachlos zur Erde fiel und nach elf Tagen ſeinen Geiſt aufgeben mußte; denn ſeine Aerzte vermochten

ihm nicht zu helfen; und man verstand damals besser Wunden zu schlagen, als sie zu heilen.

Obgleich der Graf sich nichts vorzuwerfen hatte, fand er es doch räthlich, sich nach England zurückzuziehen, von wo er nur, um den Hugenotten zur Hülfe zu eilen, nach Frankreich zurückkehrte, woselbst er Gelegenheit hatte, in Rouen, in der Normandie, in Navarra, im Languedoc u. s. w. sich militärisch auszuzeichnen, und kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht zu entgehen im Stande war. Auch bemühte er sich, wiewohl vergeblich, in England Hülfe zu werben für die Stadt und Festung Rochelle, welche der Herzog von Anjou belagerte. Als nun ein Waffenstillstand zwischen dem König und den Hugenotten und eine Amnestie für die Letzteren zu Stande kam, stellte er sich der Königin Maria von Medici in Erwartung ritterlicher Behandlung zur Verfügung. Diese aber ließ ihn in ein elendes Gefängniß werfen und ihm den Proceß machen wegen des Todes des Königs Heinrichs II.

Die Richter wußten aber, obgleich man alle Grade der Folter anwandte, keine Schuld auf ihn zu bringen. Da erhob man eine neue Anklage, weil er Rochelle mit Hülfe der Engländer habe entsetzen wollen. Das sei, so behauptete man fälschlich, in dem Generalpardon nicht mit einbegriffen. Er wurde verdammt, auf einer Kuhhaut nach der Richtstätte La Grève geschleift und daselbst auf das Rad geflochten zu werden. Er und seine Familie sollten des Adels und aller Güter verlustig gehen. Dies Urtheil wurde 1574 vollzogen. Er starb mit großer Standhaftigkeit, obgleich man ihn schon vorher durch die Tortur schrecklich zugerichtet hatte. Seinen Nachkommen gelang es, ihr Vermögen in England zu erhalten und zu vermehren, und die Grafschaft Mongommery wieder zu erwerben. Sie baten bei dem Hofe um Gnade und wurden, da sie den protestantischen Glauben abschworen, als reuige Sünder mit Freuden aufgenommen und in ihre Würden und Güter wieder eingesetzt. Von nun an waren sie sehr eifrige Katholiken, vergaßen, wie der Graf Gabriel geendet, und spielten wieder eine Rolle, wenigstens bei Hofe.

In dem Jahre 1687, also vor beinahe zweihundert Jahren, wo unsere Geschichte anhebt; wohnte der Graf Franz von Mongommery, ein Nachkomme des etwa hundert Jahre früher auf das Rad geflochtenen Grafen Gabriel, in Paris, um sich dort an der Gunst des Hofes zu sonnen. Nur ausnahmsweise wohnte er in der Normandie, oder auf einem seiner andern in der Nähe von Paris gelegenen Landsitze.

Montag, den 22. September 1687, war der Graf mit seiner Gemahlin und mit seinem Almosenier, dem Abbé Franz Gagnard, und mit seiner Dienerschaft nach seinem Landsitze Ville-Boussin in der Nähe von Paris gegangen in der Absicht, dort bis zum Freitag zu bleiben. Sie kehrten aber schon einen Tag früher wieder. Der Graf hatte nämlich irgendwo am Weißzeug rothe Flecke wahrgenommen, die er für Blut hielt; und da er sehr abergläubisch war, so hatte ihm dies einen solchen Schrecken eingeflößt, daß er

Hals über Kopf wieder zurückkehrte. Der Graf und die Gräfin kamen in der Kutsche. Eine Stunde darauf kamen der Almosenier, der Page und der Kammerdiener des Grafen. Letztere waren geritten. Nach Ankunft der Letzteren bemerkte man, daß ein kleiner Saal im Erdgeschoß, in welchem diese Leute schliefen, offen stand und die Thür nur angelehnt war, obgleich sonst während der Abwesenheit des Grafen und seiner Leute dieser Raum verschlossen war, und der Abbé und Almosenier Gagnard versicherte, den Schlüssel zweimal umgedreht und dann mitgenommen zu haben.

Das war am Donnerstag den 25. September 1687.

Am folgenden Tag, am Freitag, machte der Graf dem Herrn Deffita, dem obersten Criminalbeamten in Paris, welcher den Titel „Lieutenant Criminel du Châtelet" führte, die Anzeige, während seiner, des Grafen, dreitägiger Abwesenheit auf dem Lande habe man in seiner Wohnung einen Reisekoffer mit Gewalt erbrochen und daraus 13 000 Livres in Silber, 11 500 Livres in Gold, in spanischen Doppelpistolen nämlich, ferner 100 Stück neu geprägte scharf geränderte Louisd'ors, sowie endlich eine Halsschnur von Perlen, im Werthe von 4000 Livres, gestohlen.

Der „Lieutenant Criminel" gerieth in Aufregung über einen so großen Diebstahl bei einem so hochstehenden Manne. Er beschloß, die Sache mit dem größten Eifer in die Hand zu nehmen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Dieb ermittelt und dem Grafen Mongommery wieder zu seinen Sachen verholfen habe. Er begab sich sofort mit dem Procurator des Königs (Procureur du Roi) und einem Polizei-Commissar zum Zweck der Untersuchung in die Wohnung des Grafen.

Ich schreibe nicht, um Sensation zu erregen oder die Neugierde und Ungeduld des geneigten Lesers auf die Folter zu spannen, sondern um die Schwäche und Hülflosigkeit menschlicher Gerechtigkeit in das richtige Licht zu setzen, damit man die nöthigen Lehren daraus ziehe und die Justiz besser mache.

Deshalb will ich hier gleich vorausschicken, daß der Criminal-Lieutenant sich durch seinen Feuereifer und durch die Sucht, sich einem großen Herrn mit Erfolg dienstbar zu erweisen, auf eine falsche Spur führen ließ, welche er mit eben so viel Unverstand als Hartnäckigkeit festhielt, dergestalt, daß er gegen alles Uebrige blind ward und die wichtigsten Untersuchungshandlungen versäumte. Dies führte dazu, daß man einen Unschuldigen folterte und auf die Galeeren schickte, wo er alsbald in Folge der grausamen Mißhandlungen seinen Tod fand; daß man eine unbescholtene Familie ihres Oberhauptes, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubte; und daß die wirklichen Schuldigen erst nach fünf Jahren — weniger durch die Thätigkeit der Untersuchungsrichter, als durch eine Reihe eigenthümlicher Zufälle, in deren Zusammentreffen man das Werk der zwar verspätet aber gerecht waltenden Vorsehung erblickte — ermittelt und bestraft wurden — zu einer Zeit, wo es schon zu spät war, die früheren Mißgriffe der Richter alle wieder gut zu machen.

Der wirkliche Dieb und Anstifter des Diebstahls war nämlich der Abbé Gagnard, auf welchen nicht der geringste Verdacht fiel, weil er im Vertrauen des Grafen viel zu hoch stand, und weil er ja auch abwesend war, während die Sachen gestohlen wurden. Die Ausführung des Diebstahls hatte er einem schlechten Subject übertragen, einem ehemaligen Soldaten, Abenteurer und Verbrecher, Namens Belestre, mit welchem ihm die Neigung zu geheimen Orgien zusammengeführt hatte. Dieser Mensch hatte nach Anleitung des Abbé, während dieser mit dem Grafen auf dem Lande war, den Diebstahl ausgeführt, war aber durch die verfrühte Rückkunft gestört worden, bevor er noch Alles aus dem Haus geschafft hatte. Ein Theil der Beute steckte im Bette des Abbé; und der Dieb hatte, als er die Ankunft des gräflichen Ehepaares vernahm, schleunigst seine Person in Sicherheit gebracht, unter Zurücklassung des Geldes. Auch hatte er in der Eile der Flucht die Stubenthüre, welche er mit einem Nachschlüssel geöffnet hatte, nicht wieder geschlossen. Deshalb fand man, wie ich bereits bemerkt habe, die Thüre bei der Rückkehr offen. Man hat auch die Geldsäcke in diesem Zimmer vorgefunden; und der Abbé Gagnard, welcher später Alles gestanden, versicherte, er würde damals, wenn man ihn bei der Visitation gleichsam in flagranti ergriffen und zur Verantwortung gezogen hätte, nicht die Stirne gehabt haben, zu leugnen.

Ich werde darauf wieder zurückkommen, wenn ich die späteren Ereignisse erzähle. Zunächst muß ich die Hergänge vom September 1687 darstellen und wodurch man auf die falschen Spuren gerathen.

Dazu muß ich im folgenden Capitel eine kurze Schilderung des damaligen Paris, des Hauses in der alten Rue Royale, in der Nähe der im Jahre 1789 — etwa hundert Jahre später — niedergerissenen Bastille und der Bewohner des Hauses geben.

II. Der Schauplatz der That.

Das Paris von 1687 war himmelweit von dem heutigen unterschieden.

Schön waren ja auch damals schon die Paläste des Königs nebst den dazu gehörigen Ziergärten, Parks und Promenaden. Schön war eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden und Kirchen. Schön war die Seine-Insel sowie die beiden Ufer des Flusses im Mittelpunkt der Stadt.

Aber das Uebrige war häßlich, namentlich derjenige Theil der Stadt, wo das eigentliche Volk wohnt. Da sah man lange, enge und winkelige Straßen; elende Häuser von Holz, Fachwerk und Stroh, die eine, im Vergleich zu ihrer schlechten Beschaffenheit ganz unverhältnißmäßige Höhe hatten, und zum Theil recht baufällig waren; schlecht genährte Menschen; Unglückliche mit Beulen und Wunden, und eine Menge kleiner Kinder, welche außer dem Schmutze, der sie bedeckte, fast nichts auf dem Leibe trugen.

Um es kurz zu sagen, wie Berlin erst seit 1866, so ist Paris erst seit 1789 eine schöne Stadt geworden. Damals, 1687, war Paris hübsch für

die winzige Minorität der Privilegirten, aber ein übeler Aufenthalt für die übrigen Menschen.

Auch die nächste Umgebung des stattlichen Hauses der Rue Royale bestand aus bösen Spelunken. Dort trieb der Abbé Gagnard sein lichtscheues Wesen, von dem man natürlich in der Wohnung des Grafen Mongommery nichts wußte. Da galt er für heilig, und man kannte nicht sein Verhältniß zu dem Verbrecher Beleſtre.

Das Haus Rue Royale hatte ein Erdgeschoß und darüber drei Stockwerke. Es gehörte einem reichen Grundbesitzer, der nicht darin wohnte. Früher war das ganze Haus an einen Herrn Lorenz Guillemot d'Anglade vermiethet. Da derselbe aber Vermögensverluste erlitten und dadurch genöthigt wurde, sich einzuschränken, so hatte er sich auf die beiden oberen Stockwerke zurückgezogen; Erdgeschoß und erster Stock waren seitdem zuerst an einen Herrn Grimaudet und nachdem dieser ausgezogen, an den Grafen Mongommery vermiethet. Während Grimaudet hier wohnte, war ihm sein Tafelsilber gestohlen worden. Der Dieb hatte, wie man vermuthete, den Schlüssel zum Haupteingang mitgenommen, welcher seitdem fehlte. Es war nicht gelungen, den Dieb zu ermitteln. Auf die Hausgenossen einen Verdacht zu werfen, war Niemand eingefallen.

Das Erdgeschoß bestand aus drei Abtheilungen, deren jede einen besonderen Eingang nach einer Gallerie hatte, welche zu dem Thor des Hofes führte. Die eine dieser Abtheilungen hatten Gagnard, der Almosenier des Grafen, der Page und der Kammerdiener zu ihrem Quartier; die beiden andern dienten zu verschiedenem häuslichen Gebrauche. Diesen drei Eingängen gegenüber, auf der linken Seite der Gallerie, war eine Treppe, die zu den Zimmern des Grafen und der Gräfin, eine Treppe hoch, führte. Hier kam man zuerst in ein Vorzimmer, auf dieses folgte ein Wohnzimmer, an welchem ein Cabinet war, worin Geld und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden.

In diesem Cabinet lagen gerade damals verschiedene Säcke mit Geld, das der Graf kurz vorher eingenommen hatte, nämlich 13 Säcke von je 1000 Livres in Silbergeld, ein Sack mit 11 500 Livres in spanischem Golde, und ein Sack mit 100 Rand-Louisd'ors, in den Jahren 1686 und 1687 geprägt. Alles dies war, nebst einem Perlenhalsbande, in einem Reisekoffer verschlossen.

Im zweiten und dritten Stocke des Hauses wohnte also Lorenz Guillemot von Anglade mit seiner Gattin, Franziska von Saint-Martin. — In einem Nebengebäude auf der anderen Seite des Hofes waren noch einige Zimmer, in welchen die Schwester des Herrn von Anglade, eine Schwägerin der Gräfin, einige Stickerinnen, die für den Grafen arbeiteten, und die Kammerfrau der Gräfin ihre Wohnung hatten.

So viel von den Räumen.

Von den Bewohnern derselben kommen der Graf von Mongommery und Sieur d'Anglade in erster Linie in Betracht.

Der Graf Franz hatte alle Fehler eines Grand-Seigneur, aber nicht die Tugenden eines solchen. Er war weder Gelehrter noch Soldat, sondern lebte von den Einkünften seiner Güter. Er liebte namentlich nicht heroische Thaten. War doch sein berühmter Ahn Gabriel um solcher willen auf das Rad geflochten worden. Dies ließ sich Franz zur Abschreckung dienen. Er zog einen geschäftigen Müßiggang vor.

Er hatte einen sehr ungleichen Charakter. Sehr verschwenderisch für sein eigenes Vergnügen, war er sparsam für Andere. Zuweilen sogar geizig und ohne Delicatesse in Geldangelegenheiten. Er legte den größten Werth auf seine Stellung bei Hof und in der Gesellschaft und entfaltete, um letztere zu wahren, einen erheblichen Luxus, auch in Betreff der Dienerschaft.

Da er für sehr fromm und gläubig gelten wollte, hielt er sich sogar einen Abbé als „Almosenier", obwohl man von seiner Mildthätigkeit nicht viel wußte. Dieser Abbé Gagnard war dem Grafen geistig überlegen. Er übte einen großen Einfluß auf denselben. Der Abbé galt für das Muster eines glaubensstrengen und sittenreinen Priesters. Insgeheim aber huldigte er der Libertinage.

Der Graf pflegte Jedem Alles zu versprechen und Keinem irgend Etwas zu halten. Seine Vermögensverhältnisse hätten glänzend sein können, aber sie waren schlecht geregelt. Denn der Graf neigte allzu sehr zur Indolenz und Unordnung. Nur zuweilen wurde er heftig und dann kannte sein blinder Eifer keine Grenzen.

Die Gräfin war gutmüthig und leichtsinnig. Ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, sich nach Kräften zu amüsiren. Den Launen und den Eigenheiten ihres Mannes pflegte sie sich mit Resignation unterzuordnen weil sie ihm keine Kinder zu schenken vermochte.

Sprechen wir nun von dem Sieur d'Anglade. Er galt für einen Edelmann und für einen Mann von großem Vermögen. In Wirklichkeit war er weder das Eine noch das Andere. Er war ein Mann von niederer Herkunft und besaß nur ein bescheidenes Vermögen, aus dem er jedoch eine hübsche Rente herauszuschlagen wußte. Er war kaum im Stande, über seine Eltern befriedigende Nachricht zu geben, geschweige denn sechzehn Quartiere nachzuweisen. Er besaß einen alten Steinhaufen, den man das „Chateau d'Anglade" nannte, und danach hatte er sich, oder man ihn „Sieur d'Anglade" betitelt. Er verhielt sich dagegen nicht abwehrend. Denn, sagte er sich im Stillen, eine adelige Familie des Namens Anglade giebt es nicht in ganz Frankreich; und wenn ich mir diesen Namen aneigne oder gefallen lasse, so begehe ich an Niemandem ein Unrecht. Der berühmte Abenteurer und Memoirenschreiber Jacob Casanova, in Vielem ein Prototyp des achtzehnten Jahrhunderts, bediente sich derselben Entschuldigung, als man ihn fragte, mit welchem Rechte er sich Sieur de Seingalt nenne. Man nahm es früher nicht so genau mit dergleichen und unser Sieur d'Anglade würde unangefochten als Edelmann gelebt haben und gestorben sein, wenn er nicht

unschuldigerweise zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden wäre, in welcher man darauf aus war, sein Herz und seine Nieren zu erforschen, ohne daß man, abgesehen von jener Schwäche der Eitelkeit, irgend etwas Unehrenhaftes an ihm oder an seiner Familie zu entdecken vermochte.

Bis dahin, d. h. bis zum September 1687, herrschte nicht der geringste Zweifel darüber, daß Herr von Anglade ein Edelmann sei so gut wie jeder Andere. Er hatte die Umgangsformen eines solchen und dabei stolze, sogar hochfahrende Manieren, was dem alten Parlamentsadvocaten Gayot de Pataval, der selber ein vornehmer Herr war, als er 1733 diesen Fall zum ersten Mal juristisch darstellte, veranlaßte, eine sinnreiche Bemerkung einzuflechten: „Wirklich von Geburt vornehme Leute haben das Bewußtsein dieser Stellung und fühlen daher durchaus kein Bedürfniß, sich durch Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten noch höher hinaufzuschrauben. Aber ein Mann, dem das Geschick diese Stellung versagt hat und der vom Ehrgeiz verzehrt wird, ist hochnasig bis zur Dummheit. Seine falsche Größe ist eine wirkliche Kleinheit. („Ca fausse grandeur est une vraie petitesse.“)

In der That hatte Herr von Anglade die Schwäche, welche man als die „der kleinen Hunde“ bezeichnet, weil es diesen kleinen Thierchen viel Vergnügen und Ehre dünkt, mit den großen Hunden zu gewissen Verrichtungen mitlaufen zu dürfen; und es war ihm wirklich gelungen, in der besten und vornehmsten Gesellschaft zugelassen und sogar dort angepumpt zu werden. So schuldete ihm z. B. der Duc de Grammont 6000 Livres auf Handschein.

Der Sieur d'Anglade hatte eine schöne und große Wohnung, er hielt Dienerschaft, Wagen und Pferde, besuchte die vornehmsten Spielclubs und wachte überall mit mißtrauischen Argusaugen darüber, daß man ihm die Ehre anthat, die er bedurfte.

Auch mit dem Grafen Franz von Mongommery und dessen Gemahlin pflogen die Anglades Umgang, obgleich derselbe nicht gerade einen sehr vertraulichen Charakter annahm. Anfang September hatten die Mongommerys die Anglades eingeladen, ein paar Tage mit ihnen auf ihrem Edelsitz Ville-Boussin zuzubringen. Die Einladung war anfangs angenommen, nachträglich jedoch wieder abgelehnt worden, so daß der Graf mit den Seinen allein reiste. Vor der Abreise hatte sich Herr von Anglade den Hausschlüssel des Grafen ausgebeten, weil er während der fraglichen Tage jeden Abend außerhalb speisen werde. Gleichwohl hatte er am 22. und 23. zu Hause gespeist.

Am Tage der Rückkehr des Grafen, Donnerstag den 25. September, hatte Herr von Anglade auswärts soupirt, und zwar bei der Präsidentin Robert. Er kam erst um elf Uhr Abends nach Hause. Die Abbés de Villars und de Fleury, welche dort mitgespeist hatten, gaben ihm das Geleite nach Hause; und da die Drei hörten, der Graf und die Gräfin seien zwei Stunden vorher vom Lande zurückgekehrt und befänden sich noch im Speisesaale, so ließen sie sich melden, um wegen der glücklichen Rückkehr ihre Aufwartung zu machen. Sie wurden angenommen. Man holte auch noch die Frau

von Anglade aus dem zweiten Stocke herunter, und man saß bis nach Mitternacht in einer angenehmen und belebten Unterhaltung. Als man sich trennte, war es bereits Freitag, und an diesem verhängnißvollen Freitag machte der Graf von Mongommery die Entdeckung und die Anzeige des Diebstahls, und der „Lieutenant Criminel du Châtelet" erschien in dem Hause der Rue Royale zur Untersuchung.

III. Die falsche Spur.

Als der Lieutenant Criminel durch den Grafen von den Umständen unterrichtet worden war, welche ich in den früheren Capiteln erzählt habe, als er vernahm, daß die Kammer, in welcher der gewaltsam geöffnete Koffer sich vorfand, nach wie vor wohl verschlossen befunden worden war, daß Herr und Frau von Anglade die Einladung nach dem Landsitze des Grafen, welche sie zuerst angenommen, nachträglich abgelehnt hatten; daß sich dieselben von dem Grafen, bevor er abreiste, den Hausschlüssel hatten geben lassen; daß Herr von Anglade, der sonst jeden Abend ausgegangen, während der Abwesenheit des Grafen zu Hause geblieben und ganz gegen seine Gewohnheit auch zu Hause soupirt hatte; daß Herr von Anglade wußte, daß der Graf Mongommery diese großen Summen Geldes eingenommen und da liegen hatte (denn der Graf hatte dies selber dem Sieur d'Anglade berichtet und Dieser hatte sogar Jenem versprochen, ihm behülflich zu sein bei deren anderweitiger Placirung); daß endlich bei dem Herrn Grimaudet, dem früheren Aftermiether des Herrn von Anglade, ein großer Diebstahl verübt worden war, ohne daß es gelang, den Dieb zu entdecken: richtete der Criminal-Lieutenant seinen Verdacht sofort ausschließlich gegen die Anglades.

Diese Schlußfolgerung, welche ihn von allen weiteren Nachforschungen, die sich nicht in derselben Richtung bewegten, abhielt, war eine übereilte.

Denn wenn man, was nicht geschah, den Verdächtigten über alle diese Verdachtsgründe gehört hätte, so ließ sich ein Jeder derselben bis zu einem gewissen Grade entkräften.

Allerdings muß es prima vista auffallend erscheinen, daß Anglade die Einladung des Grafen zuerst annimmt und dann ablehnt. Indessen, wenn er stehlen wollte, würde er sofort abgelehnt haben, und außerdem gab es einen besonderen Grund für die Aenderung der Entschließung. Nämlich folgenden:

Am 2. September hatte die Schwester des Grafen Mongommery in der Abtei von Panchemont ihr Gelübde als Nonne abgelegt. Zu dieser Feierlichkeit waren auch Herr und Frau von Anglade eingeladen worden. Nach der Feierlichkeit fand ein Essen statt. Zu diesem suchte man nur die Frau von Anglade zurückzuhalten. Ihn ließ man gehen. Sein mißtrauisches und leicht verletzbares Gefühl fand darin eine Kränkung. Dies war die Ursache, warum er die bereits gegebene Zusage für den Landaufenthalt in Ville-Boussin wieder zurücknahm. „Sa fausse grandeur était une vraie

petitisse", und dies Mal sollte seine falsche Ambition verhängnißvoll für ihn werden.

Die Geschichte mit dem Hausschlüssel war eben so wenig bedenklich. Sonst führte denselben der Thürhüter des Grafen. Derselbe war für die paar Tage beurlaubt. Statt dessen wurde das Schlüsselamt einem Diener des Herrn von Anglade anvertraut. Jedenfalls aber bedarf Jemand, der ja ohnedies schon im Hause wohnt, nicht des Hausschlüssels, um im Hause zu stehlen.

Niemand kann es auffallend finden, daß Herr von Anglade an einigen Tagen ausnahmsweise einmal zu Hause soupirt hat. Gewiß wußte Herr von Anglade, daß der Graf Mongommery die große Summe Geldes eingenommen hatte. Allein es wußten es auch zahlreiche andere Personen, z. B. der Abbé Gagnard. Der Graf pflegte überhaupt mit seinem Reichthum zu renommiren.

Endlich wegen des früheren Diebstahls hatte weder der Bestohlene, Herr Grimaudet, noch sonst irgend Jemand einen Verdacht gegen die Familie Anglade.

Der Criminal-Lieutenant beschloß, eine allgemeine Haussuchung in allen Räumen und bei Allen, welche in dem Hause wohnten und sich aufhielten, zu halten. Dieser Beschluß war nicht zu tadeln; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Hausgenosse bei dem Diebstahl mitgewirkt habe.

Allein, wie wir sehen, vollzog der Beamte seinen Beschluß nur theilweise.

Nachdem er den Beschluß verkündet, waren es Herr und Frau von Anglade, welche baten, bei ihnen mit der Haussuchung den Anfang zu machen. Der Criminalbeamte that dies. Man untersuchte jeden Raum und jeden Behälter im zweiten und dritten Stockwerk, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Dann stieg man hinauf auf den Speicher. Die Frau von Anglade stieg nicht mit. Sie war, so sagte sie, von der langen und anstrengenden Procedur zu sehr ermüdet. Sie war guter Hoffnung.

Auf dem Speicher fand der Criminalbeamte in einem Koffer mit Leinwand in der That Goldmünzen. Es waren neue Rand-Louisd'ors mit dem Gepräge von 1686 und 1687. Es waren 70 Stück. Sie waren in ein Papier gewickelt, das eine Zeichnung trug, die mit einem Stammbaum Aehnlichkeit hatte.

Der Graf Mongommery erklärte sofort mit unziemlicher Hast und ohne alle Ueberlegung, das seien seine Louisd'ors und das sei sein Stammbaum. Besondere Kennzeichen, warum diese Münzen die seinigen seien, wurden von ihm weder verlangt noch gegeben. Es war aber in den beiden letzten Jahren eine große Anzahl solcher Louisd'ors ausgeprägt und in den Verkehr gebracht worden. Eben so wenig hat eine Prüfung des Stammbaums oder sagen wir lieber: des angeblichen Stammbaumes, stattgefunden. Man hat den Inhalt der Zeichnung und Beschreibung nicht festgestellt. Es konnte sonach eben so gut auch irgend ein anderer Stammbaum sein, wenn es überhaupt ein Stammbaum war, was nicht ermittelt wurde.

Statt alles Das zu untersuchen, begnügte man sich mit der übereilten Versicherung des Grafen.

Der Criminal-Lieutenant erklärte:

„Da diese Münzen und dieses Papier nach der Versicherung des Grafen gestohlen sind, so muß ich Beides mit Beschlag belegen. Mein Herr, zählen Sie selbst die Münzen nach, bevor ich sie an mich nehme."

Herr von Anglade kam dieser Aufforderung nach. Er zählte die Münzen in großer Aufregung und sagte dabei: „Ich zittere."

Die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongommerys seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Der Beamte schien auf diesen Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.

Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das Geld rühre, und verwickelten sich in einige Widersprüche, indem der eine Ehegatte Umstände angab, von welchen der andere erklärte, daß er sich dessen nicht entsinne.

Als sie nun wieder die Treppen hinunterstiegen und an das Zimmer kamen, worin der Almosenier, der Page und der Kammerdiener schliefen, erlaubte sich die Frau von Anglade, den Criminal-Lieutenant Deffita darauf aufmerksam zu machen, daß man bei der Rückkehr des Grafen dies bei der Abreise verschlossene Zimmer offen gefunden habe.

„Ich meine," sagte sie, „man muß sich an den Kammerdiener halten und vor Allem hier suchen, vielleicht wird man in ihm den Thäter entdecken."

„Welch ein Unsinn!" rief der Graf. „Der Kammerdiener war mit mir auf dem Lande und ist erst geraume Zeit nach mir zurückgekehrt. Wie kann man einen Verdacht auf ihn werfen? Wann soll er es denn gethan haben? Nein, nein, gethan hat es der, welcher meine Rand-Louisd'ors in meinen Stammbaum gewickelt hat. Wer das Eine genommen, hat auch das Andere gestohlen."

Der Lieutenant Criminel schien dem beizustimmen, gleichwohl wurde das Zimmer untersucht und man fand unter dem Bette des Abbé Gagnard versteckt sechs Säcke mit Silbergeld, welche der Graf als ihm gestohlen anerkannte. Fünf Säcke enthielten ein jeder Tausend Livres. In dem sechsten fehlten an dieser Summe nur 219 Livres.

Man sollte denken, dieser Fund hätte dem Verdacht des Criminalbeamten eine andere Richtung geben sollen. Merkwürdiger Weise aber bestärkte er denselben nur in seinem falschen Verdachte. Er sagte sich:

„Woher weiß die Frau von Anglade, daß hier der Raub verborgen war, wenn sie ihn nicht selbst hierher versteckt hat? Offenbar sind sie und ihr Mann bei dem Diebstahl gestört worden und haben deshalb dies provisorische Versteck gewählt, aus welchem das Geld abzuholen sie durch die verfrühte Rückkehr des Grafen gehindert wurden. Vielleicht hat man auch das

Geld nur deshalb hier verborgen, weil man hoffte, damit den Verdacht auf eine falsche Spur zu lenken. War es nicht die Frau von Anglade, welche auf Visitation dieses Zimmers drang, weil sie wußte, daß man hier die Säcke mit Geld finden werde? Allerdings war dies ein etwas verzweifeltes Mittel. Allein sie griff ja auch erst dann zu demselben, nachdem man auf dem Boden die gestohlenen Rand-Louisd'ors gefunden."

Der Graf bestärkte den Criminalbeamten in dieser vorgefaßten Meinung.

„Meine Leute, der Abbé, der Page und der Kammerdiener, sind während der drei Tage nicht aus meinen Augen gekommen. Ihre Rückkehr erfolgte später als die meine. Wann hatten sie also Zeit, einen Diebstahl zu begehen? Nein, nein, ich richte meine Anklage nur gegen die Anglades und behaupte, daß sie es gethan haben. Ich stehe für meine Leute, daß sie mit dem Diebstahl nichts zu thun haben."

Dies genügte, um bei dem Lieutenant Deffita jeden Zweifel zu heben. Wie konnte er eine andere Meinung haben, als die des Grafen? Er trat auf Herrn von Anglade los, sah ihm starr in die Augen und sprach die seltsamen Worte:

„Einer von uns, mein Herr, entweder Sie oder ich, muß den Diebstahl begangen haben."

Er fand es nun überflüssig, die Haussuchung fortzusetzen und die Inhaber jenes Zimmers, den Abbé, den Pagen oder den Kammerdiener zu vernehmen. Er verfügte die Verhaftung der Eheleute Anglade. Als man den Mann bei seiner Aufnahme in das Gefängniß körperlich visitirte, fand man bei ihm 17 gewöhnliche (nicht geränderte) Louisd'ors und eine spanische Doppelpistole (in Gold).

Der Criminalbeamte hob die letztgenannte Münze triumphirend in die Höhe.

„Da haben wir," so rief er, „nunmehr auch dieses Corpus delicti! Die geränderten Louisd'ors haben wir auf dem Speicher, die silbernen Livres unter dem Bette gefunden. Es fehlten nur noch die spanischen Doppelpistolen. Nun haben wir auch eine von diesen. Quod erat demonstrandum!"

Der edle Graf von Mongommery verstand zwar kein Latein. Aber er nickte lebhaften Beifall.

IV. Der Justizmord.

Die Untersuchung ging nun ihren Gang. Aber sie förderte nichts wesentlich Neues zu Tage. Man suchte Herrn und Frau von Anglade in Widersprüche zu verwickeln, namentlich in Betreff der auf dem Boden gefundenen Louisd'ors, was auch bis zu einem gewissen Grade gelang. Man ermittelte, daß Beide niedriger Herkunft waren, und daß sie zu Unrecht für Edelleute gegolten, oder sich dafür ausgegeben hätten. Man ermittelte, daß ihr regelmäßiges Einkommen nur 1950 Livres pro Jahr betrug, daß sie aber mehr brauchten und doch keine Schulden hätten. Namentlich in dem gänzlichen

Mangel an Schulden fand der Criminal-Lieutenant einen wichtigen Verdachtsgrund. Gleichwohl aber bemühte er sich auf der anderen Seite festzustellen, Herr von Anglade sei dem Spiel und dem Wucher ergeben, was dann wieder das Vorhandensein anderer Einnahmequellen und den Mangel an Schulden erklärt haben würde.

Die Untersuchung drehte sich beinahe gar nicht mehr um den Diebstahl in der Rue Royale, sondern um das ganze Leben, um die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung des Ehepaares Anglade und dergleichen. Daß irgend ein Anderer den Diebstahl begangen haben könne, galt für unmöglich.

Der Graf von Mongommery verstärkte den Verdacht dadurch, daß er, wie dies das damalige französische Recht gestattete, sich in den Registern des Gerichtes als Ankläger gegen die Anglades einschreiben ließ, womit er eine Art Bekräftigung der Anklage und eine Verantwortung dafür übernahm, indem er sich als Civilpartei und Nebenkläger legitimirte.

Inzwischen schmachteten die Anglades im Gefängniß, — er im „Châtelet" und sie im „Fort l'Evèque". Herr von Anglade führt die beweglichsten Klagen: Er sitze in einem dumpfen unterirdischen Raume, zu welchem die Luft keinen Zutritt habe; und obgleich er von Natur schwach und seit Jahren schon krank sei, habe er doch kein Lager, als etwas halb verfaultes Stroh, und keine Nahrung als hartes schwarzes Brot, von welchem er jedoch nicht einmal so viel erhalte, als nöthig sei, um seinen Hunger zu stillen.

Seine Frau liege in einem ähnlichen Loche. Man habe keinerlei Rücksicht darauf genommen, daß sie guter Hoffnung war, als die Verhaftung erfolgte. Die Folge sei eine verfrühte Niederkunft gewesen, welche sie an den Rand des Grabes gebracht habe.

Endlich habe man ihr die Gesellschaft ihres einzigen Kindes gestattet, eines Mädchens von fünf Jahren, das seiner Mutter nach Kräften beisprang, wenn sie ihre Ohnmacht-Anwandlungen hatte. Man verweigerte ihr jeglichen Beistand. Weder ein Arzt, noch ein Priester, noch ein Vertheidiger wurde zu ihr gelassen. Darauf wurde das Kind todtkrank, und dann erst wurde ein Arzt zugelassen. Auf dessen Bitten wurden die Gefangenen in ein anderes Gefängniß gebracht, das wenigstens ein Fenster hatte und einen Ofen. Das Fenster wurde jedoch so fest verstopft, daß es nicht mehr möglich war dasselbe zu öffnen, so daß die Gefangenen beinahe erstickt wären in dem Kohlendampfe, der keinen Ausweg mehr hatte.

Herr von Anglade erhob wegen dieser unwürdigen Behandlung und wegen des einseitigen Ganges der Untersuchung Beschwerde beim Parlament, dem obersten Pariser Gerichtshofe. Er verlangte einen anderen Richter, als den Criminal-Lieutenant Daffita, welcher sich von vorn herein fest gefahren hatte und ganz unter dem Einfluß des leidenschaftlichen Grafen Mongommery stand.

Das Parlament zog den Criminal-Lieutenant zur Verantwortung. Herr von Anglade faßte Hoffnung. Mit Unrecht. Was vermochte der, eines

jeden Beistandes und Verkehrs mit der Außenwelt beraubte Gefangene gegen seinen mächtigen Ankläger Mongommery und gegen den Criminalrichter Daffita, welchem alle Behörden zur Verfügung standen und dessen Versicherungen das Parlament Glauben schenken mußte, — kurz, der Alles in einer Person war: Ankläger, Untersuchungsrichter, Richter und Gefängnißdirector, und der namentlich in seiner letztgedachten Eigenschaft die Gefangenen unter seinem Griffe hatte.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Parlament die Beschwerden des Herrn von Anglade verwarf und Herrn Daffita als Richter bestätigte. Daffita machte nun sofort Gebrauch von seiner neu befestigten Stellung. Er erkannte gegen Anglade „die peinliche Frage", d. h. die Folter. Anglade ergriff auch hiergegen Beschwerde. Allein das Parlament bestätigte nicht nur die Verfügung, sondern verschärfte auch noch dieselbe durch den Zusatz: „manentibus indiciis."

Diese verhängnißvolle Clausel hatte folgende Bedeutung: In der Regel unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, um von ihm seine Mitschuldigen zu erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst dadurch eine Verurtheilung möglich zu machen. Ueberstand er die Folter ohne zu gestehen, dann ließ man ihn laufen.

Jene Clausel aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts helfen, auch wenn er die Folter überstehe, sondern es soll in diesem Falle weiter gegen ihn procedirt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden „vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise". Das war die Folter in ihrer ganzen blutigen Härte, ohne den kleinen Schimmer einer möglichen Rechtswohlthat, welcher sich sonst daran knüpfte.

Herr von Anglade wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten Graden unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Anglade verließ nach achttägigen Martern die Folterkammer mit blutenden, verrenkten und gebrochenen Gliedern, aber mit dem Bewußtsein der Unschuld, welches ihm die Kraft gab, allen Qualen zu widerstehen, ohne ein Geständniß zu machen, d. h. ohne die Unwahrheit, wie man es von ihm verlangte, zu sagen.

Am 16. Februar 1688 sprach der Parlaments-Gerichtshof sein Urtheil. Es ging dahin:

„Der Gerichtshof verwirft alle Beschwerden und Appellationen gegen die Verfügungen des Châtelet und erkennt zu Recht:

„Anglade wird verurtheilt, ergriffen und geführt zu werden nach der Galeere des Königs, um daselbst während des Zeitraumes von neun Jahren als Ruderknecht der gedachten Majestät zu dienen; die Saint-Martin aber (damit war die Frau Anglade gemeint) wird auf neun Jahre verbannt aus der Haupt- und Residenzstadt Paris und ihr auferlegt, diesen Bann zu wahren, bei Meidung der durch die Declaration des Königs angedrohten

Strafen; zugleich wird sie verurtheilt, 3000 Livres Buße an den König zu bezahlen. Sie, in solidarischer Gemeinschaft mit Anglade, wird ferner verurtheilt, dem Grafen von Mongommery 25 673 Livre zu bezahlen; desgleichen ihm zurückzugeben das Perlen-Halsband oder ihm statt dessen die Summe von 4000 Livres zu zahlen; Alles jedoch abzüglich der Summe von 5780 Livres (in den Säcken), welche sofort dem edlen Herrn von Mongommery sind ausgehändigt worden, der 70 geänderten Louisd'ors, die bei Gericht hinterlegt sind, der spanischen Doppelpistole und der 17 gewöhnlichen Louisd'ors, welche laut Protokoll am 26. September 1687 dem Anglade im Gefängniß abgenommen wurden. Endlich werden der Anglade und die Saint-Martin in alle Untersuchungs- und Gefängnißkosten verfälligt, auch in diejenigen, welche gegen Massin und Robert erwachsen." (So hießen nämlich die Bedienten des Herrn von Anglade, welche man ebenfalls in das Gefängniß geworfen hatte.)

Damit der edle Herr und Graf von Mongommery, der die Verurtheilung der Anglades so eifrig betrieben, seinen Zweck ganz sicher erreiche, wurde noch sorgfältig hervorgehoben, daß seine Entschädigungsforderung an dem Gut nicht nur, sondern auch an dem Leib der Verurtheilten (d. i. durch Schuldhaft) zu vollstrecken sei, und daß dieser Gläubiger den Vortritt habe auch vor der an den König zu leistenden Strafe.

Der höchste Gerichtshof erkannte an, daß in Ermangelung eines Geständnisses auf die ordentliche Strafe, welche das Gesetz für einen so großen und so raffinirten Diebstahl androht, nämlich auf den Strick, nicht erkannt werden könne; dazu reichten die Beweise doch nicht aus; wohl aber reichten sie aus, um auf eine außerordentliche Bestrafung nach Maßgabe des Beweises — „poena extraordinaria pro modo probationis" — zu erkennen. Davon, daß, wenn die Beweise nicht ausreichen, man überhaupt auf gar keine Strafe — weder auf eine ordentliche noch auf eine außerordentliche, weder auf den Strick noch auf die Galeeren — erkennen dürfe, davon waren damals die Juristen noch nicht zu überzeugen. Sie würden diese Meinung, an deren Richtigkeit heute Niemand mehr zweifelt, für ein höchst gefährliches und revolutionäres Hirngespinnst erklärt und in ihrer Verwirklichung den unfehlbaren Untergang von Thron und Altar, von Recht und Gerechtigkeit erblickt haben.

Herr von Anglade war auf der Folter so fürchterlich zugerichtet worden, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Der Priester spendete ihm die Sterbesacramente und forderte ihn auf zu einem reuigen Bekenntniß seiner Sünden. Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr von Anglade, im Angesicht des Richterstuhls Gottes, auf das Feierlichste mündlich und schriftlich, er sei unschuldig an dem Diebstahl, er wolle aber nach dem Beispiele des Erlösers seinen Feinden ihre Grausamkeiten verzeihen.

Am 1. Mai 1688 wurde Anglade mit den anderen Galeerensträflingen an eine gemeinsame große Kette geschmiedet, um so nach dem Bagno in Marseille escortirt zu werden.

Man mußte ihn jedoch bald wieder losschmieden. Denn sein von der Folter zerstörter Körper war nicht im Stande, eine Bewegung zu machen. Man transportirte ihn nunmehr auf einem Karren und mußte ihn Abends ab- und Morgens wieder hinaufheben. In Marseille wurde er in das Bagno-Hospital abgeliefert. Er kam nicht wieder zu Kräften. Er beklagte unaufhörlich das traurige Schicksal seiner Frau und seines Kindes. Sein eigenes trug er mit frommer Ergebung. Er ist am 4. März 1689 im Bagno gestorben unter feierlichen Betheuerungen seiner Unschuld.

Die „ordentliche" Strafe des Todes vermochte man nicht gegen ihn auszusprechen, deshalb beraubte man ihn auf dem Wege der „außerordentlichen" Strafe seines Lebens.

V. Die richtige Spur.

Der edle Graf Mongommery ließ inzwischen das Urtheil an dem Vermögen Anglades vollstrecken. Dessen Besitzthümer wurden für den Grafen gepfändet und, wie dies bei Zwangsversteigerungen zu gehen pflegt, zu Schleuderpreisen veräußert. Auch sagt man, der Graf habe unablässig auf schleunige Abführung des Sieur d'Anglade nach dem Bagno gedrungen, obgleich derselbe noch nicht von den Folgen der Folter wieder hergestellt war. Ja, er habe sich, als sein Drängen von Erfolg war, an dem Weg aufgestellt, um seinen ehemaligen Haus- und Gesellschafts-Genossen mit den übrigen Galeeren-Sclaven an der gemeinsamen Kette vorüber führen zu sehen. Er ließ die Frau und die Tochter der Armuth zur Beute werden.

Die Nachricht von dem Tode des armen Herrn von Anglade empfing er mit Freuden. Vielleicht dachte er an die frivole Redensart: „Wenn die Menschen todt sind, so pflegen sie es auf längere Zeit zu bleiben." Jedenfalls hatte er sein Geld wieder. Er betrachtete also die Geschichte für definitiv beendet.

Er sollte sich irren.

Kurze Zeit nach dem Tode des unglücklichen Sieur d'Anglade liefen anonyme Briefe um, die sich mit dem Diebstahl vom September 1787 beschäftigten.

Der Briefsteller erklärte, daß er im Begriffe stehe, sich im Kloster zu begraben, daß er aber das Bedürfniß fühle, vorher sein Gewissen zu entlasten und zu erklären, der Herr von Anglade sei an dem ihm zur Last gesetzten Diebstahl vollkommen unschuldig, die Diebe seien ein gewisser Belestre, Sohn eines Lohgerbers in Mans, und ein Priester Gagnard, ebenfalls aus Mans gebürtig, Almosenier des Grafen von Mongommery; eine Frau Namens La Comble vermöge nähere Auskunft zu geben.

Der Lieutenant Criminel erhielt einen solchen Brief; er übergab ihn dem Polizei-Gefreiten Desgrais zur weiteren Verfolgung. Die Gräffn Mongommery erhielt ebenfalls einen und verheimlichte denselben. Ein Privatmann, Herr Loysillon, erhielt einen dritten. Die Anhänger des Grafen erklärten, Alles das seien nur Winkelzüge der Frau d'Anglade.

Die Nachforschungen nach Beleſtre und Gagnard ergaben Folgendes:

Beleſtre hatte ſich als junger Menſch bei einem Morde betheiligt, er hatte fliehen müſſen und ließ ſich dann als Soldat anwerben; als ſolcher deſertirte er, nachdem er ſeinen Sergeanten erſtochen hatte; dann in das Land wieder zurückgekehrt, trieb er ſich vagabundirend umher, bald in Mans, bald in Paris und Umgegend, ſtets ohne Mittel und in Lumpen; mit dem Abbé Gagnard hatte er von Jugend auf perſönliche Verbindungen; mit einem Schlag ſchien dem verkommenen Menſchen das Glück zu lächeln; er trug reich geſtickte Kleider und warf mit Gold um ſich, endlich hatte er ſich ein Gut in der Nähe von Mans gekauft für 10 000 Livres.

Gagnard ſtammte, wie bemerkt, ebenfalls aus Mans und war der Sohn eines Häſchers am dortigen Gefängniß, wie Beleſtre der eines verarmten Handwerkers. Sie waren Beide mit einander in Elend und Verkommenheit aufgewachſen. Gagnard hatte durch das Wohlwollen eines alten Prieſters einigen Unterricht erhalten. Dann war er nach Paris gegangen und hatte ſich durch Meſſeleſen in der Heiliggeiſt-Kirche ärmlich durchgeſchlagen. Hierauf hatte er den Dienſt beim Grafen von Mongommery erhalten, der ihn ernährte, aber nicht viel Geld abwarf. Gleichwohl lebte er, nachdem er dieſen Dienſt verlaſſen, ſehr üppig, warf mit dem Geld um ſich, ſchaffte ſich koſtbare geiſtliche Gewänder an und unterhielt mit einem Mädchen ein Verhältniß, das ihn viel koſtete. „Denn," ſagte der alte Parlaments-Advocat, „er verſah ſie auf das Reichlichſte mit Schmuck und mit Kleidern, mit Stickereien und Treſſen, mit Spitzen und Bändern, mit Schärpen und Schleifen, — kurz, mit all jenem Glanz und Flitter, wie ihn unſer Zeitalter erfunden, zum Vergnügen der Frauen und zum Verderben der Männer."

Auf Grund dieſer Anzeichen, welche ſchwerer in das Gewicht fielen, als die gegen den unglücklichen Anglade, wurde ein Haftbefehl gegen Beleſtre und Gagnard erlaſſen. Der Himmel ſelbſt ſchien nunmehr an der Rechtfertigung der Unſchuld zu arbeiten. Die beiden Schuldigen liefen gleichſam von ſelbſt der Juſtiz in den Rachen. Gagnard war bei einem Mord zugegen und wurde mit den andern Betheiligten in das Châtelet abgeführt; und Beleſtre wurde auf Grund eines Steckbriefes verhaftet, welcher ſchon vor drei Jahren erlaſſen worden war wegen eines von ihm an einem Kaufmann begangenen Schwindels und Diebſtahls.

Man vernahm nun auch die in den anonymen Briefen genannte Frau La Comble, welche früher mit Beleſtre gelebt und dann dem Abbé Gagnard als Kupplerin gedient, ſonſt aber keinerlei Gemeinſchaft mit deren verbrecheriſchem Treiben gehabt hatte:

Dieſelbe ſagte aus:

„Unmittelbar vor dem Diebſtahle bei dem Grafen Mongommery beauftragte mich Beleſtre, in ſeine Wohnung zu gehen und dort ſeine Papiere, und was ſonſt ihn verrathen könne, wegzunehmen und bei mir zu verwahren. Er ſagte: Ich habe mit dem Abbé Gagnard einen großen Coup vor und

muß, wenn da was schief geht, eine Zeit lang verschwinden. Alsbald nach dem Diebstahl aber zeigte er mir einen Haufen Gold- und Silber-Münzen und ein sehr kostbares Perlenhalsband. ‚Siehst Du,‘ sagte er lachend, ‚das ist all für uns.‘ Auf meine Fragen, woher er das habe, sagte er: ‚Gewonnen im Spiel.‘ An demselben Tage mußte ich ihm hundert Stück funkelneue geränderte Louisd'ors in einen ledernen Gürtel einnähen. Ich sagte ihm dabei: ‚Wem Du all das abgewonnen, den hast Du doch gewiß recht unglücklich gemacht.‘ ‚Ah bah,‘ erwiderte er, ‚diese Leute haben auch ohne das genug; und überhaupt ist doch eigentlich alles Vermögen gemeinsam, und man muß es nur verstehen, sich sein Theil davon anzueignen.‘

„Eines Tages später ging ich mit ihm im Luxemburg-Garten spazieren. Plötzlich sagte er: ‚Jetzt geh fort, denn jetzt kommt Jemand, mit dem ich abzutheilen habe.‘ Ich war neugierig, wer das sei, und sah mich noch einmal um, als ich wegging. Es war der Abbé Gagnard.“ So die La Comble.

Die beiden Verdächtigen, hierüber befragt, widersprachen einander. Belestre erklärte, es habe sich um einen gemeinsamen Spielgewinn gehandelt. Der Abbé leugnete, jemals irgend eine solche Gemeinschaft mit Belestre gehabt zu haben.

Weiteres Beweismaterial ergab sich durch einen glücklichen Zufall.

In der Untersuchung gegen Belestre wegen jenes an einem Kaufmann verübten Diebstahls wurde der Angeschuldigte confrontirt mit einem Zeugen. Er hatte die Unklugheit, sich mit diesem Zeugen zu zanken, wobei er unter Anderem auch bemerkte, er habe den Zeugen in verdächtiger Gesellschaft gesehen, nämlich in der des Abbé de Fontpierre, sowie der Herren Giraut, de la Roque und la Fonds.

Der Procurator des Königs ließ diese Leute ermitteln und laden. Sie lieferten die schwersten Belastungsbeweise in Bezug auf den Diebstahl bei dem Grafen von Mongommery.

Der Abbé von Fontpierre bekannte, er sei der Urheber der erwähnten anonymen Briefe, er habe Umgang gepflogen mit dem Abbé Gagnard und durch diesen auch Belestre kennen gelernt, Belestre habe ihm mit ziemlich deutlichen Worten den Diebstahl bei Mongommery eingestanden und ihm das gestohlene Geld gezeigt, namentlich die hundert Stück neugeprägten Rand-Louisd'ors; eines Tages habe er den Abbé Gagnard besuchen wollen, Belestre sei bei demselben gewesen; deshalb habe er ein wenig gezögert einzutreten, zumal da die Herren zu Tafel gesessen. So habe er deren Unterhaltung gehört, ohne gesehen zu werden.

„Nun, mein Freund,“ habe Belestre zu Gagnard gesagt, „nur gegessen, nur getrunken, wir haben den Genuß davon, daß der Marquis auf der Galeere ist.“

Gagnard habe geseufzt und erwidert:

„Wie ich ihn bedauere; er war ein braver Mann und hat mir viel Freundschaft erwiesen.“

„Immerhin," habe darauf Beleſtre geſagt, „aber haben denn gerade wir Urſache, einen Menſchen zu beklagen, deſſen Unglück unſer Glück iſt?"

Gagnard habe auch den Beleſtre gewarnt, dem Abbé Fontpierre zu viel Vertrauen zu ſchenken, „derſelbe wäre im Stande zu ſchwatzen".

„Wenn ich das wüßte, würde ich ihn kalt machen," entgegnete Beleſtre.

Darüber ſei die La Comble gekommen, um Wein zu bringen. Mit dieſer ſei er hineingegangen. Die Zwei ſeien anfangs betreten geweſen aus Furcht, daß er etwas gehört habe; dann aber habe ſich die Unterhaltung um andere Dinge gedreht. Später habe ihm Beleſtre auch den Nachſchlüſſel gezeigt, womit er bei Mongommery die Räume geöffnet.

Durch die anderen Zeugen wurde ermittelt, daß Beleſtre aus der Anfertigung falſcher Schlüſſel ein Gewerbe gemacht hat. Er hatte verſchiedenen Perſonen geſagt, Schlüſſel in Wachs abdrücken und dann nachmachen, das ſei das beſte Mittel, reich zu werden. Einem Zeugen hatte er einen Haufen Gold- und Silber-Münzen gezeigt und dann einen Schlüſſel mit den Worten: „Dieſer Schlüſſel hat mir zu all dieſen Schätzen verholfen. Das iſt der goldene Schlüſſel."

Kurz, jede Vernehmung ergab eine neue Belaſtung für Beleſtre und Gagnard. Zugleich lieferte ſie den Beweis, wie leicht es geweſen wäre, ſchon im September 1687 oder bald danach den wahren Sachverhalt zu entdecken, wenn nicht der Unterſuchungsrichter mit unbegreiflicher Verblendung einer falſchen Spur gefolgt wäre, während das Auffinden der geſtohlenen Säcke mit Geld unter dem Bette des Abbé Gagnard einen klaren Fingerzeig gab, wo der Thäter zu ſuchen.

Merkwürdiger Weiſe ergab es ſich nämlich, daß ſchon während man hartnäckig gegen die Anglades procedirte, es in der Verbrecherwelt und den mit ihr in Berührung kommenden Kreiſen vollſtändig notoriſch war, daß Beleſtre und Gagnard den Diebſtahl bei Mongommery verübt hatten. Selbſt bis nach Mans drang dies Gerücht, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie ganz allein dem Polizei-Lieutenant des Königs das unbekannt bleiben konnte, was in dem Kreiſe, wo man hätte nachforſchen müſſen, Jedermann wußte.

Die beiden Verbrecher waren anfangs ſehr dreiſt. Sie ſtellten ſich auf den formellen Standpunkt: „Was man denn wolle, die Sache ſei ja rechtskräftig entſchieden."

Frau von Anglade intervenirte jedoch und verlangte in ihrem und ihrer Tochter Namen Reviſion des ergangenen Urtheils.

Dagegen circulirte eine gedruckte Denkſchrift zu Gunſten von Gagnard und Beleſtre, welche man von dem Grafen von Mongommery inſpirirt glaubte.

Das Gericht griff zu dem damals ſo beliebten Auskunftsmittel: es ſpannte Beide auf die Folter. Beleſtre widerſtand derſelben. Gagnard legte ein unumwundenes Geſtändniß ab: er habe von dem vorhandenen Gelde und dem Ort der Aufbewahrung durch den Grafen ſelber, der ihm Alles anvertraute, Kenntniß erhalten; er habe in Folge ſeiner heimlichen Ausſchweifungen

Schulden gehabt, auch nicht ewig in einer dienenden Stellung verbleiben wollen, sein Umgang mit Beleſtre, der die hohe Schule des Verbrechens hinter ſich hatte, habe ihm das bequeme Mittel geboten, durch dieſen das Verbrechen begehen zu laſſen zu einer Zeit, wo ihn, den Abbé, ſein Aufenthalt auf dem Lande vor jedem Verdacht hätte ſchützen müſſen; er habe dem Beleſtre die Schlüſſel gegeben, dieſer habe Wachsabdrücke gemacht und danach die Nachſchlüſſel gefertigt und den Diebſtahl begangen; den Ertrag hätten ſie gleichheitlich getheilt, nur die Perlenſchnur habe Beleſtre als Vorantheil erhalten. Dieſer, Beleſtre, habe auch durch ſeine Renommiſterei und Geſchwätzigkeit die Sache an den Tag gebracht. Er, der Abbé, habe keine ruhige Stunde mehr gehabt. Schon als man das geſtohlene Geld unter ſeinem Bette gefunden, habe er geglaubt, nun ſei er verloren. Wenn man ihn damals gefaßt hätte, würde er ein Geſtändniß abgelegt und den armen Anglades ihr hartes Schickſal erſpart haben. Nunmehr füge er ſich mit Ergebung in ſein Schickſal und tröſte ſich mit der Hoffnung, daß er, wenn auch zu ſpät und nur zum Theil, ihnen könne Genugthuung verſchaffen. Er betrachte ſeinen Tod als eine unzureichende Sühne für den Tod des armen, unglücklichen und braven Herrn von Anglade.

Als man dieſes Geſtändniß dem Beleſtre mittheilte und den Gagnard mit ihm confrontirte, ſah Beleſtre ein, daß keine Rettung mehr für ihn war, und beſtätigte die Angaben des Abbé auch ſeiner Seits durch ein unumwundenes Geſtändniß.

Das Erkenntniß, welches darauf erging, verurtheilte den Gagnard und Beleſtre wegen des am 25. September 1687 bei dem Grafen von Mongommery begangenen Diebſtahls zum Tode, und Beide wurden gehenkt.

VI. Die Sühne.

Nachdem die Gerechtigkeit endlich die wahren Schuldigen in der Perſon des Gauners und Vagabunden Beleſtre und des Abbé Gagnard getroffen, beantragte die unſchuldig Verurtheilte, Frau von Anglade, in ihrem und ihrer Tochter Namen Reviſion des gegen ſie und ihren verſtorbenen Gemahl ergangenen ungerechten Urtheils. Der Staatsrath, der für die Vorfrage competent war, verfügte die Reviſion und trug dieſelbe dem Parlament auf.

Bei dieſem beantragte Frau von Anglade, es möge jenes Urtheil aufheben, das Andenken ihres ſeligen Gemahls von dem auf demſelben ruhenden Makel befreien und den Grafen von Mongommery wegen ſeiner grundloſen und, entweder aus Bosheit oder doch mit äußerſter Fahrläſſigkeit, Frivolität und Gewinnſucht erhobenen Anklage und der daraus erwachſenen ſchrecklichen Folgen zu voller Schadloshaltung verurtheilen.

Dieſe Schadloshaltung habe ſtattzufinden:

1. wegen Tödtung des Oberhauptes und des Ernährers der Familie Anglade;
2. wegen rechtswidriger Aneignung des Vermögens derſelben und wegen

Verschleuderung der Mobilien und der Güter durch die von dem Grafen erwirkten Zwangsversteigerungen;

3. wegen der der Frau von Anglade und deren Tochter zugezogenen Verhaftung und der in einem abscheulichen Gefängnisse erduldeten Qualen und Entbehrungen;
4. wegen der erlittenen Verbannung, verbunden mit Störung und Vernichtung der bürgerlichen und wirthschaftlichen Stellung;
5. wegen erduldeter Armuth und unverschuldeten Elends;
6. wegen Kränkung der Ehre einer schuldlosen Familie.

Was den letzten Punkt anlangt, so kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch unserer heutigen Gesetzgebung noch nicht gelungen ist, für eine solche Kränkung der idealsten Güter des menschlichen Lebens die strenge Würdigung und einen Maßstab für die hiergegen aufzuerlegende, an den Verletzten zu zahlende Buße zu finden.

Die Verhandlungen über die Frage der Schadloshaltung durch den Grafen sind von dem größten juristischen Interesse. Namentlich heute, wo in Deutschland die Frage der Schadloshaltung unschuldig Verurtheilter auf der Tagesordnung steht und nicht wieder davon abgesetzt werden wird, bevor man eine der Gerechtigkeit entsprechende Lösung gefunden. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte auf diese Verhandlungen zurückzukommen.

Es war der Frau von Anglade nicht schwer, die Rechthaberei und Selbstüberschätzung des Lieutenant Criminel nachzuweisen, und wie derselbe lediglich aus Connivenz gegen den vornehmen Grafen gehandelt, welcher durch die hochfahrende Erklärung: „Für meine Leute stehe ich ein," der Untersuchung die falsche Richtung gegeben.

Eben so leicht war es, die Fahrlässigkeit, die Frivolität, die Hab- und die Rachsucht des Grafen nachzuweisen, der sich ganz seinen bösen Leidenschaften überlassen habe und deshalb haftbar sei für alle schlimmen Folgen, die daraus erwachsen.

Der Graf hatte die Stirn, jede Schadloshaltung zu verweigern und sich hinter den Untersuchungsbeamten und die Richter zu verschanzen. Möge das Urtheil falsch sein, so habe doch nicht er, sondern das Gericht hierfür aufzukommen; er habe nichts gethan, als Anzeige von dem Diebstahl gemacht und seine Vermuthungen ausgesprochen; wenn das bestraft werde, dann werde man die Leute abschrecken, einen Diebstahl anzuzeigen, und die Verbrecher würden sich voller Straflosigkeit erfreuen.

Die Frau von Anglade wies nach, daß der Graf weit mehr gethan, als Anzeige machen; er habe den Untersuchungsbeamten geflissentlich auf eine falsche Spur geleitet; und wenn solche Anzeigen nicht bestraft würden, so werde man frivole Anklagen hervorrufen, indem man deren Urheber einer jeden Verantwortlichkeit überhebe.

Am 17. Juni 1693 sprach das Parlament folgendes Urtheil:

„Wir erklären den Herrn von Anglade für unschuldig an dem Dieb-

ſtahl, deſſen er vor ſeinem Tode beſchuldigt worden war, und ſprechen zugleich ſeine Ehegattin von der wider ſie vormals erhobenen Anklage völlig frei. Die wider beide Eheleute verfügte Verhaftung, ſowie Auspfändung und den Verkauf ihrer Habſeligkeiten erklären wir für widerrechtlich, und befehlen zugleich, daß ihre, in die Regiſter der Gefängniſſe des Châtelets des Fort l'Eveque und des Parlaments eingeſchriebenen Namen ausgeſtrichen und unleſerlich gemacht werden ſollen. Die Frau von Anglade ſoll ſogleich in den freien Genuß alles, bisher mit Arreſt belegten, ihr und ihrem verſtorbenen Ehegatten zugehörigen beweglichen und unbeweglichen Vermögens wieder eingeſetzt, die verfügte gerichtliche Sequeſtration aufgehoben und ihr der vollkommene Beſitz ihrer ſämmtlichen Güter ohne weitere Verfügung kraft dieſes Urtheils eingeräumt werden.

„Den Grafen von Mongommery verurtheilen wir, der Wittwe des Herrn von Anglade 11 775 Livres 10 Sols für ihre verkauften Mobilien, 8250 Livres für die eingezogene fünfjährige Rente von Bayonne, auf's Jahr 1650 Livres gerechnet, und 770 Livers, als den Werth der in dem Protocoll des Commiſſär Regnaut vom 25. September 1687 bemerkten 70 Louisd'or, zu erſetzen. Ueberdies iſt der Graf ſchuldig, die Zinſen ſowohl von den 11 775 Livres, von dem Tage an da er ſie empfangen hat, als auch von 8250 Livres, ſowie ſie Jahr vor Jahr an ihn ausgezahlt worden, zu erſtatten. — Doch ſolle vorher 2143 Livres 12 Sol 6 Deniers, die der Graf von Mongommery mit Bewilligung des Herrn von Anglade und ſeiner Gattin ſowohl an ihre Bedienten als an andere Gläubiger ausgezahlt hat, und 2000 Livres, welche der Frau von Anglade als Alimentengelder, einem Urtheil von 25. Junius 1692 gemäß, von der Sequeſtratioscommiſſion ausgeliefert worden ſind, von der oben angegebenen Summe abgezogen werden. Auch wird der Graf von Mongommery und ſeine Gemahlin ferner verurtheilt, die Summe von 6000 Livres, die der Herzog von Gramont dem Herrn von Anglade auf eine Obligation ſchuldig war, ſammt den Zinſen davon von dem Tage an, da der Graf dieſes Geld eingezogen hat, der Frau von Anglade zu entrichten.

„Zu Bezahlung aller dieſer Summen, an Capital und Intereſſen, wird alſo der Graf von Mongommery, bei Vermeidung perſönlichen Arreſtes, hierdurch angewieſen. Es wird ihm aber zur Berichtigung derſelben eine zweijährige Friſt verſtattet, ſo daß er die eine Hälfte mit Intereſſen nach Verfluß des erſten, die zweite Hälfte, auch mit Intereſſen, am Ende des zweiten Jahres abtragen kann. Während dieſer Friſt ſoll die Frau von Anglade alles Klagens wider den Grafen, falls er die Bezahlung gehörig entrichtet, ſich enthalten. Sollte aber der Graf nach Verfluß des erſten Jahres die gebührende Zahlung nicht entrichten, ſo iſt ſie berechtigt, ſogleich auf Schuldhaft anzutragen, und auch gegen ſeine Gemahlin ſich aller Rechtsmittel zu bedienen.

„Indeß ſoll der Graf von Mongommery und ſeine Gemahlin gehalten

sein, der Frau von Anglade binnen einem Monat, von der Eröffnung dieses Urtheils an gerechnet, 3000 Livres zu ihrem Unterhalt zu bezahlen. Doch soll diese Summe bei der Hauptzahlung des ersten Termins wieder abgerechnet werden. Die Frau von Anglade behält aber das Recht, im Fall diese Alimentengelder nach Verfluß eines Monats nicht ausbezahlt wären, den Grafen und seine Gemahlin durch gehörige Rechtsmittel dazu anhalten zu lassen.

„Den weiteren Anträgen wird nicht statt gegeben.

„Uebrigens ist der Graf von Mongommery schuldig, alle sowohl durch den Criminalproceß beim Châtelet, als auch in der Appellationsinstanz verursachten Kosten zu bezahlen und zu erstatten.

„Endlich verordnen wir auch, daß dieses Urtheil überall, wo es gewöhnlich und erforderlich ist, vorgelesen, bekannt gemacht und öffentlich angeschlagen, und der Inhalt desselben in die Register der Gefängnisse, wo die Namen des Herrn von Anglade und seiner Gattin verzeichnet waren, eingetragen werden."

Der schwer gekränkten Frau von Anglade und ihrer Tochter wurden also ihre Hauptansprüche aberkannt.

Wie konnten auch die nämlichen Richter, welche sich zu Mitschuldigen des Grafen Mongommery gemacht hatten, denselben verurtheilen?

„Wird nicht," fragt ein alter französischer Rechtsgelehrter „der Schutz der Unschuld und die Schadloshaltung unschuldig Verurtheilter, sei es durch den Staat, sei es durch den ungerechten Ankläger, so lange eine Chimäre bleiben, so lange es für diese Fragen nicht eine besondere Instanz giebt, welche auch die Frage prüft, ob nicht auch den Richter, welcher Unschuldige verurtheilt, eine Schuld und eine Strafe zu treffen hat? Würde nicht eine solche Einrichtung dem sonst vollkommen unabhängigen Richter ein größeres Gefühl seiner Würde geben, und seiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Staat, der Gesellschaft und seinen Mitbürgern?"

Für die Tochter des Opfers einer falschen Rechtsprechung, für Fräulein von Anglade, wurde bei Hof eine Collecte veranstaltet, welche mehr als 100 000 Livres eintrug. Sie heirathete in der Folge einen Herrn von Effart.

Anstatt Gerechtigkeit, gewährte man Gnade. Statt einen wirksamen Rechtsanspruch gegen den falschen Ankläger zu statuiren, beschränkte man sich darauf, ihn zu zwingen, das rechtswidrig Verschluckte wieder auszuspeien. Statt der Genugthuung durch ein Urtheil erfolgte eine Bettel-Collecte; und obgleich die Procedur die scandalösesten Mißstände enthüllt hatte, nahm man doch daraus keine Veranlassung, die Gesetzgebung und die Rechtsprechung zu reformiren.

Auf die Unthaten von 1689 folgte die Revolution von 1789.

Hypnotismus in England und Frankreich.

Von

Alfons Kiſtner.

— Königsberg. —

Eine der angeſehenſten und zugleich beſonnenſten engliſchen Zeitſchriften, die „**Fortnightly Review**“, brachte vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Die menſchliche Perſönlichkeit“ einen Aufſatz, der nach den darin mitgetheilten Thatſachen wie nach der Perſpective, welche dieſe eröffnen, geeignet iſt, ſenſationelles Aufſehen zu erregen. Was uns der Verfaſſer — Frederic W. H. Myers, eines der rührigſten Mitglieder der Geſellſchaft für pſychiſche Forſchungen (**Society for Psychical Research**) — dort berichtet, und noch mehr die Folgerungen, zu welchen die angeführten Facta leiten, dürfte in der That für viele Leſer ſo neu und von ſo verblüffender Wirkung — **startling** — ſein, wie Myers halb zaghaft in der Einleitung es ausſpricht.

Das Gebiet, auf welches wir geführt werden, iſt durch ſpiritiſtiſche Schwindeleien durch den gerade in England blühenden Geiſterhumbug — über den jüngſt der Jenenſer Phyſiolog Preyer in der „Deutſchen Rundſchau“ ſich näher verbreitet hat — in Mißcredit gekommen und Alles, was mit Somnambulismus, Hypnotismus u. dgl. in Zuſammenhang ſteht, ſehen wir einſtweilen mit gerechtem Mißtrauen an. Andererſeits hat die Wiſſenſchaft das gute Recht und nachgerade, nachdem durch thatſächliches Material eine gewiſſe ſichere Baſis gewonnen iſt, geradezu die Pflicht, im Hinblick auf die Erkenntniß des Seelenlebens räthſelhafte Erſcheinungen, ſoweit ſie beglaubigt ſind, nicht mehr vornehm zu ignoriren, ſondern ihnen näher auf den Leib zu rücken, etwaigen Humbug ſchonungslos zu enthüllen, für nicht wegzuleugnende Thatſachen dagegen eine Erklärung zu ſuchen. Die rechte Methode hierzu bietet nun — nach Myers und ſeinen Genoſſen — die Experimentalpſychologie, es gilt jetzt, die großen Probleme unſeres Daſeins nicht ſowohl durch metaphyſiſche Argumentirung in Angriff zu nehmen, als durch ſorgfältiges, genaues Detailſtudium all der einzelnen Erſcheinungen, die zugleich in das pſychiſche und das phyſiſche Bereich gehören. In erſter Linie würden Gegenſtand einer ſolchen Wiſſenſchaft die natürlichen und die abnormen geiſtig-phyſiſchen Zuſtände jeder Art ſein: Schlaf und Traum, Schlafwachen, Hyſterie, alternirendes Bewußtſein, Epilepſie, Wahnſinn; ſodann parallel mit dieſen von ſelbſt ſich ergebenden Zuſtänden die künſtlich herbeigeführten: Narkotismus, hypnotiſches Schlafwachen u. ſ. w.,

„die gleichsam durch eine schmerz- und harmlose psychische Vivisection wunderbares Licht in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfen". Von solchen Streiflichtern läßt der Verfasser darauf im Verfolg seines eigentlichen Themas — Kritik einiger herrschenden metaphysischen Ansichten über die Merkmale des Begriffs der menschlichen Persönlichkeit — einige aufblitzen und sie sind es, die uns hier vor Allem interessiren. In die philosophische Streitfrage einzugehen würde uns zu weit führen.

Drei Merkmale menschlicher Persönlichkeit, freier Wille, zusammenhängende Erinnerung und „homogener Charakter" werden auf Kraft gegenüber einem analytischen Experiment geprüft. Und zwar betrachtet der Verfasser nur eine Untersuchungsform, den hypnotischen Zustand, „une véritable vivisection morale" — nach dem Ausdruck eines französischen Gelehrten, des Professor Beaunis — aber eine Vivisection, die dem Betroffenen nicht nur nicht schadet, sondern, wenn wir dem Verfasser glauben, oft sogar allerlei heilsame Wirkung bringt, wie wir nachher sehen werden.

Eine Frage drängt sich auf, ehe wir zu den Ergebnissen der Experimente selbst kommen, die Frage: sind die dabei Betheiligten glaubwürdig? Waren die Untersuchenden verläßliche Gelehrte? Haben wir nicht etwa Simulation seitens der Untersuchten zu argwöhnen? Myers selbst erhebt diese Fragen und beruhigt kritische Gemüther durch den Nachweis, daß erstens die meisten jener Untersuchungen von namhaften Männern der Wissenschaft, zumeist französischen Aerzten und Professoren der Universität Nancy ausgingen, daß zweitens selbständige eigene Experimente ganz analoge Resultate ergaben, desgleichen Untersuchungen, welche die englische Gesellschaft für psychische Forschungen anstellen ließ; daß ferner er — Myers — als Augenzeuge den Experimenten des „erfahrensten aller lebenden Hypnotiseurs, Prof. Dr. Liébault in Nancy, der seit fünfundzwanzig Jahren an mehreren tausend Personen den Hypnotismus praktisch ausgeübt hat," im Bürgerhospital zu Nancy und in Dr. Liébeaults Privatpraxis beigewohnt habe, wobei ihm gestattet war, an den hauptsächlichsten „Subjecten" (den der Prüfung unterworfenen Personen) eigene Untersuchungen anzustellen, die ihre Bestätigung durch weitere Experimente an der Salpetrière zu Paris fanden. Dies im Verein mit dem Umstand, daß keine einzige competente, bei den Untersuchungen gegenwärtige Person Zweifel gegen Glaubwürdigkeit der Betheiligten erhoben hat, berechtigt den Verfasser, wie er sagt, „die erzielten Resultate als positive Errungenschaften für die Wissenschaft hinzustellen".

Nunmehr können wir uns zu den Experimenten selbst wenden. Es handelt sich zunächst um solche, welche den menschlichen freien Willen beleuchten. Ein Individuum wird nur theilweise eingeschläfert, worauf Myers zu ihm sagt: „Jetzt können Sie Ihre Augen nicht öffnen." Die Augen bleiben geschlossen. „Lachen Sie jetzt!" Er lacht. „Jetzt heißen Sie Nebucadnezar. Also wie heißen Sie?" „Nebucadnezar." Nunmehr erweckt, wird der Kranke gefragt: „Nicht wahr, Sie mußten so antworten, wie es Ihnen vorgesagt wurde?" „Durchaus nicht." ist die Antwort, „ich that nur, was mir gefiel. Die Augen schloß ich, weil ich müde war, Sie anzusehen Ich lachte über Ihr absurdes Vertrauen in Ihre Kraft. Nebucadnezar nannte ich mich, um die Antwort Ihrer Narrheit anzupassen." — „Sehr wohl. Nun aber ist der Scherz vorüber und Sie sollen nunmehr, wenn Sie können, das nicht mehr thun, was Ihnen gesagt wird." „Einverstanden." — Dem auf's Neue Hypnotisirten wird wieder die Frage nach seinem Namen vorgelegt. Er schweigt. Um Antwort gedrängt, sagt er zögernd und langsam: „Nebucadnezar." Er wird aufgeweckt und motivirt seine Antwort so: „Ach, als die Zeit kam, meinte ich, ich könnte mich ebensogut Nebucadnezar nennen, wie sonst Etwas."

Hierin erkennt Myers eine Trübung des Willens: der Hypnotisirte mußte die vorgezeichnete Antwort geben, fühlte, wie des Hypnotiseurs Wille Kraft über ihn gewann und behielt nur gerade noch eine curiose Art Halbglauben in seine eigene Wahlfreiheit. Schwieriger war solche Willensbezwingung gegenüber einem wohlerzogenen und an Selbst-

beherrschung gewöhnten Individuum: eine Dame setzte dem Ansinnen Myers, etwas Ungereimtes, Unverständiges zu thun, viel halbbewußten Widerstand entgegen. Eines Tages, als sie sich im Zustand des magnetischen Schlafes befand, schärfte ihr Myers ein, sie solle nach dem Erwachen zusammen mit einer anderen Dame an dem Malen einer Skizze, worin Ziegel vorkamen, weiter arbeiten und jene Ziegel solle sie blau malen. „Blau ist die schönste Farbe für Ziegel; Sie werden sie blau malen," wurde ihr zwei Mal vorgesagt. Erweckt behielt sie, wie gewöhnlich, nichts von alledem in Erinnerung. Bald darauf nahm sie die Skizze vor und sagte zu der anderen Dame: „Es geht wohl kaum, diese Ziegel blau zu malen?" „Warum blau?" — „O, es kam mir nur in den Sinn, das würde hübsch aussehn," lautete die etwas schüchterne Erklärung. Man sagte ihr darauf die wahre Veranlassung jener Regung und sie bemerkte weiter, die Worte „blaue Ziegel, blaue Ziegel!" wären ihr durch den Kopf gegangen und die alberne Vorstellung von der guten Wirkung der Farbe hätte solche Macht über sie gewonnen, daß sie jenen kindischen Vorschlag nicht zurückzudrängen vermochte.

Andere Fälle zeigen vollständige Illusion der Willensfreiheit: die erzwungene Handlung erscheint nach dem Erwachen aus dem hypnotischen Zustand dem Betreffenden aus eigener Regung entsprungen; setzt man ihn zur Rede, so erfindet er eine Motivirung: so war im Hospital zu Nancy einem Hypnotisirten aufgegeben worden, nach dem Erwachen den Regenschirm des Dr. X. zu nehmen, und damit zwei Mal die gedeckte Gallerie auf- und abzugehen. Alles geschieht so. Gefragt, warum er mit dem Schirm dort gehe, antwortet er: „C'est une ideé! je me promène parfois." „Aber warum nahmen Sie Dr. X.s Schirm?" „O, ich glaubte, es wäre der meinige, ich werde ihn wieder hinstellen."

Waren dies lauter triviale Fälle — welche die einfache Kraft der Einschärfung zeigen sollen, ohne daß ein Moment der Aufregung dazu träte — so kann der übergeleitete Gedanke auch weniger harmloser, ja geradezu verbrecherischer Art sein und doch wird ein „gutes Subject" blindlings gehorchen, und zwar nicht nur während des hypnotischen Zustandes, sondern darüber hinaus: Die erhaltene Weisung wird vollzogen, während im Uebrigen die Person durchaus normal sich befindet. Ein juristischer Professor, Liégeois (Verfasser einer Schrift über die hypnotische Anregung in ihren Beziehungen zum bürgerlichen und Criminalrecht 1884), veranlaßte Patienten des Dr. Liébault zu Diebstahls-, Meineids- und Mordversuchen und zum Ausstellen von Quittungen über große Geldsummen, die er ihnen niemals geliehen hatte. Alles dies ging übrigens in Gegenwart des Commissaire Central von Nancy vor sich. Hören wir, wie der Herr Professor seinen Freund P. fast umbringen läßt. „Ich versah mich," erzählt er selbst, „mit einem Revolver und mehreren Patronen. Um dem Subject, das ich auf's Gerathewohl aus den fünf oder sechs damals in Herrn Liébaults Haus befindlichen Somnambulen ausgewählt hatte, die etwaige Auffassung, es handle sich um einen Scherz, fern zu legen, lud ich einen der Läufe und schoß ihn im Garten ab, worauf ich eine Karte zeigte, die der Ball durchlöchert hatte. In weniger als einer Viertelminute legte ich Madame G. den Gedanken nahe, Herrn P. durch einen Pistolenschuß zu tödten. Mit vollständiger Gelehrigkeit rückte die Dame vor und feuerte auf Herrn P. den Revolver ab. Sofort von dem Commissaire Central verhört, gestand sie mit völligem Gleichmuth ihr Verbrechen ein. „Sie habe Herrn P. getödtet, weil sie ihn nicht habe leiden können. Sie kenne die Folgen. Sie werde in die andere Welt gehen so wie ihr Opfer, das sie — in der Hallucination — in Blut gebadet vor sich liegen sah. Man fragte sie, ob nicht ich es sei, der sie zum Mord angetrieben habe. Sie erklärte: „Nein, sie allein sei schuldig und werde die Folgen tragen."

In gleicher Weise veranlaßte Professor Liégeois ein junges liebenswürdiges Mädchen, auf ihre Mutter ein Pistol abzuschießen, von dem sie nicht wissen konnte, daß es ungeladen war; ferner sich selbst vor dem Untersuchungsrichter anzuklagen, daß sie eine Freundin mit dem Messer ermordet hätte. Sogar längere Zeit, Stunden oder Tage

nach der hypnotischen Anregung oder Einredung, mag für Ausführung der That bestimmt werden; Professor Liégeois gab einem anderen Subject ein Papier mit weißem Pulver, welches er als Arsenik bezeichnete, und hieß ihn dasselbe nach der Rückkehr zu Hause in Wasser aufgelöst seiner Tante geben. Abends kam die Nachricht von dieser Tante, daß ihr Neffe in der That das Pulver ihr gereicht habe. Der Thäter hatte in diesem Falle den Vorgang vergessen und wollte nicht glauben, daß er auf eine geliebte Verwandte einen Mordversuch gemacht habe.

Jeder Leser — falls er dem hier Berichteten Glauben schenkt — wird hier nun zunächst eine Regung der Empörung fühlen. Zugestanden, jene Kraft des Hypnotiseurs existire, ist es erlaubt, solche verbrecherische Vorstellungen in eine andere, mehr oder minder krankhafte Seele zu senken? Ist nicht vielleicht schon die Thatsache des erhaltenen Anreizes zum Verbrechen genügend, die moralische Natur des „Subjectes" zu afficiren? Ferner: Liegt nicht die Gefahr nahe, einen so verhängnißvollen Einfluß zu üblen Zwecken gebraucht zu sehn? Ohne diese Bedenken in Abrede zu stellen, beruhigt Myers etwaige ängstliche Landsleute mit dem Hinweis, daß jene „Subjecte" des Professor Liégeois erlesene Specimina einer sensitiven Nation gewesen wären; Angehörige des robusten englischen Stammes würden vielleicht einen so weit gehenden Einfluß des Hypnotiseurs nicht erfahren haben. Zudem, so bemerkt er, giebt es eine wirksame, von den französischen Gelehrten empfohlene Vorsichtsmaßregel: fühlt ein Subject sich allzu sensitiv, so lasse es sich von einem zuverlässigen Freunde hypnotisiren, welcher ihm einschärfen muß, daß kein Anderer nach ihm dies zu thun im Stande sein soll. Damit hat die magnetische Kraft ihr Gegengift gegen sich selbst gegeben.

Die eminent juristische Bedeutung der Möglichkeit solcher Fälle, wie sie oben erzählt sind, ist von dem Professor zu Nancy nachdrücklich hervorgehoben worden; der Richter wird künftig angesichts irgend welcher unaufgeklärten oder unmotivirten Vergehen sich die Frage vorzulegen haben, ob nicht am Ende jene Thaten im somnambulen Zustand begangen sind. Die Annales Médico-psychologiques von 1881 und die Revue scientifique von Ende 1883 berichten von zwei Fällen, in welchen angeklagte Personen als unschuldig entlassen worden sind, weil sie hypnotisirt worden waren und der Richter den Beweis als gegeben ansah, daß die That im unbewußten Zustand geschehen war.

Unter den weiteren Mittheilungen des Engländers sind nur noch einige, welche die Möglichkeit, daß die Ausführung einer hypnotischen „Eingebung" nach Belieben auf Tage und selbst Monate aufgeschoben werden kann, darthun sollen. Hier werden unsrer Gläubigkeit nun die unbedingt stärksten Zumuthungen gemacht! Man vernehme folgenden von Professor Bernheim — ebenfalls einem Mitgliede der psychischen Schule zu Nancy — herrührenden Bericht (in seiner Schrift „De la suggestion dans l'état hypnotique, 1884): „Im Monat August fragte ich S., einen alten Soldaten, während des hypnotischen Zustandes: ‚An welchem Tage der ersten Octoberwoche werden Sie frei sein?' — ‚Am Mittwoch.' ‚Gut, an diesem Tagen werden Sie bei Dr. Liébault versprechen; dort finden Sie den Präsidenten der Republik, der Sie mit einer Medaille und einer Pension beschenken wird.' Weiter sagte ich ihm Nichts und nach dem Erwachen war ihm jede Erinnerung verschwunden. Am 3. October schrieb mir Dr. Liébault Folgendes: ‚S. ist soeben bei mir gewesen; er ging gerade auf meinen Bücherschrank zu und machte eine respectvolle Verbeugung; dann hörte ich ihn das Wort ‚Excellenz' aussprechen. Bald darauf erhob er seine rechte Hand und antwortete: ‚Merci Excellence!' Er wandte sich wieder nach dem Bücherschrank, grüßte und entfernte sich. Die Zeugen dieses Auftrittes fragten mich natürlich, was das für ein Tollhäusler sei. Ich antwortete ihnen, er sei durchaus kein Tollhäusler, sondern so vernünftig wie sie oder wie ich; nur eine fremde Person in ihm habe gehandelt.'"

So unerhört diese Darstellung klingen mag, so ist es nicht der erste derartige Fall, welchen die „Psychiker" verzeichnen. Der Münchener Philosoph Dr. Karl Du Prel — allerdings ein Gläubiger, der in seinem vor wenigen Monaten erschienenen, auch

für den Skeptiker ungemein anregenden Werke „Die Philosophie der Mystik“ diese und ähnliche Erscheinungen zur Grundlage eines vollständigen wissenschaftlichen Systems gemacht hat — behauptet folgenden Fall verbürgen zu können: „Hansen — der bekannte jüngst verstorbene Magnetiseur, der so großes Aufsehen erregt hat — hatte in Wien die Bekanntschaft einer Familie gemacht, in der der Mann für den Magnetismus sehr empfänglich war. Sie waren an einem Mittwoch, zwei Tage vor der Abreise Hansens, zusammengekommen, und es war verabredet, am Freitag ein letztes Mal zu ihm zu gehen. Als nun aber Hansen den Mann in Somnambulismus versetzt hatte, ließ er sich auf Verabredung mit den übrigen von ihm versprechen, schon Donnerstag fünf Uhr Nachmittags zu ihm zu kommen. Erweckt wußte er nichts mehr davon und sagte noch beim Abschiede: Freitag sehen wir uns wieder! Am Donnerstag fiel es ihm plötzlich ein, Hansen zu besuchen: nachdem aber seine Frau von der Verabredung für Freitag sprach, blieb er wieder ruhig. Nachmittags beim Spazierengehen kam er wieder auf seinen Vorschlag zurück, den die Frau in gleicher Weise abwehrte. Als es aber fünf Uhr schlug, ließ er seine Frau auf der Straße stehen und lief zu Hansen. Erst an der Thür desselben frug er sich, was er denn thue, und wurde verlegen, bis ihn Hansen mit den Worten anredete: „Ich habe Sie erwartet,“ und ihn aufklärte.

Hören wir noch den französischen Professor Beaunis, der auf Grund zahlreicher Experimente die Möglichkeit solcher Willensübertragung gleichfalls betont: „Ich kann — so heißt es in seiner Schrift L'experimentation en psychologie par le somnambulisme provoqué' — zu einem Hypnotisirten während seines Schlafes sagen: In zehn Tagen werden Sie dies zu der und der Stunde thun,' und ich kann den Inhalt meiner Einschärfung in einem versiegelten Brief niederlegen. Zu der bezeichneten Stunde führt das Subject genau den Befehl aus, überzeugt, daß er so aus Gutdünken handelt und nach Belieben anders hätte handeln können; und doch, wenn ich ihn den Brief öffnen lasse, so findet er die That bezeichnet, die ihm vor zehn Tagen vorgeschrieben worden war.“

Wie nahe das Problem der menschlichen Willensfreiheit im Allgemeinen durch solche Vorgänge — welche die fachmäßige Wissenschaft natürlich, bevor sie ein Verdict abgiebt, noch eingehend zu prüfen haben wird — berührt wird, liegt auf der Hand. Eine dem menschlichen Stolz wenig schmeichelhafte Aussicht scheint sich hier aufzuthun. Auch Myers — dem wir auf seine philosophischen Deductionen nicht folgen wollen — gelangt zu einem der Willensfreiheit ungünstigen Resultat. „Eine freiwillige Handlung — sagt der Franzose Ribot — ist nur eine Reflexhandlung des ganzen Organismus. . . Die sogenannte freie Wahl ist lediglich der Schiedsspruch einer Jury, welche nur aussagt, auf welcher Seite die gewichtigeren Argumente liegen, ohne selbst eins derselben zu unterstützen.“

Der Münchener Du Prel, anknüpfend an jenen Besuch des Hypnotisirten bei Hansen, bemerkte dazu: „Das magnetische Versprechen wirkt trotz der Erinnerungslosigkeit nach dem Erwachen als dunkler Trieb zur Handlung fort, die scheinbar der Freiheit entspringt, der man sich aber nicht entziehen kann. Der Wille jenes Herrn, dem Versprechen nachzukommen, kam aus der transcendentalen Region — nach Du Prel besteht das menschliche Subject aus zwei Persönlichkeiten: so wie das unsern Sinnen sich ergebende Weltbild („das Bewußtsein“) nicht die Welt selbst, sondern nur das Product der Reaction unserer Sinne ist, und das „Ding an sich“ noch hinter sich hat, so hat das Selbstbewußtsein ein „Ich“ hinter sich, welches für uns transcendental, unfaßbar ist und über das Selbstbewußtsein ebenso hinausragt wie die Welt über das Bewußtsein — also aus dieser transcendentalen Region stammte der Wille jenes Wieners, dem Versprechen nachzukommen, und erzeugte die Reproduction der Vorstellung eines Besuchs bei Hansen, die aber vom Tagesbewußtsein nicht als Erinnerung erkannt wurde. Der philosophische Kern des Problems liegt also darin, daß von unserem transcendentalen Ich, einem erkennenden und wollenden individuellen Wesen, das außerhalb der Sphäre unseres Selbstbewußtseins liegt, in unserem Leben der Antrieb zu Handlungen

kommen kann, die wir für freie Entschlüsse halten; denn zunächst hinter der Handlung liegt der Wille des Magnetisirten, dem Versprechen nachzukommen, und es ist erst ein zweites Problem, daß dieser durch einen übermächtigen fremden Willen hervorgerufen wurde."

Wenn durch die bisher angeführten Ergebnisse hypnotischer Experimente das Problem der Willensfreiheit eine neue Beleuchtung erhält, so bedroht das von Myers weiter Berichtete noch andere hergebrachte metaphysische Anschauungen. Ein Hauptargument für die Identität der menschlichen Persönlichkeit ist immer die Continuität des Gedächtnisses gewesen. Dem gegenüber soll durch den Hypnotismus — wie schon zum Theil aus obigen Beispielen hervorzugehen schien — die Thatsache des alternirenden Gedächtnisses bewiesen werden, die früher nur für gewisse Krankheitszustände zu belegen war. Wieder stehen die Experimente der Schule von Nancy im Vordergrund. Professor Beaunis berichtet (Revue philos., Juillet 1885): „Fräulein A. E. war gerade bei Professor Liébault erschienen. Sofort bei ihrem Eintritte sagte ich: ‚Innerhalb einer Minute werden Sie dort die beiden Büsten (Thiers und Beranger) vertauschen.' Es geschah, und einen Augenblick darauf hatte die junge Dame den ganzen Vorgang vergessen. Frau H. A., die mit ihr gekommen war, bemerkte: ‚Wahrhaftig, ich hätte das nicht gethan.' ‚Sehr wohl,' sagte ich, ‚in einer Minute werden Sie einen Sou aus meiner Westentasche nehmen und in Ihre Tasche stecken.' Nach Ablauf der Minute erhob sich Frau H. A. zögernd, nahm einen Sou aus meiner Westentasche und steckte ihn ein. Gleich darauf sagte ich zu ihr: ‚Leeren Sie Ihre Tasche.' Sie sah mich überrascht an, that es aber und fand beim Ausbreiten des Inhaltes den Sou, den sie einen Augenblick betrachtete und dann in ihre Börse steckte. ‚Der Sou gehört nicht Ihnen,' sagte ein Anwesender, ‚Sie haben ihn eben von Herrn Beaunis genommen.' Sie konnte sich auf Nichts besinnen und war durchaus nicht überzeugt, daß der Sou ihr nicht doch gehörte."

Nach der Behauptung der englischen und französischen Psychiker kehrt die Erinnerung an solche Handlungen, die unter dem Einfluß der von einer vorhergehenden Hypnotisirung noch angegriffenen Nerven unbewußt begangen worden sind, in nachfolgenden hypnotischen Zuständen zurück, auch sonstige vermeintliche Erlebnisse, deren Vorstellung durch die Magnetisirung hervorgerufen worden ist, kehren in der Erinnerung bei nachfolgender Hypnotisirung zurück. Myers selbst nahm, wie er erzählt, ein auf die Feststellung dieser Thatsache zielendes Experiment am 31. August 1885 an der genannten Frau H. A. vor, nachdem Professor Liébault diese hypnotisirt hatte. „Ich ersuchte den Professor," berichtet er, „ihr zu sagen, daß sie um sieben Uhr dieses Abends mich in ihrem Salon erscheinen sehen und von mir einige Complimente hören würde, sowie den Wunsch, Herrn A. — falls dieser anwesend — vorgestellt zu werden. Sie wurde sodann aufgeweckt und erinnerte sich an Nichts von dem, was ihr gesagt war. Am 1. September schickte man unter irgend einem Vorwand Prof. Liébaults Dienstmädchen zu Frau A., welche sogleich sagen ließ, einer der englischen Herren — sie beschrieb mich — habe Abends vorher um 7 Uhr vorgesprochen. Am 2. September kam Frau A. wieder zu Liébault. Ich spielte auf meinen vermeintlichen Besuch an, worauf sie sehr erstaunt dreinschaute und bemerkte, sie hätte mich sicherlich nicht gesehen. Wir fragten sie sodann, ob sie des Dienstmädchens, das am 1. September den Gang gethan hatte, sich erinnerte; allein obwohl deren Verweilen einige Zeit gedauert hatte und durch einen oder zwei unbedeutende Zwischenfälle markirt war, hatte so gut wie Nichts in Frau A.'s Gedächtniß gehaftet. Es war noch als ob es eine Verlängerung des „Traumes" wäre; das Gespräch, welches ihre Gedanken eine Zeitlang dem Vorgang der Hallucination zugewendet hatte, gehörte thatsächlich mehr zu dem hypnotischen als dem normalen Strom ihres Daseins. Ich hypnotisirte sodann selbst Frau A. und fragte: ‚Haben Sie mich gesehen, seitdem ich Ihnen zuletzt bei Professor Liébault begegnete?' — ‚Gewiß; Sie sprachen am 31. August um sieben Uhr bei mir vor.' — ‚Führte mich Jemand in's Zimmer oder daraus heraus?' — ‚Nein, Sie traten allein herein.

Kein Diener oder sonst Jemand war für die Hallucination angegeben worden, daher wurde nur meine Gestalt gesehen.

‚War Herr A. zu Hause?' — ‚Nein, ich war allein.'

Dies traf sich schlecht, sonst würde Frau A. sicher den vermeintlichen Besucher ihrem Gatten vorgestellt haben.

‚Was sagte ich?' — ‚Sie dankten mir sehr höflich für mein Erscheinen bei Prof. Liébault.' — ‚Wissen Sie, daß Sie soeben noch meinen Besuch in Abrede gestellt haben?' — ‚Unmöglich; ich entsinne mich Ihres Besuches sehr deutlich.' — Der Hallucinationsbesuch, wie man sieht, war im hypnotischen Zustand vorgezeichnet worden, obwohl er im wachen Leben verwirklicht wurde. Er gehörte also eigentlich zum Traumgedächtniß und schwand bald aus der wachen Erinnerung wie ein Traum."

Noch wunderbarer läßt sich ein Bericht an, welchen Professor Beaunis an die ohnlängst gegründete „Société de Psychologie Physiologique" erstattete (s. Revue philos. Sept. 1885): „Am 14. Juli 1884 richtete ich an das hypnotisirte Fräulein A. E. folgende — in meinem Tagebuch damals wörtlich verzeichnete — Einschärfung: ‚Am 1. Januar 1885, früh 10 Uhr, werden Sie mich sehen. Ich werde Ihnen ein glückliches Neujahr wünschen und dann verschwinden.'

Am 1. Januar 1885 befand ich mich in Paris. Ich hatte zu Niemand von dieser Einschärfung gesprochen. An demselben Tage erzählte Fräulein A. E. zu Nancy einer Freundin — sie hat es nachher auch Professor Liébault und mir erzählt — folgendes Erlebniß. Um 10 Uhr Vormittag befand sie sich in ihrem Zimmer, als sie ein Klopfen an der Thür hörte. Sie rief „Herein" und zu ihrer großen Ueberraschung sah sie mich eintreten und hörte mich ihr ein glückliches Neujahr wünschen. Ich entfernte mich fast augenblicklich und obwohl sie aus dem Fenster sah, um mich gehen zu sehen, erblickte sie mich nicht. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie auch, daß ich einen Sommeranzug trug, in der That denselben, den ich während der Einschärfung angehabt hatte, die so nach einer Zwischenzeit von hundertzweiundsiebzig Tagen sich herausarbeitete."

Hieran anknüpfend erzählt nun Myers selbst: „Ich war begierig zu erfahren, wie weit Fräulein E.'s Erinnerung an den eingebildeten Besuch dem Beweis, daß derselbe niemals stattgefunden, widerstanden hätte. Am 2. September fragte ich sie: ‚Glauben Sie immer noch, daß Professor Beaunis am 1. Januar zu Ihnen kam?' ‚Gewiß ist er jenen Morgen zu mir gekommen.' ‚Aber Sie wissen doch recht gut, daß er Ihnen Hallucinationen hervorruft, und daß dies eine solche war; daß er überhaupt zu jener Zeit nicht in Nancy war?' ‚Er ist gewiß zu mir gekommen, war die Antwort; diesmal war es keine Einbildung.' Unmöglich ihr es auszureden. Die Hallucinationsvorstellung hatte durch einen so langen Zeitraume der Incubation fortbestanden, daß das wachende Gehirn, wenn ich mich so ausdrücken darf, schließlich sie annahm und sich assimilirte.

Nachdem so die Erinnerung ebenso wenig wie die Willensfreiheit für Myers zum Beweis der menschlichen Persönlichkeit sich ausreichend gezeigt hat, untersucht er — nicht ganz streng logisch fortschreitend, wie er selbst zugesteht — die Wirkung der Hypnotisation auf die Charakterbildung, eine Wirkung, „die nicht länger als ein Gegenstand der Speculation, sondern als einer von praktischer Wichtigkeit anzuerkennen ist". Von dem Satze ausgehend, daß der Hypnotismus ebenso wie die moralische Erziehung, im Wesentlichen eine hemmende Procedur (process of inhibition) ist, gelangt er zu dem Schlusse, daß wir die hemmende Kraft des Gehirns durch den Hypnotismus stärken können, ungefähr wie wir sie durch Opium oder Alkohol schwächen.

Neu wird dem Leser dabei nun vor Allem auch die folgende „entschieden Behauptung" sein, daß der hypnotische Zustand nicht per se eine krankhafte Erscheinung ist. Er ist ebenso wenig krankhaft, wie der Schlaf krankhaft ist und es kann gezeigt werden — Myers beabsichtigt dies noch zu thun — daß er in gewissem Sinne sogar ein höherer Zustand ist als der gewöhnliche Zustand des Schlafes oder des Wachens. Wir müssen ferner auf eine Seite die grotesken Anekdoten stellen, die angeführt wurden,

um zu beweisen, wie weit hypnotische Empfänglichkeit gehen mag. Sie gleichen den Experimenten mit einem neuen Heilmittel, die seine gefährlichen Eigenschaften in's Licht setzen und seine zu verwendende Dosis feststellen sollen, bevor es in die gewöhnliche klinische Praxis eingeführt wird."

Zur Stütze dieser Ansicht wird nun der „moralische Ton" des Somnambulen angeführt, wie er sich ergiebt, wenn man letzteren ungestört, ohne hypnotische Einschärfung läßt. „In einigen wichtigen Punkten zeigt sich das gerade Gegentheil von Trunkenheit. Alkohol — offenbar weil es die höheren hemmenden Centren lähmt — macht den Menschen prahlerisch, sinnlich, zänkisch. Hypnotisirung hat eine entgegengesetzte Wirkung. Es ist eine streitige Frage, ob ein „Schlafwandler" jemals eine Unwahrheit gesagt hat" u. s. w.

Nachdem wir so vorbereitet sind, kommt Myers zum Hauptpunkt seiner Ausführungen, der moralfördernden Kraft des Hypnotismus! Nichts Geringeres vermag nach ihm eine richtige Behandlung dieses Zustandes, als zur moralischen Besserung beizutragen; kurzum, der Hypnotismus ist im Stande, den Menschen tugendhaft zu machen.

Die Fälle, die zur Grundlage dieses kühnen Satzes dienen, sind folgende. Ein gewisser M. D. war ein starker Raucher und Biertrinker. Wie nun Richet (der Verfasser von „L'homme et l'intelligence") mit Erfolg durch hypnotische Eingebung einem Invaliden zu Appetit verhalf, hypnotisirte Professor Liébault — so berichtet Professor Beaunis in der Revue philos. — jenen M. D. und schärfte ihm ein, nicht mehr zu rauchen und kein Bier mehr zu trinken. Der Patient befolgte gelehrig dies vorgeschriebene Programm und erreichte so das Resultat, welches die Vorstellungen seiner Familie und seine eigenen Bemühungen vergebens erstrebt hatten. Einige Hypnotisirungen und Einschärfungen waren ausreichend.

Einen anderen Fall hatte Dr. Perronet. Er flößte einem Gewohnheitstrinker einen Widerwillen gegen Spirituosen ein, der einige Monate später, zur Zeit seines Berichtes, noch vorhielt. Doch ist in solchen Fällen oft eine gelegentliche Erneuerung nöthig, wie Liébault an zwei Beispielen zeigt. Ein dem Trunk ergebener Arzt blieb drei Monate nach der hypnotischen Einschärfung enthaltsam: allein der Trieb zu trinken stellte sich wieder ein und er erneuerte seinen Besuch bei Liébault nicht. Ein ander Mal wurde ein träger Junge zu diesem Moralkünstler geführt und erhielt die Einschärfung, hinfort ein Muster an Fleiß zu sein. Wirklich arbeitete der Junge einige Monate hindurch stramm — in Folge eines Antriebes, den er ebensowenig begriff, wie er ihm Widerstand leisten konnte — und rückte rasch zum Primus auf. Dann verlor die Einschärfung (suggestion) an Kraft und er weigerte sich hartnäckig, eine neue Hypnotisirung über sich ergehn zu lassen, da ihm die unfreiwillige Heldenrolle keineswegs behagt hatte. Seine Mutter war schwach genug, ihm nachzugeben." Vermuthlich — so meint Myers — hat sie manche englische Mutter auf ihrer Seite, die den Grundsatz „lieber frei als nüchtern!" als für den Sohn Albions angemessen aufrecht erhält, und den plausiblen Einwand geltend machen kann, daß man Tugend nicht auf dem Wege ärztlicher Operation in den Schädel bekommt, und daß eine Besserung nicht viel werth ist, die nicht auf moralischer Anstrengung beruht.

Nach dem, was Myers als Augenzeuge beobachtet hat, glaubt er die hypnotische Eingebung als „nahezu unfehlbar" für derartige Zwecke bezeichnen zu dürfen und zögert, ihrer Kraft eine Schranke zuzuerkennen: „Wir halten den Hermesstab," meint er, „den wir nur noch nicht zu schwingen gelernt haben." So glaubt er, daß viele Fragen, welche die religiöse Welt in einem Sinn, die materialistische Welt in einem anderen für gelöst hält, erst jetzt eigentlich anfangen in den Gesichtskreis der Wissenschaft zu treten. Er behauptet, erst jetzt beginnen wir den ersten Elementen gewisser Probleme näher zu treten, „welche so manche Geistliche mit einer Predigt, so manche Philosophen mit einer Formel, so manche Physiologen mit einem Lächeln oder Achselzucken gelöst haben."

Die gleichen unliebsamen Anzeichen des Gegentheils von innerer Befriedigung und Zustimmung hat, so fürchte ich, mancher Leser inzwischen kundgegeben, als er sich der Zumuthung gegenüber sah, den bisher gemeldeten höchst wunderbarlichen Experimenten und Ergebnissen der jungen Wissenschaft „Experimentalpsychologie" Glauben zu schenken. Die Einwendungen, die sich zu Dutzenden gegen das Gemeldete aufdrängen, sollen hier nicht erhoben werden. Es ist klar, daß der Werth jener Ausführungen unseres Engländers steigt und fällt mit der beglaubigten Sicherheit aller die Experimente begleitenden Umstände. Erst wenn über allen und jeden Zweifel hinaus festgestellt sein wird, daß lediglich competente vorurtheilsfreie Männer der Wissenschaft als Handelnde und Zeugen bei den Experimenten betheiligt gewesen sind, daß die Möglichkeit des Betrugs, der Selbsttäuschung von dieser oder jener Seite als absolut ausgeschlossen bezeichnet werden muß, erst dann wird das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts Darlegungen ein aufmerksam Ohr schenken, welche eine so fundamentale Umwälzung in unseren gewohnten Anschauungen herbeizuführen versprechen und Perspectiven eröffnen, die uns schwindeln machen können.

Immerhin sind auch bei uns Bestrebungen kenntlich, welche denen jenseits der Vogesen und des Canals nicht so ganz unähnlich scheinen. Auf die Bedeutung einer Experimentalpsychologie hat vor Allem der genannte Münchener Philosoph Du Prel hingewiesen. Auch er ist unabhängig von der Bewegung in England so weit gekommen — um hier nur an die letzterwähnten seltsamen Experimente anzuknüpfen — daß er „an einer pädagogischen Verwerthung des Somnambulismus nicht mehr zweifelt" Alle Pädagogik, die gründlich verfahren will — sagt er in seiner „Philosophie der Mystik" — läuft darauf hinaus, dem Vorstellungskreis eines Individuums durch den erzieherischen Willen eines anderen einen bestimmten Inhalt zu geben. In der Abrichtung der Thiere wird hierzu die Ideenverbindung benutzt. In der Kindererziehung wird diese Verbindung sogar zwischen Wachen und Schlafen hergestellt. Wenn nämlich ein Kind für Verunreinigung seines Bettes im Schlafe bestraft wird, so rechnen wir darauf, daß die Vorstellung der Strafe auch im Schlafe sich mit dem Drange zur Entleerung verknüpft, und dieses Mittel wird nicht fehlschlagen. Muratori sagt: „Durch den während des Wachens gefaßten Vorsatz, gewisse Handlungen, die wir träumend zu begehen pflegen, schlechterdings nicht wieder zu begehen, entwöhnen wir uns von diesen Handlungen im Traume. Die Idee des Vorsatzes wird von der Phantasie zugleich mit der Idee der zu begehenden Handlung, weil wir beide bei Tag miteinander associirt hatten, ganz natürlich wiederum erweckt. Die Idee des Vorsatzes veranlaßt leicht auch eben den Affect, mit dem wir ihn wachend gefaßt und wiederholt hatten. Und dieser Affect wird uns entweder erwecken oder uns doch Besonnenheit genug gewähren, um dem Reiz zur Wiederholung der verabscheuten Handlung zu widerstehen.

Von hier bis zur magnetischen Erziehung ist nur ein Schritt. Da der somnambule Zustand verbunden ist mit Unterdrückung des sinnlichen Lebens, so können die auf dieser Sinnlichkeit beruhenden Instincte und Neigungen durch häufige Anwendung des Magnetismus und durch Unterwerfung des fremden Vorstellungsvermögens unterdrückt werden. Charpignon behandelte eine Somnambule, welche Kaffee im Uebermaß zu trinken pflegte und dieser Gewohnheit nicht entsagen mochte, trotzdem ihre Krankheit sich darauf zurückführen ließ. Er brachte sie davon ab durch ein energisches in der Krise ertheiltes Verbot und den festen Willen, daß sie wachend eine förmliche Abneigung gegen dieses Getränk fassen sollte . . . Der Einfluß des Magnetismus auf die Sinne wie auf die Gedanken des Somnambulen ist nicht zu leugnen und dieser Einfluß kann im schlimmen wie im guten Sinne benutzt werden. Derselbe Charpignon kannte ein Mädchen, daß ein ungeregeltes Leben mit ihrem Magnetiseur führte und das er auf bessere Wege zu bringen beschloß. Im Somnambulismus ging sie auf seine Wünsche ein, empfand, was bis dahin nicht der Fall war, heftige Reue über ihre Lebensweise und faßte die besten Vorsätze. Erwacht war sie ausgelassen wie immer.

Der Besserungsproceß hielt jedoch nur so lange an, bis sie wieder mit ihrem früheren Magnetiseur zusammentraf und sich von ihm einschläfern ließ. Von diesem Tage an war kein Unterschied mehr zwischen ihren Vorsätzen im Somnambulismus und im Wachen. Einen ähnlichen Versuch, aber mit besserem Erfolge, stellte Deleuze an."

So weit Du Prel. Zur Unterstützung jener Auffassung des Münchener Philosophen ließen sich noch eine Reihe weiterer, von Anderen berichteter und ähnliche Resultate ergebender Fälle anführen, allein wir wollen davon absehen. Das, was wir vor Allem festgestellt zu sehen wünschen müssen, liefern sie uns doch nicht: eine in jeder Beziehung befriedigende, erschöpfende Kritik der begleitenden Umstände, den unumstößlichen Beweis, daß Betrug und Selbsttäuschung unmöglich hineinspielen konnten. Solch einen Beweis — dafür oder dagegen — können uns nur methodisch geführte Untersuchungen anerkannter Männer der Wissenschaft geben. Darum sind die Bestrebungen der von dem Professor der Physik in Dublin, Barrett, im Jahre 1882 zu London gegründeten englischen „Gesellschaft für psychische Forschungen", dem Principe nach durchaus zu billigen, wenn auch die Ausführung, das „Wie" ihrer Thätigkeit noch manchen Angriffen — wie jüngst dem Preyer'schen — eine Blöße bietet. Gilt es doch erst die rechte Methode der Untersuchung zu finden. Die Aufgabe, welche die Gesellschaft sich gestellt hat, alle mit dem Hypnotismus u. s. w. zusammenhängenden Probleme — durch Sammlung, Prüfung und Vorlegung von Beweismitteln und von Materialien zur Geschichte dieser Gegenstände u. dgl. — ohne Voreingenommenheit und Vorurtheile in Angriff zu nehmen und in demselben leidenschaftslosen Geiste zu behandeln, welcher der Wissenschaft es ermöglicht hat, nicht weniger dunkle Probleme zu lösen," muß Preyer selbst als gerechtfertigt anerkennen. Wenn wir hören, daß die Gesellschaft, die im Herbst 1882 hundert, Anfang 1885 fünfhundertundzwanzig Mitglieder umfaßte, darunter Parlamentsmitglieder, Geistliche, Aerzte und andere Männer der Wissenschaft, so Alfred Russel, Wallace, den berühmten Biologen und Nebenbuhler Darwins (als Ehrenmitglied), ferner eine Reihe Professoren der Naturwissenschaften, wie der Chemie, der Astronomie, auch Physiker, wie Barrett in Dublin, Balfour Stewart, Professor an Owens College in Manchester, Lord Rayleigh von der Universität Cambridge, sogar einen Physiologen, den Professor Bowditch von Harward Medical School in Boston — so darf uns keine falsche Scham mehr abhalten zu bekennen, daß immerhin in den Wirkungen und dem Wesen des Hypnotismus ein discutirbarer Gegenstand vorliegt.

Ein Wort, welches der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, jüngst gesprochen hat — allerdings in Beziehung auf ein anderes Gebiet, den Spiritismus, mit dem die von uns betrachteten Fälle nichts zu thun haben — scheint mir hier am Platze zu sein. „Ich bin außer Stande," sagt er in seinem neuesten Buch, einer Schrift über den Spiritismus, „über die ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die bis jetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhang für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen giebt, als die bisherige exacte Wissenschaft erforscht und ergründet hat, und für eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exacte Untersuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben; denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das thatsächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Inductionen sich von den exacten Wissenschaften liefern lassen muß."

Das ist wohl auch der Standpunkt, welchen der Denkende unter den Laien bis auf Weiteres den aus Frankreich und England gemeldeten sensationellen Erscheinungen aus dem Gebiete des Hypnotismus gegenüber einnehmen wird.



Illustrirte Bibliographie.

Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Oesterreich. Mit Text von Wilhelm Bode. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Die Publication einzelner Sammlungen in Radirung hat vor etwa 15 Jahren auf Anregung E. A. Seemanns begonnen. Er war es, der das Bedürfniß der Zeit richtig erkannt hatte und einem Künstler, wie William Unger, den Weg zeigte zu der seinem Talente am meisten entsprechenden Thätigkeit. In diesem Zeitraum sind verschiedene größere und kleinere Veröffentlichungen unternommen worden: Ungers Radirwerk der Braunschweiger und der Casseler Gallerie, des Wiener Belvedère, die Stedel'sche Gallerie zu Frankfurt in Eisenhardts Werk, die Publication Raabs über die Pinakothek zu München und endlich die Pester Gallerie, von der Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegeben.

In derselben Richtung wie diese Unternehmungen will auch die neue Publikation der genannten Gesellschaft wirken. Sie hat sich ein umfassendes, bestimmtes Ziel gesetzt: „Die Veröffentlichung der hervorragenden Gemälde jener kleineren Gemäldesammlungen Deutschlands und Oesterreichs, deren Werke in Radirungen bisher nicht vervielfältigt wurden. Zunächst sind die Gallerien in Oldenburg und Schwerin, sowie die Privatsammlung des Herrn Johannes Wesselhöft zu Hamburg in Angriff genommen. In einiger Zeit werden auch schon aus den Sammlungen in Dessau und Wörlitz, sowie aus den Gallerien von Gotha, Nürnberg und Darmstadt die ersten Proben dem Publikum vorgelegt werden können. Diesen werden sich später die Sammlungen in Prag, Wien und Innsbruck anschließen."

Diesen Weg zeichnet die Geschichte der Kunst, oder was in diesem Fall damit zusammentrifft, die politische Geschichte Deutschlands vor, denn hervorragende Sammlungen befanden sich in früherer Zeit fast nur an den Höfen der deutschen Fürsten. Erst in unserem Jahrhundert haben auch größere Stadtgemeinden das Sammeln von Kunstwerken zu ihrer Aufgabe gemacht.

Die großherzogliche Gemälde-Gallerie zu Oldenburg eröffnet demnach die Sammlung. Sie ist ganz jungen Ursprungs. Während die meisten fürstlichen Gemäldesammlungen Deutschlands im XVII. und VXIII. Jahrhundert, viele auch früher entstanden sind, ist der Grund zu der jetzigen Oldenburger Gallerie erst durch den Ankauf der Sammlung des Malers H. W. Tischbein durch Herzog Peter im Jahre 1804 gelegt worden. Diese



Andrea Solari: „Herodias".
Aus: Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen ꝛc. Gesellsch. für vervielfältigende Kunst in Wien.

Sammlung bestand aus 86 Gemälden, unter welchen besonders bemerkenswerth waren: eine Reihe von Bildnissen venetianischer Meister, die beiden Portraits von Amberger, verschiedene Werke Rembrandt'scher Schüler und einige kleine holländische Gemälde. Mit dem alten wenig bedeutenden Bestande vereinigt, betrug die Sammlung nach Ausscheidung einer kleinen Zahl von Bildern, die als nicht galleriewürdig an Tischbein zurückgegeben wurden, 141 Gemälde.

Peters Nachfolger, Herzog August, hatte mehr Interesse für die naturwissenschaftlichen als für die Kunstsammlungen. Erst dessen Sohn, der regierende Großherzog, hat seine Aufmerksamkeit wieder der Kunstsammlung zugewandt, einen Neubau für die Gallerie aufgeführt und bei der Versteigerung der größten deutschen Privatgallerie, der



Frans Hals, „Lachender Bursche".
Aus: Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen ꝛc. Gesellsch. für vervielfältigende Kunst in Wien.

Sammlung Schönborn-Pommersfelden in Paris, die Oldenburger Gallerie um das Doppelte an Zahl und Werth vergrößert.

Heut umfaßt die Oldenburger Gallerie bei dem Ausschluß alles Mittelmäßigen viele Gemälde ersten Ranges: Die Mutter Rembrandts, den heiligen Franz von Rubens, das Bildniß von Lorenzo Lotto, Bilder von Philips Wouwermann u. s. w.

Im Gegensatz zu dieser fürstlichen Sammlung ist die Johannes Wesselhöft'sche in Hamburg ein Ergebniß der lebhaften Handelsbeziehungen zwischen der deutschen



Salomon von Ruysdael. „Das Flußufer".

Aus: Bilderfese aus kleineren Gemäldesammlungen ꝛc. Gesellsch. für vervielfältigende Kunst in Wien.

Hafenstadt und den holländischen Großstädten. Der Wohlstand Hamburgs und der ununterbrochene Verkehr mit Holland brachte naturgemäß den wechselwirkenden Einfluß auch auf dem Gebiete der Kunst hervor. Viele namhafte holländische Künstler nahmen auf kürzere oder längere Zeit in Hamburg Aufenthalt und in noch viel höherem Maße war Holland für die jungen Künstler Hamburgs ein vielgesuchtes Ziel. Die Kunstsammlungen Hamburgs bevorzugten die holländische Kunst, ja sie wurden hauptsächlich in Holland gebildet. Heut sind die meisten dieser hamburgischen Sammlungen in der „Kunsthalle" vereinigt: nur eine, aber die wichtigste von allen, ist noch Privateigenthum, die des Herrn Johannes Wesselhöft.

Die Sammlung ist hauptsächlich Werken aus der Blüthezeit holländischer Malerei gewidmet, schließt aber auch die anderen Schulen nicht aus und besitzt von allen Werke ersten Ranges. Wir nennen nur David Teniers, Frans Snyders, Frans Hals, Ruysdael, viele Werke Rembrandts und seiner Schüler u. s. w.

Die hervorragendsten und charakteristischsten dieser Werke werden uns in der „Bilderlese" in vorzüglichen Reproductionen, theils selbständigen Radirungen, theils Holzschnitten im Text geboten. Die Gemälde aus der Oldenburger Gallerie sind von Kuhn, Eilers und Onken, die der Wesselhöft'schen Sammlung von Hecht ausgeführt.

Der Text von Wilhelm Bode vereinigt meisterhaft die Bedürfnisse des größeren kunstfreundlichen Publikums und die Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Methode — eine Leistung, der uneingeschränktes Lob gezollt werden muß.

Die Bilderlese ist das erste Werk, welches die reproducirenden Künste in dieser systematischen Weise verwerthet, und verdient die Anerkennung und das Interesse aller Freunde der Kunst. A. V.

Zur Colonialfrage.

Roscher und Jannasch, Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Leipzig, C. F. Winter.

Bei der Actualität der Colonialfrage war es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, eine neue, dritte Auflage von Roschers „Colonien" zu veranstalten, da die früheren, lediglich für die Gelehrtenwelt bestimmt und auch nur in dieser verbreitet, heut wenig zugänglich, zudem von den Fortschritten der Wissenschaft und der Ereignisse des letzten Menschenalters überholt und insofern einigermaßen veraltet sind. Um das Werk auf diejenige Höhe zu heben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge entspricht, hat sich Roscher nicht begnügt, seine eigene, historisch-theoretische Arbeit mit wesentlichen Berichtigungen und Bereicherungen auszustatten, sondern sich überdies veranlaßt gesehen, noch einen ebenbürtigen Mitarbeiter heranzuziehen und diesem die Behandlung unserer heutigen Stellung zu den unmittelbaren praktischen Problemen in einem ganz neuen Abschnitt zuzuweisen. So zerfällt das Buch nunmehr in zwei selbständige, nur vermittelst der Einheit des Gegenstandes zusammenhängende Theile von wesentlich verschiedenartiger Tendenz, welche wiederum eine entsprechende Abweichung der Darstellung bedingt; der eine hat einen descriptiven, methodisch dogmatischen, der andere einen mehr analytischen und so zu sagen programmatischen Charakter.

Roscher classificirt in den „Grundzügen einer Naturlehre der Colonien" die Hauptarten neuer Besiedelungen: Eroberungs- (speciell Militär-), Handels-, Ackerbau- und Viehzuchts-, „Pflanzungs"-, „Cultivations"- und „Culturberufungs"-Colonien, und zeigt als Haupturfachen der Auswanderung: Ueberfüllung an Menschen, an Capital, politische Unzufriedenheit und religiöse Begeisterung, conform den vier Hauptgebieten des menschlichen Lebens: Familie, Eigenthum, Staat und Kirche. Er bespricht sodann die materielle, geistige und wirthschaftliche Lage und Bedeutung der Colonien, das Verhalten der mutterländischen Regierungen im Allgemeinen und die Colonialrevolutionen; schließlich erörtert er ausführlich die Hauptcolonialsysteme: Das spanisch-portugiesische, das in der Ausbeutung für den Fiscus und die Beamtenaristokratie gipfelte; das

englisch-französische, die stricte Durchführung des Merkantilismus; das der Handelscompagnien; das freie Colonialsystem in Nord-Amerika und die deutsche Auswanderung.

Die eigenartigen Vorzüge von Roschers wissenschaftlicher Methode und Schreibart sind hinlänglich gekannt und geschätzt. Aus der quellenden Fülle detaillirten thatsächlichen Stoffes, welchen er auf Grund seiner staunenswerthen Belesenheit beherrscht und in gesichteter Auswahl und gewissermaßen künstlerischer Anordnung vor dem Leser ausbreitet, entwickelt er im Wege ungezwungener Abstraction und vorsichtiger Generalisirung eine geschlossene Reihe wissenschaftlicher Lehrsätze und praktischer Grundsätze, welche so in dem doppelt gefugten Unterbau reichster Lebenserfahrung und strenger Denkthätigkeit unerschütterlich zu wurzeln scheinen. Die Mannigfaltigkeit, der fremdartige Reiz und das populäre Interesse des Stoffes erhöhen den Werth eines Buches, das, getreu dem Horazischen: et prodesse et delectare! gleicherweise angelegt ist, den Laien belehrend zu unterhalten, wie den Fachmann unterhaltend zu belehren.

Der letzte neue Abschnitt „Die deutschen Aufgaben der Gegenwart" stammt aus der Feder von Dr. jur. et phil. Robert Jannasch, einem Schüler des Leipziger Altmeisters, der als Verfasser zahlreicher, zum Theil preisgekrönter theoretischer und statistischer Schriften, als Vorsitzender der Berliner handelsgeographischen Gesellschaft, als Gründer und Leiter der Wochenschrift „Export", des handelsgeographischen Museums und der deutschen Exportbank zu Berlin, sowie Angesichts seiner hervorragenden Verdienste um die deutschen Ausstellungen in Australien und Brasilien und die brasilianische Ausstellung in Berlin, wie kaum ein Zweiter berufen erschien, auf diesem seinem Specialgebiet seine maßgebende Stimme laut werden zu lassen und die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen mit denen seines früheren Lehrers zu vereinigen.

Mit Wärme befürwortet Jannasch den Eintritt des Reichs in eine deutsche Colonialpolitik und überhaupt energischere und systematische Betheiligung durch Staat und Private an den Aufgaben einer extensiveren Wirthschafts- und Culturpolitik als eine historische Nothwendigkeit. Die bisherige deutsche Auswanderung und Ackerbau-Colonisation wird von ihm nicht auf Uebervölkerung, sondern hauptsächlich auf agrarische Uebelstände zurückgeführt, und sollte staatlich überwacht, nach deutschen, thunlichst selbstständig zu regierenden Colonien geleitet, und durch öffentliche Organe und private Gesellschaften organisirt werden. In zweiter Linie empfiehlt er die Handelscolonien durch geeignete Maßregeln zu fördern, in deren sachliche Würdigung einzugehen sich hier verbietet. Es genüge, auch diesen Abschnitt des Buches, der auf den gründlichsten, den ganzen Erdkreis umfassenden Forschungen in der neuesten Geschichte und Statistik ruht wiederholt der allgemeinsten Beachtung angelegentlich zu empfehlen. P. H.

Kehrbach's „Monumenta Paedagogica."

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I, Braunschweigische Schulordnungen I. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Schon im Augustheft 1884 wurden die Leser dieser Monatsschrift auf ein literarisches Unternehmen aufmerksam gemacht, welches den durch seine vortrefflichen Ausgaben von Kant, Fichte und Herbart berühmt gewordenen Gelehrten Karl Kehrbach seit länger als zehn Jahren andauernd beschäftigt, nämlich auf die Begründung „eines Nationalwerkes, welches die Vergangenheit des ganzen deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erstehen lassen soll". Die schwierige Aufgabe, welche sich Kehrbach gestellt hat, und die er mit einer großen Zahl von Fachgelehrten zu lösen hofft, besteht also darin, von dem gesammten pädagogischen Leben des Mittelalters und der Neuzeit ein möglichst ausführliches Bild zu geben. Zu diesem Zwecke gedenkt er alle wesentlichen Urkunden, welche sich auf diese gewiß höchst bedeutsame Erscheinung des deutschen Volkslebens beziehen und größtentheils noch handschriftlich oder in seltenen Drucken in den Archiven und Bibliotheken verborgen liegen, an's Tageslicht zu fördern

und dadurch für die Entstehung einer wahrhaft gediegenen Schulgeschichte nutzbar zu machen. Das herbeizuschaffende Material wird um so großartigere Dimensionen annehmen, als nicht blos Schulordnungen, Schulgesetze, Visitationsprotokolle, Besoldungsacten, Schulbücher u. s. w. berücksichtigt werden sollen, sondern auch pädagogische Miscellaneen, d. h. Abhandlungen zur Pädagogik, Schulreden, Acten über Erziehung einzelner Personen, z. B. der Fürsten, sowie zusammenfassende Darstellungen ganzer Perioden und Monographien bedeutender Pädagogen zur Veröffentlichung gelangen werden. Wir haben es hier demnach mit einem Werke zu thun, welches an genialer Weitschichtigkeit hinter dem vom Freiherrn vom Stein begründeten, von Pertz u. A. fortgeführten Meisterwerke der **Monumenta Germaniae historica** nicht weit zurückstehen und eine ganz unentbehrliche Ergänzung desselben bilden wird. Wie wir erst durch die „historischen Monumente" mehr Klarheit in die scheinbar so verworrenen geschichtlichen Verhältnisse unserer deutschen Vorzeit bekommen haben, so werden wir auch erst durch die „pädagogischen Monumente" über die thatsächlichen Zustände des früheren Schulwesens befriedigende Auskunft erhalten; ich meine, daß selbst die jüngst erschienenen, höchst beachtenswerthen Arbeiten von Kämmel, Stein und Paulsen in gar manchen Punkten eine Modification erfahren werden. Was aber die Hauptsache sein dürfte: unzweifelhaft wird die genauere Kenntniß der voraufgegangenen Entwickelungsphasen der deutschen Schulverhältnisse die weitgehendsten Folgen für unsere jetzigen, vielfach ganz unhaltbar gewordenen Zustände auf diesem Gebiete nach sich ziehen. Darüber aber ein andermal!

Der erste Band der **Monumenta paedagogica** enthält die Schulordnungen der Stadt Braunschweig vom Jahre 1251—1828 und ist von Friedrich Koldewey, dem Director des Realgymnasiums daselbst, verfaßt. Die Einleitung (CCV Seiten) giebt einen Ueberblick über die Entwickelung des Schulwesens in der Stadt Braunschweig und verbreitet sich über alle nur irgend wie wissenswürdigen Ereignisse auf dem Gebiete des Schullebens, während die dann folgenden 51 Documente (602 Seiten) mit bibliographischen Nachweisen und textkritischen Bemerkungen versehen sind. Das Glossar am Ende des Werkes wird dem, der des Niederdeutschen nicht mächtig ist, eine willkommene Beigabe sein. Der Herausgeber schließt den ersten Theil seiner Arbeit mit einer Schulordnung vom Jahre 1828 und verzichtet auf den Abdruck der weiteren Gesetze, weil dieselben für jeden leicht zugänglich und von geringerer Wichtigkeit sind. Der zweite Theil des Koldewey'schen Werkes wird das Schulwesen in den übrigen Theilen des Herzogthums in Berücksichtigung ziehen und in nicht allzu langer Zeit zur Ausgabe gelangen. Die ganze Art, wie der Verfasser seine Aufgabe aufgefaßt und zur Darstellung gebracht hat, findet unseren lebhaftesten Beifall, und wir wünschen nur, daß ihm die zweite Hälfte derselben in gleicher Weise gelingen möge! Uebrigens befinden sich bereits vier weitere Bände der **Monumenta paedagogica** unter der Presse, von denen wir schon jetzt auf zwei hindeuten wollen: Auf die Schul- und Studienordnungen der Gesellschaft Jesu vom gelehrten Jesuitenpater G. M. Pachtler und auf die Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter (bis 1525) von Professor S. Günther in Ansbach.

Wir empfehlen zum Schluß das großartige und von Kehrbach mit der selbstlosesten Hingebung übernommene und geleitete Nationalwerk auf's Angelegentlichste! H. J.

Das Helldunkel in der Malerei.

W. Seibt, Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. III. IV. Helldunkel. 1. Von den Griechen bis zu Correggio. 2. Adam Elsheimers Leben und Wirken. Mit Elsheimers Bildniß radirt von J. Eißenhardt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

In dem 3. und 4. Heft seiner „Studien" behandelt G. W. Seibt, wie ihr gemeinsamer Titel andeutet, die Entwickelung jener Malweise, welche man im Allgemeinen unter der Bezeichnung „Helldunkel" versteht. Seibt geht dabei von dem gewiß richtigen und fruchtbaren Gedanken aus, daß man hierunter nicht eine zufällige und mehr oder

weniger äußerliche Manier der Lichtgebung und Farbenwahl, sondern eine durchaus naturnothwendige und im Wesen der Malerei begründete Richtung der Kunst zu denken habe, welche für ihre auf den Zauber von Licht- und Farbenstimmung gegründete Schöpfungen eine gleich principielle Würdigung zu beanspruchen habe, wie die auf lineare und plastische Schönheit gerichtete Kunstweise. Die Vereinigung beider Richtungen in ihrer vollkommensten Ausbildung kann daher in der Praxis nie erreicht, und sollte also auch in der Theorie nicht gefordert werden; Raphael auf der einen, Correggio und Rembrandt auf der andern Seite bezeichnen in gewissem Sinne unvereinbare Gegensätze! Die Geschichte des Helldunkels nun wird im ersten Heft von der Malerei des Alterthums bis zu Correggio geführt, dessen Genie jenen Ideen mit einem Schlage zum überwältigenden Ausdruck verhalf, welche in der Theorie am glänzendsten vor ihm Lionardo ausgesprochen hatte, dessen Praxis durch den Irrweg des Realismus von der Erreichung des ihm selbst vorschwebenden Ideals abgelenkt worden war. Die zweite Abhandlung ist einem der interessantesten Vertreter des Helldunkels, dem Frankfurter Maler Adam Elsheimer, gewidmet. Elsheimer, der eigentliche Vorläufer Rembrandts, als Künstler wie als Mensch eine gleich anziehende Persönlichkeit, ist in seiner hohen Bedeutung für die Kunstentwickelung zuerst von Wilhelm Bode (Jahrb. d. preuß. Kunstsammlung I. 1880.) erkannt und eingehend gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift werden die Umstände seines Lebens mit kritischer Genauigkeit geprüft und die zum Theil haltlosen Aufstellungen Bodes mannigfach berichtigt. Zugleich werden auch die nachweisbaren Daten über die mit Elsheimer im Zusammenhang stehenden Frankfurter Künstler Hans Grimmer, Philipp Uffenbach, Johann Elsheimer (seinen Bruder) und seinen hingebungsvollen Freund Hendrik Goudt von Utrecht sichergestellt.

Möchten die liebevollen Untersuchungen Seibts, denen man gelegentliche Weitschweifigkeiten gern nachsieht, bald ihre weitere Fortsetzung finden. M. S.

Bibliographische Notizen.

Deutsches Leben und deutsche Zustände von der Hohenstaufenzeit bis in's Reformationszeitalter dargestellt von Karl Fischer. Gotha, Friedrich Andreas. Perthes.

Das vorliegende Buch gehört zu der Reihe polemischer Schriften, welche Janßens Darstellung der Reformation in seiner Geschichte des deutschen Volkes hervorgerufen hat. „Die gewaltige Geistesbewegung (sagt Fischer), welche im 16. Jahrhundert die christliche, insbesondere die deutsche Welt erschüttert hat, hat lange Zeit bei vielen als eine weltgeschichtliche Wundererscheinung gegolten, welche geheimnißvoll in ihren Ursachen, überirdisch rein in ihren Trägern, unermeßlich groß in ihren Wirkungen gewesen sei. Es konnte nicht fehlen, daß ein Rückschlag gegen diese Auffassung und Darstellung eintrat, indem man nun jene Erscheinung nicht blos ihres himmlichen Gewandes entkleidete, sondern sie in niedrigster Knechtgestalt hienieden wandeln ließ." Gegen beide Auffassungen wendet sich Fischer. Er sieht in der Reformation das Resultat einer 300jährigen Arbeit, welche in der Hohenstaufenzeit begonnen und sich über alle Gebiete des deutschen Lebens, des wirthschaftlichen, socialen, kirchlichen und politischen ausgebreitet hat. Damit ist zugleich die Tendenz und die Anlage des Buches gekennzeichnet. In einer Reihe anziehend geschriebener Capitel behandelt er die entscheidenden Aeußerungen des öffentlichen und privaten Lebens, Handel und Verkehr, Rechts- und Gerichtswesen, Stände und Berufe, Universitäten und Schulen, Literatur und Wissenschaft u. a. m. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser seine Behauptungen oder die vorgebrachten Beispiele durch Quellenangaben belegt hätte; das Fehlen derselben legt die Vermuthung nahe, daß vielfach nur Quellen zweiter und dritter Hand benutzt sind. l.

Geschichte des Elsasses. Von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturms von William Unger. Berlin, Weidmann.

Wenn die Verfasser es in der Vorrede betonen, daß einer Geschichte des Elsasses in weit höherem Grade das Interesse des Lesepublikums entgegenkomme als jeder andern deutschen Provinzialgeschichte, so hat ihr Buch den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung gebracht, denn es war bei seinem Erscheinen im Jahre 1870 sofort vergriffen, sodaß im folgendem Jahre schon ein Neudruck nothwendig wurde. Jetzt, nach 14 Jahren, erscheint es abermals und zwar mit bedeutenden Verbesserungen. Nicht nur ist in den Anmerkungen die neuere Literatur nachgetragen worden, sondern der Text hat gleichfalls zahlreiche Berichtigungen erfahren, daneben auch ansehnliche Erweiterungen. Von letzteren genügt es hier auf die eingehende Schilderung der elsässischen Städte im 14. Jahrhundert hinzuweisen, zu der die reichen Schätze des Straßburger Archivs das meiste beigesteuert haben. Daß in historischer Hinsicht aber immer noch Mängel, ja sogar im Einzelnen Fehler sich finden, ist ein schwerer Vorwurf, den die wissenschaftliche Kritik Herrn Professor Lorenz in Jena gemacht hat, und den dieser hoffentlich nicht lange auf sich sitzen lassen wird.. Die Leistung seines Berliner Mitarbeiters ist eine vollendete, die Schilderungen der elsässischen „Mönchs- und Ritterdichtung" des Mittelalters, der Historiker und Mystiker des 13. resp. 14. Jahrhunderts, der Prediger und Satiriker von Geiler von Kaisersberg an bis zu Thomas Murner, der Straßburger Schule unter Johannes Sturm u. s. w. bis zu der des jungen Goethe, sind tiefgehend und erschöpfend. Man staunt über die Fülle hervorragender Geister die dieser eine Winkel Deutschlands hervorgebracht hat. Für den Literarhistoriker wird das Buch demnach künftig eine werthvolle Fundgrube sein, deren Benutzung ihm ein Register, das Stichproben aushält, wesentlich erleichtert.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Von Dr. Erwin Bälz, Prof. der klin. Med. in Tokio. Yokohama.

Sie rücken uns immer näher, diese intelligentesten der Ostasiaten. Bisher mit großem Geschick und unermüdetem Eifer empfangend, lernend, strebend, nacheifernd — fangen die Japaner schon an zu den Forschungen der Naturwissenschaft achtungswerthe Beiträge zu liefern. Und je mehr dies der Fall ist, je mehr sie uns menschlich näher treten, um so werthvoller sind Studien wie die vorliegende. Ist auch für die wissenschaftliche Anthropologie das Studium jeder Race und jedes Volkes von gleicher Bedeutung, so werden doch Lücken in der Kenntniß der Beschaffenheit und Zustände begabterer Völkergruppen doppelt empfunden. Der Verfasser gehört zu denjenigen Pioniren deutscher Cultur in Japan, die ziemlich gleich im Anfange dieser merkwürdigen Aufraffungsbewegung der Japaner dorthin kamen, und er kennt Land und Leute genau, wovon bereits frühere Arbeiten mehrfach Zeugniß abgelegt haben. Das vorliegende Werkchen ist ausgezeichnet durch ein reiches, mit aller technischer Sorgfalt vorbereitetes Messungsmaterial und durch eine Fülle von Beobachtungen über Haut und Haare und ihre Pflege, über Bau, Gang und Haltung, wobei in fesselnder Schreibweise ästhetische Bemerkungen miteingeflochten werden.

jl.

Ploß, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bände. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Knapp ein Lustrum ist es her, daß die wissenschaftliche Welt demselben Verfasser für sein durch umfassende Gründlichkeit wie durch reichste Mannigfaltigkeit gleich ausgezeichnetes Werk über „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" 2. Aufl. 1884 einmüthig Dank gewußt hat, und schon überreicht er ihr ein neues Denkmal staunenswerthen Fleißes, unermüdlichen Sammelns. Ein Denkmal! Denn inzwischen ist der bescheidene Leipziger Arzt von seinem Arbeitsfelde abberufen worden! Ploß' Bedeutung für die Ethnologie unserer Tage darf nicht unterschätzt, sie kann vielleicht nicht hoch genug geschätzt werden; ein so reiches Material haben nur Wenige zusammengetragen, und die liebevolle Vertiefung, mit der er es unter strenge Gesichtspunkte und mit vergleichender Methode concentrirt hat, ist einzig in ihrer Art. Wie schon in seinem Werke über „das Kind" finden wir auch in dem vorliegenden über „das Weib" das ganze anthropo-, socio-, ethnologische Wissen der früheren und der gegenwärtigen Forschungsepochen

registrirt, verarbeitet, man kann sagen: ausgebeutet. Wer über Wesen und Leben des Weibes, des Individuums wie des Geschlechts, in der Vorzeit oder jetzt, aus irgend einem Zeitalter oder Volke oder Lande Auskunft haben will, — hier wird er eine unerschöpfliche Fundgrube haben. Der Stoff bietet oft der Darstellung aus naheliegenden Gründen spröde, schwierige Seiten — aber der Leser wird, selbst wo die Nudität nicht verhüllbar war, den ernsten Sinn des Autors stets vor Augen haben. Jeder Gebildete wird das Werk, wie wir schon bei der Beurtheilung der ersten Lieferungen sagten, mit größtem Interesse lesen und reiche vielseitige Belehrung davontragen: dem Arzt, dem Culturhistoriker, dem Anthropologen wird es unentbehrlich sein. jl.

Rheinische Gärten von der Mosel bis zum Bodensee. Bilder aus alter und neuer Gärtnerei von Ludwig Freiherr von Ompteda. Mit 55 farbigen Abbildungen im Text. Berlin, Paul Parey.

Ein größeres Publikum wird leider wenig Gelegenheit haben, sich mit einem Prachtwerke, das ausschließlich der höheren Gartenkunst gewidmet ist, zu beschäftigen, und dennoch muß man dies von ganzem Herzen bedauern, denn Alles, was an den Ufern unseres grünen Rheins vorgeht oder sich auf ihn bezieht, pflegt ein besonderes Interesse im ganzen Vaterlande zu erwecken, auch wenn es in weniger eleganter Form mitgetheilt wird, als eine so vornehme Natur wie der Freiherr v. Ompteda dies thut. Seiner prächtigen Ausstattung nach scheint aber das dem Großherzoge Friedrich von Baden gewidmete Buch vor allen Dingen für die aristokratischen Leser berechnet zu sein, für diejenigen, denen diese „rheinischen Gärten" gehören, oder die sie als gern gesehene Gäste ihrer Besitzer genießen können. Seitdem der Fürst Hermann v. Pückler-Muskau den Gartensport zuerst im Großen getrieben hat, gehört derselbe zu den traditionellen Beschäftigungen des hohen Adels auch in Deutschland, wie es in England schon früher der Fall gewesen war. Der Verfasser hat selbst sich eingehend mit Obst- und Blumengärtnerei beschäftigt, so daß er hierdurch das kritische Auge des Fachmannes gewonnen hat, er ist ferner vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung in den geschilderten Anlagen durchaus heimisch geworden und er hat durch seine Studien auf historischem Gebiete auch die Fähigkeit erlangt, seine Bilder zu culturhistorischen Gemälden zu vertiefen. Er führt uns rheinaufwärts von den herrlichen, durch Ihre Majestät die Kaiserin in's Leben gerufenen Rheinanlagen bei Koblenz bis zur Insel Mainau am Bodensee. Auf dieser weiten Strecke sind zahlreiche wundervolle Ruhepunkte, deren wir hier nicht gedenken können. Einer der herrlichsten unter ihnen ist eine Privatanlage, die Besitzung des Herrn Eduard von Lade, Villa Monrepos bei Geisenheim, als Gartenkunstwerk vielleicht die vollendetste Schöpfung längs des Stromes, die in anderen Theilen unseres Vaterlandes viel zu wenig bekannt ist. Mit Wehmuth liest man die Schilderung des Schloßgartens zu Biebrich, „einer grünen Ruine", die hoffentlich bald wieder neu auferstehen wird. Ueberall erregen die schön ausgeführten Lichtdrucke im Text des Lesers Bewunderung und — Sehnsucht. fv.

Aus dem Kleinleben. Erzählungen von H. Villinger. Lahr, M. Schauenburg. (Mit dem Porträt der Verfasserin.)

Mit herzlicher Freude muß es jedes Mal begrüßt werden, wenn schriftstellernde Frauen sich nicht an hohe philosophische oder literarische Probleme wagen, sondern in dem ihnen von der Natur zunächst angewiesenen Gebiete des Hauses und des Familienlebens bleiben. Die in Karlsruhe lebende Verfasserin des vor uns liegenden kleinen Büchleins hat sich dessen befleißigt, ja sie vermeidet fast ängstlich jeden Ausblick aus der engen schwäbischen Welt, in der sie ihre Geschichten spielen läßt. Sie bedient sich zuweilen sogar des Localdialekts, so daß wir „Dorfidyllen" begegnen, die mit Anzengruber'schen oder Rosegger'schen Geschichten concurriren. Ob sie freilich dabei nöthig gehabt hätte uns mehrfach Lumpensammler, Karrenschieber, Vagabunden vorzuführen, soll dahin gestellt bleiben, jedenfalls hat sie es verstanden, immer unser Mitgefühl für ihre Figuren hervorzurufen. Ein Zug reiner, inniger Menschenliebe geht wie ein rother Faden von einer Novellette zur anderen hinüber. Wen vermöchte der Eskimo aus Württemberg, „der lebendige Fische frißt, damit sein Kind ein ehrlicher Mensch werde," nicht zu rühren, oder die Geschichte des Knaben und seines treuen Hundes „Ben", oder endlich das Leben des alten Landbriefträgers Knedel, der seinen Sohn nicht als Trunkenbold im Munde der Leute wissen

will und deshalb lieber mit eigener zitternder Hand Briefe fälscht, in denen jener als guter Sohn und getreuer Bräutigam erscheint. Das Beste steht hier, was auch nicht gerade häufig vorkommt, am Schluß: Die beiden Geschichten „Das heilig' Dirndl" und „Die Narren-Rosel" sind Musterstücke, erstere für das Studium des Volkes und seines Seelenlebens, letztere als psychologisches Gemälde. Hoffentlich bietet die Verfasserin noch recht viele solche Skizzen „aus dem Kleinleben." fv.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alexander, Mrs., Ihr ärgster Feind. Erster Band. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. II. Jahrg. Bd. 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Blum, Hans, Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. Leipzig, C. F. Winter.

Blumenthal, Hans, Die wichtigsten Arbeiten des Sortimenters. Iglau, Selbstverlag des Verfassers.

Boim, A., Geschichtskalender. Ein Tagebuch der Geschichte und Biographie. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter bearbeitet und herausgegeben. Zweite Ausgabe. Mit einem Schlüssel zur Weltgeschichte. Berlin, F. Schönemann.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. 202. bis 207. Heft. Schleifen — Sibirien. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus.

Delbrück, Hans, Historische und politische Aufsätze: I. Die historische Methode des Ultramontanismus. Berlin, Walther & Apolant.

Fischer, Conrad, Friedrich der Grosse als Erzieher seines Volkes. Ein Gedenkbuch zum 100. Jahrestage seines Todes 17. August 1786. Mit einem Vorwort von Dr. Joh. Chr. Gottlob Schumann. Trier, Heinr. Stephanus.

Gedichte einer Fürstin. Uebers., mit Anmerkungen versehen und herausgegen von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füssli & Co.

Grimm, Dr., Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika. Berlin, Walther & Apolant.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885-1886. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

Lessings sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene nnd vermehete Auflage besorgt durch Franz Muncker. Zweiter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Luckner, Mathilde Gräfin, Ich und Nicht-Ich. Leipzig, Eugen Peterson.

Maurel-Dupeyré, M., Le Procès-Verbal de la vie. Paris, Maison Quantin.

Michel, Carl, Die Gebärdensprache dargestellt für Schauspieler sowie für Maler und Bildhauer. I. Theil. Die körperliche Beredtsamkeit: Gebärden — Seelenzustände — Stimme — Rollenstudium — Spielen. II. Theil. Mimische Darstellungen in 94 Photographien. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Nordau, Max, Les Mensonges conventionnels de notre civilisation. Ouvrage traduit sur la douzième édition allemande par Auguste Dietrich. Deuxième édition. Paris, W. Hinrichsen.

Musgrave, Curt A., Die bevorstehende Revolution in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Berlin, Walther & Apolant.

Robert, W., Der Traum als Naturnothwendigkeit erklärt. Hamburg, Hermann Seippel.

Rohden, Dr. med. Ludwig, Wandertage eines Arztes. Norden und Norderney, Hermann Braams.

Roskoschny, Dr. Hermann, Europas Colonien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 50-60.

Rustmann, W., Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Solano, Arw., Contorrock und Consulatsmütze. Eine Erzählung aus dem überseeischen Leben. Hamburg, Carl Grädeners Buchhandlung (Arnold Ebert).

Süpfle, Prof. Dr. Th., Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung. Erster Band. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung.

Weiss, J. J., Au pays du Rhin. Metz — Hombourg les bains — Autour de Hombourg — Francfort — Strassbourg et l'Alsace. Paris, G. Charpentier & Cie.

Wolf-Südhausen, Julius, Hinter der Leinwand, (Maler's Modell). Aesthetische Skizze. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Zernin, Gebhard, Erinnerungen an Dr. Joseph Victor von Scheffel. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel	58⁰ R.
Mühlbrunn	44⁵⁰ R.
Schlossbrunn.	44⁶⁰ R.
Theresienbrunn.	48³⁰ R.
Neubrunn.	49³⁰ R.
Marktbrunn	39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28⁹⁰ R.
Felsenquelle	47⁶⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Nord und SÃ¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul Lindau.
AchtunddreiÃŸigster Vand.

Breslau.
Vruck und Verlag von 5, 5chottlaendei'.

Inhalt des 38. Bandes.

Juli. AinM't. Fcfttrmvcl.
). Vliron in Vc'rii.
Die Frauen i»> röniischen Ixecht i,',
l<?corg Vrandcs in Aopcnhagen.
3chaek von ^tasicldt, ein deutsch danischer Dichter ^>><, 7, l^>
Karl 2?raun wicsl-adcn in Leipzig,
Unschuldig verurtkeilt. Line Lriminalaeschichtc a>,^ den, siebzehnten
^.ibrlninderl ,i7^
Vito und IiX'ni in Vnkarcst.
Li war ein Irrthum, Lovelle > '^»
l?.'inrich Llirlich in Vcrlin.
Robert Franz ,',
Philipp zu Lulenbnrg in ^lüiichen.
Die letzten wectzow. Novelle ^2>,
l?. Haescr in Vreslau. ,"
?llf>enfabrten in frücherer Zeit 1?
,f. lX'nnicle in Verlin.
Die Telegrarchie in Veilin l>,,,
Da? Fernsprechwese» >'^
s>aul Ncyse in München.
»Line Dante-lecture. Charakterbild in einem ?l^>"
Alfons Aistncr itl Königsberg.
l^ypnoti-nius in England und Frankreich >'>°> 5
l?aul tindau in Vcrlin.
Mein Freund Hilarius. Novelle ^

-^7"^ Inhalt des 5«, Naudes, —
Emil pacully i» Genf.
siictro ^iciliani 23 ^
Lrich vchmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch <3rillpilZc>s von, Jahre ^«25 ^d
iüh. öeignobos in j?aris.
Jules verne ^ 2<<)
Friedrich Uhl in Wien,
5ie muß mich küsse,,, Erzählung 2??
Georg Winter in ^Harburg.
Erinnerungen an teopold i'o» Ranke 205
Bibliographie ,27. 2«,!, ^n^
Vibliographische Notizen 155, 2?l. 4N

Zuli 5886.

Inhalt.

Sei«
f)aul tindau in Verlin.
Mei» Freund Hilarius. Novelle l
Heinrich Ehrlich in Verlin.
Robert Franz 35
). Varon in Vern.
Die Frauen im römischen Recht 53
f>aul l)eyse in München.
Line Dan!e>lectüre. tharalterbild in einem Act??
H. Haeser in Vreslau. -f
Alpenfahrten in früherer Zeit 9? l
Erich Schmidt in Weimar.
<Lin Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre l82« ^0
Vibliographie ^ -... ^2?
Ildolf Menzels Illustrationen zu den werfen zrieorichs de» Großen, <MÜ Illuftra»
Vibliographisch« Notizen. «eogi»fi,i!che lüeraiur 535

Hierzu ein Portrait von Robert Franz,
Radirung von l. ltühn in München.

^—^— prei, pr» <l?uar!al <3 yef!»> 6 Marl,
Alle vuchhandlungen und postonstolien nehnien jederzeu Bestellungen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Hllid und Süd" bezüglichen -endungen sind an die Nedaction nach Breslau, 3iebenhufenerstraße 2/2, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. "——

Beilage zu diesen« ^efte
von
«l»»»!« ?l)ll<» in Hxlyoonlg. (M«H de« M»r>«.)

Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
f)aul Lindau.
XXXVIII. Vand. — Juli ^886. — Heft ^2.
«Mit einem Portrait in Radirnng: Robert Franz,)

V r e § l a u.
Druck und Verlag von -, »chottlaeudor.

Mein Freund Hilarius.
Novelle

Paul Lindim.
— Aeilin. —
!a saß er im Caf^ des Kaiserhufs und folgte mit gespannter Auf-
merksamkeit dem Kampfe zweier Schachspieler, ohne der Umgebung
irgendwelche Theilnahme znznivenden. Ich tauschte mich nicht,
es war mein alter Freund Hilarius Gauer. Aber er sah heute so bleich
und so tief traurig aus, daß ich einige Augenblicke zögerte, ehe ich ihn
ansprach.
Seit unserer letzten Begegnung war diesmal eine ungewöhnlich lange
Ieit verstrichen. Es mochte wohl ein Vierteljahr «ergangen sein, vielleicht
war es auch noch langer her, daß ich ihm nicht die Hand gedrückt Halle.
Schon seit Wochen hatte ich mir beständig uurgenommen, ihn wieder einmal
aufzusuchen, — es war immer etwas! dazwischen gekommen. Und nnu. traf
ich ihn hier im Kaiferhof rein zufällig, wie er, den Ellbogen anf den Tisch
und de» Kopf auf das Kinn gestützt, auf das Brett starrte. Meine Freude
über dieses uuerwaitete Wiedersehen wnrde aber dnrch den merkwürdig schwer-
müthigen, beinahe fiusteru Ausdruck seiues blassen Gesichtes in unliebsamer
Weise beeinträchtigt.
Er war der älteste meiner Bekannten, und ich hatte ihu immer lieb
gehabt. Wir kannten uns von klein auf. Als Nachbarslinder waren wir
unzertreunlichc Iugendgespielcn gewesen, 'hatten nus auf dem alten Fische»
User als Räuber uud Gensdarm abgehetzt, waren, da beim übermäßigen
Schaukeln das leichte Kielboot umgeschlagen war, zusammen in die Elbe
gefallen, zusammen herausgefischt und wegen uuseres Ungehorsams — denn
das Schaukeln war uns streng verboten — gemeinsam gelinde gezüchtigt
1'

Worden. Wir hatten die Bänke der Vorbereitnngsschnle zusammen gedrückt und unser Frühstück regelmäßig gewuscht, da Jedem von uns die fremde Küche besser schmeckte als die eigene. Wenn sich auch unsere Schulwege bald trennten— Hilarins kam -auf die Handelsschule und ich auf's Gymnasium —. so war unsere Kinderfreuudschaft gleichwohl bestehen geblieben.

Er war reicher Leute Kind. Ter alte Gauer besaß eine der größten Zuckerfabriken der Provinz uud galt als Millionär. Tie Mutter war oft kränklich, aber immer unendlich sanft und liebevoll, nicht blos für ihren Freunde. Tie jüngere Schwester meines Frennses' Grc'te,..wurde von Ms Jungen nicht weiter beachtet, sie war uns zn.'^l«iü/:^3i«.3>eit'Vi,.Geschwister wurden von ihren Eltern sehr verhätschelt. H'larius war der liebevollen Behandlung auch würdig: ei war ein überaus gntgeartetes Kind, immer lustig uud nie ein Spielverderber.

Es gab für mich als Jungen keine größere Belohnung, als die mir nur in den seltensten Fällen versagte Genehmigung, den Sonntag Nachmittag bei Gaucrs zn verbringen. Wenn anch mein Auge für die feineren Unterscheidungen der Bedingungen des Taseins damals noch nicht besonders geschult war, so merkte ich doch, daß es bei Gauers viel feiner war als bei uns zu Hause. Hilarins hatte ein großes Spielzimmer für sich allein, in dem wir uns nach Herzenslust herumbalgen durften: und wenn man da Izu Buden geworfen wurde, that es lange nicht so weh wie bei uns. Erst später habe ich mir klar gemacht, daß in diesem großen Zimmer meines Freundes ein dicker Teppich lag. Und die schönen Spielsachen! Ta war namentlich eine stolze Burg mit einer stattlichen Garnison von Zinnsoldaten nnd einer eben so erheblichen belagernden Truppenmacht, die meine Bewunderung nnd vielleicht auch eiu bischen meinen Neid erregte. Gewöhnlich waren wir unser Trei oder Vier an den Sonntagen bei Gancrs. Es gab Ehocolade und Kuchen, wir spielten nüt der Burg, zaukten uns, prügelten uns, vertrugen uns^wieder. verdarben uns den Magen nnd amüsirten uns köstlich.

Eine Eigenthümlichkeit fiel mir auf: wenn in meinem elterlichen Haufe von Gaucrs die Rede war, fo geschah dies in einer besonder!! Weise, die ich mir nicht recht erklären konnte. Es wurde anders von ihnen gesprochen als von andern Lenten — dnrchans nicht schlecht, aber mit einer gewissen Acngftlichkeit, mit einer gewissen mitleidigen Vorsicht. Ter Scharfsinn des Kindes witterte das ganz deutlich heraus, aber der kindliche Leichtsinn bekümmerte sich nicht weiter darum: ich hatte jedoch das klare. Gefühl, daß bei Gauers irgend etwas nicht stimmte.

Eines ^Tages herrschte in der untern Stadtgegeud an der Elbe große Ausregung. Wir Kinder waren nun neugierig uud fragten, was denn geschehen sei? weshalb die Leute vor dem schönen Ganer'schen Hause, einem Prachtbau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, steheu blieben uud die Köpfe zusammensteckten? Aber wir erhielten keinen anderen Bescheid als: „das geht cnch nichts an!" Wir schnappten indessen doch genug auf, um zu erfahren,

daß Frau Ganer seit gestern Abend verschwunden sei. Und dann hurten lvir — wir Kinder hörten ja Alles —, das; ein vom Werder nach der Stadt wandernder Handwerksbnrschc der Polizei die Anzeige gemacht hatte: er habe gestern Abend zwischen 11 und 12 gesehen, daß eine, wie ihm schien, mit einem Pelz bekleidete Dame über das eiserne Geländer der Strombrücke geklettert und, ehe es ihm noch möglich gewesen wäre, sie zu erreichen, in den Flnß gesprungen sei. Er hatte um Hülfe gernfen und sofort die Wache an der Eitadelle benachrichtigt, aber leider waren die Verhältnisse so ungünstig, das; von allen Nettungsversnchen Abstand genommen werden mußte. Es war um die Zeit des Neumondes, und tiefe Finsternis; lag ans dem Strome, der gurgelnd und zischend sich durch die mächtigen steinernen Pfeiler der Brücke quetschte. Und es war in den ersten Tagen des März. Nach scharfem Winter war plötzliches Thanwettcr eingetreten, und mächtige Schollen trieben die Elbe hinab. Niemand zweifelte daran, daß die Tame mit dem Pelz Frau Gauer gewesen sei, und nach vierzehn Tagen wurde in der That die Leiche oberhalb Hohenwarthe aufgefischt. Mein Freund Hilarius trug nun einen ganz schwarzen Anzug, der alte Herr Gauer auch, und Grete ein schwarzes Kleid.

Viel tiefer gingen meine kindlichen Wahrnchmnngen nicht. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, was die gute Frau, die immer so liebe-voll nnd freundlich zu uns gewesen war, die in den glücklichsten Familien Verhältnissen, im Ucberflnsse des Reichthnms lebte, von ihrem Manne auf Hände» getragen wurde uud ihre Kinder auf das Zärtlichste liebte, zu dem verzweifelten Entschlüsse getrieben haben könne. Taß es etwas sehr Trauriges gewesen sein müsse, merkte indessen auch ich.

Mit unseren sonntäglichen Vergnügungen war es nun vorbei. Ter Pater verlauste bald seine Fabrik uud siedelte mit seinen beiden Kindern nach Thüringen über, wo er in der Nähe von Eisenach eine Villa erworben hatte. So verlor ich meinen Jugendfreund gänzlich ans den Augen, nnd ich dachte eigentlich nur noch an ihn, wenn ich znfältig durch irgend eine Aeußerlichteit an meine Kindheit uud früheste Jugend erinnert wurde.

Vor fünf oder sechs Jahren führte mich endlich der Zufall wieder ein-mal mit ihm zusammen. Er lebte schon seit mehreren Iahreu in Berlin, ohne daß ich darum gewußt hätte. Er hatte sich mit einem erhebliche,! Eapital an einem bekannten Berliner Bankgeschäft betheiligt. Aber er ver-kehrte wenig in Gesellschaften.

Tie Stadt Berlin hatte zu Ehren fremder Gäste im großen Saale des Rathhcmscs eine Festlichkeit veranstaltet, der ich beiwohnte. Nachdem die Tafel anfgehoben war, trat ein sehr großer schlanker Herr, der mir schon aufgefallen war, nnd den ich unwillkürlich aufmerksamer betrachtet hatte als die übrigen mir unbekannten Gäste, auf mich zu nnd nannte mir seinen Namen: Hilarius Gauer. Mit ciuem Schlage erwachten nun alle meine Erinnerungen aus früher Jugend. Wir drückten uns herzlich die Hand und suhlten uns sogleich wieder sympathisch nahe. Ich hätte ihn gewiß nicht

wiedererkannt, wen» er mich nicht angeredet hätte — es waren ja nnch nahezu dreißig Jahre seit unserer Trennung vergangen —, nnd auch jetzt, da ich wußte, wen ich vor mir hatte, wollte es mir nicht gleich gelingen, in dem grüßen schlanken Manne, der mir gegenüberstand, meinen kleinen dicken Freund Hilarius wiederzuerkennen. Er war baumlang aufgeschossen uud mir eine Handbreite über den Kopf gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war ziemlich blaß, ohne jedoch kränklich zu sein; seine vollen krausen Haare hatten sich geschlichtet und schon vorzeitig am Scheitel gelichtet. Freilich hatte das große dunkle Auge seinen treuherzigen Ausdruck von früher bewahrt, aber die grausamen Jahre hatten ihm doch etwas geraubt: die Heiterkeit aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! Er sah ernst, beinahe schwermüthig !aus. Ein sorgfältig gepflegter brauner Vollbart umrahmte das Gesicht von gutmüthigem, traurigem und vornehmem Ansdrnck. Er war mit Geschmack und der gewohnheitsmäßigen Eleganz eines Kindes ans reichem Hanse gekleidet.

Wir hatten uns natürlich tausend Tinge zu erzählen — „gar Viele? uud Mancherlei", wie es in dem Volkslicde heißt. Wir blieben den ganzen Abend zusammen, gingen zusammen nach Hause und schieden mit dem Versprechen, uns recht bald wiederzusehen. Tas geschah denn anch. In der ersten Zeit verging wohl kaum eine Woche, ohne daß wir einen Abend entweder bei ihm oder bei mir oder irgendwo auf neutralem Vodcu gemeinsam verbracht hätten; und so sehr mich seine Erscheinung im ersten Augenblicke überrascht hatte, so vertraulich erschien sie mir nun. Die starken Veränderungen, die ich zwischen dem jungen Bankier von hente und meinen« Ingendgcspiclen von ehedem zunächst wahrgenommen hatte, verflüchtigten sich vollkommen, nnd als nur zwei-, dreimal zusammen gewesen waren, war mir, als hätten »vir uns nie auf längere Zeit verlassen.

Wir beobachteten in der Stellung von ,Frageu über unsere Erlebnisse während der dreißigjährigen ^Trennung gegenseitig eine gewisse natürliche Zurückhaltung. Was konnte in der langen Zeit Alles geschehen sein! Wieviel Traurigkeiten, die inzwischen dnrch die lindernde Zeit besänftigt worden waren, konnten da dnrch ein unvorsichtiges Wort wieder wachgerufen werden! Er erzählte mir aber gelegentlich aus freien Stücken, daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sei: und eines Tages sagte er mir: „Meine arme Schwester macht mir recht viele Sorge." Ta er nichts weiter hinzufügte, erfuhr ich auch uicht mehr.

Im Allgemeinen war mein Freund Hilarius, ohne gerade heiter zu sei», doch in guter Stimmung, gennßfrrudig uud geunßfähig-, manchmal indessen fand ich ihn auch recht düster. Er hatte sich in der Vehrenstraße eine sehr behagliche Wohnung eingerichtet und führte ein zurückgezogenes Inngesellcnleben. Unsere Lebensgewohnheiten waren völlig andere geworden. In dem Kreise, in dem ich mich Wohl fühlte, verkehrte er gar nicht. Er schien überhaupt kein Bedürfnis! nach irgendwelcher Geselligkeit zu haben: er ging nur selten in Gesellschaften und entfernte sich immer so schnell wie möglicb.

Wir hatten andere Interessen, einen anderen Verkehr und eigentlich nur noch eine Gemeinsamkeit: die unserer Iugendfrcundschaft. Zunächst sahen wir uns, wie ich schon sagte, ziemlich regelmäßig. Ter Sommer löste indessen zeitweilig unsere Beziehungen. Im folgenden Winter sahen wir uns weniger; und, wie es so in der Großstadt geht, die Pausen, die zwischen unseren Zusammenkünften lagen, wurden schließlich immer größer. Aber unser freundschaftlicher Perkehr erstarb darum doch nicht ganz, und jedesmal, Wenn wir uns zusammenfanden, herrschte zwischen uns die alte Innigkeit und Herzlichkeit. Tiesmal war aber die Panse eine ungewöhnlich lange gewesen.

Er wandte noch immer keinen Blick vom Brett. Er saß unbeweglich da, das Kinn auf dir Rechte gestützt, während er mit den vier Fingern der Linken auf dem Knie trommelte. Nach einigen Minuten trat ich an ihn beran und klopfte ihu auf die Schulter. Er blickte auf. Tie plötzliche Begegnung schien ihn sehr zu überraschen. Er wechselte auffallend die Farbe und drückte mir niit verlegener Heftigkeit die ihm gereichte Hand. Tann erhob er sich und setzte sich zu mir.

Wir sprachen über dies und das, oder vielmehr ich sprach; denn er war offenbar von ganz anderen Tingen in Anspruch genommen, zerstreut und befangen. Nach kurzer Zeit stand er auf und sagte zu mir:

„Wenn Tu nichts Besseres vorhast, begleite mich, ich möchte Tir etwas sagen, was sich hier schlecht sagen läßt. Es ist mir sehr lieb, Tich getroffen zu haben. Nenn dir Geschichte nicht so plötzlich grkommrn wäre, hätte ich Tich sogar unbedingt aufgesucht."

Wir zahlten und begaben uns in die nahegelegene Wohnung meines Freundes.

Hilarius wurde offenbar erwartet. Tic Gaskrone war angezündet, und auf dem Schreibtisch brannte die Lampe. In der Ecke des eleganten Salons stand ein Koffer, der vollkommen gepackt war. Ter Papierkorb neben dem Schreibtisch war mit zerrissenen Schriftstücken und Briefen ganz gefüllt.

„Willst Tu auf Reisen gehen?" fragte ich.

„Ja," antwortete Hilarius. „Und der Kopf ist mir entsetzlich schwer, denn ich habe eine sehr traurige Neise vor mir. Ich Null morgen früh nach Bonn gehen zu meiner Schwester; sie verlaugt dringend nach mir. Sie betlagt sich, daß sie widerrechtlich der Freiheit beraubt werde, und der Arzt, der den Brief an mich hat gelangen laffeu, bemerkt dazu: er glaube, daß meine Anwesenheit dazu beitragen könne, die arme Kranke zu beruhigen."

„Teinc Schwester ist leidend?" fragte ich.

„Schwer leidend. Tie Aerzte glauben, unheilbar. Ich habe mit Tir immer darüber sprechen wollen, aber eine gewisse Schamhaftigkeit hat mich abgehalten. Jetzt ist es mir jedoch eine Erleichterung, vor Tir mein Herz einmal auszuschütten. Unsere Familie ist schwer heimgesucht. Tu erinnerst Tich Wohl, meine arme Mutter hat sich in einem Anfall von Geistesstörung das Leben genommen."

Er blickte einst auf zu dem grüßen Oclgemälde, das ihm gegenüber hing, und das den gutmüthigen und traurigen Ausdruck der Verstorbenen meisterlich wiedergab, und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu:
„Und meine arme Schwester hat die vcrhängnißuolle Erbschaft angetreten! Seit ihrem siebzehnten Lebensjahre ist sie in Bonn in Priuatvflege. Nun wirst Du Dir auch gewisse Absonderlichkeiten in meinem Wesen erklären tonnen. Nicht daß ich irgend etwas für mich befürchte, aber es lastet doch ein schwerer Druck auf mir. Ich will nun mit dem Doctor vernünftig sprechen. Ich sollte meinen, es müsse sich doch so einrichten lassen, daß ich meine Schwester zu mir nehmen tonnte. Ich machte mir sogar Vorwürfe, daß ich uicht schon früher auf den Gedanken gekommen bin; aber die Aerzte behaupteten immer, es sei unmöglich, Gretchen sei nirgends besser aufgehoben als in der Anstalt des Dr. Philippi, die in der That als mustergültig gepriesen wird. Aber ich bin materiell in der Lage, alles Mögliche zu thun, was sich thun läßt, um das schwere Luus meiner Schwester, soweit es eben möglich ist, zu erleichtern. Ich habe die Absicht, mir in der Nähe von Verlin eine kleine Villa einzurichten und werde eine Wärterin zu mir nehmen, die Tag und Nacht bei meiner Schwester bleiben soll. Ich werde einen Arzt verpflichten, sie regelmäßig zu besuchen uud zu beobachten. Ich sollte meinen, es müsse sich machen lassen. Wie gesagt, ich will mit dem Doctor vernünftig reden."
„Wie lange gedenkst Du in Vonn zu bleiben?" erkundigte ich mich weiter.
„Ich habe mich auf unbestimmte Zeit frei gemacht. Ich will den Zustand meiner Schwester genau kennen lernen, denn das Urtheil der Aerzte ist für mich nicht maßgebend. Auf meine telegraphischc Anfrage hat sich Dr. Philippi bereit erklärt, mir in seiner Privatwohnung für einige Woche» ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. Da werde ich täglich mit meiner Schwester zusammen sein tonnen und dann meinen Entschluß fassen. Tu kannst Dir denken, daß der Aufenthalt für mich einigermaßen schreckhaft ist uud voller Aufregungen."
„Das kann ich mir allerdings denken, und ich weiß nicht, ob Tu Dir uicht zuviel, zumuthest. Du solltest wirklich den Rath eines Mannes der Wissenschaft einholen, ob Dein Beginnen rathsam ist oder nicht."
„Mein lieber Freund," sagte Hilarins gedehnt, „Tu kannst Dir nicht vorstellen, wie gründlich ich die Medicin verachte! Wenn ich bedenke, daß die Aerzte seit fünf Jahrtausenden daran arbeiten, den Schnupfen zu heilen, und es bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig gebracht haben, dann frage ich mich: Was ist das für eine Nissenschaft? Was hat der ganze Kram zu bedeuten? Ich vertraue nur mir und meinen eigenen Wahrnehmungen. Nachdem ich den Brief meiner Schwester hente gelesen hatte, haben mich ernsthafte Zweifel angewandelt, ob sie denn wirklich die Kraute sei, als die sie geschildert wird? Vielleicht hat sie Necht, wenn sie sich über ihr grausames Schicksal bitter beklagt. Sie schreibt so ruhig, so gelassen, so klar, so logisch, daß ich

Mein Freund kzilarius.?
ganz erschüttert bin und mir beinahe Gewissensbisse darüber mache, dem ärzt-
liche» Gutachten zu leicht Glauben geschenkt zu haben."
„Aber Tu sagtest doch selbst, das; Leine Schwester schwer leidend sei."
„Ja, weil ich kritiklos das nachschwatze, was die Aerzte sage», vielleicht
»auch, weil es nur jetzt zur Rechtfertigung meines Verhaltens gegen meine
Schwester beauem sein würde, wenn sie Recht hätten. Aber der sonderbare,
ja erstaunliche Brief meiner Schwester hat mich aus meiner Schlaffheit auf-
gerüttelt. Und wenn ich mich nun überzeuge, das; meine Schwester Recht
hat, das; es wirklich die Umgebung ist, die sie krank macht, dann sollst Tu
mich kenne» lernen! Tann will ich der Welt eine Geschichte erzähle» von
Aerzte» und Kranke», — eine Geschichte, die fürchterlicher nnd granfiger sei»
soll als die tollste» Schauerromane!"
„Mein lieber Hilariu«," nahm ich das Wort, „Teine brüderliche Liebe,
fürchte ich, läßt Tir glaubhaft erscheinen, was Tu von Herze» wünschen,
magst. Tas; der Arzt nicht daran denkt, Teine Schwester ohne Grund von
der Außenwelt abzusperre», das ersiehst Tu ja aus seiiiem begleitenden
Schreiben, in dem er Tich selbst ausfordert, znr Beruhigung der arme»
Kranken nach Bon» hiüüberzukommen."
„Tn keimst ebe» die Aerzte nicht," fuhr Hilarins fort. „Wenn sie einmal
ihre Beute halten, dann lassen sie sie nicht los. Ta schwatze» die Thorcn
von der Gefährlichkeit der Jesuiten. T» lieber Gott! die sind gewiß nicht
die schlimmsten. Tie Aerzte, glanbe mir, sie sind die wahre Plage der
Menschheit, . . Aber ich werde selbstverständlich nichts thnn, was irgendwie
übereilt wäre. Ich werde nüchterne» Sinns die Verhältnisse prüfen, und
wen» das. was Tu fagst, zutrifft — T» magst ja Recht haben —, nn», so
wird meine Anwesenheit wenigstens dazu dienen, meiner Schwester einige
ruhigere Tage zu verschaffen. Wird ihr weiteres Verbleibe» i» der Anstalt
als eine nnabweiöliche Rothweudigkeit erkannt, so »verde ich wahrscheinlich
nach Bonn übersiedeln. Ich mache keine Ansprüche an das Leben, »nd wenn
ich mich kaufmännisch nicht mehr beschäftigen kann, so werde ich mich eben anders
beschäftigen. Jedenfalls erachte ich es als meine Pflicht, meiner Schwester,
die mir am nächste» ans der Welt steht, meiner einzig lebende» Verwandten,
brüderlich zur Seite zu stehen und ihr zu helfe», soweit ich es vermag."
Wir trennte» u»s zu später Stunde, und beim Abschied versprach mir
mein Freund, das; er mir sehr bald schreiben »verde, wie er die Verhältnisse
in Bonn vorgefunden habe.
Einige Woche» wartete ich vergeblich auf de» angekündigten Brief. Räch
etwa einem Vierteljahr sprach ich in Ganers Wohnung wieder einmal vor.
Ter Portier, der zugleich Vicewirth war, sagte mir, das; Herr Gauer die
Wohnung aufgegeben, seine» Tiener verabschiedet u»d Berlin verlasse» habe.
Weiteres wisse er »icht. Es verginge» wieder einige Monate, ich hörte noch
immer nichts von ihm. Ta veranlasste mich die freuudschaftliche Theilnahme,
mich nach den« Verbleiben meines alten Freundes etwas genauer zu erkundigen.

Ich lies; mir den Wirth des Hauses nennen, begab mich zu diesem und hörte »uu, daß Herr Gauer ihn dringend gebeten habe, von seinem Aufenthalte mit Niemand zu sprechen. Allem Anscheine nach beabsichtige Herr Gauer übrigens im nächsten Frühjahr nach Berlin zurückzukehren. Er habe einen Thril seiner Möbel dem Wirthe in Verwahrung gegeben, den anderen 3hcil sich nachschicken lassen.

Aber der künftige Frühling kam, und ich hörte und sah nichts von Hilarins, Und es kam der Herbst und der Winter, und es verging nach ein Jahr, — er war und blieb verschwunden. Und es verfloß noch eine lauge Zeit, ohne das; der Verschollene ei» Lebenszeichen Vau sich gegeben hatte.

Erst var wenigen Tagen, als ich eines Abends zu vorgerückter Stunde nach Hanse kam, fand ich auf meinem Tische einen jener großen länglichen Briefumschläge, wie man sie zu Actenstücken zu benutzen pflegt, nud schon in der Aufschrift erkannte ich die schöne regelmäßige Schrift meines Freundes Hilarins. Ter Brief trug keinen Poststempel und war, wie mir das Mädchen am folgenden Morgen sagte, von einem Herrn in meiner Wohnung abgegeben worden. Ich öffnete ungeduldig das Siegel und war überrascht, ein bogen-langes Schriftstück von meinem Freunde zu findeu.

Ta las ich denn den folgenden Bericht, der mir über das Schicksal meines Freundes seit unserer Treunnng vollkommenen Aufschluß gab.

Mandan in Tatota, Mitte Februar 1836.

Mein lieber alter Freund!

Ich schulde Tir noch einen Bericht, den ich vor Jahren Tir versprochen habe. Ich bin nicht dazu gekommen, ihn aufzusehen, weil ich unendlich viel durchgemacht habe, Ernstes und Heiteres, Schmerzliches nnd Erfreuliches. Ich wollte Tir aber erst schreiben, wenn das Schifflein meines Lebens aus deu sturmbewegten Wellen in den ruhigen Hafen eingelaufen sein würde, nnd das ist erst st'it verhältnismäßig kurzer Zeit der Fall: und ich wollte Tir erst schreiben, wenn ich sicher sein würde, daß mein Bericht auch iu Teine Hände gelangt. Jetzt habe ich einen znverliifsigen Boten, der nach Teutschland geht und mir versprochen hat, meine Aufzeichunngen persönlich bei Tir abzugeben. Und nnn ist es mir ein Bedürfnis;, Tir im Zusammenhange „von schreckender Gefahr zu See und Land und meiner Reifen wundervoller Fahrt", wie. glanbe ich, Othello sagt, Langes und Breites zu erzählen.

Als »vir nns an jenem Abende vor meiner Abreise nach Bonn trennten, drückte ich Tir, wie Tu Tich Wohl erinnern wirst, meine Besorgnis, darüber aus, ob der Zustand meiner Schwester Gretchen von den behandelnden Aerztcn auch richtig erkannt worden sei. Tu hieltest meinen Zweifel für unbegründet, nnd damals hattest Tn Recht, jetzt aber habe ich Recht erhalten.

Zu jener Zeit war meine Schwester in der That schwer lrant, mid
ich war erschrocken und tief bekümmert, als ich sie wiedersah. Seit Wochen
sprach sie fast kein Wort, sie starrte düster vor sich hin: nur mit vieler Mülie
gela,ig es, ihr das Nothwendigstc zn ihrer Ernährung beiznbringen. Und
als ich vor sie hintrat, erhob sie kaum den Blick, hatte auch auf meine
herzliche Ansprache kein Wort der Erwiderung, und nichts gab mir die Gewähr
dafür, daß sie mich erkannte. Ter angstvolle Ausdruck ihres Gesichtes, der
mit dem der tiefen Schwermut!) abwechselte, lies; darauf schließen, das; sie von
schreckhaften Wahngebilden gepeinigt würde. Aber schon nach wenigen Tagen
unleres Beisammenseins bemerkte ich in ihrem Verhalten eine auffällige Ver-
änderung, die mich tief beglückte. Sie musterte mich zunächst mit verwunderten
Blicken, dann aber sah sie mich freundlich und vertrauensvoll an. Sie er-
griff meine Hand und hielt sie stundenlang in den ihrigen. Mitunter fühlte
ich einen festeren Truck. Sie lehnte auch ihren Kopf an meine Schulter,
als ob fie Schutz gegen irgendwelche unsichtbaren Feinde bei mir fuchc. Ich
sprach ihr Mnth zu, streichelte ihre weichen Haare, und tief aufathmend
lächelte sie dankbar. Immer mehr nnd mehr lichteten sich die umuachteten
Sinne: die uuheimlichcu Gestalten, die sie verfolgt hatten, verflüchtigten sich.
Sie fand nun auch die Sprache wieder. Zunächst sprach sie leise und scheu,
als hege sie die Befürchtung, daß das wiedergewonnene Gut ihr auf's Neue
geraubt werden tonne: sodann aber wurde sie zuversichtlicher und ruhiger.
Sie nahm Antheil an ihrer Umgebung, erkundigte sich nach den Vorgängen der
Außenwelt: sie las nnd interessirte sich für das, was sie las, und nach ver-
hiiltnißmäßig kurzer Zeit war ihr Zustand ein so durchaus befriedigender, daß
ihr ohne irgendwelches Bedenken fchon Spaziergänge in der schonen Umgebung
der Stadt gestattet werden durften; zunächst in Begleitung eines der Aerzte, dann
aber ohne ärztliche Ueberwachung. Wir machten gemeinsame kleine Ausflüge.
Wir waren im Siebengebirge, in Nolandseck, und Tn kannst Tir nicht vor
stellen, mit welchem seligeil Gefühle sich mein Herz bei dem Gedanken füllte,
daß ich Gretchcn dem Leben wiedergegeben hatte.

Ter leitende Arzt, Dr. Philippi, bei dem ich wohnte — übrigens ein
sehr wohlwollender nnd vernünftiger Mann —, war über diefe wunderbare
Wandlung selbst in hohem Grade erstaunt: er hielt es indessen für gerathen,
dcn Aufenthalt meiner Schwester in der Anstalt, in der sie vor allen ver-
wirrenden und aufregenden Eindrücken am geborgensten war, noch etwas zn
verlängern, und wir Neide waren damit einverstanden, meine Schwester-
und ich.

Tu mußt Tir uämlich nicht vorstellen, daß diese Pension für Gemütho-
kranke jenen schauerlichen Charakter hat, den der Laie dem Irrenhausc bei
zulegen pflegt. Tente Tir eine frenndlichc Ansiedelung in der ruhigen Um-
gebung der Stadt, in der nächsten Nähe des Rheines. In einem freundlichen
Hause, das an der Straße liegt, wohnt der Leiter der Anstalt mit seiner
Familie und seinen Aerztcn. Ta hatte anch ich ein behagliches llnterkomme»

1.0 f>aul lind all in Verl in. —
gefunden. Hinter dem Hause liegt ein großer parkartiger Garten mit herrlichen alten Bäumen, mit Akazien, Kastanie», Linden und Nußbäumen, die die Kieswege beschatten. Unmittelbar hinter dem Hause ist ein mit Gartcnanlagen gezierter Schmuckplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. Au diesen Platz sind drei hübsche Villen im Schweizer-Stile mit Holzveranden angebaut. Vo» dieser anmuthigen Ansiedelung durch eine ziemlich weite Entfernung getrennt, liegen am anderen Ende deö Partes, dnrch eine besondere Umfassungsmauer abgesondert, zwei größere Gebäude, für die ebenfalls ein besonderer Garten angelegt ist. Da find die schweren und unruhigen Kraulen untergebracht, von denen ich während meines Bonner Aufenthaltes uie etwas gesehen und gehört habe . . .
Nur manchmal inmittcn der stillen Mcht, wenn ich aus irgendwelchen Gründen keine Nuhe finden tonnte, war mir's, als hörte ich aus der Ferne klagende oder geängstigtc Laute zu mir dringen . . .
Die Umfassungsmanern, welche das ganze Grundstück einschließen, sind mit Schlinggewächsen und rankendem Gesträuch völlig bedeckt, so daß de» leichtere» Kraule», die i» den Villen wohnen, die schmerzliche Vergegenwärtiguug ihrer Absperrung nahezu völlig erspart bleibt. Diese», den Ruhige» und Nugefährlicheu, »verde» alle erdenklichen Zerstreuungen gern gewährt. Sie töuneu spazieren gehen, wann es ihnen beliebt, können sich gegenseitig besuchen, sie können sich mit dem beschäftigen, was ihnen znsagt; es ist ein Billardsaal da, eine Kegelbahn, ein Spielzimmer, ein Mnsikzimmer mit einem sehr guten Flügel, in dem fleißig mnsicirt und oft Abends getanzt wird: im Part ist ein Spielplatz für Eruguet uud Lawn-tennis— mit einem Uurte: alles Schauerliche und Grausige ist aus der Umgebung der Kraulen verbannt, und sie können sich in einem Lur,»s-Badeorte wähnen, in dem sie unter den angenehmsten Bedingungen des Daseins ihre erschütterte Gesnndheit wieder zu befestige» suche».
Es befinden sich ja auch unter diesen Kranke» eine große Anzahl von Personen, denen T» ihre Erkrankimg kaum anmerke» würdest, und die unzweifelhaft viel weniger krank find als ei» erheblicher Proeentsatz der Gesellschaft, mit der Du in der Großstadt beständig verkehrst. Die Villenbewohner gehören durchweg den besten Ständen an. Sie habe» fast ohne Ausnahme ihre eigene Bedienung und verkehren mit einander unter den Ne^ dinguugeu der vollkommensten Artigkeit und Höflichkeit.
Meine Schwester bewohnte mit ihrer Gesellfchafterin das Erdgeschoß der mittleren Villa, die meinem Fenster gerade gegenüber lag. Im ober» Stockwerk wohnte eine junge Amerikanerin, Miß Sarah Westernborough, die zur Zeit meiner Ankunft noch schwer leidend war und deshalb das Iimmer nicht verließ. Sie bildete sich ein, daß man sie mit de» Speisen der Anstalt vergiften wolle, verweigerte die Nahrung und war zum Skelett herabgemagert. Ich sah sie zum ersten Mal im Fahrstuhl an einem leuchtenden hellen Summcrtage. Ihr schmales blutleeres Gesicht trug den unverkennbare»

Mein Freund kjilaiius. ^
Stempel schweren Leidens, aber sie sah wunderschön ans. Ich fühlte eine tiefe innerliche Bewegung, als ich ihr von meiner Schwester vorgestellt wnrde. Vir knüpften, ich weis; nicht mehr über welchen Gegenstand, eine Unterhaltung an und sprachen, ich weis; nicht wie lange; aber es war mir wahrhaft schmerzlich, als einer der Aerzte sich zn nns gesellte nnd mir durch ein ausdrucksvolles Schließen der Lider in nicht mißznoerstchrndcr Weise andeutete, das; es nun an der Zeit sei, die Unterhaltung, die die Kranke aufregen könne, abzubrechen. Ich erhob mich, und der Arzt gab nun in zarter, vorsichtiger Weise der Kranken zn verstehen, daß es wohl an der Zeit sei, jetzt zur Ruhe ihres Zimmers zurückzukehren.
Miß Sarah, die von der ungewohnten Anstrengung in der That etwas abgespannt zu sein schien, nickte zustimmend und verabschiedete mich mit freundlichem Gruß. Ich blieb an der Thiir nnseres Hanfes stehen nnd sah ihr nach, wie der kleine Wagen, in dem sie ruhte, von der Tienerin in die Ho.usthür der mittleren Villa geschoben wurde.
Sie hatte mir's angethan, Miß Sarah; ich konnte an nichts Anderes mehr denken.
Ich sah sie beständig vor mir: die gebrechliche zarte Gestalt, das schmale bleiche Gesicht mit der feingeschnittenen Nase, der durchsichtigen Haut, umrahmt von üppigen, schwarzen Haaren, die in großen Wellen aufgelöst über die Schultern fielen. Ich sah immer nnd immer das tiefblaue, sehnsüchtige Ange mit der merkwürdig großen, schwarzen Pupille. Ich empfand mit der Armen das tiefste Mitgefühl — fo redete ich mir wenigstens ein, nnd in diesem Sinne sprach ich von Miß Sarah mit meiner Schwester und mit den Aerztcn. Aber diese Selbsttäuschung konnte nicht Stand halten, nnd in derselben Nacht noch gestand ich mir, als ich ruhelos auf meinem Lager mich hin- und herwarf, daß es etwas Anderes, Mächtigeres als Mitleid war, was ich für sie fühlte: ich liebte, liebte zum ersten Mal in meinem Leben.
Mitten in der Nacht erhob ich mich und kleidete mich wieder an. Ich öffnete das Fenster und blickte hinüber zu der kleinen Villa, die sich in dem nächtlichen Tunkel der Umgebung vom Hintergrunde kaum abhob. Ich blickte hinüber, stundenlang und zwecklos, zu den Fenster» des ersten Stocks, die durch das gedämpfte Licht einer Nachtlampe matt beleuchtet waren. Ta ruhte sie jetzt, hoffentlich in erquickendem Schlafe. Ich war überglücklich bei dem Gedanken, aber zugleich fühlte ich mich auch tief unglücklich.
Sollte mich das Verhängnis; meiner Familie nun auch noch ereilen, zwar in einer anderen, aber vielleicht noch schrecklicheren Gestalt? Sollte ich mich klaren und nüchternen Sinnes in eine Geistesgestörte verlieben, deren Instand nach den Aussagen der sachverstäudigeu Aerzte als ein nahezu verzweifelter bezeichnet wurde? So grausam tonnte das Schicksal nicht sein!
An meiner armen Schwester hatte ich schon die Veubachtnng gemacht, wie mein Wesen gewisse, mir selbst nicht verständliche Eigenschaften besitzt, die beruhigend und heilkräftig sich bewährt hatten. Wäre ich ein etwas weniger

nüchterner Positivist, als ich es bin, su würde ich glauben können, daß ich jenes gewisse magnetische Flnidum besitze, um dessen Vorhandensein »der Nicht-Vorhandensein sich die Gelehrten seit Jahrhunderten herumzanken. Ich brauchte keine wissenschaftlichen Forschungen anzustellen, mir stand eine erfolgreiche Erfahrung zur Seite. Alles, was ich irgendwie vermochte, das wollte ich nun — ich gelobte es mir feierlich — lediglich dazu verwenden, die Arme zu Heileu; uud ich hatte die bestimmte Empfindung: es wird mir auch gelingen! Besser als den Aerzten!

Es war mir eine unbeschreibliche Genugthunng, daß Miß Sarah Vertrauen zu mir zu fassen schien und sich in freundlicher Zuneigung mir geistig näherte. Mit meiner Schwester war sie schon vor ihrer letzten Krisis innig befreundet gewesen, und so ergaben sich unsere häufigen Zusammenkünfte in ungezwungenster Weise und ganz von selbst. Ter Verkehr zwischen nns wurde immer vertraulicher und herzlicher. Wir waren schließlich fast den ganzen Tag zusammen. Schon am zweiten Tage hatte ich vermocht, was die Äerzte seit Monaten durchzusetzen vergeblich versucht hatten. Wir hatten in der Vorhalle der Villa den Frühstüctstisch zu Dreien anrichten lassen. Miß Sarah nahm meinen Arm an nnd setzte sich zu uns. Ich nuthigte sie scherzhaft, wie ei» kleinstädtischer Wirth, zuzugreifen. Sie ließ sich freilich zunächst ein wenig bitten, aber als sie sah, mit wie gutem Appetit wir uuser Mahl verzehrten, sprach sie seit langen Wochen zum ersten Male wieder den Speisen und Getränken freiwillig zu. Und von nuu ab war sie unser regelmäßiger Gast bei den Mahlzeiten. Sie kam verhältnisimäßig ziemlich schnell wieder zn Kräften; die Schlaflosigkeit wich von ihr, und der rosige Hauch der Genesimg lagerte sich auf ihre Waugeu.

Ich war glücklich, glücklich wie ein Vater, der fein todtkrautes Kind gesunden sieht.

Nach kaum einem Vierteljahr war sie soweit hergestellt, daß sie au unseren Ausflügen außerhalb der Anstalt iu dcu warmen sonnigen Herbsttagen theiluehmen durfte.

Die wiederkehrende Gesundheit hatte sie womöglich noch verschönt, und iu der liebliche,i Hülle entdeckte ich eine Fülle vou Herzensgute uud Vornehmheit der Gesinnung, wie ich es Dir nicht beschreiben kau». Aus ihrem neugewonnenen Lebeu erblühte unu die wunderbarste Lebenslust. Sie war heiter bis zur Ausgelassenheit. -^'

Um so auffälliger war es nur, uud es beunruhigte mich, als ich sie eine-s Tages recht niedergeschlagen fand. Sie hatte ofseubar geweint.

Ich fragte sie iu schonender Weise nach dem Grunde ihrer plötzlichen Traurigkeit. Uud da gestand sie mir, während »vir unter den schattigen Linden auf- und abgingen, daß der Gedanke, uns, meine Schwester und mich, über lnrz oder laug verlassen zu müsseil uud wieder allein zu bleibe», bis ihr Vater sie abholen würde, sie su unglücklich mache; uud selbst die Erwägung, geheilt zu den Ihrigeu zurückzukehren, vermöge sie nicht heiterer zu stimmen;

sie habe sich »bei, zu sehr an unseren Umgang gewöhnt, und sie tonne sich nicht vergegenwärtigen, wie sie die dauernde Trennung von uns ertragen werde.
Ich blieb stehen, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, sah sie an uud sagte ihr:
„Weshalb solle» wir uns deuu trenne»? Wenn Sie es wollen, bleiben wir immer zusammen."
Sie machte keine Bewegung, um ihre Hände den meiuigeu zu entziehen. Fragend blickte sie zu mir aus. Sie zitterte ein wenig, ihre reizenden Lippen öffneten sich zu einem glücklichen Lächeln, und die Thräneu traten ihr in die Äugen.
Als ich sie so vor mir sah, da übermannte es mich. Ich zog sie an mich, schloß sie in meine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. Wir sprachen kein Wort.
Ta horte ich die Stimme meiner Schwester, die nach mir rief; und ich sah nun Greten, wie sie in den Lindenweg einbog. Ich lief ihr entgegen, und übermüthig wie ein Kind umfaßte ich sie, Hub sie laut lachend vom Hoden auf, küßte sie uud konnte nichts Anderes sagen als: „Sarah, meine Braut."
Meine Schwester war viel weniger überrascht, als ich angenommen hatte. Sie eilte zu ihrer Freundin und umschlang sie als Schwester. Sarah war mit ungläubige» Augen ganz betroffen stehen geblieben uud uoch immer keines Wortes mächtig.
Während wir den Weg nach der Villa einschlugen, ‚verabrede!e» wir, daß wir von der Sache eiustweileu uud an diesem i^rte nicht weiter sprechen wollten. Eine Verlobung unter diesen Verhältnissen uud iu dieser Umgebung war ja wirklich etwas sehr Absonderliches, und hier, wo alles Seltsame ver-dächtig erschien, würde unsere Handlung den thörichtsten Mißdenluugeu schwer-lich entgangen sein.
Aber gerade die Heimlichkeit, zu der wir uns eutschlossen hatten, erhohle den Reiz unseres Bundes iu cigenthümlicher Weise. Tas ruhige Bewußtsein unseres Einsseins, gepaart mit der Mthigung, Uur deu Nebrigeu die Scheide-wand der gesellschaftlichen Gepflogenheiten aufrecht zu erhalten, der Zwang, deu wir uns iu unseren wechselseitigen Beziehungen auferlegen mußte», und unsere lllchetud« lleberlegeuheit — Alles das war ungemein heiter und poetisch.
Inzwischen waren sowohl bei meiner Schwester, als auch bei meiner Braut die letzte» Spuren ihrer Krankheit verwischt. Beide hatten sich voll-kommen erholt, und die beiden Schwägerinnen, die so starte Berührungs-punkte hatten: die Gemeinsamkeit ihrer iciaiikheit, des Aufenthalts, der Pflege, der gleichzeitige» Gesuuduug uud der Liebe zu mir, verbanden sich in immer herzlicherer Freundschaft. Wir zimmerten uns unsere Zukunft zurecht, und wir hatten befchlosse», Teutschland, das i» uns so viele traurige (irinnernngen wachrufen mußte, zu verlassen uud iu der Neuen Welt eiu ueues Lcbeu auzu-fauge».

^ Paul linbau in Verlin.
Meine Braut hatte mich in ihre Familienverhältnisse vollkommen eingeweiht. Noch am Abende desselben Tages, an dem ich mich mit Sarah verlobt hatte, schrieb ich an ihren Vater, der große Minen in Montana und beträchtliche Getreidefelder in Dakota besitzt,
Sarah war vor einem I.chre, als sie mit ihrem Vater Europa bereiste, ertrankt: er hatte sie uothgedrungen hier zurücklassen müssen, da die Aerzte übereinstimmend der Ansicht waren, daß die lange und beschwerliche Reise Gefahren für ihr Leben haben tonnte. Unter dem Schutze einer alten bewährten Dienerin, die Sarah von Kindheit an kannte, war meine Braut der Pflege des Dr. Philipp! übergeben worden. Für den kommenden Frühling hatte Mr. Westcrnborough I)r. Philippi seinen Besuch angekündigt, um, wenn es irgend möglich wäre, seine Tochter mit sich zu nehmen. Es war ein großes Opfer, das der Vater seinem Kinde zu bringen hatte, denn gerade in dieser Zeit war er von seinen Geschäften unendlich in Anspruch genommen. Tnrch die bisher unzugänglicheu Gebiete wurde ein neuer Schienenstrang gelegt, der für den kommenden Summer eine abermalige gewaltige Verbindung zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Oeean herstellen sollte und völlig veränderte Bedingungen des Daseins für die nördlichen Tistricte der Vereinigten Staaten schassen mußte. Jeden Tag stand, wie man ohne Ueber» treibung sagen darf, ein Vermögen auf dem Spiele, ein großes Vermögen. Millionen.
An jenem Abend also setzte ich mich an meinen Schreibtisch uud schrieb — Tu kannst Dir denken, mit welcher Vorsicht — einen langen sachlichen Bericht au meinen künftigen Schwiegervater. Ich fchildertc ihm, unter welchen Umständen ich die Bekanntschaft feiner Tochter gemacht, uud wie ich mich in sie verliebt hatte; ich sagte ihm, daß sie meine Neigung erwiderte und mit meiner Schwester in inniger Freundschaft zusammen lebte; ich gab ihm ein getreues Bild meiner Verhältnisse, setzte ihn in den Stand, die Wahrheit meiner Angaben zu prüfen, n»d schloß mit der ehrerbietigen Bitte! nm die Erlanbniß, mit meiner Schwester seine völlig genesene Tochter nach Dakota begleiten zu dürfen nnd dort um ihre Hand anzuhalten. — Sarah schrieb in demselben Sinne.
Ter Verkehr mit Dakota war aber zu jener Zeit noch schwerfällig und langsani. Vor Weihnachten durften wir die Antwort des Vaters kaum erwarten. Bis dahin wollten wir nnscru ruhigen Bonner Aufenthalt, der für uns Falles Schreckhafte uud Peinliche des Krankenhauses durchaus verloren hatte, beibehalten. Wir lebten also unser stilles heiteres Leben für uns. Trutz aller Vorsicht, die wir beobachteten, konnte der vertrauliche Charakter unseres Verkehrs und unserer Absonderung von den Uebrigen nicht unbemerkt bleiben. Und an einem Orte wie jenem wird Alles, was vemerri wird, als auffällig und nicht normal aufgefaßt. Es ist uicht zu verwundern, daß die Anstaltsärzte, die den ganzen Tag mit Kranken Verkehren, eine jede Erscheinung, die sich ihrem prüfendem Auge darstellt, als eine symptomatische

betrachten. Sie leben sich schließlich ganz in den Wahn hinein, daß Jedermann mehr oder minder tränt und als Patient zu beHandel» sei, und eine jede unerwartete Aeußerung oder Handlung gilt ihnen als ein Beweis der Richtigkeit ihrer pathologischen Beobachtungen.
Mit den» Hauptarzte und auch mit den beiden Assistenten stand ich auf gutem Fuße. Ich hatte nun eine genügend lange Zeit mit ihnen verbracht, um die Einrichtung der Anstalt vollkommen kennen zu lernen. Manches erschien mir mustergültig, manches Andere aber erachtete ich für verbesseruugsfahig und äußerte darüber meine unverhohlene Ansicht. Sie sahen sich, als ich ihnen meine Verbesserungseutwürfe auseinandersetzte, mit bedenklichen Blicken an, und ich täuschte mich gewiß nicht' sie hielten diese ruhigen Vorschläge für die Aeußerungen eines krankhaften Geistes.
Von jener Zeit an widmeten sie mir ihre besondere Aufmerksamkeit.
Es machte mir Spatz zu bemerken, wie sie sich mit regster Theilnahme nach meinem Schlafe, nach meinem Appetit erkundigten, mir Weisungen gaben in Betreff der Tiät, der Tageseintheilung, der Zerstreuungen, die ich suchte :c.
Tie ängstliche Fürsorge der Aerzte und namentlich des Hauptarztes Dr. Philippi für mein Wohlbefinden steigerte sich nach meiner heimlichen Verlobimg immer mehr. Tu kannst Tir vorstellen, wie mich das belustigte.
Eines Abends war ich besonders gut aufgelegt und konnte mich des Lachens kaum erwehren, als ich wahrnahm, wie der Arzt mich mit immer besorgterem Gesichte musterte. Ich lud ihn beinahe übermüthig ein, mit mir auf mein Zimmer zn kommen und dort nach Tisch den Naffee bei mir zu trinken, ich hätte Mancherlei mit ihm zu besprechen. Ich hatte einen gemissen Galgenhumor und wollte ihn aufziehen. Ter Arzt nahm meine Einladung an. Als' er mir in meinem Zimmer gegenüber saß, legte er sein Gencht in so finstere Falten, daß ich laut anflachen mußte.
„Nun, Toctor meiner Seele!" rief ich vergnügt, „weshalb sehen Sie denn so furchtbar düster aus?"
ilhne eine Miene zu verziehen, sagte er mir iu strenger Ruhe!
..Ich fürchte, Herr Gauer, der Aufenthalt hier bekommt Ihnen nicht gut . . ."
Ich erschrak bei dem Gedanken, daß der Toctor mir die Gastfreundschaft kündigen mochte. Er hatte schon früher derartige Ankündigungen gemacht. Ich bat ihn daher so dringlich, wie der Anstand es gestattete, mir den ferneren Perbleib in feinem Hause zu gewähren. Nach langem Zureden willigte er ein.
,.Aber Sie sollten wenigstens den Verkehr mit den tranken Tameu einigermaßen einschränken", fuhr er fort. Und abermals sagte er mir:
..Vielleicht würde es Ihnen dienlich sein, wenn Sie in dieser unfreundlichen Jahreszeit ein wärmeres Klima aufsuchten. Tie mildere Natur, die veränderte Umgebung würde^Sie erfrischen und zerstreuen,"
„Sehe ich aus wie ein Mann, der der Zerstreuung bedarf?" fragte ich,
„Ich bin niemals heiterer gewesen und habe mich nie froher gefühlt."

„Ihre unbegründete Ausgelassenheit »st ein Symptom, das mich ernstlich beunruhigt."
„Nun, und wenn ich schwermiithig nnd verschlussen wäre, würde Sie das weniger beunruhigen? Würde Ihnen meine gedrückte Gemüthsstimmung nicht ebenfalls Besorgnisse einflößen? Wie soll ich es Ihnen recht machen, lieber Toctor?"
„Lassen wir das," gab er zur Antwort. „Eine ernste und traurige Stimmung würde mir unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls erklär licher erscheinen als Ihr Uebermuth, zu dem hier wahrlich keine Veran- lassung vorliegt. Aber nicht das allein ist eö, was mir in Ihrem Ne nehmen auffällt. Sie haben gewisse Eigenthümlichleiten, dir mich bedenklich stimmen müssen."
„Welche?" fragte ich.
„Nun, erklären Sie mir z. B. die folgende: Tie Villa, in der Ihre Schwester wohnt, liegt unserer Hausthür gerade gegenüber; Sie brauchen nur über den Kiesweg um den Springbrunnen zu gehen, und Sie sind da. Anstatt dessen machen Sie jedesmal einen großen Umweg, umgehen den ganzen Schmuckplatz und schleichen an den Manern entlang."
„Wenn es nichts Anderes ist," erwiderte ich lachend, „so kann ich Sic sogleich beruhigen. Ich bin als Kind einmal beim Turnen vom Neck gefallen, und seitdem leide ich an Schwindel. Es ist mir mein Lebtag unangenehm gewesen, über einen freien Platz zn gehen, und ich vermeide es inftinctiv, wo immer ich kann. Ich habe seit meiner Kindheit mich daran gewohnt, an den Häusern entlang zu gehen. Ich thue es jetzt, wie gesagt, gewohnheitsmäßig, ich glanbe gar nicht, daß mich der Schwindel noch befallen würde. Und um Ihnen Spaß zu machen, werde ich von jetzt ab immer gerade über den Platz gehen."
„So, so," brummte Di', Philippi vor sich hin. „Nnd weshalb suchen Sie denn so oft eine verstohlene Ecke im Parle auf nnd verbleiben da stunden- lang in derselben Stellung?"
„Also das ist auch ausfällig?" entgegnete ich, noch immer lachend.
„Lieber Toetur, ich befürchte ernsthaft, daß Ihr Vernf Ihre Beobachtungen allzu sehr schärft und dadurch fälscht. Jedermann hat doch seine Stunden einsamer Grübeleien, nicht wahr? Der Eine macht sie so ab, der Andere so. Ter Eine legt sich auf's Sopha, streckt die Beine von sich und paffr eine Cigarre; ein Anderer geht spazieren und schleudert mit dem Stucke die kleinen Kiesel des Weges vor sich her. Ich hange meinen Gedanken am liebsten »ach und überlege mir, was ich mir zu überlegen habe, am besten, wenn ich mich auf irgend einen entlegenen Fleck mit gesenktem .Hopf ruhig hinstelle, abgewandt vom Treiben der Uebrigen, und mich um keinen Menschen bekümmere. Ich wiederhule Ihnen aber, »venu es Ihnen Vergnügen macht, will ich auch diese alte Gewohnheit ablegen und null mich in den Stnnden, in denen ich mit meinen Gedanken allein sein will, in mein Zimmer zurückziehen."

Mein Freund Hil>iiini, ^?
Aber mehr als diese Einzelheiten beunruhigte den Doctor meine gehobene Ztimmung. Er hatte mich ja gesehen, als ich angekommen war. Damals war ich nachdenklich und kummervoll; jetzt erblickte er mein glückstrahlendes Gesicht, jetzt hörte er mich oft in meinem Zimmer übermüthig trällern, und diese rosige Laune, die er sich in Unkenntnis; der Verhältnisse nicht erklären konnte, erschien ihm überaus verdächtig! Er wußte ja nicht, was mich so glücklich machte, und so mußte' ich denn mit der Wahrheit Heransrücken, Ich sagte ihm also, daß meine Freude darüber, meine Schwester voll- kommen geheilt zu sehen, und die Aussicht, mit ihr vereint später leben zu tonnen, doch wohl schon genügend sei. nm meine veränderte Stimmnng zu erklären. Aber es sei noch ein stärkerer Grnnd dafür vorhanden- meine herzliche Freude über die Genesung Sarahs, und endlich und hauptsächlich — meine Liebe zu ihr.
Ter Arzt hatte mir sehr aufmerksam zugehört, und während ich so sprach, versteinerte sich sein ernstes Gesicht immer mehr. Er legte väterlich und freundschaftlich seine Hand auf die meinigc nnd sagte beinahe feierlich: „Verehrter Freund, Sie sind wirklich krank! Sie befinden sich in voll lommenem Irrthum, wenn Sie glauben, daß Ihr Fräulein Schwester geheilt ist. Seit Ihrem Hiersein hat ihre Erkrankung allerdings eine andere Erscheinungsform angenommen, aber die Krankheit selbst ist leider nicht gehoben. Sie irren sich ferner, wenn Sie annehmen, daß Fränlein Sarah geheilt »ei; ihr Znstand hat sich im Gegentheil erheblich verschlimmert. Ihre Veurtheiluug des Gesundheitszustandes Ihrer Schwester und der amerikanischen Tame, dieser völlig unberechtigte Optimismus und Ihre abenteuerliche Neigung zu der unglücklichen Kranken — es thnt mir leid, es Ihnen sagen zn müssen, aber die Pflicht gebietet es — es ist krankhaft! Sie müssen wirklich etwas für sich thun! Wenn Sie durchaus bei uns bleiben wollen, so muß ich Sie bitten, daß Sie sich unserer Pflege völlig anvertraue», und daß Sie unsere Weisungen gewissenhaft befolgen. Ich will Sie keineswegs erschrecken. Daß ich wahrhaft bin, werden Sie ja wissen; ich beschönige also mich nichts, wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht etwa an einem schweren Leiden erkrankt sind. Es handelt sich für Sie nur, wie ich fest überzeugt bin, um ein vorübergehendes Unbe Hagen, das durch die starken Erregungen, denen Sie hier ausgefegt gewesen sind, verursacht worden ist, uud das bei rationeller Behandlung bald völlig beseitigt werden wird."
Ich glaubte zunächst nicht recht verstanden zn haben. Eine Weile wider- sprach ich, zunächst in scherzhaftem, danach in ernsterem Tone, wie man eben einem vernünftigen Manne gegenüber seine abweichende Ansicht vertritt. Aber während unserer Erörterung bemächtigte sich meiner die lieber- zeugung, und sie wurde immer fester, daß der Leiter der Anstalt dnrch den beständigen Umgang mit Kranken selbst in der Klarheit seines Nrtheils- und Denkvermögens gelitten hatte.
Ich hatte mich in Folge der Unglücksfälle in meiiier Familie sehr

angelegentlich mit psychiatrischen Studien beschäftigt und erkannte den Zustand sehr wohl. Ich empfand mit dem Schicksal des trefflichen Mannes tiefes Mitgefühl . . .
Scheinbar machte ich nun alle Zugeständnisse. Ich sagte ihm schließlich: er ginge nach meiner Ucberzengung in seiner freundschaftlichen Thcinahme für mich wohl etwas zu weit; aber er möge ja in der Hauptsache Recht haben, und vielleicht befände ich mich im Irrthum. Ich wäre durchaus geneigt, seinen Anordnungen zu folgen.
Nachdem ich so sein Vertrauen bestärkt hatte, erlaubte ich mir, in aller Behutsamkeit auch ihm einige freundliche Winke zukommen zu lassen.
„Wir leben zu viel nnd zu schnell, Toctor," sagte ich. „Unser ganzes Geschlecht ist überreizt nnd abgespannt. Und auch Sie haben sich, wie ich glaube, zuviel zugemuthet. Wie Sie mich des ungerechtfertigten Optimismus beschuldigen, so mochte ich gegen Sie beinahe die Anklage erheben, daß Sie zu pessimistisch gestimmt sind. Ich halte das für eine Folge der Ueberarbci-tung. Auch Ihnen würde es nicht schaden, wenn Sie sich eine kleine Aus-spannung gönnten, nnd ich stelle mich Ihnen vollkommen zur Verfügung. Wenn Sie wollen, machen wir jetzt trotz der unfreundlichen Witterung und der turzcu Tage eine kleine Neise zusammen. Vielleicht kann ich Ihnen auch einen Theil Ihrer Arbeiten abnehmen, ich habe ja ohnedies hier nichts Be-sonderes zu thnn. Und wenn ich auch kein Mediciner von Fach bin, su ganz und gar laienhaft bin ich doch auch nicht, wie Sie wohl bemerkt haben werde»/'
Mit einem eigcnthümlichen blöden Lächeln hörte Dr. Philipp! mich an. mit einem Lächeln, das meine Wahrnehmungen leider nur noch bestätigen mußte. In seiner Antwort kam er ans meine Vorschläge gar nicht zurück, sondern ging sofort mit der den Geisteskranken eigenthümlichen Beharrlichkeit auf sein Thema über: anf seine angebliche ‚Ertenntniß meiner Erkrankung.
„Sie müssen den täglichen nnd stündlichen Verkehr mit den beiden Tamen etwas einschränken," sagte er wiederum.
Tas war nuu einmal sein Steckenpferd. Ich erhob Widersprnch da-gegen in maßvollster Weise, aber der Toctor wnrde darüber so aufgeregt, daß ich einen heftigen Auftritt befürchten mußte. Ich lenkte also ein und versprach ihm, daß ich mich auch in dieser Beziehung seinen Wünschen unter-ordnen wolle.
Und es war mir Ernst mit meinem Versprechen. Tenn ‚ich wußte ja daß die Antwort meines Schwiegervaters Westernburough nun nicht mehr lange auf sich warten lassen tonnte; in vierzehn Tagen bis drei Wochen mußte dieselbe bei uns eintreffen.
Am anderen Tage erzählte ich den Tamen die seltsame nnd unheimlich».' Scene, die sich in meinem Zimmer abgespielt hatte. Meine Braut und meine Schwester hatten ebenfalls schon wahrgenommen, daß es mit dem Toctor nicht ganz richtig sei. Sie belobten mich wegen meines schonenden

Verhaltens ihm gegenüber. Wir verabredeten, daß wir uns bis zum Eintreffen der Antwort meines Schwiegervaters den Zwang auferlegen wollten, uns weniger zu sehen.
Der Doctor schien zunächst zufriedengestellt zu sein. Ich beobachtete ihn während der nächsten Tage mit schärferer Aufmerksamkeit, von dem lebhaftesten Verlangen erfüllt, meine Wahrnehmungen doch als grundlose zu erkennen. Aber leider sprachen alle seine Handlungen für die Nichtigkeit meiner Auffassung. Ich nahm mir also vor, bevor ich Bonn verließ, mit einem tüchtigen Arzte in der Stadt zu sprechen und die Medicinalbehörden von dem Zustande des unglücklichen Dr. Philippi in Kenntnis; zu setzen. Denn wenn sein Geisteszustand zur Zeit auch noch kein Unheil angerichtet hatte, so schauderte ich doch bei dem Gedanken, daß ein Mann, der nicht im Vollbesitze seiner Zurechnungssahigteit ist, an der Spitze einer solchen Anstalt mit unbeschrankter Machtvollkommenheit stehen und Anordnungen von vielleicht verhängnißvollen Folgen treffen dnrfte, bevor noch fein Zustand von den Assistenzärzten, die ihni ganz und gar ergeben waren, und die in ihrer Befangenheit dem Vorgesetzten blindlings folgten, erkannt worden wäre.
Die Tage des Wartens krochen langsam dahin. Die Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwester fehlte mir unendlich, und dies verstimmte mich tief.
Wie früher meine Heiterkeit, so erschien nun meine Gedrücktheit dem unglücklichen Arzte als ein neues besorgnißerweckendes Symptom. Die Damen hatte ich aus Rücksicht auf den Arzt zu meiden, und das Zusammensein mit I)r. Philippi war mir unheimlich. Ich suchte mir daher irgend eine stille Ecke des Gartens auf und blieb da stundenlang meinen unfreundlichen Gedanken überlassen. Ein neues bedenkliches Anzeichen in den Augen des Arztes! Wo immer ich mich verstecken mochte, er wußte mich zu finden. Er sprach in mich hinein, ich wollte ihm keine Autwort geben. Auch meine Schweigsamkeit erschien ihm krankhaft. Ich bin ja, wie Du weißt, sehr gutmülhig, aber ich hatte meine Selbstlosigkeit doch wohl überschätzt und war nicht im Stande, die Komödie würdig bis zu Ende zu spielen. Schließlich langweilte mich die Geschichte wirklich, und einige Male ließ ich mich auch dazu hinreißen, dem Arzt in etwas deutlicher Form meine Meinung zu sagen, zunächst in der gesellschaftlich höflichsten Form; als er aber immer wieder und immer wieder an mir herumdoetern wollte, meinen Arm aufhob, meinem Kopf eine verdrehte Stellung gab, verlor ich doch endlich die Geduld und wurde so ungehalten, daß der arme Toctor auf's Aeußerste erschrocken davonlief. Ich bedauerte übrigens meine nervösen Ausfälle sofort und bat ihn später höflich um Entschuldigung.
So hatte sich zwischen uns ein vollkommen verändertes Verhältnis; herausgebildet. Ich fühlte für den unglücklichen Mann tiefes Mitleid, und er hegte in seiner Erkrankung das tiefste Mißtrauen gegen mich. Allmählich maßte er sich nun auch an, mir gegenüber eine Autorität geltend zn machen, zu der

ihn nichts berechtigte. Ich war nicht sein Patient, ich war sein Miether; ich war zuvorkommend nnd artig gegen Jedermann im Hause, ich fügte mich vollkommen in die Gewohnheiten des Hauses, zeigte mich für, die Aufnahme so dankbar, wie es mir möglich war, und erfüllte alle Verbindlichkeiten. Ich durfte also den Anspruch darauf erheben, ebenso höflich nnd ebenso freundlich behandelt zu werden, wie ich die Andern behandelte.

Jetzt aber fiel es dem Arzte bei, mich von Zeit zu Zeit anzuherrschen, als ob ich sein Untergebener sei. Er forderte mich in beinahe schroffer Weile auf, das Zimmer zn verlassen, wenn ich keine Lust dazu hatte: er verbot mir gewisse Speisen und Getränke, die mir behagten — kurz und gut: er that alles Erdenkliche, um mich rebellisch zu machen. Aber ich entwickelte eine Langmuth, die die äußersten Grenzen des Menschenmöglichen erreichte, immer durchdrungen von dem Gefühle, daß ein Nedauernswerther, der nicht wnßte, was er that, mit mir seine lästigen Versuche vornahm. Wie mein Widerspruch, so reizte ihn schließlich jedoch auch mein Gehorsam; er ärgerte sich darüber, daß ich that, was er wollte, und er fing nun mit kleinen Chicanen an.

Er ließ mir eine ganz harte Matratze iu meiu Bett legen, auf der ich uicht mehr schlafen konnte.

Tann ließ er eines Morgens in mein Zimmer einen großen Stuhl bringen, der früher im Salon des Toctors gestanden, und über den ich mich öfter geärgert hatte, weil er eben furchtbar häßlich war. Ich warf den Stuhl natürlich auf den Flur hinaus. Und als ich den Toctor Mittags zur Rede stellte, warum er mir diesen Strich gespielt hätte, sagte er mir: ich hätte ja selbst den Wunsch ausgedrückt, noch einen Stuhl im Zimmer zu haben. Und das war auch richtig, Iu meinem Zimmer waren nur Polster-stuhle, und ich hatte um einen gewöhnlichen Rohrstuhl gebeten, weil ich auf dem weichen Polster schlecht schreiben konnte. Um mich nun zn argem, hatte er gerade den alten Lederstuhl, über dessen geschmacklose Verschnörkelung ich bei frühereu Gelegenheiten oft scherzhaft nnd ernsthaft mein Mißfallen geäußert hatte, ausgesucht,

Sudann veränderte er, ohne daß ich im Geringsten den Wunsch danach geäußert hätte, die Vorhänge in meinem Zimmer, unter dem Vorwanbc, daß sie gewaschen werden müßten. Um Vorwäude, die gauz plausibel klingen, sind die Kranken dieser Art ja nie iu Verlegenheit. Tic Vorhänge waren vollkommen sauber . . .

Aber ich will Tich uicht mit andern läppischen Einzelheiten langweile».

Ter Toctor führte eben gegen mich einen kleinen Krieg mit den kleinlichsten Mitteln. Ich bezwang meinen Unwillen, die beständigen Quälereien erregten mich indessen doch schließlich einigermaßen; und wie befreit athmetc ich aus, als mir der Tiener eines Morgens einen Brief mit englischer Aufschrift und amerikanischem Poststempel überreichte.

Mein Schwiegervater schrieb mir genau so, wie ich es erwartet hatte.

Bei der großen Entfernung, die uns von einander trennte, nnd bei der völligen Nnlenntniß der veränderten Verhältnisse war es natürlich, daß er einige Besorgnisse darüber empfinden mußte, ob das, was Sarah und ich ihm geschrieben hatten, auch dem Thatbestandc vollkommen entspräche. Er hoffte zu Gott, daß ich mich nicht getäuscht hätte, und er fügte hinzu, daß er sich zu dieser Hoffnung berechtigt glaube, dcun der ruhige überzeugende Ton meines Briefes lasse ihn kaum «och an der Erfüllung feines sehnlichsten Herzenswunsches zweifeln. Er würde alfo vollkommen einverstanden damit sein, daß ich mit meiner Schwester seine Tochter nnd deren Dienerin über's Meer nach der Heimat begleitete. Tie unerläßliche Vorbedingung sei jedoch die, daß die Aerzte ihre vollkommene Genehmigung dazu eltheilten. Er habe zu Dr. Philippi das unumschränkteste Vertrauen, und wenn dieser einverstanden sei, so werde er glücklich sein, sein Kind bald wiederzusehen und mich kennen zu lernen. Er wolle nnr das Glück seines geliebten Kindes, wir würden uns daher über alles Andere sicherlich verständigen.

Beim Lesen des Briefes bemächtigten fich meiner getheilte Gefühle. Ich war beglückt, zwischen den Zeilen die Zustimmung des Mr. Westernboruugh zur Verbindung seiner Tochter mit mir zu lesen; aber ich war auch einiger-maßen beunruhigt bei dem Gedanken, wie sich Philippi zu der Sache stellen werde. Ich wollte keinen übereilten Schritt thnn, Alles sollte weislich überlegt und berathen werden.

Ich ließ mich daher znni Frühstück bei den Damen ansagen. Unter uns Dreien herrschte vollige Übereinstimmung - Alles Erdenkliche sollte von unserec Seite geschehen, nm die Sache in Güte zu erledige». Hoffentlich werde der Toctor Vernunft annehmen und unserer endlichen Vereinigung keinen Wider-stand entgegensehen. Wir stießen auf ein fröhliches Gelingen mit den Gläsern an. Tollte sich aber, wenn alle Mittel der Ncberredung erschöpft fein würden, Dr. Philippi in feiner Geistesstörung unserem Vorhaben widersetzen, so würde ich den Schnh der Behörden in Anspruch nehmen.

Nach dem Frühstück ließ ich mich sogleich bei vi-. Philippi melde».

Ich gebe Dir hiermit die feste Versicherung, daß ich so vorsichtig nnd so Nug wie nur irgend möglich gehandelt nnd. um einem stürmischen Auftritte auszuweichen, das Menschenmögliche gethan habe. Aber schon »ach de» erste» Worten erkannte ich, daß es schlecht um unsere Sache stand.

Philippi wnßte bereits ganz genau Bescheid. Er hatte gleichzeitig von meinem Schwiegervater ein Schreiben erhalten, nnd er bemerkte mir, daß er es bereits beantwortet habe. Wie diese Antwort aufgefallen war, konnte ich mir felbst sagen, denn Philippi war von seinem Wahn, daß wir Drei schwer tränt seien, vollkommen durchdrungen.

Ich versuchte ihn zu überlisten, aber Tu weißt vielleicht nicht, daß gerade Wahnsinnige in der Motivirung ihrer unsinnigen Handlungen oft einen an's Unglaubliche grenzenden Scharfsinn entwickeln. Er durchschaute jeden meiner Schachzüge.

Wohl eine Stunde hatte ich in ihn hineingesprochen, ohne daß wir vom Flecke gerückt wären. Meine Geduld war langst bis auf die Neige erschöpft. Aber aus Schonung für ihn wollte ich es noch immer nicht aufgeben, die Sache gütlich zu Ende zu fühlen. Da verlor auch er schließlich die Geduld und sagte unwirsch:
„Nun lassen Sie es gut sein, die Sache ist abgemacht! Ich werde nicht nur nicht meine Erlaubniß dazu ertheilen, daß die Damen das Haus verlassen, sondern ich »verde durch die befugte Behörde feststellen lassen, wie es um Ihren Gesundheitszustand beschaffen ist, denn ich halte Sie jetzt für gemeingefährlich."
Vergegenwärtige Dir nun meine Situation, vergegenwärtige Dir all die mannigfachen Aufregungen, die ich in den letzten Tagen durchgemacht hatte, die erzwungene Trennung von meiner Braut und meiner Schwester, der unheimliche Verkehr mit einem Kranken, der mich für tränt hielt, die langen Stunden grübelnden Alleinseins, die kleinen Neckereien und Chiccmcn, die ich zu erdulden hatte, die Schlaflosigkeit, von der ich gepeinigt wurde, die beständige Heuchelei, zu der mich das Mitleid zwang, und nun als Gipfel aller dieser Erregungen die äußerste Gcwaltthätigkeit von Seiten dieses schwerkranken Menschen, dessen Krankheit noch nicht erkannt worden war, und der kraft seiner Stellung die Macht besaß, drei Mensche», die Niemand etwas zu Leide gethan, der Freiheit zu berauben, — eine Macht, wie sie ohne den Spruch der Nichter keinem anderen Menschen gegeben ist, und von der nun der Irrsinn Gebrauch machte, um unser Lebensglück zu zerstören! Als alles das vor meine erregte Seele trat, da verlor ich auf einen Augenblick meine Selbstbeherrschung. Ich riß die Maske herunter, sprang auf, schlug ans den Tisch uud sagte mit donnernder Stimme -
„Ich werde Sie zwingen, meinen Willen zu thunü Lassen Sie es nicht zum Aeußersten kommen, Sie würden es, bitter zu bereuen haben."
Philipp! wollte mich beruhigen. Er mich! Aber ich bestand nun auf meiner Forderung, und da er in seinem unsinnigen Widerstände beharrte, und da ich alles Elend vor Augen sah, das dnrch diesen Unglücksmenschen angerichtet wurde, da verwirrten sich meine Gedanken, es kochte nnd brauste in mir, und im Augenblick äußerster Ueberreizung überkam mich blinde Wuth. Ich packte den Unglücklichen an der Kehle, packte ihn fest und rief mit gebieterischer Stimme:
„Elender, unterschreib!"
Aber schon im nächsten Augenblicke war mir die ruhige Besinnung wiedergekommen. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schämte mich wirtlich.
Der Toctor war bleich. Er schluckte schwer und antwortete kein Wort.
Ich bemerkte aber sehr wohl, wie er sich, ohne mir den Nucken zuzuwenden, langsam von mir entfernte, an den Schreibtisch trat und den Knopf der

elektrischen Glocke drückte, die dort angebracht war. Gleich darauf erschien der Oberwärtcr.
Ich war gespannt, was sich nun Wohl ereignen sollte.
Philippi sagte ruhig:
„Rufen Sie zwei Wärter und sorgen Sie dafür, daß Herr Gnuer isolirt wird."
Höhnisch lachte ich auf. Das war denn doch zu arg! Ich sollte mich abführen, von zwei rohen blödsinnigen Kerlen in eine Zelle sperren lassen, blos weil ein wahnsinniger Arzt es ihnen befohlen hatte! Das überschritt denn doch die äußersten Grenzen der Iumuthung.
Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich war außer mir. Ich schrie ihm entgegen, daß ich mich auf's Aeußerste der Gewaltthätigteit widersetzen würde.
Auf einmal fühlte ich mich von hinten gepackt. Ich schlng um mich.
Man überwältigte mich und knebelte mich. Nun raste ich allerdings wie ein Wahnsinniger über diese unmenschliche Behandlung . . .
Was dann mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht mehr.
Ich weiß nur, daß ich, als ich wieder zu mir kam, mich in einem kleinen Zimmer ohne Möbel mit vier nackten Wänden befand. Alle Glieder schmerzten mich. Ich hatte mir die Knöchel durchgeschlagen. Ich war in einem bejammernswerthen Zustande und fühlte mich so elend und schwach, so namenlos Hülflos und unglücklich, daß ich nun wirklich in tiefe Schwermut!) versank.
Ist das denn wirklich möglich in unserer civilisirtcn Welt? fragte ich mich. Und giebt es denn gar keine Rettung? Ich bin doch so klar wie ein Mensch nur sein kann! Was ich verlange, ist doch so berechtigt wie nur möglich! Und mir darf man das anthun, und ich darf mich nicht beklagen? Weil ich gerade hier bin, wird jede Beschwerde von mir von vornherein als unberechtigt abgewiesen! Stehe ich denn außerhalb des Gesetzes? außerhalb der Ordnung der Dinge? Und mir darf man das anthnn, gerade mir? Wahrhaftig, wenn das so weitergeht, dann verliere ich den Verstand.
Tiefer Zustand währte ich weiß nicht wie lange: ich erinnere mich nur, daß ich einen nnüberwindlichen Widerwillen gegen das Essen hatte. Dabei hörte ich, so klaren Sinnes, wie ich jetzt klaren Sinnes bin, daß die Aerzte darüber bernthschlagten, auf welche Weise mir Wohl das Essen am zweckmäßigsten gewaltsam beizubringen sei. Sie hielten ja Alles für Wahnsinn!
Ich hatte einfach keinen Huuger, ich war schwach zum Umfallen, und mein Körper verlangte nicht nach Nahrung.
Das gelbgetünchte Zimmer mit der dicken Scheibe hatte ich verlassen dürfen. In meine frühere Wohnung hatte mich indessen der Arzt nicht wieder aufgenommen. Er hatte mir ein besonderes Zimmer angewiesen, weil ich angeblich beständig beaufsichtigt und mit besonderer Sorgfalt ärztlich gepflegt weiden müßte. In der Beziehung hatte er auch wohl Recht, denn nun war ich ja trank. Ich war nicht geisteskrank, wie Dr. Philipp! meinte, aber körperlich elend war ich.

2H - f>an! lindau in Veilin.
In einem merkwürdigen traumhaften Halbwachen duselte ich von einem Tage zum andern. Ich sprach nun kein Wort mehr und gab auf keine Frage Antwort. Wozu hatte mir das Sprechen genützt?
„Mntismus," sagte der eine Arzt zum andern, als sie an meinem Lager standen.
Auch mein Schweigen galt ihnen als ein Symptou meiner Ertrankung. Sie Alle wollten gar zu gern wissen, woran ich dachte, die Wärter und die Acrzte; aber ich sagte es Niemand. Es war nur ein Gedanke, der mich Tag und Nacht beherrschte: bei erster Gelegenheit meine Schwester und meine Braut zu befreien und gemeinsam zu fliehen. Tas wollten fie von mir herausbekommen, und deswegen fragten sie mich, deswegen legten die Thoren das Ohr an meine Brust. Aber ich wollte es ihnen nicht sagen, und deswegen schwieg ich.
Ich war indessen noch immer so schwach, das; ich mich nicht auf den Beinen halten tonnte. Mehrmals machte ich den Versuch aufzustehen, und die Wärter wollte« mir auch beim Ankleiden behülflich fem; aber ich mußte den Persuch immer wieder aufgeben, ich schüttelte den Kopf und legte mich wieder nieder.
Eines Nachts erwachte ich plötzlich. Ich fühlte längst entwöhntes Behagen. Ich reckte und streckte mich. Mir war, als sei ei» Wunder mit mir geschehen. Ich hatte die Empfindung, als ob mir die Gesundheit auf einmal wiedergegeben sei. Ich richtete mich auf, vorsichtig, denn ich traute der Empfindung noch nicht recht. Aber siehe da, es war wirklich so, ich hatte meine Kräfte wiedergewonnen, ich war wie verjüngt. Ich stand auf und trat an das Fenster. Mein Zimmer lag im hohen Erdgeschoß. Das Schloß an der Thür, die nach dem Flnr führte, hatte von innen keine Klinke, fo daß ich die' Thür nicht öffnen konnte. Außerdem hätte ich den Eurridor nicht betreten können, ohne von einem der Wärter gesehen zu werden, und endlich hätte ich ans diesem Wege mich das Haus nicht verlassen können, da die Hausthür fest verschlossen war.
Auch der Weg aus dem Fenster stand mir nicht frei. Das Feusterkreuz war ganz von Schmiedeeisen, breit und schwer, mit großen Verzierungen. Tiefe Schmiedearbeit war eben nichts Anderes, als ein schamhafter Ausdruck der Vergitterung. Ich öffnete behutsam das Fenster und versuchte, ob ich mich durch eine der Oeffnungen, welche die schmiedeeiserne Einfassung frei lief; hindnrchzwängen könnte. Aber das war unmöglich. Ich packte nun die eiserne Verkleidung nnd rüttelte mit aller Macht daran.
Und »uu kam über mich jene übermenschliche Kraft, wie fie die Vorsehung dem Sterblichen in Äugenblicken der Verzweiflung gewährt. Ich rüttelte und rüttelte. Und ich hörte nun, wie der Kalk herabprasselte. Und ich fühlte nun, wie das schwere Fensterkreuz aus den festgemauerleu Fugen sich lockerte. Noch eine letzte Anstrengung. Und mit dumpfem Schall fiel es auf den Sand.

Ich war ganz außer Athem, und dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirn. Ich hielt den Athem an und horchte. Alles war und blieb still.
Jetzt kleidete ich mich an, kletterte auf das Fensterbrett und sprang in den Garten hinab.
Ich schlich mich zu der mittleren Villa und klopfte leise an das Fenster meiner Schwester.
Wunderbar, sie schien ans mich gewartet zu haben. Sie hörte mich sogleich und ließ mich ein, ohne ein Wort zn sagen. Es bedurfte keiner Verständigung unter uns. Sie schlupfte die Treppe hinauf, und es war wohl kaum eine halbe Stunde «ergangen, so waren wir Drei, völlig angekleidet, in dem stockfinster«. Garten, Sarah, meine Schwester und ich. Tic Dienerin meiner Schwester war nicht einmal in ihrem Schlaf gestört worden. Sarahs amerikanische Begleiterin war meiner Brant beim Ankleiden behilflich gewesen; sie wollte sich schlafend stellen, was konnte man ihr anhaben?
Wir kannten das Grundstück ganz genau. Schon früher hatte ich einmal scherzhaft geäußert: wenn man hier ausbrechen wolle, fo sei es gar nicht schwer. An einer entlegenen Stelle der Umfriediguugsmauer rankte sich an einem hölzernen Geländer wilder Wein. Da bedurfte es keiner bcfoudcren Geschicklichkeit, um hinauf zu kommen, nnd der Sprung von der Mauer war nicht gefährlich. Ich kannte die Stelle ganz genau uud wußte, wo die Mauer am niedrigsten war. und ich fand fie in der Dunkelheit mit derselben Sicherheit, als ob der volle Mond am Himmel gestanden hätte. Zunächst half ich meiner Braut, dann meiner Schwester hinauf; ich kletterte nach, schwang mich von der Mauer hinab und rief meiner Braut zu, getrost zu springen, ich wurde üe schon auffangen. Und fo geschah es, nnd so geschah es auch mit meiner Schwester,
Ls war etwa fünf Uhr Morgens, als wir in den Anlagen vor der Stadt zusammen waren — frei!
Meine Schwester und meine Braut hatten ihre Naanchaft, die eine ziemlich beträchtliche Summe ausmachte, zu sich gesteckt. Schweigsam ginge» wir nach dem Bahnhof: wir konnten unserer Freiheit nicht noch froh werden. Als wir aber um sechs Uhr im Schnellzuge saßen, der in der Züchtung auf Bingerbrück Nouu pasfirte — da jubelten wir auf, da traten uns die Thränrn in die Augen, da schlössen wir uns in die Arme, da waren wir glücklich.
Wir hatten Billets bis Frankfurt genommen; es war uns ja ganz einerlei, wohin wir gingen. Unsere Hauptaufgabe war es, die Spuren unserer Flucht zu verwischen. Schon an demselben Nachmittage führen wir von Frankfurt nach Bremen. Und drei Tage darauf schwammen wir auf hoher See, nachdem wir uns in Bremen mit dem Nothwendigsten ausgerüstet hatten.
Nun, da wir uns ganz geborgen fühlten, da jede Gefahr der Wieder ergreifung beseitigt war, nun verließen mich meine Kräfte.
Am ersten Tage konnte ich mit den Damen noch am Lunch theilnehiuen, aber schon Nachmittags fühlte ich mich so elend, daß ich meine Kajüte nicht

mehr verlassen konnte. Auch die Tamen wurden trank. Der Schiffsarzt, den ich mir kommen ließ, erkannte mit jenem Scharfsinn, der den Aerzten eigenthümlich ist, in meinem Leiden eine einfache Seekrankheit. Ich wußte, daß es etwas Anderes und Schlimmeres war. Es war ja natürlich, daß all die fürchterlichen Aufregungen sich rächen mußten. Ich befand mich in einem Zustand der äußersten Schwäche. Ich war körperlich so matt, daß ich auch geistig in unbehaglichem Halbbewußtsein dahin dämmerte. In diesem willenlosen Halbwachen wurde ich vom schrecklichem Fieberwahn auf's Aeußerste gepeinigt. Ich sah mich wieder in der Anstalt von Bonn. Ich war da noch immer in demselben Zimmer, unempfänglich gegen Alles, was um mich vor-ging, stumm, stumpf und dumpf. Und in diesen wachen Halbtraum hinein spielten wunderlich und beängstigend gewisse Erinnerungen an thatsächliche Vorkommnisse. So war mir z. V., als ob ich in der dunklen Nacht plötzlich aufgestanden wäre, das Fenster geöffnet und den Versuch gemacht hätte, die eiserne Vergitterung gewaltsam herauszudrücken. Diesmal verlief es aber anders als in der Wirklichkeit. Tie solide Arbeit der Manrer widerstand meinen übermenschlichen Anstrengungen. Mein Stöhnen hatte die Wärter ans dem Schlafe geweckt, sie traten in das Zimmer herein und legten mich »nieder in's Vett. Und ich hörte, wie am andern Morgen die Wärter in meiner Gegenwart Bericht erstatteten, was in der vergangenen Nacht geschehen sei, und Philippi, der noch immer Arzt der Anstalt war, obgleich ihm der Wahnsinn aus den blauen Augen leuchtete, schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte zu de» Co liegen: „Ick) kann die Verantwortung nicht mehr allein tragen, ich muß den Vehörden Anzeige machen." Und dann hörte ich auch etwas von „Entmündigung" sprechen, und in meinem Fiebertraum wurde dieser Trohnug auch Folge gegeben. Man lud mich vor ein Collegium von ver-schiedenen Leuten, die ich nicht kannte: mau stellte Fragen an mich, die ich natürlich nicht beantwortete, ilnrz und gut: ich träumte mit einer so fürchter-lichen Lebhaftigkeit, daß sich die Grenzlinie zwischen der Wirtlichkeit und den, Traume völlig verwischte. Ich wußte kaum noch: ist das die Wahrheit, was ich jetzt träume, und ist es ein Traum, was ich für die Wahrheit halte? Wie steht es denn nur um mich? Vi» ich hier im Schiff, bin ich in Bonn? Was ist denn mit mir geschehen? Es lag schwer, eentnerschwer auf mir. Ein Unglücksfall rüttelte mich aus dieser Schwere auf.

Unser Schiff war im Nebel mit einem anderen zusammengestoßen nnd hatte ein starkes Leck erhalten. Ich hörte das Getrampel über meinem Kopfe, ich hörte, wie die Pumpen vergeblich arbeiteten, denn das Wasser drang immer mächtiger in das Schiff ein. Neber mir raschelte es wie die Ratten. Alle retteten sich auf das Teck. Mich Armen hatte man vergessen, und ich war zu schwach, um mir zu helfen. Und das Wasser stieg nnd stieg, es war schon in meine Kajüte eingedrungen. Ich klapperte mit den Zähnen. Es stieg immer mehr. Ich hörte, wie die Rettungsboote niedergelassen wurden. Meine Schwester und meine Braut hatten sich energisch geweigert, dieselben

zu besteigen- sie wollten, daß ich zuerst gerettet weiden sollte. Ich hatte die Besinnung verloren, ich sah nur noch verschwommene Umrisse, die wie Nebelbilder zerrannen. »
Und dann sah ich nichts mehr.
Als ich wieder zu mir kam, lag ich in dicke wollene Decken eingehüllt in einem Hospital zu New-I)orl. Was mit mir geschehen war, wußte ich nicht und habe es auch nie erfahren. Tu kannst Tir denken, daß wir nicht gern davon sprechen. Sarah und Gretchen schaudern bei dem Gedanken an unsere furchtbare Fahrt, und meine Sinne waren umfangen. Aber die Empfindung des steigenden kalten Wassers, — die ist mir geblieben, und noch jetzt fühle ich bei dem bloßen Gedanken daran eine unerträgliche Kälte, und ein Schauer überläuft mich.
Taut der hingebenden Pflege meiner Braut und meiner Schwester, die durch den Unverstand der Aerztc nicht erheblich beeinträchtigt wurde, war ich nach etwa zwei Monaten soweit wiederhergestellt, daß wir nun daran denken tonnten, auf unser Reiseziel loszusteuern.
Wir hatten beschlossen, meinem Schwiegervater von unserer bevorstehenden Ankunft keine Kenntnis; zn geben. Ich wußte ja, daß Philipp! ihm geschrieben! ich durfte auch wohl mit Recht voraussetzen, daß er ihm über unsere Flucht in seiner Weise Bericht erstattet haben würde. Wir wollten meinem Schwieger-vater unvorbereitet gcgenübeitreten, wollten ihm sagen- Hier sind wir, nun nrtheile selbst, ob wir die Kranken find, als die man uns schildert. Solltest Tu bei uns irgendwelche Anzeichen wahrnehmen, die das Gutachten des unglücklichen Philippi bestätigen, nun wohl, so versprechen wir Tir, aus freien Stücken dahin zu gehen, wohin Tu uns schicken magst. Beurtheüe uns vorurtheilsfrei. und Tu wirst bald begreifen, weshalb wir uns gewaltsam der Herrschaft jenes Mannes entzogen haben, der im Zustand vollkommener Unzurechnungsfähigkeit Menschenglück nnd Menschenleben zerstört.
Zu jener Zeit war nun die große Linie, die St. Paul in Minnesota mit Portland in Oregon verbindet, fertiggestellt worden. Tie Einweihung war in der allerglänzendsten Weise vollzogen worden. Ter Präsident Henry Villard hatte aus Teutschland nnd England eine Anzahl von bekannten Persönlichkeiten zu Gast geladen nnd feierte in einein Triunwhzuge sonder gleichen mit seinen Gästen dieses neue und großartige Wert menschlicher Kühnheit und menschlichen Unternehmungsgeistes. Alle Zeitungen waren voll davon. Ich las während meiner Erkrankung die Berichte über die Eröffnungs-feierlichkeiten der Northern Pacisicbahn mit wahrer Begeisterung, Ter nene Schienenstrang durchschnitt just die Gebiete, in denen mein Schwiegervater seine Besitzungen hatte- Tatota und Montana . . .
Inzwischen hatte ich mich mit reichlichen Geldmitteln versehen. Von New-Iort aus hatte ich meinem Geschäftotheilhaber ein «abeltelegramm ge-schickt und ihn um Beglaubigung bei einem großen New-Ivrter Hause bis zur Höhe vou 250 0W Tollars gebeten. Ich war entschlossen, einen Theil

dieses Eapitals in Ankäufe der nencrschlossenen Gebietstheile anzulegen, womöglich in der numittelbaren Nachbarschaft meines Schwiegervaters.
So brach denn unser kleiner Hansstand, der nun sechs Personen zahlte — nns Drei, einen Diener und zwei Dienerinnen, — an einem schonen Sep.tembe» tage auf nach dem Westen, Die Reise war überreich an Genüssen auserlesenster Art. Wir ließen die unvergleichlichen Wunder der Natur und die kaum weniger erstaunlichen Wunder der Menschen voll ans uns wirken. Wir besuchten die Fälle des Niagara, blieben einige Tage in dem wie durch einen Zauber geschaffenen Chicago und fuhren dann nach Minnesuta, nach St. Paul hinauf. Von da machten wir einen Ausfing nach dem benachbarten wuuderuullen See von Minnetonla nnd «erbrachten da einige himmlische Herbsttage. Nun traten wir die lange ziemlich einförmige Fahrt dnrch die unermeßlichen Strecken von Dakota an. Dn kannst Dir nichts Unglaublicheres vorstellen, als dieses Weideland, als diese Städte, die wie die Pilze ans dem Buden schießen; gestern noch ein paar Hütten, heute bedeutende Handelsplätze mit allen Einrichtungen der modernen Großstädte: mit elektrischer Beleuchtung, Pferdebahn und beinahe ebensoviel Druckereien wie Einwohnern.
Es war in den letzten Tagen des September, als wir unser Ziel erreichten: die Hauptstadt von Dakota, die den Namen unseres großen Kanzler» führt, Bismarck. Von der früheren Hauptstadt Maudan ist Bismarck nur durch den Missouri getrennt, über den eine mächtige massive Brücke für die Nord-Paeifiebahn geschlagen ist.
Mein Schwiegervater wohnte in Mondän. Mit merkwürdigen Empfindungen machte ich mich auf den Weg. Tie Damen mit ihren Begleiterinnen hatte ich in Bismarck zurückgelassen. Es ist in der That eigenthümlich, zum ersten Male einem Manne gegcnüberzutreten, der voraussetzen muß, daß man sich uicht im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte befindet, und ihm sagen zn müssen: ein Geisteskranker ist allerdings leider im Spiele, aber es ist der Arzt!
Was soll ich Dich nuu mit den Schilderungen der Einzelheiten ermüden? Mein Schwiegervater merkte sehr bald, mit wem er zu thun hatte. Wir drückten nns die Hand, wir umarmten uns, und am 15. October wnrde in Mandan die Ehe zwischen Sarah und mir geschlossen.
i^b ich glücklich bin?
Es giebt leinen glücklicheren Menschen auf dieser Welt. Ich liebe meine Fran von ganzem Herzen, nnd sie liebt mich. Der scharfe Hauch dieser mächtigen Natur hat an ihr wie au meiner Schwester wahre Wunder gethan. Und anch an mir. Dn solltest mich sehen: im wollenen Hemd, mit drei krämpigen Hut, die Hosen inlden Schaft des Stiefels gesteckt, sonnengebrännt. mit ,hartgearbeitcter Fanst, Du würdest den bleichsnchtigen Großstädter von ehedem nicht wiedererkennen!
Nebenbei ist es mir geschäftlich über alle Begriffe gut gegangen. Ich nenne Dir absichtlich leine Zahlen, denn Dn würdest glauben dürfen, daß ich

von der amerikanischen Krankheit des Uebertreibens doch ein bischen angesteckt bin. Aber glaube mir, ich bin ein reicher Mann. Ich besitze mehr als die meisten regierenden Fürsten in Teutschland. Und ich habe Freude an meinem Neichthum. weil ich damit Gutes schaffen kann. Auch Du, mein alter lieber Freund, sollst nicht leer ausgehen. Ich kann Tir uo» meinem Ueberflusse mehr geben, als Tu je gebrauchen wirst, um nach deutschen Begriffen verschwenderisch Tcin Leben zu Ende 511 führen, und ich merke eS uicht. Sträubt sich Tein Zartgefühl, die Freundesgabe anzunehmen, nuu gut, so uerwerthe die Summe», die ich Tir zu überweise» gedenke, zu wohlthätigeu Zwecken. Tenle besonders an die armen Irren und leite eine kräftige Agitation ei», die darauf abzielt, daß die Befähigung der Aerzte einer schärferen Prüfuug unterworfen werde. Tenn wieviel Unheil diese Unglücksmenschen anrichten, — man muß es selbst erlebt haben, um es zu glaube»! Es ist nicht die Nachsucht, die mich zu diese» Zeilen veranlaßt, es ist die allgemeine Liebe zur Mensch heit. Wer glücklich ist, der ist auch gut, und ich bin ja glücklich.

Aber es giebt lein vollkommenes Glück. Tas haben alle Tenker, die je gelebt, gesagt; und es ist kein Zufall, daß fie es gesagt haben, denn e< ist ein sehr tiefsinniges Wort. Mein Unglück ist meine Vergangenheit in Bonn.

Wenn ich Herr meines Willens bin, dann darf ich mich mit stolzem Munde nieines ungetrübten Glückes rühmen: wenn aber der Wille ruht, im Schlafe, im Traume, dann fühle ich mich oft recht elend. Ich träume immer denselben fürchterlichen Traum: ich bin immer wieder in Bonn: ich liege zwar nicht met)r im Bett, es geht mir besser, aber ich rede irre, mein waches Glück ist nur ein Traum, ist mir der Traum eines Wahnsinnigen: in Wahrheit bin ich wirtlich krank, lrant gemacht durch die gewissenlosen Aerzte, die nichts verstehen: alle die Ncichthümer, über die ich verfüge, sind eingebildet; ich bin nie in Dakota gewesen, ich habe mir das nur so zurecht fabulirt; ich bin noch immer in Bonn, noch immer trank, schwer krank, wenn auch mit logischem Tenten.

So träume ich, und ich träume so unheimlich lebhaft, daß ich mich im Traum immer wieder frage: Ist es den» möglich, daß dieses Traumgebilde nicht die schreckliche Wahrheit selbst ist? Ist es denn wahr und wirtlich, daß ich glücklich bin, der geliebte Gemahl der schönsten Frau, der Gebieter über unermeßliche Getreidefelder, die mir fuviel einbringe», daß ich nicht »reiß, was ich mit meinem Gclde anfangen soll? der glückliche Bruder von Gretchen? Wo ist Trug, wo ist Wahrheit?

Aber allmählich zerrinnt das beängstigende Traumgesicht, ich erlange den Willen wieder, ich erwache und bin wiederum der Glückliche, der ich in Wahrheit bin.

Nur Eines ist und bleibt mir auch in wachein Zustande unerträglich: die Erinnerung an das kalte Wasser. Ich habe das Empfinden, als ob man mich in feuchte Laken einschlüge. Das ist gewöhnlich das Ende meines

Traumes. Wenn ich dann erwache, glühe ich, aber die Erinnerung an die schaudernde Kälte läßt mich nicht los. Das sind die Narben, die mir von der grausamen Verwundung in Bonn geblieben sind.
Und doch fühle ich für de», der diese Wunde mir geschlagen, nur warmes Mitgefühl. Das mag Dir folgender Zug beweisen.
Eine Wüstenei habe ich hier vorgefunden, und kräftigster Anstrengungen hat es bedurft, um diese Einöde zu erfreulicher Fruchtbarkeit zu zwingen. Nun grünt es und blüht es um mich her. Ich habe mir einen hübfchen Garten angelegt. Meinem Wohnhause gegenüber habe ich drei Villen iin Schweizer Stil mit Holzgeländern und Veranden errichtet, die durch einen mit Gartcncmlagen geschmückten Platz, in dessen Mjtte ei» Springbrunnen plätschert, von meinem Wohnhause getrennt sind. Das mächtige, hart arn Missouri gelegene Grundstück ist ringsum ganz zum Park umgewandelt worden. Da grünen herrliche Nußbäume uud Akazien, Kastanien und Linden, und beschatten die Kieswege. Und ich habe meine Kegelbahn, mein Billardzimmer, mein Musikzimmcr, nnd am Abend, wenn wir nichts Besseres vorhaben, tanzen und springen wir wie die Jüngsten. Eine nicht allzu hohe Mauer schließt mein Grundstück ab. Mau ist hier zu diesen Vorsichtsmaßregeln noch immer genöthigt Wege» der Indianer, die das ihnen früher eigenthümliche Land durchstreifen, wenn sie jetzt anch nicht mehr als unerbittliche Feinde der Weiße» zu betrachten sind. Wir höre» und sehen hier fast gar nichts von ihnen. Nnr manchmal in stiller Nacht vernehme ich in weiter Ferne jenes eigenthümliche hohle Schreien, mit dem sie jedes außergewöhnliche Ereignitz begrüßen. Ich habe aber die Mauern, damit mein Besitz nicht den Charakter des Gefängnisses hat, mit Buschwerk und Schlingpflanzen verkleidet, und au der niedrigsten Stelle der Mauer wächst an Staketen der wilde Wein, der jetzt mit seinen tiefrothcn Blättern ganz herrlich aussieht. Jedesmal, wenn ich an der Stelle uorüberkomme, denke ick) an die Nacht meiner Flucht in Bonn.
Ueberhaupt hat meine hirsige Neuschöpfung unwillkürlich eine gewisse Aehnlichkeit mit de» Einrichtungen der Bonner Anstalt angenommen. Es hat sich zufällig so gemacht, wenn man es eben einen Infall nennen kann. Wahrscheinlich ist die Eriimenmg a» die Voimcr Vorgänge so rege i» mir gewesen, daß ich bei jeder meiner Unternehmungen nnter deren Bann gestanden habe.
Vielleicht hat mich aber auch noch eine andere »»willkürliche Erwägung geleitet, als ich diese Anlage» im Stile der Bonner schnf. Ich sagte Dir eben: ich bin frei von aller Nachsucht, ich habe mir im Gegentheil die milde Vorschrift der Bergpredigt zur Lebciisregel gemacht: „Thut wohl Teue». die euch hasse»; bittet für die, so euch beleidigen nnd verfolgen," Und nachdem ich hier mein Glück fest begründet, habe ich cm de» armen Philippi geschrieben, daß ich ihm nicht blos verzeihe, sondern ihm wohlthnn will mit Herzensfreude.
Der bcklageiiswerthe Main, hatte noch immer tei»e Ahnung von seiner

— Mein Freund liilarius, 3^
Kraulheit. und bei umern nnvolllommenen Einrichtungen wäre es vielleicht sehr schwer gewesen, das; diese von Niemand als von mir erkannte Krankheit überhaupt zur Kenntnis; der Behörde gelangte. Mir war es ei» Bedürfnis;, dem hartgeprnften Manne die schreckliche Tcmüthignng zu ersparen.
Ich habe ihn also aufgefordert, mit Sack und Pack hierherzukommen.
Ich habe ihm ein glänzendes Anerbieten gemacht, und habe die Summe, die ich ihm zur Verfügung stellte, notariell hinterlegt. Und siehe da, die Geldgier hat zu Stande gebracht, was mein Zureden wohl schwerlich jemals erreicht habe» würde: Philippi hat mein Anerbieten angenommen.
So habe ich ihn aus seiuem gefährlichen Wirkungskreise entfernt und habe ihn hier unter meiner Aufsicht. Er ist mein Leibarzt, d. h. ich Verkehre mit ihm geradeso wie Moliüre mit dem seinigen: ich lasse ihn zu mir kommen, wir besprechen dies und das, er verschreibt mir Mancherlei, ich nehme keine seiner Arzeneien und fühle mich sehr wohl. Er ist vollkommen geistesgestört, aber er gehört zu den Unschädlichen. Außerdem sorge ich dafür, daß er, selbst wenn er wollte, kein Unheil anstiften könnte. Er verdient sehr viel Geld und er ist anch glücklich.
Und so lebe ich denn als Glücklicher in einer Welt von Glücklichen.
Mein Schwiegervater, meine Frau, meine Schwester, I>. Philippi, — wir Alle sind glücklich!
Und Tu, mein lieber Freund, Tu solltest es auch sein, Tu solltest Tich aufraffen und den Muth haben, zu uns zu kommen. Ich weiß, Tu giebsr viel auf in Teiuer Heimat, aber was ich Tir bieten könnte, würde auch nicht wenig sein. Versuch« doch nur auf ein Jahr oder zwei: befreie Tich aus dem Zwang der Eulturläuder und fei hier eiu freier Mensch unter Freien. Tu würdest es nie zu bereuen haben, denn ich wiederhole Tir: ich bin der Glücklichste der Glücklichen . . . Wäre nur nicht das schreckliche Träumen und diese schaurige Empfindung des kalten Wasfers — wäre nur das nicht, dann wäre Alles gut!
Aber nicht mit einer Nlage will ich diese überlauge Schilderung schließen, ich will ne vielmehr schließen in Freude nnd mit innigstem Tanke an die Vorsehung, die mich aus den schrecklichen Gefahren befreit, die mir meine Lebenskraft erhalten und mein Gemüth nicht verhärtet hat. Ich bin stark, gesund, reich und gut, uud es ist mein höchster Ehrgeiz, diese Gaben segensreich zum Besten der Menschheit zu verwertheu. Ich will das Allgemeine Elend bekämpfen, und wenn Thränen fließen, sollen es mir Thronen der Freude sein. Wenn das ein Wahnsinn ist, dann allerdings, lieber Freund, bin ich trank. Uebcrzenge Tich selber davon und komm!'
In treuer Herzlichkeit
Tein ältester Freund
Hilarius."
Nlid und -ud. XXXVIII., 1,2. 3

Ter Morgen graute, als ich die lange Schilderung meine« Freundei' aus der Hand legte. Ich las mehrere Stellen noch einmal durch. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte.
Tas Ganze wirkte auf mich abeuteuerlich und unheimlich, aber es war wiederum Alles so klar und richtig, das; ich auf die Frage, die sich mir immer wieder aufdrängte, keine Antwort zu geben wagte.
Im Laufe des Tages las ich den Brief noch einmal durch, stutzte boi manchen bedenklichen Wendungen: aber sie fanden immer wieder ihre logisch wirkende Erklärung. Was hatte das Alles zu bedeuten? Ich mußte mir Gewischeit verschaffen.
Ich besuchte einen bekannten Arzt und erkundigte mich nach Dr. Philipe« in Von». Er wnrde mir als ein ausgezeichneter Spceialist' von hervorragender Kenntnis;, bedeutenden Erfahrungen, voller Wohlwollen und Güte gerühmt. Eiue gewisse Scheu hielt mich davon ab, mich danach zu erkundigen, ob Dr. Philippi noch iu Noun oder ob er nach Amerika übergesiedelt sei?
Noch an demselben Abend schrieb ich nach Boun au de» Leiter der Anstalt. Ich erzählte ihm, in wie inniger Freundschaft ich mit', Hilarino Gauer von Kindheit an gelebt, ich erzählte ihm unfere letzte Begegnung und berichtete ihm endlich, daß ich einen sehr langen auffälligen Brief, der .die Adresse „Mandan in Takota" trage, erhalten hätte und nicht recht wüßt»,', was ich mit dem Inhalte aufangen solle. Ich würde ihm dankbar sein, wenn er mir Mittheilungeu zu machen in der Lage wäre, die mir über die Person und Sache Aufschluß geben tonnte».
Tie Antwort ließ nicht lauge auf sich warten. Sie lautete:
„Ihr Freund Hilarins Gauer ist vor etwa vier Iahreu zum Besuch seiner unheilbar erkrankten Schwester zu mir gekommen und hat in meinem Hause Wohnung genommen. Schon bei seiner Ankunft flößte uns — mcinon College» und mir — sein eigenthümliches Wesen einige Besorgnis; ein: namentlich war es sei» Stimmungswechsel, der jähe Sprung von übertriebener Heiterleit zu tiefer Schwermut!), der uus beunruhigte. Mit der Zeit stellten sich auch andere SlMptome heraus, die an einer erusthafteu Erkrankung nichi mehr zweifeln ließen. Er behauptete, einer der hervorragendsten Aerzte zu sein, und überhäufte alle anderen Toctoren mit beleidigenden Schmähungen wegen ihrer völligen Ignoranz nnd I^ennssenlosigleit. Er unterbreitete mir auch einen bogeulange» sehr scharfsinnig ausgearbeiteten Plan für die Um gestaltung »»serer Anstalt, die er auf der Basis einer allgemeinen Menschen beglückung, wie er sagte, ganz neu einrichten wollte.
Tazn kamen noch mancherlei andere Seltsamkeiten. Er verliebte sich in eine junge Amerikanern,, eine Schwerkranke, die in derselben Billa wohnt wie seine Schwester, und schrieb hinter meinem Rücke» au deren Bater, nm um ihre Haud anzuhalten. Er behauptete, dieselbe sei vollkommen genesen, wiihreud sie thatsächlich zn den Schwerkranken unserer Anstalt gehört. Eben

so fest war er davon überzeugt, daß auch seine Schwester, die an tiefer Schwermut!) leidet, vollkommen genesen sei.
Tas ungeduldige Warten auf die Antwort ans Amerika regte ihn furchtbar auf, und es zeigte sich eine Reihe anderer schwerer Symptome. Nachdem er soeben noch im vollsten Uebermnthe alle möglichen Schwante erzählt hatte, flüchtete er plötzlich ans der Gesellschaft und blieb unbeweglich stundenlang in ganz merkwürdigen Stellungen in irgend einer verborgenen Ecke stehen. Er schien da vollkommen ohne Bewußtsein zu sein, er gab wenigstens lein Zeichen der Theilnahme, wenn ich an ihn herantrat und mit ihm sprach.
Er ließ es ruhig mit sich geschehen, daß ich seinen Arm aufhob und diesem vine unbequeme Stellung gab, nnd der Arm blieb dann während einer langen Zeit, die weit über das Vermögen eines Gesunden hinausgeht, in dieser unbequemen Lage, ja scheinbar in Widerspruch zn allen Gesetzen der Schwere. Tazu kamen später noch Schlaflosigkeit und Nahrungsverweigerung; auch Gehörstanschnngen scheinen nicht ausgeschlossen gewesen zu sein. Vergeblich bemühte ich mich, Herrn Ganer zn veranlassen, die Bonner Umgebung, an die die Vorstellungen des Kranken eng anknüpften, mit einer anderen zu vertauschen. Er war in dieser Beziehung durchaus nicht zn beeinflussen, nnd, nachdem ich alle Künste der Ueberrednng erschöpft hatte, mußte ich ihn in meinem Hause belassen.
Am Tage, als der Brief aus Amerika uon dem Vater der tranken Amerikanerin hier eintraf, der durchaus fachgemäß nnd rnhig die Entscheidung in die Hände der Männer der Wissenschaft legte, hatte ich mit ihm eine längere Unterredung. Er verlangte durchaus, daß ich die Tamen ans der Anstalt entlassen sollte. Vergeblich versuchte ich ihn zn beruhigen. Plötzlich sprang er ans mich zu, machte einen Versuch, mich zu erdrosseln, und nur mit äußerster Mühe gelang es mir. mit Hülfe von drei Wärtern den Rasenden zu bändigen. Unmittelbar nach diesem Angriffe trat bei dem Kranken ein Znstand völliger Verwirrtheit ein, der es mir zur traurigen Pflicht machte, ihn zn isolircn. Er tobte sehr heftig, und von diesem Anfall, der alle seine Kräfte aufgebraucht hatte, erholte er sich nnr sehr langsam.
Seither ist er aber eigentlich immer recht folgsam und gutmüthig gewesen, der Anfall Uon Tobsucht hat sich nicht wiederholt. Nur einmal hat er den Versuch gemacht, in der Nacht das schmiedeeiserne Fensterkrcuz heraus zudrücken. Es ist ihm natürlich nicht gelungen, nnd die Wärter haben ihn wieder betten und seitdem schärfer beobachten müssen.
Eine Zeit lang haben wir ihn hydropathisch behandelt, aber er scheut das Wasser entsetzlich und spricht immer davon, wie fürchterlich kalt es sei. Tazu hat er sich einen Schiffbruch, den er erlitten haben will, hinzugedichtet. Wenn der Schauer überwunden ist, stellt sich bei ihm eine rnhige, wohlwollende nnd freundliche Gemüthsstimmung ein.
Er hat sich ein vollkommenes Wahnsystem ausgesonnen, das bis in die kleinsten Einzelheiten sorgsam ausgearbeitet ist. Er hat hier in den Zeitungen

mit großem Interesse die Berichte über die Eröffnung der Northern Pacific-
bahn gelesen und sich alle möglichen Bücher über den Norden Amerikas an-
geschafft, die er fleißig stndirt. Er behauptet nun, der Besitzer unermeßlicher
Getreidefelder in Dakota zu sein und gebietet dort als absoluter Herrscher
über uuzähligc Menschen nnd unabsehbare Länder. Er kleidet sich auch wie
ein amerikanischer Farmer- mit einem Wollenhemd, kurzem Jackett aus
Eorduroy, hohen Schaftstiefeln, Die tränke Amerikanerin ist seine Frau, und
ich bin sein Leibarzt. Er erzählt mir auch ganz genau, wie ich zu ihm
gekommen bin.
Er ist jetzt Vollkummen ungefährlich, körperlich rüstig und gesund nnd
in rnhiger, heiterer Gemüthsstimmung. Er ist so glücklich, wie man in seiner
uuglücklicheu Lage sein kann.
Leider ist die Familie so stark erblich belastet, daß ich die Hoffnung ans
Genesung kaum auszusprechen vermag. Ter Großvater Ihres Freundet
mütterlicherseits ist gemüthskrant gestorben, die Mutter hat sich das Leben
genommen, die Schwester leidet an nnheilbarer Schwermuth. Indessen wollen
wir doch nicht die Hoffnung gänzlich aufgeben; namentlich in den letzten
Monaten zeigt der Kranke eine merkwürdige Ruhe nnd Klarheit.
Er ist ungemein fleißig, er liest viel und schreibt oft tagelang aus-
führliche Darstellungen, die fast alle in demselben Sinne gehalten sind. Es
ist immer dasselbe Wahnsystem, das er da entwickelt. Es ist Alles logisch
und vernünftig gegliedert, nnr Ieit und Ort wirft er in feltsamer Weise
durcheinander; er verwechselt Bonn mit Dakota, nnd hat keine rechte Vorstellung
von der Zeitcintheilnng. Er weiß nicht genau, seit wie lauge wir uns keimen,
und verlegt Ereignisse, die gestern geschehen sind, in eine ferne Vergangenheit.
Es würde mich intcressiren, den Brief zu lesen, den er an Sic gerichtet,
nnd den er, wie er es gewöhnlich thut, wahrscheinlich bei einem seiner Aus-
gänge, die »vir ihm gern gestatten, irgend einem Reisenden zu persönlicher
Beförderung anvertraut hat. Zur Post hat er kein Vertraue».
Es wird Sic beruhigen, wenn ich Ihnen fage, daß wir Alle Ihrem
Freunde, dessen Güte nnd Freundlichkeit ihm hier nnr Freunde erworben hat.
mit wärmster Theilnahme und liebevollster Aufmerksamkeit begegnen. Wenn
Sie Ihr Weg einmal nach dem Rhein führt, so besuchen Sie uns, denn rs
wird Ihnen eine ernste Genugthnung sein, sich davon 'zu überzeugen, das;
Ihr Freund unter seiner schweren Krankheit nicht zu leiden hat, und das;
sein Wahn ein glücklicher ist."
In den allernächsten Tagen gedenke ich der Einladung des Dr. Philipp!
Folge zu leisten.

Robert Franz.
von
tzcmrich Ehrlich.
— Veilm. —
> ist ungemein fchwierig. selbst dem musikalisch gebildeten Leser richtigen Begriff Uon einer bedeutenden Tonschöpfnng zu geben, wenn dir Bemerkungen und Betrachtungen nicht durch Notenbeispicle unterstützt werden, des Lesers Phantasie uicht in vorgeführten Themen Anregung findet. Noch größer gestaltet sich die Schwierigkeit, wenn die geniale Wesenheit eines Componiftcn zu beschreiben ist, der wie Robert Franz auf einem besonderen Kunstgebietc eine hochbedeutende Stellung so zu sagen sich selbst geschaffen hat. Hier muß die Beschreibung, wenn sie sich nicht blos in schöntlingenden Satzreihen bewegen will, den Leser zu weitem Rückblicke auf jenes Kunstgebiet ueraulassen, bevor sie ihm die besondere Stellung des Künstlers zeigt.

Tic EntWickelung des Ausdruckes der Empfindungen, die Formen, in welchen dieser Ausdruck hervortritt, gehören zu den Hauptgegeustanden der Culturgeschichtc jedes Volkes. Tichtkunst und Tonkunst sind die entschiedensten Formträger der Empfindungen uud die Entwickelungogeschichte des deutschen Liedes gehört insofern zu den wichtigsten Bestandtheilen deutscher Eultur-geschichtc, als das Lied eine ganz eigeuthümliche nationale Gesangsweise darstellt. Es ist auch ganz bezeichnend, daß „Lied" das einzige, rein deutsche Wort unserer Tonkunst ist; Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Quartett, Sonate, Euuccrt sind Fremdwörter: aber „Lied" ist gauz deutsch. Und es ist unübersetzbar. Französische und englische Eoncertanzeigeu und Bcurthcilnngen gebrauchen jetzt fast immer das Wort „Lied", weil „nii^ den Begriff durchaus nicht wicdergiebt.

Viel ist schon geschrieben wurden, und wird noch geschrieben werden über das „Volkslied" und das „Kunstlied", über den Einfluß des erstgenannten aus das andere und auf die ganze Eutwickeluug der modernen Musik. Tie verschiedenartigsten Musitsch riftsteller, deren Anschauungen ans ganz entgegengesetzten Staudpuukteu gefaßt sind, stimmen darin übereiu, daß die Kunstmusik ans dem Volkslicdc hervorgegangen sei und daß sie wieder zum Volke zurückzukehren habe"). Was immer iu gar vielen Büchern über diesen Gegenstand gesagt ward, hat meine Neberzeugung bestärkt, daß der Begriff „Voltslied" häufig mißverstanden wird, theilweise dnrch die Schuld mancher Autoren, die es uicht über sich gewinueu tonnte», einen poetischen, unklaren Begriff aufzugeben und dnrch klare Darlegung auf die richtige Anschauung hinzuweisen, die iu ihrer Wesenheit eigentlich poetischer ist, als jener unklare Begriff. Mau liest von „selbständig vom Vultsgeiste gefundenen, rechten und ursprünglichen Volksliedern, die als der unmittelbare Ansdrnct des Volksempfindcns" u. s. w., oder „das Volt saug seine rigeucn Lieder" und derartige Sätze mehr, die von deu Laie» rasch aufgefaßt uud ohne weitere Prüfung wiederholt werden. Hinterdrein kommt dauu eine deutlichere Verachtung, die eigentlich vorhergehen mußte. ,.ES ist gleichgültig", ob eiu Einzelner oder Mehrere, ob ganze Gesellschaften deu Ausdruck dessen übernehmen, wovon jeder Einzelne lebhaft „mächtig erregt ist"**). — ,,Taö Volt selbst denkt nicht daran, seine Lieblingsweisen in Notenzeichen zu firireu. Aber zu allen Zeiteil haben sich Sammler uud Anfzeichuer dafür gefunden***)". Ter geschätzte Forscher Fr. Arnold, der vor mehreren Jahren, eine Tammluug einstimmiger Mclodieen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gefuudeu uud veröffentlicht hat, meint, sie seien mehr als Kunst- denn als Volkslieder zu betrachten. Und Sarau iu seiuer Schrift „Robert Frauz uud das deutsche Volkslied" sagt im Hinblick auf die vou Fr. Arnold veröffentlichte Sammlung geradezu, „Es ist bis heute nicht gelungen, genau festzustelleu, was damals als Volkslied uud was als Kunstlied zu gelten habe, oder worin der Unterschied Beider bestehe."

Die Entstehung, Entwickelnng uud Verbreitung des Volksliedes scheint mir am besten durch eiuen Satz der „Lünbnrger Ehruuit" zu erklären, den Schletterer iu seinem trefflichen Buche „Tas deutsche Singspiel" anführt: ,,Iu derselbigeu Zeit lum 135ü) suug mau eiu neu Lied im deutschen Lande, das war gemein zu pieisfeu, uud zu trommeten, nud zu allen Freuden. Damals 'l „Nicht Ihr" (d, h. du' Künstler der Jetztzeit) „werdet das Knnstwert der Zukiim: schassen, sondern das Volk," sagt N. Wagner in seinem ersten Buche „Kunstwert der Znknnit", und in Oper uud Drama hat er immer darauf hingewiesen, daß die Grundlage aller Lonipositiuneu im Voltslicde und in der Tanzmusik zu suchen sei. Ganz dast'clue, wenn auch mit anderen Worten, haben heftigste Gegner Wngntrs iu ihren Zchriften gesagt,

") Neißmann.

"") Ambros.

machte ein Barfüßer-Mönch am Mainftrom die besten Lieder und Nheimen in der Welt, von (Gedicht und Melodeyn, das; ihm Niemand am Nheinesstrom oder ioust wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spiellente führten den Gesang und das Gedicht."

Gleich diesem Barfüßer-Mönch haben gewiß viele Andere vor und nach ihm Lieder gedichtet und gesungen, die dem Volke gefielen, dann immer weiter verbreitet und umgewandelt worden find, bis der eigentliche Schürfer sie kaum wieder erkannt haben mochte*), Ja felbft die Texte, besonders die der erzählenden lepischen) Volksgefänge haben oft große Veränderungen erfahren, und die Art und Weise dieser Umgestaltungen ist kennzeichnend für die Empfindungen nud Anschauungen der verschiedenen deutschen Stämme. Ter Nord- und der Süddeutsche erzählen dieselbe «beschichte; Jener läßt den ganzen Ernst jedes einzelnen Ereignisses hervortreten, seine Phantasie schafft überall den düstersten Hintergrund: Tiefer gicbt überall mildereu, anmuthigeren Regungen Ausdruck, ja er läßt sogar oft dort Rettung eintreten, wo der Stammesbruder vom traurigsten Ende erzählt. In der hochdeutschen Version von „Ullrich und Aennchen" ermordet der Verführer das Mädchen, in der allemannischeu wird es vom Bruder gerettet. In „Falsche Lieb" läßt der Hochdeutsche die Ungetreue von dem Betrogenen tödten, der Schweizer läßt sie leben nnd den Jüngling trauern. Selbst lustige Texte sind verändert wurden, der Süddeutsche blieb immer kräftiger, auch weniger umschreibend.

Es steht außer allem Zweifel, daß viele solcher Voltsmelodieu von den zeitgenössischen oder später lebenden Fachkünstlern, von den Eumpunisten verwertet und in künstlicher Form umgearbeitet worden sind. Manchmal werden auch wohl nur die Texte benutzt. In einer von Tehn herausgegebenen „Sammlung älterer Musik aus dem 16. und 17. Jahrhundert" befinden sich einige Ehorlieder von Orlando di Lasso mit überlustigsten Texten, die heute kein großer Eomponist zu setzen wagen dürfte, deren cuntrapnnttisch kunstvoll durchgeführte Themata keinen Ursprung im Volkslied errathen lassen (mit Ausnahme des „Es thut sich Alles verkehren," und„Anuelein"); dagegen in einigen französischen Ehorlicdern desselben Großmeisters, die ich vor vielen Jahren in der Berliner Bibliothek aus den Stimmen cupirt habe, besonders in einem: „IIn Mino »uoiiis sortit <In cnüvsnt" unverkennbar eine „Volksweise" das Hauptthema bildet. Nenn ich nun anführe, daß Ambrus in seiner Geschichte der Musik neben etwa uierundzwanzig berühmteren deutschen Meistern des IL. IahrhunderS ebenso viel kleinere mit Minen nannte, so läßt sich hieraus der Tchlnß ziehen, welch vielfältige Wechselwirkung zwischen Volks- nnd Kunstlied in und vor jenen Zeiten stattgefunden haben mag.

') Eine geniale, echt poetische Beschrnbumi der Cittstchuna, eines solchen Liedes Hai Freiligrall, in seinem Prachtc>edichlc: „Prinz (ingcn, der edl? Ritter" gcc^bcn.

Tie genaue Prüfung und Tarlegung der Ursachen, welche während des 17. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des 18. eine Abnahme der Per breitung und Wirkung des Volksliedes herbeiführten, verlangte eine lange Abhandlung für sich, mit weit ausgreifenden Abschweifungen nach verschiedenen Gebiete». Ter Hinweis auf ein culturhistorifches Hauptmoment, das viele Andere in sich faßt, wird dem Zwecke diefcr Studie genügen. Tie Geschichte lehrt, daß überall die zunehmende Bildung zuerst das Ursprüng- liche, Poetische im Volle zurückdrängt, nm sich ihm später wieder zuzu- wenden nnd aus ihm vielfache Anregung zu schupfen. So lang das Volk noch wenig oder nichts gelernt hat, Verwandeln sich alle die äußeren Eindrücke, die es empfängt, in religiöse Ideen oder poetische Ergüsse. Jeder einigermaßen Begabtere im Volte, der sich nicht bis zur Gelehrsamkeit oder zur Gunst der Großen erheben tonnte, war ein Volksdichter, der Liebesge- fühle oder Ereignisse die gemeinsames Empfinden anregten besang; trafen seine Worte und Töne das Nichtige, fo gingen fie von Mnud zu Mund, mit Veränderungen nnd Zusätzen, die andere Mitempfindende dichteten. Als dann Dichtkunst und Musik in Regeln gebracht wurden, in den Hofdienst traten oder zum ehrsamen Zunftwesen gehörten, da trat die Bedeutung des Volksliedes als solches insofern ein wenig zurück, als es mehr in den unteren Schichten verblieb: es gewann aber Beziehung zur ilnnst, indem die Tousetzer Von Fach es vcrwertheteu. Es ist bezeichnend, daß die Nationen, die am längsten dem allgemeinen Bildungsgänge fern gestanden haben, bei denen es keine Fachcomponisten und Hofdichter gab, ihre Volkslieder am reinsten bewahrten: Finnen, Kleinrussen, Schotten, Ungarn.*) Als durch die Reformation das Volt angeregt ward, auch über die Mvsterien der Religion nachzudenken, die heilige Schrift in deutscher Sprache zn lesen, die Selbst - wähl der Priester Vorzunehmen: als die sich immer mehr Verbreitende Bnch- druckertunst das Wissen dem Volle zugänglicher machte nnd auch das Volks- lied nicht mehr durch Ueberliefernng allein, fondern durch den Truck bekannt

') Einen ganz merkwürdigen Beleg ',u der Verfliichtignng des Volksliedes kann ich aus meinen eigenen Lebenserfahrungen bieten. In den 49. Jahren lebte ich in den Donanfürflenthiimeru Moldo-Wnllachei, fetügem Königreich Rumänien. Damals wurden noch überall die „Volkslieder" gespielt nnd gesungen: die Spielleute „Lautan" Zigeuner, welche Geige, Panflöte und Äobsa leine Art Mandoline) spielten, und dazu sangen, fehlten bei keinem Feste der „Bojaren" nnd da fast alle Lieder eigentlich Tanzwcisen (How) waren, so gehörte es znm „don ton" der guten Gesellschaft, nuch einmal „Hora" zu tanzen. Ich habe I84l> eine Sauimlnng dieser höchst ori- ginellen weisen heransgegeben.. Als ich im Deeember 18L8 auf zwei Wochen nach Bukarest, der Hauptstadt des neuen Reiches, tam, waren die „Lautari" fast ver- schwunden, mir mehr in den entlegensten Kneipen zn vernehmen. Die am Ruder stehenden „VoltSmänuer" erklärten mir, die kosmopolitische demokratische Bildnng der Nation habe niit diesen allen Resten nichts zn schaffen. Der Prensstsche General-lionstil, fpäler Gesandle in Constnntinopel ilrnf Kaiserlingt!/s) lies; einmal für mich den „Mode"- Lantar kommen, der spielte Guitarre, und fang ein Lied „Winter touimt, Sommer geht" von Vasil NlerMdru, dem rumänischen .staminerpräsidenten.

wurde: da mustten nach mid nach in Tichtknnst nnd Mnsik jene Veranda' rringcu eintrete». N'elche zuletzt bis weit in die zweite Hälfte des 1,^. Iahrhunderts beide ilünslc dein Volte entfremdeten, weil sie sich vorzugsweise an die Gebildeten wendeten. Im Beginn der Reformation trat das geistliche deutsche Lied vielfach an die Stelle des Volksliedes und mancher Voltsmelodie ward ein geistlicher Text unterlegt. Neben den geistlichen standen die politischen und religiösen Tpottliedcr in Flor. sI. Scheible hat ans der Ulmer Stadtbivlioihet allein 89 solcher Lieder gegen de» Pabst und die Geistlichkeit mit satirischen Bildern unter dem Titel „die fliegenden Blätter aus dem 16. nnd 17. Jahrhundert" veröffentlicht). Tie Tichtknnst war theils geistlich, theils höfisch weltlich. Turch die erste Richtung geht ein eigenthümlich träumerischer, oft reflectireuder <>ug: die weltliche Poesie aber ist zu gleicher Zeit^steif, und frivol; die alte Tichtluust war manchmal derb sinnlich: aber die Lüsternheit, das Schlüpfrige ist erst mit der höfischen Poesie des siebzehnten und achtzehnte» Iahrhuuders als mitwirkendes Element hervorgetreten: und zwei Hofdichter, die zugleich auch recht fromme Liederchen verfaßt haben, die Herreu von Besser, Ehurnirstlich sächsischer Hofdichter (1,654 —17^'.!), und Herr von Canitz, der Preußische Hofport, zeichneten fich ans in fchamloser Besingung der Hof- und anderer Liebesangelegenheiten.

Während dieser Tichterpeiiude florirte in der weltlichen Musik die „Aria" die ,,Eantaten" und Anrufungen der üliu, des „Unstruthischen Apollo" nnd wie damals die Ueberfchriften der Mnsit für die „Gebildeten" gelautet haben. Gegen die Mitte des achtzehnten begann eine Art von Widerstreben gegen die herrschende Unnatur hervorzutreten, und eine Rückkehr zum minder Geschnörkelten nnd Manierirten anzubahnen*). Ta kamen die ^I)den-2ammlnngen" nnd die „kurzweilige» Sing- oder Tafelstuuden" ,,ohreuvergnügeudes und gemiithergötzendes Tafel-Coufect": die Terte der letztere» waren mit den seltensten Ausnahmen ungemein albern, mitunter niedrig gemein. In der Musik herrschte überall noch die steifste Ungclenkheit vor. Erst nachdem in der Tichtknnst ein anderer Geist sich offenbarte, als Goethes unvergleichliche kleine lyrische Gedichte erschienen, als Bürger den richtigen voltsthümlichen Ton anscklng, als Herder fremde Volkslieder der dentfchen Ration bekannt machte,

*) Hie und da begegnet man der Behauptung, der Umschwung wäre eigentlich durch Back und Händel herbeigeführt worden: diese beiden Gws;,ueifter hätten zuerst wieder das Volkslied in ihre Musit aufgenommen, verwerthet, ^o in Händel'schen Arien und Chören Anklänge nn Volkslieder zu finden wären, kann ich nicht absehen. In Barschen tllaoieiiiücken, hineilten, Giguen, Air herrscht !na,ichmal eine solche ^usiigteil der Melodie, das; man sns! Verwendung irgend eineo Volteliedchens annehmen tonnte. Aber Nach war ein unermenliches Genie, der jeden Ton traf und aus sich selbst schöpfte, Tpilln, dem bei aller seiner Schönrednerei ein gründlichstes Erforschen und Kennen Bachs unbedingt zuerkannt werden inun, hätte gewiss nicht ermangelt, auch einen Zusammenhang Bach'scher Melodien mit Voltsliedern nachzuweisen, wenn ein solcher bestand.

NM ihre Aufmerksamkeit auf die eigene» zu lenken^), da erhob sich auch das Musitlied in höhere Regionen. Aber nur sehr langsam. Audrö, Necfe, Ncichardt, Ruft, Schulz, Zelter u. A. suchten sich vom steifen Zopfgange der „Aria" zu befreien, der Melodie einen einfachen, natürlicheren Gang zu gebe», manche Gesäuge ans Hillers heitereu Operu gewannen große Verbreitung uud wurden „populär". Wer aber glaube» möchte, das; in diese» Lieder» Etwas von dem zu veruehme» war, was mau im Voltsüede vorausseht, der möge sich einmal die Notenbeilage» i» Lindners „Geschichte des deutscheu Liedes im 15. Jahrhundert" ansehe», und i» Neißmauus „Geschichte des deutsche» Liedes" das seiner Zeit allgemeine beliebte Lied aus Hillers Jagd „Als ich auf meiner Bleiche", uud Zelters Lied auf Goethes Text „Ich denke dein". Er betrachte dann die ersten Tactc von Schuberts „Tas Wandern", „Ich hört eiu Büch-lein rausche»", „Tautsagung an den Bach", der „Lindcnbaum"; lege dann zwischen die erstgenannten und Schuberts Gesänge ei» paar alte oder neuere Volkslieder, „Bald gras ich am Neckar", „Muß i den» zuni Städtele naus"*) und entscheide nach eigenem Ermessen, auf welcher Seite der wahre Ton des Volksliedes reiner nnd unmittelbarer zum Herzen spricht, iu jene» „volksthüm-üchen" Lieder» der Eompoiiisteu des 18. Jahrhunderts oder im Kunstliede Schuberts? lind hier sind wir auf dem Umwege nothwendiger Vurbe-trachtnngen zu dem Pfade gelangt, der nus zuletzt zu Nobert Franz führt, auf die Untersuchung, wie das Kunstlied nach dem Volksliede znrüctgrisf.

Ich habe schon oben angedeutet, daß die Tichttuust zuerst den natür-lichen Ton anschlug. Ter ungeheure Unischwung, den Herders Anlegung uud Goethes Schöpfungen iu der lyrischen Tichtnug herbeiführten, mußte nothwendiger Weife auch auf die Gesangs-Eomposition mächtigen Einfluß üben, uud andere Tonweisen für das Lied i»'s Leben rufen. Während das alte Volkslied für die verschiedenartigsteu Stünmuuge» des Gedichtes dieselbe Melodie beibehielt: während die uolksthümlichcn Melodien der Oden-Eomponisten gar oft sehr nüchtern nnd steif klangen, gaben Haydn nnd besonders der gött-liche Mozart dem Licde eine andere Gestaltung mit Uolksthüuiliche», d. i. leicht uerstäudliche» uud charakteristische» Melodien, die je nach dem Wechsel des Inhaltes in der Stimmung sich änderten, dem Terte anpaßten. Auch

') Vs ist unglaublich, wie eruiichlernd, versteifend, verbildend die „Bildung" inil dem Volkoliede umgegangen war, wie der Versuch der Ven'eiuening manchem <'>edichlc den ganze» Lharatter de>j naiv Empfundenen be,wn<men hatte. Im Liede "„Ter rechte Trost" fragt der Jäger- „Wie temmt's, das; du su traurig bist?" u. s.w. Tas Mädchen der Liedersammlung antwortet recht fein „lind wenn ich auch geweint Hab', was geht ro dich denn an? Ich wein, dost du es weiszt, um Freud, die mir nicht werden kann." Die ursprüngliche Faiiung lautet- „lind wer 'nen steingen Acter hat, dazu ucn stumpfen Pflng, und wem sein ZclMel untren wird, der hat wühl Kreuz genug," Man ver-gleiche auch Herders Bemerk,ngen über die Fabel „Ter Esel uud die Nachtigall" und über das Lied „Es sah ein ,<tuab' ein Molein siehn".

"> Man vergleiche das Vorspiel zur „Tantmgung an den Vach" mit den ersten Tacten des „Must i denn": durchaus nicht dieselben Töne, aber derselbe Ten,

die Clavierbrgleitung zeigt schon die ersten Versuche einer Verschärfung des Ausdruckes durch größeren Neichthnm und Wechsel der Harmonien. Taß Mozart bei vollendeter Kunst der Form auch den richtigen vulks-thümlicheu Ton so gut traf, ist vor Allem seinem göttlichen Genie zuzu-schreiben; doch ist auch der Umstand nicht zu übersehen, daß er in Salzburg geboren und daselbst als junger Mann eine Zeit lang thätig war, in unmittelbarer Nahe von Tberösterreich, Steiermark und Baiern, also den Gegenden, in welchen von jeher die schönsten Volksweisen, der Jodler und das Zitherspiel heimisch sind. Nach meiner Ueberzeugung ist überhaupt der Einfluß des süddeutschen Volksliedes auf gewisse melodische Wendungen in den besangen und manchen Iustrumentalwerten der großen Wiener Meister noch niemals in genügender Weise dargelegt nnd gewürdigt wurden. Auch auf Webers Melodienbildung hat der Aufenthalt in Süddentschland nach-haltige Wirkung geübt. Am stärksten tritt jedoch der Einfluß der nieder österreichischen nnd steierischen Weisen in manchen Werken Schuberts hervor. Ein ganz merkwürdiges Beispiel bietet das Mcnnett des ^,'inoll-Quartetts. Tiefe tief traurigen Moll-Weifen, die sich in den höchsten Uebergängen be-' wegen, erinnern an einen „Jodler", den ich als ganz junger Mensch auf meinen Fußwanderungen dnrch den Wienerwald gegen die Steierischen Alpen häufig oben im Gebirge vom „Gaisbua" >Ziegenhirten) gehört hatte'"), lange bevor nur die Töne dieses Schnbert'fchen Stückes erklungen waren; besonders der zweite Theil und das Trio (das in .^-cinr geschrieben) zeigen unverkennbare Aehnlichleit. Auch das zweite Thema im Finale des himmlischen Quintetts, mehrere Stellen im Scherzo der Ocwr-Sninphunie, das Trio des Scherzo der ersten ^-inOll-Tonate und noch viele Stellen seiner Instrumeittallieder geben Zeugniß, wie Schuberts unversiegbarer Melodienanell so recht aus dem öster-reichischen Volkston entsprungen ist, wie ein großes Äünstlergenie einen unscheinbarsten Stoff zum herrlichsten Kunstgebilde umschafft, wie unter 'einen Händen die einfache melodische Wendnng irgend eines Volksliedes zum höchsten Kunstliede werden kann; die so nnendlich traurig klingenden Töne zu den Worten „Da ist meiner Liebsten Haus" in „Wasserflut!)" (Winterreise) lasse», in 6u>' umgewandelt, sofort eine allgemein bekannte Iodlerweise erkenne». Schubert hat durch feine Liederfchöpfnngen einen größeren Nmschwnng in dieser Form der Tonkunst hervorgebracht, als vor ihm irgend ein großer Comvonist in einer anderen. Es gab vor Vach nnd Handel Meister, die unvergleichliche Werke religiöser Musik schufen, Werke, die wir Alle noch heute mit Entzücken und Andacht vernehmen. S. Bachs Qrcliestersniten, seine Pastorale aus dem Weihnachtsoratorinm kann man nach einer Beethouen'schen, Haydn'fchen oder Muzart'fchen Symphonie, mit vollem künstlerischem Hochgenüsse boren; die meisten seiner Elavierwerke stehen in ihrer Art einzig da, und ihre Technik weist bereits auf die größeren Schwierigkeiten viel späterer Zeiten

') Zelc'swersiiwdlich in ä'.li-.

hin'). Aber ein Vergleich der Meludieen, der Harmonieenführnng und der Clauierbc gleitung in den zwei ersten veröffentlichten Werten Schuberts, „Erlkönig" und „Gretchen am Spinnrads", mit denen der leidenschaftlichste!! Lieder Mozarts und Beethovens zeigt einen so großartigen Abstand, wie etwa der Trauermarsch aus der „Eruica" von allen vorher componirten Shinphunicn-Adagios. Man kann freilich von jenen Liedern sagen, daß sie eigentliche Lieder gar nicht sind, sondern mehr dramatische Gesangsfcencn mit Elauierbegleitung. Tas ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß die Behandlung des Textes, der Begleitung, der Harmonie eine ganz neue ist, daß eine Chromatik nnd Enharmonit, wie bei den Worten: „Mein Bater, mein Vater, jetzt faßt er mich an, Erlkönig hat" u. s. w., daß eine Accordenfolge wie bei: „Ach, sein Kuh!" daß Accente wie bei: „Ach dürft' ich fassen nnd halten ihn", vordem nicht vernommen worden waren.

Tie Blüthezeit Schuberts fiel in die Periode, da die italienischen Sänger nnd Rossinis Opern die Wiener in eineil sinnlichen Taumel versehten, als Webers Freischütz erst bei des Compouisteu Anwesenheit zur richtigen Aufführung**) und Würdignng gelangen konnte, als seine „Enryanthc" nur in der höheren Kritik Anerkennung fand, vom Publikum sehr kühl behandelt wurde und Beethoven seine letzten Werke für die Nachwelt schnf. Nach seinem Tode verfiel das Lied in Wien nach und nach in jene eigenthümliche „gcmüthlich" genannte Manier, welche gewisse uoltsthümliche, melodische Wendungen in breiter Tehnnng recht sangbar über leichteste, trivialste Harmonisatiun setzte, und sie mit ein paar effectvollen Endphrasen concertincißig aufputzte. Tiefe Manier traf mit einer Geschmacksrichtung der eleganten Welt zusammen. In den höchsten Kreisen war die Mode beliebt, österreichische und steierische Volkslieder, „Gstanzcln", zu protegiren, nnd sofort verbreitete fich diese Vorliebe in allen Kreisen. Hofdamen spielten Iither, sogar Tuette. Baron Klcsheim dichtete sentimentale Verse in österreichischer Mundart, Herr Bauman ward patriotischer Hofpoet durch sein „Versprechen hinter'm Herd", das sich bis hente als ein Licblingsstüel der eleganten Welt erhalten hat. Bis in die fünfziger Jahre herrschte diese Richtung in Wien vor, auch in manchen vornehmen Kreisen Teutschlands war sie zn finden***). Aber in den musikalischen

*) 3ns Rondo und das Capriccio nus der Omoll-Partitur zeigen ganz moderne Technik deö >l!. Jahrhunderts.

") Ter Kaiser ^ranz hatte sich das Schienen auf der Bühne verbeten, die Jäger erschienen mit Armbrüsten, nnd Kaspar gos, in der Wolfsschlucht — verzauberte Bolzen, Ecmiiel und der Creiuit, wurden von der Censur gestrichen: jener durfte nur als „Stimme eine» bösen Geistes", dieser als weltlicher „Einsiedler" erscheinen.

'") Als ich im Jahre 1852 das erste Mal nach Teutschland kam, spielte mir eine hochgeborene Tamc ans Mecklenburg Zither vor: im Jahre 1853 gab der Hofzitherspieler des Herzogs Max in Aaieru ein Cuueert in Baden-Baden nnd spielte Variationen über Lneia di Lummennoor.

Kreisen Teutschlands war in;wische,i ein neuer Tangesfriihling aufgeblüht, iu den biedern Mendelssohns und Schumanns, zu denen Robert Franz*), als jüngster, ganz eigenartiger trat. Mcndclssohn war der geistigste, höchst begabte, edelste Vertreter der norddeutschen volkstümlichen Richtung, die Reinhardt, Zelter und Verger eingeschlagen hatten. Wahrend diese jedoch bei allem redlichen und höchst anerkennenswerthen Bemühen, mehr Natürlichkeit iu das Lied zu bringen, sich nicht von der Steifheit des Zeitalters befreien konnten, die noch vielen Formen der Knust wie des Lebens anhing, tonnte Mendels^ söhn mit freiem Geiste als der Sohn einer Zeit, welche allen Formzwaug beseitigt hatte, mit freier Wahl, mit gebildetem Geiste und feinster Empfindung in seinen Liedern das Bolksthümliche mit der klassischen Form vereinigen. Seine Melodik war anmuthig, heiter, sangbar, und doch immer musikalisch vornehm; in der Begleitung bewährte er den uuübertroffenen Meister der Forin, der alles Gewöhnliche, Herkömmliche vermeidend, deuuoch dem Harmonischen eine bescheidenere Rolle anweist, als dem Gesänge. Seine Erfindung stand in den Liedern uicht überall auf gleicher Höhe"*), aber seine Volkslieder „Von allen schönen Kindern"; „Es ist bestimmt in Gottes Rath", einige Ehorlieder, sind ein unvergängliches Natioualeigenthnm geworden; was sie vor Allen auszeichnet, ist die schöne Einheitlichkeit der Stimmung, ohne die mindeste Eintönigkeit.

Schumann ist auf dem von Schubert zuerst eingeschlagenen Wege weiter fortgeschritten, hat die Charakteristik, die musitalische Bctouuug jedes Stimmungswechsels im Tertc noch verschärft und der Clavicrbegleitung eine fast neue Rolle zugewiesen. Bei Schubert ertönen die Vorspiele mit den seltensten Ausnahmen (wie beim „Erlkönig") nur als Vorbereitungen der Gesangsmelodien, an welche sie sich anschmiegen; sobald diese beginnt, tritt die Begleitung zurück, und nur in den wunderbaren harmonischen Wendungen zeigt sie ihre Selbständigkeit.*'*) In Schumanns Liedern bildet die Begleitung sehr oft ein Musikstück für !nch, das fast über der Melodie steht, und nur bei geschicktester Ausführung des Begleitenden nicht den Gesang deckt; und zwar ist das nicht etwa der Fall bei Liedern, in welchen ein tief leidcnschaft lich heftiges Gefühl durch deu Gesaug allein nicht zum vollen Ausdruck

') Von Nrahms, der erst im Jahre 1854 seine herrlich? Laufbahn begann, wird später die Rede sein.

") Mendelssohn sieht am höchsten, wo seine Phantasie sich im Schaffen grofier Chöre und Orchestc nvirknngen entfalten konnte: Im „Elias", in der „Nalvurgionncht", in „Als Israel auo Egvvteu zog". Va kann man fassen: „?as ist Er, das ist sein Eigen."

"') In dielen steht Schubert einzig da. Die Wirkungen, die die einfache Verwandeln»«, eines ?ur- in den Viollaeeord und umgekehrt erzeugt, gehören Nim allem, ?cr Leier betrachte einmal die Stelle in: „Tnnkfagnng an den Bach": „Hat sie ?ich geschickt" oder im „Neugierigen": „Du Büchlein meiner Liebe" oder iu „Ihr Bildnis!": „Und das geliebte Antlitz", und er wird sofort wifse», was ich meine, und gar viele solche merkwürdige, unvergleichliche Wirkungen bei Schubert finden.

gelangen tonnte, und i» der instrumentalen Bewegung die symbolische Wirkung anstrebt und erreicht, sondern auch in solchen, deren Worte heiterste Lust uud innerliche Gcmüthsstimmnng ausdrücken, !oie z. B. im „Frnhlingslicd" und in; „Nußbaum". Tiefe Lieder erscheinen mir um so merkwürdiger, weil der Tert nur Melodie herauszufordern scheint, und weil Schümann gerade in der Begleitung herrliche Tongebilde geschaffen hat, die rechtes Zeugnis; geben für den Genius, der dort eiue sprudelnde Quelle hervorzaubert, wo fich Anderen nur das trockene Gestein zeigt. Auch hat Schumann der unvorbereiteten unvermittelten Tissonanz ein weit größeres Feld geöffnet, als Schubert, der uur in den Momenten höchster Erregung (Toppelgängcr „Was äffst Tu nach") Ausdruck in der (inHarmonik und Chromatit gegeben hat.
In feinen Liedern spricht sich die norddeutsche Romantik musikalisch aus, uud sie werden immer zu den edclsen Schätzen der Nation gehören.
Als eine ganz eigenartige, merkwürdige, künstlerische Individualität, als ein Wanderer auf eigener Bahn, als ein Tondichter, ldcr nur Lieder fetzte, aber gerade durch die Einseitigkeit der von ihm gepflegten Gattung nnd Form ganz Hochbedcntendes nnd ganz Eigenthümliches schuf, wirkt Robert Franz seit den vierziger Fahren.
Wenn man seinen Lebcnsgang prüft, wie er in verschiedenen Schriften sÄmbros, Liszt, Ostcrwald, ‚Sarau, Musikalifches Leritonj beschrieben ist. so möchte man fast behaupten, das Geschick habe ihn durch alle Einzelheiten seiner Erziehung und Erlebnisse vorausbestimmt, nur ein großer Liedereompouist zu werde». Robert Franz ist 181.5 in Halle geboren. Ueber die gesellschaftliche Stellung feiner Eltern giebt keine der genannten biographischen Studien Aufschluß', im Mendel Reißmann'schen Lerikon steht eine Andeutung, die Eltern stammten von den „Halloren", Salzsiederu. Jedenfalls lebten fie, wenn auch in einfachen, doch in geregelten Verhältnissen, da sie dem Sohn eine gute Schulbildung geben, ihn auch mehrere Fahre in seinen Musikstudien unterstützen konnten.
Ter Pater war ei» frommer Mann ans der Pietisten - Schule des verflossenen Jahrhunderts, die in Halle ihre» Mittelpunkt hatte. Er sang seinen mindern gern Choräle vor, die er mit sicherem Tonansatze und richtiger Empfindung ausführte. Tei kleinen Roberts erste musikalische Eindrücke wäre» einerseits das Kirchenlied — das ihn später zu Bach und Händel führte, andererseits der Gesang ohne alle Begleitung. Als er die Schule besuchte, offenbarte sich seine Begabung für Mnsik und für das Lied zuerst dadurch, daß er Choräle, welche die Knaben emstiinmig zu siugeu hatteu, immer als zweite Stimme i» der Terz zu singen vernichte, was ihm vom Singmeister handgreiflich übel verniertt wurde. F» feinem vierzehnten Fahre fühlte Robert, wie die Reiguug znr Mnsit immer stärker, immer alle anderen Bestrebungen überragend anwuchs, uud bat die Eltern, das; sie ihn Mnsiter werden ließen. Sein Wuusch begegnete dem heftigsten Widerwillen des Vaters, der die Mnsik als „brotlose Nunst" betrachtete, uud den Sohn

vielleicht des Leichtsinns und der Unlust zur Arbeit beschuldigte, weil dieser hie und da über die Beschäftigung mit der Mnsit den Schularbeiten nicht volle Aufmerksamkeit zuwendete uud nicht die gehofften Fortschritte zeigte. Es war eine wahrhaft glückliche Fügung für den Kuustjünger, das; der würdige Eantor und Gesanglehrer der lateinischen Schule, Abcla, Gefallen an ihm fand, uud ihm die Llavierbegleitung bei den Chorübungcn der Schüler übertrug. Tas stärkte seiuen Muth und wird wühl auch die Eltern für die Bitte des Sohnes milder gestimmt und bewogen haben, ihm regelmäßigen Musikunterricht geben zu lassen. Ter war aber damals in Halle gar wenig geeignet, ein derartiges Talent vollständig auszubilden, uud so wurde Robert iu seinem zwanzigsten Jahre nach Tessau zu Friedrich Schneider gesendet, der als herzoglicher Hofcapellmeister, als Eumpuuist vieler Oratorien, snuter welchen „Tas Weltgericht" sich »och erhalten hat,) dann einer Masse von Symphonien, Ouvertüren, endlich als ausgezeichnetster Lehrer im vollen Ruhm stand. Man denke sich nun einen zwanzigjähriger Mnsiker, der eigentlich nur Begeisterung hegte uud fast uoch uichts geleistet hatte, der uuch dazu scheu, schweigsam in sich gekehrt, als sclbstgcnügend erscheinen mochte, gegenüber einem vierzigjährigen berühmten Meister, der an Huldiguugeu selbst solcher Schüler gewohnt war, die mit zwanzig Jahren schon jenes ganze Rüstzeug der Theorie beiahen. das der neu angekommene Hallenser erst erwerben mußte. Taß die Beiden kein besonderes Gefallen an einander fanden, läßt sich mit Fug und Recht behaupten; der Lehrer, der strenge Theoretiker mußte gerade au den Rcgclu der Harmonie und des reinen Satzes festhalten, denen der junge Romantiker am fernsten stand, nud dieser mochte durch seine Harmonien und sonstigen Versuche der strengen Schule manche Schauder bereitet haben. Ruch zwei Jahren ging Robert Franz nach Halle zurück, um manche noihwendige .Nenntniß bereichert, aber ohne die Fähigkeit, das Gelerute oraktisch zu verwertheiu seine künstlerischen Ideen gingen nach anderer Richtung! Eine trübe Zeit begann! Von jeher hallen die Eltern und die meisten Lehrer Zweifel an seinen» Talente gehegt, diese schienen jetzt vollkommen gerechtfertigt, da der Zweiuudzwauzigjährige uuch gar uichts geschaffen hatte, und anstatt sich nach Erwerb umzusehen, immer mehr nach Innen abgeschlossen lebte. Vorwürfe und Hohn fehlteil uicht und verbitterten die Gemüthsstimiuung. die durch das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit des Schaffens trübe genug sein mußte. Ten einzigen Trost fand der juuge Künstler im Umgänge mit eiuigeu Gelehrten und Kunstfreunden, die altitalienische nud altdeutsche Tonkunst pflegten, Bach und Händel studirten. Er vertiefte sich iu die Werke der Großmeister, an ihnen bildete und erweiterte er seine Kenntnisse des Contra Punktes. Aber zum entschiedenen Selbstschaffen gelangte er noch immer uicht, lebte und träumte im elterlichen Hause, bis die gewaltige geistige Bewegung der vierziger Jahre auf allen Gebieten, und gleichzeitig eine tiefe Leidenschaft alle feine Gefühle stürmisch erfaßte und in eine Richtung zum tontünstlerischen Ergüsse drängte.

^!» Heinrich Ehrlich in Verlin.
Ter Hegel'schen Philosophie, die in Berlin zu ei»er Art von staatliche christlich-politischer <^)laube»slehre ausgebildet wurden war, hatte Rüge die Keime einer neuen selbständigen Richtung eutuommeu, verpflanzte sie nach Halle und zog sie groß im Vereine mit Echtermecher. Tie studirende Jugend entflammte sich für diese neuen Ideen, und eine so tiefe träumerische Natur wie die Frau-,' mußte sich sauch ohne eine unmittelbare Veranlassung dnrch Uuiuersitätsbesnch) auf's Stärkste angezogen fühlen, da Rüge auch das ästhetische Gebiet in das Bereich seiner Vorlesungen zog. Zu gleicher Zeit begann in Leiozig die neue glänzende Aera der Tonkunst dnrch den herrlichen Mendelssohn, durch des edelsten poetischen Schumanns Schaffen als Compouist und musikalischer Schriftsteller — denn mich als solcher hat er schöpferisch gewirkt, und einen nnermeßlicheu, noch gar nicht genug gewürdigten Einfluß geübt! Schuberts Compusitionen wurden durch ihn zuerst der gesammteu musikalischen Welt Rurd-deutschlauds näher gebracht, und es ist keine gewagte Behauptung, daß auch Robert Franz znerst dnrch die Aufsätze von Schumann in der „Neuen Zeitschrift für Musik" angeregt wurde, jene gcuau zu studireu. Ei» ueues Land öffnete sich vor seinem inneru Äuge, eiu Land, iu welches er reisen, nach neue» Eutdeckuugeu suchen mußte. Und eine tiefe, heftige, unglückliche Liebe gab ihm den Wegweiser zu neuen, nubekauuteu Pfaden des Liedes*),
Im Jahre 1343 erschien in der „Reuen Zeitschrift für Musik" eine von Robert Schumann verfaßte Besprechung mehrerer Lieder von verschiedeneu Cumponisteu. In dieser gab er seinen Ansichten über Liedereomposition, über rein Formelles und Ideelles, über vulgare Richtung (Kücken) uud höhereu Stand-punkt entschiedenen Ausdruck. So kommt er denn zuletzt auf Robert Franz und desseu erstes Werk: 12 Gesäuge uud sagt: „sie gehören durch-aus der edlen neuen Gattung an", der kunstvollere» und tiefsiuuigereu Art des Liedes, „von der die früheren nichts wissen konnte,i": uud er charatterisirt Robert Franz mit deu Worten „er will das Gedicht iu seiner leibhaftigen Tiefe wiedergebe»". Er tadelt manches, aber sagt auch: „wollte man ein-zelne feine Züge anführen, mau würde uicht fertig", und ermuntert zuletzt den jungen Künstler zum Ergreifen neuer ttunstformen, daß er „fein reiches Innere anders anszufprecheu versuche als durch die Stimme". Tie Beurtheilung erregte in der ganzen musikalischen Welt Rurddeutschlands die gespannteste Aufmerk' samkeit. Man wußte, daß Schumanns Herz jedem künstlerischen Streben "> Ich »lochte nicht, das; die obigen seilen dahin verstanden würde», nlo hätte Robert ivrauz seine ersten Lieder in der Zeit der unglückliche» Liebe comrMiirt. Meiner lieber-,ze»gung nach wird lein leidenschaftliches bedenteudec» Tonwert oder Gedicht im Moment der Leidenichait selbst geichaise», ist vielmehr erst nach der Läuterung der Gefühle ent-standen, nach lleberwindimg deo >3ch»!e>'.;e5, nach Idealisirung des ganzen pi'nchischen Vev,' laufet, Ein lustiges Lied oder Gedicht »mg in eine,» Momente des Glückes entstehe,!, heftige Leidenschaft nuist austoben, bevor sie zur künstlerischen Gestaltung gelangt. Die schmer.',uo!lste» Lieder enthält "vwnz c>p. 7, als er schon lange glücklicher Bräutigam von Marie Hinricho war!

warm entgegen schlug, das, er aber mit entschiedeuem Lobe nicht uerschweuderifch zu Work,,' ging. Robert Frau,',' Name war mit einem Schlage ein vielgenannter nnd hochgeachteter. Nasch folgte» »uumehr neue Liederhefte aus seiner nieder', und die Besten und Hochftstehende» beeilten sich, volle Anerkennung kundzugeben. Unter diesen ist besonders eine hervorzuheben, weil sie zeigt, wie Robert Franz' Lieder-Schöpfungen in den verschiedenartigsten großen Nünstlern gleichmäßig tiefen Eindruck erzeugten. Tes edlen Felix Mendelssohn Melodik uud Harmonik war eine ganz andere, als die ans Franz' Liedern erklangen, nnd die Schumann so freudig begrüßt hatte. Aber als ihm der junge Eompouist sein drittes Werk widmete, und mit diesem zugleich das zweite, Schumann geweihte, sandte, da schrieb er ihm einen wannen herzlichen Tanlbrief, der nur aus voller liinstlerifcher Zustimmung hervorgegangen fein konnte"). Und Oade, Heufelt und andere berühmte Musiker äußerten sich in gleicher Weise wie die beiden Erstgenannten.

Seit jenen Jahren hat Nobert Franz die Mnsikwelt mit vielen neuen Liedergabrn beschenkt, sein Ruhm ist überall hingedrnngen. Auch seine Vaterstadt, die am meisten nnd am längsten an seinem Genius gezweifelt hat, zollte ihm nach nnd nach die verdiente Anerkennung. Er war zuerst Organist an der Ulricholirche, dannTirigent der Tingakademie nnd der GeseUfchastoconeerte, tvelche «nter seiner Leitung die hohen Werte Bachs und Handels der ilenntnsß des größeren Publikums der Stadt vermittelte». Endlich ehrte ihn die Universität, au welcher er als Mnsitdireetor wirkte, durch Verleihung der philosophischen Toctorwürde. Seit 1^4X glücklich verheirathet, lebte er in beicheideueu, aber angenehmen Verhältnissen. Toch seine Gesundheit ward durch die überanstrengende TlMigkeit immer mehr erschüttert: ein Gehorleiden, das sich schon im Anfange der vierziger Jahre gezeigt hatte, verschlimmerte sich derart, daß es ihn znleht au jeder gesellschaftlichen Vefchäftigung mit

') Hochgeehrter vierr! Zie haben mir durch ihre zwiefache Zendnng eine sehr gwsie Freude gemacht, aber am meisten in jeder Beziehung durch die l^siwge, ans die Sie meinen Namen so freundlich waren zu seNen. Hr'enn inir auch die Ichnmann'schen sehr gefallen haben, >'o find mir diese letzten l^efnnge doch bei weilein die liebsten, und gehören sogar nach meinem l^enihle grüizlentheil?' zum Besten, was ich von Ihnen kenne. Und dost die« für mich wa« sagen will, wiffen 3ie wohl! Tas erste und zweite (vor allem die erste Teile dieses zweiten, und wieder vor Allem der Anfang» dann das drille und ninNe sind meine Lieblinge, obwohl ich fie alle lieb habe. Mögen 3ie ''ehr, sehr uiele Werke, ebenso schon gefühlt, ebenso fein ausgeführt, ebenso eigenlhiünlich und so reich an Wohlklang, diesen folgen lassen; Iie werden allen wahren Kunmrrunden den gröstlen i^ennn bereiten, der „Wart!" wird sich von denen endlich auch ins Lchlepplan nehmen lasten müssen, wie er da? schon so oft, eigentlich immer gelhan hal und lhun wird. Keiner von Allen wird aber über dies Wert, wie über jedes Ihrer künftigen mehr Irende haben nnd Ihnen dankbarer fein, als Ihr

Hochachtungsvoll ergebener

^elir, Mendelssohn-Barlholdu.

Berlin d. 10. März 1844.

Musik vollständig behinderte, und ihn alle die Aemter niederzulegen zwang, deren Ehreusold seine Haupteinnahme bildet,,'. Tie ?heilnahme von Freunden und Verehrern, die allenthalben in ehrenhaftester Weise durch Concerte mit Vor führnngen seiner Werke für ihn eintraten, bewahrte sein Alter vor drückendster Sorge und verlieh seiner Muse frische Kraft. Nachdem er einige Jahre geschwiegen, trat er 1879 mit sechs neuen Liedern hervor, denen er fünf andere Hefte folgen ließ. Tas Jahr 1885, in welchem er feineu 70. Geburts- tag feierte, brachte ihm Ehrenbezengungen aus allen Theilen Teutfchlands, sinnige Gaben nud Adressen, uuter welchen die des Wiener akademischen Gesangvereins sich durch Schwung nud Innigkeit ganz besonders auszeichnet.

Robert Franz' künstlerisches Schassen hat sich auf Liedercompositionen nnd auf Bearbeitungen vieler Vach'scher uud einiger Händel'scherVoealcompositionen*) beschrankt. Von diesen letzteren können wir hier nur sagen, das; wir sie für geistvoll und von gründlichsten! Studium uud Verständnisse zengend halten. Eine ausführlichere Darlegung müßte die Frage von der Methode solcher Bear beituugeu erörtern; die von Franz hat vielerlei Wider- uud Einspruch erfahren, der nicht übersehen werden dürfte: wir wollen aber an dieser Stelle allen Schrifthader vermeiden**) nnd daher nnr von den Liedern sprechen.

Ein jedes Kunstwert ist das Erzeugnis; verschiedenartiger Kräfte (Faetoren). In erster Reihe wirkt die angeborene Anlage, dann der Ent- wickelnngsgang der Lehre, dann nnd sehr mächtig — die anderweitige geistige Befähigung des Künstlers, die seiuer Lebensanschanung nnd die Art bestimmt, in welcher die äußeren Eindrücke in seinem Inner» sich klären nnd znr Knnstänßcrnng umwandeln, die sogar ans den Gang seiner Studien großen Einfluß übt, uud sie »ach jeuer Richtung leitet, wo sie mit den angeborenen Gaben znsammeutreffen.***)

'< Tiefe Bearbeituugeu besuchen theils in Ergäuzuugeu der Orchesterbegleitung nnd der Instrumentation, theil« in Claoiemnszügen.

") Nobert Franz hat sich selbst gegen gewisse Angrisse in geistvoller nnd siegreicher Weise oertheidigt in der Schritt: „Osfener Bries an Dr. E, Hanslick über Bearbeitungen alterer Werte." Auch der oerdienswelle Dirigent der Breslauer Singakademie, Herr Prof. Julius Tchäsfer, hat in zwei Broschüren manche Schwäche der Gegner Fran< durch thntiachliche Beweise dargetha».

"") Tast die angeborenen Anlagen die Richtung des Knnsierzengnisses unbedingt bestimmen und nicht das durch Studium und Nachdenken bedingte Wolle» des .Künstlers bezeugen manche Werte nn'erer große» Dichter. Schiller hatte nie ein Kriegs- lage! gescheu, Goethe zog mit dem Herzoge 1792 gege« Frankreichs jener hat „Wallen- sleinS Lager" gedichtet, das in jedem gebildeten Soldaten wahre Begeisterung erregt, dieser schrieb die prosaisch ruhige „Kampagne und Belagerung von Mainz". Schiller war nie in der Schweiz gewesen, nnd giebt im „Teil" Beschreibungen, die noch heute den Schweizer Wanderer entzücken. Goethe ist 1779 im November über da? Vis- meer bei (ihnnwunir nnd über die Gemmi uou Leut gegangen, 1797 im Oetober über d-n Gotthard; alle diese Wanderungen waren damals <u»d siud zu solcher Jahreszeit »och heute) mit grosten Gembren verbunden. Bon diese» sagt der Tichtenüx'l kein

Robert Franz. 4!)
In letzter Reihe Wirten dann die Zeitideen bei dem Schaffen jedes Kunst-
wertes mit: tein Künstler kann sich ihnen entziehe», der größere trägt sie in
höhere Regionen und verklärt sie, der kleine steigt mit ihnen hinab nnd er-
niedrigt sie bis zur Unkenntlichkeit. Aber der Maler kann nicht malen, der
Bildhauer nicht bilden ohne die Modelle des Landes, in dem er lebt, nnd
die er ja veredelt darstellt, der Dichter kann nicht dichten nnd nicht Menschen
schildern, ohne an Gedanken der Menschen, an die geistige Stimmung
anzuknüpfen; der Architekt kann nicht Tempel nnd Paläste baue», wenn nicht
der Kunstsinn der tonangebenden Gesellschaft ihn belebt, nnd der Musiker
muß in den Ideen seiner Zeit, in de» Gedichten seiner Zeitgenossen die An-
regung der Stimmniigen, der Bewegungen suchen, denen er dann tonende»
Ausdruck verleiht, je nach seiner musikalischen Begabung und Furmkraft. In
der Wechselwirkung zwischen dem großen Künstler und seiner Zeit ist selbst
verständlich die größere auf der Seite des schassenden Künstlers: aber ohne
die Zeitideen ist sein Werk nicht denkbar,
senden wir nnn diese allgemeinen Betrachtungen im Besondere» a»f
Robert Franz' Wesenheit und seine „Gesänge" an, so finden wir: Seine
iliimlalische Begabnng ist eine ganz entschieden ausgeprägte lyrische, d. h.
eine solche, die sich in bestimmten begrenzten Formen der Empfiüdnngs
ben'egungen knnd giebt, nicht in den ausgedehntere», welche eine vielfältige
Cntwictelung der Themen, einen Aufbau, eine ^»fammensetzung verschiedener
Elemente verlangen. Sie hat daher anch gleich von Anfang die Rich
tung genommen, in welcher fein Geist nicht das Bediirfniß der Anregung
zu strengeren epischen und dramatischen Formen fühlte: und fo mochte ihm
der Aufenthalt in Tessan bei Schneider sehr »venig gefallen haben, da ihm
ersi noch manches von der musikalische» Grammatik nnd Svntar anbefohlen
ward, bevor er zu den höhere» Formen gelangte. Mächtig ergriff ihn dann
der tiefe, geheimnißvolle, romantische Geist 2. Bachs, der den schwierigsten
Formen höchste Weihe verleiht: er führte ihn zu den contrapnnttifchen Studien,
die sich in der Clauierbegleitnng mancher seiner Gesänge unverkennbar tnnd
geben: zu gleicher Zeit klänge» ihm aus Schuberts Melodien die seinem Gemüth
verwandtesten uoltsthümliche» Wrndnnge» entgegen. Seinem beschaulichen, nach
tlj»lt: seine Beschreibungen der seilenden sind rein thatiächlicher An. ^n Alton be-
merkt er „eine hübsche Art, das tnrze (Vrummet in Aepen einznfasien," „artige Thiii-
Ichlöiirr" im Wirthshause, „rastende Kühe auf der Weide: sechszehn Zlück tosten eine»
Lonislor per Tag," „ein Pilger- nnd Hltineralogenstieg in das Maderanerthal". Er
schreibt an Schiller, wie interessant es war, „sich durch unmittelbar«' Anschauen mit den
immrhiswrifcheli, geographischen, ökonomische» und politischen Verhältnissen ldes Lande»?!
,;>l vergegenwärtigen." Aber daneben dichtet er „Der Innggesell und der Mühlbach"
nnd die unbeschreiblich herrliche Elegie „Euphrosune". Ein göttliches Oenie findet über-
all sich selbst wieder, das Talent schmiegt sich der Auszenwelt an, da? dienie mus>
und schafft, das Talent will, versucht.

innen gerichteten, dem Gennßlebe» fern stehende», den höchsten Idealen zugewandten Geist brachte die in Halle am entschiedensten hervortretende neue philosophische Richtung die stärkste Anregung, vewog ihn die bisherige scheue Zurückhaltung aufzugeben, an Gleichgesinnte heranzutreten, sich im Schaffen zu versuchen; die Leidenschaft der Liebe wühlt alle seine Gedanken und Empfindungen auf; und als alle die Verfchiedenartigeu Gährnngsstosse sich geklärt hatten, da trat Rudert Frauz als der Liedersäuger hervor, der in derselben Gattung musikalischer Kleinmalerei die verschiedenartigsten, mannigfaltigsten Gebilde schuf, von denen die meisten dauern werden, so lange das deutsche Lied dauert.

Ich habe schon im Anfang dieser Studie auf die große Schwierigkeit hingewiesen, ohne Notenbeispiele von der Cigenthümlichkeit eines Componisteu zu sprechen und dabei Schönrednerei zu vermeiden. Ich muß mich beschränken, das au Robert Franz Gesäugen hervorragend Charakteristische in der Weise anzudeuten, daß der musitalische Leser sich angeregt fühle, durch eigenes Rachforschen die Wahrheit meiner Andeutungen zu bestätige».

Tie Melodie» Robert Franz' zeigen meistens größere Bestimmtheit der Auffasfuug, manchmal eine wahrhaft einschneidende Charakteristik des Textes. Gleich die ersten Töne lassen die volle Stimmung erkennen; man vergleiche einmal die Lieder „Ta die Stunde kam". „Ja du bist elend" sop. ?! uud andererseits „Weil' auf mir duulles Auge" (op. 9) „und Mädchen mit dem rothe» Mündchen" sop. 5). Alle drei beginne» gleich ohne Vorspiel mit dem Gesänge und man kann wohl behaupten: wenn ein echter musikalischer Tichter musittuudig diese Melodien hört, ohne die Worte zu teuuen, und wenn an ihn die Aufforderung ergeht, solche de» Tönen „anzudichteu", ili »Verden seine Verse dieselbe Grnndstimmung ausdrücken, die in den betreffenden Gedichten Heines, Lenaus uud -üsterwalds vorherrscht. Tie einfache Aenderung des Moll in Tur am Schlüsse des ersten Liedes ist von schönster Wirkung. Uud nicht etwa in de» Iugeudlieder» allein tritt solche vollendete Unmittelbarkeit der Auffassung hervor: iu der mittlere» Periode sprießen die Blütheu erst recht reich sich weise aus das wimderschöue „Gekommen ist der Mai", o^. 34) und die neuesten Lieder, die Robert Franz nach langem Schweige» herausgab, geben Ieuguiß von ungeschwächter Phantasie. Tao „Ach ich denke" (op. 5,1) steht neben de» schönsten der erste» Hefte, uud d^s „Herziges Schähle" (op. 50) klingt wie der Herzenserguß eines ganz jungen geniale» Compouiste».

In de» eben genamiten Gesängen tritt die Melodie gleich beim Anfange in den Vordergrund; in anderen dagegen läßt Robert Franz de» Gesang mit einer ihm ganz eigenthümlicheu Wendung mit einem Male so zn sagen an das Clavier herantreten; die Begleitung beginnt die Melodie, der Gesang seyt sie fort: hier erklingt also kein einleitendes Vorspiel, das zum Gesänge fuhrt, sonder» ei» Ineinander-Tönen der Begleitung uud der Stimme. Auf ein de

fonders schönes Beispiel: „Es hat die Rufe sich beklagt" ((,,.>. 42) sei hier hingewiesen-. aber auch viele andere Lieder bieten dieselbe Robert Franz eigen thüinliche Wendung. Tas ersterwähnte zeigte auch eine andere besondere Eigen-thümlichleit, die meine» Wissens zuerst in Robert Franz' Gesängen so offen hervorgetreten ist: daß es nämlich in einer anderen verwandten Tunart endet al« es begann.*! Tiefe in ihrer Art merkwürdige Wandelung läßt sich immer durch die Veränderung der Stimmung im Texte erklären, ist also im Hinblick auf die poetische Auffassung vollkommen berechtigt. Tie Frage, ob sie den einheitlichen Einddrnck des Ganzen verstärkt oder nicht, bleibt dem Gefühle des Einzelnen überlassen. Daß sie, in so vielen Liedern hervortretend, hie nnd da als Manier erscheinen kann, tan» ich nicht unerwähnt lassen: der gerechte Beurcheiler muß aber zugestehen, daß jeder schaffende Künstler die Eigen - thümlichkeit seiner Wesenheit, in welcher er Bestes leistet, unwillkürlich am häufigsten walten läßt: es hat große Maler gegeben, die Gestalten malten, um ihre Beleuchtungskunst im Helldunkel oder in Lichtfülle, oder die Farbenpracht der Stoffe oder sonstige Vorzüge zu zeigen, die mit den Gestalten selbst nicht in direelem Zusammenhange standen, aber doch uene itnnstgebilde boten. So auch wirken die obcrwähnten Wendnngen in den Franz'schen Liedern ganz eigenartig und schon. (Man vergleiche „Unterm weißen Baume", op. 4», nnd „Es ziehen die brausenden Wellen" ebendaselbst, in letzterem ist der Schluß besonders wirksam.)

Eine andere besondere und durchwegs rein künstlerische Eigenthümlichteit mancher Franz'schen Gesäuge ist die polnphone, oft fast contrapnnttisch zn nennende Elauierbegleitnng, wie in „Ter schwere Abend" (op. 3?) nnd in dem eben genannten „Es ziehn" und vielen anderen. Allerdings ist diese Elavier-begleitung oft fchwierig und verlangt einen tüchtig musikalisch durchgebildeten Pianisten. Aber der geneigte Leser, der meinen Tarleguugen bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird es begreiflich finden, wenn ich diese contra-punttischen Schwierigkeiten eher als einen Vorzug denn als Fehler betrachte. Und gab es nicht eine Zeit, wo die Begleitnug in Schumanns „Frühlingslied" vielen Pianisten Schauder erweckte? Jetzt wird sie von jedem gebildeten Tilletanten fehlerlos tanm geführt. Auch die zarte Wendung, daß die Stimme manchmal mit einer Art von Trugschluß endet, und die Begleitung die Melodie erst richtig abrundet, muß hier angeführt werden. Und was '! Nach ihm hat meines Wissens nurNrahms in seinen wundenchöuen „Magclwne"-Homanzen diese Schlumvendling angebracht. Hier fällt diese nicht im mindesten auf, da ja diese Romanzen viel ausgedehntere Musikstücke sind als gewöhnliche Lieder. Tie geneigten Leser, welche sich an meine Studie über Brahms in „Nurd und Süd" lMai 1882) erinnern, werden darin ersehen haben, wie ich höchste Achtung und Liebe siir diesen genialen Meisler hege, der ja anch Lieder geschrieben hat, die zn den schönsten Schäden deutschen Gesanges gehören. Aber seine sswszen (lhorwerre stehen de>ch noch höher — und nun gar seine nene, die vierte Zyniphonie!

5^ Heinrich Ehrlich in Verl in,
Schumann um> (>>>. 1 gesagt hat, „wollte man einzelne feine Züge anführen, man würde nicht fertig", das läßt sich auf alle, alle Werke anwenden. Robert Franz ist der eigenthümlichste, in seiner Art originellste Liedcrsänger. Man hat ihn öfters mit Chopin verglichen, weil er eben so ansschlies;- lich im Licdcrcomponireu verweilt und keine andere Form versucht hat, wie Chopin am Tondichteu für das Clavier verharrte. Tie Vergleich«»«, ist nnr in dem einen Punkte statthaft, als beide vollkommen in sich abgeschlossene Wesen- heiten zeigen. Niemanden nachahmten, nnd auch nicht nachgeahmt werden können uud sollen. Aber eine Wanderung durch Franz' Gesänge ist wie die dnrch einen Buchen- nnd Eichenfurst: manche dunkle Pfade, manches Gestrüppe, aber herrliche erfrischende Luft, Gesaug der Vögel, schlanke Rehe, mitunter ein lustiges Häsleiu, wuudcrvolle Ausblicke in Sehnsucht erweckende Ferne: der Gang durch Chopins Clavierwerte führt durch einen Iaubcrgarten mit selt- samsten Blumenbeeten, mit Blüthen, die man vordem nicht gekannt, mit be- rauschende» Tüften — Alles erscheint so seltsam, cigenthümlich, poetisch: aber die Luft ist heiß nnd laugen, Aufenthalte uicht zuträglich. Chopin ist eine ganz merkwürdige Crscheiuuug, aber wenn man von seinen Mazurte» uud Polonaisen absieht, so läßt sich eine nationale Angchörigkeit seiner Musik nicht bestimmen: in Robert Franz' Liedern aber ist nicht ein Taet, der nicht deutsch wäre, und als ganz eigenthümlichen aber tief innigen deutschen lyrischen Tondichter erkannten ihn seine Zeitgenossen und wird ihu die Nachwelt ehren*!.

') Vielleicht wird eine kleine historische Erinnerung manchem Leser nicht nninlev- essnnt erscheinen. Im Frühjahr 1846 lebte Liszt einige Monate in Wien, iminev umgeben uon jungen begeisterten Anhängern, Cinem von diesen zeigte er eine? Tagee> die ersten Lieder eines ganz unbekannte,! (somponisten. Sie entzückten den Jüngling derart, das, er zur Jeder griff und zum ersten Male in seinem Lebe» eine Hrilik schrieb: sie erschien in einer längst verschwundenen Zeitschrift „Die Gegenwart" redigin u. A, Schumacher, Der Comoonist war Rudert Frnn;, der Jüngling der Verfasser der obigen Studie.

Die Frauen im römischen Recht.
von
I. Varnn.
^ Vcl,i. -
lehr als je spielt heut bei dem Studium der Geschichte das Recht eine Nulle; teiu Historiker glaubt heut irgend welche Epoche irgend welchen Voltes sattsam geschildert zu haben, wenn er nicht zugleich die Rechtsverhältnisse in dieser Epoche dargestellt hat; die größten geschichtlichen Bewegungen, sie mögen heißen wie sie wollen, vermögen das Recht ein wenig zur Seite zu schieben, keineswegs aber zu verdrängen: denn das Recht selbst ist eine fortdauernde Bewegung in der Geschichte, eine Bewegung, die mit dem ganzen Aufbau und Zuschnitt der menschlichen Gesellschaft in so engem Zusammenhange steht, daß ich dreist behaupten darf: Gebt mir das Gesetzbuch eines Volts, und ich will daraus den Höhen- oder Tiefenpuntt seiner Civilisation ablesen.

Tiefe Auffassung des Rechts ist, wenn ich so sagen darf, eine von den befreienden Thaten der deutfchen Wissenschaft unseres Jahrhunderts. Bis zu dieser Zeit betrachtete man das Recht als eine Willtnrhandlnng des Gesetzgebers, als ein Zwang auferlegt von der mächtigen Staatsgewalt dem zum lHehorsam verpflichteten Volt, als eine Fessel, die der Freiheit der Menschen, welche sich als willenskräftige Individuen fühlen, anfgenöthigt worden ist. Heut wissen wir, daß das Recht aus dem Leben des Voltes hervorgeht, daß es ein Product des Voltsgeistes ist, daß an diesem Prodncte alle nnsre Vorfahren mitgearbeitet haben, und daß wir selbst daran fortarbeiten. Es ist ein Product des Volksgeistes gerade wie die Sprache und die Sitte, und weil die Menschheit in dem bisherigen Laufe der Weltgeschichte nicht als solche, sondern in der Unterabtheilung der Völker aufgetreten ist, so giebt es

5H I. V^i^n in Vein,
deshalb ebensoviel Sprachen, Sitten und Rechte, als es Völker giebt.
Sprache, Sitte und Recht sind das Eharalteristische der Nationalität; jene
niehr mit einem Geheimnis; umwoben, diese mehr offenkundig; denn weshald
der Orientale Nbba spricht, wo wir Vater sagen, das kann durch keine
Sprachforschung entdeckt werden-, aber weshalb die einzelnen Völker das
Alter ehren, in welcher Weise sie die Franeu behandeln, in welcher Art sie
das Eigeuthum, die Ehe nnd das Erbrecht ssestalten, das können wir in ihre»
Gedankenoperationen verfolgen und erschließen. Und so ist denn das Per
hältniß der Menschen zum Recht in unserem Jahrhundert ein ganz anderes
geworden, ich möchte sagen, ein freundliches oder gar ein herzliches. Ten»
wir befolgen unser Recht nicht, weil wir durch die Nichtbeachtung in Strafe
oder Rachtheile verfallen, sondern je charaktervoller ein Mensch ist, umsometir
lebt er den Gesetzen deshalb nach, weil der Volksgeist i» ihm mächtig ist,
weil er sich selbst uud das Recht als zum Volk gehörig betrachtet: unserer
Aller Aufgabe ist es, das Recht unseres Volkes mit derselbe» Liebe zu um-
fangen, wie seine Sprache uud seiue Sitte. Es würde eine falsche Folgerung
sein, wenn Jemand mir deshalb nachsagte, das; ich aus jedem guten Bürger
einen Juristen machen wolle; das will ich ebensoweuig, wie ich ihm die
Pflicht der Sprachforschung oder von Sittenstndien aufzwinge. Aber an's
Herz null ich ihm das Recht legen: ich finde eine Zurücksetzung der Wissen-
schaft, welcher wir Juristen nns ergeben haben, darin, das; mau fie gewöhnlich
als den Inbegriff aller denkbaren Advoeatenkniffe betrachtet, während sie ei»
gewaltiges Stück uuseres Volkslebens begreift, das; man sie als ein gleichsam
nothwendiges Nebe! passiren läßt, während sie die Ordnung unter den Mensche»
gestaltet nnd ihnen de» Frieden bringt: nm Frieden bitten wir in jenen elx'n
so schlichten wie heiligen Worten: „Ehre sei Gott in der Höhe uud Friede
den Menschen auf Erden": es ist zwar nicht der ganze Friede, aber doch ei»
Stück desselben, welchen sich ein jedes Volk in seinem Rechte erarbeitet,
Run hat es ein Volt gegeben, dessen geschichtliche Aufgabe, wenn es gestattet
ist von einer solchen zu reden, darin bestanden hat, das Recht nach allen Seile»
hin zu gestalten. Tas ist das Römische. Es hat eine» der größten und
einen der dauerhaftesten Staaten gegründet, von denen die Geschichte berichtet,
und dies ist ihm nicht blus durch seine Tapferkeit und durch sein organi-
satorisches Talent gelungen, sondern durch die juristischen Institutionen, ans
welche es seinen Staat gründete, durch das sogenannte öffentliche Recht, welches
es meisterhaft handhabte. Aber nicht minder meisterhaft hat es das sogenannte
Privatrecht entwickelt, ich meine die Institutionen des Eigenthnms, der
Forderung, der Familie, deo Erbrechts, d. h. gerade diejenigen Einrichtungen,
deren Grundideen bei allen Völkern wiederkehren, gleichviel welches die Ver
fassung ihres Staatswesens ist. Turch eiu wunderbares Stück von Geschichte
hat gerade das römische Privatrecht für fast den ganzen europäischen Eon-
tinent eine active Bedeutung erlangt; der römische Staat ist zerfallen und
wir erkennen seine einstmalige Existenz nnr in den uuzähligeu Spuren in den«

Voden. de» jeht die modernen Staaten dreier Welttheilc einnehmen; das römische Priuatrccht aber ist die Grundlage des Rechtszustandes in allen Staaten des mittleren und südlichen Europas sseworden; wie hoch wir von ihm denke», mag ein Ausdruck erkläre». Vekannt ist das Wort: „die klassische Kunst, die klassische Poesie, die klassische Philosophie"-, wir verstehen darunter die Kunst, die Poesie, die Philosophie der Griechen auf ihrem Höhenpuntt. Nu» gut! wir Juristen spreche» elie»su von einem klassische» Hecht, und wir verstehe» darunter das römische Privatrecht ans seinem Höhenvunkt zur Zeit der Kaiser Angustus bis Tiucletian. In« Mittelalter ssing man noch weiter, ma» erklärte damals das römische Recht als geschriebene Vernunft: das war nicht blos ein Irrthum, sondern ciue Versündigung, denn damit svrach man dem römische» Recht die Unfehlbarkeit zu, allerdings nicht aus Anmaßung und Ucberhebung. sonder» ans Temuth und Selbsterniedrigung; aber so sehr uns anch dieses Motiv zur Verzeihung stimmt, so bleibt doch jene Auffassung eine verwerfliche, weil sie das Rcchtsleben aller nachrömischen Völker unterschätzt, weil sie ihnen alle juristische Schöpferkraft abspricht. Und gerade das Thema des gegenwärtige» Aufsatzes zeigt, daß die juristische Meisterschaft der Römer iu der menschlichen Fehlbarteit ihre Grenze hatte; auch sie haben gefehlt, nnd haben »ns genug zu thu» übrig gelassen.

Tiefes Thema ist die Frau im römischen Recht.

Von römischen Männern nämlich weiß der Leser genug: denn reich ist die römische Geschichte an großen, aber auch an gewaltthätigen Männern: Kriegshelden, Staatsmänner, Männer, die durch Muth und Einsicht, durch Zucht uud Sitte berühmt, die durch die Kunst des Vefehls wie die des Gehorsams ausgezeichnet, die durch den ärgsten Mißbrauch der Gewalt berüchtigt sind. Ich darf daraus folgern, daß es nicht nöthig ist, von den Männern im römischen Recht etwas zu sagen; der Leser hat sich das Vild der juristische» Stellung des römischen Mannes schon von selbst entworfe»: foll ich die einzelnen Züge dieses Budes mit drei Norten zusammenfasse», so sage ich: Ter römische Ma»» ist ein Vollfreier, und das ganze römische Privatrecht ist eine Emanation des Freiheitsgedaukenö, d, h. das ganze römische Privatrecht zielt darauf ab, der Vewegnng des Mannes Ranm zn schaffen, ihm das freie Handel» zu ermöglichen, ihm ein Gebiet herzustellen, worin er als Herr wallet, wo sein Wille gilt. Von diefemGedanken sind alle Institutionen des römischen Privatrechts getragen. So das römische Eigcnthiim; eS giebt bei den alten Römern keine» abhängige» Bauern, der Zinsen, Tienste, Robote» an einen Grundherrn zu leisten hätte. So die römische Forderung; das römische Recht bekennt sich zur vollen Vertrags frei he it mit geringen, verschwindenden Ansnahmen. So das römische Erbrecht; bei den Römern spielt das Verwandtenerbrecht erst die zweite Rolle, an erster Stelle steht das testamentarische Erbrecht, d. h. der Wille des Römers gilt über seinen Tod hinaus, das Testament sichert dem Römer gleichsam die juristische Unsterb-

lichkcit, und die Teutscheu haben diese juristische Unsterblichkeit erst als Erbstück uo» den Römer» überkomme», unserem »atio»alen Recht ist das Testament fremd. Endlich ist auch das römische Familienrecht van diesem Freiheitsgedanken getragen, nud bei ihm bleibe ich stehen, da das Bild, welches die Familie im Allgemeinen darstellt, affenbar auch für die rechtliche Stellung der Frau maßgebend ist.

Die römische Familie ist in republikanischer Zeit dadurch charakterisirt, daß dem Vater die volle Herrschaft über die Kinder eingeränmt ist: er kann fie nach dem Rechte der römischen Republik bei der Geburt aussehen, er kann sie verkaufen, er tan» das Hausgericht über sie halten, d. h. er ist bei irgend welchen Pergehnngen ihr Richter nnd kann selbst das Todesurtheil über fie ausspreche»; das iliud hat kein eigenes Permögen, sondern Alles, was es erwirbt, gehört seinem Pater: das; er das Kind in Adoption geben, ihm einen Pormund ernennen tan», das; das Niud zu seiner Verlobung nnd zu seiner Heirath der Zustimmung des Paters bedarf, versteht fich von selbst. In all diesen Beziehungen machte man keinen Unterschied zwischen Sohn und Tochter — mit einer einzigen Ausnahme. Tie Eingehung der Ehe wurde bei deu Römern wie bei allen antiken Völkern großeutheils unter anderen Gesichtspunkten als heute aufgefaßt: das, was wir heute die Romantik der Liebe nennen, sene plötzlich erwachende Zuneigung, die iu viele» Fällen in weiter nichts als in einem schönen Gesicht ihren Anlas; hat, ist dem Alterthnm fremd: man betrachtete die Ehe als eine Institution der Ratnrordnung, und nunmehr kouute» sich bei ihrer Eingehung andere Momente geltend macheu als die soeben Uo» mir bezeichnete romantische Liebe: vor allen Tingen das wirthschastliche Moment, wir denn anch heut der Bauer namentlich deshalb heirathet, weil das Bauerngut eiuer Nirthschafteriu bedarf; iu höhereu Familien machte sich das politische Element geltend, gerade wie hent in den Fnrstentreisen, die Ehe war also nicht blos eine Vereinigung eines junge» Mannes und ei»es Mädchen«, sondern eine Perbindung zweier Familien.

Bei solcher Sachlage ist es kein Wunder, das; die junge» Leute sich häufig nicht selber fanden, fondern daß fie von ihren Vätern vergeben wurde», und dabei galt eine verschiedene Behandlnng des Sohnes und der Tochter, der Sohn hatte ei» absolutes Widersprnchsrecht, er tonnte erkläre», das Mädchen gefalle ihm nicht, und dann war die Ehe unmöglich, die Tochter hingegen durfte nur dauu widerspreche!,, wenn der ihr bestimmte Bräutigam ei» sittenlofer Me»sch war. Tas ist »u» offenbar eine Zurüctfetznug der Tochter vor dem Sohn, aber ist die Zurücksetzung nicht derartig, daß man vor ihr den Hut ziehen muß? Oder darf mau etwa für die heutige Zeit behaupte», daß das Mädche» dieselbe Freiheit bei der Wahl des Gatte» ge»ießt wie der Sohn bei der Wahl der Gattin? Und in diese Materie schlägt eine Geschichte ei», vo» welcher ich später Gebrauch macheu werde, um die Stellung der Gattin zn beleuchten. Unter den Geschlechtern der Republik ragten die Eornelier und Sempronier hervor: zu einer gewissen Zeit waren sie Gegner, dann aber

versöhnte» sie sich wieder, und um den geschlossenen Frieden durch eine Heirath zu besiegeln, verlobte das Haupt der Comclier unmittelbar bei der Versöhnung ieiue Tochter dem Sohne des Hauptes der Sempronier. Die Verlobung geschah durch die beiden Väter allein. Ter Cornelier ,es war ein Scipione) ging nach Hause und berichtete seiner Gattin die Verlobung der Tochter, ohne den Manien des Bräutigams zu nennen; diese ahnte sofort, daß es sich um eine» Act der Politik handle, und das; der Bräntigam ein Sempronier sei, sie erhob auch keinen Anspruch, in das politische Getriebe einzugreifen, nichtsdestoweniger ward sie zornig und erwiderte- „Und selbst wenn D» sie einem Sempronier verlobt hast, so hättest Tn mich vorher befragen sollen." Die Erklärung dieser Geschichte liegt i» der thatiächlichen Stellung der römischen Fran im Hause und in der Gesellschaft- der Rechtsvorschrift nach war der Vater allein befugt, eine Tochter zu verloben- thatsachlich übte darauf dir Mutter eine» mächtigen Einflnß.

Und gerade dieser Gegensat,; von i),echt und Thatsache, von Gesetzesbuchstabeu uud Lebcnsanwenduug, von Theorie und Wirklichkeit veranlaßt mich, bevor ich die rechtliche Lage der römischen Fraue» darstelle, zunächst ihre gesellschaftliche Stellung zn skizzire».

Hier nun uimmt das römische Volk einen ganz ausgezeichneten Platz ein, und wenn es wahr ist, daß mau die sittliche Höhe eines Volkes aus der Behandlung des Weibes abnehmen kann, so ragt das römische Volt hoch über allen anderen des Alterthums hervor. Tas römische Volk allein hat den Frauen eine würdige Stellung gegeben, eine Stellung, welche hinter der Achtung der Frau bei der germanisch-romanischen Völterfamilie um nichts zurückbleibt. Ich rede nicht von deu Länder» des Orients, überall wo Polygamie herrscht, kanu die Frau «»möglich zu der Stellung einer Lebensgefährtin, einer vollen Theilnehmerin a» des Mannes Freud und Leid aufsteigen. Aber zu betonen ist, daß die Griechen, und zumal die Athener, jenes Volt, welches uns in feiner Poesie, in seiner bildenden Knnst nnd in seiner Pilosovhie gleichsam den Höhepunkt des Idealen erreicht zu habcu scheint, die Flaue», die zu Homers Zeiten die größte Verehrung genossen, tief unter die Männer gestellt habe», sie habe» auch uicht die reine Monogamie, denn jeder Manu kann neben seiner Frau eine Concubine halten. Ich lege kein Gewicht auf den Ausspruch des Euripides, wonach ein Man» besser ist als eine Myriade vo» Fraucu, de»» dieser Dichter ist als Weiberfeind bekannt: auch nicht auf die Worte Platus, in denen er die Natur der Fraue» hinterlistig und verschlage» »e»»t, i» denen er sie viel unzugäuglicher der Tugend bezeichnet als die Männer: auch darin mag man die Übertreibung eines iu eiuer idealen Welt lebenden Philosophen sehe». Aber die ganze Einrichtung des Hauses und die Gestaltung des Lebens stellt es über jeden Zweifel, wie gering bei den Griechen die Achtung vor den Frauen war, das eheliche Leben weniger zart und liebevoll, uud die Freiheit des weibliche» Geschlechts eine beschränkte. Die Erziehung der Mädchen war den Müttern und Wärterin»?»

überlassen, es gab weder Unterrichtsanstalten für Mädchen noch Privatlehrer, und Alles, was das Mädchen bei de» crstere» beiden lernte, war, sie solle möglichst wenig hören, sehen und reden, sie solle stets das Haus hüten und den Eltern sowie dem Ehemann gehorchen. Tem ertvachsenen Mädchen aliei.- und selbst der verheiratheten Fran fehlte der Verkehr mit den Männern, da« tveientlichste Förderuugsmittel »veiblicher Vilduug. Im Hause sind die Mume getrennt; die männlichen und weiblichen Wieder der Familie wohnen gefondert. die weiblichen sitze» im Frauengemach, lein fremder Mann, selbst nicht ein zu Hülfe gerufener Verwandter oder Freund darf dasselbe betreten: man bewacht, fagt ein griechischer Schriftsteller, den Zutritt zum Francngemach wie de» Eingang zu einer Festung, uud die Frauen dürfen dasselbe ohne Vorwissen des Mannes nicht «erlassen; als die Nachricht von der Niederlage bei Chärunea nach Athen lammt, eilen die Männer und Knaben auf die Straßen, die Frauen und Mädchen aber an die Thüreu der Häuser, und dort erkundige» sie sich, üb ihre Männer, Väter, Vrüder iu der Schlacht gefallen find oder leben: es giebt iu jedem Hanse der höheren Gesellschaft einen Frauenwächter: kaum das; die Frau ausgehen darf, nm die Einkäufe für das Haus zu machen, hierzu wird vielmehr das dienende Personal verwendet, Tie Frauen geben sich untereinander Feste: aber au eiuem Mahle, au welchem Männer theilnehinen, darf laußcr bei Hochzeiten) keine Frau gegenwärtig fein: selbst wenn der Manu einen Freund mit sich als Gast zufällig »ach Haufe bringt, so darf dir Frau uicht bei Tisch erscheinen. Auch der Theaterbesuch scheint den unverheirathete» Mädchen niemals, de» verheirathete» Fraueu nur bei der Tragödie, nicht bei der Eomödie gestattet gewesen zu sein. Taher ist denn mich jene besondere Artigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber de» Frauen, bei »reicher der Man» sei»en eigenen H^erth ans den Augen setzt, ich meine das, was wir Galanterie nennen, den Grieche» völlig fremd. Tie Rückwirkung dieser Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes ans die Gesetzgebung tonnte nicht ausbleiben: ein Gesetz von Solan bestimmt, das; Alles, was ein Manu ans 5>>ath oder Vitten eines Ueibes gethan habe, ungültig fei. Eine Aus nähme will ich nicht n»erwäh»t lasse», das ist die Hetäre; die Aspasia, die Leäna, nnd wie sie sonst heiße», wie sie eincrseits durch Geist und Vildnng ausgezeichnet sind, fo genießen sie andererseits ganz dieselbe Freiheit wie die Männer; aber freilich haben sie sie mit dein Opfer der weiblichen Sittsamkeit erlauft.

Wie ganz anders ist die gesellschaftliche Stellung der Fraueu bei deu Nömern! Ta giebt es Priuatfchnlen nnd Hanslehrer für Mädchen wie für Knaben: da giebt es kein Frauengemach: da genießt vor Allem die verheirathete Frau die Achtung, auf welche die Lebensgefährtin des Mannes begründete» Ansvrnch hat.

Tie römische Frau wird uo« ihre«! Gatten zum Mahl geleitet, sei es bei Freunden, sei es bei öffentlicher Feier. Sie ist Herriu im Hause, uud empfängt daselbst Freunde wie Fremde. Ter Zartsi»» gegenüber den römischen

— Die Frauen im römische» Recht. 5)
Frauen beknndet i'ich selbst in mehrere» Rechtsvorschriften. So dürfen die Victoren, welche den: Consnl voransfchritten, eine» Jede» ans dem Wege räumen, um dem Consnl freie Bahn zn schaffe», allein einer entgegenkommende» Matrone wich der Consnl selbst ans. Es durfte der Gläubiger, welcher 'einen Schuldner verklage» wallte, dem'elbc», wo er ihn traf, auffordern, mit ihm sofort vor Gericht zn gehe»! folgte der Schuldner nicht, so durfte der (Gläubiger Hand an ihn legen und ihn mit Gewalt vor Gericht schleppen- allein schon die Berührung der Matrone war bei dieser Gelegenheit verboten. Etwas Unanständiges in Gegenwart einer Frau gesagt oder gethan ward strenger als sonst gerügt, und ein Senator ward einmal deshalb aus dem 3enat gestoßen, weil er in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter seine Frau geliebkost hatte. Neben dem Zartsinn steht die Galanterie: so ist es z. B. gestattet, das; eine Fran bei Abwesenheit oder Berhinderung ihres Mannes von Freunden in's Theater geleitet wird; davo» machte ebensosehr Livia, die Gemahlin des Kaiser Augustus, wie seine Tochter Julia Gebrauch: nur das, ^ivia sich von alteu Männer», Julia hingegen von einer Schaar junger Herren geleiten lies;, nnd als Augustus seiner Tochter darüber Borstellungen »lachte, nnd sie auf das Beispiel ihrer Stiefmutter verwies, fo erwiderte sie ihm leck; H^enn sie fu alt wie ihre Stiefmutter fein werde, fo werde sie sich auch an die alten Männer halten. Am bezeichnendsten lschreibt Ihering, der geistvollste Schriftsteller über römisches Recht) für die sociale Stellung der Franrn, der verheiratheten wie der nnverheirathete», bei den Römern ist die Rolle, welche ihnen dir römische Geschichte oder vielmehr die Mvthenbilduug der Römer zutheilt: die wichtigste» Ereignisse bringt sie mit Frauen in Ber- biiidung, und immer zeigt sie sie in dem Glänze der Tugend. Ter erste Krieg ent- brennt nn: die Frauen, er droht Ron« im Keime zu ersticken, aber die geraubten Sabinierinnen, von ^iebe zu ihren Männern getrieben, rette» Rom nnd lehnen es ab, zu den Ihrigen zurückzukehren. Tie Bertreibnng der Könige knüpft an ^»cretia. der Sturz der Tecemvirn an Birginia an: das Mas; der Entrüstung lauft erst über, der Unwille bricht erst dann in Empörung ans, wenn sich die Willkür gegen ein i^eib wendet. Tie Abwehr des Eoriola» erfolgt nach frnchtlofer Erschöpfung aller Mittel durch seine Mutter und die römischen Matronen. Ter Loskauf der von den Galliern eingenommenen Stadt geschah zum großen Theil durch das Geschmeide, welches die Matronen freiwillig au die Behörden ablieferten. Tie Zulassung der Plebejer zum Comulat ward, wen» anch nicht in ihrem Grnude, so doch in ihren; Anlas; auf eine Fra» zurückgeführt: sie war aus patricischem Stande und au einen Plebejer ver- heiratet, nnd sie hatte bei Gelegenheit eines öffentlichen Opfers eine Zurück- seluing von ihren früheren Standesgrnosfinueu erlitten: nicht eher rnhte fie, nicht eher hielt fie den ihrer Ehre angcthanen Flecken getilgt, als bis fie selbst die Gattin eines Confuls hieß.
Aber sicher ist, daß diese hohe gesellschaftliche Stellung der Franeu den Römern seit dem Ende der Republik theuer zu stehen kam, Ten» als durch

ui.'ü u> uvir^ ^ f)g
ac,K i.iiuu ßu.iq.ijn.i^ 'pqu^.ici o.i.iiv^, 5,vll>> ;>va>,'^) ,i,iq ui l>ic»i ilpiu lpil
>iil §n^ 'ih.iil .iü ,'8unp>m!pl,i^ .nii.i ,ul i,iqi,i>,ii> ilMi^cui^ un Piiv Ä?qo
!.iilp.i>l> u.ihiiiiu^Ua oin,ii avl' ivh li>.l '^ü-'m^ lullen .ul NM llp,i>l> »,ilP>i
-1u,iNa ml !il»l'W a,iq ,iiai itz,iii,,iU l'uuii.iiZ ,i<ii.il.i>q nvi-^ .iphivaiZh^auu
.i;q ilp.iaivan^ un tzvq "il> c?:h,i.i,'l(u^lnnuiai ß,iq äiiun^, ,i;u^qa «v^
'ii.'q!>c! u.ii.iliii',i^<u,i;^
.i><z u.iqa.iai vuu.i.ipaaN .i.nn.iui c,»v;l»,il,'.iliiä!ivö,' u,iq '.iqoh u.iürl u^ c'.iLni.iai
.IN» u.iuln I.iq h,u 11.1N! '!i,ii,ihiv.i!.iln,iauii u.iq uaa ;la^»^ ,'iqiu'l! lp^
'!I,lq!,'<>1l.I,1NIU U,1!N,'.1^ u.1phlv,1!,llu.ia
u.iq I.iq .Ulli u,ii,ihn,'.i!,ih.i.ia»u u.iq !,1>1 >in>,iq,i Pil u.ijlri u.iqai,«^ u.iqi.iq ,il,i>T,
u.ium^ aoq n^Vilaiilpu^ i.iq .iißiilpia 'uaiivcnzuvuiH i.iq ,'qai.i,i^ .nn.i quu
.1«II u.initi a.iq quu ilnu^ I.iq .iqan.ish, iUI!,i '.I.l.illllll imi.1 quu .1i2l1u.il .1IN.1
'il.iqi.iPN.iluu I!i>qai.i,i^ l,iai^ llp.'i^ u.iPmuai Ml U.1UM.^ lüq MIUI13IZ> a.iq
lpl>ünl,iq ll«m »UM N'hT ^"^ »> c?,i Ili aj q»ii u.iqvh U.iqillUZli 1P.11<;
IUI jiniq^u'^ u,iihi 'Lmö lpü .laa ili'Pisi,i!,iU .Ilplnuai .Iiq in! U2INNI I.iq
VllI!Nl,!q.1H I.iq IN ^lpl.ia! 'öllUI.iqllU.I.IH ,1>q luuv ÜUIU al 'u.lh.lll 1'111,'liu.imiuul
-nß Ii.i;lönz IUI IUI>UI quu ilp.i,!l> u.ipac^ u.ii.iqui' PIU uu.iai '.niuai U.N.1I
-gv !la!IUNl>a>D I.1UI.ll lj!iu<1u^,11^ .1^1 -U,lhaH u.iq ^.Ijiass o.iui.l lpuqsi.ll.lss)
ui.iq i?uo um» l>vq ^qvh i8i'l.i!i u.iqa lpi i?i'a> '^> ihviu uuu o.i UU.1K
I.lllpN.lU N,1,ll'!lalU,1NN,1,llpZ i>N'
'i>.ii8iquu»lqi^Z luv jllüß) ,'qu^h.ili lp.iuq»ih Ul.^>lPl,iß> .Iliniqi.iai pvq lpanq aoq
^1.1^ i.v; li»F iZq ;^i ^^ul> a.'»?>q Hn.ii uu,iq 'ui>q.i.AU »ZUii^.ili i^qu.iL»^
.i.isir a,iij»)^ 3>>; ß>v 'p.ijii!,'H s,'q !>1^n,i^ ,iiq Z>v u.iiUilPlqv.1^) uZq ui ?iq
'll?h.il^ ßüMüivq.l.ig; ,nq U> ll,iuhl NM '!l,i8>cil qc>Z Uliq Ui Ü>i1>an.i^ U.1,mui?^^
il.nhi ?>q 'u.ilpl'm .1.1.^! u.'nva^ ima >>iu1K,i^ Zvq ^piu P»v Zun lHvc> ßunttvj
iui^. a.U.nq u)5, i!i,i!i >i.i»m^ H.iq ,^h,?> ,i>q .iqm.iL liliuilpuqa.iH u.ia.iq ui
'n.iPZ quu uivlpZ .i.issv liunq.ihNi!^ ,i>q ^»j 'ü^Luvaqn^icill ipij qiiu ii.^.'üviß
nV ilpuZ, .iiq 'lluu.iG un n.ihu,iq!.iPl,i<l»n ,nq 'quil n.ilia^.'L .lüiv.'k a>iq uaa
.'qi.i^ miq !«q 'u.i^u?alf> a.iq tiuu!P,i.i<ilP2»T l>iq ^lolplhpis^ a.iq quu Z.iwvH
«."(> dmwl.NvilMN.iA .uq :.1,11>!llf>n 'U.MV.I.^ .I.iq ucnMl>i!wu>5) ,u<! UMll.iZl;
ic>q ,iq»D >«l»l> lpil ^.iqnq n.i^ u^>l> a.iq ui Lii»n>iillp!,ii^) u^P>nli,'tPiii.il.i6
a?q yiw '?iu^ ^i.iqu.i u^li'Ztl, quu u.i.ilnn^ »da u.illi.iqq^ nm >«^8viPZ
.^>cnL ^»>.i u> ß^lpiüiu quu 'u.mihl'uniihi u.ium^ m.ilpi.im uv 'l^v)>^ ui^in.i
uaa (»l! -i^nliivZ »>.i quu i<pi n.i^,iuo^ i.iq i.i.iqunhah>,'^ u.ii!.ill>i un ;la^
lpin.i.ii 3,iq) INUAIF lP^iq ilpnäZ! 'N? ^»ll'W iu.iitiinun.iauu NM ua^uui^O U3q
u.'MNf quu .ichiM ,i>q uZPvmlpiuq ,iil '^PM 3>q mn u.iZuuvz^ u.iq NM ßi»
u.iqi.i.11 uZinn^ ,i>q ni.iin.cU u^hia.i.i.i ,iil i,iau.ic,a> 'u.nah ZU 'liipssani.iL^L u,iLii>
-,ic^ u.iq i^q quil .i.iqu>^ quu u.iin'.i^ '5>niH Zi'uuL «vq Ui.ili.i^ i.i.i^iöallnZ
>iiq izcii Hill >iij u^ilPvm »HZ, quu ilpus!' u.ii>v aZq uaa ',iü u^piänuli
-Zq iji'lniji.ilüß) iZq ui buun.ii2, .i<P>>muiap,ih «h^ 'uZil'hiZuvaaa m.iuuuM
u.iq s.i ,iiq 'umnn^ ,i>q s^> u,i.ilia> vq 'uzqiwj lüivLiiW u.iPlm.i.iqu maz^ u>
iiZlhiipzquz Z;iu>.im.iL ,i>q u,iuh> u.ia.iu quu HulHuH, quu ßuui>cZ ßio '.iqiuai
1^uvi^n.ia iLiiz?:^ lpvu <ii>i<la>l1 su.lu^ .^u.in>ij in,i .iL.in^ u.ilplni'üo »>q

mnndschaft. Tiefe Vormundschaft selbst, so fehr sie nns heute befremden mag, ist nichts bei Griechen und Gerinanen. sie beruht offenbar auf der grüßen Bedeutung, welche bei allen Völkern in den ersten Epochen ihrer Entwickeln»« der Wehrhaftigkeit zukommt, nur der Wehrhafte genießt die volle Selbständigkeit, der Unwehrhafte bedarf eines Schubers, des Vormunds, Aber wenngleich die alten Römer diesen Grundgedanken mit den Griechen und Germanen gemein haben, w gehen sie im übrigen ihre eigenen Wege, sie sind weit davon entfernt, dem Vormund einer Frau dieselben Rechte zn geben wie dem eines Unmündigen, vielmehr sind seine Befugnisse uiel geringer: seine Stellung läßt sich ungefähr in den Satz znfammenfassen: die Unuerheirathete behalt ihr Vermögen in ihrer Hand, sie verwaltet es nnd nicht der Vormuud. aber zn allen bedeutende» Rechtsgeschäften bedarf fie der Zustimmung des Vormunds, z. B. wenn sie ein Testament machen, einen Sclaven freilassen, eine» Proceß führen, eine sogenannte strenge Ehe eingehen will. «Ich komme auf die strenge Ehe bald zurück.) In der ersten von mir gedachten Periode wurde diese Abhängigkeit von den Frauen gern getragen: in der zweiten fnchten sie sich ihr ,',n entziehen, und zwar, was fehr bezeichnend ist, meist nicht anf direetem Wege fondern durch Umgehnngen, durch Schliche. Zunächst wandten sie sich, »venu der Vor mnnd ihnen die Einwilligung zu dem von ihnen beabsichtigten Rechtsact versagte, an die vorgesetzte Obervormuudschaftsbehörde, und diese Behörde, die in der Zeit der untergehenden Republik sittlich kaum höher staub als die Frauen, ja die sich vielleicht unter dem Einfluß hochgestellter Frauen defand, — diese Behörde, sage ich. stellte den Grundsal; auf, daß jeder Fraueuvor mund, der nicht anf Grund seiner Verwandschaft die Vormnndtfchaft über kommen habe, die Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft ertheilen müsse: sie machte alfo einen Unterschied zwischen einem Vormund aus der Verwandtschaft und einem sonstigen Vormund: dem elfteren beließ sie seiue bisherige» Rechte, weil er als Verwandter auch ein Erbrecht gegenüber feinem Mündel besaß, und weil man annahm, daß er seine Znstimmung im Interesse seines Erbrechts verweigere: die anderen Vormünder hingegen, die, weil sie kein Erb recht besaßen, zur Ertheilung der Zustimmung gezwungen wurden, wurden offenbar zu reinen Scheinvurmündern degradirt. Nachdem dies erreicht war, so mußten die Frauen ihren Angriff gegen die Verwandten-Vormünder «Bruder, Oheim. Vetter» richten. Bevor ich dies schildere, will ich noch einer besonderen Intrigue der Wittweu gedenken, denn die Wittweu unterlagen der Vormund schaft geradeso wie die alten Jungfern. Ueber seine Ehefrau konnte der Mann in feinem Testament einen Vormnnd ernennen: das benutzte uuu die Ehefrau: sie lag ihrem Manne in den Ohren, nicht eiueu bestimmten Freund zum Vormund zu berufen, fonderu sein Testament dahin zu fassen, daß er ihr selbst die Auswahl des Vormunds überließ, und nun geschah diese lieber lassung in doppelter Weise. Entweder verordnete der Mann: „meiner Frau gebe ich die Auswahl ihres Vormundes ganz allgemein", dann hatte die Wittwe das

Recht, den Vormund so oft ,',u wählen, als sie ivolltc, mit andern Worten, sie wählte bei jedem einzelnen ReclMact denjenigen freund, der ihr ganz zu Willen war. »od die Pormundschaft war offenbar in eine Schciniustitlltion umgewandelt. Oder der Manu verordnete, weil er der Willkür feiner Fran mintraute! „meiner Frau gebe ich die Auswahl des Vormunds ein- oder zweimal", dann war die Wittwe freilich uicht iu voller Freiheit, immer- hin aber tonnte fie durch die Wahl einer willeulofe» schwachen Persönlichkeit fich factifch die volle Unabhängigkeit uerschasfen. — Ätuu zurück zu dem Verwandte« - Vormund iVruder, l)heim, Vetter), von dem ich oben fagte, daß er allein im 'Anfang der Ksiferzeit die alten Befugnisse befaß, und daß fich gegen ihn allein die Angriffe der Franen richte» mußten.

Auch hier greifen die Frauen zunächst zur ^!ist: sie gehe» uämlich eine Scheinehe in alter Weise ein, und scheiden fich sofort von ihrem Scheinehemann: durch die Scheinehe werden fie der Gewalt des Scheinehemannes unterworfen, nnd »verde» dadurch von ihrem bisherige» Verwandten-Vormuud frei: durch die Scheidung werde» fie auch vou der Gewalt des Tcheinehemaunes frei, nnd uunmehr erhalten fie einen Nichtverwanoten zum Vormund. So war denn mich die Verwandten Vormnndfchaft ihrem Wesen »ach beseitigt, nnd es ist kein W»»der, das; nnter Claudius ein Gesetz gegeben wurde, welches sie wenigstens über freigeboreue Frauen direet anfhob, es war dieses Gesetz von leiner anderen Vedeutuug, als das; es die nnwiirdige Farce der Schein- ehe überflüssig machte. Tie anderen. Vormünder über Frauen dauerten auch nach Claudius fort, da fie aber, wie bemerkt, keine Rechte besaßen, so ver- lief fich die Franenvormnndschaft im Sande: kein Gesetz hat sie aufgehoben, fie hörte von felbst auf, nnd etwa feit den' vierte» Jahrhundert nach Christus unterscheidet fich die nnverheirathetr Frau von dem nnuerheiratheten Manne fast in keiner Weife mehr: der Unterschied der Geschlechter hat für die Un- verheiratheten fast gar keine Vedentnug mehr,

Ich wende mich nunmehr zn den verheiratheten Franen. Trei Punkte find et', welche ich behandeln werde: die Stellung der Fran in der Che, namentlich das eheliche Güterrecht, fodann die Cingehnng der Che nnd die Zcheidnng. In allen dreien lassen sich jene zwei Perioden unterscheiden, dir ich oben stizzirt habe.

Hinsichtlich der Stellung der Fran in der Che pflegt die heutige Wissen schaft des römischen Rechts die streuge uud die freie Che einander gegenüber zustelle».*) Tie Ausdrücke sind uicht geschickt gewählt: die Bezeichnung „freie Che" giebt zu einem Mißverständnis, Anlaß, sie führt leicht zu eiuer Gleich '> Aus^r d>'e Ehe h<Men die Römer noch den (le,!ci>ln!iat, dieser ist aber teines- weas oon der Nrdextunss, welche man heut dein Worte bei!^>it, oiel,nel>r ist er ungc- siihr dassell'e wie unsere sossenannte Ehe zur linken Hand, die zwischen Vrinzen der reau-n'ildeu Hauser »ud bilr^erlichen Vtädchen adsseichlossen wird. Die Eencubine ist eine dnrchano sittliche ^«u, alnr sie und die Kinder treten nicht in die Familie des Mannes, sie haben alw »ich! die Rechte der Ehrfrau rrip. der ehelichen Kinder.

sielluug mit der frivolen Anschauung einer modernen Partei, welche in dem ^>oite „freie Liebe" ihren Aufdruck gefunden hat. Nichts wäre verkehrter als dies- die römische freie Ehe ist eine wahre Ehe, nur ist die Stellung der Frau iu derselbe» eiue durchaus freie.

In der strengen Ehe uämlich verfällt die Ehefrau der Gewalt ihres Mauucs. und diese Gewalt hat denselben Inhalt, wie diejenige des Vaters über seine minder: oder wie die römischen Iuristeu es aussprechen: die Hausfrau hat iu der strengen Ehe die Stellung einer Haustochter. Tie väterliche Gewalt habe ich schou oben beschrieben; für unseren gegenwärtigen Zweck, d. h. zur Charakterinrung der strenge,! Ehe genügt es, wenn ich 'außer der religiösen Gemeinschaft, in welche die Frau zu ihrem Manne tritt) zwei Rechte des Ehemannes hervorhebe: das Recht des Gerichts über die Frau, fowie das des Vermögeuserwerbs durch die Frau. Tas Recht des Gerichts über die Frau bedeutet, das; der ühemauu sie vor sein Hausgericht ziehen kann, und zwar bei allen Vergehen, nicht blos bei Vcr-gehungeu gegen die Ehe, wiewohl natürlich die letzteren den hauptsächlichsten Gegenstand der Strafgerichtsbarkeit des Ehemannes bilden. Und der Mann kann bei dieser Gelegenheit Strafen aller Art ausspreche», selbst die Todes strafe ist nicht ausgeschlossen, und mehrere Fälle derselben (namentlich wegen Ehebruchs und wegen Neintrinkeus) sind uns überliefert. Ter Vermögens erwerb durch die Frau bedeutet, daß die iu strenger Ehe lebende Frau keiu Eigeuthuni haben kann, sondern daß Alles, was sie bei Eingehung der Ehe besitzt, und Alles, was sie während stehender Ehe erwirbt, in das Vermögen ihres Mannes fällt.

Tas sind denn zwei Rechtssätze, welche ^bis iu unser Jahrhundert hin-ein den Anlaß abgaben, das römische Volk mit Vorwürfen zu überschütten, und die Behauptung aufzustellen, daß den Fraueil im römischen Recht eiue unwürdige Behandlung zu Theil geworden sei. Erst in neuester Zeit ist man deu Römern gerecht geworden, man wies auf die thatsächliche Stellung der Frauen im Hanie uud in der Gesellschaft hiu, und mau schloß daraus, daß das Gesetz, welches in der strenge» Ehe ans der Hansfrau eine Haustochter machte, ein bloßer Buchstabe geblieben sei. Ich habe schon oben mich als einen Anhänger dieser Meinung bekauut, und zum Beweise die hübsche Geschichte von der Verlobung der Cornelierin mit dem Cemprouier milgetheilt. Aber es läßt sich noch Anderes zu weiterer /Bestätigung anführen.

Uas nämlich das Hansgericht anbetrifft, fo ist es altrömische Sitte, bei alle» wichtigen, die Familie betreffende» Rechtsaeteu einen Verwandten-rath zuzuziehen; dies geschieht bei Verlobungen, bei Mündigleitserklarnngen, bei Emancipationeu und natürlich auch dauu, weuu der Hausvater über die Uindcr, oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht sitzt,Am letzteren^Falle werden auch die Verwandte» der Frau zugezogen. Tiese^Verwaudteu^bildeu den Rath; sie wohnen der Gerichtsverhandlung bei, sie sprechen, beuor das Null, u»!> Lud, XXXVIII., II2, 5

Nrthcil gefällt Ivird, ihre Meinung aus: ihre Meinung ist zwar jnristis"
nicht die mastgebende, allein thatsächlich bildet sie die Grundlage für da-?
Urtheil des Vaters und des Ehemannes, Kurz, das Hausgericht ist uicl't
das Gericht eines Einzelnen, es ist ein Familiengericht, und der Vater, der
Ehemann ist nur der Präsident einer Geschwornenverfammlnng: im Hans-
gericht empfängt der Angeklagte einen Spruch van seinen Genossen, von den-
jenigen, die durch die Bande des Bluts ihm am nächsten stehen, und dur!>
den Familienvertehr den besten Einblick i«> seine Denk- und Handlnngsweüe
erwarben haben. Wenn irgend ein Gericht Vau vornherein zu Gunsten des
Angeklagten gestimmt ist, wenn irgend ein Gericht mir bei evidentestem
Beweise den vernrtheilenden Spruch fällt, fo ist es das Hausgericht. Da-
mit dieser Eharatter dem Gericht auch dann gewahrt werde, wenn es sich
um die Gattin handelt, verlangt die Sitte die Zuziehung der beider^
seit igen Verwandten: nnn nnd nimmermehr darf ein solches Gericht als
ein Tyrannengericht bezeichnet werden. Es trat insbesondere in Wirksamkeit,
wenn ein Mann Grund zur Scheidung von seiner Frau zu haben glaubte:
ein Verwandtenspruch war uöthig, wenn die Ehefrau für fchuldig erklärt
und auf Grund der Schuld verstosten »verde» sollte: als ein Senator hie»
gegen handelte und sich von seiner Frau ohne Befragung der Verwandten
schied, wurde er von den Eensoren ans dem Senat gestostcn.
Schwieriger ist es, den zweiten Grundsatz zu erklären, den Grundsatz,
daß die Frau iu strenger Ehe absolut vcrmögeuslos ist. das; Älle-5. was sie
hat und was sie erwirbt, ihrem Manne zufällt. Auch hier ist mau geneigt
einen Gegensatz zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und der Thatsächlichteii
der Lebensverhältnisse auznuehmcn. Tast nämlich rechte Eheleute thatsächlich
"Alles gemeiu haben, das; sie keinen Unterschied zwischen Mein nnd Tein
machen, das; selbst am Vermögen des Mannes die Frau eine Herrschaft in
gewissem Sinne übt, das wird von den römischen Historikern und Juristen
deutlich ausgesprochen; sie erklären die Ehe iu würdevollster Weise als die
volle Lebensgemeinschaft, als die Mittheiluug alles göttliche» und menschlichen
Rechts: ein altes Gesetz bezeichnet die in strenger Ehe lebende Frau als
Theilnehmerin an den Heiligthümern und au dem ganzen Vermögen des
Mannes: sie wird von Allen im Hanse, auch von ihrem Manne Herrin,
ilxminll genannt. Aber man sieht sich hier vergebens nach eiuer Einrichtunn,
nm, welche geeignet war, die Frau iu ihrer thatsächlichen Stellung zu schützen,
wie sie der Verwandtenrath gegen eine Ausartung des Hausgerichts schützte,
lind deshalb meine ich noch ein "Argument vorbringen zu sollen, ein Argument,
dessen Würdigung dein Nichtjuristen schwer fällt, und bei dessen Tarstellung
ich daher fürchte, nicht ganz klar mich ausdrücken zu können, so sehr ich auch
mein Augenmerk darauf richte. Ich nenne das Argument knrz: die Armutd
der älteren Zeit an Nechtsbegriffen, und ich bemerke zu feiner Ertlärnuc,,
daß wir auch in der Ncchtsgefchichte gewissermaßen ein eisernes Zeitalter
wahrnehmen können, d. h. ein Zeitalter, in welchem zwar einzelne Rechts-

begriff ernlirtcn, keineswegs aber dir ganze Fülle derselben, die wir beute besitzen: es hat der Jahrhunderte und der Jahrtausende bedurft, um diese zu entwickeln, und die Zukunft birgt iu ihrem Tchooße »»zweifelhaft solche, die wir beut noch nicht keimen. Tiefe Betrachtung fcheint mir den Schlüssel zu dem Rathse! zn bieten, »reiches fich in der strenge» römische» Ehe uns darstellt. Tic alten Kölner beabsichtigte», wie mir scheint, lediglich dies, alles Permögen de» Händen der Frau zu eutnehmeu und feine Verwaltung dem Manne zu übertragen: denn so wenig wie heute war damals eine Frau im Stande, ein Permöge» zu verwalte», dazu fehlte ihr. wenn sie ordentlich im Haufe waltete, die Zeit, deshalb auch das Geschick und die Gefchäfts-lrnntniß. Väre »»» dem alten römifchcn siecht der Verwaltungsvertrag bekannt gewesen, oder, »in mich vor Nichtjuristen deutlicher auszudrücken, wäre es »ach altem römifchen Recht zulässig gewesen, daß Jemand ei»en Ändern zum Perwalter sei»es Vermögens bestellte, so zweifle ich nicht, daß auch i» der strengen Ehe dem Ehemann eine cmdere Stellung bezüglich des Vermögens der Gattin «»gewiesen worden wäre: man hätte ih» wahrschein-lich nur zum Verwalter desselben gemacht. Aber wir haben die volle» Beweise dafür, daß das alte romifchc Recht den Verwaltungsvertrag nickt kannte, und so mußte man de»» zu einen, Ausweg greife»: mau »ahm die väterliche Gewalt als Vorbild, gab der Ehefrau die Stellung eiuer Tochter, und räumte dem Manne dieselben Rechte an ihre». Permöge» ein, wie dem Pater an den, feiner Ki»der. Ein gewisser Schutz ward auch bei dieser Gestaltung des Perhält»isses der Ehcfra» z» 3heil, »m war es kein ihr rigenthümlicher, fonder» ei» allgemeiner. Tic römifchen Eensoren »ämlicb, z» den oberste» Staatsbeamten gehörig n»d gewöhnlich Männer, welche die politische Laufbahn bereits hinter fich hatten, wachten über die öffentliche Sittlichkeit, und nanieutüch über die Wirthschaftlichkeit, welche sie zu de» nationalen Tugenden rechneten. Sicherlich habe» die Ee»fore» »icht blos denjenigen mit ihren, Tadel behaftet, der fei» eigenes Permögen durchbrachte, soudern auch denjenigen, welcher das seiner Gattin gehörige mißbrauchte. Kurz, die Vermögenslosigkeit der Frau i» der Ehe bestand »ur de», Buchstaben des Gesetzes »ach, in Wahrheit, in der Thatfiichüchleit des Lebens stand sie mich bezüglich des Vermögens hoch über ihren Bindern: thatsächlic!, war die Frau in strenger Ehe ungefähr i» derjenige» Lage, in welcher sich heutzutage eine i» der Gütergemei»fchaft lebende Frau befindet, d. h. das Vermögen gehört beide» Gatten genieinfam, der Man» führt die Bc'Nvaltnng, bei allen wichtigeren Rechtsgeschäften holt er die Zustimmung der Fran ein. Aber freilich, daran ist nicht zu zweifeln, daß nicht blos rechtlich, sondern auch thatiächlich das Pcimögen der Frau in du: strenge» Ehe i» die Hände des Mannes kam, a»ch thatsächlich stand der Frau keine felbständige Vcr-sügung darüber zu: wünschte sie darüber zu verfügen, fo bedurfte sie un-zweifelhaft der Zustimmung ihres Mannes, sie war also auch bezüglich ihres Pcrmögeus von ihrem Manne durchaus abhängig. Und gerade dies erschien

den Frauen der zweiten Periode, die ich oben geschildert haue, und die ich nicht anders als die emancipirten Frauen bezeichnen tan», unerträglich. Sie wollten nicht von ihrem Ehemann abhängig sein, nnd sie wollten vor Allem ihr Vermögen in ihren Händen behalten, um ihren Launen fröhnen zu können. Und es gelang ihnen dies bis anf's Pünktchen in der Ehe der späteren Zeit, die bei uns Juristen deu Namen der freien Ehe führt. Die freie Ehe ist, wie ich schon bemerkte, eine wahre Ehe, aber die Ehefrau ist frei, nämlich von ihrem Manne frei, sie ist fast vollständig nnabhängig von ihm, er hat ihr fu gut wie nichts zu sagen: zwar schuldet sie ihm Achtung, allein Achtung nnd Abhängigkeit sind himmelweit verschieden, die einzig.' Abhängigkeit der Frau besteht ^darin, daß sie an den Wohnsitz des Manne-,- gebunden ist, sie muß ihm dahin folgen, wo er feinen Wohnsitz aufschlägt. Iin übrigen ist in der freien Ehe keine Rede mehr von dem Hansgericht des Mannes; hat die Frau etwas verbrochen, uud selbst wenn sie sich gegen die Ehe vergangen hat, so gehört die Sache vor die öffentlichen Gerichte des Staats, und gerade diejenigen Vorfälle, welche nach der Empfindung eines jeden gemüthvullen Menschen den i^hren von dritten Personen vorenthalten, aber um nicht ungestraft zu bleiben, im Geheimnis; der Familie verhandelt nnd gerügt werden müssen, werden der Allgemeinheit preisgegeben nnd zu einem öffentlichen Seandal gemacht. Und ferner hat in der freien Ehe der Mann kein Recht am Vermögen der Frau; was die Frau bei Eingehung der Ehe besitzt, behält sie, wenn nicht besondere Abreden getroffen werden, in ihren Händen; was sie während der Ehe erwirbt !z. V. sie beerbt ihre Eltern oder sonst Jemanden), fällt ihr allein zu: der Mauu kann nicht die Iinsen davon beanspruchen, er kann nicht verlangen, das; sie eo ihm zur Verwaltung übertrage. Das ist der Hauptgesichtspunkt, uuter welchem die freie Ehe betrachtet werden muß. Bekanntlich ist derjenige, welcher den Daninen auf den Geldbentel hält, immer in der Lage, die Herrschaft an fich zu reißen, und so find die späteren römischen Schriftsteller voll von Spott nnd Klage über die reichen Ehefrauen. Vom alten Catu wird eine hnmoristische Aeußerung überliefert: ,,wir Römer sind die Herren der Welt, aber unsere Herren sind unsere Frauen"; die Lnstspieldi.-Hter aber lassen leine Gelegenheit vorübergehen, um die Männer von reichen Frauen zn verhöhnen; ,,ich lpbe" !heißt es bei Plantus) ,,in meinem Hause nichts zu sagen, denn ich habe eine reiche Frau"; ,,heirathe leine reiche Fran" >warnt Martial), ,,denn dann spielst Du die Frau und Deine Frau den Mann"; ,.nichts ist unerträglicher als eine reiche Frau," ruft Iuvcnal aus. Es leuchtet von felbst ein, daß die Frauen, da sie selbst von der Vermögenoverwaltnng nicht» verstanden, jemanden brauchten, welcher ihre Geschäfte besorgte; da fand fich denn immer ein guter Freund, der seine Dienste zur Verfügung stellte, nnd die Stelle des Manne-'- versah. „Wer ist der Nraustupf (spottet Martial), „der Deine Frau stetig begleitet?" „„Ter besorgt die Geschäfte meiner Fran,"" ,,Nein, er besorgt nicht die Geschäfte Deiner Frau, sondern Deine eigenen." Die Sache

war so arg. daß die Gesetzgebung schon frühzeitig einschritt, nnd zwar that sie dies in einer ganz sonderbaren Weise. Sie suchte nämlich zu verhindern, daß Reickthümcr in die Hände von Frauen gelangten, und'da dies namentlich durch Erbschaften denkbar ist, so beschränkte sie die Erbfähigkeit nnd das Erbreckt aller Frauen, sowohl der verhciratheten wie der unvcrhcirathetcn. .>iicki minder aber schritt die Gesetzgebung gegen den Uebermuth der Frauen ein. weil dieser nicht blos ans dem gesellschaftlichen Gebiet, fonderu in dem des Rechtsverkehrs sich störend geltend machte. Es war die Erscheinung wahrzunehmen, daß die Frauen sich nicht begnügten, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen, sondern daß sie ihre Thätigkeit und ihr Vermögen den Interessen dritter dienstbar machten: da ward ihnen dreierlei verboten. Einmal durften sie nicht vor Gericht als Anwälte oder als Vertreter von Änderen austreten: das war in alter Zeit nicht verboten gewesen, wahrscheinlich weil man keinen Anlaß dazu hatte: aber in jener Periode der Emancipation der Frauen traten dieselben nickt blos für sich, sondern auch für Andere vor Gericht auf, und als eine gewisse Afrcnia, die Frau eines Senators, bei einer wichen (Gelegenheit nicht blos ihrem Redestrom eine ungewöhnliche Lauge verlieh, sondern zugleich sich in uusiehörigen Redensarten gegen das Gericht erging, kurz, als sie alle die Eigenschaften eines Querulanten zeigte, fo ward den Frauen das Neckt, für Andere gerichtlich aufzutreten entzogen. Sodann wurde allen Frauen untersagt, sich für Andere zu verbürge». Tie Bürgschaft ist eines der verfänglichsten und gleichsam faecinircuden Rechtsgeschäfte; bei der Uebernahmc hat man das Bewußtsein, einem Freunde einen wesentlichen Ticnst zu leisten, nnd gleichzeitig die Hoffnung, daß einem dieser Tienit nichts kosten werde. Tiefe Hoffnung macht sauguiuische Menschen leickt zu Bürgschaften bereit, erweist sich aber später häufig als eine trügerische. Es ist eiülcucktcud, daß am meisten Gefahr hierbei die Franen liefen, da fie, je weniger sie etwas von dem Wesen der Bürgschaft verstanden, um so leichter von einem Mann dazn überredet wurden, und es war eiue wohlbcgründete Zurückweisung der Frauen von dem Markte und dem Geschäftsverkehr, als im 'Anfang der itanerzeit ihre Bürgschaften für ungültig erklärt wurden. Endlich wurde den Frauen das Bauliergefchäft untersagt-, um dies zu verstehen, muß mau wissen, daß der Bankier bei den Römern eine ganz andere Stellung hatte als bei uns: er war nicht blos Geldwechsler und Tepositar, sonderu er placirte Gelder, er machte Auctioncn, kurz, er war der Agent für die vermögenden Privatpersonen, er besorgte die Geschäfte von Anderen, und das war es ja gerade, was die römische Gesetzgebung den Frauen verboten hatte.

Alle diese Tingc sind blos erklärlich durch die vollkommen selbständige Stellung, welche die Franc» in der zweiten Periode gewonnen hatten, eine Stellung, welche sowohl ihre Person, als ihr Vermögen betraf. Tas bisher gezeichnete Bild würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine bei den Römern allgemein verbreitete Sitte zur Sprache brächte, das ist die

Sitte, dem Ma»»e bei Eingeh»»g der (ihr eine Mitgift für die Frau zu übergeben. Jedes römische Mädchen, welches nur halblich über die Armulh hinaus ist, erhält eine Mitgift, sei es vom Vater oder von der Mntter oder «um Bruder »der von sonst einem Verwandten. Tie Mitgift ist nicht etwa blos als die Aussteuer zu verstehe», >vie sie ja heute sehr gebräuchlich ist und die erste Einrichtung des Hausstandes des junge» Ehepaares bildet, sundern die römische Mitgift ist Geld und Geldcswerth, Grundstücke, Häuser, Sclave», zinsbare Forderungen, kurz Alles, was einen Ertrag abwirft, der zur Tragung der sog. ehelichen Lasten verwendbar ist. Ueber die Mitgifi hat nun die Frau nichts zu sageu, sie ist im Vermögen des Mannes und er allem hat die Verfügung darüber. Eine Frau, die blos eine Mitgift und lein sonstiges Vermögen hat, besitzt offenbar nicht die Unabhängigkeit, wie ich sie oben geschildert habe; allein man darf diesen Fall nicht als den normalen ansehen, denn auch heut, wo bei den Völkern der romanischen Zunge die Mitgift allgemein üblich ist, nud bei deu Völlern der germanischen Abstammung sie üblich zu werden beginnt, — auch heute, sage ich. vflegr eiu Vater seiner Tochter nicht ihren vollen Erbtheil als Mitgift zu bestellen, sie erhält demnach noch immer etwas bei dem Tode des Vaters, ebenso bei dem Tode der Mutter, kurz das Vermögeu der Fran ist nicht auf die Mitgift beschränkt.

Das sehe ich als deu wichtigsten Unterschied in der juristischen Gestaltung der Ehe zwischen deu Römern uud unserer heutigen Zeit au. In unseren Tagen sind die Rechte des Ehemannes an dem Vermögeu seiner Frau iu deu verschiedenen Ländern sehr verschieden gestaltet; aber das römische System ist fast auf dem ganzen Eoutinent so gut wie aufgegeben, fast alle unsere ehelichen Güterrechte gehen davon aus, das; die Frau nicht unabhängig von ihrem Mann bezüglich ihres Vermögens sein darf; sie verweigern also der Frau die Mittel, welche die Voraussetzung ihrer Selbständigkeit bilden; sie macheu es mit anderen Kurten unmöglich, daß wir zu emancivirten Ehefrauen lonimen, zu Frauen, welche ihre eigenen Wege gehe», unbekümmert um deu Mann, dem sie sich für das Leben augetraut haben.

Ich darf jedoch uicht verschweigen, das, England, welches bisher im ehelichen Güterrecht sich zu deu Grundsätzen des Eontineuts bekannt hat, vor wenigen Iahreu die Ideen des römischen Rechts wieder zn Ehren gebracht uud die Frauen völlig selbständig von ihren Ehemännern bezüglich ihres Vermögens gemacht hat. Es ist nun allerdings richtig, daß in neuester ^eit gerade in England vielfach Mißbrauche stattgefunden haben; es wurden Ehefrauen in auffallender Weise von ihren Männern um ihr Vermögen betrogen. Andererseits ist England bekanntlich das gelobte Land des Voluutarisiu, man erwartet dort Alles und Jedes von dem Selbstschutz des Individuums. 3o will man auch in der vorliegende» Frage, daß die beide» Ehegatten jeder über das ihnen Gebührende wachen und ihre Rechte durch Vertrag feststellen sollen. Ich fürchte, daß das nene Gesetz für England leine segensreichen Folge» haben wird. In

der erstc» Zeit zwar wird man es loben, weil es die bisher vorgekommenen Mißbrauche abgestellt hat; bald aber wird mau durch die Erfahrung inne werde», daß aus einem solchen Gesetz mit Nothwendigkeit die Emancipatio» der Frauen hervorgeht. Uebrigens ist in England selbst das Gesetz lebhaft angefochten worden; vergl. die Law-Tinics vom 4. November 1882, wo es gerade',» heißt, daß verschwenderische Frauen iu ihrer «ßi>»!Äw in-o^ei-t^ de» festesten Rückhalt finde», und daß treulosen Franc» vermöge der LepaiÄw prupsrt^ das Durchgehen mit ihre» Liebhabern sehr erleichtert »verde.

Ich gelange nunmehr zu der Eingehung der Ehe. Tas; auch bei ihr die beiden Perioden zu unterscheide» sind, daß die strenge Ehe in anderer Weise geschlossen worden ist als die freie, das liegt auf der Haud.

Ter eine Eingehnngoact der strengen Ehe ist ein religiöser, er trägt den Namen ,.Eo»farreatio". Wir sehen die Römer u»s darin geistesverwandt, daß sie alle wichtigen Familieiiereignisse mit religiösen Formen umgeben; uiiseier Taufe entspricht die römische Namengebnng, unserer Eonfirmatio» die römische Mündigkeitsertlärnng, unserer Trauung die römische Eoniarreatio. Mit diesen Acten beginnt das Lebe» selbst oder eine neue Lebenc-epuche, beide in eine dunkle, für uns undurchdringliche Zukunft gehüllt; und i» dem Bewußtsein unserer menschliche» Unzulänglichkeit und im Gefühl unserer Abhängigkeit von einer höheren Macht erflehen wir deren Segen bei der Vornahme des Actes. Nur darin waltet ein Unterschied zwischen de» Römern und uns ob, daß bei jenen die Sache sich nicht im Tempel abspielt; jedes römische Haus hat Hausgötter und einen Hausaltar, und alle religiösen Handlungen, welche lediglich den Einzelnen betreffen, können im Hanse vollzogen werden.

An dem Altar im Hanse des Brautvaters fand die religiöse Ccremonie statt, welche dcn Namen der Eonfarreatio trägt. Nicht blos die Brautleute, ihre Verwandte und Freunde sind dabei gegenwärtig, fondern auch der oberste Priester von Rom, andere Priester und zehn Bürger als Mengen. Zuerst wird der Wille der Götter erkundet ans dem Fluge der Vögcl, a»s de» Eingeweide» eines geschlachtete» Schafes; und wenn diese der Eingehnng der Ehe günstig sind, so umwandeln Alle de» Hansaltar; zwei Knaben schreiten ihnen voran; der eine trägt Wasser und Feuer, das erstcre geweiht, das letztere eine am Hantzaltar angezündete Fackel; der andere trägt eine» Opferklichcn; ihnen folgt das Brautpaar, und diesem schließen sich die übrigen Teilnehmer an. Tann beginnt das Opfer, die Priester sprechen dabei heilige Formeln, die Pronuba (nicht eine Brautjungfer sonder» eine Brautfrau) legt die rechten Hände der Brantlente in einander, nnd der Opferkuchen wird in das Feuer auf dem Hausaltar geworfen; dann setze» sich die beide» Brantlente vereinigt auf ein über zwei Sesseln gelegtes Schaffell nieder nnd verharren dort mit verhülltem Haupte schweigend im Gebet. Ich darf die Bemerlung nicht unterlassen, daß die Braut in alterthümlichem Schmucke erschien; ihr Haar war in sechs Abtheilnngcn gescheitelt nnd niit wollene» Bändern

verflucht«,'!,, es ivar mit einem Kranz aus Blumen und Blättern scoroll,,) gegiert, die sie selbst gepflückt hatten darüber trug sie das Flammeum. cinen rothen >lopfschleier, tvclcher das Hinterhaupt, die Stirn und Wangen bedeckte und in den Nacken und ans die Schultern herabfiel, aber das Gesicht frei liest: ihre Kleidung bestand aus einem Weißen i^bertleid (wßil j„un) und einem meisten in alterthümlicher Weise gewebten Unterkleid ftunica i-essilla), das durch einen Gürtel mit dem sogcnannlen hercnlischen Knuten geschürzt wurde. — Im Uebrigen war diese religiöse Eiugchnngsform bei den Ehen gewisser höchster Priester vorgeschrieben! sie mnstten aus einer solchen Ehe entsprossen sein und in einer solchen selbst leben. Tarans ist es zu erklären, dast sie sich selbst noch in den Zeiten erhielt, in denen die Emancipation der Frauen längst vollzogen war; nur freilich fanden sich jetzt höchst selten Mädchen, die sich dieser Form und mit ihr der strengen Ehe nnterwarse»; nntcr Tiberius erging deshalb ein Gesetz, welches die Wirtungen der Eonfarrcatio auf die religiöse Stellung der Frau beschränkte, das Hausgericht des Mannes aber sowie die vermögensrechtliche Abhängigkeit der Frau völlig beseitigte.

Ter zweite Eingehnngsact der strengen Ehe ist ein weltlicher, ein bürgerlicher: es ist der Kauf der Frau, bei den Römern Eoimitiu genannt. Ter Brantkauf kommt bekanntlich bei allen Völkern vor, bei den Ariern eben fo sehr wie bei den Semiten, bei den civilisirten Völkern wie bei den unciuilisirten. Bei den alten Babyloniern und Assyrcrn wurden die Mädchen sogar in öffentlicher Versteigerung als Ehefrauen verkauft, und bei den Muhamedauern gilt heute noch eine Anzahl weiblicher Kinder alsReichthum: sie müssen nämlich dem Vater abgetanst werden, wenn sie Jemand hcirathcn will. Nur darin unterscheiden sich die uucivilisirtcu Völker von den civilisirten. dast bei jenen der ilauf immer ein wahrer, echter Kauf nm Geld nud Geldcswerth geblieben ist, während er bei den civilisirten in einen Scheintauf verwandelt worden ist. Letzteres geschah im Mittelalter im ganzen Europa, und ebenso geschah es im Alterthnm bei Jude», Griechen nnd Römern, Bei den Römern geschieht die Eoimitio in allen Formen des Scheintaufs; es >verdcn fünf Zeugen zugezogen, der Bräutigam fpricht eine Formel aus, in welcher er erklärt, dast er das Mädchen sich als feine Gattin ertanfe, endlich zahlt er etwas dem Vater resp. dein Vormund der Brant, aber er zahlt ihm nicht einen wirklichen Preis, fondern einen Scheinpreis, die allerklcinstc Münze, die nur ein paar Pfennige werth war.

Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne eine andere zu berühren, welche mit ihr in engem Zusammenhange steht, nud welche sicherlich für drn Leser vou 'hohem Iutcressc ist; ich meine die Sitte des Verlobnngs- und des Tranrings. Weshalb (so lautet die Frage) wird ein Ring gegeben, weshalb werden Ringe ausgetauscht? Unmöglich kann dies in dem Sinn des Geschenks eines^ schmückenden Gegenstandes geschehen; denn bekanntlich mnst wenigstens der Tranring ein einfacher goldener Reif fein, er darf leinen Edelstein enthalten, er darf nicht zierlich nnd künstlerisch gestaltet werden.

Ta hat denn die Phantasie einen weiten Spielraum, und in früherer Zeit erklärte man den goldenen Nina daraus. daß er ein Symbol der Gatten-liebe sei. die letztere soll echt sein wie Gold und ohne Ende wie der Ring. Ich mich diese gemüthvolle Teutung zerstören-, die Ncchtsgefchichte lehrt, daß der Ring eine nüchterne juristische Function versieht, welche heut freilich längst vergessen ist.

Ter Ning hat in der Nechtsgeschichte eine doppelte Bedeutung, er ist ein Symbol einmal der Herrschcrmacht und sodann der Wahrhaftigkeit. Für das elftere erinnere ich zum Belege, daß der sterbende Alexander seinen Ring dcm Pcrdiccas gicbt, nnd ihn dadurch zu scinem Nachfolger in der Herrschaft bezeichnet: ferner daran, daß der sterbende Tibcrius feinen Ning vom Finger zieht, als ob er ihn Jemanden übergeben wolle, daß er dann aber sich anders besinnend ihn wieder ansteckt und die Hand fcst schlicßt: endlich daran, daß im Mittelalter die Bclrhnung mit dcm Ninge erfolgt. Für das letztere (d. h. für den Ning als das Symbol der Wahrhaftigkcit) führe ich an, daß Icugc», um eine Urkundc zu bcglanbigeu, mit ihrem Ninge diesclbcn bcsicgcln, dahcr dcr Sicgcliiug: dic Unterschrift dcr Icngen unter die Urkundc gchört crst cincr späteren Zeit an. Ter Sicgclring wird am vierten Finger dcr linken Hand gctragcn. weil nach dem Glauben der Aegypter. Griechen und Nömcr dieser Finger durch einen zarten Nerv mit dem Herzcn vcrbundcn ist und er deshalb ihnen eine Auszeichnung zu ver-dienen schien. In der zweiten Eigenschaft nun kommt der Ning beim Kauf vor. nämlich bei demjenigen Kauf, dcr nicht fofort durch Nebergabe dcs Kanf-gcgcnstaudcs und Zahlung dcs Kaufpreises crfüllt wird; dcr ttäufcr gicbt bei dcr Abschließuug des Kaufes dem Verkäufer seinen Ning, nm ihm zu ver-sichern, daß er später den Kaufvcrtrag ehrlich erfüllen werde. Zwcicrlei ist lnebci zu conftatiren: cinmal, daß dic Hingabc dcö 3iingcs cinc cinfcitige ist, nur dcr Käufer gicbt ih» dem Perkäufer, nicht aber umgckchrt anch dcr Ver-käufer dem Käufer; sodann, daß anf die Tubstanz dcs Ningcs nichts ankommt, und in dcr That haben die Nomer in alter Zeit nur einen eisernen Ning getragen und bei Kaufocrträgcn gcgcben. Wcudcn wir uns nunmehr zum römischen Fraucnkauf. Tic Col'mtiu ist dic Erfüllung dcs Kanfucrtragcs, ihr voran geht cinc Bcrcdung des Kaufoertragcs d. h. dic Vcrlobung: zur Versicherung, daß dieser Vertrag crfüllt, daß also spätcr dic Eu>"mtio voll-zogcn. die Ehe eingegangen werde, gibt der Bräutigam der Braut bei der Verlobung einen Ning: nur dcr Bräutigam gibt ihu dcr Braut: er empfängt leinen folchen, und noch in den Zcitcn dcs unmNßigcn Luruo, noch in dcr Naiscrzeit gibt cr ihr, wie Plinius berichtet, einen eifernen Ning ohne Edel-stein. Man sieht der Verlobungsring ist nichts anderes als ein Tpccialfall de? beim Kanfc gebräuchlichen Ninges. Nun ist aber im Laufe der Jahr-hunderte eine gewaltige Umgestaltung mit dcm Ningc vor sich gegangen: beim gewöhnlichen «auf hat cr sich verloren, bei der Ehe hat cr sich erhalten, aber er ist bedeutenden Aendernugen untcrwurfcn wurdcn. Tic erste«

?lenderuug trat schon bei den 3iömern ein: in der späteren Naiserzeit ward aus dem eisernen Ringe ein goldener. So übernahm ihn das Mittelalter: nunmehr geschahen die weiteren Veränderungen. Aus dem Vcrlubungsring wurde ein Trauring, d. h. im späteren Mittelalter ist der Ring bei der Verlobung in'» individuelle Belieben gestellt und kann nunmehr beliebig tunstleriüli gestaltet werden, dahingegen ist der Ring bei der Trauung obligatorisch, und hier ist er der einfache goldene Reif, Endlich die dritte Äenderuug ist der Ringwechsel; gegen Ende des Mittelalters erhält auch der Bräutigam von der Braut einen Ring. So hat denn unser Trauring nichts mehr von der römischen Sitte an sich, außer das; er allein am vierten Finger der linken Hand getragen wird. Toch haben nicht alle Volker jene Aenderungen mitgemacht; ein Theil der Schweizer (Eantun Bern) nennt zwar den Ring Trauring, allein sie wechseln ihn nicht bei der Trauung, sondern bei der Verlobung aus; bei den Juden nnd Schweden findet noch heute kein Ringwechsel statt, sondern blus der Bräutigam giebt der Brant einen Ring.

Indem ich mich zur Eingehung der strengen Ehe zurückwende, habe ich noch zu bemerken, daß dieselbe noch auf eine dritte Art entstand; diese dritte Art war aber kein juristischer Aet, sondern ein Instand. Eine freie Ehe nämlich, welche ein Jahr lang gedauert hatte, wurde in eine strenge verwandelt, anßer wenn die Frau sich drei Mchte lang aus dem Hause dco Mannes entfernt hatte. Es liegt hierin der Beweis, wie abHuld die alten Römer der freien Ehe waren; als die normale Ehe betrachteten sie die strenge. Alle Förmlichkeiten fielen bei Eingehung der freien Ehe weg; juristisch wurde die freie Ehe lediglich durch den Willen der Brautleute und ihrer Väter abgefchloffen, und eine befondere Form war für die Erklärung des Willens nicht vorgeschrieben. Tas war freilich ein sehr gefährlicher Grundsatz; denn dadurch konnte es dahin kommen, daß später es an jedem Beweismittel für die Eingehung der Ehe fehlte. Die katholische Kirche hat in, Mittelalter diesen Grundsatz aus dem römischen Recht übernommen, und deshalb bilden im Mittelalter die sogenannten heimlichen Ehen ein schweres Nebel und den Gegenstand dauernder Klagen. Vor diesem Nebel wußten sich die Römer- zu bewahren. Von Alters her war nämlich bei der strengen Ehe eine feier liche Neberführung der Brant in das Hans des Bräutigams üblich; diese Ncberfnhruug wurde bei der freien Ehe für obligaturifch erklärt, so daß aller Welt die Eingehung der Ehe lund gethan und sie niemals in Zweifel gezogen werden tonnte. Tie Neberführung fand gegen Abend statt. Ihr vorauö geht ein Opfer, welches die Brautleute gewöhnlich im Hanse der Braut den Göttern darbringen; dann werden sie von den Hllchzeitc'gästen beglückwünscht, und es wird ein Mahl abgehalten. Nunmehr soll die Braut das elterliche Haus verlassen, aber sie sträubt sich und weint, sie flüchtet zu ihrer Mutter, und muß aus deren Armen gewaltsam gerissen werden. Vor der Thür erwarten sie Flötenspieler und drei Knaben, der eine der Letzteren trägt ihr die Fackel vor, die anderen beiden geleiten sie an den Armen; Rucken

und Spindel werden ihr nachgetragen: hinter ihr ordnet sich der Zug der Hochzeltegäste und des theilnehmenden Publikums; sie singen ein sogenanntes Fescenninenlied, das von derben Willen voll ist; unter die Niiaben werdeu Nüsse veitheilt; am Hause des Bräutigams angekommen, salbt die Braut die Thürpsosten, dauu wird sie über die Schwelle gehoben, wie einstmals die geraubten Sabinerinnen, sie spricht zu dem Manne die Worte: „Wo Tu walten wirst, will auch ich walte»", und endlich wird sie vom Manne in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers, der beide» für das Leben noth-wendigsten Elemente, aufgenommen; die Cercmonie wird durch ein Gebet der Frau beschlossen.

Ter letzte von mir zu behandelnde Punkt ist die Auflösung der Ehe. Für den Juristen ist nur eine Aufhebungsart von Interesse, das ist die Scheidung.

Hier ist nun auf eine grundverschiedene Anschauung des Altcrthums und unserer Zeit hinzuweisen. Bei uns geschieht jede Scheidung durch den Nichter; an ihn hat sich der Gatte, der geschieden werden will, zu wenden, und natürlich scheidet er nnr dann, wenn ihm bestimmte Gründe nachgewiesen werden, aus denen die Scheidung sich rechtfertigt. Tas ist im Alterthum anders; die Gerichte haben mit der Scheidung gar nichts zu thun', die Scheidung liegt lediglich^ im Ermessen der Gatten, und daraus folgt, das; eine Scheidung anch dann möglich ist, wenn keine genügenden Schcidnugsgründe vorhanden sind. So ist es im jüdischen Necht; nach dem alten Testament <5. Buch Mos. Cap. 24 V. 1) kann sich der Mann von seinem Weibe scheiden, wenn „sie nicht Gnade findet vor seinen Augen um etwa einer Unlust willen", d. h. wenn sie ihm nicht gefallt, und erst Ehristus wendet sich mit den strengen Worte» der Bergpredigt gegen diese Willkür. So ist es aber auch im römischen Recht; es ist eine Scheidung möglich nicht blus, wenn gute Grüude vorhanden sind, sonder» auch wenn es an solchen fehlt, und nur darin besteht eine verschiedene Behandlung, daß, wer sich ohne Grund scheidet, eine Strafe und zwar eine Vermögensstrafe erleidet. In diefer Beziehung besteht auch keine Tifferen^ zwischen der strengen «nd freien Ehe; auch, die strenge Ehr ist regelmäßig durch Scheidung auflösbar. Nichts dcstuwcniger müssen wir auch hier den Gegemal., zweier geschichtlicher Perioden festhalten. In der ersten Periode hat nur der Man» ein Scheiderecht; dies war mit der sonstigen Stellung der römischen Frauen ganz unvereinbar und ward daher in der zweiten Periode geändert: die Frau hatte seitdem gauz dasselbe Scheidungsrecht wie der Mann. Wichtiger ist der tat-sächliche Gegensatz der beiden Perioden; in der ersten Periode kamen nur solche Scheidungen vor, welche wohlbegründet waren, in der zweiten häuften sich die grundlosen Scheidungen derartig, daß man zn Eiccros Zeiten das wider-wärtigste Bild von der Zerrüttung des eheliche» Lebens erhält. Und dabei thaten es die Frauen den Männern voran; Seneca spricht von Frane», die ihre Lebensjahre nicht nach den Eonsuln, sondern nach ihren Männern rechne», beim Heirathcn (meint er) tragen sie sich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden

mit Heirathsgedankcn: schon bevor die grünen Zweige abgewelkt sind, welche bei der Ucberführnng der jungen Frau die Hausthür fchmücktcn, lassen sich (nach Iuvenal) manche Frauen scheiden, nnd in fünf Jahren bringt eine es zu acht Männern: in dreißig Tagen (erzahlt Martial) heirathet Thcresilla den zehiiten Mann. Hält man dies für fcherzhafte Uebcrtrcibungen, so mich es doch nm die Wirklichkeit schlimm bestellt sein, die zn solcher Übertreibung Anlas; giebt: aber wir haben Beweise dafür, das; jene Berichte nicht übertrieben sind, denn der heilige Hirronymns versilbert, dich in Rom eine Frau lebe, die an den dreiundzwanzigsten Manu verheirathet und selbst dessen eiuuudzwanzigste Frau sei. Tas Unglaubliche wird berichtet, das; eine Selaviu, in welche sich ihr eigener Herr verliebt, nnd die er deshalb freigelassen und zur Mittin genommen hat, nach einiger Zeit die Ehe ihrem Manne kündigt. Es würde ungerecht sein, den Verfall der Ehe und den Mißbrauch des Scheidnugsrechts deu Frauen allein zuzuschreiben: wir wissen von Männern, das; ilvid dreimal, Cäsar und Antonius viermal, Sulla und Pomuejus fünfmal verheirathet waren, uud wir besten eine Grabinschrift, die von einer siebenten Fran erzählt. Nur das will ich betonen, daß die Fraueu für sich völlig die gleiche Freiheit beanspruchten wie die Männer, mit anderen Worten, daß wir es mit cmancipirtcu Frauen zu thuu haben. Tic Folge davon war. das; eiuem die Lust am Hcirathcu verging. „Tu warst doch sonst (schreibt Iuvenal) ein vernünftiger Mensch; hat Tich plötzlich der Wahnsinn gepackt, daß Tu eine Frau nehmen willst?" Nnd Eiceru schreibt zu der Ieit, wo er sich von seiner Frau geschieden hatte, an einen Freund, der ihm eine neue Gattin antrug: „Ich kann nicht Philosophie treiben nnd gleichzeitig mich um eine Frau bekümmern, denn die Fran herrscht uud befiehlt, fie orduet au und verbietet ganz, was ihr beliebt." Tie Abneigung vor der Ehe griff namentlich in den höheren Ständen um sich: die Ehelosigkeit wurde zur allgemeinen Ealamität, es schien, als wenn das römische Bürgerthum in den höheren Massen aussterben würde, als wenn die ganze römische Aristokratie dem Untergang geweiht wäre. Ta griff der Kaiser Augustus ein. und suchte durch Belohnungen und Strafen in einem berühmten Ehegesehc (lex.lulia et?npi:,) das eheliche Leben wieder herzustellen*); die Vergehungen gegen die Ehe untcr-

'l Aus den Verhandlungen, die dem Lrlasi des Gesetzes oorherc>in>ien, verdient die Rede, welche Kaiser Auaustns an die »iwerheiratheten de« Reilerslande« ssehaüen hnt, ÄeachNnui,. Sie wütete nach ?io (iassins selii,endermas;en: „Ihr — nun, wie soll ich euch nennen, Männer? Aber ihr Hab! »ich!« Männliches anzuweisen, Bürger? Aber ihr thut nicht« für den Veslnnd des Slnales. Römer? Ader auch dielen Minen verdient ihr nicht. Ich wünschte, das; ihr nn Zahl so sserina, wäre! wie die lierheirnlheteu Nitter, oder da« ihr a,ar nicht eMirte». Ihr bildet die S>Me der bünierlichen Gesellschaft, und waches verderbliche Beispiel qebt ihr der Masse? Ihr Handell ineligiö«, denn ihr »lacht die Tempel öde: ihr handelt ehrlos, denn Manien und Glanz eurer Vorfahren bring! ihr zur Bergessenheit: ihr handelt unpalrwti'ch, denn ein Staat besteht ans Menschen und nicht ans leeren Palästen, Säulenhallen und Märkten. Tenkt an Romnlu«, welcher mit seinen Gefährten fremde Tochter raubte, während ihr nicht

warf er einer streng»,'!! Äestrafnng, den Verheiratheten und mit Kindern Gesegneten wendete er Gcldvortheile zu, die Unuerhciratheteu und Kinderlosen belegte er umgekehrt mit Vermögensnachtheilen. Aber den Grundsatz von der Rechtsgültigtcit der grundlosen Scheidung wagte auch er nicht anzutasten, denn dazu hatte er nun und nimmermehr die Zustimmung der höheren Stände erlangt. Nlos das eine verordnete er, daß, während bisher in der freien Ehe die Scheidung gänzlich formlos war, fortan eine Erklärung vor sieben Zeugen erforderlich sein folltc. Ja, jener Grundsatz wich selbst nicht nach der Recevtiun des Ehristenthnms, erst im Mittelalter gelang es der Kirche, ihn zu überwinden.

Vergleichen wir unsere Zustände mit den römischen, so giebt es leider mehr wie einen Zng, der an die Kaiserzcit erinnert. Tie Ueppigl'eit nnd der Luxus, die Sucht nach Erwerb und Genuß, und in den letzten Jahren fluchwürdige Perbrechen sunder Gleichen beweisen offenkundig, daß wir, so groß nnd tief auch um'er intellcctuelles Leben geworden ist. so gewaltig unsere Schöpferkraft auf dem wirthschllftlichen Gebiet sich bewährt hat, so sehr wir selbst auf dem Gebiete der Kunst uns einer gewissen eigenartigen Entwickeln»«, rühmen tonne», wir doch in sittlicher Beziehung keine Fortschritte gemacht habe». In solcher Zeit ist es freilich fchon ein Gewinn, stehen geblieben zu sein, und da be> Haupte ich von ^unserer Familie: nnser Familienleben ist gesnnd und intaet. Unsere Ehe bietet noch immer das Bild innigen Zusammenlebens von Mann und Frau, unsere Kinder erweisen ihren Eltern die aus dem Naturgesetz fließende Pietät, niü'cre Väter und Mütter bethätigen an jedem Tage von Hccuem die herzliche Liebe zu ihren Kindern. In allen diese» Beziehungen vermag ich nirgends heut einen Unterschied der Geschlechter wahrzunehmen, Männer wie Frauen, Väter wie Mütter, Söhne wie^Töchter empfinden alle gleich und handeln ebenso. Das ist die rechte Gleichheit der Geschlechter, einmal die heimischen Jungfrauen heimführen wollt: denkt an,verfilm, welche uns alle ehelichen Gebrauche lehrte. Wollt ihr ehelos bleiben wie die uefialischen Inngiraucn, '.' inüstl ihr tensch leben, sonst verdient ihr wie diese die Todesstrafe. Tchein! ei^I, meine Rede scharf und biuer? Aber ich flehe hier wie ein A>',!, der, wenn es nicht anders geht, fchnciden und brennen ums;. Ihr zwingt mich zu solchen Wollen, eure vandlunaswcise betrübt mich noch mehr, als euch meine Wolle verleben: ihr achtel kein Gesetz: ich habe euch ermahnt, belehrt, gedroht, aber Alles ist bei euch uergeblich den» ihr wollt euer freies, ungebundenes, leichtes und lockeres Leben wm'ehen. Wie ',,'ll onbei orr Staat bestehen? Oder wollt ihr, das: das Geschlecht der römischen Bürger aussterbe, und daft Griechen »ud Barbaren unsere Tladt bewohnen? Wollt ihr das Geschlecht römischer Bürger blos dadurch erhallen, das; ihr die Sclaoen ireilaffet? Euer Leben ist eine wahre Schande, und eine Schande ist es, das; ich es euch sagen nun;. Ihr benist euch auf die vielen Beschwerden des Ehestandes, diese kenne ich sehr weist aber es giebt auf der Welt kein Gut ohne irgend welchen Beigeschmack. Nun, ich hoffe, ihr wollt Bürger bleiben nnd Männer werden, ich wünsche, das; ihr mit Weil) und reicher Nachkommenschaft euch balö mit mir vereint, um deu Göttern zu danken: ich bitte euch bei meiner Liebe zu mir, so zn handeln, das; ich den Aamen „Vater des Voltes" mit Recht verdiene."

wir sind zu ihr gelangt ohne eine Emancipation der Freuen, und daß wir sie besitzen, ist wesentlich auf die beiden Unterschiede zurückzuführen, dir zwischen unserem und dem römischen Eherechte bestehen, unsere Ehefrauen haben keine vermögensrechtliche Selbständigkeit, sundein sie stehen bezüglich ihres Vermögens in einem Abhängigkeitsverhältnis! zum Manne, uusere Männer wie Frauen haben kein freies Scheiduugsrecht, sondern der Nichter scheidet sie, wenn ihm gute Gründe nachgewiesen werden. An diesen beide» ^irundsätzen müssen wir festhalten, wenn unsere Familie die Stätte echter Sittlichkeit bleiben soll. Und rühmen wollen wir nns dabei, daß, trotzdem das römische Volk uns an juristischem (beschick um eines Hauptes i.'änge überragt, wir in den Ideen des Eherechts den Römern überlegen sind. Hierin liegt zugleich der schönste Trost für den Rechtshistoriker, er erkenn!, in welchen Echlangenwindnngen sich die geschichtliche Entwickelung auch voll' zieht, so läßt sich doch das Resultat immer in die Vurte zusammenfassen! es ist ein Fortschritt erfolgt.

Eine Dante - sectürc».
Charakterbild in einem Act
von
Paul l)rnsc.
— Münzen. —
P e v s o n e n:
Odo von Lefzdorf, Londmll). !I)r. Rudolf Frank, Nnt)t>>>inwnlt.
Lrnore, seine Frau. ^ Ein Bedienter.
Qrt der Hnndlun«: Auf dem Rittergut Qdo von Lendorf'o. Zeit: Vie sti^genwnrt.
Elegantti Wohnzimmer. Tlmren in den schrägen ifcten reclM und lintc, und in der Mitte, ü>orn Ii»!«!
ein Top!,«, ein 2!>ec!i>ch davor, ein öesiel, Ncchls ein Fenster, daneben ein Finge!,
<3rsle !?cene.
5)do «am Fensler), Lenole >an> dem 3»>cha mit e^ncr Hoildardeil). Ter Ncdiente
<in einer ländlichen Vinr^e. steht «litten im Zimmer),
^do «das Fenster Mietend). Ter ^»ebel wird iininer dichter: die beiden Linden
am Hofthur sehen schon ans wie in ^anmwolle gettückelt. — Tu hast Recht,
Kind, es ist besser, ich fahre hente nicht wehr in die Ttadt, die dnnimen
Geschäfte können bis morgen warten. lz,i dem Vedienlen, der schall an der Tl,ilr ist)
Znchcu 2ie den Herrn Verwalter, Franz. Er wird in der Brennerei sein,
wo der neue Nessel probirt wird. Venu er fertig wäre, hätte ich niit ihm
zu sprechen, unten in der Schreibstube. ««Center ab.» So! Nun gieb mir
noch eine Tasse Thee, liebe« Herz. Tu glaubst nicht, wie wohl mir ist, daß
ich den Laudrath heute au den Nagel häugeu und mich in diese warme
Tophaecte sehen kann, «styt sich neben sie,,,
Lenore «ihm eiwchenlcnd, immer mit einem Allidrnel sllnsler Msignolil'!!), Tie Herbst-
ncbel kommen auch so früh iu diesem Jahr.

Odo lihrc Hand limc„d, wählend sie i!,üi die Tasse hinstellt,, Tank, Meine kleine Frl."
Nein, ehrlich gesagt: das Ncbelwetter ist nur ein Vorwand - die neuen Nagcnlaternen brennen so famos, und Johann kennt die Straße wie seine Tasche. Aber dn hast's hier so gcmüthlich, dein Thee ist so gut, diese kleinen Kuchen sind der Mamsell so vorzüglich gerathen — ,ü!t einen.»
Lenore «mit einem zerst«nten ^^chc!»,. Tn wirst noch ganz znr Hausschnecke werden.
Odo. Und N'enn ich's würde, wer trüge die Schuld als der Himmel, der mir die Krone aller Hausfrauen beschert hat? Mache mich nicht so glücklich, nnd ich verspreche dir, mich mit einem wahren Feuereifer der Land-wirthschaft, der Pferdezucht, den Landrathsgeschäften nnd am Ende gar der Politik zn widmen. Einstweilen bitte ich noch um einen Knchen.
Lenore. Wir werden in einer Stunde zn Abend rsseu,
Odo. Hoffentlich die Becassiuen, die ich gestern geschossen habe. Es wären mehr gewesen, aber ich war zerstreut, ich dachte immer an dich, nnd daß ich gerade heut' vor drei Jahren dich zum ersten Mal gesehen habe, und an das Kleid ccmlonr in-nivo, das du anhattest, und wie das eine Lückchcn dir immer über die Stirne siel, so oft dn es zurückstrichst, und dann wie ich vor lanter Bestürzung über deine großen Angcu etwas so Dummes sagte nnd Puterroth wurde, weißt dn noch?'
Lenore. Ich entsinne mich nicht mehr.
Odo. Herrgott! dacht' ich damals, wie mußt dn ihr vorgekommen sein! Ter richtige Krautjunker! — und hatte am liebsten eure Schwelle nie wieder betreten. Aber dafür war gesorgt. War ich nicht schon am andern Tag wieder da? und dann Tag für Tag, nnd nicht sechs Wochen, so ging ich gar nicht wieder fort. Warnm du mich nicht fortschicktest, da du die Auswahl hattest nnter ein paar Tutzend so viel glänzenderer, geistreicherer Anbeter — ja, das ist mir immer noch das wahre Wunder Gottes, über das ich anch gestern nachgrübelte — und indessen stiegen die Aecassincn auf, eine ganze Nette mir gerade vor der Nase, und nur ein armseliges Pärchen mußte dran glanben. Tas kommt davon, wenn man auf der Jagd sentit mental wird, nach zweijähriger Ehe, haha!
Lenore ttläumeiisch. ohne u,» llnzniclic,,.. Tn bist so gut, 2do.
Odo. O lange nicht gut genug für dich! (zieht sie an sich. licht sie a»i die Wange, was sie sich still gefallen läht.) Taß du es nicht zn inerten scheinst, ist noch mein einziger Trost. Aber weißt d» was, Herz? Ich habe mir gestern aus-gedacht, ich will meinen Landrathsposten aufgeben.
Lenore (leicht tiichrceiend.,. Behüte, Odo! Tu würdest etwas vermisse».
Es erfrischt dich immer, in die Kreisstadt zu fahren und andere Gesichter zu sehen.
Odo. Weil ich dann so vergnügt bin, wenn ich zn dir zurückkomme und dein liebes Gesicht wiedersehe? Nein, Schatz, rede mir's nicht aus.
(steht an!, geht im Zimmer hemm, die hündc in de» Talchen.) T^r Verwünschte kleine Kram,

öiüe !>ante°3ecti>rc. ?9
^n dem mein» paar juristischen Neminiscenzen kann» nöthig sind — nein, ich stehle diese Amtsstunden rein unserem Glück. Statt dessen, alle freie Zeit mit dir zusammen, stell dir vor, wie mir das zu Gute kommen würde.
Ich erschrecke manchmal, was für Lücken in meiner Nildnng sind. Ta könnten wir ganz ordentlich zusammen studiren, du weißt ja Alles, du nähmst mich dann in die Schule, und weuu ich fleißig gewesen wäre, kriegte ich einen kleinen buchen zur Belohnung, haha! Gebe ich doch alle Theater und Euncertc darum hin. dich vorlesen zu hören.
Lenore «mit müdem Eichel,,,, Zumal nach einer anstrengenden Jagd, wo dich meine Stimme so behaglich in Schlummer wiegt.
Tdo 'bleibt °oi lhl stehen,. Tu spielst auf gestern an, du Böse. Aber ich war wirtlich todmüde, uud der Taute ist eine so höllisch schwere Leetüre.
Lenore. Tu hast sie doch selbst vorgeschlagen.
Udo. Gewin! 's ist ja auch eine Schande, ein so weltberühmtes Buch nicht zu kennen. Und es intercssirt mich auch, wahrhaftig. Aber die langen, melancholischen Verse, die vielen dunklen Stellen —
Lenore. Wollen wir nicht lieber etwas Leichteres lesen?'
Otw. Nein, nein. Ich bin nun einmal so; ein Buch, das ich angefangen, lese ich mit Todesverachtung zn Ende. ii»mm! Wir haben noch gerade Zeit für einen Gesang, bis die Beeassinen servirt werden, «nimmt ein An«, ron einem-eitenlijchchcn,, Wo sind wir doch stehn geblieben? ,8>ebt l!,r d»5 V»I»,,
Lenore »«figniit,. Nun, wie du willst.' Wir waren bis zum dritten Gesang gekommen. Tas Ende des zweiten wirst du freilich nnr geträumt haben.
^do. O ich weis; Alles. Sie sind in den finstern Schlund hinabgestiegen, in den fabelhaften Trichter, nachdem die cnriusrn Thiere sie verlassen hatten. Lies nur! >scy! »H »>,! de« «essei,»
Lenore ltmb »u«» °ftnmd,. Willst du nicht deinen gewohnten Platz neben mir —
Odu. Nein, ich mag gern dein Gesicht dabei sehen. Und das Sooha verführt zum Träumen, haha! Aber heute halte ich die Augen offen.
Lenore.. Nun kommt die berühmte Inschrift über dem Höllenthor, amti»
„Turch mich geht's in die Stadt, znr Qual erkoren,
Turch mich geht's in das ewigliche Leid,
Turch mich zu Tenen, fo ihr Heil verloren.
„Göttliche Allmacht und Gerechtigkeit
Trieb meinen hohen Meister mich zu gründen,
Tie erste Lieb' und die Allwissenheit.
„Vor mir war nichts Erschaffenes zu finden,
Nur Ew'ge«; und auch ich foll ewig dauern.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnnng schwinden!
««» und Lud, XXX^I., !>l. 6

Od» ‚lach«. Hahahu!
Lenure ibc!i°lle» llulbicclend!. Tu lachst?
Odo. Verzeih! Es erinnerte mich nur — „Laßt, diu ihr eingeht, alle Hoffnung schwinde»!" — dc> also steht das! Haha!
Leu vre. Was fällt dir dabei ein?
Odo. Hab' ich dir nicht von Hardegg erzählt? Nim, du hast es der-, gessen. Wir dienten in demselben Regiment unser Jahr ab, ein flotter Namerad, etwas sehr leichtsinnig, in Schulden bis über die Ohren, aber ein trefflicher Junge. Wir rietheu ihm oft, sich durch eine reiche Heirath zu raugiren. Weißt du, was seine stehende Antwort war? „Laßt, die ihr ein» geht, alle Hoffnung schwinden!" Haha!
Lenorc <°ch!cl,»llend,. Eine seltsame Nutzanweuduug, iu der That!
Odo. Ich wußte nicht, wo er den Vers her hatte, aber damals schien es mir sehr zutreffend. Mein (Hott, so ein Nudel ungebundener junger Taugenichtse, denen erscheint die Ehe wie ein lebenslängliches Gefängnis;, in welchem man all seine Sündeu abbüßt, uud das „cingehu" nahm ich in dem bekannten Sinne. Wenn ich Hardegg jetzt einmal wiedersehe, will ich ihm sagen, daß diese Uermeiutliche Hölle das reine Paradies ist.
Lenure lmii einem'ieichtm Teulzer,. Wollen wir weiterlesen?
Odo. Ja lies, lies! Ich unterbreche dich jetzt nicht mehr.
lTcr,Bediente tritt durch die Witte ein, überreicht Odo ans einem silbernen Plateau e^ne «arte.«
Odo. Wir wollen nicht gestört fein, Franz. — Wie? ein Besuch? Ich habe doch keiueu Wagen gehört.
Bedienter. Ter Herr ist zu Pferde gekommen.
Odo Nie!'! die Ä»i»e,. „Nr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt"? ^'e,wre f»!,it ‚». lammen, d°l> «nch ent!M! ihr,, Entfinu' ich mich doch nicht. Aber halt! War nicht ein Di'. Frank damals in enrem Hause, eiucr deiner Verehrer?
^enore Mch müüiam fallend,, Ter? Unmöglich. Es wird ein Anderer fein.
Odo, Natürlich ist's Terfelbe. Wer würde bei solchem Nebclwetter uns hier überfallen, wenn fein Herz ihn nicht herzöge? Führen Sie den Herrn herauf. Es wäre uns sehr angenehm >s»ebt °»l, Bedienter ab) — das heißl, recht fatal. Wir waren so schön im Zuge mit nnserm Tante.
Lenore «erheb, sich,. Ich bitte dich, lieber Odo, empfange den Besuch allein.
Odo. Was hast du nur, Niud? Man kann sich ja auf dem Lande nicht verleugnen lassen, und übrigens, wenn eö dein alter Anbeter ist, für meine schöueu Augen hat er sich gewiß nicht herbemüht,
Lenore. Nur einen Augenblick, ich muß auch uuch für den Abendtisch —
Odo. Freilich! Wir müssen ihn ja hier behalten. Schade nm die zwei Becasfinen, daß man sie nicht unter vier Augen essen wird! Denare «ich ab nach rech!ü,<

Line Dante lectüre, 5!l.
Zweite 5cene.
lüdv. Frank «durch die Mitte!.
ivraul «,ur>,clt!ll!tei!t,,. Ich muß «in Entschuldigung bitten, Herr Varon —
ildo ,>,ed! <!,m treul!cr,ic! eiügegen,. Seien Sie herzlich willkommen, Herr
Toctor! Meine Frau erinnert sich mit Vergnügen, Sie in ihrer Eltern
Hause gesehen zu haben, und auch ich, so flüchtig unser Begegnen war —'
!!<>!üiteli ihm die Hl>nd.>
Frank. Sie sind sehr gütig, Herr Baron.
Tdo. Legen Sie ab «nimmt i!,m Hut und Aeüsioc! ab,! Und nun erzähle» Sie,
wie Sic den Weg durch den nebligen Wald zu unserem verwunschenen Schlößchen
gesunden haben.
Frank. Aufrichtig gestanden, Herr Varon, habe ich ihn nicht gesucht.
Tie Schuld, das; ich Ihnen diese Störung verursache, tragt mein Pferd,
^hr Gutsnachbar, Herr von Freihauseu, für den ich einen Proceß führe, lud
mich zu einer mündlichen Rücksprache ein. Gestern bin ich angekommen, reife
morgen nach Verlin zurück und wollte heute Nachmittag meine alten Reit-
künste einmal wieder probireu. Aber ich hatte nicht auf den Nebel gerechnet,
vorlor die Richtung und war endlich froh, die Finnen Ihres Schlosses zu
erblicken, zumal mein Pferd, das ein Eifen verlor, etwas zu lahmen anfing.
Tdo. Es soll gut verpflegt werde», zum Dank, daß es Sie zn uns
gebracht hat, und morgen früh —
Frank. Unmöglich! Was würde meiu Gastfreund denken!
Tdo. Tem schicken wir eine Votschaft. Nein, Herr Toctor, Sie
sollen erleben, daß ich dem Ruhm meiner Ahnen keine Schande mache.. Tie
Betzdorfs waren im dunklen Mittelalter gefährliche Raubritter, und wehe
Tem, der in ihre Hände fiel! Sie müssen doch auch mit meiner Frau von
alten Zeiten plaudern.
Frank 'siimu«,. Ihre Fran Gemahlin befindet fich wohl?
i,do. Sic blüht wie eine Rose, eine Weiße freilich. Sie hatte nie viel
^arbr. Sonst aber — die Landlnft nnd das häusliche Glück bekommen ihr
vortrefflich.
Frank. Ich zweifle durchaus nicht.
Tdo. ^ gestehen Sie es nur dreist, Verehrtester, auch Sic gehörte»
zu Tenen, die vor zwei Jahren den Kopf schüttelten, als dieser glänzende
Stern plötzlich vom Horizont der Hauptstadt verschwand, nm sein Licht in
einem weltentrückten Waldschlößchen leuchten zu lasfen. Sie dachten gewiß,
diefe himmlische Lanne werde »icht lange dauern. Aber Sie werden sich
wundern, wie wir hier leben. Ja, ja, man muß nnr mehr Glück als
Verstand haben.
Frank. Ich freue mich aufrichtig. Auch die Mutter der Frau Varoniu
wird glücklich sein.
l!'

^du. Tie Mama? Hm! Tas ist der ei»zige dunkle Punkt an nuserem sounigeil Ehehimmel. Tas Heinüvrh »ach ihrer Mutter kann meine Frau nie ganz bezwingen. Um so rührender ist es mir, das; sie meinen Vorschlag, wenigstens im Winter in der Stadt ,',n lebe», standhaft zurückweist. Sie behauptet, ihr sei nur wohl hier in dieser Stille, wo es manchmal, nnter nns gesagt, doch ein bischen eintönig ist für eine jnnge Frau, eine so gefeierte junge GroMidterin! Ich freilich, ich entbehre Nichts, neben dieser Fran. Sehen Sie, dies ist ihr Zimmer, da nebenan das meine. Wenn ich drin meine Schreibereien nnd Acten habe und sie sitzt hier am Flügel ^ ich bin nicht eigentlich musikalisch, früher hatte ich nur Sinn für Milttäimusik. aber wenn sie jetzt ihren Beethoven und Schumann spielt, eö ist nicht der Ton, der die Musik macht, es ist die Hand, und wenn .man diese Hand sein nennt — Verzeihen Sie, werthester Herr, ich scheine da zu prahlen mit meinem hanslichen «Mick, aber Sie wissen, wes; das Herz voll ist —

Fraut. Sie sind ein beneidenswerther Mann, Herr von Leßdorf.

iDdo. Ta kommt meine Frau,

Dritte 3cene.

Voiisse. ^>'»ove ,von recht»».

i^do. Sich nur, Schatz, welche Ueberraschnng. Es ist doch derselbe Andolf Frank, unser wohlbekannter Freund.

Lenure ,gemessen,. Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Toctor, das; Sie sich nuser erinnert haben. ,i>ianl verneigt sich, sie »Ich! il,m die Hand, die ei ««ne

iDdu. Nein, lobe ihn nicht! Sein Pferd, nicht sein Herz hat ihn hierher verirrt. Aber «trotzdem soll er nicht kalt aufgenommen werden. Tu wirst für neuen Thee sorgen, liebste.

Frank. Ich bitte sich nicht zn bemühen, gnädige Iran. Ich nehme Nichts.

^do. Vielleicht ein (Hlaö Wein, bis wir zn Tische gehen? ,Fr°.nl mach» eine «nücWendc Beweg,,,!,,,, Jedenfalls setzen wir uns noch ein wenig. Teilt, er wollte gleich wieder fort, fobald fein Pferd frifch beschlagen ist. Aber ich habe ihn» schon eine Predigt gehalten über den Tert: Laßt, die ihr eingeht — bei den Lestdorfs nämlich — alle Hoffnung schwinden! Haha! Sie sehen, das; wir hier durchaus nicht verbauern. Sie trafen uus ebeu bei unserer Tante-Lectüre. Ta liegt noch das Buch.

,^e,n>re IcNt sich in das ^oulia, vermeidet ^ra„< »„zusehen, der einen 3int,! genommen,, Frank. Sie haben Ihre alten Studien in Ihr nenes Glück mit hin übergenommen, gnädige Fran?

Tdu «der sich neben Venore gesetzt hat,. Ich habe dem Toctor nämlich erzählt, Nind, wir du mit mir vorlieb nimmst und wie unrecht ich es finde, das; du

die Stadt ein für alle Mal verschwuren hast, so schmeichelhaft es ja für mich ist. Aber nun erzählen Sic uns auch von sich, werther Freund. Sie sind inzwischen ein berühmter Advocat geworden, dem die fetten Processe nur so ins Haus lausen, und der alle gewinnt, haha!
Frank ttmm« lehr einst,. Ich habe allerdings ein wenig Glück gehabt.
ildo. Auch in der Liebe, wie? Anch glücklich verheirathet?
Frank. Noch nicht, Herr Baron.
^do. Nun, da zaudern Sie nur uicht zu lange. Es ist nicht gnt, das; der Mensch allein sei. Mein Gott, wenn ich mir vorstelle: ich ohne meine liebe Frau — wir haben freilich noch leine Nindrr, aber ich kann Sie versichern, es hat auch sein Gutes. Man ist um so mehr auf einander angewiesen, aus den Flitterwochen werden Flitterjahre, nicht wahr, Mäuschen?
Lenore. Ich bitte dich, ildo!
i^do. Ist's denn nicht die Wahrheit? «chade, daß Lenorc hier so einsam lebt. Sie tonnte Ihnen sonst eine Fran aussuchen. ,„, tc,,, Vet,ie>,tc>,, lll du^ch die Witte eiitti.t!,, Was bringen Sie, Franz?
Bedienter. Ter Herr Perwalter —
Tdo ,»ilfflel,c!»n. Ah so! Ich komme. ,Betont» »b., Immer die leidige» Geschäfte! Entschuldigen Sie mich, weither Freund. Ich hoffe, in zehn Minuten — ich sehe dann auch nach Ihrem Pscrde. Aber bilden Sie sich nur nicht ein. das; wir 2ie heute reiten lassen. Unterhalt ihn gut, Herz! l l.W rcnlsrei! die Hand, »b durH die Mitte,,

Vierte 3cene.

Lenove, ^rnnk.
Frank mach ein« Paule,. Sie wohnen hier so hübsch, gnädige Frau. Ter Wald muß im Sommer herrlich sein.
^cnorc Auch im Winter.
Frank. Zumal, wenn mau die Einsamkeit liebt.
Leu vre. Ich liebe sie.
Frank. Wir weiden einen frühen Winter haben. Ihr Herr Gemahl liebt die Jagd? Mnsicirrn Sic noch viel?
Lenore,steh» »ich Frank, ich ertrage diesen Ton nicht. Was Hab' ich gethan. daß Sie zu mir sprechen, als hält' ich nicht nur die gute Freundschaft, die uns einst verbunden, auch Ihre Achtung verscherzt? Welches Verbrechen habe ich begangen? Was ist geschehen, daß Sie beim ersten Wiedersehen nach zwei Jahren mir wie ein völlig Fremder gegenübertreten?
Frank. O Nichts, gnädige Frau, Nichts — was Sie nicht selber wüßten.
^enore. Als wir uns das letzte Mal sahen, warben Sie um meine Hand — für Ihren Bruder. Ist es eine unverzeihliche Sünde, daß ich mich weigerte, seine Frau zu werden, da mein Herz ihm nicht gehörte?

8H Paul «evsc in Manche,,,
Frank. Gewiß nicht. Sie lvareu die unumschränkte Herrin Ihre»
Herzens. Ich freilich, da ich diesen Bruder über Alles liebte, mehr als mich selbst — hatt' ich doch nach dem frühen Tode unserer Eltern Vater- nnd Mutterstelle bei dem so viel Jüngeren vertreten — ich konnte allerdings nicht fassen, das; es Jemand gab, der ihn nicht lieben konnte. Auch hatten Sie ja selbst ihn gleich Anfangs liebenswürdig gefunden.
Lenoie lniclt zerstreut vor sich hin), O gewiß!
Frank. Und Sie tanuten ihn noch kaum, und schlugen es doch ab, ihn näher kennen zu lernen, auch nicht aus Freuudschaft für mich.,
Lenure ,l»üel>. Ans Freundschaft für Sie!
Frank. O wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich, der.ich von klein auf seine herrlichen Gaben sich hatte entfalten feheu! In Allem war er der Begabtere, hinter dem ich neidlos zurücktrat; nicht nur in der Mnsit, wu sein Genie ihm eine glänzende Zntunft versprach. Alles, was er angriff, glückte ihm mühelos, nnd nur das Line, das er am leidenschaftlichsten erstrebte, das versagte fich ihm. Er hat es wahrlich nicht durch Uebermnth verscherzt. Er, der verwöhnte Liebling der Götter nnd Menschen — als er Sie liebte, war er so verzagt, als sei es Wahnsinn, zu hoffen. Sie wird mich ihrer nnwerth halten, sagte er, nnd das ist mein Todesurtheil. — Er hat Recht behalten.
Lenure. Ich habe ihn tief betlagt. Netten hätt' ich ihn nur können durch eine lebenslange Lüge.
Frant (sie !ch°ls »nbiiclend,. Nnd als Sie bald darauf einem anderen Bewerber Ihr Jawort gaben, sprach da Ihr Herz die Wahrheit?
Lcnore «mit ftl,>,em Änilnicwn, Frank! >
Frank. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aus meinem Mnnde redet ein Abgeschiedener, und Todtc sind rücksichtslos. Als seine zarte Natur diesem Schlage erlag, wenige Monate, nachdem Sie Frau von Leßdorf geworden — weißt du, sagte er, was mich nicht leben läßt? Nicht, daß sie mich verschmäht hat. Was kann man für sein Herz! Aber daß mich sie, wie ein gewöhnliches Weib, sich von Nang nnd Neichthnm bestechen ließ, einen Gatten wählte, deu sie keines Blickes gewürdigt hätte, wenn er ihr nur ein so bescheidenes Loos zn bieten gehabt hätte, wie dein armer Bruder — seitdem ich das erlebt, ist mir das Athmen eine Last geworden, nnd ich segne das Fieber, das mich aus dieser erbärmlichen Welt hinwegrafft.
Lenore. Tas fagte der Sterbende? Und seiu Bruder, der mich seit drei Iahreu kannte, der berühmte Anwalt —' hatte kein Wort zn meiuer Rechtfertigung?
Frank. Ich! Nnn wahrlich, von allen Menschen war ich zn diesem Amt der Ungeschickteste. Wissen Sie es denn nicht, daß ich diese drei Jahre hindurch Sie wie ein überirdisches Wesen verehrt, ja selbst den verwegenen Traum geträumt hatte, wenn ich nnr erst eine feste Stellung errungen, Sie zu fragen, ob Sic die Meine werden wollten? Es war gewiß ein ver-

mcssencr Gedanke, und mir selbst ist damals die herbe Enttäuschung erspart geblieben, die meinen Bruder in den Tod trieb. Toch das; ich ihn verlor, war wahrlich nicht dazu angethan, mich milder darüber denken zu lassen, das; dieses Mädchen, das uns Beiden unerreichbar blieb, zu einer — „vortheilhaften Partie" sich herablassen tonnte.

Lenore mn!i in den Zcsse!,.

Frank. Ich habe mich vergessen. Ich bitte inständigst um Ihre Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mir einen Äugenblick anmaßte, Ihre Handlungsweise zu richten. Was Sie gethan, hat. wie ich mit Vergnügen sehe, zu Ihrem Glück geführt. Wen» ich so kurzsichtig war, Ihnen ein anderes Glück zu wünschen, fo war es eine leidenschaftliche Thorheit — die ich aufrichtig bereue. Und fomit — leben Sie wohl, Frau Baronin. Tas Netter scheint sich aufzuhellen, ich will den Heimweg antreten. ,«e>,! „ach «einem Hu». >

Renoir i«!ch »usstehend,. Rein! Jetzt bleiben Sie! Jetzt hören Sie mich an! Sie haben mich der schwersten Sünde geziehen, die ein Neib begehen kann: das; ich mich vertauft hätte, — leugnen Sie es nicht!

Frank >»>««>. Ich wußte nicht, daß Sie Ihrem Gatten aus Liebe hierher gefolgt sind.

Lenore. Aus Liebe! Ich habe nur emmal in meinem Leben geliebt, einen Man», mit dem ich gern das unscheinbarste Loos, ja Noth nnd Elend getheilt hätte. Ich trug mich lauge mit dem beseligenden Glauben, auch ihni über Alles theuer zu sein. Als dieser Glaube zu Schaudeu wurde, entschloß ich mich, um nicht ganz umsonst zu lebe», weuigstens einen Anderen glücklich zu machen, von dessen grenzenloser Ergebenheit ich überzeugt war. So bin ich die Frau meines Mannes geworden.

Frank. Ich erstaune! Sie hätten eine andere Liebe im Herzen getragen? Und ich, de» Sie Ihre» Freund nannten, dem Sie all Ihre Mädchengedanken, alle jugendlichen Gewissensfragen beichteten — mir kamen Sie täglich mit heiterer Stirn entgegen, während in Ihrem Herzen — ich frage mich vergebens, wer es gewesen sei» kann, der Ihrer Neigung würdiger erschiene» wäre, als mein armer Bruder.

Lenore NN«wnchiendcrHei<i«lci»,, Ihr Bruder! Immer nur er! Tas; ich es denn gestehe: er erschien mir als ein liebenswiirdiger Knabe, und mein Herz hing an einem Manne. Müssen Sie durchaus wissen, wer es war? Run, warum auch nicht? Es ist abgethan, und vielleicht ist eS das einzige Zeugnis; für meine Unschuld, das Ihnen vollgültig erscheinen wird. <2is,rm I» diu !i!ch. leg! die t><nd Ol,« dll« !Luch, lag!, ohne Um ü»M«c>!l!!, Ml! lonlllier TÜMMI'! Sil! habe ich geliebt!

Frank. Lenore!

Lenore nmmer V°,I i!,m odgewendeo. Jawohl, ich habe Sie geliebt! Haben Sie das wirklich nicht gewußt? — Sonderbar! Und ich wußte doch vom ersten Tage an, daß Sie mich liebte» — bis zu jenem, an dem Sie kamen und fragten, ob ich die Frau Ihres Bruders werdeu wolle!

86 j?anl lieyse in München,
Frank lfinlt ans emen Messet, starrt vor sich !>in>. Gott! (Hott!
Lenore. Glauben Sic nur, ich sah es >vohl, welchen Kampf Sie dies Opfer auf dem Altar der Bruderliebe kostete. Aber verlangen Sie nickt, daß ich für diesen Edelmut!) Ihnen besonder« danken soll. Sein Glück wc,r Ihnen theurcr als Ihr eigenes. — aber auch als meine«. Ten» sonst hätte Ihr Herz Ihnen gesagt, was ich Ihnen aus gerechtem Stolz verschweigen mußte. Und in der Verzweiflung an meinem Gott und meinen! Glück, weil ich an Ihnen verzweifelte, that ich jenen falschen Schritt, der mich hichcr geführt hat. Nun wissen Sie es. Wenn der Schatten Ihre« armen Bruders Ihnen jetzt wieder erscheint, werden Sie hoffentlich meinen Anwalt Machen. «will nach rechte abgehe».i
Frank ,l»>lm«! lll,f, !rit! il,r mdc,!Vi«,, Hören Sie mich, Lenore! Haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, mich vor dem entsetzlichen Gedanken zu retten, daß meine Schuld vou Ihnen lebenslang gebüßt werden soll. Ich habe Sie gehaßt um das, was Sie meinem Todten angcthan. Aber in dem Cultus des Hasses, den ich Ihnen widmete, lebten Sic ja täglich und stündlich in meiner Seele fort. Wie soll ich es ertragen, Ihr Bild nun vor mir zu schc«, nicht mchr hassenswürdig, sondern liebenswerther als je, nur verschattet durch den Gran« um ein verlorenes Leben!
Lenore «mit trübem mamm, Ties traurige Gespenst wird hoffentlich bald durch ein lebendiges Glück verdrängt werden, das Sic mit hellen Angen anlacht.
Frank. Nie, nie! >rM ^m Zimmer l,er>,m.» ^ mein Gott, wie Hab' ich Ihnen Unrecht getha»! Ich blinder Thor! Ich Wahnsinniger! Haben Sie. sich denn Niemand anvertraut? Weiß Ihre Mutter —
Lenore nMia,, Kein Wort zn ihr, niemals — geloben Sie mir das! Sie glaubt au mein Glück. Tic Wahrheit würde sie nm ihren Friedeu bringen. Und jetzt — der Wind scheint den Nebel verjagt zn haben. — es ist besser, Sie gehen, und wir hier kehren zu nnserem Tante zurück, der mich, so lange ich lebe, an einen verlorenen Frennd erinnern wird. >-« wendet sich »b, ihre AewePMg M verbergen, Ido üffnet ra'ck mi! lieberem Gesicht die WaielUmr, »Irt die letzte,, Worte Venoren^, bleibt regmigolds a,i der LchweNe s!et,e,i,i
Frank. Und ich soll gehen und Sie hier zurücklassen, in dieser Herzen«-öde, wie eine lebendig Begrabene?
Lenore ,°°r,"><,, m,,,. „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden!"
E« gilbt falsche Schritte, mein Freund, die man nie znrückthnn kann. Aber Alles nimmt ja einmal ein Ende, auch das Hoffnungslose, >c°° tn», zuiücl „üb schlickt gcriwjchlo« die Tlnir,,
Frank. Sie konneu — Sie dürfen nicht! Sie sind sich noch ein Leben schuldig.
Lenore. Mir? — Mir bin ich mir schuldig, meine Pflicht zu thun und einen Menschen, dem ich über Alles theuer bin, nicht mitbnßen zu lassen, was ich verschuldet habe.

Fünfte 2cene.
H.'orisit', I^Vü «tritt wieder ein, Tein Zeucht ist bleich, leine Wiene bersturt>,
Leuure. Tdo — mein Gott, wie siehst du «»5? Was ist vor-
gefallen?
Odo. c Nichts, Nichts!
Lenure. Nein, du täuschest mich nicht. Tu hast Verdruß gehabt —
der neue Tampfkessel —
iDdo. In der That, es ist nicht Alles, wie es sein füllte, man kann
sich auf Niemand ganz verlassen. Ich habe eine schlimme Nachricht erhalten,
>ibrr ich bitte sehr, sich nicht daran zu kehren, mit dergleichen — muß man
Anderen nicht zur Last fallen, am wenigsten einem werthen Gast.
Lenoie Iteife zu ihm. der immer Narr bor sich hinbliil!,. Es kann nichts Geringes
sein, ^du. So sah ich dich nie, auch wenn etwas noch so Unangenehmes
vorgefallen war. Tarf ich'« nicht wissen?
§^do. Später! später! ,dll der Ncdiente in der Thürc rechte, erscheint. Das Abend-
essen. Laß es nicht kalt werden. Ter Herr Toctvr wird einer Stärkung
bedürfen. Ihrem Pferde fehlt übrigens nichts. Eine kleine Ruhe —
Frank. Ich bedaure, Herr Äaron, zu so ungelegener Zeit —
ildu. ^ ich bitte, Sie tonnen ja Nichts dafür. Tas ist nun ein-
mal nicht ander?. Auf dem Lande, wissen Sie — Geben Sie meiner Frau
den Arm und führen sie zn Tische. Ich — ich muß nur noch ein paar
Augenblicke —
Lenore "die Ihn beständig aufgeregt betrachtet hat,. Darf ich es nicht wissen, Odo?
^)do. Gewiß, gewiß! Später, später! nnacht eine abwehrende Bewegung. 2it
Wendel s,ch schmerzlich betroffen ob, nimmt den Arm ^ranl'ü und geht mit ihn» w bau Eßzimmer, an
eer Zchwelle sich nach einmal nach lldo um!ehend.>
sechste 3cene.
^dl) (allein, starrt vor sich hl», fahrt sich über die Ltirn, such! sich zn fasien, lommt langen)!
in den Vordergrund,. Ein falscher Schritt! — Und kann ihn nicht zurückthun
— aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen! Lieber ,,lebendig begraben"
bleiben! Nein, das war sein Ausdruck. Aber sie widersprach doch nicht,
sie fand das Wort so bezeichnend — und hat ja auch Recht! Und wenn es
den Trost nicht gäbe, daß Alle« einmal ein Ende nimmt, auch das Hoffuungs-
lose — «auf den li'ch Mietend, wo da«, Buch liegt, Nein, das endet ja nicht, das
führt in die Stadt der ewigen Qualen. Ter alte Tante war ein Weiser
Mann, und Hardegg hat ihn mit Nutzen studirt. ,nimmt da« «„«, b°m T.nnc.
!ch!«gt««mechanisch llnf. liest., „Zu freundlicher Erinnerung an unsere Tante-
Lectüre. N. F." N. F.? — das ist ja wohl Nndulf Frank, uan» bitter »»f.,
Ja, nun begreif' ich! Tiefer treffliche Hausfreund hat sich ihrer Bildung
angenommen nnd ist niemals darüber eingenickt. Aber warum hat fie fich

dann doch zu mir Herabgelasse», einem ganz unbedeutenden Vecassi»e»jäger?
,wirft dlls Nuch wicd« «uf den ilich,, Gleichviel! der ,,falsche Schritt" ist geschehen.
Aue der Hülle ist kein Entrinnen! iüh! oh! >smn m de» Zeffel «m !i'G, diüctt
die Oilnde «or>> »esiid!, plo^ich w.edcr aulbliilend! Aber »ei», Wenn e5 so ist, WeNN
ein redlicher Mensch, der doch auch kein Hund ist, der seiner Frau die Hand»,'
unter die Füße legen »lochte und ihr auch sonst keine Schande macht, wenn
der nur gerade gut genug sei» soll, die Gruft einer „lebendig Begrabenen"
zu bewachen, wer tan» ihu dazu zwiugeu? m'r,„>,t °„!,> Almosen zu empfangen
sind die Leßdorft doch nicht gewöhnt. Nein, der Stein soll von ihren»
Grabe gewälzt werden, die Moderluft ihr den freieu Athem nicht mehr
beklemmen! War's eine Thorheit, sie zu lieben? Ich fürchte, die wird erst
mit meinem letzten Herzschlag aufhören. Aber die andere, das; ich glaubte,
sie könne mich lieben — ein erbärmlicher Wicht war' ich, wenn ich mir die
nicht aus dem Herzen risse! >üc!i> °>,i«c«g! i,m mit, ,,er,< So, so muß es geschehn!
Und heute noch, noch in dieser Stunde. Als sie mein wurde, Hab' ich mir gelobt,
daß ich nichts Höheres teuuen wollte, als ihr Glück; — die Leßdorfs, gnädige
Frau, siud nur simple ^andjnnker, aber ihr Wort pflegen sie zu halten.
5-iebente 5>cene.
Lenore. Es läßt mir keine Ruhe, Odo. Ich mnß wisse», was dich
so Uerst-Ört hat, lwin Icine Ha,id ergreifen, er be»ch!et cL nicht,!
Odo. Ich bitte dich — unser Gast —
Leuorr. Nein,'weise mich nicht fort. Nie soll ich drinnen ein gleich-
gültiges Gespräch führen, während du hier — Es muß etwas Schweres,
etwas fchr Niederschmetterndes sein, das dich so aus deinem Gleichmut!) bringt.
Bist du nicht sonst immer gleich wieder heiter geworden, wenn du einen
geschäftlichen Verdruß hattest und kamst dann zn mir?
Odo. Sonst, ja wohl! Aber es giebt Dinge, die mau zum ersten Mal
erlebt.
Lenore, Wenn dn mich nur ein wenig lieb hast, i^do, quäle mich
nicht länger! Hab' ich nicht das heiligste Recht, deiue Sorge», all dein Wohl
und Wehe mit dir zu theilen? ich, deine Fran, der du Alles bisher ver
traut hast?
Tdo >sio »uluillcnd, Mi! uerlmlwiei «ewcz,,!,!,,,. Ich danke dir für dei» Mitgefühl.
Tu hast Recht, ich biu es dir schuldig, kein Geheimnis, vor dir zu haben, ,b>l<«r>
wie ja auch du keines vor mir hast. Mit einem Wort denn: der Boden
wankt mir uuter de» Füße», meine ganze Eristenz ist bedroht, ich werde diesen
Schlag vielleicht nie verwinden!
Lenore. Allmächtiger l^o^t, was sagst du!

Line Dantetectüre, 8H
Odo ,diillei. »Hut sie anznieüc!,,. Ja siehst du, man ist manchmal mit Blind-
heit geschlagen. Ich habe eine falsche Specnlation gemacht, meinen ganzen
Beün daran gewagt, ich fürchte, ich bin ein Bettler.
Lcnore. Nein, nein! Du siehst zu schwarz.
i^do. Ich sehe, was ich sehe. Aber nimm es nicht zu schwer. Für
dich ist gesorgt. »Tu sollst nicht zu Schaden kommen bei meinem Unglück,
wllst meine leichtsinnige Schuld nicht mit bezahlen müssen.
Lenure. Od», du beleidigst mich! Kanu ich mein Loos von deinem
trennen?
Odo. Tu wirst es doch müssen, fürs Erste. Ich habe vorhin eine
Nachricht bekommen, die mich uöthigt, noch in dieser Stunde eiue weite Reise
anzutreten. Wann meine Geschäfte mir erlauben zurückzukehren, ist ungewiß,
Bis dahin wünsche ich, das; dn dich nicht hier in der traurigen Einsamkeit
vergräbst. Tu mußt zu deiner Mutter gehen. Tort wirst du Nachrichten
von mir erhalten, und gut aufgehoben sein. Vielleicht wird Tuctor Frank
die Güte haben, dich in die Stadt zu begleiten.
Lenore "ü» annanmd,. Furt? Tu willst fort? Ohne mich?
!^do. In dieser Stunde noch. ÜllNFitt. Ter Vedieote cricheinl Von «cht»,!
Es soll angespannt werden — der Iagdwagen — sogleich! lNedienlex dnra, die
»«« »».> Und nun, Kind, — du darfst unseren Gast nicht länger allein lassen.
Ich ielbst habe einen bitteren Geschmack auf der Junge, ich könnte keinen Bissen
hinunterbringen.
Lenore ,!cme Hand jllsicnd, die sctlasl heralihang!,, Odo, du verbirgst mir etwas,
du bist verwandelt gegen mich — du blickst mich nicht wie sonst liebevoll an.
Was ist geschehen? Was habe ich dir zu Leide gethan? O diese Angst,
diese entsel.Uiche Qual!
Odu >!>ch wünwm bezwingend,. Tu mir zu Veide gethan? Tu träumst.
Hau du nicht immer nur meiu Bestes gewollt? mich nicht so überglücklich
gemacht, zwei ganze Jahre lang? Wenn das Schicksal seht über mich herein-
bricht, du wahrlich, mein treues Weib, hast keine Schuld. Ich allein, ich
hätte klüger sein sollen, bescheidener, nicht zu hoch hinauswollen, das rächt
sich NUN. Iwente! sich al,,)
^enorc «sich »n ihn hangend,. Nimm mich mit, Odo! Ich kann dich nicht
allein reisen lassen.
Odo m«! !a»ft l°2,n»che«d,. Tu wirst mir diesmal gehorchen, Kind. Es
ist zu deinem und meinem Besten. Ich habe, was man so nennt, einen falschen
Schritt gethan. Ich muß suchen, ihn rückgängig zn machen.
Renoir ,,,ll!an»neniahie,id>, Odo! du tiidtest mich. Ich lese verzweifelte
Entfchlüfse an deiner Stirn. Kannst du mir dein Ehrenwort geben, daß du
— nichts Furchtbares gegen dich selbst —
Odo. Mir eine Kugel durchs Herz jagen? ,>»»,! bixei «»<,, Nein, Liebste.
Ich bin kein Feigling, und ich war Soldat. Ich verlasse meinen Posten nicht
und werfe die Flinte nicht in's Korn, so lang ich in der Welt noch etwas

90 Paul kievse in München,
zu. schafft» habe. Nur hier, hier bin ich einstweilen abgcläf't. Was ich durch-
zukämpfen habe, muß au anderem l)rt geschehen. Sei also ganz ruhig, ilind.
Ich kenne meine Schuldigkeit. ldriilit inr d.c Ha„>, ,ieü» ss: NN sich. IN»! siea„I die-tirn.)
Und häre, ich habe noch etwas Eiliges zu schreiben. Entschuldige mich bei
dem Toctor, das; ich nicht zu Tische kämme, und sag ihm, ich inächte ihn
ans einen Augenblick in meinem Zimmer sprechen. Er ist ja ein alter Freund,,
er soll mir noch einen (gefallen thn». <>,cn in,-!,'»,!, .»°ei,> Zimmer.!
Achte 3cene.
Lenure. Tann ^»'nnt,
^euorr iihm entgeistert N!>chblicle„d>, Er N'eis; Alles! Nl'liült, !,lll! sich <«! einen,
2tn«,, !) das ist jamincruoll! Tas wird uie lvieder gut, nie, nie wird er
es verwinden und vergessen! >,,» 3rnn>, der mit sr^genter Miene eintritt.» kommen 3ie,
Frank, kommen Sie ganz nah heran — ich — mir versagen die Gräfte —
,t«„i»>>,«>»,!n Mein Manu weis; Alles!
Frank «Mteind,. Unser Gespräch? Wie ist es möglich?
Denare (»ast>« »»d leiie,. Ich ahu' es nicht. Aber er weis; Alles, «si»»
ll»I !>.',> Ttnlü.i
Frank. Er hat Ihnen eine Scene geniacht?
Oeuvre. Er! Sie leuneu ihn schlecht. Wenn ich ihm das Härteste
angethau hätte - aber giebt es noch etwas Härteres, als was er hat hären
müssen? - und doch, kein Wort, das mich anklagte, nur seiu tudestranrigrr
^lick, und das; er von einem „falschen Schritte" sprach, dasselbe unselige Wort,
das mir entschlüpfte, da wus;t' ich's!
Frank. Und was hat er von Ihnen verlangt?
Lenore. Er will eine Neise antreten, in Geschäften, hente noch. »Ich
füll indessen zu den Eltern gehen. Tort soll ich erfahren — o, Alles ist ver-
loren! ldrintt ihr ^uck >>cgei, die Äugen,<
Frank. Wollen Sie verloren geben, was vielleicht nur auf diesem
Wege zu retten ist? Ihr Glück, Lenore, Ihr ^eben, Ihre ganze Zntunft?
Glauben Sic mir, obwohl ich Ihren Gatten nicht liebe, ich beklage ihn auf-
richtig. Niemand kann tiefer empfinden, was es ihn losten muß, auf Sie
zn verzichten. Es macht ihm Ehre, das; er es mit so hochherzigem Ent-
fchlusse thut. Aber Sie würden an fich und ihm ein Uurecht begehen, wenn
Sie nicht annähmen, was er Ihnen bietet: Ihre Freiheit.
^enore Zeitig,. Ein Uurecht! Sie wissen nicht, was Sie reden.
Frank. Er hat kein Recht darauf, Sie um Ihr ganzes ^.'ebeu zu be-
trügen. Zwei Jahre hat er Tie besessen, zwei Jahre sich in einem über
schwäuglichen Traum von Glück gewiegt. Er hat mehr vom Schicksal em-
pfangen, als er werth war, und wen» er jeltt das angemaßte Gut znrückgiebt -—

Eine Dante-tectüie. 9!
sonore li'ieüt auf, !e>!i «NN». Tas angemaßte Gut? das sich mit freiem
Tillen in seine Hände gab? Und wissen Sie fo genau, was er werth ist?
Hab' ich es selbst gewußt bis diese Stunde? Sie sind ein geschickter Adoocat,
Toctor Frank, aber Ihre dunste werden an dem Nichtersprnch meines eigenen
Heizens zu Schanden.
Frank,ie!l°i,en,, Lenore!
Lenore wi!,, Wir haben nns nichts mehr zn sagen. Mein Mann'
läßt Sie bitten, ihn in seinem Zimmer aufzusuchen. Sie sollen ihm einen
Gefallen thun. Ich hosse, was es auch sei, aus alter Freundschaft für mich
weiden Lies ihm uicht abschlagen. Leben Sie wohl — für immer! i^rani
sieht sie forschend an, will etwa« erWider,,, sie wendet sich ad, ifl verneigt sich stumm ,md geizt in Udo o
.^inimer >
Lenore ,diüclt die pilndc gegen dlle Besicht, bliclt dann plötzlich entschlossen ans,, i^do!
il mein Gott, er liebt mich nicht mehr, ihm graut vor dem, was er sein
Glück nannte, was eine einzige Stunde ihm als eine grausame Lüge enthüllt
hat. Muß er die Lüge nicht hassen? Aber nein, nein, sie soll Wahrheit
werden, sie ist es ja schon geworden, ich selbst Hab' es nur noch nicht glaubeu
wollen. O mein thörichtes Herz! Hab' ich nicht wirtlich geglaubt, ich sei
es dic'rm Iugendtraum schnldig, ihn ewig fortznträumen? Jetzt, da er
wieder vor mich hintritt, ich begreif' es nicht, wie er fo viel Macht über
mich haben konnte. Und jetzt, was will ich denn? Was kann ich anders
wollen, als was ich muß! aan'i«, Sie kommen zurück. Fort! Ich kann
nur noch Odo'ö Anblick ertragen! ,c>u »ach «cht« ab.)
Neunte ^ccne.
^d». <> l,1!lk ,von Nn>5. Fron! lmt ein Papier in der v and, das er znwmmcnsalte! und in tue
Tasche jtccli,.
^do ,nachdem er dae Zimmer überbtittt und gcicl,c» hat, das; sie oltcin sind,. Sie Werden
meiner Frau Nichts davuu sage», uicht eher, als bis diese Generalvollmacht
in Kraft tritt.
Frank. Ich hoffe, das wird erst spät geschehen, oder Sie selbst werden
sie von mir zurückfordern.
Udo l'elir er»« und rudi»,. Wir find sterbliche Menschen. Wer eine Neue
antritt, und wäre es nur für kurze Tage, muß feiu Haus bestellen. Ich
leime und schätze Sie als einen Ehrenmann und — als einen treuen Freund
meiner Iran. Ich weiß, daß Niemand sich ihrer Interessen wärmer und
umsichtiger annehmen wird, als Sie. Mein Testament, das sie znr Uni-
vcrsalerbin einsetzt, ist gerichtlich deponirt. Ich denke, es wird Alles glatt
abgehen.
Frank. Verzeihen Sie die Frage, Herr Baron- Sie treten eine
Neise an, um geschäftliche Verwickelungen zn ordnen? ,co» nie«.) Nenn mein
Nach, meine Erfahrung —

92 f>aul ticyse in München. '—
Odo. Ich danke Ihnen, Herr Toctor. Tuch »miß ich genau, >va?
ich zu thun habe. Ob noch Etwa« zu retten, ist eine andere Frage. Nur
die Zeit kann sie entscheiden. Und somit nochmals meinen verbindlichsten
Taul.' Sie haben mir einen großen, grüßen Tienst geleistet.
Frank ‚beweg!,. Herr Äaron —
Od», Ich bitte, Nichts mehr. Meine Minuten sind gezählt, wenn ich
den Nachtzug nicht verpassen will. Sie werden sich noch von meiner Frau
verabschieden wollen. Jedenfalls sehen Sie sie wohl bald wieder im Hause
ihrer Mutter, ^eben Sie Wohl! «verneig! sich, gel,! Wieb« m iem Zimmer,,
Franl ‚i!M »°chb!icle„d, „ach einer Pause,, Mich düntt, ich habe diesem Manu
etwas abzubitten.
Zehnte 3cene.
Franl. LeNDVl' <v°n rechiü. im Manie!, den Hui am Är>»>,
^euore »sucht, wie sie ssr»n< erblic!!,. Sie noch hier?
Frank. Perzeihen Sie, daß Sie mich doch noch finden, obwohl ich
weiß, daß Sie mir Nichts mehr zu sagen haben. Aber ich habe Ihnen noch
Etwas zu sagen.
Lenore, Ich wüßte doch nicht.
Frank. Oder vielmehr Etwas zu widerrufen. Ich erlaubte mir zu
sage». Ihr Gatte sei Ihrer nicht werth. Tas war ein vorschnelles Wort,
das ich zurücknehme» muß, seitdem ich ihu kennen gelernt.
Lenore. So schnell? O Sie wissen nicht, wie bitter Sie mich da-
durch uenirtheile». Ihnen genügen zehn Minuten zu dem, wozu ich zwei
Jahre brauchte.
Fraul. Sie haben mir einmal Freundesrechte eingeräumt. Frau ^enore.
Wenn ich dieselben nicht ganz verscherzt habe, lassen Sie mich jcht von Ihnen
scheiden mit der Bitte, diesen Mann so glücklich zu machen, wie er es ver^
dient, «verneig! sich, gel,!,,
^enure. Ihn glücklich machen? Was gab' ich darum, daß es noch
in meiner Macht stände!
Lifte S.vne,
i)do. Lenure.
Odo <!nü wieder ein, reiierüg. erburl! Vennre, sie!,! sie besrembe! an». i.'e»ore! Tll
nullst noch ausgehen? So spät? Wohin willst du?
Lenore. Ich weiß es nicht. Tu wirst es mir sagen, Odo, unterwegs.
> Odo. Tu weißt, daß ich allein reisen mnß.

Lenore. Ich bin dein»,' Frau, !)do, und was du mir auch vorzu-
werfen hast, ich keuue meine Pflicht, und Niemand soll mich abhalten, sie
zu erfüllen. Ter Wagen muß indessen vorgefahren sein. Wir wollen nicht
Odo. Erschwere mir diesen Abschied nicht, Leonore. Glaub, ich habe
Alles reiflich erwogen. Wenn noch Etwas zu retten ist, nur so kann es
geschehen.
Lenore iget,! auf ltm ,», blickt ihm NN! innige!!! Anülinck in'» Gesicht,, i^do , du bist
der Edelste aller Menschen, aber du vernichtest mich mit deinem Edelmuth.
ildu. Was sprichst du? Ich verstehe dich nicht.
Lenore. Sieh mir ins Gesicht, ^do. Kannst du es leugnen, das;
du gehört hast, was vor einer Stunde hier gesprochen worden ist?
Tdo «mit «zwungenem Echerz,. Vor einer Stunde lasen wir Tante zusammen.
Ick habe genau zugehört: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung schwinde»."
Aber beruhige dich. Vielleicht wird es uicht so schlimm. Vielleicht ist der
bankerott noch abzuwenden.
^enore !!lt,i>ch!en! ,u Nodei! btiilend. mit !,!>Ibei Etimme,, Wenn dn gehst, !^do,
ohne mich, bin ich bettelarm.
Odo. Tu hast noch viel. Lenore: deine Jugend, deine Mutter,
deiueu Freund —
Renoir >I°ft lluibillle,,!,,. Ich habe keinen Freund, der meinem Herzen so
nahe stände, wie du. Ist es denn unmöglich, daß du mir das glauben
kannst? Ach ^do. als ich Tem, den ich einst so sehr geliebt, gegenübersaß,
dort !,«i»t «ul lic 2i,ürt rech!«!, und wußte dich hier iu so tiefer Perstörung und
durile nicht Theil haben an deinen Sorgen — da empfand ich, daß Nichts
und Niemand auf der Welt so innig mit mir verbunden ist, wie dn, daß alle
Wünsche uud Hoffnungen, die mir fo thöricht das Herz bedrückt, plötzlich von
mir abfielen, und daß ich nur eine» Wuusch, ein brennendes Verlange» fühlte!
dich wieder froh z» sehen! Glaubst dn mir das nicht, Odo? Hab' ich
alles Zutrauen verscherzt, weil ich zwei Jahre lang ein trauriges Geheimnis-
vor dir hatte?
^dll «blwegt. doch immer,,»r>isl,ülw!tn. Hgi^, füllte ich es dir uicht glaube»?
Weiß ich nickt, wie ernst du es mit deine» Pflichte» nimmst? Und dann —
d» hältst mich für einen braven Menschen, dem weh zn thnn du nicht übers
Herz bringst. Tas ist liebreich von dir. Aber verzeih, ich mag mir nichts
schenken lassen, was ich nicht voll vergüten kann. Wir Leßdorfs, fo schlichte
Leute wir sind, in dem Punkte sind wir empfindlich. sendet ,,<!, »>,,,
Lrn ore »ie.ne Hand leidenichliftllch ergilllend,. Habe Mitleid, ^do! Sieh, ich
war trank, ich war verwundet iu meinem Innersten. Und dich sah ich immer
lachend und glücklich und begriff nicht, was du an einer Liebe haben konntest,
die sich in sich selbst zurückzog, und nahm Alles hin, als müßte es so sein,
als hatte ich nichts zu thun, als deiner Liebe stillzuhalten und ans Gnaden

mich zu einem Lächeln zu zwinge». Aber wie es über dich kam, das Furcht-
bare, da kam'« auch über mich — und jetzt, wenn du mich verstoßen kannst,
von mir gehe», um »ie zurückzukehren —
Tezr Bediente llr.» r>„!. Ter Wage», Herr Varo».
Odo. Es ist gut. Ich komme. ,Vl°.e,,!er ai>., Du täuschest dich selbst.
Leuore. Teiu gutes Herz täuscht dich. Vor zwei Iahreu hast du zu rasch
über deine Zukunft entschieden. Das darf nicht wieder geschehe,,. Ich weift,
ich bin lein Genie. Aber in der .ttuust, dir jeden Stein aus dem Wege zu
räumen, Hab' ich es bis zur Virtuosität gebracht, uud da ich uuu selbst ein
solcher Stein des Anstoßes bin —
leuore ,Ne!>e,!d,. ildo!
Odo. Ja siehst dn, Steine sind hart. Vielleicht aber schmelzen sie
mit der Zeit. Und auch du — glaube »ur, ich lasse nicht alle Hoffnung
fahren, daß in Jahr und Tag, wenu du dich bei deiner Mutter in aller
Ruhe wieder gefunden hast und mir dann dein letztes Wort schickst —
Lenore. In Jahr uud Tag? Aber du hast Recht! Was ich auch
sagen möchte, heute kannst du mir noch nicht glauben, ««endet sich »b. gel,»na«,
dem Tuch.! Reise mit Gott! Ich — ich werde nicht verlassen sein. Ich habe
hier ja die ganze Holle zur Gesellschaft. m,,» m dad 2°,,»°, mm,»! dn:. «us,,
ichlag! es aus. al«z ol, sie lelen wolle.,
i^do chliel! sie in üeser Bewegung a„, bezwing! sich dann »nd gel,! nach bei Tliiir. Auf dli
Echwcslc wende! ei sich noch einmal um, lag! dann laich ^< ^'ebe!vohl! >cil! l,inan>z,,
Zwölfte Steile.
Lenore la»e>„. dann, Odl),
lenore ,z,!!a,n!»cn!a!,«,!d,. !)do! — Rein, es ist Alles umsonst, tt'üsler Uoi
sich l,i», Ich Hab' es verdient, aber es ist hart, härter als ich's tragen kann.
(5r in die weite Welt hinaus — hoffnungslos — uud ich — u Gott! Von
folcher Schuld uud Vuße steht hier Nichts geschrieben. ,l>i>u,e« langsam m dem
Buch. dlA! aus eine 2ei!e., Franeesca voll Rimiui ^ ist das auch eine Holleu-
strafe, ewig mit Dem vereinigt zu sein, deu man liebt? ,l'iaüe>t wei,«,, Und
uuu das lauge Fegefeuer — aber Gebet uud Fürbitte tonnen daraus erlösen,
und wer bittet für mich, und auf wessen Fürbitte würde er hören? O wenn
ich ein Wort fände, das ihm so recht sagte, wie es in mir aussieht!
(lililli wieder u, dac. »»!!,., Aber hier — was steht hier? (lies!., Das ist.ja Wort
für Wort — so rührend schön, wie nur ein großer Tichter es sagen kann!
Ach Odu! ldlic» ans., Aber er ist ja fort! — Rein, »och nicht! Noch kann
ich ihn erreichen. «ümgel!, nimm! einen Aleistis! „nd zeichne! eme TleUc NN. Ein Madcle»
iiiüew., Vringen Sie das Buch dem Herrn hinunter. Sagen Sie ihm, wo
ich das Zeiche» eingelegt habe M legi ei» Via« ein, stünde die Stelle, die ich

vorhin vergebens gesucht hätte. Eile» Sie! (Tas Mädchen »t,., O, es ist
umso»st, er wird es nicht glauben, wird die Nutze nicht von mir nehmen.
,liel,l °u!,, Icht erst wird es zur Wahrheit werden: ich werde hier furtlebe»,
wie eine lebendig Begrabene, "r^n °"« Zc»««,» Tic Pferde stampfen ungeduldig,
jeden Augenblick tan» er aus der Thüre treten. Er wird in den Wagen
steigen, wird fortfahren, ohne nur einen Blick zu mir hinaufzuwerfen — und
ich —- ich habe es verdient! <cdo »ritt ein., i^do! ^3le macht eine Newegmig ihm ent.
ltcen, bleibt tüiedei stehen, mit einer dtmiühig harrenden lieberde,)
iDdo ldlelb», in tüo »»fgelchwkene 3!uch lilicleiid, an der Zchwelle ficht», lies'».
„Ich taucht' aus jener heil'gen Flnt empor,
Als ob ich neu erschaffen war' im Kerne,
Nie junges Laub iu neuen Lenzes Flor,
Nein nnd bereit zum Flug bis an die Sterne."
Was füll ich davon denken, lenore, das; du mir das Buch nach-
geschickt Haft?
Lenure ,schüchtern und stc,c!e,!d,. Perzeih, iüdo, — die Stelle fiel mir in die
Augen, als ich in dem Buche blätterte, sie steht freilich am Ende des Fege-
feuers uud ich — ich füll meines erst noch durchmachen, aber dennoch, 2do!
es ist mir ans der Seele gesprochen, auch in Fahr und Tag wird es nicht
anders sein. Und weil du mir selbst es nicht glaube«! wolltest, ich dachte,
wenn ich den Tichter zum Fürsprecher wählte —
Udo «sie einst anblickend,. Wir glauben oft, wenn fo ein Tichter uns mit
sich fortreiht, diese erhabene» Gefühle feien auch ^ die unseren. Wenn danu
die prosaische Wirklichkeit wieder in ihre Nechte tritt —
Lenore. Nein, Odo, es ist wirklich so! Ach, es war ja nur ein
Selbstbetrug meiner Phantasie, daß ich an jenem Fugendtranm festhielt uud
all mein wirkliches Glück darüber versäumte. Auf einmal bin ich aufgewacht
und fühle mich „wie neu erschaffen." Tas kann mir Niemand mehr nehmen,
dast ich nun weis;, mein bestes, mein einziges Glück geht von mir nnd ich
soll Jahr nnd Tag darauf warten, bis es mir zurückkehrt. Aber dann —
nicht wahr, i^du? Tann wird der Stein geschmolzen sein, dann wirst dn
dies thörichte, verirrte Herz nicht mehr von dir stoßen, dann—^dle 2ti,»me üer.
O do ,!eint «ü!,iiing beillmpilnd,. Tu bist besser in deinem Tante belesen,
Kind, als ich. Und doch hast dn den schönsten Vers in dem ganzen Buche
vergessen.
Lenore. Ten schönsten?
Odo. Er fiel mir in die Augeu als ich im Heraufsteigen das Buch
aufschlug. Es ist der letzte der ganzen göttlichen Komödie, mit dem das
Paradies beschlossen wird. <!Met das »uch »»b üei'!,, „Tie Liebe, die beweget
Sonn'und Sterne." Nun, wenn sie so viel Macht hat — sollte sie nicht an !>
einen Stein schmelzen können, znmal — wenn es keiner von den härtesten ist?

<)!,
sau! licyse in München,
LeNvre l<,l>!ch! nach stiller Hll»d, die sie üissen wi!!>, ^do —!
iDdl) ll!,r die Hoüd e„!,ic!,e„dr)leiü, Nicht so! Wir habe» keine Zeit, N!ic>
mit der Auslegung oou Tichterstelleu zu beschäftigen. Ich muß dennoch da-
rauf bestehen, daß d» sogleich zu deiner Mutter fährst.
Lenore »ieüür,». Wie? Ich soll —?
Odo. Aber wemi du nichts dagegen hast, so »verde ich dich hin-
bringen. Tie gute Frau hat dich immer nur in schwermüthiger Stimnnin.i
gesehen. Es ist ihr wohl zu gönnen, das; sie nun sieht, wie du aufblühst „in neuen
Lenzes Flur", und auch ich, ich möchte mich etwas gründlicher überzeuge», ob
es nicht doch am Ende nur eine schöne Tichtung ist, das; die Liebe Sonn'
und Sterne bewegt.
Lenore, Wahrheit ist es, ewige, uuumstößliche Wahrheit, aber schöner,
als jedes ?ichter>vort! ,an stine Brust stürzend! i^, mein einzig geliebter Freund,
ic!> liebe dich!
(Vorhin^ fällt.)

Alpenfadrten in früherer Zeit.
Au? dein Nachlasse
von
tz. tzacscr.
— Breslau, —
zeit wenigen Jähren führt eine Eisenstraße, die großartigste der alten
Vclt, vom Fuße der Alpen in das Wunderland Italien, gerade
an der Stelle, wo sich alle Schrecknisse des Gebirges, Himmel
anfragende Felsen, schauerliche Abgründe, wildrasende Bergströme und Tod
bringende Lawinen zu einem Bilde vereinigen, wie die Alpeil kein zweites
aufweisen.
Auf welchen Wegen die von Brcnnus gegen Ruin geführten Gallier,
die Cimbern und Teutonen, Hannibal von Norden her nach Italien gelangte»,
die Legionen Cäsars und der kaiserlichen Heere die Aloen überschritten, ist
völlig ungewiß. Tagcgen steht fest, daß die ineisten der gegenwärtigen Püffe
schon in sehr früher Zeit benutzt wurden. Namentlich gilt dies von den
weniger fchwierigen der ostlichen nnd westlichen Ausläufer der Alpe».
Tie ersten zuverläfsigen Nachrichten finden sich in der römischen Kaiser
zeit. Schon unter Angustns waren die wilden Stämme der südlichen Schweiz
besiegt nnd gangbare Gebirgsstraßen hergestellt worden. Unter seinen Nachfolgern
wurden Kolonien und Lastelle gegründet, z. B. die <?urm Itl!»c>toruiu (Chur),
am Wallensee, wo noch jetzt die Namen der Ortschaften Terzen und Quinten
an römische Militär-Stationen erinnern: in der Enge des Nhonethalo zwischen
ilbcr- und Unterwallis 0</t«i>mum sMartigny) und ^Faunmn (St. Maurice),
.Vvonticum (Avendhes) nördlich vom Genfer See, schon zur Ieit Cäsars die
Hauptstadt der Schweiz: am Bodensee die <7u>-m Uoumnormn ^Nomanshorii)
und andere.
?'

Aber mich die über die Ceutralkette der Alpen führenden Pässe wurde»,
wie Neste römischer Straßenbaute» am Brenner, am Inlier, wo der siame
von Tiefenkaste» (Inm c.ii>trli) an die strategische Bedeutung dieses Punktes
erinnert, am Septinier, im Mittelalter eine der besuchtesten Alpenstraßen, am
großen Bernhard, am Vernhardin, und Inschriften beweisen, schon in der
«aiserzeit benutzt, Tasselbe gilt von den meisten, rechtwinklig auf die Eentral-
kette ciuschueideuden Nebeuthälern, z. B. denen des Pnsterthales, in welchem
^imy (HFnnwm) einen Knotenpunkt für die vom Tagliameuw herauf über
den Moutr Croce führende Straße bildete, denen des Engadin n. s. w.
Seit Augustus führte die große Heerstraße aus Italien nach dem Norden
über Nosta sAugasta) und den großen Bernhard nach Martignt, im Nhone-
thale. Ans diesem Wege drangen im Jahre 6N n, Christus und später, im
Jahre 547, germanische Heere in Italien ein. Ebenso Karl der Große nud
lauseud Jahre später Napoleon. Ter Lnkmanier, an welchem sich keine
römischen Neste finden, wurde, wie es scheint, znerst im siebenten und achten
Jahrhundert uou den gegen die Franken ziehenden Longobarden, spater mich von
Karl dem Großen benutzt. Im Mittelalter war er einer der begangensten Pässe.
In dru jüngsten Alpenpässen gehört derjenige, welcher zu deu wichtigsten
von Allen geworden ist, der Gotthard. Tie Südhälste der Straße wurde,
wie die Namen der Militärstationen i Quinto, Tezimo, beweisen, schon von
den Römern benutzt: aber ihre Fortsetzung ans der Nordseite führte von
Andermatt über die Ober-Alp und Tisentis nach (5hur. Teun jenseits
Andermatt bildete die Schlucht, durch welche die Neuß sich aus dem Uriean-
Thale in die Cchölliueu hinabstürzt, ein Hinderniß, welches erst dnrch den
schon in sehr früher Zeit, vielleicht fchon im zwölften Iahrhuudert augelegten
Tunnel, das Uruer Loch, beseitigt wurde. Eiue Leistung, welche sowohl in
Hinsicht ihrer Schwierigkeit als ihrer Wirkungen für jene Zeit kaum von
geringerer Bedeutung gewesen sein kann als die Herstellung des großen Gott-
Hard-Tnnnels.
Von hohem Alter sind auch die an mehreren Alpcnpässen noch jehr
unterhaltenen Hospize. Mehrere, z. B, das auf dem großeu Bernhard,
bestauben vielleicht schon im Alterthume als Herbergen neben den auf den
Gipfeln der Berge errichteten Tempeln. Iu der christliche» Zeit dienten sie
namentlich auch zur Aufnahme der nach Italien und Palästina ziehend»!!
Pilger n. s. w. Wie sehr mit dem Begriff des Pfarrhauses der der Zu-
fluchtsstätte verwuchs, geht daraus hervor, daß z. B. im Voroer-Nheiuthalo
noch jetzt die Wohunng de? Geistlichen, die bekanntlich noch jetzt, besonders
in Tirol, häufig als Herberge dient, „Hospiz" genannt wird.
Schilderungen der landschaftlichen Eindrücke, welche sich den die Alpen
überschreitenden in reicher Fülle darboten, finden sich meines Wisse,is in
keiner vor dem Jahre 141? verfaßten Schrift. Iu dem genannten Jahre
gedenkt Paggi, ein vornehmer italienischer Prälat, in seinem Berichte über
seineu Aufenthalt in Baden bei Zürich, in jener Zeit einem Hauptsitz dos

Alpcnfahrten in früherer Zeit, ^
raffinirtestrn Luxus und jeder Art der Schwelgerei, gelegentlich des Rhein-
falls bei Schafshansen. Tiefe auf den ersten Blick auffallende Thatsache läßt
sich indes; leicht erkläre». An der eingeborenen Bevölkerung des Gebirges
haftete die durch den täglichen Anblick erzeugte Gleichgültigkeit gegen die sie
umgebende großartige Natur mindestens in demselben Maße, welches noch
je^t das Gefühl enthnsiasmirter Reisender so oft verletzt. Aber auch die
Fremdlinge, welche ihr Beruf oder frommer Glaube, auf Handels-, Kriegs-
und Pilgerzüge», über die Alpen führte, waren Wohl selten befähigt und
geneigt, ander» Empfindungen Raum zu geben, als denen, welche ihnen die
Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren einer langwierigen Reise in reicher
Fülle zu Wege brachten.
Ten Anfängen einer genanercn Keimtniß der Alpenwelt begegnen wir
erst im sechzehnten Jahrhundert in der Periode des Wicdercrwachcns der
selbständigen Naturforschung. Aber noch lange gab es selbst in den größeren
Schweizer Städten- Vase!, Zürich, Lnzern, selbst in Bern, der Eingangs-
pforte der Üentral-Alpe», nnr sehr wenige, .welche es wagten, in diese
vorzudringen. Selbst die Gebildetsten sahen in den, zum Himmel ragenden
Felsen, den mit ewigen Schnee bedeckten Riesen ihrer Heimat nur unfrucht-
bare, von verheerenden Lawinen nnd zerstörenden Bergwässern erfüllte Ein-
öden, den Aufenthalt wilder Thierc nnd fabelhafter Ungeheuer. Glaubte
doch noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der wackere Naturforscher
Jacob Scheuchzer. daß die tiefsten Schlünde des Hochgebirges von Trache»
bewohnt seien, deren er sogar in seinem übrigens so verdienstlichen Werte eine ganze
Reihe abbildete. Roch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren Alpe»
reisen ein Unternehmen, welches, abgesehen von den erforderlichen Empfehlungen
an die Behörde» der besuchten Eantone und von de» beträchtlichen Kosten,
an den Mnth n»d die Ansdaner der Reisenden n»gewöh»liche Anforderungen
stellte.
Tie »enere Geschichte der Alpenforschuug beginnt mit dein große» Conrad
Oeßner ans Zürich (1516 — 1565), einem um die Wiederherstellung der
klassischen Studien und die Reubelebung der Naturkunde i» gleiche»! Maße
verdiente» Gelehrte». Allerdings begegne» wir anch schon vor Geßuer
einzelnen in letzterer Richtung thätigen Männer», z. B. Sebastian Münster
aus Basel —1552), dem Verfasser der ,,Beschreibung der wichtigsten
Länder von Europa, besonders Helveticas uud Italiens" (1540), und der
zuerst im Jahre 1544 erschienene» allbekan»te» Nosmographie, — Joh,
Stumpf aus Bruchsal (1500—1566), Pfarrer in Zürich, einem der frühesten
Anhänger der Reformation. In seiner zwei Zoliobönde unifasse»den
„Schweizer-Ehronit" (Zürich, 154?) findet anch die Naturkunde eingehende
Berücksichtigung. — Wichtiger ist Benedict Marti aus Bättentiiide» bei Bern (?),
ge»a»»t Aretins (1505—1574), Professor i» Marburg und Ber». Cic'ßner
sah ihn als eine Hauptstütze seiner botcmische» Arbeite» a» und verdankt

ihm namentlich eine Beschreibung des Niesen uud des Stuckhorns,*) welche, gleich dem Pilatuel, durch ihre geringe Entfernung von größeren Städten, ihre nach allen Seiten freie Lage, am frühesten die Beachtung der Naturforscher ans sich zogen.

Bei Eunrad Geß»cr tritt uns bereits nebe« der Begeisterung für die Naturkuude zugleich in vollem Maße die mit der Erforschung der Alpen verbundene Freude am Naturgeuusse entgegen. ,,Eu lange mir Gott Leben schenken wird," sagt er in einem seiner Briefe, ,,habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirges!ora kennen zu lernen, thcils um deu Körper zu kräftigen und den Geist zn erfrischen. Welchen Gennß gewährt es nicht, die nngchenren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man nmringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeistcr an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben Terer, die auf dem Erdbuden umher kriechen, nur um zn erwerbeu uud spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlussen,"

Geßner veröffentlichte seine Beubachtnngen hauptsächlich iu seinem im Jahre 155l erschienenen Werke über Milch und Milchwirthfchaft (Do laow »t op»?ribu8 lae'wriich, dessen Einleitung „von der Bewunderung der Berge" <^s kulinii'ntimis nrontium) handelt. Zu einer Besteigung des Pilatus, welche er iu Begleitung von drei jungen Leuten unternahm, mnßte erst die Erlaubnis; der Behörde zu Luzeru eingeholt werden. Tafür credeuzte man dann deu kühnen Alpenfahrern bei ihrer Rückkehr den Ehrenwcin.**)

Von geringerer Bedeutung ist das Iter liolvstie-um von Simon Lemnius, welches mit einer Beschreibung vun Pfäfers beginnt. Von Interesse ist dagegen der kurze Bericht von Venveuuto Eelliui über seine im Mai des Jahres 1555 unternommene Reise aus Italien nach Frankreich. Tir Kriegsnnruhen nöthigten ihn, von Padua aus auf einem nicht näher angegebenen Wege über Graubünden zu reifen uud zu diesem Zwecke unter höchster Lebensgefahr die mit tiefem Schnee bedeckten Pässe über den Bernina uud Albula zu übersteigen. Eellini gelangte hierauf (jedenfalls über Ehur) nach Walleufjadt, wo er einige Tage ausruhte, um dann auf eiueni leichten Buute, welches ihm grüße Besorgnis; einflößte, nach mancherlei dnrch die mitgefühlten Pferde bewirkten Fährlichkeiten über den, wie Eellini sich ausdrückt, auf dem einen Ufer von hohe» Gebirgen, auf dem andern von fruchtbaren Hügeln umgebenen See »ach Weeseu zu gelange».***)

Sehr anziehend ist der bekannte Bericht über die Reise, welche die

', Abgedruckt in Geimers Ausgabe der Worte des Valerius l5e>rdus, 1b64.

") Tie Beschreibung der Reise findet sich mit einer anderen des Pilatus von du 'Iüou(>) in C. Gesniero 1)ezeri>itio inonti» lreeti, I, Pilali Fig. 1555».

"') Benuenuw Eellini, Firen-.e I82N I. 422.

A!pc,»fahrten iu früherer ^,eit. ^t)<
Familie Platter: der Pater Thomas und der Tohn Felir, beide Professuren der Medicin zu Basel, mit der Frau des letzteren und deren Vater, dem Chirurg Iekelmann, uuternahnien, nm den Stammort der Familie Platter, das kleine Torf Grächen oder Grauchen im Walliser Ricolai-Thale zu besuche», wo Platter der Pater, bekannt durch seine tranrissen von ihm selbst geschilderten Erlebnisse als fahrender Schüler, als Gaislmbe aufgewachsen war"). Tie Reise, welche von den Männern zn Pferde, uon der Fran zn Maulihier zurückgelegt wurde, ging uon Basel über Bnrgdorf in das Timmen-3Hai und wahrscheinlich über Gefteig und den Sauethur-Tauetschpaß nach Sitten im Rhunetha! und dem Leuter Bade swo Ickelmann nnd Felix Platters Frau znrüctulieben! nnd über Pisp in das Nicolai-Thal, welches noch jetzt an den meisten Stellen nur für Fußgänger und Reiter zugänglich ist. Platter sagt, er habe sich anf dem Pferde sitzend meist mit der einen Hand am Felsen festgehalten, während' er auf der anderen Seite in die grimme Tiefe hinabsah. In einer ähnlichen Situation habe ich selbst vor Jahren den Weg zum Theil auf einem <I'I,nr ü dniic,' zurückgelegt, wobei ich 0^5 Lutglcisen des linken, meine Gefährtin das des rechten Rades zn überwachen hatte.
Räch dem hoch auf der ^stseite des Tages liegenden Torfe Gränchen, nördlich uon der über 14(>(X> Fnß hohen Mischabel Gruppe ging es nach Platters Beschreibung einen jähen Berg hinan durch Buchenwald, dann über eine Matte durch einen „grausamen Pinienwald" (Tannenwald), in welchen» uielc Bären hausten. Tie Aufnahme, welche die Reisenden von Seiten ihrer Bcrwaudteu erfuhren, war nicht die freundlichste. Sie mußten sich glücklich schätzen, mit einer durch Pfeffer gewürzten Milchsuppe bewirthet zn werden und ein Nachtlager zu finden. Sie traten deshalb bald wieder den Rückweg an, nachdem fie fich durch Eiuhauen ihres Wappens an einem Felsen, die „Platte" genannt, uon welchem die Familie ihren Rameil führte, verewigt halten.
Perhältnißmäßig weit ärmer in Betreff ihres Umfanges sowohl wie ihres Werthes, ist die alpinistische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts; großen Thcils wohl zufolge des Einflusses des dreißigjährigen Krieges, Uon dessen Wirkungen auch die Schweiz nicht ganz uerschunt blieb, und durch den liefen Fall des wissenschaftlichen Lebens. Ein solches Zeuguiß ist z. B. die im Jahre 163? in heroischen Versen abgefaßte Beschreibung des Stockholms uon Johann Müller vou Relliku» bei Zürich, nach seiner Heimat gewöhnlich „Rhellicanus" genannt, Professur in Bern.
Zu den besseren Werken gehören die im Jahre 1652 erschienene Topugrauhia Helvctiae von dem Kupferstecher "Matthäus Merlan in Basel, und

") Die Tagebuch« von Thomas Platter sind herausgegeben von D. A. 5ech er, Basel 1840, 8. und (vollständiger) von H. Boos Leipzig, 1878,8. Vcrgl. auch den Auszug bei Gustav 2'N"lag, Bilder aus deutscher Vergangenheit Bd I.

^s>2 H. kzaeser in Viesla».
die von Jean Naptiste Plantin, zuletzt Pfarrer in Lutry bei Lausanne, in« Jahre 1656 herausgegebene .,IIs>1vc>!ia niui^ua st nov»" iil N'elcher namentlich die Berge, Flüsse und Seen sehr gut beschrieben werden. Ter bedeutendste von den nns beschäftigenden Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts ist Joh. Iac. Wagner ans Zürich (1641—16l»5>), welcher wie die meisten der früheren und viele der spätere» Alveuforscher dem ärztlichen Claude angehörte. Seine im Jahre 1680 in Zürich erschienene, auch iu'e Teutsche übersetzte Ilizwria n.itni'!,!!« Ilsivstig« <?nri<i!>a ist das erste Werk, welches sich auf die naturgcschichtliche Beschreibung der Schweiz beschränkt, und bildet die Grundlage aller spätereu. Sein alphabetischer Iwl,>x m<?mm-a>uliu!n Holvetiu,' (Zürich 1684, 12), welcher später noch mehrmals unter dem Titel ?Ke«mrn» Iic'Ivs'tic'n« erschien, ist, wie Osenbrüggen sagt, der Porläufer unserer „Bädeler." Aber von eigentlichen Bergbesteiguugeu ist auch bei Waguer noch uicht die Rede.
Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geben sich sodann die Anfänge des im Verlaufe der Zeit immer mächtiger hervortretenden Autheils der Engländer an der Erforschung der Alpenwelt, hauptsächlich der Schweiz, zu erkennen. So z. B. in der Beschreibung seiner Neise in die Schweiz und uach Italien, welche Gilbert Buruet, später Bischof von Ealisbury, im Jahre 1686 herausgab. Aber uoch bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hiueiu blieben die Hochgebirge der Urschweiz, das Neruer Oberland, das Wallis und die Montblanc Gruppe, uubekauut. Selbst in den bewohnten Gegenden des Gebirges gab es kaum andere Wege, als die von den Biehhecrden begangenen Pfade, nnd kaum eine andere Zuflucht, als in ärmlichen Sennhütten. Noch im Jahre 1754 war eine Reise in die Schweiz ein Unternehmen, welches ohne Empfehlungsbriefe an die Eantonal-Behördeu uicht zu wagen war.
Eine neue Periode der Alpcuforschnng beginnt mit einem Schüler Waguers: dem uucrmüdlichcn, um alle Theilc der Naturkunde hochvcrdieuten Ioh. Jacob Scheuchzer (II) 1672—1738, Sohn eines Arztes in Zürich nnd gleichfalls Arzt in seiner Baterstadt; die vo« ihm in den Jahren 1702 bis 1711 nuteruommenen neun Alpenreisen sind im Trncl erschienen. Tie des Jahres 1705, welche Scheuchzer in Begleitung von fünf jungen Männern unternahm, führte in das Glaruer - Thal bis zur Panteubrücle, über deu Pragelpasi nach Schwyz, über den Gotthard nach Airolo, über den Vukmanier nach Medels nud Tissentis, über die Oberalp zurück iu dciK Urserenlhal, über die Furka in's Wallis, Lcuk, die (bereits seit dem Jahre 1741 für Pferde gangbare) Gemmi, über Thun, Bern und Brngg (zn Schiff, nacli Zürich. Scheuchzer war, wie Etnder sagt, der Erste, welcher physikalische Instrumente, Winkelmesser, Barometer nnd Thermometer in die Alpen trug, nnd sich bemühte, die in denselben vorkommenden Naturerscheinungen physikalisch zu erklären.
Ans seinen Bemerkungen über Gletscher verdient hervorgehoben zu werden, daß er das Wachothum nnd das Borrüclen derselben der Ausdehnung

zusckreibt. welche sie durch das Gefrieren des eindringenden Nassers erfahren, das Zerspringen derselben der Ausdehnung der in ihnen eingeschlossenen Lnft, welche beim Vorrücken des Gletfchers thalabwärts stattfindet. — Tchcuchzers iiarte der Schweiz, deren Betrachtung uns gegenwärtig freilich ein Lächeln ^,b»öthigt. galt bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die beste. — Zu den Perdiensten Scheuchzcrs gehört ferner, daß er auf die große Bedeutung der Gebirgsreisen für die Gesundheit hinwies. In dieser Hinsicht hebt er hervor, „das; die durch die schweizerischen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reisen mit mehr Lust und weniger Arbeit zugehen, als auf der Ebene. Tie eigentliche Ursache dieser Begebenheit besteht kurz darin, weil bei abwechselnder Auf- und Absteigung alle Glieder des Leibes in Bewegung kommen: aber nicht alle zugleich, sondern daß, wenn die einen Mäußlcin (Muskeln) arbeiten, andere, die kurz zuvor sich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da diese au Tanz müssen, durch diese Nuhe sich wieder erholen. Rebstdcm ist in Betrachtung zu ziehe», daß durch fortgesetzte Bewegung aller Leibes - Zäseru (Fasern) der Lauf des Geblüts und der Geistern merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Gesundheit der fremden Reisenden beiträgt, sowohl als den Einwohnern selbst, deren starke, ansehnliche und gesunde Leiber der ganzen Welt bekannt sind."

Ein deutliches Bild uou der Unklarheit der geographischen Anschauungen, welche sich selbst noch bei Scheuchzer findet, giebt folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund iu Einsicdelu:

..Weilen vielleicht die rmiw gehen sollte über Eiusiedelu iu die Schweize rische» und Urncrischeu Aloe», wie und durch welche Gebirge man von Ein siedeln uücher Altdors kommen könnte? Ob kein anderer Weg als nacher Schwyz und Brunnen? Und wie »reit man bis nacher Ury rechne? So auch wie weit Uou Einnebeln der Aubrig oder Albrig, so gegen Lachen oder dem Weggi-Thal sich zeiget*). Von den Bergen des Oberlandes erwähnt scheuchzer nur wenige Namen: Eiger, Mettenberg, Scheidect, Freschhoru: Jungfrau und Mönch werden nicht genannt,

Taß Scheuchzer auch den zahlreichen und wichtigen Heilquellen feines Vaterlandes volle Beachtung fchcntte, braucht nicht bemerkt zu werden. Am berühmtesten wnrdc er durch seine botanischen Arbeiten, »amenüich die noch jetzt geschätzte .^ro^toFiAiiIlia (Zürich, 1719), eine Beschreibung der Gräser, binseuarligen Gewächse u. s. w., vou welcher Haller im Jahre 1775 eine neue Ausgabe veranstaltete. Freilich erklärte er auch eiu bei ^ehningen am Bodens« (einer berühmten Fundstätte von Versteinerungen) gefundenes Ekelet eines Riesen - Salamanders für das eines in der Siniofinth umgekommene» Manschen").

') Tos NeM-Tha! b.'i Lachen nin östlichen Ende des Züricher Sees,

") Bergl. Wolf c>, n. O. I 181—228. Tic uiMdnickten Arbeiten Scheuchzer? lgegen 3»X> Bände), sowie seine i'wer b!) Qnavtt'ände umfassende Korrespondenz werden in der Züricher Bibliothek oenrmhrt.

Indes; blieben dicfe und ähnliche Aufäuae einer eigentlich wissenschaftlichen Alpenforfchung noch laug»,' vereinzelt. Tao Juteresfe selbst der gebildeten ^i'eisendeu war fortwährend hauptsächlich a»f „Merkwürdigkeiten": Wasserfälle, Abgründe, Schluchten u. s, >v. gerichtet, oder auf „Seltenheiten", z. B. salzige Quellen, Höhlen n. dergl., bei denen von)!at»rgenuß keine Rede ist. Selbst noch in den Gedichten Hallers, mit denen eine neue Periode sowohl der deutscheu Dichtkunst als der Geschichte der Alpeuknnde beginnt, haben die „Merkwürdigkeiten" vielfach das Uebergewicht. Eine bei Ber in einer Höhle befindliche Salzquelle nennt Haller „la p1»8 Fi-ande cmlio3itü cle I» änizzs.-" Tic Geschichte der Verdienste, welche sich Haller um die Erforschung der Alpen erwarb, ist unzertrennlich von den Leistungen seinem Freundes Johann (heßners, eines i» jeder Beziehung seinem großen Ähnherr» Euurad Geßner ebenbürtigen Forschers.

Johann Geßner <1709—1790) lebte nach Beendigung seiner Stndien in Leyden, Paris uud Basel: als Arzt in Zürich, wo er sich »eben den unmittelbaren Pflichten seines Bernfs vorwiegend mit Naturkunde, hauptsächlich mit Botanik beschäftigte.

Tas Ziel der ersten von Geßner iu seinem vierzehnten Lebensjahre unternommenen Reise war der damals noch fast unbekannte Rigi, ,,)lon« ie,l;ni^', wie ihn die latinisirenden Schriftsteller jener Zeit nennen, Im folgenden Jahre ging Geßner über den Albula-Paß durch das ^ber-Engadin hinab nach Ehiavenua nud über den Splügen, Elm uud Glarus nach Zürich zurück. Die von Geßner im Jahre 1728 iu Gesellschaft Hallers von Basel aus unternommene Reise wurde dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie dem Letzteren zu sciuem berühmten Gedichte „Tic Alpen" Veranlassung gab. Im Jahre 1720 besuchte Geßuer die Glarner Alpen, 1731 Appenzell, den ttamon bei Tiefentasten am Inlier, 1733 den Rigi und Pilatus. Im nächsten Jahre (1734) unternahm er mit neun jungen Zürichern eine größere Alpenfahrt über Wesen, Glarus, den Pragelpaß in das Schächenthal. Altdorf, Schwyz, Einsiedeln, Stans, Saruen, Luzern, das Entübnch. Thnn, Nenchatel, Sulothnrn, Aarau, Brngg, Baden, Zürich. Tic Reise dauerte 32 Tage und kostete jeden der Theilnehmer pro Tag etwa vier Franken: eine für jene Zeit erhebliche Summe. — Im folgenden Jahre besuchte Geßner Leut und das aussichtsreiche Torrent.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Alpentunde wird durch Albrccht Haller ans Bern bezeichnet. TieZ gilt ebenso sehr in Betreff der großen Verdienste, welche sich derselbe um die wissenfchaftliche, namentlich die botanische Erforschung der Alpen erwarb, als iu Bczng darauf, daß durch sein Gedicht „Die Alpen" zum ersten Male den Gebildeten von ganz Europa die Majestät des Hochgebirges vor Augen trat. Aber so wenig kannte man die Herrlichkeit desselben, daß Vielen die Schilderungen Hallers als Uebertreibuug erschienen. Tie bis dahin erschienenen Beschreibungen der Schweiz waren außerhall.' des Kreifes der Gelehrten schon deshalb fast unbeachtet geblieben, weil sie

Alpen fahl teil in früherei Zeit, ^U5
grotzteutheils in lateinischer Sprache umfaßt waren. Selbst den meisten Zchiueizern lvlir die Herrlichkeit der Hochalpen nnbekanut. Tas beliebteste Ziel der Touristen war Holland. Tie mrileulange», schnurgeraden, von Pappeln bekränzten Eanäle, die sauberen Städte, die comfortablen Gasthäuser ivaren das Entzücken der Reisenden. Selbst Haller, welcher lingere Zeit in senden stndirlr, ist hingerissen von den holländischen Ebenein ans einer Nene durch Norddentschland spricht er bei Halberstadt von der „admirable schönen Gegend mit eitel ii ornfeldern". Tie Lage von Heidelberg „in eine»! Thale am Neckar mit hohen Hügeln" nennt er „nnangenehm".
Haller wnrde schon als Nnabe durch die zwar ganz anmnthige, aber durchaus einförmige nnd aussichtslose nächste Umgebung seines elterlichen Wohnhauses, das Hasli, ein kleines Gut nnu'eit von Bern am Ufer der Aare, poetisch angeregt. Tie Hauptveranlassnng zn deni Gedicht: „Tie Alpen" war eine im Jahre 1728 von Haller in Begleitung Geßners unternommene Neise von 216 Schweizcrstnnden von Basel nach Genf, das Wallis, Lenk, die Gemmi, Thun, Untersten, Hasli, das Engelberger Joch nach Stans, Lnzern, Zürich nnd zurück nach Basel. Veröffentlicht wnrden „Tie Alpen" in dem zuerst ohne Hallers Namen und fast gegen seinen Willen im Jahre 1732 erschienenen Versuch schweizerischer Gedichte. Haller lebte damals in bescheidenen Verhältnissen als Arzt in Bern. Im Jahre 173t! wnrde er als Professor der Anatomie, Physiologie nnd Botanik an die neu gegründete Universität Göttingcn berufen, an deren Ausblühen er den größten Antheil hatte. Im Jahre 1753 kehrte Haller, von nnwiderstehlichem Heimweh erfaßt, für immer in die Schweiz znrück, um am 12. Tecember 1777 sein rnhm- uud segensreiches Leben zn beschließen.
Es ist hier nicht der iürt, ans die poetische Bedeutung Hallers uäher einzu-gehen, um so weniger, als dies bereits durch Hirzel (in seiner meister-bafteu Ausgabe der Gedichte Hallers, Fraucufeld 1fttt2) in nnübertrefflicher Neise geschehen ist. Im Grunde hat Haller, das Master eines gottesfürchtigen Mannes, wie in seinem ganzen sonstigen Leben nnd Streben, so auch als Tichter nichts im Auge, als das, was Goethes Faust vou sich weist- „die Menschen zn bessern nnd zn bekehren". In den Alpen tritt weit weniger die Majestät des Hochgebirges nnd die erhebende Wirkung seines Anblickes auf Geist und Herz hervor, als die Schilderung der Einfachheit uud Unschuld des Hirtenlebens, welche der Unnatur nnd Verdorbenheit der Städter als Spiegel vorgehalten wird. Leider freilich gelangte Haller später zn der Ueberzengnng, daß das von ihm den Tugenden des Hirtenvolkes der Alpeu gespendete Lob vielfach riu unverdientes war.
Von den zahlreichen Nachahmungen der ,,Alpen" genügt es. eine der schwächsten zn nennen, welche einen Schlesier znm Verfasser hat: den Breslaner Arzt Balthasar Ludwig Tralles. Tie erste wahrhaft poetische Schil-derung der Alpen gab Schiller im Tcll; in ihrer ergreifenden Naturtrene nnd

erhabenen Schönheit um so bewundernswürdiger, als Schillers Fnß bekanntlich niemals den Boden der Schweiz betreten hat.
Die wissenschaftlichen, namentlich die botanischen Ergebnisse seiner Alpenreisen veröffentlichte Haller in einem zwei Foliobäudc umfassenden Werte: Nnnmoi-atio Ltii-pinm Ilelvetieiirum (1742), welches noch jetzt von Werth ist, ubschon freilich selbst Verfasser von Handbüchern der Geschichte, der Botanik, nicht einmal den Namen Hallers erwähnen. Allgemeineres Interesse erhält dieses Wert durch die Vorrede, in welcher zunächst eine überaus anschauliche Tarstellung aller auf die Naturkunde der Schweiz bezüglichen Verhältnisse gegeben wird, und uameutlich die Verschiedenheiten der ebenen Gegenden der Vuralpcn, des Inra, der Centrallette, und die Nebcreinstimmuug der in verschiedenen Hohen sich darbietenden Flora mit der denen entsprechenden Breitengrade von der warmen bis zur arctischeu Jone hervorgehoben wird. Auf diese Weise wurde Haller einer der hauptsächlichsten Begründer der Pflanzen-Geographie.
Tas im Jahre 1760 erschienene Werk von Grüner, Jurist iu Burg dors! Gebirge des Schweizer Landes, beruht uur zum Theil auf eigenen Beobachtungen. Seine mineralogische Karte der Schweiz ist die erste über diesen Gegenstand. Veinerkenswcrth sind die durchaus richtigen Ansichten, welche Grüner bereits über die erratischen Blocke äußert.
Vis iu die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatten zuerst Zürich, dann Bern die hauptsächlichsten Ausgangspuuktc der Alpeuforschung gebildet. Im letzten Trittel des Jahrhunderts trat Genf an ihre Stelle.
Turch den großen Horace Benedict de Sausfure aus Genf (17. Februar 1740 bis 22. Januar 1799), eine mit allen für die Erreichung der höchsten Aufgaben auf diesem Gebiete erforderlichen Eigenschaften ausgestatteten Forscher, wnrde eine neue Periode der eigentlich wissenschaftlichen Alpeukuude nicht nur, sondern der wichtigsten Gegenstände der Mineralogie und Geologie überhaupt begründet.
Saussure erkor zu seiner Hauptaufgabe die allseitige Erforschung der Montblanc-Gruppe, welche bis dahin bei der Bevölkerung des Genfer Sees den Namen der ..MnwFn?« mawliw!,", der verwünschten Berge, führte. Allerdings wareu fchou im Jahre 1741 die Engländer Pucoct und Windham in Begleitung des Ingenieurs Pierre Martel von Genf, welcher drei Jahre fpätcr einen Bericht über diese Reise veröffentlichte s.^,oc«»nt of tlis ll,1n«I«r> ol 8ln«v.) nach Ehamouuy vorgedrungen, welche bis dahin selbst den Schweizern unbekannt geblieben war, obgleich Bencdictiner schon im zwölften Jahrhundert die Abtei Prieurü gründete». Saussure besuchte das Thal von Ehamouuy zum ersten Male ohne Begleitung als Jüngling von achtzehn Jahren. Tie Beschreibung seiner seit dem Jahre 1760 alljährlich unternommenen Neisen, welche außer der Schweiz auf Frankreich, Italien, Sicilieii mit den benachbarten Inseln, England uud Teutschland umfaßten, nnd auf welchen ihn seit dem Jahre 1788 seinen ältesten Sohn Theodor, ein tüchtiger

Gcometer. begleitete, veröffentlichte er «nährend der Jahre 1779—1796 in dem vierbändigen Werke Vov.i^z <Igii8 1o8 ^I^ss. Ten Mittelpunkt desselben bilden die Reisen nach Chamonny, welches Saussure nennmal besuchte, dreimal in Verbindung mit der Tour um dem Montblanc durch die Hllö»? dlanono: eine Erpedition, welche noch jetzt im günstigsten Falle fünf bis sechs Tage in Anspruch nimmt. An der Expedition des Jahres 1778 nahmen zwei Freunde Sanssnres Theili Trembley, N'elcher die magnetischen Beobachtungen übernahm, nnd Pictet für die geographischen und barometrischen Bestimmungen, Tie Reise ging von Chamonny über den Bnet Gletscher, dann über de» Ool cls Lalius nach St. Gervais, über den <^ol cli? Zon-Il^min« nach Conrmajeur, den (!ol clc tu F^Fiis und die H,IIcss t,1»ncke, Äosta, den großen Bernhard nnd znriict nach Genf.

Im Jahre 1787 fand die berühmte Besteigung des Montblanc statt. Saussure hatte schon im Jahre 176<), als zwanzigjähriger Jüngling, im September 17X5 in Begleitung Buurrits versucht, über die ^iFuills clo Ooutö zum Gipfel zn gelangen. Im Jahre 1786 hatten de Pacard, Balmat und einige andere Führer, zwar vergeblich, den Bersuch iviederholt, aber Balmat, welcher sich von ihnen getrennt hatte nnd die kalte und stürmische Nacht in den Schnee gebettet zubrachte, gewann doch am andern Morgen eine Nenntniß des wahrscheinlich znm Iiele führenden Weges, so daß er, sehr bald daranf, am X. August 1786 so glücklich war, mit Dr.' Paccard aus Chamouuy den nie zuvor bestiegenen Gipfel zu erreiche». Saussure unternahm die Besteigung am 1. Angust des folgenden Jahres, begleitet von Balmat. siebzehn anderen Führern und seinem Tiener. Am 3. Angust früh 11 Uhr wurde nach zwei unter Zelten verbrachten Nächten der Gipfel erreicht, auf welchem die Reisenden vier und eine halbe Stunde verweilten. Am Mittag des 4. August langten sie wohlbehalten wieder in Chamonny an. Eine rühmliche Erwähnung verdient unter Tenen, die am frühesten (bald nach 1761) in das Thal von Chamonny vordrangen der Genfer Marc Theodore Bourrit, ursprünglich Maler. Bonrrit wnrde, als er znm ersten Male von einer Anhohe bei Genf den Montblanc erblickte, von diesem Schauspiel so hingerissen, daß er sofort beschloß, der Erforschung desselben sein ^eben zn widmen. Nm sich dazu die nothigrn Mittel zn verschossen, nahm er, besähigt durch musikalische Bildung und schöne Stimme, die Stelle eines Cantors in Genf an. Bourrit war nicht blos, wie Goethe ihn nennt, ein „passionirter Kletterer", sondern ein Mann voll allgemeiner wissenschaftlicher Vildnng, durch seine Schriften hat er viel dazu beigetragen, das Interesse für die Alpenwelt zn verbreiten. Er starb als achtzigjähriger Greis im Jahre 1819. Mehrere von den in Saussures Werte befindliche» Landschaftobildern rühren von Bourrit her.

Nächst den im Vorigen genannten Schweizern hat sich keine Nation nm die Alpcnwelt so frühe und so große Verdienste erworben, als die Engländer. Bon denjenigen, welche schon im siebzehnten Jahrhundert ihre Landslente

ans die Herrlichkeit der Hochgebirge ausmerksam machten, ist bereite gesprochen »>orden. Im achtzehnten Jahrhundert ist besonders Eoce hervorzuheben, welcher durch den höchst anziehenden, noch seht lesenslverthen Bericht über seine im Jahre 1776 unternommene Reise, welcher in mehrere Sprache» übersetzt wurde, von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schweiz hinlenkte. Cuee ging über Glarus, Lnzern, die Furka uud Grimsel nach Meiringen, der großen Tcheideck, Grindelwald, Lauterbrn»»en, Kandersteg, die Genuui nach Lenk, Marüguy, Ehamonuy, Genf, Bern, Biel, Soluthur» nach Basel. Er hat bei seinen überaus lebendigen Natnrschildernngen fort' während auch die politischen, kirchlichen uud gewerblichen Verhältnisse im Auge. Eigentliche Berg- uud Gletscher-Tonren unternahm er nicht, sondern er verfolgte mir bereits gebahnte, obschon oft allerdings schwierige Wege, z. B. den über die Fnrka. Aus seiner Tarstellnng ergiebt sich auch, daß noch vor hundert Jahren, wenigstenZ von den Reisenden, nur einzelne auffallende Hoch gipfel mit besonderen Namen bezeichnet wurden. Tie Uubekauutschaft der Touristen mit der deutschen Sprache und dem Patuis des schweizerischen Landuolts kann nicht als Erklärung gelte», da bei de» eingeborenen Reisenden dasselbe der Fall ist, Euee z. B. gedenkt auf seiner Wanderung vuu Meiringen nach Grindelwald nur des Anblicks eines pyramidenförmigen Gipfelt, vielleicht des ans einem Theil dieses Weges scharf hervortretende» Silber, horns, ohne ihn mit Namen zu bezeichnen. Auf dem ferneren Wege durcl, das Lautcrbrunner Thal bis zum Schmadribache und nach Interlaken kommt kein Berguame vor als der des Breithorus.

Tie in der zweiten Hälfte des achtzehnte» Jahrhunderts vo» Goethe »uternommenen Alpe»rriseu würden in meiner ^lnfzählung nicht fehle» dürfen, auch weuu sie »icht von dem großen Tichtrrfürstcn ausgeführt uud durch unvergängliche Schilderungen verewigt worden wären.

Goethe besuchte die Schweiz belauntlich drei Mal, znerst im Jahre 1775» mit Passavant auf einem Ausflüge von Zürich bis zum Scheitelpunkt der Gotthard-Straße und znrück, dann ini !?etober uud November 177!) und nochmals im Jahre 1797. Tie im Spätherbst 177'.! mit Carl Angnst zu Pferde, die schwierigste,! Partie» zu Fuß ausgeführte Reise lGenf, Ehamonny, Co! de Balme, Martigny, Lenk durch das Wallis), namentlich der Marsch, welchen die berühmten Reisenden in den ersten Tagen des November von Bricg au^ über die mit tiefem Schnee bedeckte Fnrka nud Realp zum Gotthard-Hosvi^ nnternahmen, muß als eine durchaus achtungswerthe Leistung gelten.

Sehr ansprechend ist auch Goethes Schilderung der Reise des Jahren 1797, uameutlich die der Wanderung de» Gotthard hiuanf bis zu Goethes alte» Freunden, den .Napuziueru vou Realp.

Zu Ende des achtzehnten uud in de» ersteu Teeeuuieu des neunzehnten Jahrhunderts tritt das Interesse für die Erforschung der Alpen zufolge der ganz Europa erschütternden politischen und kriegerische» Ereignisse sehr erheblich znrück. Indes; fällt gerade in diese Periode die Schrift eines Trutschen,

Alpe nf>ihr ten in früherer Zeit,
l"9
loelche als die Grundlage aller seitdein erschienene», für das große Pnbliliim bestimmten Reisehandbücher zu betrachten ist, und in hohem Grade dazu beigetragen hat, einen von Jahr zn Jahr wachsenden Strom von Reisenden der Schweiz zuzuführen! Ebels AnN'eisnng, auf die nützlichste und angenehmste Art die Schweiz zu bereisen. Ihr Verfasser, Ioh. Gottfried Ebel (1764 bio 1830), Arzt in Züllichau, später, in den letzten 23 Jahren seine? Lebens, in Zürich, besuchte die Tchweiz zum ersten Male im Jahre 1790, Sein Werl erschien im Jahre 1793 und fand in mehreren Auflagen und Uebersetzunge» allgemeine Verbreitung. Ten größten Einfluß hatte es namentlich auf den seitdem zu kolossalem Umfange gesteigerten Besuch des Rigi.

Tic Tarstellung dessen, was im ferneren Perlaufe unseres Jahrlnmderts für die wissenschaftliche Erforschung der Alpcnläudcr nicht bloo Europas, sondern, zuerst durch Männer wie von Humboldt, Ponpland und (iondamiue, in jüngster Zeit durch Güßfeldt für die Gebirgswelt Süd-Amerikas, für die des Kaukasus, durch Graham für die die Schweizer Alpen um das Toppclie überragenden Niesen des indischen und tibetanischen Hochlandes, die Alpen von Nen-Guiuea, daran sich in Kurzem die des ostlichen Afrika an schließen werden, geleistet worden ist, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Tie wichtigsten Abschnitte dieser ueuereu Periode werden bezeichnet durch die in das Jahr 1815 fallende Gründung der Schweizerischen natnrforschende» Gesellschaft, des Schweizerischen Alpenclubs sini Jahre 1857). welchem seitdem ähnliche Pereine in i?rsterreich, Italien uud Frankreich gefolgt sind, deren jüngster, der deutsch-österreichische Alpen-Perein, seinen Porgängern durch edlen Wetteifer und erfreuliche Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.

Ein Reisetagebuch Grillparzers vom ^ahre ^826

INilgcthcilt ron
^5rich Schmidt.

— Weimar. —

sach dem Tode Heinrich Lanbes, bei dem ich während seiner letzteil Lebensjahre oft ein und aus gegangen war, übertrug mir das Ber-imuen der Pflegetochter Fräulein Cornelie Haas die Ordnnuc; der Bibliothek und eines beträchtlichen Theiles des handschriftlichen Nach-lasses, Unter den Büchern war Inngdeutschland, wie sich denken läßt, stark und interessant vertreten, Bühnenstücke — etliche mit derbem Stift durch-geackert — nud dramaturgische Schriften füllte» so manche Reihe in den bequeme» Glac'schräuken, Geschichte nud Politik hatten ein ansehnliches Con-liugent gestellt, nnd überall gewahrte man noch den sicheren rastlosen Mann, -der auch als Büchersammler stracls ans das Moderne losging nud z. B. die deutsche Theatergeschichte erst von Schröder au datirte. Nirgends etwas uoiu ,'ults äsii vioux i'Äpiers, um einen artige» Ausdruck Ste, Benurs zu ge-brauche». Anch die älteste» Handschriften blieben im Bereich nnferes Jahr-hunderts, und ihre wirre Fülle, die nun gesichtet und größtenlhcils in eineil stillen Gewahrsam znrnckgcliefert werde» sollte, malmte a» Landes leiste "Arbeit, sein zugleich so tnrz angebundenes nnd so aufschlußreiches Buch „Fraii^ Grillparzers Lebensgeschichte" (Stuttgart, Cutta, 1884).

Während einiger Tage sehr gedrängten Grillparzerstndiums kam mir auch eiu düunes Heft in die Hand, Uon den: ich wohl wnßte, daß eo Lande erst hart vor Thoresschluß geschcnliveise zugegangen war und iu dem bereito vollendeten Buche uur audeuteud hatte benutzt werden können: das Tagebuch der Reise nach Weimar 1820, die Grundlage für bekauutc Seiten der Grill-parzer'sche» Selbstbiographie, ei»e hochwilltomme»e Ergänzung. Fräulei» Haas

überließ mir mit gewohnter Güte die freie Verfügung über diese Blätter. Ta es mir nicht mehr gegeben ist, in Wien mit frisch teilnehmenden Studenten bei I)r. Glossy in der Stadtbibliothek anzuklopfen und ausgedehnte Forschungen über Grilluarzers menschliche und dichterische Entwicklung anzustellen, lege ich jetzt, von lebhaftem Dankgefühl gegen die freundliche Spenderin durchdrungen, den Bericht über jene Reife uur, auf deren Höhepunkt wir den jungen Dramatiker Österreichs bis zu Thräneu überwältigt an der Seite des Patriarchen der deutschen Literatur zn Weimar erblicken. Wohl mochte er weinen. Als ein Leidender war er ausgereist zu den Schriftstellern „draußen" — zxnir prsn^i-o conßü, wie er einmal bitter scherzt. Auch er hatte gedichtet, mit ungeheurem Ehrgeiz die bebende Hand nach den höchsten Lorbeer» ausgestreckt, reiches Lob gcerntet nnd doch in fchmerzuollen Stunden ans tiefer Brust die Unzulänglichkeit seines künstlerischen Vermögens beklagt, denn an seiner Schaffensfreudigkeit zehrte der bohrendste Zweifel nnd er fand ein grausames Behagen darin, sein ganzes Empfindungsleben felbstgnälerisch zu srcircn. Eine unselige Erbschaft des Blutes überfiel ihn oft mit schwerem Trübsinn. Der Balsam der Liebe verkehrte sich ihm in Gift. „Bon wie vielen Seiten der Mensch angegriffen sein kann, bin ich's. In Amtsuerhältnifen ohne Erfolg, als Schriftsteller ohne Selbstvertrauen zum Widerstand, als Mensch liebend voll Zweifel." Seine Beamtenlanfbahn verwundete die zarte Seele von allen Seiten mit Dornen, die er sich, nie geübt die lästigen Dinge dieser Welt nach Wiener Art leicht zn nehmen, geflissentlich tiefer ins Fleisch drückte. Wollte er frei im Strome der Dichtung bade», so vertrat ihm die brutale Eennir den Weg und riß ihn ans dem reinen Kunstbereich mit plnmpcr Faust herab in die lähmende Schwüle des Pulizciflaate. Noch am 19. April 1826 drangen mehrere Polizisten bei Tagesgrauen in sein Zimmer und durchwühlten, mit Berufung auf seine Zugehörigkeit zur Ludlamshöhlr, einem lustigen Verein, alle Papiere. Er schrieb dann die trostlosen Worte in sein Gedenkbnch: „Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurfe macht, der sollte vorher bedeuten, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist erlahmt. Wie um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Anffchwnng möglich ist, wenn man bei jeder Flügclbewegung an den Plafond der Eenfur anstößt, nnd die Arbeit aushört ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei dem letzten Stücke ,^ttoka^ der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Eenfnr herumgebalgt hatte, endlich uur nnd nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit als über einen der böhmischen Nation zugefügten Schimpf aufreizten." Seineu wirklichen und eingebildeten Leiden, häuslichem und dichterischem Gram nnd dem so eigensinnig stockenden Liebesverkehr mit Natty Fröhlich zu entfliehe», trat Grillparzer 1826, acht Tage vor Goethes Geburtstag, eine Neise an, die der

stillen Stadt zustrebte, wo das Haupt des deutschen Geisteslebens i» erhabener, durch leine Stürme gestörter Thätigkeit emporragte. Grillparzer war zu stolz gewesen, gleich zahllose» Dichtern und Dichterlingen der Majestät zu Weimar mit Briefen und Zusendungen zu Hostien. Seme Sehnsucht nach diesem hohen Mittel nnd Rnhepnnkt war gerade damals mit banger Scheu gemischt, die ihn nur langsam und ans Umwegen in die thüringische Residenz gelangen ließ. Das Tagebuch erlaubt uns Neisegenossen zu sein nnd den immer gescheiten, oft sehr nnerauicklicheu Wahrnehmungen des leidende» Passagiers zu lauscheu. I» jener Postkutschenzeit beobachtete man Land und Leute gemächlicher nnd schärfer, und Grillparzer hat offene kritische Augen, die sich nicht blus ans die Hanptstationen und auf hübsche Weiber richten, obwohl er den letzteren eine reichliche Aufmerksamkeit fcheutt. Er studirt das charakteristische Gebahren eines Schmieds im Vorbeifahren und weiß flüchtige Erscheinungen mit raschem Stift festzuhalten. Er spricht crls poetischer Natnrfreund. Er entwirft eine meisterhafte Schilderung uon Prag nnd hemmt im Anschauen der vielthürmige» Moldanstadt seine echt wienerische Abneigung gegen die Ezecheu, in deren Geschichte ihm mancher nach drama tischer Auferstehung «erlangende Schatten begegnet war nnd wieder begegnen sollte: Trahomira, Ottokar, Libnssa, der „stille Kaiser Rudolf", ihm durch innere Verwandtschaft vor anderen lieb. Aber die dichterischen Anwandlungen siud so flüchtig wie möglich, wagt er doch kaum unter das glatte nnd platte Schreiberuolt Dresdens nnd Leipzigs zn treten, weil ihm der Nechtstitel dazu fehle. Er thut sich dafür eine Ow'te, die sächsische Mundart mit grotesker Nntb auszuschelten, sowie sein Widerwille gegen die Juden, anfangs rasch ang» deutet, in Prag und im liebenswürdigen Mendclssohn'schcn Kreise zu Berlin recht häßliche Wendungen nimmt. Doch ist er srci gestimmt genng, nm mit eigenthümlicher Wahl des Einzelnen die Dresdener Kunstschätze zu beschauen und in dieser für viele deutsche Schriftsteller wahrhaft einweihenden Galerie das Gebiet der Malerei sich gleichsam ue» zu erobern, als komme er ans einem öden Städtlein statt aus der Nachbarschaft des VelUedere. Dagegen ver- leugnet sich in Leipzig nnd Verlin der musikalische Wiener und der ver wohnte Nenner des Nnrgtheaters nicht, »renn er scharfe Urthrile über einzelne Vühnenträfte zn Papier bringt. Wichtig scheint mir vor Allein der Abschnitt über Verlin nnd die Verdienste des Prcußeuthums. Schon neuerliche M,t- theilungen über Grillparzrrs Verkehr mit Otto Prechtler ließen fein neidische« Vcrständniß für norddeutsche Zucht erkennen; hier liegt deutlich vor Augen, wie Grillparzer. der sein Oesterreich innig liebte nnd doch so unglücklich über dies geliebte Oesterreich war, mit bitter gemischte» Gefühlen die gnten und schlimmen Seiten des Veruliuismns prüfte, immer vergleichend, immer ab- wägend, vielfach mit einem herben Gefühl der Entbehrung.
Leider versiegt nnsere Quelle i» Verlin.

Ein Rcisetaaelmch GrillpclrMS vom I^bre >«2u, ^3
„1826. Am 21. August Abends um ^210 Uhr vou Nie» abgereist.
Mit traurigem Gemüth, Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Ver
gleichung des gegenwärtigen Iustandes mit jenem, in dem ich Wie» vor
? Jahren zur Reise nach Italien verlieh. Tamals voll Hoffnung und
Älüthe, im Uebermuth des Wagens und der That — jetzt beinah verwelkt
und kleinlaut. Weif; Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich apvlieire
sie mir wie eine Visitatur, als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht
und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.
Ich begiune diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorgefühle.
Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und 2 Juden. Höchst unangenehm.
Tie Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von
^naim. Erinnerung an die fatalen Reisen, die ich auf derselben Straße mit
dem nunmehr verstorbeneu Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun
der gegenwärtige Ausflug ist, so soll er doch, will ich hoffen, besser ausfallen,
als jene Frohnfahrten.
Ten Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten
Nacht, zerschüttelt, von Hitze und dem ungeheuersten Staube gequält, vi8-a>vi8
von 2 Juden zubringen kann. Gegen Abend glücklicher Weise vor Iglau die
Achie gebrochen. Glücklicher Weise, da der Zufall uns Gelegenheit gab, ein
wenig iich zn erholen.
Komisch war anzusehen, wie eine Station vor Iglan der Schmied des
Ortes den Eonducteur auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Ter
Manu hatte auf eine fast unbegreifliche Weise das am unteren Theile der
Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen fogleich bemerkt. Kaum aber hatte
er es ausgesprochen, als Alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten
überhäufte, seine angebotenen Tienstc zurückwies, und doch war die Achse
wirtlich gebrochen nnd wir waren ihm eher Tank schuldig. Ich erkundigte
mich und erfuhr nun, das; der Mann, wie gesagt. Schmied des Ortes, uud
wohl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus mache, den aulummeuden
Wagen aufzulauern und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines
Gebrechens an deufelbeu zu verleiden: daher ist der Mann bekannt und ver-
haßt, Niemand läßt etwas bei ihm revariren, sondern man fährt ans Ab-
gunst lieber mit Gefahr eine Station weiter: und doch setzt der Schmied sein
odiöses Geschäft immer fort.
Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schniähuuge»
nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu
sagen. Er souteuirt wenigstens seinen Charakter.
In Iglau 2 Stunde», während der Wiederherstellung der Achse herum-
geschlendert. Tie Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Hans
nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien
bedeckt. Oben und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reihe den
Einzug eines großen Herrn darstellend, Karl V., wie man mir sagte. Tas
Ganze recht gut gemalt: besonders scheinen in dem Festzuge die Gesichter all
8"

dieser Ritter und Herren meist mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt
zu haben, als von einer solchen Schilderei zu erwarten ist.
Bei einbrechender Tnnkelheit abgereist, dir Nacht durch gefahren.
Gewitter und Regen. Sobald man die böhmische Grenze überschritten hat,
fährt mau schlechter, langsamer. — Tagesanbruch. Bilde ich's mir ein. oder
ist die im Grnnde uicht so üble Gegend wirklich — wie soll ich's nennen? —
ernster, herber, rauher als in Oesterreich und Mähren, Straßenbettler häufiger
und unverschämter. Einem meiner Reisegefährten fiel der Mantel vom Nagen;
der Postillon stieg ab und holte ihn, der etwa 10 Schritte zurück lag.
Na wir in der Etation augekommen waren, begehrte der Postillon ei»
eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.
Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umlreife feiner Berge.
23. Ich kam niit einer Art Bornrtheil gegen Prag hier an. Das
wahrhaft läppische Mißverstehen meines Ottukar, die lächerliche Wnth, in
welche der beschränkte Rationalst»» der hiesigen Einwohnerschaft über dieses
unschuldig gemeinte Stück geriet!), hatte mich höchst ungüustig vorbereitet.
Tennmgeachtet aber konnte ich mich des grandiosen Eindruckes nicht erwehre»,
den diese Stadt auf jede» Beschauenden machen muß. Tie Lage ini .Nessel
von schön bepflanzte» Bergen, überall vortheilhafte Linien bildend, der breite
Fluß mitte» durch die Stadt, das Hänfergewühl durch fonderbare Thürme
uud hervorragende Gebäude aller Art wohlthucnd unterbrochen und in
Partien gesondert, der Hradschi» das Ganze lrönend — Alles trägt dazu
bei, diese Stadt recht gemäldehaft zu einer der schönsten für den Befchauer
zu macheu. Es ist hier etwas, das au Venedig erinnert- das Fortlebende,
nämlich das Alterthümliche zwischen »ud neben dein Renen: Rathhaus u»d
die Thürme an der Brücke r»fe» Florenz zurück, und im Ganzen machte mir
Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt.
Ter schönste llcberblick ist vom sogenannten Lorenzberg. Ich war mit Puß-
wald gegen Abend i» dem dort oben gelegenen Gasthanse, die Haseubnrg genannt,
und ich muß gestehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als
Prag von diesem Standpunkte, Tie Bauwerke aus früherer Zeit haben hier
durchaus etwas Phantastisches, das in einem sonderbare» Einklänge mit dem
Geiste der ältesten beschichte Böhmens, der romanhaftesten, die ich tcuue, steht.
Tiefe viele» Thürme mit vielfache» Spitze», jede anders «ud nur in
der Seltsamkeit übereinstimmend, diese Kirchen, kam» eine schön, aber alle
auffallend, mitunter wnnderlich, z. B. die Tomtirche mit ihren Schnörkeln
und Säulcheu, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, »»d ihre» Bogen,
die nichts stützen, ein treffendes Bild der Nilltürlichteit, jedes Glied gleichsan!
ohne Zweck, wie nur um seiner selbst willen hingestellt uud doch im Gestimmt-
eindruck so wunderbar. Kurz, diese Stadt trägt nicht das Gepräge des
befriedigten Ächürfuisses, fondern der freien, schaffenden Geisteskraft, sie
besteht nicht ans Wohnungen, sondern aus Gebäuden. Nenn dieses letztere
freilich »ur von de» Ueberbleibfel» der älteren Zeit gilt, so reihen sich die

»eueren Häuser ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.
Tie Brücke etwas derb, aber schiin, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen, dieser ärmliche Flnß dehnt sich hier zum breiten Strome aus, freilich ebenso seicht, als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Natioualbildung sei!
24. Auf dem Hradschin gewesen. Das königliche Schloß sehr unter meiner Erwartung. Ich ziehe die Wiener Nurg vor. Tort sieht man doch die Generationen, die dorten gebaut haben, und freut sich, daß so unnm-fchränlte Herren sich behelfen und begnügen: hier sind Summen verschwendet, und doch nichts erreicht. Das Ganze weitläufig und doch nicht groß; kasernen-artig, ohne architektonische Vedentenhcit. Ueberhaupt ist der Hradschiu der Ort nicht, von dem aus sich Prag im Glauze zeigt, — der Ansicht vom Hradschin fehlt da-s Beste,.der Hradschin selbst nämlich, der den Anblick von Prag erst .zu dem macht, was es von jedem anderen Standpunkte aus ist. Bon der Ferne stellt sich auch das Schloß herrlich dar, in der Nähe, wie gesagt, gefällt es mir nicht.
Tie Tomkirche besehen. So viel Merkwürdiges, daß man kaum weiß, wo man Hinsehen soll. Ottokars Grabmal. Tie Figur verstümmelt, die Nase fort, kaum eine Physiognomie erkennbar. Ich habe den Mann aufrichtig um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm irgend worin Uniecht gethan haben sollte. Uebrigrns zeichnet sein Grab nichts aus und es liegt ununterschieden unter den Spitihuieu und anderen Tropfen, vor denen er oft ausgezeichnet war.
Tie Preußen haben einen Theil dieser Kirche zusammengeschossen, gegenwärtig nimmt sie sich von dieser Kehrseite und im Innern lals Ganzes) nicht zum Besten aus.
Tiefe Stadt bringt mir außer einem wirklich aufgeführten sOttokar) auch noch zwei entworfene Trauerspiele ins Gedächtnis;. Trahomira uud Nudulf II. Bon elfterer und besonders dem H. Nenzel ist namentlich diese Tumtirche übervoll. Gemälde, seine Lebcuögefchichte darstellend, sein Helm nnd Panzer-hemde, der Ring, an den sich haltend er getödtet wurde (»venu man anders damalö in Böhmen Messing schon kannte), alles erinnert an ihn nnd an seinen Bruder Boleolaw.
Hingegen kaum eine Spnr von Nudolf !I. zu finden, uud doch muß er für Prag so viel gethau haben.
Tas königliche Schloß trägt seines Bruders Matthias Namen an der Stirne. Hat eo denn nicht schon Nudolf bewohnt? Ter stille Kaiser Nndolf.
In der Iudenstadt gewcfen. Schmutz, Schmutz, Schmutz. Man begreift, warum dies Bolt keine Schweine ißt.
Es wäre eine eigentliche Hyuphagie (Anthropophagie). Und doch sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, in dieser Iudenstadt und alle drei offenbar Jüdinnen. Tic eine beinahe griechisch und ideal, die anderen menschlich, leiblich, fleischlich, was man will; aber äußerst hübsch.

Diese Stadt hat mich einigermaszen mit der böhmischen Nation ausgesühnt, die ich nie habe leide» müssen. Eigentlich sollte ma» über kein Polt abnrtheilen, bevor man es in seiner Heimat gesehen, Ist nicht der Italiener, daheim tlng wie keiner, in der Fremde die eigentlichste Caricatnr? Gewisse Eigenschaften bedürfen gewisser Unterlagen und Umgebungen, ans;er dem Zusammenhange wird das Eonsegnenteste absnrd.
25. Von Prag abgereist. Mit Lohnkntscher: ein alberner alter Mann mit seiner häßliche», aber offenbar gutmiithigeu Fran im Fond des Wagens- ich nnd ein Goldschmied, geborner Böhme, seht zu Berlin ctablirt, ans dem Rücksitze; eine Art Student als blinder Passagier auf dem Kntschbocke. Staub und Hitze. Langweilige Gleise. Die Landschaft nnbedeutend, die Staffage (unsere Gesellschaft) ganz analog. Der alte Mann, der nach Töplitz zieht, um fich heilen zu lassen lertennbar mit Rücksicht ans das pnnotnm pun^ti wie abgebrochene Seufzer und Reden zn feiner Frau andeuten) ist von einem Leichtsinn, wie man ihn i» diesen Jahren wohl selten findet, hierin nur mit dem alten F. vergleichbar,
Mittagbrot — "*" das Essen schlecht, die Zeche verhältnisimäsng unge Heuer. Meine Gesellschaft erboste sich: mich amnsirte das Unverschämte der Forderung und das Benehmen der Kellnerin, eines hübschen nnd offenbar klugen und bestimmten Mädchen«. Seitdem feindet mich der alte Pantalon an, und richtet seine Reden vorzugsweise im Wagen an den böhmischen Berliner. Der Mann ist offenbar Beamter, nnd rechnet fich doch wohl zn den Gebildeten: das hindert ihn aber nicht, Urinen statt Ruinen zu sagen nnd von einem Gemälde zn erzählen, das der berühmte Maler Ravhael oder Gabriel gemalt habe. Bei Tische die Bekanntschaft einer hübschen Sächsin gemacht, die mit ihrem Manne da war. Schöne blane Angen, das übrige freilich weniger bedeutend.
Gegen Abend die schönen Grenzberge in's Ange bekommen. Das Her,; ging mir auf bei dem Anblicke. Sie find nicht fehr hoch, aber von den reizendsten Formen. Die Sonne im Sinke», einige Völkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie fic eine Berglandschaft erfordert. Ich stieg aus und ging der wehenden Lnft entgegen, die Körper gewinnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber kemeswegs zn im Fortschreiten, wie man mir früher glauben gemacht, die ersten Massen mit ihrem herrlichen Abstich gegen das flache Land sind und bleiben die schönsten.
Die hübsche Sächsin in der Schänke wieder gesehen nnd gesprochen. Ter Mann scheint eifersüchtig.
Die Dunkelheit nimmt zn, die Berge »Verden formlos, es ist Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Fenster von Töplitz.
26. Gut geschlafen. Früh Morgen» fort. Hier wurde ich das erste Mal in meinem Leben verlauft und zwar für einen Thaler Courant. Der Fuhrmann aus Prag, eiu Spitzbube, erklärte nämlich hier erst, daß er nicht bis Dresden fahren könne, statt seiner aber einen anderen stelle» wolle. Er

brachte auch auf der Stelle einen Sachsen im blauen Fuhrmannohemde, der sich mit einigen Späßchen als „ein Franzose" ankündigte und den ich mir endich gefallen lies;. Bei der Abreise zeigte sich aber erst, daß sein Wagen schon beseht sei. und unn erhob er den Kutschersitz zum Cabriolet für zwei Personen, indem er sich selbst auf einem schmalen Brettchen querüber hart an der Deichsel setzte. Ter Kutscher widerte mir Anfangs mit feiner Geinklugheit, seiner Sprachscligteit, in der Folge zeigte er sich aber doch als ein tüchtiger, zwar gabenliebender, aber nicht gerade habsüchtiger Mann. Belehrungen thcilte er überall ans. Ten Buben, die den Vorspann führten, predigte er gegen den Eigennutz. Hier habt ihr zwei Groschen mehr, rief er ihnen zu, aber verlaust uicht Leib uud Seele für ein paar Treier. Eure Herzen müßt ihr bilden. Ja, fagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf befchloß er seine Passagiers zu unterhalten, und Hub ein Lied von einem braven Manu ganz gräßlich zu blocken au. So ging's fort. Tie Gegend nicht so schon, als ich sie mir aus Beschreibungen vorgestellt. Die Lage, die Aussicht nicht überraschend, wenn man in Salzburg gewesen ist.

Mittags in Gießhübel. Ta hörte ich zuerst dieses Volt seine blockende E Sprache ausbreiten. Ein altlicher Mann von Stande guäckte und näselte so. daß mir bald wirklich schlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und fort durch das schöne, ich möchte fagen gebildete Land. Ter Abstich zwischen Böhmen und Sachsen ist wirklich ungeheuer.

Angehalten. In der Nirthsstube ein Mädchen, das mich durch die Unverschämtheit, mit der sie sich Alles bieten ließ, wirtlich empörte nnd dazu die reiue, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Eindruck.

27. Triiäsdcn. Gestern Abend hier angekommen, die Nacht hier geschlafen. Nichte kann dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, niit dem ich mich hier empfinde. Tiese auäckeude» Frösche, mit ihrer äußeren Höflichkeit uud inneren Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatlosigkeit, ihrer fchwächlichen Großthuerei, all das ekelt mich an. Wir mußten erst vor zwei Gasthöfen anfragen, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Per sehen im Gasthause zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab gestern zweien von den Hausburschen den Auftrag, ih» zu holen; jeder von Beiden war so bereitwillig, daß ich fast fürchtete, die Leute könnten sich durch zu große Eile Schaden thuu, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abeud bei Tische wareu mehrere junge Offiziere, die von nichts andern» sprachen, als wie viel Flaschen Ehampagner sie nun getrunken hätten, dabei sprachen sie einige! Gott verdamm' mich, und andere derlei Phrasen und am Ende hatten sie, zu Vieren, drei Flaschen getrunken.

Tie Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oesterreicher kann mit seinem Jargon einem Fremden bäuerisch vorkomme», die Sprache dieser Leute aber ist unleidlich. Sie ist unmännlich, geckenhaft wie von und für Kopflose. Alle scharf deutenden und lebhast fühlenden Nationen sprechen «nicht so wohl schnell, das thnn die Sachsen im Uebermaß) als abbrevirt.

Sie ziehen zusammen, verschlucken einen Theil der Buchstaben, z. B. Franzosen, Engländer! aber die Leute dahier dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein Lieblings-E an, so das; ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.
Indem ich schreibe, werde ich ruhiger. Ich habe gestern Abend mich geärgert, die Nacht schlecht geschlafen und mich mit den unleidlichsten Gedanken im Bette herumgewälzt. Mir war als müsse ich auf der Stelle wieder umkehren und wieder nach Hause reisen. Was will ich denn eigentlich hier'? Was will ich im übrigen Teutschland? — Mich zerstreuen? Ich bin zerstreut genug. Wissenschaftliche und Knnstcmstalten kennen lernen? — Tazn wird mein Aufenthalt in jedem Orte zu kurz sein. Tic Gelehrten, die Künstler kennen lernen? — Gehöre ich denn noch unter sie? Hier ist die Quelle meiner Marter, der Mittelpunkt meines Lebensüberdrusses. Taß ich nicht fähig bin zu schaffe», und ein duukles Gefühl mir die Fratze vorhält, ich werde es nie mehr werden, das jagt mich wie ein gehetztes Wild. Mit welcher Empfindung werde ich den hiesigen Literaturen entgegen treten? Nicht als ob ich sie scheute, dazu achte ich sie zu wenig nnd erst bei Goethe wird mir Bangigkeit ankommen, aber am Ende sind sie doch thätig, sind doch, was sie sein können, was sie immer waren! nnd wenn ich mich trotz Allem für besser halte als sie sind, was nützt mir dac'? Selbstschätzung war mir immer fremd und ich kann nicht begreifen, wie Einer daranf besser sein kann, weil ein Anderer schlechter ist. Hut (^ns^nr aut niliil. Tentschland ist von meiner Seite sicher, vor den Welten Früchten eines erkaltenden Talents.
Tieck besucht. Voll Geist ist der Man» uud gut spricht er, aber es giebt einen 2ixc«5? nnd eine F.?'.xc,? Xi'^c. Bald unterbrach uns der Buchhändler Schlesinger ans Berlin uud schmusete bis ich fortging. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, daß sie ennuyireu könnten. Als an einem Sonntage die katholische Kirche besucht. Instrnmrntalmnsit uud Chöre sehr gut, erstere jedoch einigemale gefehlt, Flöten verstimmt. Ein trefflicher Nassist, zwei Kastraten. Ter Altsänger sehr gut, der Sopran schneidend und in der Höhe falsch ohne Verbindung der Fistel- und Mitteltönc, wenige Gesangbildung. Ter König uud das ganze königliche Hans in grußer Andacht zugegen. In den Gängen der Kirche zwei gallonirte Thürsteher des Königs, die, indem sie jede Störung hindern wollten, selbst die größte Störung verursachten.
Nachmittags im Linke'schen Bade. Hübscher Ort. Grußes Eoncert gegen 1 Groschen Einlage. Uebrigens »reuiger schlecht, als der Preis vermuthen ließ. Tie Weiber alle mit der Strickerei in der Hand. Tiefe Leute sehen sehr gutmüthig aber langweilig aus. 'Noch kein schönes, kaum ein paar hübsche Mädchen gesehen. Ich glaube die Tresdenrrinnen kommen mit dreißig Jahren zur Welt, bis jetzt sah ich beinahe leine junge. Verhältnißmäßig viel Mißgestaltete nnd Zwerge.
Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Benedig vortrefflich.
Sein Vorlesen bringt die Wirkung der besten Tarstelluug auf der Bühne

hervor. Tu er aber während der Acte nicht absehte, und die Aufmerksamkeit immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in hohem Grade ermüdend und ich hatte Mühe, die Augen osfen zu behalten.
28. Konnte Nachts nicht schlafen. Ter kleine Kerl mit seiner Vorlesung hatte mich ganz wirblich gemacht. (Es regnet.)
Tie Galerie besehen. Himmel, welcher Neichthum! Ich dachte immer, die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in 4 Stunden 413 Nummern besehen nnd mich absichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obschon es mich drängte, einen Blick auf den Raphael zu anticipiren. In die äußere Gallerie sind die Holländer, Tentschen nnd Franzofen verwiesen, das innere Heiligthnm habe» die Italiener. Mit Recht, dänchte mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.
An Niederländern nnn hat diese Galerie den nnglaublichsten Ncichthnm, Historien und Stillleben, Schlacht-, Blumen- und Frnchtstücke, Landschaften in höchster Vollendung: alles ist da aufgehäuft, obwohl meistens mehr dem Bezeichnenden huldigend, als dem Schonen.
Alles überragend, was ich hente gesehen, steht die „Verstoßung der Hagar" von Adrian van der Wcrff, ein Bild, daß nach meinem Gefühle dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht.
29. Ich wollte über diefe Hagar noch größere Lobeserhebungen nieder schreiben, nnn trifft fich's aber, daß von Allen, mit denen ich über dies Bild gesprochen, Niemand in meine Meinung einstimmen will. Tas ist schlimm, bei mir wenigstens immer von großem Gewicht, vornehmlich in Tingen, von denen ich mir leine vollständige Kenntnis; zuschreiben kann. Nuu denn also, das Fleisch dieser Hagar mag elfenbeinern fein, die Formen sind aber demungeachtct vortrefflich! dieser Nacken, dieser Nucken, diese Arme überbieten sich an Schönheit. Ter Faltenwurf ist kleinlich? Warnm sollte er hier grandios sein? Taß der kleine Ismael garstig ist, sah ich Wohl ans den ersten Blick selbst. Aber nun, welche Wahrheit in der Cumpusition! Tas Gesicht Hagais ist abgewendet und doch liest man den ganzen Gehalt des Augenblickes in jeder der reizenden Weudnngen des Halses, des Kopfes, wie sie sich nach Abraham hiukchrt, klagend, vorwerfend, und offenbar zugleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er nur gezwungen handle, daß sein Herz nicht sei bei seinem gransamcn Ausspruch. Und Abraham hat wirklich so viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden Hände hat fo viel Entschuldigendes, daß ohne die lauernde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.
30. 3l. Wie leicht vorauszusetzen war, die Lnst zu diesen Kritzeleien verloren. Vor- nnd Nachmittag in der Galerie. Ten Enthusiasmus für meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der Italienischen Schule gesehen. Correggio die Nacht wnrde eben copirt und

war daher nnr Thei! für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat ,uiel-
leicht nur wegen dieses Umstandrs) nicht all die Wirkung auf mich gemacht,
die ich erwartete. Tas Licht, das vom Kinde ausgeht, giebt in feiner, nicht
von der Natnr hergenommenen Weise dem Ganzen etwas Sonderbare«, be-
sonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entstellt. Tic Hirten,
in der Entfernung viel greller bestrahlt, machen sich lebhafter. Ter heilige
Joseph vortrefflich. Wie gesagt, wäre es möglich gewesen das Bild in ge-
hörigem Abstände und als Ganzes zu betrachten, so würde das Urthcil
vielleicht anders ausgefallcu sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite
Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde fand
ich besonders den heiligen Nochus mit seinem Helldunkel außerordentlich.
Zum h. Georg. Dieser Heilige so schön man sich nur denken kann, dagegen
der h. Johannes viel zu häßlich, die Engel kolossal, die Madonna unange-
nehm hingekauert nnd wohl gar zn irdisch, das Ganze nach meinem Gefühle
zn bnnt.
Turch besondere Güte Nafaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben
unter den Händen des Nestanratcnrs sich befindet.
Was ist da viel zu sagen? Tie übrigen Bilder und Maler sind unter
sich der Stufe nach verschieden, Nafael der Gattung nach. Tiefer Bube,
mehr ein Erschaffer, als Erlöser, die Augen brennen ihm im Kopfe. Ta-
gegcn die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungeu Gottes. Auf allen
Kupferstichen und Eupien hat die heil. Katharina etwas widerlich kokettes,
ans dem Bilde selbst nnn so anders, wie verschämt zierlich, Ter heil. Papst
zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand ans dem Bilde heraus, das
Kind fchcmt bestimmt, dir Mntter etwas obenhin, in der Dichtung des
zeigenden Fingers. Katharinas gesenkte Angen blicken beinahe verstohlen nach
derselben Gegend. Zeigt nicht der Papst den beiden Himmlischen die Kirche,
die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Nirche es oder etwa nur ein Altar
darin, der heil. Katharina gewidmet, die beschämt und still erfreut über so
viel Ehre verstohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche
der Sache zn wissen.
Tie Antiken besehen, mit schmerzlicher Empfindnng. Es brachte mir die
Tage in Rom in's Gedächtnis;, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe.
Was stand Alles zn hoffen, wie wenig hat sich erfüllt. Ter Welt ward ein
Tichter geboren nnd die Prosa hat ihn gctödtet. Ich glanbe bald, diese
Begeisterung war blos physisch, nnd hat sich mit den physischen Ursache»
zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren, bis
an's Ende.
Wenn ein eigentlicher Tichter dnrch nähere Bekanntschaft leicht verliert,
fu tauu dagegen ein schlechter uur dadurch gewinnen. Theodor Hell (Winller)
scheint ein gntmüthiger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich und
ich habe die Fähigkeit, glücklich zn sein, immer unter die Tugenden gezählt.
Kleinlich sind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich

mußte lache», wie die Tochter des Hofrath Buttiger ihrem Vater etwas zu melde» kam und, während sie sprach, ihre» Augen gegenüber ei» Stellbrett voll Phallen und egyptischc» Gotterscheusalen hatte . . .
Ich bin Kant. Tas Hcrumjageu in den Galerie», der uugewohute Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advocat Kuh» gab, habe» übel auf mich gewirkt.
2. September. Mißmuthig beschloß ich um 11 Uhr, »ach Tharaudt ;n fahren, nm doch etwas von der gerühmte» schönen Natur um Tresdeu ,u genießen. Einige Göttcrstundcn verlebt! Tie Gegend ist paradiesisch, die Aussicht von den Nninen über alle» Begriff. Ich weis; »icht, war es die «Gewohnheit der letzte» Tage, in Galerien heimisch zu sein, oder liegt es im Eigcnthümlichen der hiesigen Natur, daß jede einzelne Aussicht sich mir so »ehr als ei» Gemälde darstellte. Ich habe das noch nie in so hohem Grade erfahre».
Am A. Teptcmber nach Leipzig abgegangen. Abends um '» Uhr an-gekommen. Im Theater „Tie Italiener in Algier". Guter Tenor Vetter, die Anderen schlecht. Taddeo, ein sächsischer Spaßmacher. Tie Leipziger lachten zum Ausschütten, mir aber war der Patron so abgeschmackt, daß ich ihm hätte Nasenstüber geben könne». Herr Geimft hieß er, denk' ich, Tas Innere des Theaters bis auf einen gewissen Grad imposant, mit vor« und übereinander gebauten Galerien in einem seltsamen Geschmacke. fast an eine türkische Moschee erinnernd, mit dünne» goldenen Sänlchcn »»d hellen bunten Farben. Tic Studenten etwas abgeschmackt herausgestutzt, sonst aber ziemlich gesittet. Iwei von ihnen, nicht jung mehr, mit anfgedunsenen leeren Gesichtern, hatten sich auf's Malerischste in schwarze Anzüge gekleidet, ans dem Kopfe oben trugen sie weiß und blaue kleine Läppchen, auf die Art, wie ehemals die Kurfürsten sie trugen. Hier fängt wohl das Land des Scheines an, obwohl nicht z» lengnen ist, daß sie auch in manchem Wesentlichen uns arme ^csterreichei weit zurücklassen.
4. Aus lauger Weile Hofrath Wendt besucht. Das ist »»»» so ei» 3chci»'Mensch, ei» aufgedunsenes Nichts. In iDesterreich hielte der Mann ''ein Ma»l u»d verlöre sich uuter der Menge, hier schwatzt er und schreibt und gilt.
Abends mit Wendt, Instizrath Blümncr nnd Graf Hohcnthal im Nosen-thale. Blümncr, ein offener, sehr gescheuter Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, dem, er wurde zusehends kälter, als ich über einige Tinge mein Urtheil gesagt, das offenbar nicht das seinige war.
Mein Uebel verschlimmert sich; die vergangene Nacht nicht geschlafen, mich verkühlt, weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh schlief . . .
Hofrath Küstner wiegt wohl »icht schwer. Ei» literarischer Mit-imnti'o. Leipzig hat eine» offenbaren Vorzug vor Tresdeu, nämlich die wunder-bare Anzahl hübscher Mädchen, die hier ans den Straßen herumlaufen, indeß

das weibliche Geschlecht in Dresden zu den unbegabtesten gehört, die mir noch vorgetummen.
5. Neble Nacht, tanm eine Stunde geschlafe». Starter Schweif; . . .
Ich will demnngeachtet noch heute fürt nach Verlin, dort kann ich länger bleiben, dort will ich mich pflegen.
Wenn ich meiner innersten Neigung folgte, so würde ich auf der Stelle umkehren und wieder nach Hause reisen. Tie Natur in diesen Gegenden ist nicht anziehend genug und die Leute beengen mich. Es war ein Theil des Zweckes meiner Reise, die namhafteren Männer kennen zu lernen, nnd ich besuche sie mit einer Art Pflichtgefühl, aber nnr, damit ich dort war, nicht als ob es mir Vergnügen machte, hinzugehen. Die Lente haben eine Art Rührigkeit des Geistes, die meine wienerische Trägheit zu Schanden macht nnd einschüchtert. Ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe, und schweige still, wenn ich nichts weiß. Diese Leute aber wissen inimer etwas. Die meisten Gespräche machen mir lange Weile.
Es ist 4 Uhr; nm ? Uhr geht's nach Verlin. Weiß Gott, ich mochte lieber umkehren!
Wir sichren die ganze Nacht. Nachdem ich :i Nächte fchlaflos gewesen, schlummerte ich nnu aus äußerster Ermattung fast die ganze Nacht hindurch im Wagen. Ich befinde mich äußerst unwohl und uuter diesen Umstanden, mit einer starten Diarrhöe behaftet, eine Reise uon 23 Meilen im Eilwageu zn machen, der uirgeuds anhält, ist wohl ein wenig gewagt. Aber mich drängt es weiter. In Vcrlin lann ich ausruhen. Mein Uebel wird während der Reise vor der Unmöglichkeit Respeet haben.
Preußische Grenze. Visitirt. Anständig behandelt.
Vei grauendem Morgen Wittenberg. Die alte Stadttirche trat neblig hervor. Luthers Teutmal leider wegen des Tunkeis »icht sehen können. Ab geschmackte Gegend, Haide, Haide. So schlimm, so sandig als man mir es beschrieben hatte, finde ich es denn doch nicht. Treuenbrichen, Potsdam. In letzterem beim Eintritt Strohdächer, baufällig. Hütten, in der Nähe des Schlosses Prachtgebäude und breite Straßen. Es regnete heftig, wir tonnten wenig sehen. Tie Gegend um Potsdam schöner als seit Leipzig, aber doch auch nicht allzuviel, Sanssouci will ich mir in der Folge einmal besehen.
Erst ein paar tausend Schritte vor Verlin mertt man die Nähe einer so großen Stadt. Tie Landhäuser von hier au aber wirklich sehr niedlich, besonders mit hübschen Eisengittern eingefaßt. Endlich die Thürme uon Verlin. Ter erste Anblick imponirt kaum mehr als der von Dresden. Turch's Thor eingefahren. Schön. Die Gebände schöner, als ich sie in solcher Menge beisammen je gesehen. Tie. Straßen breit. Nönigüch. Tas Schloß, i^hnc ei» eigentliches Vauwerk zu sein schön. Im Gasthause zum Nönige von Portugal abgestiegen. Alles beseht, schlechte Stnbe. Ta es regnete und ich zu faul war weiter zu suchen, blieb ich gegen das Versprechen einer besseren Wohnung für morgen. Mau spielte in drei Theatern; da ich weder Käthchen von Heil-

bionn mit einer wich obscuren Besetzung sehen wollte, noch der französischen 't.mödie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien nitwiang, so beschloß ich nach der Königsstadt zn gehen: zu fahren vielmehr, dm» ich miethete eine Troschte, deren Führer ans eine mich anekelnde Weise :uf russisch vermummt war. Gewöhnt ihr ench schon in Voraus auf die Livree eurer zukünftigen Herrn? Das Königsstädter Theater von Anßeu recht lmbfch: weite Vorhallen, breite Gänge. Tas Innere nicht minder gut. Trei Leihen Galerien übereinander. Tie Vertäfelnng des Prosceniums unschicklicher Weise von der Bühne heraus gegen Parterre nnd Orchester gerückt. Mutz das uicht der Wirkung der Stimme Schaden thun? Tie übrige Einrichtung vom Leipziger Theater erborgt oder umgekehrt. Man gab ein elendes Lustspiel von Clauren: Tas Toppelduell. Nie Gesellschaft ungefähr fo schlecht als das Personal unserer Iofephstädter Bühne. Eine Mamsell Hulzbecher r.'enigstens als Frauenzimmer hübsch. lieber Spitzeder erschrak ich. So ohne alle Komik, so stümperhaft, hatte ich ihu mir nicht vorgestellt. Ter ndere Komiker Angely langweilig bis zum Sterben. Tas Pnblilnm lachte 'chr über Beide. Hierauf folgte: Zum goldenen Löwen. Hier war Spitzeder besser. Uebrigens beruht sein Spiel (wie schon in Wien) mehr ans einer Anhäufung äußerer Possen, als ans wirklich innerer komischer Kraft. Für untere scheint man im nördlichen sprutestautischen?) Teutschland überhaupt wenig Sinn zu haben. Angely in diesem Stücke so schlecht als im vorhergehenden. Ich war müde und ging vor dcni Ende. Im „König von Portugal" ui Nacht gegessen, wo die Speisekarte ans zwei warmen und drei kalten Gerichten bestand. In Wien ist man mit 2» Nummern tanm zufrieden. Ländlich, sittlich. Zu jeder warmen Speise erhält man uuanfgefoidert gesottene >>>rtoffeln.

0. September. Tiefe Nacht besser geschlafen. Gegen Morgen träumte ich von *" mit eigentlichem Verlangen. Mein Uebelbefinden hält an. Tiefe Art zn reisen taugt für mich nicht. Ich biu an viele Bequemlichkeiten gewohnt, die mir hier fehlen. Tie Fahrt auf der Eilpost Tag und Nacht ist beschwerlich und die immer nenen Gegenstände lassen meinen Geist nicht zur Auhe kommen, ohne ihn durch ein besonderes Interesse zn begeistern: das ermüdet mich, greift mich au und macht mich lranl. Ich hatte gehofft, auf dieser -K'cise mich durch die Notwendigkeit, mich um Alles selbst zn kümmern, ans meiner Indolenz herauszureißen, aber nichts weniger als dies. Tiefe Be^ mühungen um Kleinigkeiten ennnyircn mich, ich verrichte sie mit Widerwillen und sinke dann in meine alte UntlMigkeit zurück.

Ich will wieder nach Hanse: acht Tage in Berlin.

Wie bald diese Preußeu ihre Eonstitutionslust verloren haben! Sie vergotten! ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 180N wäre uud al? ob sie Alles erhalten, was sie im Jahre 1816 so heiß zu wünschen schienen: aber am Ende ist er ihr König und sie wollen nicht haben, daß etwas an dem ihrigen mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß

die hiesige Negiernng, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts ausgeben will, sich in Bezug ans das Zufällige mnsterhaft benimmt, nnd Oesterrcich könnte und sollte sich davon ein Beispiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeivorkehrnngen stören nirgends, Kunst und Wissenschaften sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich in den gezogenen Schranken irgend verletzend stoßen sollte.

Taher haben die Prenßen ihre politischen Anforderungen.»auch so bald vergessen. Ter Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlossene tanm mehr vermißt. In Oesterreich zieht man aber die Grenzen immer enger und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es mnß einen Sar. wagen, wie der eingehegte Hirsch ^- nnd im Springen kommt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren ilesterreichs auch vou Seite des Interesse-? der Negierung betrachtet als völlig unzweckmäßig.

Tie hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblicke etwas höchst imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber theils durch eine gewisse lleberladnng an Verzierungen, die hänfig an die Haarbeutrlmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säule» angebracht find, die alle ohne stark vortretende Snbstruction vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was ans mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, ans dem Boden ruhe» soll. Iu ihrer häufige» Auwendnug erscheint sie mehr als ein müßiges Beiwerk.

Einer Generalprobe der Tper Nurmahal von Tpuntini unter persönlicher Leitung des Compunisten beigewohnt. Merkwürdig, daß er den kleinsten Perstoß gegen den Rhythmus und die äußerste Telieatesse der Iustrnmentisten, so alles Ungehörige der äußeren Anordnnng auf's Strengste rügte, falsche Intonationen der Sänger gar nicht zn merken schien.

La mein Finger sich immer verschlimmerte nnd der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, so will ich jetzt versuchen, abgerissen ans dem Oe dächtnisse*) nachzutrage», so viel ich vermag."

') Ist leider »ich! geschehen (vgl. Nelbstbiographie, Sämmll. Werke 2. Ausgabe, 10, 175). Nach einer Reihe von leeren Blättern füllen rasche Aufzeichnungen aus dn Schleistheimer Galerie, die Grillparzer von München ans besuchtei „Echleistheim zu ebener Erde I. 2 Paul VcronelV. Ehebrecherin. 1 Eopie nach Nafnel, El. Michael. II. Paul Veronese, Hauptmann von Kapernauin, Titian. ?ominichiuo, jlreuzauflegnug, Tinte, rette Portrait. E. Poussin, Landschaft. Zarrazeno, 4 Heilige, sonderbar verzückter Franzisin?, III. Ein weinendes Mädchen, eins das ihr lächelnd zusieht, Rolari (iiußern lieblich), Vagner, homerische Helden, grandios, ohne Farbe," Weiter hinten stehen die fünf ersten Zeilen der „Ingenderinnernngen im Grünen", jenes Gedichts, das den Schlüssel zu Grillparzers so einzig seltsamem Liebei-uerhältnist mit Kalt» Fröhlich bietet: sie glühten, doch sie schmolzen nicht. Vgl. Rizy „Wiener Grillparzer-Albnm" 1877, S. 109 st, nnd die Anmeiliingen 3. 476 ss, .lwei weitere Blätter sind heransgeselmilte». An'

Li« Reisetagebuch Grillparzer- vom Jahre >82ü, ^^
Schmerzlich e»tbehre» wir eine» unter dcm frischen Eindruck der Gegen
wart niedergeschriebenen Bericht über Weimar. Die durch manche Notiz zu
vermehrende Selbstbiographie sagt uns, wie nnuerlierbar diese grüßen Tage
in Grillparzers Seele fortlebten. Unverlierbar, aber nicht ungetrübt. Die
Mischung von dankbarer Hingebnng und selbstanälerischem Unnmth, die auch
in Weimar de» leidenden Dichter ergriff, malt sich in folgenden Geständnissen.
Ans Coburg ichreibt er am 5. Octuber 182«! an Katharina Fröhlich'
.Die Hanptnrsache meiner verspäteten Znrücktnuft ist eigentlich so übel nicht.
Ich habe nämlich auf meiner ganzen Reise so unendlich viel Liebe und
Freundschaft gefunden, daß ich mich überall länger aufhalten mußte als ich
es wollte, und überhaupt die aiigeuehmste Erinnerung mit zurücknehme. Vor
Allem war dies der Fall in Weimar. Ter alte Goethe war von einer
Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebung seit Jahren sich nicht erinnert ihn ge
sehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider
darum ablehnen, weil ich bereits versagt war. Er hat eine» Waler bei sich,
der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich iuteressircn, zeichne» muß. Mir
widerfuhr ciur gleiche Ehre. Leider habe ich ihu znm Danke für all die
Gute tüchtig ennnyirt, de»» mich befiel jedes Mal eine solche Rührung,
wenn ich ihn sah. daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe
hatte, nicht in Thräne» auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles
Widerstrebe»?, als mich der alte Mann a» der Hand faßte. in'S Eßzimmer
führte und mit einem herzlichen Drucke an seiner Seite hinsetzte. Die Wirkung,
die er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Pater und halb wie ein
ilönig*). Auch sonst war man i» Weimar wie toll mit mir. Keinen Augen-
blick allein, immer von den Namhafteste» der Stadt nmgebc». Der Groß
Herzog ließ mich rufen, ich war anderthalb Stunden bei ihm. Am Tage
meiner Abreise gaben sie mir »och einen Abschiedsschmans im Schießha»se,
o^in nächsten oben mit 3ime: „Falscher Enthusiasmus anbequemt miS .stalle", dann,
wnni noch 511 entziffern, in krittligen Vleisnftziigen:
Leb wohl, 0 Weimar, gutes Land,
Die Pferde sind ja frisch gespannt,
Fort mns; ich, heimatwärts.
Noch einmal eh es ganz entschwand,
Ncarüsit dich winkend diese Hand
Und klopfend dieses Herz.
3a- leftte Blatt enthält die Notiz: „28. Abreise uon Leipzig, 29. September
Ankunft in Weimar, 3. Oclobrr Abreise uon Weimar."
*) In der Selbstbiographie hei«! es: „Als es aber zu Tische ging und der Mann,
der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Vntfernnng nnd dem
unermeßlichen Abstände beinahe zu einer mpthischeu Pm'on geworden war, meine Hand
ergriff, um mich in's Speisezimmer zn sichren, da kam einmal wieder der Knabe zum
Vorschein, und ich brach in Thranen ans .... Cr sah halb wie ein König aus und
halb wie ein Vater."

^26 «Li ich Schmidt III Weimar.
wo Goethes Sohn, uüscr Hummel, kurz die halbe Stadt zugegen war. Nach Tische begleiteten sie mich mit Musik und Lebewuhlrufcu bis zum Wagen." Aber im Tagebuch, 26. Februar 1329, lesen wir: „Nachmittags der Theaterdirector Schmidt, der aus Weimar kommt. Traurige Erinnerungen. So muß einem Vernrtheilten zu Mnthe sein, der zum NichtPlatz geführt wird, wie mir war, als ich vor zwei Jahren Weimar betrat. Es kam mir vor, als ob die Geister aller dort Verstorbenen und uoch Lebenden sich dagegen auflehnte«, daß ich mich unter sie stellen wolle. Ein solches Gefühl der Insufficieuz war mir uoch nirgends gekommen. Die Auszeichnung war mir beinahe fürchterlich. Ich habe überhaupt nie, als höchstens in einzelnen Augenblicken, eine hohe Meinung uou mir selbst gehabt. Immer schien es mir und scheint es uoch, ein bedeutender Mensch müsse anders im Innern beschäftigt fein als mein eigenes Bewußtsein aussagte, Uolleuds jetzt."
Grillparzer, der ausgezogen war um Goethe zu sehen und um zu prüfen, ob in Mittel- und Nurddeutschland der Schriftsteller freier athme, scheint keinerlei äußere Perbinduug mit Weimar unterhalten zu haben; doch im Herbst 1844, als die liebliche Alma von Goethe iu Wien so früh dahinstarb, begann er seine Näuie mit eigensten Eriuueruugeu:

Das hast Du nichl gedacht, Oiewalt'ger Tu,
Als Tu noch weiltest i» der Menschheit Schlacken,
Das, einst Dein (NiteMüd friihzeit'qe Ruh
Zollt' finden in dem „Lande der Phaiaten";
lind das; der Man», der schüchtern vor Dir stand,
Den Blick gesenkt vorm hehren Strahl des Deine»,
Am fabelhaften fernen Isterstmnd
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

.M
Illustrirte Vibliographie.
Adolf Vlenze!, Illustrationen zu den Werlen ssriedrichs des Großen, in Hotz geschnitten von O. Voss«'!, A. Vogel, Fr. Nnzelmann und H. Müller. M> Blätter auf Tondruck. Tc^rt von L. Pietsch. Zwei Bände. Berlin, R. Wagner, Kunst- und Vcrlagshandlung.
3
«s laufende Jahr wird eine ganze Reihe literarischer Erscheinungen zu verzeichnen haben, die den Geist unseres uolksthümlichen Heldentönigs, des großen Friedrich, wieder herousbeschwüren: unter ihnen werden neben kostbaren Juwelen auch unscheinbare Halbedelsteine sein, die ihre Taseinsbercchlignng allein dem pietätvollen Bemühen ihrer Bearbeiter verdanken. Hell und leuchtend wird das fridericianische Zeitalter wieder vor dem geistigen Auge der Mitwelt erstehen, und das ernste große Auge, das uns aus dem Antlipe des Begründers und Verlheidigers des preußischen Staates entgegenblickt, muß unwillkürlich den Ausdruck der Zufriedenheit annehmen, wenn es wahrnimmt, wie die Enkel und Nrentel neben dein gleichartigen Streben nach hohen Zielen sich das Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung früherer Verdienste bewahrt haben. Friedrichs Bildniß! Woher kennen wir es eigentlich? Sicherlich nicht aus den Schriften der Meister unserer Geschichtswissenschaft, Trousens und Rankes, auch nicht etwa aus Friednchs eigenen Briefen oder gar aus seiner „InZtnire d« man r,smp3'°: diese Quellen sind dem weitaus größten Theile unseres Voltes verschlossen. Wenn gleichwohl die gesummte Nation die Züge des geliebten „alten Fritz" sich vorzustellen weiß, so verdankt sie dies neben der still und leise in den Heizen der IInterthanen fortlebenden Ueberliefcrung allein der Kunst. „Knnst ist die rechte Hand der Natur. Tiefe hat uur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht," sagt Schiller einmal, er hat recht, dos Bild des Menschen, den die Geschichte Friedrich II. König von Preußen nennt, ist unleugbar durch die Kunst entstanden, und diese gipfelt hier in dem Namen Adolf Menzel.
Als schönste Erinnerungsgabe an jenen 17. August 1786,'nu dem das Auge des greisen Königs für immer erlosch, begrüßen wir daher diese Jubiläumsausgabe der Menzel'schcn Zeichnungen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci.
Nie beiden stattlichen Qunrtbände, welche die 2N0 Bildchen enthalten, haben ihre Geschichte, deren auch von uns schon wiederholt gedacht worden ist (vgl. Nd, XXI, Teile 42l und XXII, Seile 140 sI882y. Als der große Künstler, der heute fast aus demselben Höhepunkte des Lebens angekommen ist, den zu erreichen seinem Felden be-
Nord und Lud, XXXVIII., II«. 9

Nord und 2 üb.
schiede» war, in der Zeit vom Sommer 1843 die Wcihnnchlen I8lü seine Zeichnungen schuf, da durste er an eine größere Verbreitung derselben tnum zu denken wagen. Uebcrhauvt fehlte seinen Arbeiten manches, was dasselbe anregen »nd begeistern tonnte, wenn man von dein idealen Züge, der in der Aufgabe, in dein gegebenen Stoffe selbst lag, absieht oder wenn man die hohe Ehre, die Menzel durch den Austrng des königlichen Kunstfreundes Friedrich Wilhelms IV, zu Theil wurde, uicht in Anrechnung bringt. Zu den 3!) Folianten der Prachtausgabe von Friedrichs des Gwsten Werten bildeten die Zeichnungen, Vignette» und Schluschiicke der einzelnen Schriften und Abschnitte ein Beiwert, dns im engsten Nähme» gar nicht bestimmt war heworzutreten und doch die höchste Vewunderung Aller erregte, die Sinn für ti'mst lerüche Befähigung haben. Te» lebhaft und wiederholt ausgesprochenen Wunsch, diese Zeichuunge» bequemer in fortlaufender Üi'eihe geuiesten z» können, hat die Regierung unseres erlauchten Kaisers schon r>or nunmehr vier Jahren erfüllt, iudem sie den Bitten des überaus thätigcn Verlegers Gehör schenkte und die Herstellung einer sogenannten Liebhaberausgabe in vier Bänden nach den im König!. Kupferslicheabinet zu Berlin bewahrte» Originalstöelen gestattete. Tiefe Ausgabe ist dns deutbar Vollendetste, was äußere Ausstattung und scharfe Wiedergabe der Zeichnung anbelangt. Um so mehr bedauerten wir es selbst

damals, dafz auch dieses Kunstwerk auf einen verhältuistmäßig enge» 5lreis beschrankt blieb, denn Leute, die sich ein Buch für 3W Mark schenken können, sind in Deutschland nicht allzu zahlreich: >»a» halte auch nur auf 3<X) gerechnet, um nicht dnrch eine zu große Auflage die Stöcke selbst zu sehr anzugreifen. Unablässig ist aber der Verleger mit dem Gedanken an eine weitere Verbreitung beschäftigt gewesen, und fo verdanken wir ihm endlich die vorliegende Jubiläumsausgabe, die wohl allen Wllnfche» gerecht werden wird. Wenn auch jede auf rein mechanischen! Wege hergestellte Wiedergabe eines Holzschnitts nicht so vollkommen ist wie dieser selbst — die nothwendige stärkere Fnrbennuftragung in den dunkle« Partieen zerstört die feine Strichmnnier leicht —, so thnt doch dieser Mangel den Illustrationen in den Augen des Publieunis kam» einen Eintrag: denn was geleistet werden konnte, ist wirtlich geleistet: Auf schweres Kupferdruckvavier ist zuerst ein leichler gelber Ton aufgesetzt, welcher dem darüber gedruckten Bilde eine vorzügliche Umrahmung giebt. Der Tczt, welcher in der Liebhaberausgabe sich unmittelbar dem einzelnen Bilde anschloß, gebt dieses Mal jedem Bande voran. Ludwig Pietsch hat ihn auf das Sorgfältigste abgefaßt und wieder verbessert, obgleich dieses nur äußerst selten nothwendig war.

I1ui unfern Leiern wenigstens einen Begriff von dein Gebotenen geben zu lmme», fügen wir nnserer Anzeige einige Illustrationen bei, die Menzels Eigenart in hellstem Lichte Geissen. Der derb realistische Zug des Künstlers, die liebevolle Versenkung in den Geist der fridcrieianuchen Zeil, die tiefe Symbolik, welche er einein an sich iiunersi prosaischen Save unterzulegen wein, die innige Verbindung, in die er mit dem ;n illustrireuden Tezte getreten ist nnd die ihn stets den geeignete« Anknüvfungs-puntl finden lies,, werden jedem Betrachter einleuchten, wenn er die Erklärung des Bildes 511 Hilfe nimmt: die Vewnndernng der schönen Einzelheit, die Freude an der gelungenen Wiedergabe eines hübschen, häuslichen, genreartigcn, tomischen, ergreifenden Zuges dedarf derselben gar nicht.

Menzel war nichts zu schwer zu illustriren, der Wortlaut eines politischen Documenls ebenso wenig wie eine literarische Plauderei oder ein vertraulicher Briei über Käufliche Angelegenheiten: überall ist er zum richtigen Verständnis; und zur an-schaulichen Wiedergabe gekommen. — Ter zornige Adler, welcher nn der SMe dieser Zeilen, über einem riugs von Klauen gefaxten Reichsapfel, schwebt, ist der beste Beleg für diese Behauptung: es ist der preußische Aar, welcher ergrimmt über den valer-

-. .'.^

landsseindlichen „Allianee-Tractnt, geschlossen zu Versailles am 3. December 1758 zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Frankreich." Unzelmanns meisierbaner Schnitt hat die feingrstrichellen sich sträubenden Schwungfedern getreulich wiedergegeben, (Bild Nr. A4 des Werts.)

Kann es einen abslraeleren Gegenstand geben, als eine „Epistel über den Nuhm und das Interesse", die Friedrich im Jahre 1740 schrieb? Und doch versteht Menzel den letzteren Begriff fo äustcrst anmulhig darzustellen, wie das Bild auf Seile 128 zeigt. Der junge Schäfer, der an dem stolzen Noceocoschlosse seine Heerde vorbeitreibt, dem Beschauer den Nucken zuwendend, zeigt in seiner ganzen Haltung alle Verschiedenheiten des Interesses, vom oberflächlichenHinblicken ans die Herrlichkeit bis zur begehrlicheuSehufucht, Wir fehen fein Antlitz nicht, und doch glauben wir, es uns denllich vorstelle» zn können, Ter Wegensatz zwischen der rauhen Wirtlichkeit gegenüber dem hohen Flug ins Reich der Ideale ist vertreten durch die Zeichnung auf Seite 129, die auf deu ersten Blick schwer verständlich erscheint. Unten am Boden liegen zwei schwere grobe Neiterstiefeln, über welche ein mnskiries Paar, ein Herr und eine Dame, beide in Dominos, die Dame mit Schmctterlingsflügelu nn den Schultern, dnhinschwebt. Es ist die symbolische Dar-

Nord und 3üd,
stclluug eines Gedanken« Friedrichs, dm ei in einem französischen Gedicht ansi'pricht. das muten iul schlesischenKriegslager abgesastt ist, des Gedankens der Sehnsucht nach dem „?empel Apollos uud der Musen", welchem der hohe Dichter so lange fern bleiben mustte, — Lischeint nnf dieser Zeichnung Alles sl,mbolisch, abstracl (troh der Neiter-stiefel!) so ist das Lebte, dessen hier gedacht sein mag, ein reizendes ganz ans dem Leben der Zeit entnommenes Geurestück (Seite 130): Ein preußischer Krieger, der es sich in> Bürgerqnartier bequem macht, ohne die Insassen daraus gewaltsam zu vertreiben. Das kleine Kind, welches neben dem Spinnrad am Boden si!,U, schreit zwar augenblicklich, wohl aus Schreck über die martialische Gestalt des Soldaten, der es gar nicht beachtet: der Veschauer ahnt aber sicher, dnst ihm kein Leid uon diesem geschieht.

Wir müssen es uns leider versagen, hier noch mehr anzuführe», die Auswahl dürfte auch sehr schwierig sei». Die Zeichnungen wollen eben alle gewürdigt sein, sie sind alle gleich uortrcsjlich. Nur eine Bemerkung noch: Menzel selbst liefert durch diese Bilder einen schlagenden Gegenbeweis für den Sech Friedrichs des Grusten: ,,Kein Sterblicher thut Alles, was er thun töuntc, und wenn wirtlich ein Bürger, der voll (iifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg ofsnet, in die Lauf-bah» eingetreten ist, so ist er auch bald ermüdet und verlästt die kaum begonnene Arbeit": indem er ihn wuuderooll illustrirt durch eiuen einzelnen sich reckenden und streckenden, gähnen-den Feldarbeiter. Ter Künstler ist nicht müde geworden an seinem Werk, wie die Nach-welt nicht müde werden wird, sich daran zu ersrcuen. l? V.

Ein Jahrbuch der Geschichtöwissenschaft.

Jahresberichte dei Geschichtswisfenscha't, in. Austrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben, Jahrgang 1—3 von Dr. Abraham, I)r. Herrmann, Or, Meyer. Jahrgang 4 von Ur. Hermann, l)r, Iasirow, I)r. Meyer. Ernst Siegfried Mittlers Sohn 1880—188^.

?em aufmerksamen Leier der Bibliographie dieser Zeilschrist wird es nicht entgangen 'ein, da« gerade in den letzten Jahren mehrfache Versuche gemacht wurden find, die „Weltgeschichte" im Zusammenhange darzustellen. Ter erste und einfachste Versuch war der, das, man die gwsteu Werke von Schlosser und Becker verbessert und ergänzt hat, ohne allzu peinliche Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Forschung: wahrend andere belehrte, wie »>eorg Weber, in selbständiger Turcharbeitung de«? unendlichen Stoffes oder, wie Rauke, in geistvoller Vorführung der die Menfchheit leitenden Idee» den Entwickeluugsgang der eivilisirlen Völker dargelegt haben. Bezeichnender aber für die Richtung unserer historischen Studien ist ein dritter Versuch, durch eine Reihe unabhängig von einander arbeitender Gelehrten, die Weltgeschichte „in Einzeldarstellungen" der grosten Masse der Gebildeten vorzuführen. Aber so verschieden diese Versuche in Anlage und Ausführung auch "ein mögen, fie haben einen gemeinsamen Ursprung, in der mehr oder minder bewustten Reaclion gegen die Auflösung einer Wissenschaft in allzu kleine Thcile.

Man kann es auf allen Gebieten der geistigen Tätigkeit beobachten, dast die übertriebene Anwendung eine- an sich richtigen Grundsätze? zur Vednnterie und zur Kleinigkeitskrämerei führt, und es foll nicht geleugnet werden, das, auch auf dem 0>ebietc der historischen Forschung vielfach gesündigt worden ist uud gesündigt wird, Lästt man aber den «Grundsatz i Erforschung der Vergangenheit auf Grundlage des urkundlichen Material? — bestehen uud wendet ihn vernünftig an, fu führt er wohl uothweudig zu einer starten Bcschirintung auf ein kleines Gebiet, hindert aber weder eine pragmatische Enahiung »och eine künstlerische Verarbeitung des Gegenstandes, Bringt man diesen Umstand der Beschränkung in Verbindung »lit dem anderen Umstände, das; die Zahl der Historiker in den letzten Teeennien in unverhältnismäßig« Weife gestiegen ist, so begreift man die enorme Zunahme der historischen Literatur von Jahr zu Jahr. Auf manchen Gebieten, z, B, dem der deutscheu Geschichte oder der Kreuzzüge herrscht eine so rege Thätigteit, das; es selbst dem Fachmannc kaum möglich ist, von vielen Büchern mehr als den Titel zu kennen: uud will man sich einmal auf ein Rachbargebiet begeben, fo empfindet man es schmerzlich, das; kein sicherer Führer zur Hand ist, der auch nur auf die wichtigsten Eycheinungen nnfmerksnm machen kann, Nie Zeitschriften mit ihren bald längeren, bald kürzeren Besprechungen genügen der massenhaften Produetion längst nicht mehr.

Ans solchen Erwägungen sind die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" hervorgegangen, nicht etwa in der Absicht, durch bibliographische Zusammenstellung oder durch ausführliche Reeeusionen eine Uebevficht zu gewähre», fondcrn durch systematische Verarbeitung aller auf eine abgegrenzte Periode bezüglichen Schriften den Stand der modernen Fon'chung anzuzeigen, mit besonderer Betonung defsen, was in den Tatsachen, in der AiN'assnng, in der Methode von dem bisher Erkannten abweicht, „Ten:, haben wir es richtig (sagen die Herausgeber) als Hauptaufgabe des Historikers hingestellt, ein wahrheitsgetreue« Bild der Vergangenheit zu gewinnen, so tauu es nicht sowohl auf die genaue Würdigung einer Schritt als folcher ankommen als vielmehr auf die Ergebuifse, durch welche sie die Zuge des bisher geltende» Bildes abändert oder ihm neue einfugt: Autor und 2chrift sind dann nur die uuumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer besseren «enntnist der Vergangenheit gelangen, uud haben keinen anderen Werth als den jedweden Gewährsmannes uud jedweder Quelle, die man in den Anmerkungen eitirt."

Sehen wir uns die vier stattlichen Bände, die seit dem Jahre 1^8!) erschienen sind und die Literatur der Jahre 1878—l88l, behandeln, etwas näher an. Austerlich fällt sofort in die Augen, dast der erste Band durchlaufende Paginirung hat, während die drei anderen Bände vor se)er Seitenzahl eine I, ll oder lll tragen: sie bestehen also

eigentlich aus drei kleineren Bände», entsprechend der Stosfeinlheüung in: Alte, Mittlere und Nene Zeil, Einstanden ist Kiese Aeuderung cmo der sehr praktischen Erwägung, das; man de» Truck des Pandel in dein dritten Theil der bisherigen Zeit bewältigen kann und nicht mehr wegen Tiwmigkeil eine« Mitarbeilero der „Alte» Zeit" den Druck des „Mittelalters nnd der ^icnzeit" hinauszuschieben braucht. Mit loelcher Umsicht die Herausgeber nnd Mitarbeiter den ihnen zugewiesenen Raum oon ca, 45 Bogen auszunutzen wissen — den» der Band darf weder zu uunangreich noch zu lheuer werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll — lehrt ein Vergleich der uier „Verzeichnisse der besprochenen Publieationen". Wahrend im I, Bande die Literatur deo Wahres 1878 mit 23l«> Ruulmern ocrlrelen ist, sind im 2. Bande für das Inhr 1879—3700 Arbeiten, im 3. Bande für 1850 bereit-? 5üU!>, und im 4. Bande für 1881 ca, 7lMU Arbeilen enuähut: eine der-artige Raumersparnis; bei eiuem so grusten Umfang der Literatur lies; sich nur dadurch erzielen, das; über eine Anzahl gleichartiger Werte gemeinsam reserirt und die Werke selbst dann in den Anmerkungen der Reihe nach erwähnt werde». Auch die der Vor-rede augeschlusseue Tafel mit Tiegel» und Abkürzungen zeigte überall das Bestreben, möglichste Kürze zu erreiche», ohue die Deutlichkeit der Eilale zu beeinträchtigen.
Jeder Band zerfällt, wie schon erwähnt ist, i» drei grone Ablheilungen: Alterlhum, Mittelaller, Neuzeit, und jede Ablheilung hat ihren eigenen Redaclcur. Ihm fällt vor Allem die Aufgabe zu, das zugewiesene Gebiet in kleinere Tlücke zu zerlegeil nnd die'e von geeignelcn Fachleuleu bcarbeilen zn lassen — eine üinrichlnng ans der sich vor Allem zwei Vorlheile ergeben: erstens, da« in der besprochenen Lileralur keine wichtigere Erscheinung übersehe» isl und zweitens, das; das Unheil, wenn auch nicht immer ein richtiges, doch jedenfalls ein fachmännisches und darum dcachleiiswrrlhes isl, Der inter-nationale Charakter der Jahresberichte, denn es Handelle sich ja nicht blos nm die Ge-schichte unseres Landes, oeranlastte die Herausgeber, sich mit bckannlen Gclehrlen der austerdeutscheu Länder Europa« in Verbindung zu sehen und diese zur Mitarbeilerschcist heranzuziehen: in den meislen Fällen waren ihre Vemühuugen oon Enolg begleitet: wir begegne» jeyt in der austerdeulschen Abtheiluug des Mittelallcrs eiuer Reihe von Name», die auch früher scho» bei uns einen guten Klang hatten. Professor Eipolla bearbeitete Italic», Molinier Frankreich, Prufeffor Annersledl nnd Hjnrne in Upsal« die Geschichlsliteralnr Tch,oedens, Dr. Schjölh in Ehriflianin die Rorwegeno nnd Däne-marks: Professur Hor^ilta Buhnien nnd Mähren, Dr. Kantecki Pole» nnd Pwfesior Schwicker in Budapest Ungarn, Wie das Mittelalter sich überhaupt der besonderen Pflege ter Historiker erfreut, so nimmt es auch iu den Iahresberichlen einen ebenso grosteu Raum ein, als die beiden anderen Ablheilungen zusammen, nnd während das Allerlhum in 9 und die Reue Zeit in 25 Gruppen zerlegt ist, weist das Mittelaller deren 37 auf. Jede gröstere Periode darin hat ihren Becirbeiler gefunden: die Urzeit bis zur Völkerwanderung: das fränkische Reich unler den Merouingern: dann folgt die Karoliugrrzeit: in drei getremile» Abschüitleu werden die sächsifchen, wüschen und Hohenslausenkaiscr behaudell, und ebenso das 14 nnd 15, Jahrhundert Damit ist aber erst die Hälfte gethan, denn eine gleiche Beachtung verdient die localgcschichlliche Forschung, welche dereinst als Grundlage einer allgemeine» Eultur- nnd Vcrfassungsge-schichle gellen soll. Und so finden wir denn i» ei»er Reihe oon Eapileln die historische Lileralur über Elsas^Lothringen, Bauer», Bade», Württemberg und die alten und neuen pre»s;ischeu Provinzen zusamiuengeftellt und besprochen. Das; auch die Kreuzzüge, die Papslgeschichle, der deutsche Orden ». s. w. berüctsichligt sind, versteht sich von selbst.
Toll ich noch einige oon den deutschen Mitarbeitern nennen, deren Name schon für die Vorlrrsjlichkeit den Referate bürgt, so bieten sich auf den ersten Blick dar: Zöcllcr (Kirchrngeschichle) und Steinschneider aus der ersten, Hahn, Breslau, Lchuni, Krones, Tichnckerl, Wallenbach ans der zweiten, Koser nnd Bailleu aus der der driten Ablheilnng.
Das; man hin und wieder ein Referat trifft, welches den Erwartungen nicht ent-spricht, wird nicht Wunder nehmen: kam es doch häufig genug vor, wie die Heraus-geber klagen, das; mancher Milmbeiler den für die 'Ablieferung festgestellten Tennin nicht einhalten konnle und das; noch in der lehlen Minute ein Anderer die Arbeit über-nehmen »llchle. Darin lieg! wohl auch der Gruud, das; manche Länder, wie Runland und Spanien, gar nicht, andere, wie England, nur lheilweii'e uerlrelen wird. Solche Uebelsiäude mus; man mit der Rachsicht beurthcilen, welche jedes großangelegte Wei-t be-anspruchen darf.

Es ist von verschiedenen Seiten tadelnd hervorgehoben worden, das! in einem deutschen Jahresberichte da>> Referat des H. Wolinier über Frankreich französisch abgedruckt ist. Man sah darin eine unzulässige Eoncession an das Nationalgefühl uüserer westlichen Nachbarn. Ich kann in diesen Tadel nicht einstimmen, weil ich in dem sranzön'chen Abdruck einen Vortheil für den Stil und eine Entlastung der Rednctionsconimission wahrnehme. Ein Referat ist an sich schon — bei der Beschränkung des Naumcs — kein Muster von gutem Stil, und wird es gar aus einer fremden Sprache in die deutsche übertragen, dann bekommt man manchmal beim Lesen ein Gruseln, Bei den Berichten aus Schweden, Dänemark, Italien liegt die Nothwendigteit einer Ueberlraguna vor, nicht so bei Krankreich. Jeder gebildete Deutsche liest das französische Referat mit der grösttcn Leichtigkeit, warum sollte man sich also da der undankbaren und zeitraubenden Mühe einer Verdeutschung unterziehen? Und bedenkt man denn gar nicht, das, die Jahresberichte sich auch bei den Franzosen, denen das Deutsche lange nicht so geläufig ist. wie uns das Französische, ein Absatzgebiet verschaffen können und wolle»? Und sie tonnen es nur, wenn das Referat französisch bleibt.

Wenn wir den Jahresberichten, welche, aus einer wissenschaftlichen Körperschaft beivorgegangen, sich zunächst au gelehrte und Fach-Kreise wenden, an dieser Stelle eine so ausführliche Besprechung zu Theil werden lieszen, so geschah es in der Uebcrzeugung, da« sie auch da-: Interesse der Gebildeten in hobem Mnfze beanspruchen dürfe». Denn gerade die Beschäftigung mit der historischen Wissenschaft geht weit über den Kreis der Gelehrten hinaus. 8, 1^,.

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Gustav Meyer, (Äerlin Robert Oppenheim).

Von Hause aus Grammatiker und der beste Kenner des Albanesischen, wendet Gustau Meyer, durch die geographische Lage seines Wohnorts, Graz, der Bnltanhnlbinsel nahe gerückt, seine Mußestunden mit besondere!» Vergnügen dem Studium der uolksthümlichen Literatur der Griechen, Albanesen und Südslaue» zu. Die Sammlung seiner Essayc-, von denen ein Thei! bereits in, n. auch in unserer Monatsschrift) gedruckt vorlag, ist durch Sachkenntnis; wie durch geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Die Aufsäße sind sehr belehrend, und sind unterhaltend. Sie dürfen Allen, die für allgemeine, vergleichende Geschichtswissenschaft sich intcressiren, als beste, ja zur Zeit einzige Einführung in die vergleichende Märchenknnde insbesondere wann empfohlen werde». Die Märchcnforschung hat groste Probleme noch zu lösen; die weitgehenden Uebrreinstimmungen der Märchen aller Völker regen immer von Neuem die Fragen an: was ist in jedem Volke selbständig entstanden? was beruht auf Entlehnung? Ueberall zeigt hier Meyer guten Tact, Vorsicht und Zurückhaltung im Urtheil, so daß er ein zuverlässiger Führer genannt zu werden verdient.

Von actuellem Interesse sind die Skizzen über Sprache und Literatur der Albanesen, über die — bekanntlich von Goethe hochgeschätzte — neu-griechische Volkspoesie, über die ölavenfragc in Griechenland. Mit der aus persönlicher Erfahrung hervorgehende» Neunheilung des neu-griechischen Charakters sann man die Ausführungen Wagners «Lehrbuch der Geogr. II, 133) vergleichen.

Belehrend und poetifch anziehend ist der letzte Abschnitt „Zur Kenntnis! des Volksliedes". Wer erfreute sich nicht an der genialen Keckheit des Schnaderhüpfels? Und nicht oft spiegelt das Leben eines Volkes sich so charakteristisch wie in den von Meyer frei übersetzten indischen Minialurgedichten, Ihr Reiz wird im Original durch die Klangfülle des Dialektes noch wesentlich erhöht. Derselbe ist viel consonnnlenärmer als die indische Kunst- und Literatursprache: und wir finden hier die nämliche Frische nnd Natürlichkeit des Ausdrucks, welchen die Plaudersceue Sakuntalas und ihrer Freundinnen zu einer der schönsten Erzeugnisse der Weltliteratur gestaltet. >V. !f.

^3H Nor!» und Süd.
Weber contra Du Vois-Re^mond.
Emil Du Vois-Illeymond, Eine Kritik seiner Weltansicht von Theodor Weber. Gotha.
Frdr. Andr, Perthes,
Die Veranlassung zur vorliegenden Schrift ist das seiner Zeit vielbesprochene
, ,I^nnrllbimu3" Tu Vois', »velches den Widerspruch des Metnphiisiters hernusfordeN.
Th, Weber polemisirte dagegen in einem Artikel in den Schaarschmidt'schen Monatsheften,
den Du Vois nicht unbeachtet lies, und der auch in der gegenwärtigen Schrift als deren
erstes (5apitel wieder abgedruckt ist. Die Ursache der hier vorgetragenen Polemik ist die
Divergenz zweier Weltanschauungen, deren jede sowohl für die Principien, von denen
aus sie gewonnen worden, als auch für die Methode, durch die sie sich als Resultat
ergab, den Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erhebt, Ter Endzweck des Büchleins
ist Versöhnung des wissenschaftlichen Tenkens mit dem „positiven" Ehristenthume, d. h.
mit einer eigenen, weder römischen noch protestantischen Dogmatil, mit der Dogmatil
des österreichischen Theosophen Anton Günther, Tast dieses Ziel jemals, oder gar schon
durch die Webersche Schrift werde erreicht werden, müssen wir bezweifeln, ebenso wie
wir bezweifeln, ob dieselbe auch uur ihr nächstes Ziel, die Weltanschauung Tu Vois'
in wesentlichen Punkten umzustimmen, erreichen werde. Bei der vollständigen Hetero-
geuität, wie sie statthat zwischen der von Th, Weber ans den Schild erhobenen Mein.
Physik einerseits und zwischen dem (Gedankenkreise der eraeten Wissenschaft andererseits,
deren Vertreter hier zufällig Tu Vois ist, ist eine Verständigung unmöglich.
Es ist ein Priucipieutamvf, der hier gekämpft wird. Hinter dem Venasser der
obige» Schrift steht nnr ein kleines haufleiu Philosophen von Fach; aber die speeisisch
Güuther'sche» Uesonderheiten abgerechnet, ist die Webersche Weltanschauung das in's
Philosophische übersetzte, in den breitesten Schichte» immer noch lebendige Enlturfermenl,
welches sich ergeben hat aus eiuer Mischung von Eartesianismns, Kirchenlradilion, Vibel
und e-ommon »euz, nnd welches gegenwärtig noch von den Schulbänken ans in die
Wedankenkreise der Gebildeten eingeführt wird, welches aber höchst wahrscheinlich aus
der Reihe der thätigen Trieblräste der Eultnrentwickelung herausfallen wird, wenn erst,
was freilich nicht in kurzen Jahrzehnten geschehen kann, das jetzt noch esoterische B»
sitzthum der strengeren Wissenschaften einst für fo selbstverständlich gelten wird, wie gegen-
wärtig außerhalb derselben etwa der naive Glaube an die vom erkeuuenden Subjecte
unabhängige Realität der Körperwelt mit ihrer Farben- und Gestaltenfülle, oder wie
allgemein jetzt etwa die Gilligkeit der Kepler'schen Gesetze, Tnmit meinen wir natürlich
nicht, dap, jemals der „Mnterialismns", welchen Weber bekämpft, siegreich sein tonnte,
vor allein nicht ein Materialismus, wie ihu Weber sehr zu Unrecht Tu Vois vorwirft,
und wie er ihn doch wieder selbst in einer originellen Weise in seinem eigenen Systeme
als Princip für die Natur, die anorganische wie die organische, mit Einschlnsl der mensch-
lichen Leiblichkeit, behauptet,
Tie Partien der vorliegenden Schrist, welche über das Wesen, den Ursprung und
die Erkennbarkeit der Materie Handel», sind die interessantesten und wohl nnch werth-
vollsten. Wir müssen hinsichtlich der Einzelheiten auf die Schiist selbst verweile«, nnr
folgende Eordinalpnntte der ganzen Frage wollen wir hervorheben. Tn Vois' Materie,
wie überhaupt die Materie im Sinne der ebneten Wissenschaften, ist gar nicht nales
Neltprincip, sondern für die Erkenntnis, ein Grenzbegriff, für die Welteiklärung aller-
dings anslerordentlich branchbnr, aber immer doch nur ein Begriff und von hnpothetisa'!«
Geltung, Taher ist Tu Vois' Weltanschauung nicht Malerinlismns, wie ihr schuld-
gegeben wird, wohl aber ist Webers Naturerklärnng Materialismus, und dies in einer
Form, die zu den schwersten Uedeuken Anlas; giebt, Tie Materie ist sür Weber das
reale Natnrprineip selbst: aus ihrem Wesen und ihren Kräften, welche ihm vermöge
einer Sein und vernünftiges Tenken gleichsetzenden Erkennlnintheorie für erkennbar
gelten, entspringen die Lebensformen der Natur-, Vorstellnngsbildnng ist eine Thäiig-
keit des Gehirns, Aber lns;t sich deuu jemals mehr behaupten, als das« jener Vorgang
einer entsprechenden Gehirnthätigteit allenthalben uur correspondire; Vorstellungsdildune!
ist also doch nnr in dem Sinne Function der Moleknlarbewegung des Gehirns, wie der
Mathematiker von den Funelionen variabler Größen spricht. Wie das Gehirn die Ve>r-
stellungeu mache, das ist natürlich nicht zn sagen, nnd hierbei kommt die nllerdineis
wohl feststehende, von Webers besonders betonte Wahrheit, das; das eigentliche „Wie?"

im Geschehen ans der wissenschasilichen Problemstellung ausgeschlossen bleiben müsse, lecht zu stallen, Umsomehr übenaschl es, da« der Verfafser das, was er für die Vorstrllungsbildung im nllgenieinen behaupte!, nicht auch für die Vorstellung des H)cen!chen von sich selbst gelten läs,t: wenn er dort den Sprung für zulässig hält von der Molekulararbewegung zur Vorstellungsbildung, warum sagt er nicht auch hier: das menschliche Gehirn producirt das Selbstbewusztsein—wie? das ist seine und nicht unsere Torsse? Etat! dessen legt er für die Production des Ichgedantens ein neues, von der Materie wcseneverschiedrnes, aber cbcnfo erkennbares Prineip ins menschliche Gehirn hinein, den Geist.

Zu diesen» und anderen Theoremen kommt der Verfasser aus einer zweifachen Annahme, Zunächst aus seiner eigenthümlichcn Kräftetheorie, im legten Grunde aber aus der methodologischen Voraussetzung, das, ein voraussetzungsloses Tenten »ich! nur menschenmöglich, sondern auch der einzige Weg zur-Auirichtung einer allseitig begründeten, widerspruchslosen Weltaufiassung sei. So wird beiseitegeschoben, was unbequem ist, namentlich der Ersahrungsbegnii, wie ihn im Wesentlichen im Auschlust an Kant die ciactr Wissenschaft recipirt hat: es wird eine — vermeintlich — ganz neue Teutatmosphäre geschaffen, in welcher ein Erkennen der Tinge „nach der Seile ihres Seins, ihrer Substanz, ihres Wesens, ihrer Realität, ihrer Ursächlichkeit u. s. w." sich für das „oornussetzungslose" vernünstige Teilten keine Schwierigkeit mehr bietet, und in welcher nun, um nach dem Beispiele des Verfassers die Vulgatazu citircn: ^uoll olulu8 nou vidit, u«o »uriz »u<1>vit, . . . nobis rovelavit Den» z>sr 8piritum «uum: t!pirit,u8 euim ornni» 8erut,»tur, otiilm prukunäH llei. —

Wenn wir also nach alledem zweifeln müssen, ob der Versnsser sein Ziel, eine wissenschaftlich begründeie Philosophie des Ehriftenlhnms zu machen, auf diesem Wege erreichen wird, >'o must doch anerkannt werden, da« seine Schrift viel Anregendes enthüll und als erneule Gellendmachung eines Standpunktes, welcher einmal auch in der Wissenschaft herrschend war, historisches Interesse biele!. Tie Stilisirung ist, was bei einer Schrin von wesentlich mrlaphusischeni Gehalte sehr anzuerkennen ist, klar. Die Schreibweise crinnerl stellenweise an diejenige des auch als Stilist vom Verfasser für klassisch gehaltenen Anton Günther.

HI. X.

Vibliographische Notizen.

Gcoglllphische Literatur.

Trei Vricfc an die Freunde deutscher Nfrila-Farschung, colonialcr Vestrebungen und der tlnsbreitun» des deutschen Handels. Von Ed. Robert Flegel, bamburg, in Eoinmi'sion bei L. Friederichsen ^ Co.

Tie kleine Schrill des bcrühmlen Asritll-zoischers verfolg! zwei Absichten: Einmal sollen die weitesten Schichten des deutschen Voltes für die Eolonialfrngen interrfsirt und zur thiltigen Antheilnahme an d»r praktischen Ausnutzung der deutschen Entdeckungen veranlastt werden: sodann werden nn die wissenschaftliche Erforschung unbekannter Erdräume ganz andere Anforderungen gcslelll als bisher, I» letzterer Beziehung hält Flegel das blosze durcheilen weiter Ländcrstrecken, wie dies von Rohlfs, Cllineron, Stanln, (!), Tcrpa Pinto und Nisunann geschehen sei, den! heuligen Standpunkt der geographischen Wissenschaft nicht mehr für angemessen, und er dringe daher auf ein planmästiges, allmäliges, auf neue Stationen geslützles Vorichreilen in fremde webiete hinein. Es ist dies jedenfalls ein Gesichtspunkt, der recht beachtenswerth ist, wie denn überhaupt die ganze lebhaft gehallene Schrift den Interessenten hiermit empfohlen sei.

> Wehr Uicht im »unllen Weltlheil. Betrachtungen über die Eolouisatiou des tropischen ^Afrika unter besonderer Nerücksichligung des Sansibar - Gebiets. Von Ur, G. A. F i s ch e r. Hamburg, L, Friderichsen K Eo.

Ter Veiftrsser dieser acht Bogen starten Schrift, praktischer Arzt in Sansibar und Afritnreisender, kommt in Bezug auf die Aussichten, welche sich deu deutschen Eolonisalionsbestrebunge» eröffne», zu wesentlich anderen Resultaten, nls die drei Briefe

Nord und 3üd.
Flegels. Schon das Vorwort giebt deutlich geuug den Zweck zu erkennen, den der Verfasser verfolgt, nämlich den von einem bedenklichen Afritasieber ergriffenen Leuten ein Recept zu verschreiben: und obwobl Mischer sich selbst als einen eifrigen Anhänger der Eulüvation Afrikas bezeichnet, so denkt er doch tiihl bis nn'sHerz hinan über die etwaigen Erfolge aller anfAfrita gerichteten IInternelünnugen, Einige seiner Ansichten schinecken nur gar zu sehr nach Pessimismus, so wenn er auf 2, 5 folgendes behauptet: „Es ist von neuen?lbsallgebie!en gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen tonnten, was man damit gemeint, ist für den, der nur einigermaßen mit den dortigen Handelsverhält»issen vertraut ist, vollkommen unklar:e." Auch die auf 2, 2? ausgestellte Behauptung gebt unserer Ansicht nach zu weit: „Für das gesnminte twpische und zum Theil auch subtropische Afrika hat folgender Sa!.! Gültigkeit: Tie gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden," Nichtsdestoweniger ist die Schrift Mischers »»gemein anregend und belehrend und in einigen Partien gerade,',» mustergültig, so namentlich in dem Abschnitt über„Lebensweise und Krankheiten", „Charakter und Litten der Neger" und „die deutsch - ostnfrikcmische Gesellschaft".
Von Tripolis noch Alcr.»ndrieu. Beschreibung der ‚m Austrage 2r. Mas, des Königs von Preußen in den Jahren IWA und 18<I9 ausgenihrteu Reife von Gerhard Rohlfs.' Mit einer Photographie, zwei Karten n, s. >u. Zwei Bände, Norden, Hinrieus Mischer Nachfolger.
Vlein erster Aufenthalt i» Vlaroll« und Reise südlich uou, Atlas durch die Lasen Tran nnd Tafilet. Von Gerhard Rohlfs, Norden, Hinricus Mischer ?>achfolger.
Beide Werfe des erfolgreichen Afrikaforschers sind viel zu bekannt, als daß sie hier einer eingehenden Besprechung oder Empfehlung bediuiten: sie liegen bereits in der dritten, unveränderten Ausgabe vor, und dies beweist zur Genüge, welches Interesse sie im Publikum heworgerusen haben. Trohdem können wir nicht nachdrücklich genug, die Ausmrrtsamkeit auf die hochwichtigen Entdeckungen lenke», welche Nohlfs a»f diesen Reisen machte, denn uns scheint, als hätte» selbst die besseren geographischen Lehr- »nd Handbücher dir Resultate der Nohlfs'schen Forschungen »och viel z» wenig gewürdigt uud verarbeitet. Es ist dies um so wunderbarer, als die Schreibweise des Verfassers so anschaulich und lebendig wie nur möglich ist, ein Umstand, der die Verwerthung seiner Reisewerke ganz wesentlich erleichtert: wir Hütte» nur gewünscht, daß die vulgären Ausdrücke, die sich hie nnd da bei Rohlfs vorsiudeu, in einer dritten Ausgabe beseitigt worden wären. Loch darüber sieht man ja gern hinweg, wo so große, Verdienste gegenüberstehen! Inzwischen ist auch der Wunsch des Verfassers, dem er auf 3. 115 des erstgenannten Wertes Ausdruck giebl, glänzend in Erfüllung gegangen: „Tie schwarz-weiß-rothe Fahne sollte, so hoffen und wünschen wir, von hier (von Kuka, der Hauptstadt Nornus) »och weiter getragen werde, wo möglich bis an die Ufer des indischen oder atlantischen Oeeans."
Afghanistan »nd seine «achbarländrr. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Rostoschnu.
Mit ea, 20N Abbildungen, vielen Karten u. f. w, Leipzig, Greßncr ec Schramm.
Ter lingemein thätigc Rostoschnu, dessen „Eoluuien Europas" noch im Erscheinen begriffe» si»d, bietet u»s hiermit schon wieder ein Lieferungswerk dar,

welches auf Beachtung sehr wohl Anspruch
»lachen darf. Nicht blos, das, eine aus-
führliche Schilderung von Afghanistan und
dem Turkmenengebiete bisher gänzlich fehlte,
dürfte de»! neuen Buche sehr zu Statten
kommen, sondern auch das actuclle Inter-
esse an den jüngsten Vorgängen zwischen
Rußland und England, welche sich in jenem
Lande, der sog, asiatischen Schweiz, ab-
gespielt haben, Roskoschmi betont, da« er
keine Parteischrift schreiben wolle, aber er
»ins! doch wohlz» der Uebcrzrugung gelangen,
daß die Russen, «ach der ganzen Lage ihrer
Machtverhältnisse, nicht eher zum Still-
stand in Asien kommen tonnen, als bis sie
den indischen Oeean erreicht haben. Jeden-
falls wünsche» wir dem fleißigen Ver-
fasser nnd der splendiden Verlagsbuchhand-
lung, welche das Wert mit ganz Vorzüg-
lichen Illustrationen ausgcstaliet hat, den
besten Erfolg.

Tic Wunder der Welt. Eurnpa.
Eine malerische Wanderung durch die
Länder und Städte' Europas. Von
Adolf Brenueckr. Mit ca. 180Holz-
schnitten. Straßburg i. E., Schul« i Co.

„Die Wunder der Welt" stellen sich
die Ausgabe, gewissermaßen einen Ersah

für die vielen einzelnen bereits vorhandenen Plllchlwerte zn bieten. Tas Wert will alleLnnderderWelt.ihreHauptsehenswürdigtciten, die Tillen ihrer Bewohner, ihre wichtigstenEntwickelungssladien, ihre cullurgefchichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart leicht verständlich und möglichst interessant zu schildenl versuchen. Jeder der fünf Crdlheile wird einen in sich abgefchlosienen, mit zahlreichen Illustrationen — meist Vollbildenr— ausgestnllele» Band bilden. Tir uns vorliegenden Lieferungen bringen die Pyrenäen-Halbinsel und einen Theil Frankreichs: der Ter! liest sich rech! angenehm, und die Bilder — z. B. Gibraltar: eine Strasze in Sevilla: beim Stiergefecht in Sevilla: Innere« der grosten Moschee zu llorduva: das Thor derGe'andten in derÄlhambra: der Alcazai zu Toledo: Hochaltar der Kirche Lt. Ruque zu Lissabon u, f. w. — sind gut aufgewühlt und deutlich ausgeführt.

Tos InlaReich Beiträge zur Swnls- nnd 3illengeschichlc des Kaiserthums Tahuainiusuuu. Nach de» ältesten spanischen Quellen bearbeitet von 1>r. ineä. N. B. Brehm. Mit einer Karte und Holzschnitten, Jena, Fr. Maules Verlag (Ä. Scheut).

Wir sind gewohnt, in den Cumpendien der „Weltgeschichte" die historische EnNuickclung nur derjenigen Völker eingehender behandelt zu sinden, welche an dem Fortgänge der allgemeinen Ciuilisalion mitgewirkt haben. In der Geschichte de« Allerthums Neten somit die Wolter des Mittelmeev-Beckens in den Vordergrund, im Mittelalter das byzantinische Kaiserreich, die Herrschaft der Araber und das römische Reich deutscher Nation, in der neueren Zeil nan.entlich die europäischen Nationen. (5s ist diese Art der weltgeschichtlichen Auffassung ganz allein berechtigt; denn wenn auch noch andere, als die erwähnten Völker, z. B. die Ägypter, Inder, Chinesen, eine z. Th. erstnuneuswerthe Cultnrstiifc erreichten, so kann bei ihnen doch von einer fortschreitenden Enlwickelung der llivilisation leine Rede sein: sie erscheinen vielmehr, auf einer gewissen Höhe angelangt, wie erstarrt, geradezu unfähig vorwärts zu schreite», ja sogar unfähig einen Rückschritt zu machen, der bei wahrhaft ciu,listeten Nationen oft den Trieb zu neuem Leben in sich birgt.

Hierum ist aber durchaus nicht gesagt, das, uns die Geschichte der reinen Kulturvölker (im Gegensatz zn den ciuilisirleu Nationen) kein Interesse eiuzuslösten im Stande wäre: im Gegentheil, wer bedauerte nicht, dan wir z. B, über das Lebe» und Treiben der llarthngcr so ungenügend unterrichtet find, oder wer hätte nicht gern gewissere Kunde von dem allen Malciieiwolte der Icwanen, welches sich der Kawisprnche bediente? Beide Völker habe», jedes in seiner Art, eine groüarlige Coline bei sichelnwickelt, ohne jedoch dauernd auf die Geschicke anderer Völkereiugewirkl zu habe».

In die Reihe dieser eigeulhümlichen, um nicht zu sagen wunderbare» C'Meuzeu gehört nun vor allem auch das alle peruanische Reich der Quichu» sKilschun) oder der Inka, wie ma» das i»dia»ische Culturvolt Südamerikas nach dem lelUen Herrscherhanfe auch wohl zu »ennen pflegl. Zur Zeit seiner höchsten Blülhe umfastle das Kaiserreich Tahuanlins!i»u<„VierWelioder Himmelsgegenden", so laulet der offieielle Name des Inka-Staates) ungefähr die heutigen Republiken (lolombia, Ecuador, Noliuio, Peru «nd Chile: (5»zeo war die Hauplsiadl. Tas ganze Land war Slanlseigenlhum und zersul in drei Theüe, in So»»e»-La»d für die zahlreiche» Priester nnd Tempel des nnsichlbnren Schöpfers Pachnkaniak, als dessen sichtbarer Stellver-

treter die Sonne verehrt wurde: Inta-
Lnnd sür den Kaiser »nd seine Veanile»,
und Volksland, das alljährlich nnf's Neue
uertheilt wurde, so dast keine Familie in
Noth gernthen tonnte. Ter Ackerbau slnnd
in höchster Blüthe; Gold n»d Silber ver-
stand man einzuschmelze» und z» Schmuck-
sachen zu verarbeiten: Baumeister, Ge-
lehrte, Musiker, Tichler und Schauspieler
machten das Leben überaus uielgeslallig.
Somit dürfte das vorliegende, dem
Kronprinzen Rudolf von Oeslerreich-Ungnrn
gewidmete Buch für Jeder»«»» ei»e höchst
willkommene Gabe sein, um so mehr, als
der Verfasser, welcher kaiserlich deutscher
Gesandtschaftsarzt in Madrid ist, das ge-
fammte Quelleumalerial gründlich ausge-
nützt und gar manches Neue zn Tage
gefördert hat, Tie Geschichte des Herrscher-
Hanfes, das Volks- und Familieulebe»,
Götter- nnd Götzenucrehrung, Gesetzgebung
nnd Verwaltung, Gewerbe, Kunst nnd
Wissenschnsle», Heerwesen und Krieg, end-
lich die Zustände des Reiches bei Ankunft
der spanischen Eroberer nnd deren Regi-
ment iu dc»ersieuvierIeihrzeh»le» finde»die
eingehendste und interessanleste Behandlung,

Lö!«», Unttn-ioä, I>!>il!lnp von ^nllv, Lin I^nsn«-
nnH (Aurulitoliiilä. HIUncnon^Aznr t'iitzok.
^lisoninsss-Lreiniol lnl 1886, XNricn, Vori^z-
muzl«in <,I. 3oll»t><«Iiti).
Li-uill, ,I,i!in«, V„n Ilünon unä vliil«,,. Fodvi^
u»H Lrn^t in Vvl«o„, Klit« /Vut!»«» von
,,IIunt« üliitkon ", I^si^xiz,', Ivül! Iioi««noi,
Vorzon, I!»ä«u-II!,äv,!, Kniil 8o,nm«lmov?l,
tn»«»,»!'!,, «>!»«m«>!>« N»m»nl,!l!>!o»!!«!c. Ri„«
VMlior, iI«»n«I^»l,iMN^, Lima X, Unnot,
Loor^, I>we llouron, 1!>oi>t«i-II«m»n in
Zeiten «wer ün^oi^o, >'un 8»!vl>t»l»
I'llriiiQ, L^nH, I«, I-'lvv, Lon,!ml6 <Ä, üvi-n-
!>!>I>!>, Huf <i«r >>V,,^s 60« NlüoKü, lluinu».
eb!!»!-.^»<!!>»>>b»<l!!, Ulli!« von, x«u« voll- NN<I
^ön>»ül!, Nnzwv HH„Is, !I^I I», Lill I',ile„trll!ln>,
In nsilll (i«»»n^vn. >V><>„, !.»r! Kunvzzrl.
s»»x, Uu8t»v, i>I,«!i!>n I«I2. 8i>>mu>!ni?I in
Mnl ^uKU^on, Ilvllin, 1^, «!vintn»>« üucn-
s!o»n»>» Uo,«!nokw (Wz Nl„w«K'I<,,mi«c!iv,,, de-
»il>oitot, vl,'«itort nnH Iilz »ul dio nnuvüto
Avil l,„!^ol,!ll!t vun?n°dl,ok ^V, TKoii,,^,
ilit 4U Uii^i„:l!'Knnf«in ^ui» ?>!«N in?l>rnon>
ärnüli, Usitw HuH»!;s, I^üi,,/,!', II, U»it.
ä>,is. I.iol, >-4,
s>'!»!l!'>o!!, ?nn<!l!<-!>, 1)3« I>n<^?!i!n>! äür ^Ullz-
ß0LoUen, Il,,m»n, I^in^z;, Vilnolm
!<»>««s, lAnorH, I>>» Kleinen I.ivHor mit llionton
>.', HV 8vI>N>i<It'«VN0 I',!iV0I»itll<L-IInvI>l!^,M'
Inn^ il'lwcilion I!uN<,
Lvlion Ii«,rnz, A^«,tu Il«i!,vi Ivivn?olf„>>rt«n
in l,!«t nn,I Vo8t, Kiläor unä 8!ci??o» von
(^Nli! l»»4 biz 0v!„bol !3»,°>,1 I.eii^>8, Iliit
«»»«,»>>!, I>i«Il!c>, von, ^n,0li>l» in Volt n»H
Lila, I^inn ^o>,i>6«,,i„!< <!<,!- V^owini^wn
8tlu»t»n. I^I^. ei/u», I^>i»i,;, 8onini,It H
«»i>!l«!, He,,n»nn, I>iul, Nr, N»« Nnstb« »cno
(iwioi!„!»>, Ulli!» I>./^,, ü,!c!>I><,>a!un>,' Ho»
^«»»»n ^uä^viF von U5t«u . liinn Nn'ntu,,^ 'NN
Leitlll,',,»^ livz inz^izvnvn 1«w5, I'„to,>-
du,z, II, dlclimil^Iul« !«, IIa»!,nei,«i>!»!idl,,
I»!i»!, >Io?il/, LIiinwi! n>« o^lon«, Xouo Di-
^iii!ln,!ssv,i „na Lcnüüerun^on, l),n/.il.' er-
inllvnti^l« Hudv!>vlinnz,' v»n I^uckvi^,' Vvvi,d-
I«l, üvliin, ^<>,^I li«invv>>s,
— Nor zinnii mit ilun />vol Ilürnorn, !l,<n>»„-
ti^rlio lisxüllwu«, Diu^iü «linüonli^t« 1,'v^vl-
^«t^nnss v<„, I.uzui^ Vvc!i!.ivl, Ilvilln,
lul Lv«nr»ennnx «in^ezllnzsn« LUrn«,
X»I><!>»!', !><>i>n!6, X«d«Ii»n<i u,„I Tben,5«>>itl»u<1,
5>Kn LnII«, Ltultzziu^, O. ^, 6U«en«n'5eK«
VvliH^IlHNäiUNss,
NnnKi» <'!>u„(Il» ^n°ttl>n»d!>vi>nvl>, üsnwrn
von <^»rt X!um„>, Ix>ii«iz, Vilnviin I>!«älic!>.
vnu Ivui-I iHvtmmnn, Dritt», nus'^ X«un
5nr»it 6,,!!'!! I>'l„n2 »unvliel, Lliter Ij^N'I.
ü,v, «,. I?l!tnlol>!!lss0 inr !>>/iodi!N8 <!oi ^nz.'«i>6,
'llüncden, 0»«z»r I>it«-n.
^>,>i«!,oit unä W'«It!:n,!«t, X«v!> I.on! (/n<»t0l-
II, nnvvrk,»!, ^liHoz;« 8»utt^»it, V«!,!^ vuu
?»rf»!!, X, vnn, Nin ^»n^toinoi-. 8ü>I,iout«c:b«l
Il>>n>»n in ?,v«i II!lnäs,>, I, unä II, Iu«I.
Ull^zslänlk, Vel^' vvn l'süx I!»,;o!,
Veili,^ von d«w!i<I«l I'aotel,
U«»tl>o!l von 1^,, UltMlMN, KtUtt^Hlt, «»Kolt
I.U!ü,
N«V!>» >ül»sNl>t!<»>I>I», Dilv<!!»Ul3I Hnzsln H«
Uu!>e5n«t!ü ot ^i!üU5t« I»'»nt,>ni, Lll„<!öino
^nno«, low« äixirnw, I,!ir«i^un, I, II, III,
Mn», ill>x, Nl(5 Kin,I, — Kin lilüolwi- Xuin?.
I^ootizcn« I^rxünlunx, ^,V,v5t,»,Ivi!, L, 8ono!Ien>
8»,ovt,
8°!><«>»«!--!.»-«>,«!>f«!<l, ^, v., Xvi^don von,u
V»»0t!>, XVi>tw!,n, I'^ri^ 6or üim<>, I!v,>!3»iz, d-
«»><«,-, ti„!>I,o!<! Hn!i„>!m, ('l>nHi<I«t zilllwl.
ö<Iiii,,n, ?n,i,<, Viot^r IInv,>rä.
U?t>igii! u„!?r vela„twor!l!Ä,kci! des tzcilluzgcbcis.
ünbeiechtiglrr N»ch>rucl aui den, Inlia» dicler Iritjchiift unleijcig!, Uc!>el!rzungsiech! »oibldallen.

5>»^>>»^55.
!^222
1286°,, ^n«:Ke ?°ü>1unz. 188L«
i!

>>Mr>« ,<p°e,
»«Uli«,, .n«°e.
l».ll»q>,!!,lz»°l.
l«»l^«l.,«'°^,W
«iic! iu belieben äuicb 6ie

M,
--
!/
^
^
^

Vor ^LL^ MVLIili I2lewa88eln lükmlicdät
au3A6?eicKnet Mt der
iU33Ii:^IIdl0, I.WDM, 1884.
Naclen L«<!en,
Nnnibeiz;,
Lülmen,
Zell in,
Uielelelci.
Loclium,
Nolln,
Ure^Iilu,
(ndlcn/,,
! Oe!eI<i,
, t'leu?.NHc!>,
^ Dortmund,
Dre^>Ien,
Duizdurz,',
Dliien,
Di,85el<i<>ll,
'RU,el,eI6,
K!l«nn^en,
^zen,
I's^nlilurt »/>!»!»
?rciwilss i/s!„
^I, Llixidaen,
?u OI?läH^I ?^HI3^di
s^ürlitü,
»»Ne n/3,,
llnmm i/^v,,
N^nnuvel,
lieicleüicr^,
I^eildronn,
^Icrsolcl,
Kluzelzlautesn.
Knllzlul,e,
Kazzel,
Kempten iL.,
Köln,
I.nnäa»,
I.eipiiß,
I^u6wissü!>2sen,
>I»ss6e!«is»:.
Kl»inx,
^I^uin!ieim,
>lün«ter i XV,,
Xülnder^,
i'lUuen i V„
Kemn^en,
^»»lkliicken,
3le,iin,
"liier,
Wie«b»6en,
Wür/Iiurz.',
/.»ciliriickeu.
^
,

r<T^L^cÂ«^

August ^886.
Inhalt,
5ei«
Dito und Idem in Bukarest.
E? war ein Irrthum. Novelle ^3
Georg Vrandes in Kopenhagen.
Schacl von Staffelst, ein deutsch'dänischer Dichter. 1 ^6
F. Hennicke in Verlin.
Die lelegraphie in Verlin l, 3
Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an leopold von Ranke 20
Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Neetzow. Novelle 22
<Lmil j)acully in Genf.
pietro Siciliani 25
Vibliographie 26
w, table, Gelchichie der Renaissance in Frankreich. »Mit Illustraüanen.) —
Friedrich der «Lroße und die vallslchule. — ciine Geschichte der Ideal«. — Die
Vibliographische Notizen 2?
hierzu ein Portrait von Georg Vrandes.
Radirung von I. tinoner in München.
«Nor« unü sä»" erschein! am Anfang jedes Monats in Heften mi! je einer Auntideilage.
—» preis pro ÜZuartal <2 Hefte! 6 Marl.
-^__ Alle auf den redactionellen Inhalt von „Haid und Süd" bezüglich«,
Sendungen sind an die Nedaction nach Nießlau, Siebenhufenerstraße :,2, ohn
Angabe eines Personennamens zu richt»n. ^^—

2Tord und Süd.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Paul tindau.
XXXVIII. Vand. — August M6. — Heft ^3.

W r e Z l a u.
3>ruck und Verlag von 3, 5ch«ttl«iender.

EMPTY

$\wedge$

'vv¿?fy ^ "' "^i';' < 'lv^Uv+v ' ^ <^' < ^

Gs war ein ^rrthum.
von
Dito und Wem
— Ankerest. —

!cr Novemberwiud fegte durch die Victoriastraße. Kam er von der Brücke oder vom Thiergarten? Er wehte hinauf und hinunter, und in jeder Richtung schien er am stärksten zu sein. Das Gas war noch nicht angezündet, auch in den Häusern brannte nur vereinzelt Licht, jedoch in der Etage, welche die Gräfin Ritholm bewohnte, waren schon erleuchtete Fenster. Tort trug ein zierliches Stubenmädchen eine Lampe durch den Salon, hüpfte im anstoßenden Boudoir auf einen mitgebrachten Holzschemel, zog die Hängelampe herab und ließ sie mit der leuchtenden Last so leise als möglich wieder hinauf gleiten. Tann huschte sie hinaus und trug tief verschleierte Lampen iu deu Salon.

Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verursacht, Wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauengestalt am Flügel fiel. Ihre klafsifch schönen Hände hatten in der Dämmerung murmelndes Zwiegespräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Folianten geschichtet, vor ihr stand aufgeschlagen eine Partitur, in der sie wohl gelesen, bis die eintretende Dämmerung sie in ihre eigenen Phantasien versenkte. Jetzt erhob sie sich iu ihrer nordischen ^aMnken^Mchc. Ihr schwarzes Seibenkleid war so schwer und weich, daß es nicht ranschte; das schwarze Spitzeutuch, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Brust in einen losen Knoten geschlnngrn war, in dem ein paar frische Veilchen steckten, umrahmte ein feines Oval von durchsichtiger Weiße. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um sich unter dem Spitzentnch in einen reichen Knoten zu verlieren nnd neben dem

I.HO — Dill, und Idem in Antares!.
Halse rechts und links in zwei schweren Locken nicderzurieseln. War es grau? Nein, aschblond, noch kein graues Fädchen schien es zn durchziehen. Mit zwei Schlitten, ohne Hast, stand sie in dem kleinen Boudoir und musterte den Miniaturtheetisch am Kamin, zwischen zwei behaglichen, dunkeln Sesseln, auf dem ein silbernes Kesselchen brodelte und dampfte. Sie öffnete die Theebiichse und""Ie'ise bewegten sich die Nasenflügel, wie der Duft der kostlichen Vlättchen ihnen entgegenstieg. Ja, auch an der Nase waren kleine Fältchen, aber sie schienen nur die Feinheit derselben fühlbarer machen zn sollen. Die Lippen waren schmal und fest geschlossen, als würden sie viel in einsamem Venken zusammengepreßt. TM^ kündeten die zierlichen Noten-pulte, welche den Flügel umstanden, daß hier nicht immer allein musicirt wurde.
Das Boudoir hatte braunrothe Sammettapcte, von der man aber nicht viel sah, so voll war es mit herrliche» Bildern, von denen zwei durch be-sondere, mit Metallschirmen halbgeschlosscne Lampen an Wandarmen beleuchtet waren. Auf einer Staffelei stand ein reizender Madchentopf, der sich auf dem Schreibtische in unzähligen Photographien, Aquarellen, Miniaturen, in Costümeu, im Neitkleid nnd Vrautanzug wiederholte, zuletzt, noch ohne Nahmen, umgeben von zwei herzigen Cherubinen, ihm ganz ähnlich.
Ueber dem Kamine deckte ein prachtvoller Gobelin den Spiegel zu.
Bücher häuften sich überall; bis auf Bilderhöhe liefen an allen Wänden die Negale entlang, und ein besonderer kleiner Tisch mit grüner Studirlampe hinter einer Chaiselongne, über die ein altindischer Shawl geworfen war, zeigte, daß hier manche Stunde lesend zugebracht wurde, denn er war vor Büchern und Zeitschriften nicht zu sehen. Vor dem einzigen Fenster standen Blumen und Blattpflanzen in üppiger Fülle und verbreiteten ihren Tust durch den stillen Nanm.
Tie herabgelassene Portiere an des Raumes dunkelster Seite theilte sich ein wenig, und ein grauer Kopf wurde sichtbar. „Wenn die gnädige Gräsin nichts mehr zu befehlen haben?"
„Nein, garnichts. danke, Sie können in's Concert gehen, Lorchen; essoll sehr fchön werden."
„Schade, daß gnädige Gräfin gerade hente Abend verhindert sind!"
„Nein, es thnt nichts, Lorchen, Herr von Asmar wird mich Wohl ent-fchädigen, anch haben die Florentiner versprochen, dasselbe Quartett bei mir noch einmal zn spielen."
„Nnn, dann darf ich Wohl gehen! Unterthänigst guten Abend!"
„Guten Abend, Lurchen, «nd vielleicht gute Nacht! Sollte es fpät werden, so gehe ich allein schlafen nnd brauche nichts mehr."
Auf diesen letzten Satz ertönte ein mißmuthiges Brummen hinter der Portiöre; bann schloß sich leise die Thür, und die Gräsin war allein. Sie hatte ein schönes japanisches Falzbein genommen und schnitt ein Buch auf, in dessen Seiten sich die znrückgebogenen Fingerspitzen mit den tadellos gesonnte»,

Es war ein Hrrthum. —— ^^
rund geschnittenen Nägeln verloren und die großen blauen Augen sich halb zerstreut versenkten, bis ein Schritt im Salon sie hell und jugendlich auf-leuchten ließ, während ein feines Roth das ganze Gesicht überflog. Oder war es nur ein zusammenstürzendes Holzscheit im Kamin, dessen hell flackernde Gluth sie so röthlich beschien?
Ter Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte schnell seincn Urheber unter die Lichtwellen der ersten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriff er die Schraube der Lampe und dichte an ihr.
„Verzeih, Hedwig, aber sie blakte, entsetzlich, der Tisch ist schon mit schwarzen Flockchen bedeckt. Nnn aber guten Abend, und wie geht es Dir?"
Nie schone Frau lächelte über ihren vorsorglichen Gast, der nun mit ihr in's Boudoir trat. „Vierhändig scheinst Tu heute nicht mit mir spielen zu wollen," fuhr er fort, „was ich begreife, bei meiner Ungeschicklichkeit, also darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin installiren?"
Er hatte die Bewegungen, die schnelle Sprache eines jungen Mannes, auch seine schlanke Figur, dieser in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrschen schien, war jung, aber der schöne, länglich gesonnte Kopf trug kurz geschorene graue Haare, grau war der feine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Züge des Gesichtes, waren alt.
„Du scheinst mir recht heiter dafür, daß Tu morgen wieder in die Fremde gehst," meinte sie mit einen unbewußten Anflug von Enttäuschung.
„Ich bin es auch; — weil ich erst morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu sitzen."
Beide schwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, seitdem er allabendlich den Thce bei ihr trank, war es der erste Augenblick seiner unverständlichen Scheu, die zwischen ihnen herrschte; Trauer oder auch nur Bedauern, daß sie sich wieder trennten, war ja ausgeschlossen, ^meinte er, während sie etwas gezwungen fragte:
„Und hast Tu alle Geschäfte abgewickelt, allen Frcnnden Lebewohl gesagt?"
„Allen," entgegnete er lächelnd. „Wie viele das sind, da ich 25 Jahre nicht hier war, weißt Tu ja."
„Und doch sollte für eine wahre Freundschaft kein Zeitbegriff bestehen."
„In philosophischem Sinne giebt es ja keine Zeit," versetzte er scherzend, „aber wir sind nicht immer im Stande, uns auf der Höhe solcher Anschauung zu erhalten."
„Vielleicht nicht immer, aber in einschneidenden Augenblicken des Lebens. Ms ich Dich wiedersah, fühlte ich keine Zeit mehr, in der ersten Stunde war mir, als wären wir Beide Kinder!"
,,Wer, wir Beide? Wolfs und Du? Denn Du und ich, wir waren ja nicht Kinder zu gleicher Zeit," entgegnete er etwas scharf. ,,Und in der zweiten Stunde," fügte er lachend hinzu, „ward es Dir dann um so grausiger klar, wie anders wir durch die Zeit, die wir wegleugnen wollten, geworden?"

^2 Dito und Idem in Vukaiest.
„Vielleicht," meinte sie wieder, während sie ausstand, um die Spiritus-
flamme auszulöschen und das starke Brodeln des Theewassers dadurch zu
dämpfen.
Er sah ihr zu, denn er war auch aufgestanden und hatte seinen Hut
erst jetzt auf einen Stuhl im Hintergrund gelegt.
„Ich finde diese Maschinen unpraktisch," sagte er, an den Theetisch tretend.
„Bei mir in Singapore habe ich einige Verbesserungen an der Äerzeliuslampe
selbst angebracht. Schade, daß ich nicht eher daran gedacht, ich hätte sie Dir
auch machen können."
Nie Gräfin lächelte: „Ich bin mit dem ungenügenden System ganz zu-
frieden, ich habe nicht so viel Ehrgeiz — oder Unruhe? — wie Du."
„Tu ristirst hierbei aber immer, Vir die Finger zu verbrennen!"
„Und habe es doch noch nie gethan."
„Ich will kein krächzender Nabe sein, aber ich bin überzeugt, Du ver-
brennst Dich noch einmal."
,,Wenn Du wieder fort bist, mache ich den Thee nie selbst, Lurchen
versteht es besser."
,,Also das ist eine ganz besondere Ehre, die ich, wie so Vieles, zu spät
würdige! Dabei trinke ich ungern Thee, Verzeih, das hätte ich nach dieser
Erklärung wohl nicht sagen dürfen?"
„Wie kannst Du mich fragen, was Tu darfst oder nicht! Ich tonnte
Dich eher fragen."
Wieder schwiegen Beide; er wies das Cumpliment nicht ab, entweder weil
er es überhört, oder weil er es annahm. Der Gräfin stieg langsam das Blut
in den Kopf und die Peinlichkeit dieses Schweigens schnürte ihr die Kehle zu.
,,Wir kummeu heute gar nicht recht in's Fahrwasser des Gesprächs,"
meinte sie endlich.
„Desto besser!".
„Warum?"
„Ein Fahrwasser ist ausgefahren."
„Für mich sind nur ausgefahrene Straßen, ich habe nie, wie Tu, meine
Pfade selbst erst ausgehauen."
„Tas hätte Tir auch nicht gestanden."
„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Tu fandest mich einmal
in Knabenkleidein sehr hübsch."
„Ich Tich? Wann denn?"
„O, es ist lange her, aber ich habe nichts davon vergessen und manch-
mal, noch jetzt, sogar in diesen letzten Tagen fühlte ich alte Frau etwas von
der Angst vor dem großen Joachim, die ich als Kind gespürt. Männer
haben wohl kein Gedachtniß?"
„Für Kleinigkeiten selten."
„Aber mir warst Tu damals keine Kleinigkeit."
„Dies ,dainal^ ist schmeichelhaft, gut, daß ich nicht so leicht übelnehme,

«Ls war ein Irrthum. ^3
wie man mir nachsagt. Doch verzeih," — und er stand auf und näherte sich der kleinen Nococo-Uhr auf ihrem Schreibtische, „Deine Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hotel du Nord fortfuhr, zeigte die Akademieuhr schon 1/28 Uhr, und Nu bist jetzt erst dort angelangt."
Er öffnete das Uhrglas und stellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn und in ihren ernsten Augen lag ein schelmisches Lächeln, das er mit einem schnellen Blick erfaßte, denn er hatte sein Äinocle aufgesetzt, um nicht durch seine Kurzsichtigkeit etwas an der Uhr zu verderben.
„Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!" fragte er.
„O nein, höchstens: ganz der Alte," meinte sie.
Joachim fuhr fort: „Ja, Dir, der Weltdame, muß der peinliche Ordnungssinn sehr kleinlich vorkommen, aber wenn man wie ich in wilden Ländern lebt, schlagen selbst die guten Anlagen leicht zu Ezcentricitäten um."
„Das ist mir nicht ausgefallen. Aber Joachim, bist Du so ganz sicher, daß ich zur Weltdame geboren war?"
„Jedenfalls erzogen."
Hedwig fühlte in diesem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.
„Was nennst Du eigentlich Weltdame?"
„Was Du bist."
„Tann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?"
Er warf ihr einen seiner raschen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das sie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorhergehenden Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß sie sich verstünden, daß sie zum ersten Mal im Leben nur einen Gedanken anzudeuten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er sie durchschaute und sie seiner Freundschaft würdig fand, und nun schien das Alles irrthümlich gewesen zu fem!
„Weißt Tu, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Sehnsucht, Dir vor der Trennung, die vielleicht eine ewige ist, aus meinem Leben zu erzählen, und nun bist Du so eigenthümlich fremd wieder, wie am ersten Tage unseres Wiedersehens."
„Das ist nur scheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir hast sagen wollen, kannst Tu getrost sagen, als ob Du zu Dir selbst sprächest."
„Aber nun kann ich nicht mehr, nun M das Thor zugefallen und der Schlüssel verloren."
„Wir finden ihn schon wieder, der Abend ist ja lang. Hast Tu Nachricht von Teiner Tochter? Finde ich sie noch in Rom?"
„Sie hat heute nicht geschrieben, aber hier" — sie ging an den Schreibtisch — „hier ist ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, mit ihren Kindern."
Er trug die Photographie dicht unter das Studirlämpchen und betrachtete sie sehr nahe. Sie stand im Schatten und sah seinem Mienenspiele zu. Es zuckte durch die feinen Züge wie ein heftiger Schmerz, dgnn lächelte er.
„Teine Tochter hat nichts von Tir, gar nichts; man würde nicht glauben,

^HH Dito und Idem in Vukarest,
daß sie Tein Kind ist, auch an Wolfs erinnert sie nicht, dagegen an meine Mutter, die hatte so tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, dies Kind, das bist Tu, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schooß nehme, werde ich meinen, es sei die kleine Hedwig, die so oft auf meinem Schooß faß und mich mit den großen, ernsten Augen verschlang, wenn ich Märchen erzählte!"
Sie hatte sich genähert und sah auch auf das Bild.
„Nu erzähltest aber auch zu schön, Joachim, so gut, daß ich noch mit Teinem Wortlaut meiucr kleinen Enkelin Deine Geschichten erzähle, nachdem Sylvia sie als Kind immer wieder hören wollte und sich später mit ihrem Aeltesten vor mich auf die Erde sehte, um sie noch einmal zu hören. Ich webe auch zuweilen Geschichten von den Orten ein, an denen Onkel Joachim sich aufhält, obgleich mich Onkel Joachim nur mit Geschenken, niemals mit Briefen verwöhnt hat. Aber die Geschenke enthielten alle eine Geschichte, der Shawl, das Falzbein, der Sandelholztasten, die spanische Wand, kurz Alles, was von Dir kam, gab Stoff zu endlosen Geschichten, und so lebten wir immer mit Dir."
Ihre Stimme verschleierte sich ein wenig.
„Ich schrieb aber regelmäßig an Wolfs, und das war doch dasselbe?"
Sie schien die Frage in diesem Satze zu überhören.
Er sah noch immer auf das Bild.
„Tu hattest auch diese Locken," fagte er endlich, als hätte er leine Antwort erwartet, „ganz diese Locken, die ich durch die Finger gleiten ließ, wahrend ich Dir erzählte."
„Ja, und ich hatte das so gerne, während Wolfs mich nur daran riß, bis ich nach ihm schlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war der große Joachim Friedensstifter."
„Ich fürchte, er war etwas ungerecht, aber er hatte ein Vorurtheil gegen Mädcheu und schützte zu sehr den kleinen Bruder, den Liebling der Mutter," setzte er weich hinzu.
„Das machte nichts, ich war immer stolz, wenn Tu Partei gegen mich nahmst."
„Du willst mich noch jetzt schamroth machen," lächelte er. „Darf ich auch wissen, warum?"
„Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir sind ja alte Leute und können über solche Kindereien spotten: Mir war Tein Tadel immer lieber als Tein Lob. Ich war schon so viel Evastochter, um zu wissen, daß man den höher stellt, den man tadelt."
„Wie hübsch Tu Alles zu drehen weißt, das konntest Du schon damals, und darum schienst Tu mir dem kleinen wilden Wolfs immer überlegen. Der arme kleine Kerl, ich sehe ihn noch blutroth werden, als er Tir nichts zu entgegnen wußte. Tarum schlug er so oft um sich, weil er sich zu fchr Junge fühlte, um einem Mädchen unterliegen zn dürfen."

Es war ein Irrthum. ^5
Er hatte sich auf das Fußende der Chaiselongue gesetzt, mit dem Rücken gegen die Lampe; sie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolsterten Rücken eines Sessels und ließ die schwarzen Spitzen durch die schönen Hände gleiten.
„Und Tu fingst doch früh an, Wolfs gern zu haben?" uahm er wieder das Wort.
„Welche Gewissensfrage!"
Er sah ihr starr iu's Gesicht; sie aber blickte aufmerksam iu's Feuer, als suchte sie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen, und es flog wie ein Herbstwind über ihre Haut, der sie in Hundert Kleine Fältchen kräuselte. Nein, so nicht, so wollte er sie nicht sehen. Noch eben hatte er ihr Kindergesicht erblickt, wie es ihn schelmisch aulachte. Und sie sollte Wolss geliebt haben, es mußte und durfte nicht anders sein. Sie war jetzt Wittwe und betrauerte den tobten Bruder noch, und daher das schmerliche Zucken.
„Wie merkwürdig, daß ich so wenig behalten habe aus jener Zeit, es war eben nicht mehr meine Kinderzcit, als Ihr jung wäret, Wolfs und Tu." begann er wiederum. „Ich war nur in den Universitätsferien zu Hause. Einer Sccne jedoch erinnere ich mich, als Wolfs sich in den Finger geschnitten hatte, da hast Tu bitterlich gewein! und wolltest Dich gar nicht trösten lassen."
„Natürlich, weil ich's gethan hatte. Wir hatten uns um das Messer gestritten und gerissen, und auf einmal klaffte die tiefe Wunde, und sein Vlut strömte. Ich dachte, er würde mich gleich verklagen, aber er sagte, er hätte es selbst gethan; und ich schwieg, weil ich mich vor der Strafe fürchtete. Von da an habe ich ihn nie mehr gequält, denn er war tapferer gewesen als ^ich. Weißt Tu noch," fuhr sie fort, „daß Tu immer Hedchcn und Haidi zu mir fagtest, und besonders für Haidi wäre ich durch's Feuer gegangen, so gern hörte ich das."
„Und Tu ,thatest Deine Arme um meinen Hals und sagtest: Min söte Io!"
Eben sah sie wieder^ganz jung aus.
„Ja, minen söte Io, so nannte ich Tich."
„Aber als ich aus Verlin kam, da hieß ich nie mehr so."
„Ta hast Tu mir so schrecklich imponirt, ich dachte, nuu wüßtest Du Alles, weil Du Dein Examen gemacht hattest. Ich war unterdeß auch nenn Jahr alt geworden, also ein großes Mädchen."
„Ja, das ist richtig, mit 21 Jahren war ich Di', sui-. — Mein Gott, wie stolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich sie mich immer mehr als Vruder wie als Kind ansah. Ihr Kind, ihr einziger Sonnenschein war Wolfs. Wie glücklich würde sie gewesen sein, hätte sie es noch erlebt, Tich an Nolffs Seite zu sehen."
„Tu hast einen Eultus für Teine Mutter gehabt, Joachim! Wolff sprach selten von ihr, so daß sie mir fremd geblieben ist."

^6 Dito und Idem in Vukaiest.
„Wolfs war 15 Jahre alt, als sie starb und er war, wie alle
«erzogenen Kinder, viel mit sich beschäftigt. Loch hat er ganz gefühlt, was
er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei
mir in Neilin zu. Er war noch auf dem Gymnasium, der liebenswürdige
tleine Faullenzer. Meine Mutter hatte mich für sein Wohl verantwortlich
gemacht; Hedwig, nicht wahr, ich habe Wolff sehr glücklich geleitet, ich habe
meine Pflicht gethan?"
Hedwig schwieg. Joachim wurde durch ihr Verstummen beunruhigt nnd
fragte von Neuem: „Hedwig, war Wolff nicht fehr glücklich?"
„Ich weiß nicht," sagte sie beklommen, „ob Menschen seiner Art wahres
Glück kennen."
„Du meinst, Wolff sei nicht glücklich gewesen?" Es war ein so eigen-
thümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin rasch ein-
lenkte. „Er schrieb Dir doch von seinem Unfälle, 14 Monate nach unserer
Hochzeit?"
„Er hatte das Nein gebrochen?"
„Sagte er weiter nichts darüber?"
„Er schrieb ja so wenig und so flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus
seinen Briefen!"
Die Gräfin lächelte. „Meistens schrieb sein Eecretär!"
„Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für
den armen Verbannten zu ergreifen nnd ihm Manna in die Wüste zu senden!"
„Nun, die Wüste waren die Tropen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und
das Manna sollte aus einer vommerschen Sandbüchse fallen!"
„Ich habe nie verstanden, warum Ihr Hof und Stadt so gänzlich ver-
mieden habt in den eisten und letzten Jahren. Zuerst dachte ich, mein
Bruder wäre so eifersüchtig, daß er seine schöne Frau vor allen Blicken ver-
bergen wollte; als das aber vorhielt, war ich mehr und mehr erstaunt.
Offen gestanden, ich dachte 'nicht, daß Du es aushalten würdest, Hedwig."
„So?" meinte sie. Es war ein so bitterer Ton in diesem „so", daß
der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er sprang
auf und legte mit großer Kunst einige frische Scheite in's Kamin, die auch
sofort lustig knatterten.
„Siehst Tu," sagte er, ,,so muß man es machen, Luft gebe«, leicht
aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, sonst brennt das Ding nie."
Sie sah zerstreut in die Gluth:
„Ja, die Mcnfchen meinen, sie bauen so geschickt und kümmern sich
nicht darum, welch' edler Baum dort zu Asche verbrennt."
„Der Baum ist dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern."
„Es kommt nur darauf an, wie bald."
„Es kommt nur darauf an, für wen."
„Da man aber das Für wen nicht dem Baume überläßt, fondern ihn

Ls war ein Irrthum. ^?
behandelt wie eine fühllose Sache, so darf man immer annehmen, daß man grausam gegen ihn war."
Er hatte noch immer in's Feuer gesehen, jetzt wandte er sich rasch um. Marmoren«? Kälte lag auf ihren Zügen.
..Warum bliebt Ihr denn immer ans dem Lande," fragte er fast barsch.
..Weil sich Wolfs bei dem unglücklichen Sturz den Hüftknochen derartig zerschmettert hatte,' daß er ein Krüppel blieb für sein ganzes Leben. Er konnte nie wieder reiten, noch jagen, noch tanzen, noch eine Fußtour machen. Nur bei sehr gutem Wetter konnte er ohne Stock gehen. Es war sehr schwer für ihn, denn er hatte ja eigentlich keine anderen Freuden."
Sie sprach sehr ruhig und gleichmäßig, in dem wohlklingenden, weichen Tiefton. der so melodisch und so leise klang, wie rieselndes Wasser. Nichts rührte sich an ihr, keine Muskel des Gesichts, kein Finger, nicht einmal die schweren Locken auf ihrer Brust, als athmete sie nicht.
Asmar lehnte sich an den Kaminsims: „Ein Krüppel!" sagte er und starrte mit zusammengezogenen Brauen zu Boden.
Endlich hob er den Kopf. ,,Und womit unterhielt er sich."
„Wir spielten 6«ii-t4, Piquet und Domino und Sechsundsechzig, und dann tutschirte er viel, das machte ihm große Freude."
„Und dann das Kind!"
Ein Helles Leuchten ging über der Gräfin Gesicht. „Ja, Sylvia, als Sylvia heranwuchs, da wurde Vieles anders, die gab manche frohe Stunde. Er lehrte sie reiten und konnte stundenlang in der Bahn sitzen, bis sie die ganze hohe Schule, die kühnsten Sprünge ausgeführt und ans des strengen Lehrers Munde ein Lob gcerutet."
„Und Tu lehrtest ihr die audereu Tinge?"
„Ja, soviel wie möglich. Sie spielt wirtlich sehr hübsch, Joachim, nicht dilettantisch."
Er setzte sich in den kleinen Sessel, den sie vorher eingenommen, und sie ließ sich in den gleiten, vor dem sie eben gestanden
„Und dann beredete ich Wolfs, auf ein paar Jahre nach Berlin zu ziehen, bis Sylvia fertig erzogen und verheirathet wäre. So kam ich zum ersten Mal wieder mit Menschen zusammen und tonnte Musik machen, während er rauchte und spielte."
„Euer Salon machte sogar viel Aussehen, man sprach von ihm in den Zeitungen."
Die Gräfin lächelte: „Man tadelte ihn viel, weil er allerlei Leute auf-nahm, und die Standesunterschiede vergessen wurden. Auch fand Sylvia hier nicht ihren Mann, fondern zu Hause, den Vetter und Majoratsherrn."
„Das war auch weitaus das Beste, da Euch der Sohn versagt blieb."
„Ich habe mir nie einen Sohn gewünscht."
„Warum nicht?"

^8 Dito und Idem in Vukarest,
„Weil Wulff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen."
„Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem schönsten Mädchen unserer Residenz den Hof machte; damals war sein Beruf ihr gut genug.
„Tu hast Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war denen gut genug, die das Mädchen gern Ucrheirathen wollten, um es aus Serenissimus Nähe zu bringen."
Sie sprach sehr langsam und betonte jedes Wort. Er sprang auf und durchwandelte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen.
„Und Du selbst? Tu wolltest auch ^nur fort ans dieser gefährlichen Nähe."
„Ja, ich wollte fort," sagte sie, ohne aufzusehen.
Er ging an den Schreibtisch und begann im Dnnklen die Photographien zu rücken und die Papiere gerade zn legen.
„Warum hast Tu" — Er vollendete nicht.
„Warum," sagte sie und wandte den Kopf nach ihm zurück. „Warum bist Tu nicht lieber Künstlerin oder Bettlerin geworden, als meinen Bruder zu nehmen, wenn Du ihn nicht liebtest? Das wolltest Tn fragen? Soll ich Dir darauf ehrlich Antwort geben? Weißt Du noch den Tag, als Tu bei mir anklopftest und in mein Zimmer tratest, gerade als ein Sonnenstrahl durch meine Blumen fiel? Ich stand auf vom Schreibtisch, wo schon Berge von Geschäftsbriefen gehäuft lagen, und wo ich eben einen an Taussig begonnen, um ihn zu fragen, ob er mich für talentvoll genug hielte, eine Künstler« carriöre zu wagen."
Sie hielt inne. Er hatte sich auf den Schreibtischstnhl gesetzt. Sie stand ans, kam zu ihm heran und erfaßte mit der einen Hand die Staffelei.
„Weißt Du noch." fuhr sie fort, „wie Du mich niederzwangst an meinen Schreibtisch und mir sagtest, Wolff liebe mich bis zur Naserei, er werde sich eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich ihm nicht mein Jawort gebe? Und wie ich zögerte, «ahmst Du mich bei den Händen, als wolltest Du mich zerbrechen und sagtest, das Leben Deines Bruders läge in meiner Hand, Tu habest Deiner Mutter versprochen, für ihn zu sorgen, wie für Dein eigen Kind."
„Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual gesagt habe. Ich dachte, Du liebtest ihn, wie er Dich." murmelte Asmar.
„Aber Tn irrtest Tich, Tein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und seine große Bitterniß, ein Krüppel zu sein, entsprang hauptsächlich aus der Erinnerung an seine Triumphe."
„Er war verbittert?"
„Nun," sagte sie und ihre Stimme wurde wieder ganz sanft, „mit was hätte er sein Schicksal tragen tonnen? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunst und Wissenschaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn

sehr schwer und sehr drückend sein, und ich war gerade nicht die Frau, die es ihm leicht mache» konnte. Wir stimmten in Nichts überein."
„Ich tonnte freilich nicht wissen," entgegnete Asmar bitter, „daß es so unglücklich enden würde, und daß Nu mit einer unmöglichen und verbotenen Liebe so bleich und still zum Altar gingst, einen Meineid zu schwüren!"
„Einer verbotenen Liebe, was meinst Du denn?"
„Hast Tu mir nicht eben gesagt, daß Tu fort wolltest, wegen Serenissimus? Tu wolltest vor Teinem Heizen fliehen?"
,,Tas wollte icb, aber nicht so, wie Tu es meinst! O Joachim, wie wenig ergründet Ihr Männer ein Mädchenhcrz! Man muß Euch Alles ganz deutlich sagen und wird doch nicht verstanden! Ich hätte Tich gern auf den Kniecn angefleht: ich will lieber sterben, als in die Ehe treten. Aber Tu warst immer mein Orakel, und ich hatte niemals Nein sagen gelernt. An demselben Morgen hatte mir meine Prinzessin eine furchtbare Scene gemacht, mich eine kalte Kokette genannt, eine herzlose Sirene, die alle Männer um mich her mit meinem Spiel und meinen Blicken in Tod und Verderben lockte! O! es war furchtbar!"
Sie strich leise mit de» »reißen Fingern über ihr Gesicht und faltete sie fest ineinander. „Ich hatte Niemand, der mir einen Nath geben tonnte, nur Tich allein. Was ich an Wolfs hatte, das sah ich, als ich ihm andeutete, wir müßten den Hof verlassen. Ich habe von der Stunde an mein Herz nie wieder gegen ihn geöffnet." Sie ließ die Arme sinken mit einer so trostlosen Geberde, daß Asmar den Kopf wegwandte, um fie nicht zu sehen.
„Tu glaubst wohl, meine Stellung bei Hof sei leicht gewesen und angenehm?" fuhr sie in ruhigerem Tone fort. „Im Ticnst vom frühen Murgen bis zum späten ^Abend, den Blicken immer ausgesetzt, denen ich mich so gern entzogen hatte, beneidet, verfolgt, beargwöhnt, verleumdet! Ich dachte oft: wäre ich doch häßlich wie die Nacht und spielte wie ein Schulmädchen, daß die Leute dabei schwätzen und lachen könnten! Aber wenn ich spielte, vergaß ich die ganze Welt; ich konnte nicht klimpern, und wenn mein Spiel mich auf's Schafsot gebracht hätte. Und dann, wenn ich aussah, stand er da und sah mich an mit brennenden Augen, und die Prinzessin wurde bleich und roth und weinte vor Wuth und Eifersucht. Tu aber sagtest zu mir, ich wäre so reich und glücklich i» mir, daß ich ei» ganzes Vermögen verschenken tonnte, ohne arm zu werden. Und meine Schätze wnrde» alle zu eitel Sand, wie im Märchen, weil Niemand sie zu heben verstand!"
„Ich wünschte, wir hätten all' das nicht berührt," stöhnte er, „ich hatte solch ein beseligendes Bild Eures Lebens in meinem Herzen, ich war froh, Tich noch einmal gesehen zu haben und wollte nun heim, sterben! Siehst Tu, Hedwig," und seine Stimme wurde wieder barsch, „Tu sprichst von Tir, von Teinem Leid, 'aber warum konntest Tu es nicht vergessen über dem Seinen? Tir brach das Herz um Tich, anstatt um ihn! Tu sagst, er hatte leine Erziehung, keine Bildung. Ja, was nennst Tu denn so? Er war ein Welt-

mann, er verstand alle Sports der Reichen, er konnte nicht Musik beurtheilen oder ein Kunstwert kritisiren, aber er war ein kühner Offizier, ein intelligenter Junge und ein Herz von Gold!"
Nie Gräfin sas; starr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein schmerzliches Entsetzen. So wurde sie beurtheilt, so, und von ihm! Sie konnte doch nicht ihre eigene Sache vertheidigen, sie konnte sich doch nicht loben, nicht die hundert Freuden aufzählen, die sie für den mißmuthigen Gatten ersonnen, die Reisen an alle Enden Europas, auf denen sie seine Launen ertragen und nur auf seine Zerstreuung bedacht gewesen, nein, sie durfte nicht einmal andeuten, wie sein Leiden ihn schließlich so verbittert hatte, daß er ihr ihre eigene Gesundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur im Sonnenschein der Jugend gekannt, nur gekannt, wie ein blind liebender Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig geblieben. Sie hatte sehr Unrecht gethan, auch nur so viel zu äußern; warum hatte sie aufgewühlt, was sie ihr Leben lang begraben, was die eigene Tochter nicht geahnt: — denn sie hatte verstanden, ihr den Vater als ein Ideal hinzustellen!
„Und warum kämest Du nie zurück, da Tu ihn so sehr liebtest?" stieß sie schließlich heraus.
„Ich kam nicht, weil er es nicht wünschte, doch Wozu all das, Hedwig? Wie sind wir mir auf die alten Geschichten gekommen? Bis zum letzten Abend hatte ich sie glücklich vermieden, nun muß es mich doch noch packen."
„Verzeih," sagte sie kalt, „ich war daran schuld, wie sehr Unrecht ich that, habe ich allerdings nicht vorher wissen können."
Sie blieben Beide einen Augenblick still, dann stand Joachim auf.
Hedwig schlug plötzlich das Herz zum Zerspringen, sie glaubte, er Wollte seinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all diese Berge von Kummer und Mißverständniß auf der Seele bleiben! Aber nein, er trat nur an die Pflanzen heran und sagte, indem er ein Palmenblatt berührte, mit veränderter Stimme:
„Mich ergreifen diese künstlich gezogenen Palmen immer wehmüthiglich. seitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort so erscheinen, wie sie mir hier."
„Und doch hast Du die Fremde lieb, also warum meine Palme bedauern?"
„Ja, ich habe sie sehr lieb, denn ich bin dort nur gauz ich, und das thut ja Jedem Wohl; Tu sitzest auch am liebsten am Clavier. In Singaporc bin ich ganz Egoist, ganz Einsiedler und Junggeselle. Hier in Europa ist kein Mensch etwas ganz, man giebt sich nicht das Recht dazu."
„Und hast Du Dich nie nach der Heimat gesehnt?"
„Ich hatte ja keine Heimat. Auf Ritholm war ich immer nur geduldet, so lange mein Stiefvater lebte, nachher regierte dort Wulffs Vormund. Geboren wurde ich in Pasewalk, wo mein Vater damals in Garnison stand, als er starb, war ich erst zwei Jahre alt. Meine Mutter ging dann zurück

LZ war ein Iirthum. ^5^
nach Mecklenburg, als sie »nieder heirathete, kam ich in Pension, erst in Schwerin, dann nach Berlin. Das ist Alles höchst interessant! Verzeih, aber alte Männer weiden geschwätzig."
„Hast Tu immer nur gearbeitet, nie gerastet?"
„O, ich war nie besonders fleißig, ich habe viel ‚gerastet', wie Du es nennst. Doch nicht zuviel; mich trieb das Bewußtsein, vom Vater mir ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts."
„Du wolltest reich werden?"
„Nein, ich sparte so viel ich tonnte von meinen Zinsen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, standesgemäß erhalten zu können."
Hedwigs Herz stand einen Augenblick still, dann sagte sie in kühlem Unterhaltungston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erstaunen: „Natürlich, Tu hast ja auch einen Roman haben müssen, daran hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Iapanesin, Iavanesin oder Australnegerin?"
Er beobachtete sie jetzt höchlich amüsirt. „Aber, Hedwig, damals war ich ja noch in Europa. Tu scheinst wenig Interesse an meinen Geständnissen zu nehmen?"
„Vielleicht war die Dame nicht interessant," entgegnete sie kalt. „Und sie war arm? Vielleicht aus dem Volke. Tu wolltest sie Dir erziehen? Sehr hochherzige Männer haben öfters solche Marotten."
Joachims Augen ruhten wehmüthig auf ihr. „Nein, sie war nicht aus dem Volke," sagte er. „eigentlich ist mein Roman sehr interessant."
„So erzähle ihn mir doch."
„Aber dazu muß ich von mir sprechen und das habe ich verlernt; ich finde es auch gegen den guten Ton. Wer weiß außerdem, ob das Mädchen es mir verzeiht, wenn ich von ihr rede."
„Lebt sie noch?"
..Ich denke. Toch gieb Tir keine Mühe zu rathen, wer es ist, Tu hast sie nie gekannt. Oft hatte ich sie schon gesehen, ehe ich merkte, daß ich sie liebte. Es war wirklich eigen! Doch ich muß noch weiter ausholen. Weißt Tu, daß ich einmal sehr unglücklich war, aber sehr, so daß ich mich mit dreizehn Jahren vergiften wollte? Nein? Das glaubst Du nicht? Ich thäte es auch nicht in Deiner Stelle! Du erwähntest vorhin, ich hätte einen Eultus für meine Mutter gehabt. Ja! Und eine eifersüchtige Liebe dazu. Als sie Wolffs Vater heirathete, den alten Nitholm, da brach mir mein Kinderherz. Einem kann nämlich öfters das Herz brechen und wenn man stirbt und sich seciren läßt, ist es doch noch heil. Aber, o Gott, was ist ein Kinderschmerz furchtbar! Einmal in den großen Ferien war ich also zu Hause, d. h. auf Ritholm. Wolffs Vater machte kein Hehl daraus, daß er mir nicht gewogen, und nur wurde zum ersten Mal klar, daß meine Mntter den kleinen Wolfs unendlich liebte, viel mehr als mich. Es war eine kleine Scene, — nein, ich kann sie Dir selbst jetzt, nach all den Jahren nicht wiederholen, darauf nahm ich eine Schachtel Streichhölzer nnd ging auf den

Buden des Wirtschaftsgebäudes. Ich steckte die Kopfe der Hölzer in ein Glas Wasser, das ich mir auch vorsichtig geholt, tränt es aus und legte mich dann in das Stroh. Während ich auf den Tod wartete, dachte ich aber nach über mein sündhaftes Vorhaben, und eine solche Neue überkam mich, daß ich zu meiner Mutter stürzte, ihr Alles sagte und sie bat, mir meinen Tod zu verzeihen. Aber mein Tod kam nicht! Und damals sagte mir meine Mutter zum ersten Mal, daß ich leben müßte, um meinem Bruder Schuh und Stütze zu sein, weil sein Vater alt und sie zart und schwach. Von dem Tage an begriff ich, daß ich Wolff unendlich lieben müßte, um ihn nicht zu hassen. Und ich habe ihn unendlich geliebt." Joachim hielt an. „Doch verzeih, Hedwig, jetzt möchte ich eine der Tassen Thee trinken, die dort seit einer Stunde eingeschenkt stehen; da Du sie mir nicht anbietest, werde ich sie mir nehmen."
Er ging mit seinen kurzen, raschen Schritten an den Theetisch, ho. eine Tasse, die er Hedwig anbot. Sie schüttelte aber das Haupt und sagte nur: „Und Dein Roman?"
„Erst werde ich noch einen dieser Biscuits kosten, sprechen macht hungrig, besonders, wenn man es nicht gewohnt ist."
Hedwig schwieg, alles Conventionelle war in diesem Augenblicke von ihr abgestreift, sie dachte nur an ihn und saß traumversunken, regungslos da. Er trank langsam die kleine Tasse ans, sah dann das Bildchen auf ihr an, flüsterte: „Reizend," trug die Tasse zurück, bezwang eine Bewegung nach seiner Cigarrettentasche und nahm dann wieder den kleinen Sessel ein.!
„Das hätte ich vor dreißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir heute meinen Roman erzählen würde," sprach er so vor sich hin. „Doch sage mir erst, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht ertragen zu können, sage mir einmal so die Essenz Deiner Kindheit. Warst Du glücklich oder unglücklich, lebtest Dn gern zu Hause oder warst Du lieber in der Pension. Vor dreißig Jahren warst Du in Altenburg in Pension, wenn ich nicht irre?"
„Ich mag jetzt nicht sprechen," sagte sie traurig, „Du entziehst Dich mir sonst wieder, Du hast schon Lust dazu, Dir ist es leid, mir Deiu Visir geöffnet zu haben. Tu meinst, es nutzt nichts? Aber es schadet doch auch nichts? Und ist es Dir wirklich nichts werth, daß ein Mensch auf Erden einmal Dein Vertrauen besessen hat?"
„Vielleicht ist Euch Frauen das Aussprechen ein Naturbedürfniß, uns Männern nicht."
.Wenn es ein Naturbedürfniß ist, so bin ich mein ganzes Leben in der Unnatur verblieben. Es hat mich Keiner gefragt, Niemand schien sich dafür zu interessiren. Künstlerisch schwärmten sie wohl für mich, uud was ich ihnen in Tönen sagte, glaubten sie zu verstehen, nnd sie verstanden doch immer nur sich selber. Die Menschen sind so naiv egoistisch."

Es war ein Irithum. ^53
„Nicht Alle."
„Siehst Nu, Joachim, wir Frauen sehen nicht die Welt wie sie ist, sondern die Welt wie man sie uns zeigt. Wir leben fast ausschließlich in die starke Feste des eigeneil Hauses eingeschlossen, der Herd ist unsere Welt, und wenn der kalt geblieben —"
„Aber an Euch ist es, ihn zu erwärmen."
„O Joachim! Es ist noch nie ein Funken allein, von selber in der Welt entstanden! Es gehören immer Zwei dazu!"
Er lachte rauh: „Tu willst mir doch nicht sagen, daß Wolfs kalt war, nachdem ich sein Feuer gekannt, seine verzehrende Leidenschaft für Dich. Er war wild, leichtsinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht."
„Tu hast ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, sonst wärest Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwischen uns sich der Funken entzünden würde, der die ewige Flamme bilden tonnte."
„Tann warst Tu wirklich nur eine kalte Kokette, denn Du liehest Tir den Hof machen, Tu warst freundlich für ihn, Du hörtest ihm gerne zu und freutest Tich. wenn er so schön zu Pferde saß."
„Ja. gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich sah ihn stets mit schwesterlichen Augen an."
„Tas nennen Frauen schwesterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!"
„Testo schlimmer für uns, wenn wir es find, wir sind Diejenigen, welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verstanden werden."
„Vielleicht ist es der weibliche Egoismus, der sie verhindert zu sehen, .wenn sie leiden machen."
Ein unmerkliches Zittern ging durch ihre Lippen. „Ich glaube, so gut das Glück macht, so schlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes Leiden trägt, wird man wirklich egoistischer und kälter gegen die Andern, die vielleicht Trost und Hülfe von uns erwartet hätten."
„Aber Wolsfs Frau sollte doch nicht ein so großes Leiden zu tragen haben! Er war kein roher Geselle. Mein Gott, Tu warst viel zu glänzend erzogen für seine einfache Natur, aber er liebte Tich doch und war so gut und ehrlich und treu!"
Thränen feuchteten einen Augenblick Asmars Augen. Tie Gräfin sagte mit eisiger Ruhe:
„Tu bedenkst nicht, was dem vorherging, daß ich Wolsfs Frau wurde."
„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen," entgegnete er, ihr den Nucken kehrend, „es möchte mir sonst gehen wie dem Neiter mit dem Bodenfee."
Er sprang auf und durchmaß das Zimmer, wieder bis zu den Palmen.
„Ich bin tapferer als Tu," nahm sie nach einem kurzen Schweigen wi«der auf, „ich möchte Deiner Iugendgeschichte in's Gesicht sehen, ohne mich in Stein zu verwandeln oder todt niederzusinken."
„Wieder echt weiblich!" meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln

^5H Dito und Idem in Vukaisft,
näher, aber auf seinem Gesicht lag noch ein fahler Schein, als wäre er einer Todesgefahr entronnen.
„Zuerst spielt die schone Hand mit einem Stilet, droht, uns die Augen auszustechen, und sagt dann mit der weichsten Kinderftimme: Erzähle mir eine Geschichte. Und die Geschichte muß vor Allem rührsam sein, damit das lalte Herzchen den angenehmen Kitzel einer Herauffteigenden Thräne fühle. O Hedwig, weißt Du noch, wie ich Dich einmal, als Du Kind warst, schelten muhte, und wie Du weintest, meine Hand nahmst und sie küßtest, ehe ich wußte, was Du thun wolltest. Und dann fand ich einen Strauß schöner Blumen in meinem Zimmer, so geschmackvoll, daß nur Du ihn gebunden haben konntest. So sind die Weiber, und wir armen Thoren lassen uns die Vlumen gefallen und finden uns sehr groß. Aber das merken wir nicht, daß wir einen Ring in der Nase haben und an einem seidenen Faden geführt weiden!"
„Also auch das nahmst Du für kalte Koketterie?"
„Nein, damals nicht, das habe ich seitdem eingesehen."
„Dort bei den Rothhäuten? Weißt Du, Joachim, Du kommst mir gerade vor wie ein junger Maler, dem ein Meister gesagt, es fehlte ihm an Farbensinn, und der Nächte lang darüber nachdachte, worin wohl Farbe bestünde. Ich rieth ihm, vor Allem nicht bei Nacht darüber nachzudenken, fondern bei Tag durch die Wiesen zu gehen und die Blumen anzusehen. Du hast meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht sahst und vergessen hattest.«
„Mir fiel Deine Mutter ein. Man sollte ein Mädchen stets nach der Mutter beurtheilen."
,,Aber ich soll meinem Vater gleichen, auf ein Haar. Du weißt ja überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter gestanden, ich war viel zu stolz, um irgend Jemand ein Wort darüber zu sagen, es war doch meine Mutter!"
„Durchschautest Du denn ihre Pläne?"
„Was für Pläne?"
„Ich habe mich falsch ausgedrückt, ihre sorgfältige Erziehung entsprang wohl mehr aus selbstsüchtigen und interessirten Motiven, das magst Du gefühlt haben."
„Sie wollte, ich sollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht musikalisch gewesen, sie hätte mich an'Z Clavier festgebunden, damit ich dennoch perfect spielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht erzogen, denn von einem Seelenvertehr oder Gedankenaustausch war nie die Rede, ihre Rathschlcige bezogen sich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an dem unvergeßlichen Tage, wo Du mich ausschaltest, sagtest Du von Allem das Gegentheil wie meine Mutter, Tu sagtest, was ich als Wahrheit fühlte, gebrauchtest Redewendungen, die ich mich erinnerte, von meinem ewig betrauerten Vater gehört zu haben;

Es war ein Irrthum. ^55
was in meiner Seele schlummerte und tief verschlossen war, das wecktest Du.
Darum küßte ich Deine Hand und schwieg still, Du solltest nur mehr sagen,
ich dachte, ich lönnte Dein Schüler weiden."
Ein heftiger Windstoß rüttelte am Doppelfenster und sauste durch's
Kamin, so daß Kohlenfunken rings auf den Teppich gesprüht wurden! Asmar
bückte sich, um alle die kleinen Kohlen auszulöschen.
.Siehst Du," sagte er. „wie gefährlich! Diese Kamine passen nicht für
«in solches Klima, aber der Mensch muß immer Alles nachmachen, ob es
paßt oder nicht."
Die Gräfin lächelte. ,Wenn man nie etwas nachmachen würde, so wäre
man noch chinesisch oder japanesisch."
„Dieses ,noch^ ist köstlich, auf die Chinesen und ihre hohe Cultur an-
gewendet."
„Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht Imehr das Glück, Gnade
vor Deinen Augen zu finden! Ich fange an zu glauben, daß Dein Roman,
die ‚Sie' in Deinem Leben einen Schatten auf uns Alle geworfen hat. weil
Du eine fo entsetzlich schlechte Meinung vom weiblichen Geschlecht überhaupt
und von den Europäerinnen insbesondere hast!"
„Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menschen,
der die Aufrichtigkeit und Wahrheit liebt."
„Besonders die Chinesinnen mit ihrem verkrüppelten Fußsystem scheinen
mir ein Typus für Naturwahrheit."
„Ehrlich gestanden, Hedwig," entgegnete er lächelnd, „habe ich von den
Eingeborenen der Länder, in denen ich Consul war, nicht viel mehr gesehen
als Tu. Sidncy ist nun z. B. fast eine europäische Stadt, Singapore — doch
ich habe bemerkt, daß Tu wenig geographisches und Völterinteresse hast, sonst
hätte ich Dir ja eins meiner Bücher zu Füßen zu legen gewagt. Dir ist die
Seele, die in den Tönen ruht oder aus den Augen blitzt, das allein interessante
Studium."
„Ich verdiene Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein
Zeichen Deiner guten Laune."
„Meine gute Laune wird aber gleich wieder schwinden, wenn ich auf
die Uhr sehe; es ist sicher über elf, und seit 25 Jahren bin ich nie später
als elf zur Ruhe gegangen."
„Aber Joachim," wollte Hedwig ernsthaft einwenden, als sie ein schelmisches
Lächeln in seinen Augen bemerkte. „Natürlich um 11 Uhr, aber siehst Du,
die Zeit hier ist ja eine andere, wenn es drüben 11 Uhr ist, gestatte ich Dir,
Dich zurückzuziehen."
„Du glaubst, die Berechnung fällt mir so schwer?" Er zog ein zier-
liches Notizbuch heraus, jeder Gegenstand, den er in Gebrauch hatte, war von
überraschendem Geschmack, nichts Dutzendwaare, Alles hatte ein besonderes
Gepräge. Man konnte ihn, so zu sagen, an jedem seiner Gegenstände er-
kennen.

Hedwig stand etwas schneller auf, als sonst ihre Art war. und ergriff das Vüchelchcn aus dem er noch nicht den Bleistift gezogen hatte. „Das wird confiscirt," sagte sie und wurde plötzlich dunkelroth. Sie war in ihrem Eifer so nah an ihn herangetreten, daßseinNthem siegestreifthatte, s^MHiaMhiMlich^arMmirter Athcm, der ihr so eine Fülle von Erinnerung brachte, daß sie fast schwankte. Ja, diesen mertMrdigeu Duft, den hatte sie ganz vergessen gehabt: wie war das nur möglich, ein so charakteristisches Merkmal! Ihr war urplötzlich, als säße sie auf seinem Schooße in dem Laubengang von Ritholm, wo er sie ausgelacht, als sie ihn geküßt und ihr versichert hatte, nun würde sie auch einen Bart bekommen. Sie war kaum fünf Jahr alt gewesen. Und auf der Heimfahrt hatte sie der Mutter nichts von ihrer Sorge anvertraut, aber lange nachher jeden Morgen in den Spiegel geschaut, sich beim Waschen die kleine Oberlippe roth gerieben, um keinen Bart zu bekommen. Vierzig Jahre schienen verschwunden durch diesen leisen Duft. Nein, sie waren nicht verschwunden, sie hatte sich ja ruhig in ihren Sessel gesetzt, ihre Gedanken hatten die gewohnten Bewegungen nicht aufgehalten, sie saß da, eine freundlich lächelnde Matrone, deren Frauengestalt schwarzer Seidenstoff umfloß und deren Haupt wittwenhaft mit schwarzer Spitze verhängt war. Und er? Sie blickte zu ihm herüber. Er war zurückgesunken in den Lehnstuhl und sah plötzlich so alt aus. Warum nur? War die Jugend von ihm gefallen in dem Augenblicke, da sie ihren Hauch wieder gespürt? Woher hatte er uur diesen süßduftenden Nthcm? War es der Odem seiner reinen Seele?

,,Ich finde, auf die Dauer ist diese halbe Beleuchtung angreifend," sagte sie; sie wollte sehen, warum er ihr plötzlich so alt erschien. ,,Willst Tu mir selbst eine der Lampen aus dem Salon herholen, oder soll ich klingeln?"

„Das Beste wäre wohl, ich überließe Dich der Ruhe und suchte sie selbst auf?" entgegnete er, „aber wie Du willst."

Er brachte eine der Lampen in's Boudoir und setzte sie auf deu Kaminsims vor den halb verhängten Spiegel. Hedwig war auch aufgestanden und riß deu Lampenschirm herunter, so daß Joachim sie verwundert ansah. Er äußerte aber nichts, sonderu nahm wieder seinen Platz ein; dann sagte ei: „Ja, es ist besser, das helle Licht, wenn mau von Jugendzeiten spricht; man könnte sich sonst einreden, man wäre selbst noch jung." Er schwieg.

„Du vergißt, daß Du mir noch Deinen Roman schuldig bist," entgegnete sie.

Er zog seine Uhr heraus. „Bewilligst Du mir noch eine Stunde, so werde ich Dir auch noch eine bewilligen."

„Also noch zwei im Ganzen."

„Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolffs Frau gehabt; Tu wirst mir dann, kurz ehe ich fortgehe. — ich traue Dir wirtlich zu, daß Tu die Wahrheit sagst,— eingestehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber siehst Tu, mit dem häßlichen Schatten, den Tu in meine Seele auf das Bild von meines Wolsfs Frau geworfen, mit

— <Ls war ein Irrthum. ^5?
dem will ich nicht sterben. Es wäre doch zu bitter, sollte man sich so geirrt haben sein ganzes Leben. Es ist schon so bitter genug; ich wünschte, ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Wahn, Wolfs hatte ein Paradies auf Erden gehabt."
„Und steht die Wahrheit nicht immer hoher?"
„Wenn wir darüber streiten, sind wir morgen früh noch nicht weiter. Was heute Wahrheit, ist morgen Lüge und übermorgen Trug und den vierten Tag Verrath und den fünften ein überwundenes Vorurtheil."
„O, ich sprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieser speciellen," sagte sie traurig.
„Mein Lcbenlang habe ich die Wahrheit als das Höchste geschätzt auf Erden, das klingt so trivial wie alle großen Phrasen, aber praktisch, auf das kleine Leben angewendet, ist es nicht alltäglich. Nur die Gerechtigkeit stellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer nngerecht gehandelt."
Sie schwieg, uud er erwartete auch keine Antwort; denn was er sagte, schien mehr ihm selbst als ihr zu gelten. Ihr war, als sollte sie sich ganz in die Ecke des Zimmers verkriechen, um ihn nicht zu stören in dem lauten Tenten.
„Tiefe unglückselige Eigenschaft aller Teutschen, ewig zu prüfen, welchen Motiven ihre Handlungen entspringen, hatte mich schon früh gepackt. Ich hatte daher immer fo viel in mir zu denken gefunden, daß ich selten aus mir hinausging; darum war mir wohl nachher die Fremde sympathisch, nachher, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. geliebt. Wie sie war, willst Tu wissen? Sie war liebreizend, sie war ein unbewußtes Genie, — und warf alle ihre göttlichen Eigenschaften hin, nur um hoch zu steigen in der Scala, die menschliche Eitelkeit errichtet. Anstatt Gottes Werte, Feld und Wald, zu studiren, lernte sie die Formen der Menschen auswendig und versenkte sich in die Abstufungen ihrer Laster; nein, nein, sie wäre nicht für mich gewesen, und ich nicht für sie! Wie es alles kam, willst Tu gewiß wissen, denn dies ist noch kein Noman, ein Noman muß spannen, soll er den Namen verdienen.
„Also ich, der Held, ging eines Abend», es war hier in Berlin, und ich bin neulich wieder auf denselben Platz gegangen, in's Schauspielhaus. Kennst Tu die Parquetlugeu? Ich weiß nicht, ob es Etil ist, in sie zu gehen; ich ging aber gerne hin, weil ich von dort sah, ohne gesehen zn werden. Und was ich sah, war eine aufgeblühte Knospe. Es war vielleicht gar nicht so wunderbar, wie es mir vorkam, Knospen blühen ans und werden merkwürdig schöne Blumen, und die Knospen hat man oft betrachtet und sie vielleicht vor rauher Hand geschützt, aber nach der erblühten Blume streckt mau selber die Hand aus und will sie besitzen und meint, das ganze Leben sei werthlos ohne diese Blume." Er hielt inne.

„Also Du hattest sie schon früher gekannt?" brachte die Gräfin mühsam hervor.
„Ich, ich hatte sie früher gekannt; aber an dem Abende war mir's, als sähe ich sie zum ersten Mal. Es war wie eine Offenbarung. Von der Stunde an faßte ich den Plan, etwas zu verdienen, um heirathen zu können und die Perle zu besitzen."
„Darum wähltest Du die Consulats-Carriöre? Das war zur damaligen Zeit!" die Stimme der Gräfin klang ganz heiser.
„Ich berauschte mich in ihrer Nähe, ich war so selig, als wäre ich von Himmelsmusit beständig umfluthet. Nun, ich brauche nicht die ganze Scala der Leidenschaft vor Dir durchzuspielen. Du mußt sie ja kennen!"
„Ja, ich kenne" — flüsterte sie.
Er schwieg und sah sie lange an, als wollte er das Räthsel ergründen, als wollte er selbst entziffern, was er zu hören fürchtete.
„Also," sagte er endlich, „so ist es dennoch wahr, Du hast den Anderen im Herzen gehabt, tief, tief im Herzen, und mein armer Bruder konnte ihn nicht verdrängen!"
„Nicht lebend und nicht todt, Gott verzeih mir's!" sagte die Gräfin.
„Aber, Joachim, Du bist ja Deiner Liebe auch treu geblieben, was wirfst Du mir's denn vor?"
„Nein, Hedwig, ich bin ihr nicht treu geblieben, denn Treue zu ihr wäre Untreue zu einem Anderen gewesen; ich habe nicht einmal meinen Gedanken in den langen, qualvollen Nächten meiner Einsamkeit erlaubt, sie zu umfangen, weil ich ehrlich sein wollte, bis in den Grund meiner Seele; ich habe nie eine Andere geliebt, aber ich habe sie auch nicht mehr geliebt, ja ich wäre im Stande, jetzt vor sie hinzutreten und ihr meine kühle Freundschaft anzubieten. Aber das ish eben jetzt; damals mußte ich die Meere zwischen uns legen."
„War sie Deiner denn unwürdig, daß Du sie nicht zu Deiner Frau nehmen konntest."
„O so einfach ist die Geschichte nicht," sagte er mit einem Anfluge vo» Lächeln, „ich habe Dich ja um eine Stunde Gehör gebeten. Sie war eine Künstlerin, sagen wir eine Sängerin, und hatte ein Engagement angenommen, trotzdem ich allen meinen Einfluß angewendet, daß sie sich nicht band. Meine Liebe war nicht vermindert dadurch, daß sie mir nicht folgte; vielleicht hatten die Ihren sie dazu veranlaßt. Der erste Abschied aber, den sie in Folge dessen von uns nahm, war mir von trostloser Vorbedeutung. Doch die Jugend ist hoffnungsreich."
„Wart ihr schon so zu sagen verlobt?" stieß die Gräfin heraus, „verlobt, während Tu Dich frei geberdetest und vielleicht bei Anderen den Glauben erwecktest, Tu liebtest sie?"
„Bei welchen Andern?"

Es war ein Irrthum, ^5)
„O," sagte sie abbrechend, „ich habe einmal von Jemand gehört, sie hätte Jahre lang geglaubt, Du tonntest ein wenig Interesse an ihr haben."
»So, das hat sie also dennoch gefühlt," sagte er gedankenvoll. „Nein, wir waren nicht verlobt; ich scheute mich davor, ihre Jugend zu binden, und segnete schließlich, wenn ich so grübelnd dasaß am Meer — ich war als Consulatsverweser nach Trieft zuerst gesandt, als ich die diplomatische Carriöre aufgegeben — also ich segnete schließlich ihr Engagement, welches sie mit vielen bedeutenden Menschen in Beziehung brachte. Ich hatte doch einmal, als ich abreiste, in ihrem Auge die Liebe gelesen, wir arroganten Männer täuschen uns so oft; aber dieser Blick, den sie mir nachsandte, wie ich die Treppe hinabstieg und mich noch einmal nach ihr umschaute, dieser Blick gab mir die volle Seelenruhe. Man beurtheilt ja immer die Menschen nach sich; darum glaubte ich, nur Einem Mann kann sie so nachblicken, und in diesem Bewußtsein blieb ich sechs Monate dort. Darauf wurde ich zum Viceconsul ernannt und konnte nun kommen, um sie zu werben. Sie hatte unterdeß auch ein heirathsfähiges Alter erreicht, kurz ich machte die seligste Fahrt durch, die je ein Mann zwischen Trieft und Berlin durchgemacht." Er hielt an. „Ich langweile Dich wohl?" sagte er.
Hedwig sah ihn gespannt an. „Und als Du kamst, war sie todt oder untreu oder was, sprich doch, was?"
„Immer sachte! Ich bin jetzt alt und an längere Reisen gewöhnt, trotz meiner Seligkeit schien mir die Fahrt damals lang.
.In Berlin fand ich — fand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzuthcilen hätte, — von meinem Lieb."
Er schwieg und stand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann lln's Fenster.
„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, sich in die böseste Gesellschaft gestürzt und drohte sich nun umzubringen; und Alles, weil mein Lieb auch sein Lieb war, er aber nicht wagte, um sie anzuhalten, da er meine Leidenschaft kannte, obgleich sie seine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und warb um sie für ihn."
„Tu warst ja stets zum Brautwerber auserlesen," unterbrach sie mit harter Stimme, „und Tu hattest dort, wo Tu liebtest, denselben glänzenden Erfolg wie bei mir?"
„Genau denselben!" sagte er traurig.
„Tann hatte sie Tich nie geliebt," meinte die Gräfin.
„Natürlich nicht, das war ja das Traurigste. Noch während ich mit ihr sprach, zitterte mir das Herz mit der leisen Hoffnung, sie würde Nein fagen — der Mensch ist sehr egoistisch, wie Tu vorhin sagtest — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges sehen, von dem ich Monate gezehrt, aber nein, nur kalt, grausam und fast spöttisch maß sie mich. Als

sie mir das Ja für den Anderen gegeben, da schlich ich durch all die Gänge und Treppen hinab, über die Straße, auf mein Zimmer und fiel ohnmächtig nieder. Doch nun wollen wir von angenehmen Sachen sprechen," meinte er mit klangloser Stimme und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich Hai« Dir doch keinen richtigen Roman erzählen tonnen, ich bin zu phantasielos und großes Unglück ist immer so einfach."
Sie schien ihn nicht gehört zu haben, denn sie sagte wie in tiefen Gedanken:
„Du kannst ihr aber sehr Unrecht gethan haben, ich kann es beurtheilen, vielleicht liebte sie Dich auch und glaubte sich nur von Dir verrathen."
„Nein, Hedwig, Frauen sind sehr feinfühlig in diesen Beziehungen; sie hat genau gewußt, daß ich sie gern hatte, sie aber hing weder an mir noch an ihrem Manne, sondern an einem Dritten, scheint's, das wußte ich nur damals nicht."
„Großer Gott," stöhnte Hedwig, dann sah sie wie verwirrt um sich, aber Joachim sprach weiter, als wäre sie nicht im Zimmer.
„Nun kam die schlimmste Zeit, wo ich mich entwöhnen mußte, sie mit jedem Gefühl, jedem Gedanken zu verbinden, hätte ich nur noch in meinen Phantasien mit ihr weiter leben können, wie froh wäre ich gewesen, aber ich durfte nicht, es wäre ein Verbrechen gewesen. Da ging ich über's Meer. Ach, oft spülte eine Welle sie mir noch nach, aber die Welle» zerschellen an Schiff und Strand. Und drüben war ein neues Leben, sogar Arbeit und Forschung, allmählich kamen mir sogar alle meine kleinen Freuden nachgespült. Reizvoll war die südliche Färbung, eigenartig mein Haus, ich zog um dasselbe herum meinen seltenen Garten; und am Meer saß ich und lernte angeln, und das Meer gemahnte mich nur au die Kindheit, nicht an die Liebe, und die Sonne vergoldet.,' anch bei mir die Flur und der große Himmel spannte sich herrlich über mir aus. So wurde ich ein alter Mann, nnd nun ich wieder daran denke, begreife ich nicht, was mich noch einmal zurücktrieb. Ten Bruder hatte man lange begraben — das war ein schwerer Tag, der mir die Nachricht brachte, Gott sei Dank, daß er vorbei — seine Gattin war mir fremd geworden, und sein Kind habe ich noch immer nicht mit Augen geschaut."
„Und wie ist Dir Deines Bruders Wittwe erschienen?" unterbrach Hedwig ihn.
„Meines Bruders Wittwe? Ten Eindruck macht sie nicht. Sie hat mich überrascht. Sic ist eine vornehme Frau, die ihren eigenen Weg geht, die aus dem talentvollen Mädchen sich zu einer Meisterin entwickelt hat, die das Leid, was sie vielleicht gelitten, allein getragen, die aber von Wolfs nichts an sich behalten."
Die Gräfin lachte nervös auf. Sie war wie trank. Was hatte er alles fnr Berge zwischen sie gebaut seit ihrer Plauderei am vergangenen Abend! Sie hatte ihre Fassung ganz verloren. Sie stand darum auf und trat in's Nebenzimmer.

«35 war ein Irlthum. ^6^
Joachim blieb in seinen Sessel gebannt, denn plötzlich klangen abgerissene Accorde an sein Ohr, die in eine Chopin'sche Phantasie übergingen. Nnd diese ging über in eine Polonaise und ihr folgte der Trauermarsch, lauter Chopin; sie aber spielte, wie sie noch nie gespielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tactes.
„Nein, sie ist nur sie selbst, Niemandes Frau oder Wittwe," sagte er, plötzlich an's Clavier tretend, „sie ist eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unserer engen Vorurtheile gehört. Sie hatte ein Recht, uns Alle unglücklich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen."
Hedwig war zusammengeschreckt, als seine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jetzt stand er neben ihr, die Hand auf das Pult stützend, und sah auf sie nieder. Sie aber schien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu sein.
„Wenn Nu den Gedanken an sie hast aus der Brust reißen können, dann hast Tu sie doch nicht geliebt, das kann Keiner," sagte sie herb.
„Hast denn Du den Gedanken au den Anderen niemals aufgegeben?"
„Niemals."
„Und das war meines vergötterten Bruders Weib!"
Sie sah zu ihm auf. „O," meinte sie sehr ruhig, fast kalt, „er hat nie etwas davon geahnt, denn er sah mich stets vollkommen heiter. Tu weißt's nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn erfand ich Zerstreuungen, weil mein Lebensnerv gerissen war; wer mich sah, beneidete mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung sei unbesorgt; sein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Tu von mir verlangtest, das habe ich gethan. Wolffs einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Claviergeklimpcr hätte es in mir getödtet; er ging sogar so weit, zu meinen, sein Leben wäre interessanter, wenn ich ihn hie und da ein ganz klein wenig eifersüchtig gemacht hätte."
„Ich begreife ihn," sagte Joachim bitter, „wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchste Preis auf Erden, mein Kleinod, wäre mir kalt begegnet, statt eines klopfenden Herzens ein Marmorbild, siehst Du, Hedwig, Tu hast wirklich keine Ahnung, was Liebe ist, sonst wärest Tu nicht im Wahn befangen, Tu habest ihn glücklich gemacht; und Ter, den Tu liebtest, hat er Tich nicht gelehrt, Tein Herz zu beachten?"
Tie Gräsin lachte. „Nein, er trat darauf!" sagte sie mit großer Energie. „Ich sah mich von ihni verschmäht in dem Augenblicke, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weihen zu dürfen. Was glaubst Tu denn, was das ist für ein feuriges Gemüth, für eine liebende Frau?"
„Also verschmäht hat er Tich? Und wie hattest Tu Tir Teine Zukunft mit ihm gedacht?"
Tie Gräfin zog einen wunderbaren Accord aus den Saiten, daß sie klangen wie ferner Harfenton, lächelte leise und nickte vor sich hin, als ob sie den entschwebenden Tönen zunickte. „Wie im Himmel," sagte sie.

„Ich fange an, mich an den Bodensee zu gewähnen," sagte er mit einem geisterhaften Lächeln, „ich merke, daß ich nicht sterbe an meinem ungeheuren Mißgriff." Er ließ sich in einen Sessel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.
„Du hast ja Deine Liebe überlebt, warum solltest Du noch sterben, jetzt, wo Alles vorüber ist?«
„Weil man sein Leben hingeben, die Lanzen sich selbst in die Brust stoßen kann, nur muß man nicht später einsehen, daß man es für eine faule Sache gethan!"
„Das hast Du eingesehen?
„Hedwig, ich hatte meinen Bruder so lieb wie mich selber, glaube ich; denn an dem Tage, da mein Bruder mir seine Leidenschaft für das Weib meines Herzens eingestand, da ging ich hin und machte den Brautwerber für ihn und warf ihm die Perle in den Schooß, die heißbegehrte Blume, die ich an dem nämlichen Tage cm mein Herz hatte legen wollen, uud ich stand am Altar, als sie mit meinem Bruder den Ring wechselte, und ging fort in die Verbannung, und da ich wiederkomme, finde ich, daß ich blind und taub und unverständig war, und daß ich ein großes Unrecht begangen und mein Leben, meine Liebe, mein Glück umsonst geopfert habe, ja, daß meine ganze Liebe ein grausamer Irrthum war."
Er hatte die Arme auf die Kniee gestützt und das Gesicht in die Hände versenkt. Einen Augenblick stand die Gräfin hoch aufgerichtet, geisterbleich; und wie eine hehre und seltene Blume, die der Herbstwind niederlegt, sank sie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Gesicht uud drückte sie mit Gewalt an ihre Brust.
„Io! min söte Io! Dich, nur Dich habe ich geliebt mein ganzes Leben, und weil ich mich von Dir verschmäht glaubte, war ich so verzweifelt; und weil Du mir sagtest: „Mach meinen Bruder glücklich," so habe ich versucht, ihn glücklich zu machen. Es war ein furchtbarer Kampf! — Joachim! Nächte und Nächte habe ich durchgeweint; ich wußte nicht mehr, was Schlaf hieß. Ich hatte Dich geliebt von dem ersten Erwachen meiner Seele an. Du warst mir alles. Ich habe Dich geliebt wie den lieben Gott."
Eine Vlutwclle übcrfluthete sein Gesicht; keines Wortes mächtig, zog er seine Hände aus den ihren, umschlang sie mit stürmischer Kraft und drückte sie fest an seine Brnst. Und sie ließ es willenlos geschehen; ihre Thränen feuchteten feinen Rock; während seine Lippen leise und immer wieder ihr Haar berührten.
Sie war die Erste, die wieder sprach:
„Siehst Du, Joachim, Du brauchst nun doch nicht zu sterben! Ich hatte mich ja nur für Dich geopfert, für Dich! Da ich Dein Weib nicht werden konnte, so wollte ich Deine Schwester sein und — seine Schwester! Uud in treuer Schwesterliebe habe ich alles aufgeboten, sein Leben erträglich zu machen; ich war immer Deiner werth; Du brauchst Dich meiner nicht zu schämen-

<L5 war ein Irrthum. ^63
Ich war ein Stückchen Seele von Dir, und unbewußt vollbrachte ich Dein Opfer. Nun ist alle Bitternitz von mir gewichen. Ich bin das seligste Weib auf Erden, nun da ich weiß, Du hast mich nicht verschmäht. O, worum hast Du nicht Deine Lippen geöffnet und mir Deine Liebe gestanden? Ich wäre nicht verzweifelt. Ich that es ja doch für Dich, obgleich ich mich von Dir verschmäht glaubte, und durch mein langes, schweres Leben war nur ein Gedanke, der mich stützte: ‚Wäre Er jetzt zufrieden mit mir'/ Und da kommst Du wieder, tränkst mich so tief und hebst mich in den Himmel, alles in einem Augenblick. O Joachim! Alles Leid ist nicht gewesen. Es ist ausgelöscht. Das Leben war schön und reich; denn Du hast mich geliebt! O Io, min söte Io!" flüsterte sie fort und fort an seiner Brust, und er streichelte ihr Haar und ihre Wange und versuchte immer zu sprechen, aber tonnte nicht, wahrend es bei ihr war, als würden plötzlich alle Dämme eingerissen und alle Schranken gesprengt, und als müßte in brausendem Strom die langverschlossene, keusche Liebe hervorstürzen und alles überfluthen in jugendlicher Gewalt, als müßte sie einmal sagen, nur sagen, was sie getragen, ohne ein Wort, ohne eine Freundeshand, die ihr Hülfe gebracht, als brächte sie ihm jetzt erst die ganzen Schätze ihres reinen, jungfräulichen Herzens entgegen und legte sie ihm zu Füßen.
„Haidi!" sagte er fast unhörbar.
„Und von Deinen eigenen Lippen zu hören, ich sei eine kalte Kokette gewesen, jetzt, nach so vielen langen Jahren. O Io! Das hatte ich wirtlich nicht verdient! Du wußtest nicht meine schreckliche Lage; Du konntest nicht denken, was es heißt, von eines Menschen Licbesanträgen verfolgt zu werden, in dessen Dienst man steht, und keiner Seele ein Wort darüber sagen zu dürfen, um nicht meinen Brotherrn in aller Angen herabzusetzen, und zu hoffen, zu hoffen auf den Einen, wie anf den Erlöser, und er kommt, und das Herz will aus der Brust ihm entgegen, und er sagt: ‚Werde meines Bruders Weib!' — seines Bruders, der in allem sein Gegentheil war!"
„Ich war ein Thor!"
..Nein, Tu warst Dir treu. Dir, Joachim, den ich geliebt und vergöttert habe, der nie an sich gedacht und der mir in dieser Stunde wiedergeschenkt ist."
Sie stand auf und wandte sich hin und her, als wäre sie unschlüssig, ob sie noch einmal dem Elavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen sollte. Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtschein hinein. Tas brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor sich hingestarrt hatte, zu sich.
„Tic Lampen!" rief er.
„So laß sie doch, Joachim, was geht die kleine äußerliche Welt Dich an in solchem Augenblick," entgegnete sie fast unwillig. Er aber ging in's Boudoir und trug die kurz vorher auf den KaminsimZ gestellte Lampe auf

einen Tisch im Saal und traf alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch diese Beleuchtung versagte.
Ihn hatten diese wenigen Schritte aufgerüttelt, sie aber stand noch an's . Clavier gelehnt, wie er sie vorhin verlassen. Dieselbe Exaltation lag in ihrem Blicke, und wie er sie so anschaute, versagte ihm der Herzschlag sfast vor brennendem Weh. Aber er war gewohnt, sich zu beherrschen.
„Ich fing den Abend damit an," sagte er wie träumerisch, „die Lampe herunter zu drehen, die zu stark brannte, und ende ihn damit, sie vor'm Verloschen wieder aufzudrehen. Blos damals war es zeitig, jetzt ist es spate Nacht. Dabei soll ich morgen um 8 Uhr abfahren."
Er hatte das so trübe gesagt, daß auch auf die Gräfin sich ein Schatten legte; wie ein Traum erschienen ihr jetzt die heißen Worte von Liebe und Treue und ihr war, als müßte sie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.
„Wie oft werde ich in der Ferne mich hierher zurückträumen, wie oft als ungesehener Gast in diesen Räumen weilen."
Hedwig lachte auf, um nicht zu schluchzen: „Natürlich!"
„Du hast hier ein reiches Leben," fuhr er fort, «ich habe es ja einige Tage mit Dir gelebt. „Du bist ein Mittelpunkt für Viele, und unter Vielen geibt es immer Einige, die Werth haben. Ich bin auch recht zufrieden mit meinem Leben; aber es ist eben doch ein eingerostetes Iunggesellenleben."
Er hielt einen Augenblick an, als sollte sie es bestreiten, sie schwieg jedoch, darum sprach er ruhig weiter: „Die beste Anregung bringen mir meine Blumen, ich habe sogar die europäische Nose in meinem Garten heimisch gemacht! Dann beschäftigte ich mich mit Bücherbinden, mir band weder in Paris, Berlin noch London ein Buchbinder sauber genug, da lernte ich es selbst. Wirklich, Hedwig, wenn Du einmal ein gut gebundenes Buch habe« willst, schicke es mir."
Sie erwiderte nichts, nur schienen ihre glänzenden Augen sich zu trüben.
„Die Bureau-Stunden sind kurz, ich schlafe wenig, doch habe ich nie genug Zeit, ja meistens bin ich gehetzt."
„Oder Dn hetzest Dich," unterbrach sie ihn mit gezwungenem Lächeln.
Es wehte wie ein eisiger Hauch um sie; war es nur die Rückwirkung der heißen Worte und Gefühle?
Er sprach unbeirrt weiter: „Geselligkeit giebt es sehr wenig, ein Jeder könnte es nicht aushalten, mir ist aber wohler dort als in Europa!"
Ter letzte Satz klang wie eine Frage, sie konnte es doch aber nicht bestätigen oder lengnen?
„Du hast Dich nie aus Berlin fortgesehnt?" fragte er plötzlich und sah sie groß an.
Eine unbegreifliche Schen schnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut stieg ihr in die Wangen. „2 nein," sagte sie endlich.
Er nahm die Augen wieder von ihr, aber augenscheinlich zu spät, denn nun färbten sich seine Wangen auch roth. Hedwig suchte nach einem gleich-

<L5 war ein Irithum. ^65
gültigen Gesprächsstoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, schien eine Anzüglichkeit zu enthalten.
„Warum gehst Tu eigentlich erst nach Rom?" fragte sie endlich.
„Um Wolffs Kind zu sehen," sagte er zerstreut, und nachdem er es ausgesprochen, erröthete er noch mehr und Verbessertc sich: „Um Teine Tochter keimen zu lernen."
Wieder schien der Gräfin, als wehte ein eisiger Wind durch's Zimmer, so hart fielen ihr die Worte: .Wolffs Kind" in's Ohr. als ob sie dieselben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, „Wulffs Kind."
Er stand regungslos am Kamin, — sie waren Beide im Lauf des Gesprächs in's Boudoir zurückgekehrt, — ihr singen die Knie an zu zittern, was war es nur? Sie mußte au sich halten, das; das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er sah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.
„Wie schön Tu bist," sagte er endlich, „schöner als damals. Du warst für die Würde geboren: die Linien Teines Antlitzes sind jetzt erst ganz vollendet."
„iü Joachim," sagte sie und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, „ich schäme mich so, daß Tu mir alten Frau das sagst."
„Mir bist Tu nicht alt, denn ich bin immer noch so viele Jahre älter. Siehst Tu," fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „mir hat dieser eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Tich in meinen Armen gehalten und habe von Tir gehört, — was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann, daß Tu mich, mich, wirklich einmal geliebt hast."
„Nein, Joachim," unterbrach sie ihn, „das ist unrichtig, ich habe Tich nicht geliebt, ich liebe Tich noch!"
Er sah sie unschlüssig an.
„Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig," sagte er und ergriff plötzlich wie krampfhaft seinen Hut, „Hedwig, kleine Haidi, ich.muß fortgehen, weit fort und für immer!"
Er beugte sich über ihre Hand, um sie mit seine» Lippen, zu berühren. Sie zögerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurrüthe ihr ganzes Gesicht, sie legte ihren Arm auf seine Schulter und sagte:
.Nein. Joachim, Tn darst nicht so fortgehen, Tu mußt mich mitnehmen, willst Tn?"

öchack von ötaffeldt,
ein deutsch-dänischer Dichter,
von
Georg Brandes.
— Kopenhagen. —
lenig gelesen, nie gesungen, selten genannt im Leben; todt als
dänischer Dichter achtzehn Jahr vor seinem Tode: aus dem Grabe
gerufen durch die Begeisterung eines Miteraturkenners siebzehn
Fahr nachdem die Erde sich über ihm geschlossen; darauf von der ersten
kritischen Autorität Dänemarks (I. L. Heiberg) als größter dänischer, ja 'als
größter Lyriker der Welt gepriesen; dann von einem kleinlichen, herabsehenden,
scharfsinnigen Kritiker (C. Molbech) biographirt und charattcrisirt; immer
gleich «npopulär im Leben wie im Tode — das war bisher, Schuck Staffeldts
Dichterschicksal.
Es entspricht seinem Schicksal nnd seiner Eigenart als Mensch. Er war
eine wunderliche und seltene Natur, ein Mißvergnügter und Unzufriedener,
reich an Geist, den er immer bis zur Überspanntheit in Spannung hielt,
voll Feuer, das ihn selbst verzehrte ohne viel Wärme für Andere abzugeben;
tieffühlend, treu, enthusiastisch, doch ohne Anmuth und ohne Liebenswürdigkeit,
ohne die Gabe, die Menschen zu gewinnen oder ihre Einbildungskraft zn be-
schäftigen; von seiner Jugend ab wie in einen Harnisch steifen Stolzes und
strengen, oft pedantischen Ernstes eingeschnürt. Sein Leben rollt sich auf
gegen einen Hintergrund beständiger Melancholie, die offenbar einer zarten,
gebrechlichen Gesundheit und einem angeborenen Hang, die Dinge schwer zu
nehmen, entspringend, von unfreiwilliger und vorsätzlicher Einsamkeit genährt,
durch Unfruchtbarkeit gesteigert, uoch verschärft wurde durch die Qualen des

-chack von 3taffeldt. ^6?
Ehrgeizes, durch eine Hoffnung auf Dichterruhm, die getäuscht und unbefriedigt sich in das Streben nach Rang und äußerer Macht verwandelt. Ein unglückseliges Naturell! Ein Charakter, zu ehrgeizig, sich nicht der Disciplin einer Amtsstellnng zu unterwerfen, um dadurch emporzusteigen, und doch zugleich zu ehrliebend, zu stolz, zu empfindlich, um auf die Dauer ein gutes Verhältnis; zu Vorgefetzten und Gleichgestellten bewahren, oder die Selbständigkeit Untergebener vertragen zu tonnen.
In allen äußeren Verhältnissen wird ihm Entgegenkommen, werden ihm sogar Begünstigungen zu Theil; er hat immer officiellen Fahrwind in seinen Segeln; aber die Befriedigung seines Dranges nach äußerer Stellung läßt seine Seele unbefriedigt. Von Jugend an besitzt er die Gabe, Gift aus jeder Situation zu saugen. Es scheint ihm an der Wiege gesungen, daß er sich nie mit ungetheiltcm Sinn den Aufgaben hingeben tonne, die fein Schicksal ihm stellte.
Er war von deutscher Abstammung, deutsch in seinem Gefühlsleben und in feiner Denkart; dänifch von Geburt, als Staatsbürger und als Dichter. Er schrieb für die Oeffentlichteit in einer Sprache, die nicht die seine war, in deren Geist er nur momentweise eindrang; er war Dichter mit wahrer Weihe und vornehmem Talent, aber ohne Erfolg, ohne allgemeinen Beifall und er wurde gleich im Beginn feiner Laufbahn überstrahlt. Er war Offizier ohne Neigung, als Jüngling Reisender ohne das geistige Gleichgewicht der Naivetät oder der Ueberlegenheit, als Mann Assessor in einem Collegium ohne eigenes, ihm zuertheiltes Fach und fast ohne Aussicht auf Beförderung, später Hofcavalier bei einem Herzog, aufwartender ttammerjunker bei einer Kronprinzessin, Hofdichter in deutscher, nachdem er Romanzendichter in dänischer Sprache gewesen, endlich seit seinem vierzigsten Jahre Amtmann in den Herzogtümern, drei Jahr in einem geringfügigen, dreizehn Jahr in einem großen und bedeutenden Amt, überall mißvergnügt, bald mit der Art seiner Lebensstellung wie bei Hofe, bald mit Collegen, Umgebungen, gesellschaftlichem Verkehr, wie in den langen Jahren seiner Amtstätigkeit.
!.
Die Quellen zur Kenntniß von Schack StaffeldtS Leben fließen sparsam. Eine nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner inneren Geschichte läßt sich nicht geben. Aber das vorliegende Material ist für einen Kritiker hinreichend, die Hauptpunkte zu beleuchten und die Hauptlinien zu ziehen.
Adolf Wilhelm Schack von Ttaffeldt wurde am 20. März 1769 auf Rügen geboren. Seine Mutter war ein pommersches Adelsfräulein, sein Vater ein deutscher Offizier in dänischen Diensten, der nach zseiner Heirath Dänemark verließ und nach Pommern übersiedelte, aber unruhig und unzufrieden, wie er war, bald auf Reisen ging, erst Teutschland und Ungarn, später Schweden, Dänemark und wieder Schweden besuchte, bis er 1761

auf's Neue ins dänische Heer eintrat. Als er im Jahre 1780 starb, hinterließ er seine vier Kinder (drei Sühne, von denen der jüngste der elfjährige Adolf war, und eine achtjährige Tochter) elternlos. In einem Briefe Adolfs an einen der Brüder heißt es- „Unser unglücklicher Vater! Sein Leben war kurz an Jahren, lang an Leiden." Ter künftige Dichter machte, unterstützt von braven Verwandten und den einflußreichen Freunden derselben,, die Kadettenschule der Kopenhagens Akademie durch und verließ sie in seinem siebzehnten Jahre als Fähndrich. Ueber sein Leben in den Jahren 1786 bis 1792, seinen Tienstjahren als Offizier, wissen wir fehr wenig. Nur sehen wir ihn in seinen« zwanzigsten Jahr in zwei auf einander folgenden Streitschriften sich mit einer Leidenschaftlichkeit, die den Fremdgeboren verräth. gegen das Teutschthum in Dänemark aussprechen und seine Vaterlandsliebe an den Tag legen. Die Veranlassungen waren verschiedene. Staffeldts erste polemische Broschüre war gegen einen, kurze Zeit in Dänemark lebenden Charlatan, einen Cagliostro in allerkleinstem Miniaturformat gerichtet, der sich, augenscheinlich mit einem glücklichen Aeußern und einer gewandten Junge ausgestattet, als Universalgenie, Alchymist und Magiker geltend gemacht hatte. Er scheint den leichtgläubigen, phantastischen Jüngling eine Zeitlang vollständig geblendet zu haben. Nächst dem jugendlichen Ausfall gegen das Deutschthum („die Maske abreißen und des Deutschen grinsendes Zerrbild zeigen," „ein Hohngelächtcr anstimmen, das gleich dem Sturmwind den Elenden aus dem Lande jagt und drohend widerhallt in Deutschlands Thälern"), nächst dem Zorn darüber, daß Pallini gewagt hat „mit erbärmlichem Spott über die dänische Sprache zu reden", ist das einzige Interessante an diesem Actenstiick die Eharakteristik, die Schack Staffcldt von sich selbst als Jüngling giebt und aus der es sich erklärt, wie ei» Gaukler dieser Art sein Zutrauen gewinnen konnte. „Jung und ohne Erfahrung fiel es mir nie ein, daß die Nomandichter ihre Welt aus Ideen erbauen-, im Gegrntheil glaubte ich (man glaubt fo leicht, was man wünscht), daß diese Ideenwelten sozusagen nur Ueber sehungen der wirklichen Welt seien. Dieser hervorstechende Zug an der Physiognomie meiner Seele konnte Pallinis Aufmerksamkeit nicht entgehen. Er entdeckte mein Verlangen nach Ueberspanuungen und Kolossen . . ."
Die andere Broschüre gehört zum Streit über Baggesens „Holger, der Däne" und P. A. Hcidcrgs ,,Holgcr, der Deutsche", der durch eine abgeschmackte Flugschrift der bekannten Frau Friederike Brun hervorgerufen, ohne Rücksicht darauf, was die dänische Eultnr Deutschland verdankte, oder welche Einwirkungen die dänische Literatur von ausgezeichneten Deutscheu empfangen, nur den, damals in der Gesellschaft herrschenden Aerger über die huchmüthigcn, habgierigen Eingewanderten Luft machte, ,,dic nach rechts und links hohnlächclnd zum Scheitel des Landes emporklommen", das heißt, die nie eine Gelegenheit versäumten, das Volk herabzusetzen, in dessen Mitte sie sich durch Hofgunst den Weg zu Macht und Reichthum bahnten. Er nennt hier Dänemark das Land, „wo die Deutscheu den Eingeborenen zum

Trotz und Huhn noch obenan am Tisch sitzen, wo deutsche Geburt noch das größte Verdienst ist u. s. w." und bricht aus: „Fort mit dem Feigling, der nicht das Blut in seinen Adern schäumen fühlt, wenn Teutschthum, oder wie man das Ungeheuer nennen mag, seinen eisernen Fuß ihm auf den Nacken setzt." Man hat, gewiß mit Recht, diesen patriotischen Eifer und Zorn auf den Einfluß zurückgeführt, den Werner Abrahamson, übrigens auch ein deutschgeburener dänischer Patriot, als Staffeldts vieljähriger Lehrer an der Land-Kadettenakademie auf ihn ausgeübt hat: man hat den Zusammenhang dieser kleinen antideutschen Schriften mit der ganzen, in jenem Jahr erwachten, nationalen Rcaction gegen den deutschen Einfluß in Dänemark erschöpfend nachgewiesen; was man hier aber vor Allem nicht aus dem Gesicht verlieren darf, ist doch der nicht blos bei Renegaten, sondern überhaupt bei neuen Mitgliedern jeder Nationalität so oft bemerkte Trieb, Geburt und Herkunft dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie mit ungewöhnlicher Leidenschaft die religiöse und politische Gemeinschaft umfassen, in die sie aufgenommen worden sind. Die Liebe, die ihre Brust erfüllt, ist aber häufig unglücklich, weil die Gemeinschaft fetten geneigt ist, sie zu würdigen und zu erwidern.

Im Uebrigen wissen wir von Staffeldts Iugendleben in Kopenhagen eigentlich nicht mehr, als wir durch eine Aeußerung in einem Brief aus Göttingen (1792) erfahren, worin er bemerkt, ,.trotz ununterbrochener Arbeit und ununterbrochenen Unwohlseins sei er hier doch weit glücklicher als in Kopenhagen, wo er viel gelitten, sehr viel, mehr als seine junge Seele und sein zartgebauter Körper zu ertragen vermochten".

Nachdem er im Jahre 1788—1789 seine ersten dänischen Dichtungen veröffentlicht, hielt er sich mit Unterstützung dänischer Prinzeil vom September 1792 bis zum Frühjahr 1793 in Guttingen auf und studirte theils Archäologie und Kunstgeschichte, theils Handels- und Staatswissenschaften. Durch seine Studien im letztgenannten Fach gewann er die Gunst des berühmten Schlözer. Hier schrieb er seine ersten deutschen Gedichte, die von der gleichzeitigen deutschen Poesie, besonders von Schiller beeinflußt, doch bereits Staffeldts eigenthümliche dichterisch-philosophische Begabung verrathen. Bei seiner Rückkehr nach Dänemark zeigte er sich im Besitz einer poetischen Herrschaft über seine Muttersprache, die er nur aufblitzend und vielleicht nie vollständig in seiner Behandlung der dänischen Sprache erreichte. Sein schöner, im Frühjahr 1793 bei der Rückkehr nach Dänemark verfaßter ,,Grusi an den Sund" beweist, in welchem Grade sich der junge Dichter von der Ieitftrömung getragen fühlte nnd wie gespannt und fragend er dem neuen Jahrhundert entgegenfah. Er lautet:

Du, zu dessen Mbespüllen Fi'chen,
Tausend Wimpeln Ruhestatt und Ziel,
Schwellend unter schwerbeladnem Kiel
Zinsbar und beherrscht zwei Meere fließen!

^?l) Georg Vrandes in Kopenhagen.
Höre nüt den ersten Purpurgüssen
Aus der Sonnenurne, im Gewühl
Froher Schiffender, mein Saitenspiel
Dich, o Sund, mit Wonnetönen nrüßen. ,
Sieh, ich komm' auf rother Wogenbahn,
Von der Zeitquell' säuselt Ahnung nieder,
Ungeborne Zeiten wehn mich an.
Am Gestad' erwacht Erinn'rung wieder,
Meine Kindheit blüht im Zauberbild
Wieder auf dem heimischen Gefild,
Ueber Schuck Staffeldts nun folgenden, drittehalbjährigen Aufenthalt in Kopenhagen weiß man sehr wenig, nur soviel nimmt man wahr, daß der junge Premierlieutenant mit mehreren zeitgenössischen dänischen Schriftstellern verkehrte, daß er einzelne dänische Dichtungen in Almanachen veröffentlichte und im Herbst 1794 daran dachte, Schiller einige deutsche Gedichte zur Neurtheilung und möglichen Veröffentlichung zu übersenden oder wirklich übersandte.
In den letzten Tagen von 1795, also in seinem 27. Jahre, trat er mit reichlicher Unterstützung durch Stipendien und aus der Königlichen Kasse eine fast fünfjährige Reise in's Ausland an. Der ausgezeichnete Staatsmann Bernftorff, mit dem Staffeldt früh in Verbindung gekommen zu sein scheint — er preist ihn bereits in seiner ersten antideutschen Broschüre — war bei dieser Gelegenheit augenscheinlich Staffeldts einflußreicher Fürsprecher. Sein, eigenthümlich genug, deutschgeführtes Neisetagebuch giebt-einen interessanten, wenn auch nicht vollständigen Einblick in sein geistiges Leben. Obgleich halbwegs für fremde Blicke, zum Theil sogar für eine spätere Veröffentlichung bestimmt, ist'es doch kein literarisches Product. Nicht einmal in einzelnen Theilen läßt es sich mit einem beliebigen Bruchstück aus Ewalds ,,Leben und Meinungen" oder aus Baggesens „Labyrinth" vergleichen. Es ist ein, oft mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit verfaßter, in der Regel trockener und objectiver Bericht über das, was er gesehen, und die Gedanken, die das Gesehene in ihm hervorgerufen. Der Ton ist insofern sehr abwechselnd, als man bald die Aufzeichnungen eines Cameralbeamten, bald die eines katalogisirenden Kunstpedanten, bald wieder die eines ziemlich declamatorischcn Poeten zu lesen meint. Es giebt dort mehr beschreibenden Enthusiasmus über Natur- und Kunstschönheiten als frische, herzliche Freude an ihnen. Aber der Grundzug ist überall der Drang nach Aufklärung und jenes Rechtsgefühl, das das achtzehnte Jahrhundert Humanität nannte und das seine eigentliche Religion war. Der Aufklärungseifer gestaltet sich bei Staffeldt individuell als lebhafte Verachtung geistiger Stumpfheit und Befangenheit, und das Rechtsgefühl erhalt seinen individuellen Ausdruck in einem etwas altklugen Moralisiren und Verurtheilen. Da es Staffeldts energischem Geiste fast völlig an Gutmüthigkeit fehlte, da sein Witz — wenn er dann und wann durchbricht —

Schack von Staffelot. ^71,
nie launig oder humoristisch, sondern schneidend, fast cynisch - satirisch war,
so mußte er als Moralist notwendigerweise im höchsten Grade Nigorist werden.
Indessen — der Moralist war jung und durchaus nicht unempfänglich
für sinnliche Eindrücke und Freuden. Eine lange niedergekämpfte, aber heftige
Sinnlichkeit, der er sich bisweilen überließ ohne ihr einen Platz in seinem
System einzuräumen, scheint tief in Staffeldts Natur gelegen und eine Rolle,
in seinem Iugendleben gespielt zu haben. Er schämte sich ihrer nicht gerade,
vermochte sie aber doch weder menschlich, noch dichterisch schon und harmonisch
zu gestalten. Schon sein rein körperliches Wohlbefinden im sybaritischen Wien
steht in einem drolligen Widerspruch zu seinem harten Urtheil über sinnliches
Wohlleben. Merkwürdiger aber ist doch der Umschlag, der in Venedig, wo
er sich ein ganzes Jahr zu bleiben verlocken ließ (vom Herbst 1797 bis
August 1798), in seiner Haltung als jugendlicher <^on8or moruin vorging.
Vci seinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt (August 1797) fühlte er sich
nur abgestoßen: bei seinem zweiten längeren Verweilen ist er bezaubert. Nach
seinem ersten Besuch hatte er eine schneidend wahre Schilderung aller Schatten-
seiten der italienischen Sittenauflösung gegeben. Nun ging es ihm, wie es
Goethe ergangen war, wie es bald darauf Byron ergehen sollte und nach
ihm so manchem nordischen Genius: daß auf italienischem Boden der reizende
Sensualismus des Südens sein Wesen durchdrang und gleichsam schmolz.
Viele seiner späteren Aeußerungen verrathen, daß sich die süßesten Erinnerungen
seines Lebens an diesen italienischen Aufenthalt knüpfen. Er widmete das
Gedicht „Erinnerungen" einer italienischen Freundin und schrieb das Gedicht
„Apologie" als Widerlegung aller nordischen Vornrtheile gegen italienische
Sittenfreiheit. Ter Schluß ist eine glühende charakteristische Anrufung der
Sonne:

Schaffendes himmlisches Feu'r, des Jahres Kreislauf regierend,
Sinne-entfesselnder Gott, Funke des ewigen Seins.
Fern unserm Blick du verbirgst dich in stürmig nächt'gem Gewölle,
Schmilz diesen Himmel von Blei, den uns der Winter gewölbt.
Komme, in
.«ommc, m Herrlichkeit komm! mit Deinem Gefolge des Südens,
Schimmernde Früchte uns gieb! schenk' uns den purpurnen Wein.

Leider war Staffeldts künstlerisches Naturell allzu abstract-spiritnalistisch,
als daß dieser Strahl des „sinne-cntfesselndcn Gottes" seine Poesie hätte be-
fruchten können. Taß er sich sicher davor fühlte, je von der Macht der Sinne be-
herrscht und überwältigt zu werden, geht daraus hervor,^ daß er noch aus Venedig
in einem italienisch geschriebenen Brief einen Freund eindringlich ermahnt, die
geistigen Freuden denen vorzuziehen, die die Sinne zu gewähren vermögen.*)

') Non s n«ce882lio il <lire 2 voi «de i vi»e«ri dell' intellstto oi »ocom^llZnono
lin »ll» tomda,« elro i pizoeri ä«i seuzi ei l»d^n6c>n»n<) » m«22» »trnä», o oi ren-
äouo rläieoli 3e r«8iKnc>.

Staffeldts religiöse und politische Ueberzengungen, wie sie sich in seinen Reiseanfzeichnungen und Briefen kundgeben, sind die unter der intelligenten Jugend der Revolutionszeit herrschenden, bei ihm aber empfangen sie eine besondere Färbung durch die Unbeugsamkeit seiner Theorien und die praktische Verständigkeit seines Charakters. Er ist ein erklärter Feind, ja ein Verächter aller geoffenbarten Religion und nährt besonders gegen den Katholicismus einen Haß, der bei jeder noch so geringfügigen Veranlassung zum Ausbruch kommt und nicht einmal durch sein feines Gefühl für den Schönheitsgehalt der romanischen Cultur gemildert wird. Ein Nonnenkloster ist ihm ein Stall für «heiliges Mastvieh, wie die Hunde- und Katzenspitäler des Orients"; alle Pricsterherrschaft ist ihm ein Greuel; die kirchlichen Symbole flößen ihm einen « Abscheu ein, der sich in der rücksichtslosesten Form äußert; jeder Tugmengläubige ist ihm ein Heuchler oder Geistesschwacher.*) Diese antikirchliche Leidenschaft scheint nicht einmal mit den Jahren sonderlich abgenommen zu haben; noch in seinen letzten Lebensjahren galt er für einen Spötter der positiven Religion und ihrer Dogmen, äußerte sich mit religiöser Begeisterung nur über die Gottesgcwalt in der Natur nnd sagte, vermuthlich um sein Fernbleiben von den öffentlichen Gottesdiensten zu erklären, er bete Gott unter freiem Himmel an. Uebrigens beurtheilt er sowohl später, wie auch schon auf seinen Reisen den Volksglauben wesentlich ans politischen Gesichtspunkten. Aber so offenbar Schack Staffeldts Freigeisterei zu Tage liegt, so schwierig ist es, über seine religionsphilosophischen Ueberzengungen in's Klare zu kommen. In einem seiner Reisebriefe begegnen wir ihm noch als suchendem, aber zugleich mannhaft strebendem 'Geiste, der, obgleich schmerzlich berührt durch den Verlust einer vermeintlichen Gewißheit, gegen jeden Selbstbetrug ans seinem Posten ist. Er glaubt nicht mehr an eine wissenschaftlich beweisbare Teleulogie und er Iritisirt mit Kant, ohne mit den Kantianern glauben zu. tonnen. Früher war er von der Unsterblichkeit überzeugt, nun zweifelt er und möchte glauben und weist schließlich alle Beschäftigung mit theoretischen Fragen mit dem männlichen Sclbstaufruf zurück, den Muth nicht zu verlieren, sondern zuzugreifen, praktisch thätig zu sein, sich dem großen gemeinsamen Wert: der Veredelung der Menschheit hinzugeben. Und sollte er auch im Labyrinth der Forschung den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gänzlich verlieren, so gelobt er sich trotzdem, nie von „den Gesetzestafeln der Vernunft" abzufallen, sondern jede Schuld, die er begeht, in unbestechlicher Selbstkritik zu richten und als unbarmherziger Rächer mit Selbstverachtung und dem Bewußtsein der Schande zu strafen.

Von seiner politischen Seite lernen wir Staffeldt besonders durch das

') Entsetzliche Unterdrückung des Geistes! Entsetzliche Hierarchie! Der aufgeklärte Europäer friszt noch immer seinen Gott. Eskimo und Kamlschadale spottet seiner! („Beiträge zu Schack Staffeldts Leben" I. 474, man sehe auch den schönen Ausbruch über Joseph den Zweiten I. 363 und die Stelle II. 133, wo die Aeicherilngen von einer Heftigkeit sind, die es schwierig macht sie anzuführen).

Eonccpt zu dem Brief kennen, in dem er Bernstorff von der Ausbeute seiner Reise im Juni 1797 ausführlich Rechenschaft ablegt, ein Brief, der politische Reife, Beobachtungsgabe und Urtheilstraft vcrräth. Staffeldt zeigt sich hier ganz beseelt von den Idealen des Auftlärungszeitaltcrs, voll von Vertrauen und Bewunderung für den aufgeklarten Absolutismus, wie er in Dänemark sich unter dem ausgezeichneten Mann gestaltet hatte, an den der Brief gerichtet ist. Er ist stolz auf die Preßfreiheit in Dänemark, ja er meint, diefe Freiheit fei das unfehlbarste Mittel, die Raschheit und den Rachdruck monarchischer Administration mit der Volksthümlichteit einer demokratischen Verfassung zu vereinen, denn die Preßfreiheit sei „die Mutter einer edlen Tochter, der öffentlichen Meinung, die eben so viel werth ist als Repräsentation, Parlament und Reichstag". Tiefes Hervorheben der von der freien Presse und der öffentlichen Meinung ausgeübten Eontrole als von gleicher Bedeutung mit einem Reichstag, darf Niemanden an einem dänischen Liberalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Wunder nehme»; tonnte man doch noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert denselben Zug an einem englischen Cunscrvativen wie Lord Bcaconsfield finden; aber darüber muß man erstaunen, daß man dieser Auffassung gerade bei Staffeldt begegnet, der von seiner Jugend bis zu seinem Tode ein so beharrlicher Verächter der „Meinung" war. Es ist freilich klar, daß Staffeldt für feine Person einen Unterschied machte zwischen -dem, was er 1'opinion. pudÜMs (das aufgeklärte allgemeine Urtheil) und dem, was er Meinung (annähernd „Ieitforderung") nannte, dennoch aber ist hier ein innerer Widerspruch zwischen dem demokratischen Element seiner politischen Grundcmschauung und dem grundaristokratischrn seiner übrigen Denkweise.

Sehr drastisch schildert Staffeldt in diesem Brief die Reactio», die er im östlichen Deutschland kennen gelernt hatte. „Ueberall sitzt der unselige Dämon fürstlichen Mißtrauens auf den Thronen, überall bildet man sich ein, den leifen Geistertritt des furchtbaren Gespenstes Iacobinismus zu hören, und stellt Eensoren und Angeber auf die Lauer. Ein Strahl des Naturrechts, der auf das düstere Gebäude überlieferter Politik fällt, wird Mordbrand genannt, ein bescheidenes Urtheil über das Verfahren der Herrschenden nennt man Aufruhr," obgleich die Regierungen doch nicht wie die Hierarchie sich für unfehlbar erklärt haben. Er ist nicht mehr wie in seiner frühen Jugend ei» Bewunderer der französischen Revolution, die er, wie alle edelste» Geister Europas, bei ihrem Ausbruch mit Jubel begrüßte, aber er meint, es .würde doch etwas Gutes aus diesen Greueln hervorgehen, wie aus den schrecklichen Kriegen der Reformationszeit. Nun sei es, wie er sich naiv ausdrückt, eine Aufgabe für die Vorsehung, die französische Revolution in Harmonie mit dem Wohl und der Würbe der Menschheit zu bringen,

Ucber die Ursachen der Revolution spricht er mit starker selbständiger Urtheilstraft. Nicht den .vollen Köpfen" entsprang sie, sondern den „leeren Magen". Teutschland drohe keine Revolution. Die Masse einer Nation ver-

lange nie politische, nur bürgerliche Freiheit und das erste, was in Teutschland zu thun sei, wäre die Verwandelung der Censoren in tüchtige Setzer, die der Polizeispione in brave Nachtwächter. Ein Vergleich zwischen dem damaligen Preußen und Österreich ist der glänzendste Theil des Briefes. Einzelheiten der Charakteristik haben noch heutzutage Geltung. So heißt es z. B. von Preußen: „Die befehlende Macht muß sich bemühen reich zn werden, weil die gehorchende es nicht ist. Die politische Existenz deK Staats erfordert einen großen Schatz, ein geübtes Heer und einen Vorsteher, dessen Genie in allen Nerven und Sehnen des Staatstörpers allgegenwärtig ist." Nur wenige, sehr wenige dänische Dichter aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben ein solches Verständnis; für die weltgeschichtlichen Zustände zu ihrer Zeit gehabt. Es ist daher doppelt zu bedauern, daß die Scheidelinie, die Staffeldt früh schon zwischen den vermeintlichen Gebieten der Poesie und der Prosa in seinem Geist gezogen, es ihm verbot, das Wesentliche seines Erfahrungsinhalts in seine Poesie aufzunehmen. Seine Muse that ein paar Flügelschläge und verschwand in's Blaue. Seine Dichtung verhielt sich zu seiner Persönlichkeit, wie ein Papierdrache sich zu dem spielenden Knaben verhält, der ihn fliegen läßt; er steigt und steigt und rückt wie ungeduldig an der dünnen Schnur, die ihn mit der Erde verbindet, von der er sich wegzusehnen scheint. Sehr bezeichnend schreibt Staffeldt selbst im Jahr 1807 in einem Brief an Naggesen, der seiner Meinung nach Unrecht that, sich auf eine poetische Polemik einzulassen, er für sein Theil ,.suche seine Poesie von allem Alltäglichen zu lösen und seine ideale Sphäre so hoch um .ihre Achse zu rollen, baß sie nirgends mit einem irdischen Planeten zusammenstoße". „Vielleicht," fügt er mit einem Aufblitzen merkwürdiger Selbsterkenntnis; hinzu, „ist es eine in physischer Abspannung begründete Charakterschwäche, die mich diese Collision befürchten läßt — gleichviel! ich rette auf diese Weise doch meinen poetischen Luftballon vor jeder Verwickelung mit irdischen Dingen." Staffeldts dänische Reisegedichte sind fast ausschließlich Sonette, tiefsinnige, etwas gekünstelte Gedankendichtungen, zuweilen von großer Schönheit, aber wegen ihres zusammengedrängten Stils schwer zu verstehen. Nachdem Staffeldt, vermuthlich vom Grafen Bernstoff angespornt, sich für den Staatsdienst entschieden und 1801 wahrscheinlich auf Graf Schimmelmanns Empfehlung zum extraordinären Assessor ernannt worden war und den Titel Kammerjunler erhalten hatte, diente er im April desselben Jahres als Offizier im Studentencorps gegen die Engländer, wurde aber bald darauf aus dem Militärdienst verabschiedet und widmete sich nun ökonomischen Studien und der Pflege seines poetischen Talents.

Da-geschah es im December 1802, daß Oehlenschlägers erste Gedichte, einen bisher in der dänischen Litteratur unerhörten Ton anschlagend, der Lesewelt plötzlich neue poetische Ideale und einen neuen Maßstab in die Hände gaben. Es ist kein Zweifel, daß diese Gedichtsammlung einen mächtigen Eindruck auf Schuck Staffeldt machte, einen mächtigeren, als es möglich gewesen

wäre, wenn er auf seinen Reisen, statt Allerlei zu stubiren, der Entwicklung der deutschen Poesie bei Goethe und Tieck mit sympathischem Verständnis; gefolgt wäre. Nun gingen ihm — was freilich blos eine Vermuthung, aber teine unbegründete ist — erst durch Oehlenschlägers Gedichte die Augen auf für den großen Aufschwung der Poesie seines Zeitalters. Er, der bisher in seiner Poesie vollständig körperlos, farblos und unvolksthümlich gewesen war, er begann nun sich.in Voltslieder zu vertiefen, Romanzen zu schreiben, eine nordische Färbung anzustreben und Goethe und Oehlenschläger zu studiren, häufig auch nachzuahmen. Die Folge war eine mächtige Gährung seiner Phantasie, unter der Alles, was an Eigenthümlichteit und wirklicher Ursprünglichkeit in seiner Seele lebte, in Schuß gerieth; gleichzeitig machte er so rasche und große Fortschritte in der Behandlung der dänischen Sprache, daß er ein Jahr nach Oehlenschläger (December 1803) seine erste reiche Gedichtsammlung ver-öffentlichen tonnte. Eine betlagenswerthe, unwürdige, aber begreifliche Schwäche — die «Befürchtung, man würde ihm Originalität absprechen — veranlaßt? ihn, sie mit der nachweisbar ganz unwahren Erklärung zu begleiten, von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken seien nur sechs, die er bezeichnete, nach 1800, also nach Oehlenschlägers Hervortreten, geschrieben.
Staffeldts früheste, unvollkommene Gedichte hatten die Aufmerksamkeit von Kennern erweckt und waren verhältnißmäßig ausführlich und keineswegs unfreundlich beurtheilt worden, diese erste, soviel bedeutendere und originellere Gedichtsammlung aber, die erst ein Bild seines Talents gab, fiel fast unbe-achtet zu Boden. Das Publikum empfing sie kalt und sie fand nicht einmal einen Recensenten.
Verschiedene Ursachen wirkten zusammen: die eigenthümliche Abgeschlossenheit seines Geistes, sein Zusammentreffen mit den ersten triumphirenden Werken eines andern, um zehn Jahre jüngeren, ganz frischen und volksthümlichen Dichters, der Mangel einer so vollkommenen Unabhängigkeit von dem großen Neben-buhler, daß seine Verschiedenheit von ihm in die Augen fallen mußte, endlich die Hauptursache, Schuck Staffeldts einzig dastehendes Verhältniß zu der Sprache, <n der er dichtete, ein Verhältniß, das man das tragische Schicksal seines Dichterlebens nennen könnte. So viele deutsche Autoren — Klopftock, I. E. Schlegel, Gerstenberg — haben kürzere oder längere Zeit ihr Heim in Dänemark gehabt, so viele der besten neueren Dichter Dänemarks — Ewald, Baggesen, Oehlenschläger, Heiberg, Hertz, Christian Winther — haben, wie es in einer dänisch-deutschen Monarchie natürlich war, ganze Werte, oder einzelne Dichtungen in deutscher Sprache hinterlassen, daß man den entschiedenen Unterschied zwischen der Stellung Schuck Staffeldts und derjenigen dieser Dichter zu der Sprache, in der sie ihren Ruhm gewannen, übersehen hat.
Jene schrieben entweder gelegentlich wie Ewald, Heiberg oder Winther eine einzelne deutsche Dichtung, die Deutschland nie vor die Augen kam, oder sie übersetzten mit zweifelhaftem Glück ihre Werke, oder sie verdoppelten sich

traft einer zersplitternden Geschmeidigkeit, wie Vaggesen, alle aber suchten sie ihren Hauptruhm durch Dichtungen in ihrer Muttersprache zu erringen und errangen ihn so.

Mit Schack Staffeldt verhält es sich umgekehrt. Wie Tode und Sander war er Deutscher und wollte Däne sein, aber nur er hat, obgleich deutsch Uon Geburt, dänische Gedichte geschrieben, die noch gelesen werden. Sein Biograph C. Molbech hat nüt unendlichen Wiederholungen auf das fremde Verhältnis; Staffeldts zur dänischen Sprache aufmerksam gemacht, um lauter für den Dichter ungünstige Schlüsse daraus zu ziehen und zu betlagen, daß er seiner Muttersprache, die er mit soviel größerer Freiheit und Sicherheit beherrschte, nicht treu geblieben ist. Und doch sollte man meinen, Dänemark tonnte stolz und froh darüber fein, der deutschen Literatur einen so feinen und seltenen Geist abwendig gemacht zu haben. Wie kann ein Mann von Herz das wahrhaft Rührende in Schack Staffeldts Liebe zu Dänemark und zu der dänischen Sprache übersehen! Er war deutsch von Geburt,»bewegte sich frei, auch dichterisch frei in einer Sprache, deren Leserkreis Wohl dreißig Millionen umfaßte und er wurde dänischer Dichter aus Wahl. Niemand würdigte diese Wahl, Niemand dankte sie ihm und doch fuhr er beharrlich fort in einer Sprache zu dichten, in der er nur wenige Jahre feines Lebens gedacht und geträumt hatte, und gab, nachdem seine erste Gedichtsammlung übersehen und todtgeschwiegen worden war, eine noch schönere, noch reichere in derselben Sprache heraus ohne größeren Erfolg. Und zum Danke für seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Dänemark lieferte die dänische Kritik ellenlange Verzeichnisse seiner Sprachfehler und linguistischen Willkürlichleiten. Armer Dichter, selbst Deinen Nachruhm hat man mit Galle bespien! Und die Hand, die Dein Lebensbild entwarf, versäumte keine Gelegenheit, keinen Vorwand Deinen Ruhm zu vermindern. In dem Grad ist unser Schicksal in des Zufalls Macht.

Und hier, wenn jemals, war wohl Grund vorhanden, nicht nur Dank-barkeit, sondern Mitgefühl, ja Mitleid an den Tag zu legen: Dankbarkeit, denn den Dänen kommt es nicht zu, Schack Staffeldt einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihre Muttersprache der seinigen vorzog; Mitgefühl, denn man hat mir wenig bedacht, was es in Wirklichkeit für einen schaffenden Geist bedeutet, in einer Sprache zu producireu, die nicht unmittelbar und ursprünglich die seine ist. Nur wer es selbst versucht hat, kann sich einen Begriff davon machen. In der Muttersprache ist Vorstellung und Wort, Bild und Bezeichnung, Gedanke und Ausdruck eins; selbst wo der Ausdruck fehlt, oder sich nicht einfinden will, fühlt sich der Schriftsteller als unbedingter Herr desselben, er kann der feinsten Abstufung nachspüren, bis sie seiner Absicht gerecht wird, er kann sie formen, bearbeiten, ableiten, ja er kann sie erfinden und doch immer sicher sein, daß sie aus dem Geist der Sprache geschaffen ist und genau das ausdrückt, was er sagen will. Wie anders ist der gestellt, der in einer fremden Sprache schreibt, selbst wenn er sie so genau

kennt, sie so lange gesprochen und geschrieben hat, wie Staffeidt die dänische. Mag er sich auch vollkommen sicher vor Sprachfehlern fühle», mögen seine Briefe auch von den Briefen Eingeborener nicht zu unterscheiden sein — und wie wenige erreichen selbst diese niedrigste Stufe — wieviel Stufen sind dann noch zurückzulegen, ehe er dahin gelangt, daß die Worte seinem Ohr genau mit dem Bereich und der Tragweite, dem Laut und den Gedankenverbindungen klingen, wie dem Ohr des Eingeborenen, und wie weit ist er selbst dann noch von dem Punkt entfernt, wo er mit voller Freiheit und Sicherheit einen vertraulichen Ton anschlagen kann ohne platt, einen hochpathetischen Ton ohne schwülstig oder komisch zu werden, oder wo er eine Dialektwendung, ein altes Wort, eine altertümliche Wortform mit Wirkung gebrauchen kann und überhaupt genau die sprachliche Stimmung, die ihm vorschwebt, hervorzubringen vermag. Er will mit der Sprache malen, der Arme, und er weiß nicht, ob in seinen Augen ihre Farben dieselben wie in denen der Andern sind, er will sie singen lassen und er greift in ihre Saiten mit unsicherer Hand, nie sicher, ob, ihm selbst unbewußt, dem Instrument nicht ein Mißton entschlüpft. Und nun erst in der lyrischen Poesie, die auch nicht den geringsten Mißtun duldet! Wenn man bedenkt, daß Staffeldt 1794 ein Gedicht: „An s?a^ den Tod der Erbprinzcssin" veröffentlichte, oder daß er in vollem Ernst das dem Wort ,.Hafen" entsprechende dänische Wort für Ideal einführen wollte, weil er sich einbildete, irgendwo gelesen zu haben, daß es im Schwedischen diese Bedeutung habe, wenn man sieht, daß er bei der Durchficht und dem Feilen seiner Gedichte Verstöße gegen die Grammatik, nicht zu reden von Germanismen, ungeschickten Wortformen, steifen und holperigen Ausdrücken zu entfernen hatte, daß er, kurz gesagt, in einem beständigen Kampf mit der weichen, geschmeidigen und doch so schwierigen Sprache lag, in der er dichtete, so bewundert man zunächst, daß er überhaupt dann und wann etwas so untadelig Schönes hervorzubringen vermochte, wie es seine besten Gedichte sind.

Schack Staffeldts zweite lyrische Sammlung „Neue Gedichte" erschien 1808 in Kiel, wo er sich seit 1807 aufhielt, um dem Hof, bei dem er eine Anstellung suchte, näher zu sein. Er wurde dem Kronprinz-Regenten empfohlen und wurde erst zum zweiten Hofcavalier des geistesschwachen Herzogs von Oldenburg, der auf dem Schloß von Plöen unter der Vormundschaft des Königs von Dänemark lebte, dann zum aufwartenden Kammcrjunker der Kronprinzessin ernannt und als diese bald darauf Königin wurde, erhielt er traft neuer Ernennung eine feste Anstellung in demselben Amt.

Schon auf feiner ausländischen Reise hatte er sich von der vornehmen Welt angezogen gefühlt; er hatte in Wien in den angesehensten Häusern verkehrt und war trotz seines Humanitären Unwillens über Gcburtsprivilegien mit Leib und Seele Aristokrat; es war daher kein Wunder, daß ein Hofamt, bei der nahen Berührung mit der königlichen Familie, die es mit sich brachte, und der reichlichen Freiheit, die es ihm gewährte, ihm erstrebeuswerth er-

schien. Li mußte ja außerdem fein Brot verdienen und von der Poesie tonnte er nicht leben.
Nichtsdestoweniger vermochte Staffeldt mit seinem ewig sehnenden, ewig stiebenden Geist sich in seiner neuen Stellung nicht zu beruhigen. Sie befriedigte seinen Arbeitstrieb nicht und demüthigte ihn ebenso sehr, wie sie ihn erhob. „Ein Mann, wie ich, ist nicht geschaffen Thüren auf- und zuzumachen," Pflegte er zu sagen. Es war seine Dichternatur, die gegen Abhängigkeit und Ceremoniel reagirte. Wie er nicht 'ganz Dichter hatte sein tonnen, konnte er nun ebenso wenig ganz Hofmann sein. Sein Unglück war, daß er, wie Steffens beißendwahr von ihm sagte, „Dichter unter den Kammerjunkern und Kammerjunker unter den Dichtern sein wollte". Ein größeres Unglück aber war es für ihn, daß auch seine zweite größere Gedichtsammlung, die ein Jahr nach dem Bombardement Kopenhagens und zu einer Zeit erschien, da Oehlenschläger und Baggesen sich in das poetische Interesse der^ Nation Heilten, vollständig übersehen und überstrahlt ward. Sein Talent, das, zart und fein wie es war, der Aufmunterung, ja der förforglichsten Pflege bedurfte, begann einzutrocknen. Wenige Jahre später war Staffeldt unfruchtbar.
Zu seinen getäuschten Hoffnungen auf Dichterruhm kam eine zweite, ebenso ernstliche und bittere Täuschung. Er hegte eine leidenschaftliche, tiefwurzelnde Liebe für ein junges Mädchen aus vornehmer Familie und diese Liebe wurde nicht erwidert. Schon 1805 spricht er in einem Brief an feine Schwester davon, daß seine liebsten Hoffnungen getäuscht worden seien, 1810 antwortet er seinem Bruder auf eine Mahnung, sich zu verheirathen: „Mein Amt ernährt kaum mich, geschweige denn Frau und Kinder. Dennoch hätte ich es gewagt, im Vertrauen auf die Gnade meines edlen Königs, wenn Eine gewollt hätte. Aber sie will nicht, oder kann nicht. Allerdings hat sie das weder gesagt, noch geschrieben, aber sie hat es gezeigt. Du weißt, wen ich meine und nicht vergessen kann." Es scheint mir nicht schwer, aus seinen Briefen zu schließen, wer die Geliebte war; ihr Name kommt zu häufig und in einer zu bezeichnenden Weise in den Briefen an die Schwester vor. Es war, wie ich annehme, die Hofdame Kammerfräulein Frihe von der Maase, dieselbe, die Oehlenschläger besungen hat. Staffeldt kannte sie, wie er bei ihrem Tod 1823 schrieb, schon von Kindheit an. „Wir spielten zusammen, wurden dann getrennt, sahen uns'nach vielen Jahren wieder und — wurden durch einen dauernden Freundschaftsbund vereint."
Dies scheint die Hauptleidenschaft in Staffeldts Leben gewesen jzu sein. Wir begegnen ihm zwar in vielen flüchtigen Verbindungen. Er schwärmt und fabelt auf seiner ausländischen Reise von einer Julie, die er in Dänemark zurückgelassen, er huldigt in Italien einer Therese u. s. w.; seine Dichtungen tragen Spuren anderer, vermuthlich nicht langlebiger Passionen: für das Glück des dauernden Besitzes aber war er nicht geschaffen und es wurde ihm nie zu Theil.

Vielleicht erweckte diese unenviderte Leidenschaft in Staffeldt den Wunsch, den Hofdienst zu verlassen; ein Wunsch, der jedenfalls durch die geringe Aussicht auf rasches Avancement, durch seinen unbefriedigten Ehrgeiz und vermutlich auch durch das Bedürfniß, seine ökonomische Lage zu verbessern, genährt ward; er war ein schlechter Haushalter und hatte Schulden von seiner Reise her, Schulden, die bei seinem Tode noch nicht ganz bezahlt waren.

Im März 1810 wurde er zum Amtmann in Cismar ernannt, einem Posten, der allgemein als Uebungsschule für angehende Amtmänner galt. Bei Uebernahme dieser, nach damaliger Administrationsweise sehr Verantwortlichen Vertrauensstellung besaß er leine der dazu erforderlichen Kenntnisse; er kannte weder die Gesetze der Herzogthümer im Allgemeinen, noch die des ehemaligen großfürstlichen Districts im Besonderen, er brachte weder administrative Fertigkeit und liebung mit. noch wußte er etwas von der Bevölkerung und ihrem Leben. Aber seinem außerordentlichen Fleiß, seiner Charakterfestigkeit und seinem großen Selbstgefühl gelang es, nach kurzer Zeit seinen eigenen Forderungen gerecht zu werden, und diese waren verhältnismäßig groß, denn er hegte die höchsten Vorstellungen von der Bedeutung seines Amts. Er betrachtete sich als unmittelbaren Repräsentanten des Königs in seinem District und pflegte bezeichnend genug den Ausspruch Napoleons anzuführen: I^e» prölet« »ont «los petita em^rsurs. Anfangs war er fleißig im Actenlesen, später langweilte ihn das allzusehr; er sagte dann, bezeichnend für die unselige Spaltung zwischen seinen Neigungen und seinem Beruf, die überall in seinem Leben hervortritt, er habe sein Leben lang so viel Schönes und Herrliches gelesen, daß es ihm wohl zu vergeben sei, wenn dies Geschmiere ihn anekle.

Kaum in die Administration seines Amtes eingeweiht, war er darauf bedacht, seine Autorität zu heben, ja zu erweitern, und bei seinem gebieterischen Wesen und strengem Nechtssinn gerieth er bald in einen endlosen Streit mit dem Amtsverwalter, der sich zu einer Unterordnung unter den Amtmann, auf der Staffeldt bestand, nicht bequemen wollte. Vermuthlich ist es dieses sein dtzte lloi«!, worauf Staffeldt sich bezieht, wenn er dem Bruder schreibt: „Ich habe hier nicht den geringsten Verkehr, denn mit X, den ich in so vielen Fällen controliren muß und der im Uebrigen vielleicht der nachlässigste und unredlichste Beamte des Königs ist. kann und mag ich nicht Verkehren." Man spürt seine strenge Rechtschaffenheit im Nachsatz: „Hier sind Mißbräuche in Schwang, zu denen ich nicht schweigen darf. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn meine guten Absichten nicht Widerstand an den schlechten Absichten Anderer fänden, wenn die Beamten, die mit mir demselben Ziel zuarbeiten sollen, nur des Königs Dienst und des Amtes Wohl vor Augen hätten! Tas aber ist leider nicht der Fall!" Noch schärfer und klarer tritt Staffeldts idealer Nechtssinn in einer Bricfstelle von 1823 hervor: „Es giebt in der Welt etwas, das ich die unsichtbare Hölle nennen möchte (man spricht ja auch von einer unsichtbaren Kirche) und das ich nicht verstehe.

noch Verstehen will: es ist ein schweigendes Uebereintommen nnter fast allen Menschen, nur bis zu einem gewissen Grad Recht zu üben. Die Beamten dieses Landes kennen diese Hölle, bauen und wohnen darin — ich nie und nimmer! Hier liegt der Ursprung meines Kummers, meiner unendlichen Hypochondrie!" Ein Mann mit so principiellen Begriffen von Recht und Pflicht mußte natürlicherweise immer wieder an wirtlichen Zuständen und Verhältnissen anstoßen und die unablässigen Reibungen wurden ihm in seiner Vereinsamung noch nachdrllÄlicher fühlbar. Die isolirte Lage der Amtmanns-wohnung in einer Entfernung von größeren Städten, die zu jeuer Zeit ius Gewicht fiel, erschwerte den Umgang mit den Städtern; die umliegenden Güter gehörten meist Familien, die ihren Aufenthalt anderswo hatten. Diese Ein-samkeit war Staffeldt insofern nicht unlieb, als er das Bedürfnis; fühlte, über seiner getäuschten Hoffnung auf Gegenliebe zu brüten: aber seine Tage waren leer. Er schreibt 18 ll an seine Schwester: ,,Das Leben hier ist das freudloseste, das ich je geführt habe . . . Pflicht ist mein Freund und Arbeit meine Gattin." Hierzu kommt, daß er, der in seinen dichterischen und philosophischen Bestrebungen den inneren Gegner seiner praktischen Thätigkeit sah, eifrig darauf bedacht war, seine Ungeeignetheit für die letztere vor keinem fremden Auge zu verrathen. Unverdrossen arbeitete er daran, jedes äußere Gepräge des Dichters oder Hofmannes abzuwerfen und im Gegensatz zu beiden sich barsch und hart zu zeigen. Das fiel ihm anfangs fchwer genug, später gelang es ihm nur allzu gut. Sein angeborener Stolz, seine Leidenschaft-lichkeit, der er freien Lauf lassen zu dürfen meinte, seine Welt- und Menschen-kenntnis;, endlich sein unverkennbares praktisches Talent, Alles wirkte zusammen, ihn in seinem inneren Kampf zu unterstützen. Er Pflegte von sich selbst zn sagen, er trüge eine eiserne Mäste. Es zeugt mehr von seiner Heftigkeit als von seiner Festigkeit, daß die Bauern der Gegend ihn noch lange nach seiner Zeit als Gegensatz zu seinem Vorgänger gleichen Namens ,,de dulle Staffeldt" zu nennen pflegten.

Als Staffeldt 1813 fein kleineres Amt in Cismar mit dem Posten eines Amtmanns von Gottorp-Amt und Oberdirccturs von Schleswig vertauschte, also eine für einen zur Amtscarriöre veranlagten Mann beneidenswerthe Lebensstellung erlangte, blieb sein Gemüthszustand ebenso unnatürlich, traurig, unfruchtbar und für ihn selbst unbefriedigend, wie bisher. Ja man kann sagen, Staffeldts letzte Lebensjahre bezeichnen nichts, als seinen langen Todes-kampf als Dichter.

Er legte viel Gewicht auf die Machtvollkommenheit seines Amtes, strebte wie in Cismar sie zu erweitern und kam »vir in Eismar in Streii mit allen übrigen Autoritäten. Mit dem Drange, der ihn nie verließ, sich und seinen Beruf in einem idealen Lichte zu sehen, pflegte er sein Amt als ,,das Normalamt" zu bezeichnen. Er war im höchsten Grade genau, hob oft hervor, daß für einen Geschäftsmann nichts geringfügig sei, und hatte zum Lieblingsspruch: „le« lmFawlls» »6 venZeut!" Er war höchst formell und

sagte oft, die Form sei nicht Form, sondern die Sache selbst: er verwandte die größte Sorgfalt an den schriftlichen Ausdruck und entwickelte seinen deutscheu Geschaftsstil zu einem Muster an Bestimmtheit und Präcision. Und wie er mit der Formvergötterung des Dichters die aus seiner Stellung und Stimmung entspringende Pedanterie adelte, so legte er auch etwas von des Dichteis idealen und im höheren Sinne naiven Ansicht der Dinge in den: Nichterberuf des Amtmannes an den Tag. Seine Uneigennützigkeit war so groß, daß er oft aus seiner eigenen Tasche Summen hergab, um den Unterschied zwischen Angebot und Forderung der Parteien auszuebnen und so einen Vergleich zu ermöglichen.

Aber so wenig wie seine Geistesüberlegenheit vermochte seine vollkommene Redlichkeit, seine Verachtung jeder Art von Gewinnsucht, seine ideale Uneigennützigkeit die Umgebung an ihn zu knüpfen. Dazu fehlte es-seinem Gemüth allzusehr an Gleichgewicht, dazu war sein Stolz zu abweisend, seine Bitterkeit zu rücksichtslos und verletzend. In der Stadt Schleswig glaubte er sich von Niemandem verstanden. Einzelne Freunde, die er gewann, wurden ihm zufälligerweise bald durch den Tod entrissen, später fand er keine Freunde mehr, weil er keine mehr suchte. Am gesellschaftlichen Leben nahm er nicht Theil, da er die Gesellschaften der Stadt ,,öde Steppen" nannte. Stolz auf ererbte, angeborene Vorzüge glaubte er in der Provinz keinen Ebenbürtigen finden zu können: es gab da Wohl Einzelne von ebenso altem Adel, aber leinen seines Gleichen an Geist. So überließ er sich einer Alle »ivellircnden Verachtung. Und je ungeselliger Selbstgefühl und Adelsstolz ihn machten, desto bitterer wurden seine Urtheile über seine Umgebung. Er mhr fort, das dänische Volk sehr hoch zu stellen, das deutsche gleichfalls, beide Volksstämme galten ihm für gleich vortrefflich; die gemischte Nationalität der Schleswiger verachtete er dagegen auf's Tiefste, bildete sich ein, die Bevölkerung der Herzogthümer besäße nur die Fehler beider Völker, nannte sie ei» charakterloses, egoistisches, niedrig denkendes Geschlecht und behauptete besonders von der Stadt Schleswig, daß eine sittlich und geistig verderbliche Ansteckung von ihr ausginge. Unter dieser bald bei ihm permanent weidenden Gemüthsverfassung überentwickelte sich sein früher wenig hervortretender Hang zu beißendem Sarkasmus. In den wenigen Kreisen, mit denen er noch verkehrte, suchte er sich beständig Zielscheiben seiner Ironie. Streitsüchtig nnd rechthaberisch, wie er war, konnte er Andersgesinnte, vermeintliche oder wirtliche Tummköpfe bis zur Ermüdung mit seinem höhnischen Witz verfolgen, offenbare Paradoxen verfechten und wenn ihm im Wortstreit die Argumente ausgingen, sich mit Wortspielen weiterhelfen. Hatte er dann einen Unschuldigen oder Wehrlosen gekränkt und verletzt, so konnte er seine Schonungslosigkeit bitter bereuen und mit thränengefüllten Augen um Vergebung bitten; es war dann und wann gleichsam etwas DämonifcheZ in seinem Wesen; er war nicht Herr über seine Worte.

Bald kam er bei diesem Benehmen dahin, Alle für seine Feinde zu

halten und Allen zu mißtrauen. Und je vereinsamter er sich fühlte, desto aristokratischer wurde er in seiner Denkart. Die schlechten Erfahrungen, die er mit dem Bauernstand gemacht, ließen ihn in diesem Stand nur einen unmündigen, unvernünftigen Gegner jedes Fortschrittes sehen, dem man keine politische Stimme einräumen dürfe. Dagegen pries er die Lehre vom gottlichen Recht der Konige, ja er vertheidigte die blutige Reaction in Spanien. Mehr und mehr Gewicht begann er auf die Unentbehrlichleit einer auf Grundbesitz sich stützenden Aristokratie zu legen, .er eiferte gegen die „Liberalen" und den „Zeitgeist", warnte die Bauern väterlich vor dem Lesen der Zeitungen und haßte das Wort „gebildet", weil es ihm die Gesellschaftsunterschiede zu nivelliren und „das Gemeine" auf den Thron zu setzen schien. Unglücklich wie er sich fühlte und im Privatleben mit der divinatorischen Gabe ausgestattet, kommendes Unglück vorauszusehen — eine Gabe, die allen Menschen eigen ist, deren Natur sie auf Schwarz wetten laßt — sah er nichts als Unglück auch in allem historisch Werdenden.

Alle diese Ausbrüche von Menschenfeindlichkeit entsprangen der Verzweiflung seiner Dichterindividualität über ihren Mangel an Uebereinstimmung mit den Geschäften, zu denen sie verdammt war, mit den ,,8 bis 9000 Sachen das Jahr rund", die zur Erledigung vorlagen. In ihm wüthete die Verzweiflung über einen »othgedrungenen poetischen Selbstmord, den man mit dem eines Menschen vergleichen tonnte, der täglich einen Tropfen langsam wirkenden Giftes zu sich zu nehmen gezwungen wäre. Er fühlte sich als Deserteur aus dem Lager der Kunst. Er ist kein Pfleger der Kunst mehr, nur noch ein Pfleger der „Routine" und „Chikane." Er schreibt an seine Schwester: „Ein Abgrund von Melancholie droht mich zu verschlingen . . . mein Berufscrmt verlangt mich ganz und ich gleiche einem zu allerlei Kunststücken, zum Schildwach stehn, Kanonen abfeuern, sich todt stellen abgerichteten Singvogel, der darüber das Singen verlernt hat."

Selbstverständlich fuhr er fort, der Bewegung in der zeitgenössischen dänischen Poesie mit Interesse zu folgen. Er, der gewissermaßen als Oehlenschlägers Nebenbuhler aufgetreten war, der zuweilen sich in eine förmlichen Wettstreit im selben Versmaß über dasselbe Thema mit ihm eingelassen hatte, der ihm im Privatleben vergebens seine Huldigung dargebracht und mit unverdienter Härte abgewiesen worden war, er fühlte sich natürlich während des Streits zwischen Baggesen und Oehlenschläger persönlich zu dem ersteren hingezogen, der außerdem seine dichterische Begabung vollkommen anerkannte. Er spricht sich mit einer kritischen Scharfsichtigkeit, die, früher entwickelt, seiner eigenen Poesie zum Vortheil gereicht hätte, gegen die Wiederaufnahme altnordischer Stoffe und über die nothwendige Beziehung aller Dichtung auf die Gegenwart aus. Es verhält sich mit ihm, wie mit Tegnör, seine Kritik reicht zuweilen weiter als seine Poesie; beide erkennen sie zum Schluß in der Theorie nur noch moderne Stoffe an. Wenn er über Oehlenschlägers' bewuuderungs

würdigen „Balder" nur bemerkt, „er vertrüge diese nordischen Götter, die bald Fieber, bald Asthma hätten, nicht", so fühlt man hinter diesem Urtheil zwar das Suchen des Ueberstrahlten nach einem Angriffspunkt; aber es liegt mehr, als man zu seiner Zeit anerkennen wollte, in seiner Kritik, wenn er sagt: „Dieses Marionettenspiel mit der edbaschen Mythologie, diese mit den bekannten ombreL cninoi8«3 analogen omdres 8«main»viSiii!68 haben, scheint mir, den Standpunkt der dänischen Poesie heutzutage verrückt; denn die Poesie ist die Nlüthe eines Zeitalters und nur so ist sie eine Naturblüthe." Natürlich beschäftigte ihn die Frage am meisten, „ob er vollständig als Dichter vergessen sei" oder nicht. Ich möchte doch wissen, schreibt er an Baggesen, ob das Gemüth, „das sich in meineil Gedichten ausgeseufzt, ausgeweint und ausposaunt, nicht Einen seines gleichen, einen verwandten Geist finde» wird, der das Wort für seine verborgensten Gedanken, den Seufzer für seine edelste Sehnsucht in ihnen vernimmt". Dann und wann begegnet ihm, wie bei Ingemann, warme Sympathie, ein vereinzeltes Mal, wie bei Thiele, glühende Bewunderung für seine Gedichte. Der junge I. M. Thiele verherrlichte ihn schon auf der Schulbank in schönen gefühlten Versen und blieb ihm auch als Jüngling treu. In seinen Erinnerungen: „Aus den Jahrbüchern meines Lebens" beschreibt Thiele den 48jährigen Staffeldt, den er im Sommer 1817 bei Friederike Brun traf, die einen aufrichtigen Freund in dem ehemaligen Gegner gefunden hatte, folgendermaßen.- „Der Schnitt seines Anzuges war nicht gerade altfränkisch, aber doch weit entfernt von der Mode des Jahres; trotzdem lag eine gewisse Zierlichkeit, oder Steifheit in seiner Toilette, sein Kopf mit dem verwelkten, weder schönen noch geistreichen Antlitz war von kurzgeschnittenem gepudertem Haar umgeben ... ich, der ich seinen Geist kannte, empfing sofort den Eindruck eines ausgebrannten Vulkans — ein Äschenrest von einem herrlichen Scheiterhaufen. Seme Unterhaltung war im Tonfall deutsch und er sprach das Dänische markirt." Hat man Staffeldts innere Geschichte in diesem letzten Abschnitt seines Lebens verfolgt, so trägt diese Schilderung seines Aeußeren unleugbar das volle Gepräge der Glaubwürdigkeit.

Aber nicht blos ^mit der heimischen Poesie beschäftigte Schuck Staffeldt sich in seinen letzten Lebensjahren. Unter den deutschen Dichtern waren ihm besonders Lessing und Klopstock vertraut, vor Allem schwärmte er für Schiller, den er höher schätzte als Goethe. Bei seiner ausgezeichneten Kenntnis; moderner Sprachen las er — und zwar beständig — Dante, Ariosto, Tasso, Shakespeare und unter den neueren Dichtern besonders Byron und Lamartine. Er fühlte sich diesen beiden letzteren verwandt, 'Byron durch die Zerrissenheit seines Gemüths, Lamartine durch das Aetherische und Reflectirende in seiner Poesie. Mit der größten Spannung folgte er Byrons politischem Auftreten im griechischen Freiheitskampfe, er hoffte ihm als König von Griechenland gehuldigt zu sehen und war schmerzlich ergriffen, als sein früher Tod diese Hoffnung vereitelte. Er selbst schrieb in diesen seinen. letzten Jahren nur wenige Gedichte (alle

^8H Georg V randes in Kopenhagen.
deutsch) aber sie gehören zu den gefühlvollsten, schönsten und tragischsten, die er gedichtet hat.
Mehr und Mehr wurde ihm seine Amtsthätigteit verhaßt. Er fühlte sich wie an eine Kette geschmiedet und äußerte oft, wenn es ihm die Ehre nicht verböte, würde er das Leben eines Galeerenfclaven dem seinen vorziehen. Oft citirte er auch Thetlas Worte: ,,Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus" mit Bezug auf sich selbst und sein Heim. Äußerungen dieser Art, fügt sein verständiger Biograph Engel hinzu, waren ohne Zweifel der Ausdruck seines tiefsten Gefühls.
Sein Umgangstreis in Schleswig wurde enger und enger; in seinen letzten Jahren sah man ihn selten außerhalb seiner Wohnung, oder des Wirthshauses, -wo er zu Mittag zu speiseu Pflegte, seitdem er sich von seiner Haushälterin betrogen glaubte. Tie Abende verbrachte er gewöhnlich allein zu Hause. Da konnte er, besonders im Winter, von dem Gefühl seiner Einsamkeit mächtig ergriffen werden. Nicht selten ließ er unter dem Druck dieses Gefühls alle Zimmer- des Stockwerks, das er bewohnte, erleuchten und wanderte in den leeren Räumen bis nach Mitternacht auf und nieder; bei solchen Gelegenheiten soll er oft laut mit sich selbst gesprochen haben^ da er sich bei seiner lebhaften Einbildungstraft andere Personen als gegenwärtig vorstellte, mit denen er sich unterhielt. Solche Erscheinungen zeigen sich an denen, die zu Einsamkeit und Schweigen in Zellengefängnisscn vcrurtheilt sind. Nachdem er sich vorsätzlich von der Welt isolirt, schien er im Drang nach Mittheilung sich vollständig darüber hinwegzusetzen, daß Denjenigen, denen er sich ausnahmsweise mittheilte, jede Aneignungsfähigkeit fehlte. Zuweilen ließ er seinen Schreiber, seinen Knecht, oder seine alte Haushälterin holen und hielt ihnen förmliche Moralpredigten, im Sommer versammelte er sie nicht selten um sich im Garten und entwickelte in ihrer Gegenwart Naturbetmchtungen über die sinkende Sonne, die Glasarten, oder seinen Lieblingsvogel, den Storch, der sein Nest auf dem Dach des Hauses hatte, ja er redete den Vogel an und pries ihn in dichterischen Ausdrücken vor diesen Zuhörer» — die zu seinem Unglück noch dazu schlechte, untreue, eigennützige Dienstboten waren. Es wird Niemanden wundern, daß er unter diesen geistigen Leiden, die von Nervenschwäche begleitet waren, dann und wann Linderung in starke« Getränken suchte.
Ausgeschlossen, wie er sich fühlte, unzugänglich, wie er war, nahm er schließlich von der Gesellschaft der Menschen seine Zuflucht zu derjenigen der Pflanzen. Blumenzucht war sein letzter Trost, seine letzte Zerstreuung. Mit großen Kosten verschaffte er sich schöne und seltene Pflanzen. Oft saß er ganz in Beschauung seiner Blumen versunken. Mit seinem tiefen Haß gegen das Amusische behauptete er: die Menschen seien alle böse und verwerflich, die keine Empfänglichkeit für die Schönheit der Blumen, keinen Sinn für Statuen. Gemälde und Musik hätten. Er meinte, der unverdorbene Mensch müsse auch ohne Bildung einen tiefen seelischen Eindruck von dem Schönen empfangen.
Inzwischen näherte die Auflösung sich. Er war im Grunde längst mit

dem Leben fertig. Schon 1823 schrieb er seinem Bruder: „Ich für mein Theil verlasse dieses Leben gern, denn was habe ich hier zu erwarten? Dürfte ich, vielleicht gegen die Naturgesetze, eine Bedingung stellen, so wäre es die: ohne schwere Leiden. O ich tann Dir nicht sagen, bester, liebster Bruder, wie empfindlich ich gegen körperliche Schmerzen bin! Sie martern mich unsäglich, ja, sie verbittern mich auf's Aeußerste. Hätte ich nur männliche Ausdauer oder weibliche Geduld!" — eine Aeußerung, in der dir ganze nervöse Verzagtheit und Unruhe des Lebensmüden zum Ausdruck kommt.
Zwei Jahre später heißt es in einem Brief an die Schwester: „Ich habe weder Freund noch Freundin in des Wortes höherer Bedeutung, keine süßen Kleinen, an denen mein Herzensleben sich jung erhielte, keine Verwandte, in deren Liebe es sich so sicher ruht, daß man sich nie allein und verlassen auf Erden fühlt: ein Gefühl wie an einem Abgrund, ohne Licht und Schuh, voller Klagegcstöhn und Schreckbildern. Selbst die himmlische Muse verließ mich und faltete alle ihre ausgespannten Himmel zusammen. Ein Sklave der Pflicht keuche ich unter der Last meiner Amtsgeschäfte, 8000 Sachen jährlich strömen auf mich ein und was für Sachen! zu deren Erledigung ich nur einen Secretär und zwei Schreiber halte» kann. Und nun meine Gesundheit — meine Gesundheit, sage ich! Meine Kränklichkeit sollte ich mindestens sagen. Ich lasse mich nur bei Hofe sehn und lebe oder, richtiger gesagt, plage mich auf meiner Galeere, dem Amtshaus. Ich will Dich im Voraus, liebe Schwester, darauf vorbereiten, daß ich um meine Versetzung, oder meinen Abschied auf Wartegeld nachsuchen will. Meine Krankheit erfordert dieses nicht leichte Opfer."
Staffeldts Hoffnung, ohne schwere vorhergehende Leiden zu sterben, ging nicht in Erfüllung. In seinem letzten Lebensjahr entwickelte sich ei« locales Unterleibsleiden mit so großer Heftigkeit, daß er viele Schmerzen litt. Er suchte Genesung, indem er sich von den Geschäften zurückzog, monatlange Reisen unternahm und sich der Behandlung eines angeschenen Arztes in Kiel unterwarf. Aber das Uebel konnte nur gelindert weiden, Herstellung war unmöglich. Nach Schack Staffeldts Rückkehr nach Schleswig im Herbst 1826 nahmen seine Körperkräfte sichtlich ab und nun verlor er allen Levensmuth. Er konnte in Thränen ausbrechen, wenn er von seinem leidenden Zustand sprach. Gleichzeitig ließ eine nagende Furcht vor Geistesstörung ihm keine Ruhe. An einem seiner letzten Tage, als er sein Haus noch verlassen konnte, stand er auf dem Wall von Gottorp und betrachtete in Gedanken versunken den Sonnenuntergang. Jemand, der zu ihm trat, ließ ein paar Worte über das schöne Schauspiel fallen. Er antwortete: „Ich sehe darin nur ein Bild der Vernichtung."
Vom Schlage getroffen lag er drei Tage in hülflosem Zustande, bei anscheinend schwachem Bewußtsein, ohne andere Pflege als die seiner Haushälterin und seines Dieners, deren rohe Aeußerungen seine letzten Stunden verbittert haben sollen. Er starb am 16. Tecember 1826.'

Die Telegraphie in Verlin.
von
F. tzennicke.
— Veilin, -^

I.

Das Haupt-Tclegraphen»An,t.

s leben sicherlich noch Viele unter uns, die sich uoch gut der Zeit zu erinnern Vermögen, da Derjenige, welcher eine telegraphische Depesche erhielt, wie ein Wunderthier angestaunt wurde und tagelang gehobenen Hauptes unter seinen Mitbürgern einherging. Und nicht mit Unrecht, denn als die elektrische Telegraphie, von allen anderen europäischen Landern zuerst in Preußen, im Jahre 1849 in den Dienst des Publikums gestellt wurde, da fehlte noch viel, und es dauerte noch lange, ehe sie eine volksthümliche Einrichtung wurde: das verhinderte schon dieHohe der Gebühren, die es nur Wohlhabenden gestattete, das neue Verkehrsmittel zu benutzen. Es kostete beispielsweise ein Telegramm von 20 Worten von Verlin nach Coln, das jetzt für 1 Mark 20 Pfennig befördert wird, nach dem ersten Tarife von 1849 14 Mark, zur Nachtzeit 28 Mark 50 Pfennige. Auf weitere Entfernungen, auch als spater das sogenannte Zonensystem eingeführt war, wurden die Gebühren geradezu unerschwinglich. Erst die neueste Zeit schuf hierin gründlichst Wandlung und seit der im Jahre 1876 erfolgten allgemeinen Umgestaltung der Tarifverhältnisse durch Einführung des Wort-tarifs ist Wohl den weitgehendsten Wünschen auf Vereinfachung und Herab-minderung der Telegramm-Gebühren Rechnung getragen worden.

Nachdem die Telegraphie in Vezug auf ihre Betriebsverhaltnisse anfangs der fünfziger Jahre sozusagen aus dem Rohen herausgearbeitet worden war.

erhielt sie eine bleibende Heimstätte in dem Hause Französischerstraße 33 o
an der Ecke der Oberwallstraße, das noch heutzutage den Zwecken der Tele-
graph« insofern dient, als in ihm die Telegramm-Annahme, ein Rohrpostamt,
ein Fernsprechvermittelungsamt und sämmtliche Bureaus der N. Abtheilung
des Reichs-Postamts — der Abtheilung, welche die Telegraphen-Angelegen-
heiten bearbeitet — untergebracht sind; außerdem enthält das Gebäude im
zweiten Geschoß die Dienstwohnung des Ministerialdirectors, welcher die
ll. Abtheilung des Reichs-Postamts leitet.
Zur Zeit der ersten Einrichtung des bezeichneten Hauses für Zwecke der
Telegraphie bot es das Bild eines Knaben, der in den Rock eines er-
wachsenen Mannes schlüpft: der Kleine mochte sich noch so sehr dehnen und
recken, er füllte den ihm zur Verfügung gestellten Raum nicht aus; wer.
und wenn er selbst zu den Kundigen gehörte, konnte damals mit Bestimmtheit
sagen, daß der Raum je ausgefüllt werden würde! Aber der Knabe, der
klein und schwächlich in jene Räume eingezogen war, erwies sich als zum
Geschlechte der Riesen gehörig: dem Antäus gleich nahm er aus seiner steten
Berührung mit der Erde immer neue Kräfte an, breitete sich immer mehr aus,
so daß sein Gehäuse bald zu seng wurde. Glücklicherweise war um diese
Zeit (1875) ein Mann an die Spitze der Telegraphie getreten, der sden
schnelleren Pulsschlag in den Verkehrsadern nicht nur seines Vaterlandes,
sondern der ganzen Welt richtig zu würdigen verstand, und ihm, dem Leiter
der deutschen Reichspost, dem Generalpostmeister Dr. Stephan, dessen Initiative
das Reich, neben anderen Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens,
nicht in letzter Linie zahlreiche umfangreiche und großartige Bauten zu danken
hat, die sowohl den Anforderungen des Kunstgeschmacks Rechnung tragen,
wie sie den Rücksichten auf hygieinische Unterkunft des Publikums und der
Beamten entsprechen, verdankt die Reichshauptstadt auch das neue Haupt-
Telegraphen-Amt.
In der Iägerstraße, da wo sie am breitesten ist, schrägüber dem
Monumentalbau der Reichsbank, erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, dessen
Erdgeschoß kräftige Rustikaformen zeigt, auf welche in den oberen Stock-
werken in den Fensterpfeilern gekuppelte Säulen, im ersten Stockwerke jonische,
im zweiten korinthische aufsetzen. Das Ganze schließt nach Oben in einem
breiten Fries allegorischer Knabengruppen von je zwei Figuren ab, die ver-
schiedene auf das Telegraphenwesen Bezug habende Vorgänge darstellen. Auf
dem oberen Hauptgesims ist eine Vallustmde angebracht, deren Eckpfeiler zwei
überlebensgroße Einzelsiguren tragen, deren eine, links, die Post, die andere,
rechts, die Telegraph« versinnbildlicht'.
Auf dem durchlaufenden glatten Architmv des ersten Stockwertes in der
Mitte ist in großen goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Kaiser-
liches Haupt-Telegraphen-Amt."
Nur diese Inschrift und die Sinnbilder verratheu die Bestimmung des
Gebäudes. Kein Spinngewebe von Drähten geht in sein Inneres, kein

Publikum drängt sich vor der stets verschlossen gehaltenen Pforte, um Telegramme aufzugeben — die Telegramm-Annahme befindet sich, wie wir wissen, in der Oberwallstraße — und nur zu bestimmten Stunden sieht man ernstblickende Männer in größerer Zahl an der Thüre Einlaß heischen oder das Gebäude verlassen. Unter ihnen bemerkt man hin und wieder eine Vertreterin des ewig Weiblichen, die dem eintönigen Bilde einige Abwechselung verleiht. Wenn aber die Ankommenden im Hause verschwunden, und die Gehenden von dem Strome der Straßenpassanten ausgenommen sind, da lagert wieder die frühere vornehme Ruhe auf der Physiognomie des Gebäudes und nichts Verräth, daß innerhalb seiner Mauern des Menschen Hand jener geheimnisvollen Naturkraft, der Elektrizität, die Wege vorschreibt, die sie wandeln soll.
Der Bauentwurf zu dem Haupt-Telegraphen-Amte ist nach Angabe des Geheimen Ober-Regierungsrathes Kind von dem Regierungs- und Baurath Schwlltlo aufgestellt ^worden. Der Beginn der .Bauarbeiten erfolgte im Mai 1877. und am 18. ^November 1878 konnte die bedeutendste Telegraphen-Betriebsanstlllt Deutschlands durch den damaligen General-Postmeister, jetzigen Staatssecretair des Reichs - Postamts Dr. von Stephan bereits ihrer Bestimmung übergeben weiden.
Das Gebäude ist in Form eines Rechtecks angelegt und umfaßt einen Flächeninhalt von 1052 Quadratmeter. Die ganze regelmäßig - rechteckige Grundfläche ist für den Apparatensaal in Anspruch genommen, in den wir von der Iagerstraße aus eintreten. Dieser Saal ist von der Straße sowie von zwei inneren Seiten durch Fenster und außerdem durch Oberlicht erleuchtet. Parallel den drei Seiten sind Doppelreihen von reichverzierten Säulen angeordnet, welche die Wände der Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Räumen in den oberen Stockwerten tragen. Diese Räume mit den vorgelegten Gängen umschließen im Innern des Gebäudes drei Seiten eines rechteckigen Lichthofes, der in halber Höhe des ersten Stockwerkes mit Glasdächern abgedeckt ist und somit im Erdgeschoß als jener durch Oberlicht erleuchtete Theil des Apparatensaales erscheint. Bei einer Seitenbreite von 20 und 43 Meter und .7 Meter Höhe hat der Saal 860 Quadratmeter Grundstäche. In der Mittelhalle, die durch die innere Reihe jener Säulen gebildet wird, sowie an den Wänden entlang hinter der äußeren Säulenreihe sind die Apparate untergebracht. Der Raum zwischen den beiden Säulenreihen ist frei und bildet einen natürlichen Gang. An der Ostseite des Saales, etwas erhöht, steht das große Arbeitspult für die Oberaufsicht und ihre Assistenten, diesem gegenüber an der Westseite der große Umschalter, ein Räthsel für den Uneingeweihten: unzählige Messingschienen in zwei unter rechten Winkeln sich kreuzenden Lagen übereinander, mit unzähligen Löchern versehen, in welche Metallstöpsel eingesteckt werden, uni die oberen und unteren Schienen zu verbinden und dadurch die Leitungen, die sämmtlich an diesen Umschalter geführt sind, auf bestimmte Apparate zu legen oder den Apparaten die sichere Zuführung des Stromes aus den elektrischen Batterien zu sichern.

Die Telegraph!« in Verlin. ^8)
Tic letzteren, 7000 Elemente umfassend, sind in den Kellerräumen untergebracht.
Diese Zuführungen müssen natürlich durch Drähte erfolgen, aber vergebens sehen wir uns nach ihnen um. So wenig wie wir das mit dem Begriffe der Telegraphie unzertrennbar scheinende Drahtgewebe außerhalb des Hauses wahrgenommen haben, so wenig sehen wir davon im Innern, denn sämmtliche in Berlin einmündende oberirdische Leitungen werden, weit draußen vor der Stadt schon, unterirdisch bis unter das Haus in der Iagerstmße geführt.
Wer hier das Pflaster aufdecken könnte, der fähe die zahllosen elektrischen Fäden von allen Richtungen herankommen, sich kreuzen, sich vereinigen, auseinandergehen. Wohl verwahrt („isolirt" nennt es der Techniker) steigen die Drähte in einem großen Schachte bis zum Apparatensaale empor, unter dessen Fußboden sie einzeln vom Umschalter bis zu den für sie bestimmten Apparaten geführt werden; innerhalb hohler Ständer oder in den ausgehöhlten Füßen der Apparllttische selbst in die Höhe geführt, werden sie an irgend einer unscheinbaren Klemme festgeschraubt und das völkerverbindende Band ist fertig gestellt, auf dem in geflügelter Eile Botschaften dahineilen über Land und Meer.
Wir befinden uns hier an einer Stätte, wo dem Weltverkehr die unendlichen Bahnen geöffnet sind, wo aber auch der Kleinverkehr nicht minder heimatsberechtigt ist und voll und ganz ebenso berücksichtigt wird wie jener. Ob weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, ob der Sultan von Sansibar sich geweigert hat, deutsche Landerwerbungen anzuerkennen, ob in Oberschlesien die Viehseuche ausgebrochen ist, oder ob in Ostpreußen die Kornpreise steigen: Alles findet hier seinen telegraphischen Wiederhall, Alles wird aufgenommen, bestellt!, weiterbefördert, mit derselben Sorgfalt, ob es weit her aus der Freinde kommt oder vom ^grünen Strand der Spree herrührt.
26? Leitungen sind in den Saal eingeführt und auf Apparate gelegt:
56 davon gehören den großen "unterirdischen Linien nach Hamburg, Kiel, Mainz-Straßburg, Cöln-Coblenz-Metz, Breslau, Stettin an; 33 oberirdische Linien dienen dem großen Verkehr mit dem Auslande, 70 dem großen Veitehr im Inlande und der Rest dem Kleinvertehr und der Stadttelegraphie.
Ueber dem Ganzen waltet als leitender Geist ein Director, dem ein Stab von Nufsichtsbeamten zur Seite steht. Das Arbeitspersonal zählt 780 Köpfe: 650 Beamte und 130 Unterbeamte. Die Vertheilung derselben, die zugleich auf den Umfang des Verkehrs schließen läßt, stellt sich folgendermaßen. Es sind im Dienste von 7 Uhr früh bis Abends 9 Uhr: 150 bis 200. von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts: 60 bis 94. von 2 Uhr Nachts bis 7 Uhr früh: 1? Beamte.
200 Morse-Apparate, deren aus verabredeten Zeichen bestehende Schrift vom Streifen weg gleich übersetzt und auf das Telegramm - Formular geschrieben wird, daneben 60 Hughes-Apparate, deren Schrift in sauberem Typendruck, wie aus der Buchdruckerpresse fix und fertig aus dem Apparate hervorgeht, und 15 andere Systeme sind in beständiger Thätigkeit. um das

regelmäßige tägliche Arbeitspensum von nahezu 20000 Telegrammen zu bewältigen. Das ist aber nicht Alles. Wenn die parlamentarischen Körperschaften in Berlin tagen — und häufig und lange genug sind wir ja mit deren drei gesegnet — da heißt es, die Zeitungskurrespondenzen nach allen Richtungen der Windrose befördern, damit die Bewohner der Provinz rechtzeitig zum Genüsse derNiederschliige ans dem geistigen Dunstkreise der Parlamente kommen. Die Anzahl der Wörter, die da abtelegraphirt werden, erreicht mitunter, wenn gerade in bewegter Zeit die'Geister besonders heftig aufeinander platzen, eine Million; dabei sind die Stenogramme meist nichts weniger als kalligraphische Meisterwerke; kann es da dem Beamten verübelt werden, wenn er das Tagen der gesehgebenden Körperschaften nur mit mäßigem Interesse begrüßt, dem Auftreten solcher Redner aber, deren Redseligkeit als chronisch bekannt ist, mit einem gewissen Grauen entgegensieht? Zumal die Abwickelung der parlamentarischen Correspondenz in der Nacht erfolgen muß, deren Schrecken freilich durch eine vorzüglich eingerichtete elektrische Beleuchtungsanlage gemildert werden.

Das Haupt-Telegraphen-Amt steht in directer Verbindung mit 25 Stationen des Auslandes, 584 inländischen und 96 städtischen Telegraphen - Betriebsstellen. Von den ersteren seien, nach Entfernungen geordnet, genannt: Wien. Amsterdam, Kopenhagen, Brüssel, Pest, London, Paris, Christiania, Riga, Petersburg, Mailand und Rom. Die geringste Leitungsliinge dieser Äuslands-Verbindungen, diejenige zwischen Verlin und Wien, betrügt 624 Kilometer, die größte, zwischen Berlin und Rom 1947 Kilometer. Außerdem ist aber Berlin noch ein wichtiges Glied in der sogenannten Indischen Linie, die, von London ausgehend, bei Emden deutscheu Boden berührt und von da über Berlin, Warschau, 'Hytomir, Odessa, Kertsch, Tiflis, Tauris, Teheran in Indien eintritt und bald oberirdisch, bald unterseeisch geführt, ihren Abschluß erst in Singapore findet. Auf dieser Linie geschah es, daß dem Schah von Persien bei seiner Anwesenheit in Berlin das Vergnügen gemacht wurde, sich in directe Verbindung mit seiner Hauptstadt — auf eine Entfernung von 5000 Kilometer — zu setzen und mit einem seiner Würdenträger, den man an den Apparat citirt hatte, zu sprechen.

Die Lage Berlins im Mittelpunkte Europas macht das Berliner Telegraphen-Amt naturgemäß zu einem Haupt-Factor im Welt-Telegraphen-Vertehr, in welchem es, neben den gleichartigen Einrichtungen ,in Paris und London, eine erste Stelle einnimmt, und, dank der Organisation des deutschen Telegraphenwesens, immer einnehmen wird.

II.

Das Telegraphen-Amt in der Vörse.

Gleicht der Betrieb des Haupt-Telegraphen-Amtes einem mächtigen Strome, der ini breiten Nette majestätisch dahinfluthet, so ähnelt derjenige des Tele-

graphen-Amtes in der Börse einem Gebirgswasser, das, dürftigem Quellenge-
bietr entspringend, ärmlich dahinsickert, dann aber plötzlich ungeheuren Zufluß
erhält, bedrohlich anschwillt, in tosender Hast weiter eilt, bisweilen sogar seine
Ufer überschreitet, um dann wieder, nachdem die Hochfluth sich verlaufen hat,
in seinem Unterlaufe das Nild eines Wasserlaufs ohne Wasser zu bieten.
Hier ist nichts fest, nichts vorauszusehen, nichts zu berechnen. Sprunghaft
steigert sich aus der dem Börsianer unheimlichen Geschäftsstille oder ,,Flaue",
wie der ortsübliche Ausdruck lautet, in Augenblicken politischer oder commer-
zieller Erregung der Börsenverkehr oft zu einer fabelhaften Höhe, um oft
ebenso schnell auf das denkbar niedrigste Maß herabzusinken, die Spuren des
erbitterten Kampfes in ,,Ach's und Krach's" hinterlassend; sprunghaft ist der
Telegraph zu folgen gezwungen. Wie weit die Grenzen auseinander liegen,
in denen der telegraphische Börsenverkehr sich bewegt, ist am besten aus der
Verglcichung zweier Tage des verflossenen Jahres zu ersehen: an einem heißen
Iulitage, wo Alles Ruhe und Friede athmete, registrirte die Börse ihre
geringste Leistung mit 3019 Telegrammen, am 9. April 1865 dagegen
gingen die Wogen des Verkehrs hoch; an jenem Tage wurde die Zahl
der verarbeiteten Telegramme als die höchste des Jahres mit 9053 Stück
vermerkt.
Taß da, wo der Verkehr urplötzlich solche Ausdehnung annehmen kann,
ganz außergewöhnliche Betriebsmittel und ganz besondere Einrichtungen er-
forderlich sind, um, sowohl im Interesse der Telegraphen-Verwaltung als der
Börse selbst, Stockungen zu vermeiden, bedarf Wohl keiner näheren Begründung.
In der That sind- auch die Betriebseinrichtungen des Börsen-Telegraphen-
Amtes von denjenigen des Haupt-Amtes vielfach verschieden und weichen von
den allgemeinen für den telegraphischen Verkehr vorgesehenen Einrichtungen
in vielen Beziehungen ganz erheblich abi wie wir bei einem Besuche dieser
Stätte des :,»nri «aora lames" wahrnehmen werden.
Ter eigentliche Börsensaal, der mit einer Pracht ausgestattet ist, wie
solche eben nur die Börse bei ihren enormen Einnahmen und bei den großen
ihr zur Verfügung stehenden Mitteln anzuwenden in der Lage ist, verdankt
seine Entstehung dem vor einigen Jahren verstorbenen Geheimen Ober-Bau-
rath Hitzig, der das Kunststück fertig gebracht hat, diesen Saal nachträglich
noch um ein Drittel zu vergrößern, ohne daß die Harmonie seiner Formen
im Geringsten gestört worden wäre. Marmorsäulen theilen den Saal, der
an Größe und Gediegenheit der Ausstattung seines Gleichen nicht hat, in drei
natürliche Abtheilungen, von denen zwei für die Fundsbörse bestimmt sind, die
dritte, später hinzugefügte, der Produktenbörse dient. Hieran schließt sich der
dem telegraphirenden Börsen-Publikum zur Verfügung stehende Correspondenten-
Raum. Neben diesem, nur durch eine Glaswand getrennt, befindet sich der
Annahme- und Abfertigungs-Saal des Telegraphen-Amtes, der gleich allen
übrigen von der Telegraphie benutzten Räumlichkeiten seitens der Börse unent-
geltlich hergegeben ist.

Nach den besonderen Satzungen der Börse wird für das Recht des Bürsenbesuchs eine Steuer erhoben, deren Netrag je nach dem Range der Firmen sich zwischen M. 36 und M. 1080 bewegt und jährlich im Ganzen über M. 180 000 einbringen soll. Da hiernach nur gehörig legimitirte und genau bekannte Mitglieder der Kaufmannschaft Zutritt zur Börse erhalten, so gestaltet sich das Telegramm-Aufgabe- und Annahme-Geschäft einfacher und schneller, als es selbst unter Anwendung der bewährtesten Betriebsmittel und Aufbietung zahlreicher Beamtenkräfte möglich wäre. Sammtliche aufgegebene Telegramme müssen nämlich entweder in Höhe der fitr dieselben zu entrichtenden Gebühren mit Freimarken beklebt, oder, falls den Aufgebern die nachträgliche Zahlung der Gebühren gestattet ist, mit einem den Namen der Firma tragenden und die Nummer des derselben zugetheilten Contos enthaltenden sogenannten Stundungsstempel versehen sein. Für diejenigen Eorresponbenten, welche die Stundung der Gebühren nicht nachgesucht haben, und somit gezwungen sind, ihre Telegramme durch Freimarken zu fmntiren, ist ein Markenverkauf-Schalter eingerichtet. Zugleich sind in dem Correspondenten-Räume ausführliche Tabellen ausgehängt, aus denen die für jedes Telegramm zu entrichtende Gebühr mit Leichtigkeit ersehen werden kann. Die in diesem Saale dem Börsenpublikum gebotenen Bequemlichkeiten weiden vervollständigt durch einen Auskunftsschalter, an welchem zwei geeignete Beamte ausschließlich damit beschäftigt sind, jede gewünschte Auskunft zu ertheilen. Die Aufgabe der Telegramme erfolgt nunmehr, nicht wie sonst allgemein gebräuchlich, an Annahme-Schaltern, deren beispielsweise die Pariser Börse allein 16 nöthig hat, sondern mittels eines im Correspondenten-Raume befindlichen, in den Annahme-Saal des Telegraphen-Amtes mündenden Einwurfstastens. In diesen Kasten wandern die Telegramme, um sofort durch Beamte des Amtes der weiteren Behandlung unterzogen zu weiden. Oft werden hier binnen wenigen Minuten 500 bis 600 Telegramme aufgegeben, und wem es vergönnt gewesen ist, in Zeiten besonderer Erregung einen Blick in den Börsensaal zu werfen, der hat sicher geglaubt, beim Thurmbau zu Babel als Gast zugegen zu sein. Da drängt sich plötzlich, sei es bei den Franzosen, oder bei den Lombarden, oder in der Credit-Ecke — das will sagen an denjenigen Platzen des Börsensaales, wo die genannten Werthe gehandelt »Verden — eine Menschenfluth zusammen, wie sie wirrer nicht gedacht werden kann. Hinüber, herüber fliegen Bemerkungen, Angebote, Rufe aller Art. Dann wieder wogt es zurück in den Correspondenten-Raum und von da zum Einwurfskasten, oft mit solcher Gewalt, das; Manchem nicht blos vor seelischer Erregung, sondem in Folge rein mechanischer, äußerer Einflüsse die Luft ausgeht. Jeder will der Erste sein. Bei der Hast, mit der in solchen Fällen gearbeitet wird, kommt es häufig vor, daß den aufgegebenen Telegrammen die Adressen, oder die Unterschriften, oder sonstige Angaben fehlen, von denen jeder Börsenbesucher weiß, daß sie für die Beförderung unerläßlich sind. Und wie charakteristisch ist in solchen Fällen oft der Inhalt der Telegramme: Hausse! um 5 Uhr bei

Vie Telegraph!« in Verlin, I.H3
Dressel" oder „Alles verloren"; welche Gegensätze zwischen diesen einfachen Mittheilungen!
Die mittels des Einwurfskastens aufgegebenen Telegramme werden demselben sofort entnommen, in der Reihenfolge der Aufgabe geordnet und dann, je nachdem sie für die großen Börsen-Plätze bestimmt und vom Telegraphen-Amte in der Börse zu befördern, oder dem Haupt-Amte zur Weiterbeförderung zuzuführen sind, in zwei Abtheilungen getrennt. Neide Abtheilungen gelangen demnächst zu einer Stempel- oder Numerir-Maschine, deren sinnreicher Mechanismus so eingerichtet ist, daß ein einziger Stempeldruck genügt, jedem Telegramme die laufende Nummer, das Datum und, in Zeitabschnitten von je 5 Minuten, die Aufgabezeit aufzudrücken. Die derart gestempelten Telegramme weiden hierauf erst taxirt, d. h. mit der Wortzahl und auf Grund derselben mit der Taxe versehen; bei starkem Andränge wird dieses Geschäft jedoch erst nach erfolgter Abtelegmphirung vorgenommen.
Tie Taxirung ist nicht selten mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, da die Telegramme häufig, namentlich bei erregtem Börsengeschäfte, so unleserlich niedergeschrieben sind, daß auch die geübtesten Beamten sie nicht zu entziffern vermögen. Andererseits bildet die Art und Weise, in welcher die Börsen-Correspondenten das Capitel „Sprachwidrige Zusammenziehungen und Wortbildungen" beständig um haarsträubende Beispiele zu bereichern streben, eine Klippe, an welcher selbst ein Daniel Sanders scheitern möchte. Das; z. B. „Russenfest" nicht etwa ein von Russen verunstaltetes Fest, sondern die Festigkeit russischer Papiere bedeutet, kann der Verfasser dieser Zeilen verrathen, es ist ihm auch gelungen zu ermitteln, daß „saumiö" eine Zusammenziehung des französischen Ausdrucks „8»u.t mieux" ist, aber er muß es den: Scharfsinne des Lesers überlassen, zu ergründen, was solche Bildungen wie „Conventaccident", „Effectelement", „Stadttalg" u. dergl. m. besagen sollen.
Nicht frankirte Telegramme und solche, die nicht mit dem Stundungsftempel versehen sind, werden von der Beförderung ausgeschlossen, dagegen weiden nicht genügend frankirte Telegramme anstandslos befördert, die Fehlbeträge natürlich nachträglich eingezogen.
Nachdem die Bearbeitung der Telegramme, soweit sie dem Annahme-Beamten zufällt, beendet ist, werden die für das Haupt-Amt bestimmten Telegramme der Rohrpost zur Weiterbeförderung dahin zugeführt, die auf dem Börsen-Amte zu befördernden Telegramme dagegen mittels einer mechanischen Aufzugs-Vorrichtung in den über dem Annahmesaal gelegenen Betriebssaal geschafft und hier an die entsprechenden Apparate vertheilt. Die Abtelegraphirung erfolgt genau in der Nummerfolge beziehungsweise nach der Aufgabezeit; nur die als „dringend" aufgegebenen Telegramme genießen den Vorrang vor allen übrigen.
Das Börsen-Amt hat leine eigenen nach außerhalb führenden Leitungen: es steht nur durch unterirdisch geführte Kabel mit dem Haupt-Amte in Verbindung, welches an diese Verbindungsleitungen täglich zu den festgesetzten

Zeiten die für den Börsenverkehr bestimmten Leitungen anlegt und somit die directe Correspondenz zwischen der Berliner Börse und den auswärtigen Plätzen ermöglicht.

Im Einzelnen verkehrt die Börse mittels des Hughes - Tnpendruck-Apparates: in je 3 Leitungen unmittelbar mit den Börse» in Wien, Frankfurt a. M. und Hamburg, in je 2 Leitungen mit den Börsen in Paris und Breslau und in je einer Leitung mit den Börsen in London, Brüssel, Amsterdam, München, Bremen, Cöln, Leipzig, Hannover, Königsberg in Pr., Magdeburg und Dresden; mittels des Morse-Apparates: in je einer Leitung mit den Börsen in Stettin und Danzig, sowie mit den Telegraphen-Nemtern in Frankfurt a. O. und Posen.

Die Bedienung der vorhandenen 26 Hughes- und 11 Morse-Avparate wird von 63 Beamten wahrgenommen, während die übrigen 37 Beamten der Annahme, Controle und anderen Verrichtungen obliegen.

Daß siimmtliche Apparat-Beamte bei den Anforderungen, die hier gestellt werden, der Klasse H, 1 angehören müssen, ist begreiflich, °für Schwächlinge ist kein Platz.- Der Hughes-Äpparat, der dem gewandten Arbeiter Gelegenheit bietet, Erstaunliches zu leisten, ist denn auch hier das Instrument, auf dem mitunter ganz kolossale Erfolge erzielt werden: Durchschnittsleistungen von 150 bis 160 Telegrammen in der Stunde gehören keineswegs zu den Seltenheiten; einzelne Matadore bringen es bis auf 170, ja sogar noch weiter!

Zu berücksichtigen ist hierbei freilich, das; die Uebung, im Verkehr der Börsen-Telegraphen-Aemter Bestimmungsort und Wortzahl nicht mitzutelegraphiren. den Verkehr von viel unnützem Ballast befreit und dem Beamten eine wesentliche Erleichterung gewährt.

Der Abtelegmphirung der Telegramme folgt die Prüfung, die sich auf die richtige Weiterbeförderung und auf die Taxirung erstreckt. Zur Eintragung der gestundeten Gebühren sind allein täglich 9 Beamte erforderlich. Vom Stundungsverfahren machen 214 Correspondenten Gebrauch, 88 Procent aller aufgegebenen Telegramme werden gestundet. Die Haftsumme, die von denjenigen Vörsenbesuchern, denen die Stundung zugestanden ist, bestimmungsgemäß für einen 1^ monatlichen Zeitraum hinterlegt werden muß, beträgt für einzelne Correspondenten bis 24000 Mark; die Telegramm-Gebühren, die von manchen Firmen in der Zeit eines Monats gezahlt werden, erreichen die Höhe von 15 000 Mark. Aus diesen Zahlen kann man auf den Umfang des telegraphischen Verkehrs schließen, der von einzelnen Banken «nd Finanzgrößcn unterhalten wird.

Im Betriebs-Saale kommen auch die von den auswärtigen Börsen hierher gesandten Telegramme an, die nach der Aufnahme am Apparat fofort eine Treppe tiefer expedirt werden, um im Annahme-Saale, der zugleich für die Abfertigung dient, verschlossen und für die Aushändigung an die Empfänger fertig gemacht zu werden. Diese letzte Verrichtung gestaltet sich sehr verschieden

je nach der Zeit. Vis 12 Uhr Mittags wird ein Theil der Telegramme den Adressaten in ihre Wohnungen, Geschäftslokale :c. gesandt, ein zweiter Theil bleibt bis 12 Uhr liegen und wird dann von den Besuchern persönlich abgelangt, ein dritter wird zum Abholen bereit gelegt. Von letzterem Modus machen 140 Firmen Gebrauch, die täglich durchschnittlich 600 Telegramme zwischen 11 und 12 Uhr abholen lassen. Von 12 Uhr ab — dem eigentlichen Nörsenbeginne — erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Quittung an Börsendicner übergeben, welche die Adressaten im Saalgetümmel aufsuchen. Für jedes in dieser Weise bestellte Telegramm erhebt die Börse vom Empfänger 25 Pf.

Ten Verlehr zwischen dem Börsen-Amte und dem Haupt-Amte, der zur Zeit der ersten Einrichtung der Börse als Annahme- und Ausgabestelle von Telegrammen der Centralstation im October 1862 alle 10 Minuten durch Fuhrwerke vermittelt wurde, besorgt jetzt eine mit zwei Nohrpost-Toppel-Apparaten ausgemistete Ruhrpost-Betriebsstelle. In demselben Räume, in welchem diese untergebracht ist, befindet sich auch eine während des ganzen Tages für jedwedes Publikum geöffnete Telegramm-Annahmestelle. Hier ist der Verkehr besonders in der Zeit von 11 bis 12 Uhr ein äußerst reger.

Die Ansammlung von Correspondenten an dieser Stelle ist oft so groß, daß Correspondenten-Raum, Flur, ja die ganze Straße vollgepfropft ist. Hier werden die neuesten Nachrichten nnd ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Stimmung der Börse mit einem Eifer erörtert, den eben nur ein Börsen - tundiger zu verstehen in der Lage ist; auf offener Straße werden mitunter die größten Geschäfte abgeschlossen; in dem Gewirre ist es nicht möglich, irgend eine legale Form zu erfüllen: ein Nicken mit dem Kopfe muß oft für die bedeutendsten Abschlüsse genügen; die Ansichten über Dies und Das werden in überzeugendster Weise, manchmal mit geradezu schlagenden Gründen dargethan; hier soll endlich der hauptsächlichste Entstehungsort der so berühmt gewordenen Börsen-Kalauer sein!

Was den Telegramm-Verkehr der Börse anlangt, so ist derselbe seit der im Jahre 1862 stattgehabten Eröffnung dieses besonderen Telegraphen-Amtes stetig gestiegen. Seinen Höhepunkt erreichte er im Jahre 1882 mit 1 700 000 Telegrammen und einer Einnahme von 2 200 000 Mark. Der wirthschaftliche Rückschlag, welcher der sogenannten Gründerzeit folgte, verfehlte nicht seinen Einfluß auch auf den Börsen-Verkehr auszuüben, der erst jetzt wieder den Umfang des Jahres 1882 erreicht hat.

Ter ganz plötzliche Einfluß politischer Ereignisse auf den Verkehr wird am besten durch die folgende, der amtlichen Quelle des Archivs für Post und Telegraphie nacherzählte Schilderung veranschaulicht.

Die russischen Wertpapiere sind durch die Berliner Bürfe in sehr bedeutenden Mengen untergebracht; Coursrückgänge dieser Papiere und alle Vorgänge, die solche herbeiführen tonnen, verfehlen daher niemals ihre Ein-

Wirkung auf die Stimmung der Börse. So wurde am 8. April 1885 die Börse durch die Gerüchte einer neu einzuführenden Couponsteuer beunruhigt; dies übte sofort auf den telegraphischen Verkehr bei dem Telegraphen-Amte in der Börse einen derartigen Einfluß aus, daß die Zahl der Telegramme, die sich im Jahre 1884 an jedem Bürsentage auf durchschnittlich etwa 4700 belllnfen hatte, an diesem Tage auf 6573 stieg. Der Schluß der Börse war besonders lebhaft, weil in Folge der Courssteigerung, welche schließlich trotz aller Gerüchte eintrat, viele Kaufaufträge nach außen gingen. An Stelle der sicher erwarteten weiteren Courssteigerung traf am 9. April früh die Nachricht von dem Zusammenstoße der Russen mit de» Afghanen ein und führte einen bedeutenden Rückgang der russischen Werthe und fast aller anderen Papiere herbei; an der Börse herrschte eine vollständige Panik, und das Telegraphen-Amt wurde mit Telegrammen überschüttet. Die Correspondenz erreichte in Folge dessen am 9. April eine noch nie dagewesene Höhe: es wurden 5630 Telegramme aufgegeben, 2980 bestellt und 443 im Durchgang bearbeitet, zusammen also 9053 Telegramme erledigt. Von diesen entfielen auf die Stunden von 7—11 Uhr Vormittag und von 4—9 Uhr Nachmittag nur 633 Stück, während die übrigen 8420 Stück in 5 Stunden, zwischen 11 Uhr Vormittag und 4 Uhr Nachmittag theils angenommen und abtelegraphirt, theils aufgenommen und bestellt werden mußten.

Die Schwankungen im Laufe der einzelnen Stunden waren ziemlich beträchtlich, besonders aber war die Telegramm-Auflieferung zur Zeit des Nörsenbeginns um 12 Uhr eine ganz außergewöhnliche, denn in der ersten Viertelstunde nach 12 Uhr wurden allein 752 Telegramme, unter denen sich 554 dringende befanden, aufgegeben, also in der Minute durchschnittlich über 50 Stück.

Wie groß die Aufregung und Unsicherheit war, die an jenem Tage an der Börse herrschte, ist auch daraus zu ersehen, daß das Verlangen, eben aufgegebene Telegramme zurückzuziehen, überaus Häufig gestellt wurde; in 106 Fällen wurden die vor beendeter Abtelegraphirung aufgefundenen Telegramme von den Aufgebem auch wirklich zurückgezogen.

Die Befürchtungen, die bei der Einführung der Börsensteuer seitens der Presse für den telegraphischen Verkehr geäußert wurden, sind nicht eingetroffen. Der verhältnißmäßig unbedeutende telegraphische Verkehr, der die Abwickelung Neiner Arbitrage-Geschäfte und das Börsengeschäft bei sehr geringen Coursschwantungen umfaßt, ist in Folge der Börsensteuer naturgemäß zurückgegangen, der allgemeine große» Verkehr ist dagegen in keiner Weise beeinflußt worden. Ebensowenig ist die Ursache des tatsächlichen Rückganges der dringenden Telegramme — von 44"/» im Jahre 1882 auf 35<Vo im Jahre 1885 — in der Börsensteuer zu suchen. Ter Grund dieser Erscheinung liegt lediglich darin.

daß bei der Aufmerksamkeit, welche die Telegraphen-Verwaltung dem Telegraphendienste auf der Börse zuwendet, die Beförderung der Telegramme so prompt von Statten geht, daß viele Correspondenten es nicht für nöthig halten, ihre Telegramme als dringliche aufzugeben.

Die zum Telegraphenamte gehörende Fernsprech-Einrichtung, welche an die allgemeine Anlage angeschlossen ist, befindet sich in den unter dem Börsensaale gelegenen Räumen. Von der Mitte des Saales führt eine breite Treppe auf einen breiten Gang, an dessen Seiten sich 28 Fernsprechzellen zur Benutzung für Theilnehmer befinden. Am Eingänge sind zwei für Beamte bestimmte Zellen vorhanden. Die daselbst aufgestellten Apparate stehen mit den Correspondenten-Zellen und mit den verschiedenen Vermittelungs-Aemtern in Verbindung. Eine der Zellen ist besonders für den Fernsprechverkehr mit Magdeburg eingerichtet.

Dir Benutzung der Fernsprech-Einrichtung steht jedem Börsenbesucher frei. Die Gebühr für eine einmalige Benutzung auf die Dauer von fünf Minuten betrügt 70 Pf. (wovon die Börsen-Verwaltung 20 Pf. für sich in Anspruch nimmt), für eine Verbindung mit Magdeburg 1 Mk.

Es werden durchschnittlich im täglichen Verkehre, der sich auf die Zeit zwischen 12 und 3 Uhr beschränkt, 800 Verbindungen innerhalb der Stadt und etwa zehn mit Magdeburg hergestellt. Dies und die börsentägliche Durchschnittsleistung von 5700 Telegrammen sind die Rechtstitel, mit denen das Telegraphen-Amt in der Berliner Börse seine Bedeutung für Handel und Veitehr der Reichshauptstadt geltend macht.

Hl.

5tadt»Telegraphie und Rohrpost.

Wer wundert sich heute noch darüber, wenn er die Straßen Berlins durchwandert, daß ihm an jedem der 100 Postschalter der Hauptstadt Gelegenheit geboten ist, Telegramme aufzugeben, und daß der Beamte, der ihm ein Telegramm abnimmt, gleichviel ob dasselbe als Wohnungsangabe des Adressaten eine Straße der Hauptstadt des Deutschen Reichs oder derjenigen von Neu-Süd-Wales trägt, nach Feststellung der Wortzahl ohne Weiteres die Beförderungskosten anzugeben im Stande ist! — Und doch ist kaum ein Menschenalter vergangen, als die Frage noch nicht entschieden war, ob die wenigen vorhandenen Telegraphen-Linien überhaupt der Benutzung durch das Publikum freigegeben werben sollten, und als dies geschehen war, da bot es noch lange Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, die Gebühren für Telegramme nach entfernteren fremden Ländern zu ermitteln. Diejenigen, die zu. jener Zeit Telegramm-Verkehr mit dem Auslande unterhielten, mögen sich noch erinnern, daß man bei dem Versuche, die Gebühren zu berechnen, in ein Labyrinth gerieth, in dessen verschlungenen Gängen allenfalls der Beamte nach eingehendem

Studium sich zurechtzufinden vermochte, während der Laie diesem Rattenkönig von Zonen und Taxquadraten, Terminal- und Transittaxen hoffnungslos den Nucken kehrte.

Nachdem Preußen im»Jahre 1849 zuerst von allen Ländern des festländischen Europas die Telegraphie, die vorher ausschließlich Staatszwecken diente, dem Publikum zugänglich gemacht hatte (die gesehgebende Versammlung der allzeit an der Spitze der Civilisation marschirenden französischen Nation debattirte über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel für Frankreich noch im November 1850), traten die 25 Telegraphen-Stationen der Monarchie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit hervor. Wahrend sie bis dahin, für ihre Beschäftigung auf Haupt- und Staats-Actionen angewiesen, ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hatten, ging es jetzt in ihren Räumen lebhafter zu, die Gesellschaft, die ein- und ausging, wurde gemischter, gleichwie der Inhalt der abgehenden und ankommenden Depeschen.

Berlin hatte um jene Zeit etwa 400 000 Einwohner, die ein ruhiges, selbstgenügsllmes Leben führten und jedenfalls nicht daran dachten, daß ihre gute Stadt in wenigen Jahrzehnten eine Vergleichung mit den prunkhaften, reizvollen Hauptstädten der anderen Reiche nicht würde scheuen dürfen. Den Stadt-Verkehr, soweit es sich um den Austausch von Nachrichten handelte, vermittelte die Stadtpost und, in besonders eiligen Fällen, ein Dienstmanns-Institut von jenem Eckensteher-Typus, dem der Genius der Dichtung Unsterblichkeit gesichert hat. Die Stadtpost, obwohl vorzüglich urganisirt, konnte nicht viel mehr thun, als die ihr übergebcnen Briefe prompt befördern, sie versagte aber ihre Dienste in solchen Fallen, wo man eine Antwort unverzüglich haben wollte, und es blieb dann nichts anderes übrig, als einen expressen Boten anzunehmen. Ter Eckensteher indessen bot keine unbedingte Gewähr für solide Ausführung des Auftrages, denn Nante liebte den Ort, wo man einen Guten schänkt, und trennte sich nur schwer von ihm.

Unter diesen Verhältnissen trat die Telegraphie als erstes Mittel des Schnellverkehrs auf den Plan, indem die Central-Telegraphen-Station in der Französischen Straße dem Publikum ihre Pforte» öffnete. Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß die neue Art der Nachrichten-Beförderung noch geraume Zeit, nachdem sie der allgemeinen Bennhung erschlossen war, weit davon entfernt blieb, einen voltsthümlichen Charakter anzunehmen, und daß daran in erster Linie die ungemein hoch bemessenen Beförderung? - Gebühren Schuld waren. So wie dieser Umstand die Ausbreitung der Telegraphie im Allgemeinen hinderte, fo ließ er im Besonderen die Stadt-Telcgraphie in Berlin nicht aufkommen; dazu kam noch, daß bei den damaligen Verhältnissen Berlins ein eigentliches Bedürfniß für einen besonderen Nachrichten-Schnellverkehr tatsächlich nicht vorhanden war. Im Octobcr 1861 wurde zwar eine Telegraphen-Station im königlichen Palais eingerichtet und durch Kabel mit der Etation in der Französischen Straße

Verbunden, aber sie kann füglich hier nicht in Betracht kommen, da sie dem ausschließlichen Gebrauche des länglichen Hofes diente. Erst das Jahr 1862 sah den Anfang der eigentlichen Stadt-Telegraphie durch Errichtung der Station in der Börse, womit Berlin in den Genuß zweier dem öffentlichen Verkehre geöffneten Telegraphen-Stationen gelangt war. Es dauerte lange, ehe das Interesse der Einwohnerschaft sich der neuen Einrichtung in einem solchen Grade zuwandte, daß die Telegraphen-Verwaltung sich hätte ermuthigt fühlen tonnen, die nicht unerheblichen Kosten für eine Erweiterung des Systems anzulegen. Aber die Rücksicht auf das Gemeinwohl überwog die finanziellen Bedenken, und so wurden im Jahre 1863 bei dem Hof-Postamte in der Königs-straße und später noch in der Landsberger und in der Wallner-Theater-Straße Stationen eröffnet. Von da ab — die politischen Ereignisse von 1866 hatten die Stadt aus ihrem behäbigen Leben aufgerüttelt — nahm die Vermehrung der Stationen eine schnellere Gangart an, so daß schon das Jahr 1870 ein weitverzweigtes Stadt-Telegraphen-Netz vorfand, dessen Maschen allerdings nicht sehr dicht waren.

Ten Mittelpunkt bildete die Central - Station in der Französischen Straße 33o. Sie stand durch unterirdisch geführte Kabel mit den Zweig-stationen in Verbindung, die, auf 25 vermehrt, über die ganze Stadt und deren nähere Umgebung einschließlich Charlottenburg vertheilt waren. Die gesammte Correspondenz mußte über die Central-Station gehen, dies geschah jedoch meist in der Weise, daß die letztere durch eigens zu dem Zwecke auf-gestellte Vorrichtungen — Umschalter genannt — die Zweigstationen, welche Tepeschen auszutauschen hatten, direct mit einander verband.

Die (einschließlich der Centrale) 26 Stadt-Telegraphen-Stationen versorgten zuletzt 1874 ein Gebiet von 59,25 'Quadratkilometern mit 826 341 Einwohnern (jetzt stehen außer den jüngst eröffneten Verkehrs-mitteln: Rohrpost und Fernsprecher, den 1320 000 Einwohnern allein 90 Telegrllphen-Betriebsstellen zur Verfügung), so daß eine Telegraphen-Station auf 2,3 Quadratkilometer und 31 782 Einwohner entfiel. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob man sich mehr über die Geringfügigkeit des Ver-kehrs oder über die Genügsamkeit der Bevölkerung wundern soll. Allerdings fehlte es nicht an Anträgen aus den Kreisen des Publikums auf Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen, aber in der Begründung derselben war seltsamerweise nie das Bedürfuiß nach. erweiterten Verkehrs-Einrichtungen in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr nur die Notwendigkeit, die Be-stellbezirke der einzelnen Stationen kleiner zu machen, da ein solcher von mehr als 2 Quadratkilometer Ausdehnung (an der Peripherie der Stadt gab es Bezirke von mehr als dem doppelten Umfange) für eine Station zu groß fei, als daß Verzögerungen bei der Bestellung der Telegramme vermieden werden könnten. So lange der Verkehr sich in normalen Bahnen bewegte, mochte es angehen, wenn aber plötzlich außergewöhnlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen war, was dann? — Dazu krankte die Telegraphie im

Allgemeinen und die Stadttelegraphie im Besonderen un einem Uebel, das ihre EntWickelung ernstlich beeinträchtigte und ihr Gedeihen nach der technischen wie namentlich nach der finanziellen Seite hin hemmte, und das war — der Tarif. War er früher zu hoch gewesen, so erwies er sich seht — wir wollen nicht sagen als zu niedrig, aber jedenfals als irrationell. Der Einheitssatz für das einfache Stadttelegramm (20 Wörter) betrug 2>/^ Sgl-., d. i. 25 Pf. Die Taxeinheit von 20 Wörtern war zu hoch, sie ging erheblich über das durchschnittliche Bedürfnis; der Länge eines Telegramms hinaus, die Gebühr von 21/2 Sgr. aber war zu niedrig, sie deckte nicht die Selbstkosten der Verwaltung, so daß also eine Zunahme der Telegramme nur zur Entstehung eines Deficits bz. der Steigerung desselben führen konnte. Das Publikum aber hielt an dem ihn» durch Festsetzung der Taxeinheit von 20 Wörtern gewährleisteten Rechte unverbrüchlich fest. Hatte der Aufgeber eines Telegramms seinen eigentlichen Zweck z. B. mit 12 Wörtern erfüllt, er hätte es für ein Verbrechen gegen seinen Geldbeutel gehalten, wenn er die ihm noch zustehenden 8 Worte dem Staate hätte schenken sollen. Und flugs wurde einer jener hochwichtigen Zusätze gemacht, etwa in folgender Form: „Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin herzlichste aufrichtigste Glückwünsche", oder ähnlicher Nonsens, nur um die klaffende Lücke auszufüllen und das Bewußtsein in der Brust zu tragen, für das gezahlte Geld die volle Leistung erhalten zu haben.

Es ist nicht das geringste Verdienst des General-Postmeisters Dr. Stephan, daß er durch Einführung der Worttaxe den Telegraphen-Tarif auf eine einfache und vernunftgemäße Grundlage gestellt hat. Die Wirkungen der grundstürzenden Neuerung, die mit dem 1. März 187L in Kraft trat, äußerten sich schon im Laufe eines Jahres darin, daß die Turchschnittswortzahl eines Telegramms, die bei Anwendung des früheren Tarifs 18,3 Wörter betragen hatte, nach Einführung des Worttarifes auf 13,33 sank, d. h. die Lange der Telegramme hatte sich um 27«/a vermindert. Damit war der Betrieb von viel überflüssiger Arbeit entlastet, der Vetriebs«Mechanismus wesentlich erleichtert worden.

Für ei» Stadt-Telegramm wurden seitdem erhoben.- die sogenannte Grundtaxe, eine feste Gebühr von 20 Pf. und für jedes Wort 2 Pf. (seit dem 1. Juli d. I. unter Wegfall der Grundtaxe: 3 Pf. für das Wort, zum miudesten aber 30 Pf. für das gewöhnliche Telegramm.)

Gleichzeitig hatte auch in Folge der am 1. Januar 1876 erfolgten Wiedervereinigung der Telegraphie mit der Post eine bedeutende Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen insofern stattgefunden, als die meisten der zahlreichen Stadt-Postanstalten durch neue Kabelleitungen an die nunmehr „Haupt-Telegraphen-Amt" genannte Centralstelle angeschlossen und für den Telegraphendienst eingerichtet worden waren, aber inzwischen hatten sich in Berlin Wandlungen vollzogen, die es der Stadttelegraphie, soweit darunter eine Uebermittelung von verabredeten Zeichen auf elektrischem Wege

verstanden wird, endgiltig unmöglich machten, im Verkehre der Hauptstadt eine erste Rolle zu spielen.

Ter mächtige Aufschwung, den Berlin seit Mitte der sechziger Jahre genommen hatte, war für die maßgebenden Kreise schon Veranlassung gewesen, durch Vermehrung der Stadt-, Post- und Telegraphen-Anstalten den wachsenden Bedürfnissen entgegen zn kommen. Die Vergrößerung der zur Hauptstadt des Norddeutschen Bundes gewordenen Stadt und die Zunahme au Bewohnern gingen zwar ungewöhnlich schnell vorwärts, aber immernoch genügte die Art der vorhandenen Vertehrs-Einrichtungen, es kam nur darauf an, jeweilig ihre Zahl zu vermehren; als aber nach dem deutsch-französischen Kriege die neue Reichshauptstadt beängstigend schnell wuchs und sie den Weg bis zur Weltstadt in einigen kühnen Sprüngen zurückzulege» sich anschickte, da sah sich der Schnellverkehr einer Aufgabe gegenüber, die weder durch vermehrte Bestell-Einrichtungen seitens der Post, noch durch die Stadt-Telegraphie gelöst werden konnte. Es bedurfte eines neuen Mittels, welches die schleunige gleichzeitige Beförderung einer größeren Anzahl von Sendungen ermöglichte, im Gegensah zur Beförderung auf elektrischem Wege, bei der jede Sendung für sich, Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, übermittelt werden muß. Dem hervorgetretenen Bedürfnisse begegnete der General-Postmeister Dr. Stephan dadurch, daß er im Jahre 1875 die Einrichtung der „Rohrpost" in Berlin anordnete.

Bei der Anlage von Röhrensträngen für pneumatische Beförderung von Sendungen, d. h. durch Luftleere und Luftdruck unterscheidet man das Radial und das Polygonalsystem. Bei dem ersteren, das gegenwärtig in Berlin angewendet wird, laufen alle Nöhrenstränge strahlenartig in einem Mittelpunkte zusammen, über welchen sämmtliche Züge der Zweigstationen gehen müssen, während bei dem Polygonalsysteme, das früher hier Anwendung fand, der von einer Hauptstation ausgehende Röhrenstrang eine Anzahl anderer Stationen berührt und dann wieder zur Hauptstation zurückkehrt.

Der Mittelpunkt der Rohrpost befindet sich da, wo das Herz des gesammten lelegraphischen Lebens in Berlin zu suchen ist, in dem Häuser-Complexe, der von den Gebäuden Französischestraße 33«, Iägerstraße 43 und dem entsprechenden Theile der Oberwallstraße eingeschlossen wird. Von da aus gehen vier Hauptstränge nach den vier Himmelsgegenden und versorgen mit Hilfe einiger Seitenlinien sämmtliche Stadtgegenden Berlins und Umgegend. In den 1 Meter tief unter dem Straßenpflaster eingebetteten eisernen Röhren von 65 Millimeter Weite bewegen sich mit der Geschwindigkeit von durchschnittlich 1000 Meter in der Minute Büchsen aus getriebenem Stahlblech, von denen jede etwa 20 Sendungen — Telegramme, Rohrpost-Briefe und Karten — aufnehmen kann und die zu 10 oder 12 hintereinander geordnet je einen Zug bilden. Die treibende Kraft wird auf acht Maschinenstationen vorbereitet, deren jede mit zwei Dampfkesseln und zwei Dampfmaschinen ausgerüstet ist; jede Dampfmaschine treibt eine Luftdruck- und eine LnftverdünnniM

Pumpe. Tic auf den Maschinenstationen aufgestellten Luftbehälter — große Kessel aus Eisenblech — stehen einerseits mit den Luftpumpen, andererseits mit den Röhren in Verbindung, und die Einrichtung ist so getroffen, das; entweder verdichtete Luft aus den Behältern in die Röhren (Luftdruck) oder verdichtete Luft aus den Rühren in die Kessel strömt (Luftleere).

Durch Signale, die auf elektrischem Wege erzeugt werden, erhält der Beamte des Rohrpost-Amtes die Mittheilung, daß ein Zug nach seinem Amte abgelassen ist. Gleich darauf belehrt ihn ein dumpfer Schlag, daß die Büchsen in die Empfangskammer seines Apparates eingelaufen sind. Er öffnet die letztere, nimmt die Büchsen heraus, behält diejenigen, die die Nummer seines Amtes tragen, ordnet die übrig gebliebenen nebst den neuen von ihm selbst vorbereiteten Büchsen zu einem neuen Zuge, den er dem nächsten Amte zuschickt, nachdem er ebenfalls ein Benachrichtigungssignal vorausgesandt hat.

Die Beförderung der Rohrpustsendungen erfolgt in viertelstündlich aufeinanderfolgenden Rohrpostzügen, dann von den Rohrpost-Aemtern ab durch Eilbuten, so daß eine Rohrpostsenduug, die einem beliebigen Rohrpost-Amte in einem beliebigen Stadttheile Berlins zur Beförderung übergeben worden ist, frühestens in IN bis 15 Minuten, spätestens in einer Stunde dem Empfänger ausgehändigt wird.

Mit der Rohrpost werden ferner alle dem Haupt-Telegraphen-Amte von auswärts zugehenden Telegramme denjenigen Stadt-Vertehrs-Anstalten zugeführt, in deren Bestellbezirken die Adressaten wohnen, wodurch das Bestellgeschäft wesentlich beschleunigt wird; umgekehrt benutzen die Stadtstatiunen die Rohrpost, um die bei ihnen aufgegebenen nach auswärts gerichteten Telegramme dem Hauptamt«, von den« aus allein die Abtelegraphirung erfolgt, zu übermitteln.

Die Gebühr für Benutzung der Rohrpost beträgt für Postkarten 25 Pf., für Briefe 30 Pf.; sie ist also, da die Wortzahl unbeschränkt ist, weit wohlfeiler, als diejenige der ehemaligen Stadt-Telegmphie mit ihren Telegrammen von 20 Wörtern. Ein Rohrpoftbrief in Wien kostet 20 Krenzer. in Paris 50 Centimes.

Die Berliner Rohrpost ist von dem Wiener Ingenieur Herrn von Felbinger angelegt worden, von dem auch die „Pneumatische Post" in Wien und die „l'ubs» imLuinati^nsz" in Paris herrühren, die beide in allen ihren Theilen mit der Berliner Einrichtung übereinstimmen. Die letztere, die einschließlich der für den erforderlichen Gruuderwerb hergegebenen Summen einen Kostenaufwand von rund 2 736 700 Mark verursacht hatte, wurde am 1. December 1876 mit 15 Aemtern, 4 Maschinenstationen und 26 Kilometern Röhren eröffnet; jetzt zählt sie 31 Aemter (darunter zwei in Charlottenburg), 8 Maschinenstationen und 52,42 Kilometer Röhren. Sie beförderte in ihrem ersten Netriebsjahre 1 360 874 Sendungen: im Jahre 1885 war die Zahl derselben auf 3 Millionen gestiegen. Wenn mau bedenkt,

welch ein Aufwand von Zeit und Kräften erforderlich wäre, um jene 3 Millionen durch Boten zu Fuß oder zu Wagen, oder gar ausschließlich auf elektrischem Wege zu befördern, so leuchtet die Zweckmäßigkeit der Anlage ohne Weiteres ein. Aber vielen Leuten genügt die Briefbeförderung durch Luftdruck nicht mehr: sie ziehen es vor, sich mit ihren Correspondenten von Mund zu Mund zu unterhalten, wozu ihnen der Fernsprecher so bequeme Gelegenheit bietet, und daher kommt es, daß, wenn die Rohrpost auch nach wie vor ihre Bedeutung behält und reichlich in Anspruch genommen wird, doch der Grad der Vermehrung der ihr zur Beförderung übergebenen Sendungen nicht mehr derselbe ist, seit ihr im Fernsprecher ein mächtiger und glücklicher Nebenbuhler in der Gunst des Publikums erstanden ist.

N'

Erinnerungen an Leopold von Ranke.
von
Georg Vinter.
— Marburg. —

s Ranke vor einem halben Jahre in alter Frische und Rüstigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feierte, und als dann zugleich das Erscheinen eines weiteren Bandes seiner „Weltgeschichte" von Reuem glänzendes Zeugnis; dafür ablegte, daß sich der greise Forscher noch im Vollbesitz seiner großartigen geistigen Elasticität und Schaffenskraft befinde, da begannen selbst steptische Naturen der Hoffnung Raum zu geben, daß es dem Altmeister noch vergönnt sein werde, das in hohem Alter begonnene großartige Wert zum Abschluß zu bringen oder wenigstens bis zn jener Epoche fortzuführen, über die wir durch seine früheren Werke eingehend in Bezug auf seiue universale Auffassung unterrichtet sind: bis zum Zeitalter der Reformation. Nun ist es doch anders gekommen; noch war er trotz seines hohen Alters erfüllt von großen und wcitausseheudeu wissenschaftlichen Plänen, mit deren Ausführung er fast bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigt war, noch glaubte er selbst mit der ,,Weltgeschichte" seiue wissenschaftliche Arbeit, die er als eine Art religiöser Mission auffaßte, nicht erschöpft, da wurde er uns mitten aus seinem rüstigen Schaffen heraus entrissen. Wohl mußte man feit Jahren schon auf fein Dahinscheiden gefaßt sein; denn nicht nur hatte er die dem Menschen im Großen und Ganzen gesetzte Lebensgrcnze schon um ein Beträchtliches überschritten, sondern er war auch in den letzten Jahren wiederholt von ernsten Leiden heimgesucht worden, die ihn eigentlich niemals vollkommen verlassen haben; aber nun, da, was man schon seit lange, ohne es sich recht gestehen

zu wollen, fürchtete, eingetroffen ist, empfinden doch Alle, welche dem großen Manne nahe standen, den Schmerz um seinen Hingang eben so lebhaft, als wenn sein Tod ein jäher und plötzlicher gewesen, als wenn es nicht ein Neunzigjähriger wäre, den das unerbittliche Geschick seiner unermüdlichen Thätigkeit entrissen hat. Aber nicht auf die, welche durch Bande persönlicher Art mit dem Verstorbenen verbunden waren, ist die Trauer um das Hinscheiden eines Mannes von der geistigen Bedeutung Rankes beschränkt, sie erstreckt sich auf sein ganzes Volk, auf die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; denn alle Cultnrnationen der Gegenwart, selbst unser westliches Nachbarvolk nicht ausgenommen, erkennen willig an, daß in Ranke der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts dahingegangen ist. Ter Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, muß als ein so gut wie unersetzlicher bezeichnet werden; denn wenn es Ranke auch wie wenigen vergönnt gewesen ist, seine wissenschaftlichen Resultate in einer literarischen Thätigkeit von schier unvergleichlicher Fruchtbarkeit zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wenn dadurch seinen Schöpfungen eine Wirkung für unabsehbare Zeit gesichert ist, so wäre doch der Gewinn, welchen seine epochemachenden Arbeiten der Wissenschaft gebracht haben, ein noch ungleich größerer gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem historischen Lehrgebäude durch die Vollendung der „Weltgeschichte" gleichsam die ittone aufzusetzen, demselben die nothwendige Ergänzung und den einheitlichen Abschluß zu geben. Wer Rankes Werke mit Aufmerksamkeit und Verständniß liest, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft fein, daß sie alle von einer universalen, das Ganze der menschheitlichen EntWickelung umspannenden Auffassung durchzogen sind, daß das Bestreben des Meisters, auch wenn er einen räumlich wie zeitlich beschränkteren Gegenstand behandelte, doch immer darauf gerichtet war, auch in dem Besonderen das Allgemeine zu klarer Anschauung zu bringen und durch die Grsammtheit seiner Arbeiten die Summe des großen Werdeproccsses der Cultur der Menschheit verständlich zu machen.

Gerade diese Universalität seiner Auffassung, die auf einer unvergleichlich umfassenden und tiefen Kenntniß der Gefammtheit des geistigen Lebens aller Nationen der Eulturwclt beruhte, ist es gewesen, welche seinen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge gegeben und sie hoch hinaus gehoben hat über alle die großen Leistungen, welche die historische Specialfoischung unserer Zeit an's Licht gebracht hat. Eine ganze Fülle überraschender und großartiger Gedanken über die der Weltgeschichte immanenten Ideen, durch die der Fortgang der Culturarbcit bedingt wurde, sind in allen seinen Werken verstreut; und da die Geschichtschreibung, wenn sie, wie bei ihm, universalen Gesichtspunkten folgt, in innigstem und lebendigstem Zusammenhang mit allen philosophischen Fragen, welche das menschliche Leben bewegen, steht, so wird man nicht leicht ein philosophisches Problem finden, welches nicht dircct oder indireet von Ranke in längerer oder gedrungenerer Form behandelt worden wäre. Ein jüngerer

Forscher hat sich, um dem Meister zu seinem neunzigsten Geburtstage eine Ehrengabe darzubringen, der ebenso dankbaren als dankenswerthen Arbeit unterzogen, eine Auswahl solcher Stellen, in welchen Ranke die allgemeinen, großen Fragen des historischen Lebens behandelt, zu sammeln und herauszugeben.*) Es ist eine stattliche Sammlung geworden, die man wohl als „Aphorismen zu einer Idee der Universalgeschichte" oder als „Grundsteine zu einer Philosophie der Geschichte" bezeichnen konnte. Aber es sind und bleiben Aphorismen und Grundsteine: das stolze Gebäude selbst zu vollenden, ist dem Meister nicht beschieden gewesen. Selbst in der Weltgeschichte in der Form, wie sie bis zum Schluß des eisten nachchristlichen Jahrtausends vorliegt, glaubte der Verfasser dem in ihm ruhenden Ideal einer Philosophie der Geschichte noch nicht genügt zu haben. Wie mir von seinem Bruder, dem Professor in Marburg, Ernst Ranke, mitgetheilt wird, trug sich Leopold mit dem Gedanken, im Anschluß an seine Weltgeschichte eine besondere Philosophie der Geschichte zu schreiben, in welcher er die Ideen, welche sich ihm bei der Erforschung der ersteren über das der weltgeschichtlichen Bewegung zu Grunde liegende Princip aufgedrängt hätten, in systematischer Form darzustellen beabsichtigte. In wie hohem Grade ihn dieser Plan noch in seinen letzten Lebenstagen erfüllte, beweist ein kleiner Vorfall, dessen Kenntnis; ich ebenfalls der gütigen Mittheilung seines Bruders verdanke. Kurze Zeit vor seinem Tode, als die Kräfte des Kranken noch nicht allzu sehr gelitten hatten, erhob er sich einmal, ohne die Hülfe seiner Umgebung in Anspruch zu nehmen, von seinem Krankenlager, um sich in das seinem Schlafzimmer benachbarte Bibliothekszimmer zu begeben. Sein Geist war erfüllt von hohen und großen Gedanken über die höchsten Probleme seiner Wissenschaft, mit denen er auch, als er die eigentliche Arbeit hatte einstellen müssen, unausgesetzt beschäftigt war. So in Gedanken versunken dahinwandclnd, ist er im Zimmer gestrauchelt und hingestürzt; er hat sich dabei eine so arge Erschütterung zugezogen, daß sein Bruder der Ueberzeugung ist, daß dieselbe ein wesentliches zu dem tüdtlichen Ausgange seines Leidens beigetragen habe. Leopold selbst hat später nach jenem Falle seiner Tochter, Frau von Kotze, gesagt, er sei an jenem Tage von Gedanken von solcher Größe und Erhabenheit gleichsam inspirirt worden, wie er sie nie sonst im Leben ausgedacht habe; jäh', als wenn er von einer lichten Höhe in einen Abgrund hinabstürze, sei er ans jenen Ideen durch seinen Sturz herausgerissen worden.**)

') Leopold umi Ranke. Lichtstrahl«! aus seinen Werken. Gesammelt und mit einem Lebcnsabriß herausgegeben von Arthur Winckler. Verlin, R. L. Präger, 1tl85. Wie der Titel besagt, findet der Leser in diesem mit liebevoller Pietät zusammengetragenen Büchlein auch einen kurzen Abriß einer Biographie Rankes, zu der außerdem Heinrich Rankes „Iugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben" (Stuttgart 1876, 2. Aufl. 1886) wichtige Materialien, namentlich über die Frankfurter Zeit enthalten.

") Vgl. die Note am Schlüsse dieser Abhandlung.

Unwillkürlich wurde ich durch diese Erzählung seines durch den Tod Leopolds tief gebeugten Bruders an einen ähnlichen Vorfall aus Rankes früherem Leben erinnert, den ich selbst in der Zeit, da es mir vergönnt war mit dem großen Meister und für ihn zu arbeiten, mit angesehen habe. Es sind jetzt sieben Jahre her; der erste Band der „Weltgeschichte" war soeben im Manuscript abgeschlossen worden, nur die Vorrede fehlte noch. Da erträNkte Ranke sehr bedenklich, so daß man auch damals täglich auf seinen Tod gefaßt sein mußte. Die eigentliche Arbeit, die sonst niemals auch nur einen Tag unterbrochen wurde, mußte Wochen lang gänzlich eingestellt werden. Da erschien eines Morgens Rankes Diener in meinem Zimmer, kurz nachdem ich mich nach dem Befinden des Kranken erkundigt und eine wenig trustliche Auskunft erhalten hatte, und ersuchte mich in dessen Namen nach seinem Arbeitszimmer herunter zu kommen (ich wohnte im Ranle'schen Hause). Ich beeilte mich, der Aufforderung nachzukommen und fand zu meinem großen Erstaunen Ranke außer Bett und in seinem Arbeitsstuhle meiner harrend. Ich wollte versuchen, ihm deswegen wohlgemeinte Vorstellungen zu machen, da ich wußte, daß der Arzt streng angeordnet hatte, daß der Kranke das Bett nicht verlassen solle. Aber Ranke ließ mich nicht zu Worte kommen, bat mich vielmehr, mich zum Schreiben bereit zu halten. „Ich habe," so ungefähr äußerte er sich, ,,in der vergangenen Nacht mehrere Fieberanfälle gehabt, so daß ich nicht schlafen tonnte. Da habe ich denn die Zeit angewendet, um die Vorrede zu meiner „Weltgeschichte" zu entwerfen; diesen Entwurf will ich Ihnen jetzt dictiren." Darauf dictirte er mir in ununterbrochener Folge die ganze Vorrede zum ersten Bande der „Weltgeschichte" im Wesentlichen in der Form, in welcher sie jetzt vorliegt. Am Schlüsse fügte er dann noch hinzu: „Nun, wissen Sie, Herr Doctor, ich kann nicht ermessen, wie lange ich noch zu leben habe, und es konnte vielleicht einmal von Interesse sein, zu wissen, an welchem Tage diese Vorrede niedergeschrieben ist. Bitte, schreiben Sie also an den Rand das heutige Datum!" Ich war damals tief ergriffen von dieser grandiosen Geistesgröße, die noch im Moment der größten Lebensgefahr nur den hohen wissenschaftlichen Idealen lebt, denen sie gewidmet ist. Ter oben geschilderte Vorfall aus jüngster Vergangenheit zeigt aber, daß jener gar keine vereinzelte Erscheinung war, daß vielmehr in diesem Geiste eine eingeborene Kraft von staunenswerther Größe war, die der Krantheitszufllllle des schwachen und alternden Körpers vollkommen Herr zu werden vermochte.

Aber nicht nur bei solchen einzelnen und außerordentlichen Veranlassungen hat sich diese seine wunderbare Kraft des Geistes über den Körper gezeigt; die ganze Art, wie er in den letzten 1>/2 Jahrzehnten seines Lebens seiner unausgesetzten und angestrengten Arbeit obgelegen hat, legt beredtes Zeugniß dafür ab. Daß Ranke eben in den Jahren, in welchen der Mensch einer wohlverdienten Ruhe zu Pflegen gewöhnt ist, eine ganz besondere Fruchtbarkeit entwickelt hat, daß eine ganze Reihe der glänzendsten Offenbarungen feines

208 Georg Winter in Marburg,
Genius das Licht der Welt erblickt hat, nachdem er schon das siebenzigfte Lebensjahr überschritten hatte, davon ist die Welt durch die schnelle Aufeinanderfolge jener Werte selbst unterrichtet worden; seine Schaffenskraft ist zum Gegenstand allgemeiner und ungetheilter Bewunderung geworden, die ihren Gipfelpunkt erreichte, als Nante im füufundachtzigsten Lebensjahre mit dem ersten Bande einer im grüßten Stile angelegten Weltgeschichte hervortrat. Minder bekannt aber dürfte es in weiteren Kreisen sein, unter wie außerordentlich erschwerenden äußeren Umstanden sich diese reiche Geistesthätigkeit entfaltete. Ranke durfte seit fünfzehn Jahren selbst weder lesen noch schreiben. Das gesammte ungeheure Material, welches er in seinen Werken benutzte, verarbeitete und zum Theil mit minutiösester Genauigkeit analysirte, mußte ihm von dritter Seite durch Vorlesen zugeführt werden, während er dann Alles, was er schuf, dictirte. Er arbeitete, da eine jüngere Kraft der angestrengten Thätigkeit des Greises nicht zu folgen vermochte, stets mit zwei Assistenten, deren einer des Murgens, der andere des Abends 4 — 5 Stunden ihm zur Seite war.

Der Grund war nicht etwa eine völlige Erblindung; im Gegentheil erstrahlte sein großes, blaues, geistvolles Forscherauge, welches Kaulbach mit vollem Recht das Auge des alten Fritz genannt hat, noch in vollem, Hellem Glänze und konnte, wenn der tiefe Denker lebhaft zu sprechen anfing und von gewaltigen Gedanken völlig durchdrungen war, in einem Feuer leuchten, das jedem unvergeßlich sein wird, der es einmal aufblitzen sah. Aber die Sehkraft war doch durch die jahrzehntelangen angestrengten Studien so weit geschwächt worden, daß die größte Schonung unbedingt geboten war. Nicht einmal Briefe hat er in den letzten Jahren selbst geschrieben: auch sie wurde dem Assistenten in die Feder dictirt; nur seinen Namen und in Briefen an besonders vertraute Freunde einen kurzen Gruß hat er hie und da noch eigenhändig geschrieben.

Es läßt sich dem Laien nur schwer anschaulich machen, was es gerade für den Historiker bedeutet, bei seinen Arbeiten auf den Gebrauch des eigenen Auges zu verzichten. Nur ein Geist von der großartigen Spannkraft und der fast wunderbar zu nennenden Gedächtnißkraft Rankes konnte diesen Schwierigkeiten gewachsen sein. Die Ueberciustimmungcn uud die kleinsten Abweichungen der vorliegenden, zumeist noch dazu iu fremden Sprachen abgefaßten Quellen bei bloßem Zuhören herauszufinden und zu erklären, wobei es zumeist auf philologische Akribie in der Auffassung und Deutung einzelner Worte und Redewendungen ankommt, die kritische Analyse ganzer Quellen« gruppcn mit voller Sicherheit vorzunehmen, ohne die einzelnen Quellen gleichzeitig vor Augen zu haben, dazu gehörte in der That eine Fassungsgabe, eine gleichsam intuitive Befähigung zur Erkenntnis; des Wesentlichen, wie sie nur wenigen Sterblichen verliehen ist. Diese Kenntniß der Arbeitsmethode Nantes in seiner letzten und fruchtbarsten Lebcuscpoche gehört in der That dazu, um die Größe seiner einzigartigen Begabung voll und ganz zu ermessen.

Dem Assistenten aber, der dem Meister den Rohstoff seiner Schöpfungen zu übermitteln hatte, eröffneten sich dabei Einblicke in die geheimste Werkstatt« dieses reichen Geistes, die gewiß für Alle, die diese Stellung nach einander im Laufe der Jahre innegehabt haben, von bestimmendem Einfluß für das ganze spätere Leben gewesen sind. Mir wenigstens werden die Eindrücke, die ich damals im täglichen Verkehr mit dem grüßten Meister meiner Wissenschaft ernpfangen habe, immer unvergeßlich fein.

Gewiß wäre es eine außerordentlich dankbare und ideale Aufgabe, den Lesern dieser Zeitschrift ein zusammenfassendes und erschöpfendes Bild von der wissenschaftlichen Wirksamkeit Nantes zu geben, jetzt, da dieses reiche Leben seinen Abschluß gefunden hat, einen Rückblick auf die Bestrebungen und Erfolge desselben zu werfen. Aber wer wollte das in dem engen Rahmen eines Gedentblattes in einer Zeitschrift zu unternehmen wagen? Wenn nun diese größere Aufgabe hier nicht gelöst werden kann, fo darf ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben, auch dadurch ein Kleines zur Kenntniß des reichen Gcistes- und Gemüthslebens des Dahingeschiedenen beizutragen, wenn ich es versuche, ein Bild von der Arbeits- und Lebensweise des großen Mannes zu entwerfen, wie es sich mir in den 2 >/? Jahren meiner Assisteutenthätigkeit unauslöschlich eingeprägt hat. Es möge mir dann vergönnt sein, diesem Bilde einiges individuelle Leben zu verleihen, indem ich einige rein persönliche Erinnerungen au dasselbe verflechte. Den Vorwurf der Indiscretion brauche ich dabei nicht zu fürchten; denn in diesem ruhigen und fleißigen Forscherlebeu ist Nichts, was der Verheimlichung bedürfte.

Ich erinnere mich noch deutlich des Moments, da ich den bisher uur ays der Ferne und in seinen Werken verehrten Meister zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah. Es war bei Gelegenheit seines sechszigjahrigen Toctorjubiläums, das im Jahre 1877 unter allgemeinster Theilnahmc festlich begangen wurde. Ich war damals Student iu höheren Semestern und gehörte zu der Deputation, welche von den Berliner historischen Seminaren an diesem Tage an den Altmeister der Geschichtschrcibung entsandt wurde. Eine sehr ansehnliche Gesellschaft war schon in den Räumen des Hauses versammelt, als wir — sechs an der Zahl — vorgelassen wurden. Unser Wortführer war ein junger Doctor, Wenck (jetzt Professor in Leipzig). In schlichter, herzlicher Rede gab er der Verehrung Ausdruck, die wir Jüngeren ihm, dem Meister, der uns Allen ein strahlendes Vorbild sei, dem wir mühsam nachstreben, entgegenbrachten. Tarauf entgegnete Ranke, dessen Frische nnd Rüstigkeit uns mit freudiger Bewunderung erfüllte, in einer jener improvisirtcn Reden über Geist und Ziel der Geschichtschreibung, in denen er Meister war. Mit inniger Rührung vernahmen wir seine beredten Worte, in denen er uns die Idealität unseres Berufes auseinandersetzte und an's Herz legte, wie wir neben der Genauigkeit in der Einzelfurschung, die eine unerläßliche Vorbedingung jedes wissenschaftlichen Schaffens sei, doch nie versäumen sollten, unseren Blick auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntnis! gerichtet zu halten, zu den» alle

Tetailuntersuchung doch nur als eine Vorstufe betrachtet werden dürfe. Es war derselbe Geist universalen Auffassens und Verstehend den wir in seinen Werten bewunderten, der uns auch aus dieser Rede entgegentönte, die auf uns Alle einen großartigen Eindruck hervorbrachte.

Ich hatte damals noch keine Ahnung davon, in wie nahe persönliche Beziehungen zu dem Meister, zu dem ich eben jetzt zum ersten Mal bewundernd emporgcschaut hatte, ich bald darauf treten sollte. Wenige Wochen spater entbot mich mein hochverehrter Lehrer, der zu früh der Wissenschaft entrissene Karl Nilhelm Nihsch, am Schluß einer Vorlesung zu sich in's Sprechzimmer der Universität und eröffnete mir dort, der bisherige Assistent Rankes — ein Candidat Guedel — sei im Begriff seine Stellung zu verlassen, um sein Probejahr als Schulamtscandidat abzulegen; Ranke suche einen Nachfolger und habe ihn (Nitzsch) gebeten, ihm einen solchen zu empfehlen: feine Wahl sei auf mich gefallen. Li fragte mich dann, ob ich geneigt sei, die Stellung anzunehmen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich fufort freudig zustimmte. Welche bessere Schule für mein ferneres wissenschaftliches Leben hätte ich mir wünschen tonnen, als eine gemeinsame Thätigkeit mit Ranke. Es schien mir ein beneidenswerthes Geschick, daß die Wahl meines Lehrers gerade auf mich gefallen war. Wenige Tage später stand ich Ranke gegenüber, um mit ihm über die Bedingungen meines Eintritts zu verhandeln. Daß ich ein zwar nicht eben hohes, aber für einen jungen, noch nicht von der Hochschule entlassenen Mann doch immerhin auskömmliches Gehalt erhalten sollte, erschien mir als eine zwar willkommene, aber unverdiente Zugabe zu dem größeren geistigen Gewinn, der mir aus meiner Stellung erwachsen würde. Ich mußte mich — wie gern that ich's — verpflichten, mindestens ein Jahr lang bei ihm zu bleiben. Im Uebrigen dauerte unsere Verhandlung nicht allzu lange: am nächsten Sonntag — denn Ranke kannte in feiner Arbeit keinen Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen — sollte ich meine Thätigkeit beginnen, nachdem mich mein Vorgänger einigermaßen in dieselbe eingeführt haben werde. Vor dem Schlüsse dieser ersten längeren Unterredung, die ich mit ihm hatte, trat dann noch eine seiner kleinen Eigenheiten zu Tage, die mir noch später manche kleine Sorge verursacht hat. Ranke fragte mich nämlich, ob ich Tabal rauche; er schien die Bejahung dieser Irage vorausgesehen oder vielmehr dem Tabaksgeruch meiner Kleider entnommen zu haben; denn er fügte gleich hinzu: „Können Sie fich das nicht abgewöhnen'? Ich kann den Geruch des Tabaks absolut nicht vertragen." Ich war über diese Frage einigermaßen erstaunt, versprach ihm aber, das Rauchen zwar nicht mir völlig abzugewöhnen, was mir sehr schwer geworden wäre, aber doch möglichst einzuschränken, vor Allem aber nie in der Ieit unmittelbar vor unserer gemeinsamen Arbeit — 9^/2—2 Uhr Vormittags — zu rauchen. Obgleich ich dieses Versprechen mit Rücksicht auf den hochverehrten und auch in feinen Eigenheiten zu fchonenden Mann treulich gehalten hübe, hat mir mein Tabaksgenuß doch noch manche» kleinen Verdruß gebracht. Denn Ranke

war gegen diesen Geruch so außerordentlich empfindlich, daß er ihn selbst dann an meinen Kleidern wahrnahm, wenn ich Stunden lang vorher nicht geraucht hatte. Es blieb schließlich nichts übrig, als mir einen besonderen Rock in Rankes Haus zu hängen und denselben stets anzuziehen, bevor ich mich in das Arbeitszimmer hineinbegab. Tiefe wunderliche Eigentümlichkeit ließ übrigens Ranke nicht nur mir gegenüber hervortreten — dann hatte sie vielleicht etwas Verletzendes gehabt — sie war ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er zuweilen sogar die Rücksichten gesellschaftlicher Höflichkeit, auf die er sonst streng zu halten pflegte, außer Acht ließ. Ich erinnere mich, daß er einst einen ihm befreundeten Universitatspiofessor, mit dem er sich lange uud fehr lebhaft unterhalten hatte, beim Abschiede zurief: ,,Aber Herr Professor, Sie rauchen ja schrecklich stark Tabak." Manchem mag das im eisten Augenblick verletzend erschienen sein, aber zürnen konnte man ihm darum nicht: denn man gewahrte deutlich, wie unangenehm ihm selbst die Sache war. Er hat mir einmal gesagt, er begreife gar nicht, wie ein gemüthuuller Mensch in Gottes freier schöner Natur mit einer Cigarre im Munde umherwandeln könne. Ihm werde immer seine ganze poetische Stimmung geraubt, wenn er in den herrlichen Gängen des Thiergartens luft-wandele und dann immer und immer wieder so prosaischen Menschen begegne, welche die köstliche Luft mit ihrem Tabaksrauche verderbten.

Toch ich habe mich lange genug bei dieser kleinen Aeußerlichkeit aufgehalten; sie gehörte eben zu jenen kleinen Eigenheiten, die Männern in vorgerückten Jahren anzuhaften pflegen und an die man sich gewöhnen muß. Andere ähnliche kleine Launen haben oft zu den ergötzlichsten Sccnen Veranlassung gegeben.

Jetzt aber wolle mich der freundliche Lefer in die eigentlichen Arbeits-räume begleiten, die ich bald darauf zum ersten Male betrat. Am ersten Tage war mein Vorgänger noch einmal erschienen, um eine kleine begonnene Arbeit zu beendigen; ich wurde angewiesen, mich einstweilen während einiger Stunden in der Vibliothek zu urientiren. Das war nun freilich ohne besondere Anleitung leichter gesagt als gethan. Rankes Bibliothek war resp. ist nach dem llrtheil von Kennern die größte und werthvollste Privatbibliothek, die in Teutsch-land eristirt. Sie füllte fchon damals fünf großcIimmer der geräumigen Wohnung vollständig an, obwohl sie in den vom Boden bis znr Tecke reichenden und nicht nur an den Wanden, sondern auch in der Mitte der Zimmer stehenden Repositorien so dichtgedrängt aufgestellt war, daß oft zwei und drei Reihen Bücher hintereinander standen. Erschwerte dies schon außerordentlich die Uebersicht, so wurde eine solche dadurch vollends unmöglich, daß die Bibliothek sich in einer Unordnung befand, die sich kaum beschreiben läßt. Zwar hatte jeder der Assistenten versucht, ein wenig Ordnung in dies Chaos hineinzu-bringen, aber da dieselben — mit Ausnahme eines I)i-. Wiedemann — in der Regel nur ein bis höchstens zwei Jahre bei Ranke verblieben, dann aber in irgend eine feste Stellung hineingingen, so war es vor lauter Anfängen

und Ansahen zu einer Ordnung nicht gekommen. Außerdem aber sollte ich bald genug erfahren, aus welchem Grunde gegenwärtig eine solche überhaupt nicht durchgeführt werden konnte. Zunächst aber befand ich mich allein einer Bibliothek gegenüber, die schon damals auf etwa 20—25 000 Bände geschäht wurde. Daß da von einer auch nur oberflächlichen Orientirung gar nicht die Rede sein tonnte, zumal die einzelnen Abteilungen durch nichts äußerlich kenntlich gemacht waren, liegt auf der Hand. Erst später sollte ich erfahren, welch reiche Schätze diese Sammlung enthielt.

Damals war ich sehr froh, als ich meineil vergeblichen Orientirungs-versuchcn entrissen und nun endlich in das eigentliche Arbeitszimmer citirt wurde, wo Ranke meiner bereits wartete. Auch hier waren alle Wände vom Fußboden bis zur Decke von gestillten Bücherrepositorien verdeckt; was meine Aufmerksamkeit aber naturgemäß am meisten fesselte, war der in der Mitte des Zimmers stehende mächtige Arbeitstisch, der mit Papieren und zum Hand-gebranch bestimmten Büchern vollkommen bedeckt war; daneben stand dann ein kleinerer einfacher Tisch, auf dem die Schreibutensilieu standen und auf dessen beiden Seiten hier Rankes großer lederner Armsessel, dort der für mich bestimmte Arbeitsstuhl standen. Wir saßen einander also, um einer den anderen leichter verstehen zu können, unmittelbar gegenüber, wenn Ranke nicht, wie er namentlich beim Tictiren zu thnn pflegte, nüt dem Rücken an den Arbeitstisch oder seinen Sessel gelehnt, stand. Die Arbeit begann an jenem ersten Tage sofort mit einem längeren Tictat, in welchem Ranke auf Grund der mit meinem Vorgänger betriebenen Borarbeiten den Entwurf eines interessanten Abschnittes aus dem Leben Friedrich Nilhelms IV., sogleich in vollendeter abgerundeter Form fixirte. Das Nachschreiben nach dem Tictat eines frei schaffenden und von seinen Gedanken völlig ergriffenen und durch-drungenen Geistes war nnn keineswegs so leicht, wie man anzunehmen geneigt ist und wie ich selbst vorher angenommen hatte. Strömten Ranke, wie das meist der Fall war, die Gedanken in großer Fülle und Schnelligkeit zu, so pflegte er zu vergessen, daß es unmöglich ist, ohne sich der Stenographie zu bedienen, ebenso schnell zu schreiben, als gesprochen wird. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit sprudelte er dann die Worte förmlich hervor, und da er leise und zuweilen in Folge der mangelnden Vorderzähne sehr undeutlich sprach, so war es oft unmöglich, ihm zu folgen. Auf der anderen Seite aber war er natürlich im höchsten Maße ungeduldig, ja unglücklich, wenn man ihn in seinem Gedanken- und Redefluß unterbrach. Wie oft hat er dann nicht sein Schicksal beklagt, daß er gezwungen sei, auf solche Art zu arbeiten, aber er versäumte nie hinzuzufügen, daß das ja. nicht etwa ein Vorwurf für mich sein solle, sondern daß diese Schwierigkeiten eben in der Natur der Sache begründet seien. In der Regel habe ich es später dann vorgezogen, ihn nicht zu unterbrechen, sundern lieber, wenn ich ihn nicht genau verstanden hatte, einstweilen eine kleine Lücke zu lassen, die ich nachträglich nach dem Sinne ergänzte. Ich durfte dies ohne Bedenken thuu, da ich wußte, daß do.5

tiimierungen an tcopoll» i>o» Ranke, 2^3
Manuscript dann doch noch mehrmals auf's Gewissenhafteste von ihm durch-
corrigirt wurde.
Nachdem das erste Tictat beendet war, kehrte er dann zum Studium
der Quellen zurück. Ich habe schon angedeutet, daß er beim Antritt meiner
Stellung mit der Biographie Friedrich Wilhelms IV. beschäftigt war, die dann
in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und auch separat zugleich mit der
Biographie Friedrichs des Großen erschienen ist. Man wird es begreiflich
finden, daß gerade die Studien über Friedrich Wilhelm IV., dem er persönlich
so nahe gestanden hatte, für ihn uon höchstem Interesse waren. Er schwelgte
gleichsam in den Erinnerungen an den kunstsinnigen König, und auch der
Biographie selbst wird durch die Fülle feiner, aus der eigenen Erinnerung
geschöpften Charatterzüge ihr eigenthümlichster Reiz verliehen. Und noch weit
mehr solcher Erinnerungen, als er der Aufzeichnung für werth hielt, hat er
mir dann während der Arbeit in persönlichem, vertraulichem Gespräch mit-
getheilt und nur so Stunden höchster Anregung und Belehrung verschafft.
Wie konnte er so feurig und begeistert »Verden, wenn er das Andeuten des
genialen, aber in seiner Weltanschauung noch in einer im Absterben begriffenen
Epoche lebenden Königs gegen die Angriffe, die gegen ihn gleichzeitig uud
spater gemacht worden sind, vertheidigte! Wie wußte er so nachdrücklich zu
erweisen, wie sehr das edle Streben des Königs von Zeitgenossen und Nach-
lebenden verkannt worden sei, wie wußte er so lebhaft sein erstes Zusammen-
treffen mit Friedrich Wilhelm zur Zeit, wo derselbe noch Kronprinz war, zu
schildern: es war in der Marciana zu Venedig, wo Nanke damals arbeitete
und wo ihn der hochbegabte Kronprinz mit seinem Gefolge aufsuchte. Nanke
konnte nicht genug rühmen, wie der Kronprinz mit seinem sprühenden Geiste
die ganze Unterhaltung zugleich belebt und beherrscht habe. Und mit wie
rührend wchmüthigcn Worten wußte er dauu wieder den tiefen Schmerz zu
schildern, der die Seele des Königs erfüllte, als in den Stürmen des Jahres
1848 Alles zusammenzubrechen schien, was ihm bisher heilig gewesen war.
Gerade damals hat Nanke mit dem Könige viel verkehrt; den Eindruck, deu
derselbe in jenen Tagen auf ihn machte, hat er in seiner Biographie in dem
treffenden Vergleiche geschildert, der König sei ihm erschienen wie ein hoch-
begabter, geistvoller junger Mann, der durch einen Zufall im Examen durch-
gefallen sei.
Aber keineswegs aus solchen persönlichen Erinnerungen allein oder auch
nur vorwiegend wurde jene Biographie des Königs aufgeführt. Im Gegeu-
theil, Nanke ließ es sich im höchsten Maße angelegen sein, in den Besitz der
authentischen und ofsiciellen Quellen zu gelangen, die ihm dann auch, ab-
weichend uon der sonst üblichen Praxis der Archivverwaltung, vom Geheimen
Staatsarchiv in seine Wohnung überlassen wurden. Diese Actenmassen, die
von ziemlich beträchtlichem Umfange waren, sind die ersten Quellen, welche
ich ihm vorzulesen hatte. Da tonnte ich denn zum ersten Male jene wunder-
bare geistige Fähigkeit beobachten, mit der Nanle ans einer Fülle vorliegende»

Materials mit unglaublicher Schnelligkeit das Wesentliche herauszufinden vermochte. Es war das eben die Eigenschaft, die ihn vornehmlich zur Lösung so umfassender Aufgaben, wie er sie sich stellte, befähigte: man möchte sie seinen genialen Spürsinn nennen. Ich muß gestehen, daß mich, den jungen Anfänger, dem die Erfahrung in solchen in's Große angelegten Studien mangelte, im Anfang die großartige Schnelligkeit, mit der er aus dem bloßen Vorlesen aus dicken Convoluten die einzigen Stellen, die für ihn von Erheblichkeit waren, herausfand, in bedenkliche Unruhe versetzte. Ich las ihm die einzelnen Documente, wie sie in den Actenconvoluten vereinigt waren, der Reihe nach vor. Bei sehr vielen Berichten sagte er dann schon, wenn ich ihm dir ersten Zeilen gelesen hatte: „Bitte weiter, das brauchen wir nicht." Tann wurde der zuweilen recht umfangreiche Rest des Aktenstückes einfach überschlagen und zum nächsten übergegangen, bei dem es dann eventuell wieder so ging, bis er dann plötzlich an irgend einer Stelle lebhaft ausrief.- „Halt, das ist von Bedeutung, hiervon müssen wir einen genauen Auszug machen." Tann mußte ich hie und da eine Stelle in das für die Sammlung der Quelle« bestimmte Buch abschreiben, oder er dictirte mir ein mehr oder weniger ausführliches Excerpt und fügte alsbald einige kritische Bemerkungen hinzu, die dann im Verein mit den aufgezeichneten Quellenstellen später immer wieder gelesen wurden und schließlich zur Grundlage der Darstellung dienten. Dabei trat dann sein geradezu phänomenales Gedächtniß in glänzendster Weise hervor. Nicht selten kam es vor, daß er nach Wochen sich einer Stelle, die wir aus einem einzelnen Berichte aufgezeichnet hatten, fo genau erinnerte, daß er einzelne Sätze fast wörtlich zu citiren vermochte und genau wußte, an welcher Stelle des Eollectauenbuches sie von mir eingetragen worden war. So wurde es ihm möglich, Quellen, ohne sie selbst anzusehen, mit einander zu vergleichen, die er in wuchenlangen Zwischenräumen gelesen hatte. Als ich mich erst von dieser unbedingten Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses überzeugt hatte, wurde ich nicht mehr wie Anfangs unruhig bei der sicheren Kühnheit seiner Combinationen. Wohl aber vermochte ich es auch dann noch nicht zu fassen, wie er bei bloßem Anlesen irgend eines Berichtes gleich erkennen könne, ob derselbe etwas für ihn Wichtiges enthalte. Hie und da fühlte ich mich verpflichtet, nach Schluß der gemeinsamen Arbeitszeit das eine oder andere Actenconvolut, welches er besonders schnell durchflogen hatte, noch einmal genau durchzulesen und dabei auch alle die von ihm übergangenen Stellen zu berücksichtige», um nachzusehen, ob ihm nicht doch irgend eine wichtige Nachricht auf diese Weise entgangen sei. Aber fast immer überzeugte ich mich, daß er die wirklich erheblichen Stellen sämmtlich herausgefunden hatte. Die jahrzehntelange Uebuug im Durchstudircu der mannigfachsten Archivalien. die er in fast allen europäischen Archive» gesammelt hatte, hatte ihm eben jeuc für eine» Anderen schwer faßbare Fähigkeit verschafft, gleichfam auf den ersten Blick, nach dem Anhören der ersten Wendungen zu erkennen, ob der Inhalt eines Actenstückes für feine Zwecke von Bedeutung fei oder nicht.

Gelang es mir aber ausnahmsweise doch einmal, ihn auf irgend eine Notiz aufmerksam zu machen, die er übersehen hatte, so war er voll des Dantes, wie er denn überhaupt jeden selbständigen Einwand, den man ihm etwa auf Grund eigener Studien machte, gern berücksichtigte und dankbar annahm; nur durfte man natürlich solche Einwände nicht, wie ich das anfangs wohl aus Unerfahrenheit that, während des Tictats selbst vorbringen, da er dann ans dem Zusammenhange seines Gedankenganges gebracht zu werden fürchtete.

Die Materialien, welche er für die Bearbeitung der Biographie Friedrich Wilhelms IV. zu Rathc zog, betrafen namentlich zwei Punkte, welche seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Erziehung Friedrich Wilhelms, über welche die aus dem schriftlichen Verkehr der Königin Louise mit dem Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, erwachsenen Acten ihm vorlagen, und die Einberufung des ersten allgemeinen Landtags im Frühjahr 1847. Hierüber benutzte er namentlich die Berichte, welche die Tbeipicisidenten der verschiedenen Provinzen über den Eindruck, welchen das Nerufungspatent bei der Bevölkerung gemacht habe, an die Staatsregierung erstatteten. Durch diese sehr eingehenden Berichte, deren einzelne den Umfang kleinerer Denkschriften hatten, wurden ihm seine eigenen Beobachtungen aus jenen Tagen besonders lebhaft in's Gedächtnis; zurückgerufen, und er pflegte dann, während ich ihm die Acten vorlas, hie und da eine dieser Erinnerungen einzuflechten. Eine dieser kleineren Erzählungen ist mir besonders lebhaft im Gedächtnis; geblieben und verdient vielleicht hier mitgetheilt zu werde».

Um den kleinen Vorfall ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Ranke seiner politischen Auffassung nach, wiewohl er am Getriebe der Parteien so gut wie niemals actiuen Antheil nahm, doch zweifellos eine conservlltioe Natur war: nicht als ob er für die Berechtigung der liberalen Idee kein Verständniß gehabt hätte; wer, der seine Werke auch nur flüchtig gelesen, seine Darstellung der englischen Verfassungstämpfe studirt hat, könnte das behaupten? Aber der Grnndzug seines Wesens war doch ein conservativer: in den Kämpfen des Jahres 1848 gehörten seine Sympathien zweifellos nicht der Voltsbewegung, sondern dem angegriffenen Königthum von Gottes Gnaden. Aber wie er darum doch niemals die extremen Bestrebungen der Absolutismen gebilligt hat, vielmehr ihnen gelegentlich eben so schroff entgegentrat wie den extrem liberalen und demokratischen Richtungen, so hat er mit uorurtheilsfreiem Blick das Verkehrte der Maßregeln eingesehen, welche man ergriff, um der Volksbewegung Herr zu werden; vor Allem aber erkannte er klar die Bedeutung und Kraft der Bewegung, welche vor dem Ausbruch der Revolution die Herzen seiner denkenden Mitbürger durchzitterte, und indem er dieser seiner klaren Ertenntniß klaren Ausdruck gab, konnte es einen Moment geben, in welchem der conservative Mann bei feinen Gesinnungsgenossen den Argwohn erregte, als sympathisire er selbst mit der demokratischen Bewegung. Hierin liegt das eigenthümliche Interesse des kleinen

Vorfalls, den ich hier nach seiner Schilderung, so weit sie mir im Gedächtnis geblieben ist, wiedergebe.
Nante war kurze Zeit nach dem Erlaß des Patents, durch welches der erste vereinigte Landtag nach Berlin einberufen wurde, mit der gesummten höheren Diplomatie und den Staatsministern in einer Abendgesellschaft bei einem der preußischen Prinzen zusammen. Naturgemäß drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich um das eben erlassene Patent, von dem man sich eine große und beruhigende Wirkung auf den Sinn der Bevölkerung versprach. Eben während man dies« Maßregel eifrig verfocht und der Ansicht Ausdruck gab, daß dieselbe dm Abschluß der Volksbewegung herbeiführen werde, brach Nante in die Worte aus- „Aber meine Herreu Minister, glauben Sie wirtlich, daß Sie durch diese Verordnung der Bewegung, welche im Volte nachhaltig und lebendig herrscht, Herr werden tonnen?" Diese Aeußerung, die so ganz der Anschauung der übrigen hier Versammelten widersprach uud auch durch die Berichte aus den Provinzen widerlegt zu werden schien, hatte, wie Rante lebhaft und erregt schilderte, eine für ihn außerordentlich peinliche und unangenehme Wirkung. Als wenn sie plötzlich in nächste Berührung mit einem Demokraten gekommen wären, so wichen Alle, die in der Nähe Nantes standen, scheu vor ihm zurück, und nach kurzer Zeit fah er sich in jener Gesellschaft so isolirt. daß er es vorzog, dieselbe zu verlassen. Erst nach längerer Zeit ist ihm dann die Genugthuuug zu Theil geworden, daß man auch in jenen Kreisen erkannte, wie sehr er mit seiner Ansicht im Necht gewesen war. Nach den Märzstürmen von 1848 ist ihm einer der Minister, die damals anwesend waren, auf der Straße begegnet und hat ihm, leicht auf feine Schulter klopfend, gesagt- ,,Herr Professor, Sie haben damals doch Necht gehabt."
Dieser und andere Vorfälle ähnlicher Art aus jenen aufgeregten Tagen waren ihm noch so lebendig gegenwärtig, als hätte er sie eben erlebt: er wußte sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, daß man sie fast selbst mit zu erleben glaubte. Die Studien aus den Acten, in denen sich jene Tage doch immer nur in reflectirtem Lichte wiederspiegelten, erhielten dadurch ein neues individuelleres Leben.
Aber diese Studien, so intensiv und eifrig sie betrieben wurden, füllten doch keineswegs die stets sehr hoch bemessene Arbeitskraft und Arbeitszeit Nantes völlig aus. Ich erwähnte schon, daß er immer mit zwei Assistenten arbeitete. Während ich ihn in den Vormittagsstunden etwa von 91/2—2 Uhr mit meinen schwachen Kräften zu unterstütze!! hatte, arbeitete am Abend schon seit einer Neihe von Jahren vi-. Theodor Wicdemann mit ihm, der recht eigentlich seine ausschließliche Lebensaufgabe darin zu sehen schien, mit Nante und für ihn zu arbeiten nnd der dann auch unter völligem Verzicht auf jede eigene Lebensstellung bis zum letzten Augenblicke unnnterbrochen bei ihn« ausgeharrt hat. Seine Arbeitsstunden lagen — ebenfalls Sonntags wie an

Wochentagen — Abends von etwa 7 bis gegen 12 Uhr, dehnten sich aber oft auch bis weit über Mitternacht hinaus aus. Wiedemann war namentlich unermüdlich in den sehr mühsamen Arbeiten an Eorrecturen, die er, soweit nicht besondere Aenderungen vorgenommen werden sollten, allein besorgte, außerdem aber leistete er Ranke unschätzbare Dienste dadurch, daß er, unterstützt von einer außerordentlichen bibliographischen Kenntniß, auf den Bibliotheken die Bücher heraussuchte, die den jeweiligen Studienkreis Rankes betrafen, und ihm dann hie und da selbständig lange Auszüge über Fragen, die ihn besonders interessirten, machte. Rante selbst besorgte mit seiner Assistenz namentlich die neuen Ausgaben früherer Werke, die beständig neben den in Ausarbeitung befindlichen neuen Arbeiten hergingen. Doch war diese Arbeitstheilung zwischen Wiedemann und mir keineswegs eine stricte. Zuweilen wurden die am Vormittag in Gemeinschaft mit mir begonnenen Studien am Abend mit Wiedemann fortgesetzt, so daß sich dann jeder von uns an der Hand der letzten Qucllenexcerpte über den augenblicklichen Stand der Forschung Rankes orientiren mußte, was natürlich oft nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war.

Je mehr aber jeder von uns Beiden sich oft durch die Menge der Arbeit abgespannt fühlte, um so mehr bewunderten wir Rankes eiserne Arbeitstraft, der doch eben nicht nur so viel arbeitete, wie wir zusammen, sondern doch vor Allem der ausschließlich Producirende war, wahrend wir ihm nur eine Art höheren, wissenschaftlichen Handlangerdienstes leisteten. Es war in der That staunenswerth, wie der hochbetagte Herr in ununterbrochener Arbeit wirkte und schuf. Bei weitem der größte Theil des Tages, und zwar, seitdem er sich von der Geselligkeit völlig zurückgezogen hatte, jedes Tages ohne Ausnahme, war der Arbeit gewidmet, und zwar so angestrengter Arbeit, wie man sie sonst selten beobachten kann. Nur ausnahmsweise kamen Unterbrechungen von fünf Minuten während der fast fünfstündigen Arbeitszeit vor. Und dazu keinerlei Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen. Nur an einem Abend im Jahre tonnte er es nicht erreichen, daß einer von uns mit ihm arbeitete, das war der Weihnachtsabend: den Versuch, uns auch dazu zu bewegen, hat er aber, so lange ich bei ihm war, jedes Mal gemacht. Ich muß gestehen, daß dieser absolute Mangel jeder Unterbrechung der Arbeit mir anfangs doch, so sehr mich meine Stellung sonst befriedigte und anregte, sehr lästig war. Ich tonnte so niemals auch nur für einen Tag Berlin verlassen, und gar längeren Urlaub zu erhalten, war mit fast unüberwindlichen Schwierigleiten verbunden, da eine vorübergehende Vertretung durch einen Fremden nur in feltenen Fällen möglich war. Ranke felbft schien lein Bedürfnis; der Erholung zu kennen, oder vielmehr, die Arbeit selbst war ihm der höchste Genuß, nach welchem man keiner Erholung bedarf. Genau nach derselben Regel verlief ein Tag wie der andere. Morgens gegen 9 Uhr erhob er sich und nahm sein Frühstück ein; von da an bis gegen 2 Uhr wurde ununterbrochen gearbeitet, dann folgte, wenn es die Witterung irgend

gestattete, ein längerer Spaziergang im Thiergarten, de» er noch im höchsten Alter oft sehr weit auszudehnen vermochte und.bei dem sein Diener sein ständiger Begleiter war; gegen 4 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, nach welchem er sich etwa 1 >/-> — 2 Stunden Schlaf gönnte, dann folgte wieder die etwa fünfstündige Arbeitszeit des Abends. Abweichungen von dieser Tages-eintheilung oder Unterbrechungen der Arbeitszeit kamen verschwindend selten vor. Besuche, die etwa während der Arbeit kamen, wurden in den meisten Fällen abgewiesen. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man das und besuchte ihn nur zu den beiden Tageszeiten, in denen er Besuche annahm; zwischen 1>/z und 2 Uhr Mittags nach Beendigung der Vormittagsarbeit, und Abends gegen '/?? Uhr, bevor die Arbeitszeit des Abends begonnen hatte. Aus nahmen wurden fast nur bei Besuchen der allerhöchsten und höchsten Herr-schaften des kaiserlichen Hauses gemacht, die nicht selten die stille Behausung des schlichten Gelehrten aufsuchten. Bei solchen Gelegenheiten hoher Besuche kamen dann hie und da die ergötzlichsten kleinen Scenen vor, da Ranke stets im Schlafrock arbeitete (in dem er übrigens auch fast alle Besuche empfing) und die für den Empfang des hohen Besuches erforderliche Umkleidung ihn in die größte Unruhe und Acngstlichteit versetzte. Sehr häufig wurden ihm die damit ver-bundenen Unbequemlichkeiten durch die zarte Rücksicht der Besucher erspart, indem dieselben alsbald hinter dem anmeldenden Diener in das Arbeitszimmer eintraten und so den alten Herrn nüthigten, in seinen» Arbeitsanzüge zu bleiben. Die Frage, ob ein angemeldeter Besuch im Schlafrock empfangen werden dürfe oder nicht, führte sehr oft zu lebhaften Tiscussionen mit der braven Wirthschafterin, die dann als letzte Instanz den gerade anwesenden Assistenten anzurufen pflegte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es allen Be suchen» nur in hohen: Maße erwünscht war, wenn sich der alte Herr keine Unbequemlichkeiten auferlegte, und so hatte die Wirthschafterin in den meisten Fällen Recht, wenn sie eifrig den Schlafrock verfocht.

Einmal aber wurde die Arbeitszeit während der Jahre, da ich Rankes Assistent war, durch eine kleine Reise unterbrochen. Es war die letzte, die er unternommen hat; später wollte ihm der Arzt, trotzdem Ranke namentlich zu den Sitzungen der Münchener historischen Commission gern einmal gereist wäre, die Erlaubniß dazn nicht mehr geben. Damals aber erhielt er sie noch und benutzte sie, um einer Einladung des ihm innig befreundeten Ge-neral-Fcldmarschalls von Manteuffel nach seinem Landgute Topper Folge zu leisten. Er nahm zum Erstaunen der Wirthschafterin, die das noch niemals erlebt zu haben behauptete, keine Bücher mit, sondern wollte nur seiner Er holung und dem vertrauten Gedankenaustausch mit seinem Freunde leben. Aber Frau Loppc — so heißt die brave und beispiellos aufopfernde Wirth-schafterin, die den alten Herrn mit rührender Sorge pflegte — hatte doch richtig vorausgesehen: er blieb seinem Vorsatze nicht treu. Wie hätte es auch ein Mann von so rastloser Arbcitsliebe 14 Tage lang ohne Arbeit aushalten sollen? Als er zurückkehrte, hatte er mehrere Ueberraschungen für mich bereit.

wie er sich ausdrückte. Einmal eine äußerliche; er hatte sich während seines Aufenthalts in Topper seineu Bart wachsen lassen. Dadurch hatte denn sein geistvolles Gesicht einen ganz andern, aber nicht minder ehrwürdigen Ausdruck erhalten. Aber der Unterschied war groß: man braucht nur die früheren Bilder, namentlich die prächtige Marmorbüste, mit den Photographien aus den letzten Lebensjahren zu vergleichen, um den Unterschied zu empfinden. Er hatte in der That Necht, wenn er mir bei seinem Wiedereintritt in sein Arbeitszimmer zurief: „Nun, Sie werden mich kaum wieder erkennen; ich habe mir meinen Bart wachsen lassen."

Wichtiger und größer aber waren die beiden andern Ueberrnschungen, die er uns bereitete. Als er an seiner gewohnten Stelle mir gegenüber Platz genommen hatte, holte er ein umfangreiches, von einer mir unbekannten Hand geschriebenes Manuscript heraus und sagte: „Hier habe ich eine Biographie Friedrichs des Großen, die ich einem schreibkundigen Menschen in Topper in die Feder dictirt habe." Und so war es in der That; ohne irgend ein Buch bei sich zu haben, hatte er die ganze Biographie Friedrichs des Großen, im Wesentlichen bis auf Aenderungen im Einzelnen so, wie sie nachher in der „Allgemeinen deutschen Biographie" erschienen ist, einem fremden, mit den Gesehen der Orthographie nicht eben sehr vertrauten Manne in die Feder dictirt. Sie war so recht aus dem Vollen seiner umfassenden, aus den früheren Studien über die Fridericimiische Epoche erwachsenen Kenntnis; geschöpft und machte in dieser Form einen ungemein frischen, ursprünglichen Eindruck. Nur die literarische Note und einige weitere Zusätze hat er dann noch hin zugefügt, natürlich abgesehen von den stilistischen Verbesserungen im Einzelnen, die er mit gewohnter Sorgfalt nnd mit einer wunderbar objectiven Kritik der eigenen Schöpfung daran vorgenommen hat.

War ich schon durch diese geniale Leistung in das höchste Staunen versetzt, so schlug mir förmlich mein Herz höher, als er mir im Anschluß daran mittheilte, er habe in Topper beschlossen, eine „Weltgeschichte" zu schreiben; er wünsche aber, daß dieser Plan einstweilen noch geheim gehalten werde. Offenbar wollte er später die literarische Welt mit der Ausführung ebenso überraschen, wie mich jetzt mit der Mittheilung des Planes. Man ermißt leicht, von welcher freudigen Bewunderung über den greisen Forscher ich damals ergriffen wurde; denn darüber konnte doch von vornherein kaum ein Zweifel sein, daß, wenn es dem hochbejahrten Manne noch gelingen sollte, den großen Plan, wenn auch nur als Bruchstück, zur Ausführung zu bringen, das so entstehende Wert zu dem Tiefsten uud einheitlich Durchdachtesten gehören werde», was bisher jemals über das Problem der Universalgeschichte geschrieben worden war. Anfangs nahm ich an, daß Ranke mehr eine Art Philosophie der Geschichte in kurzer gedrungener Form im Auge habe, da doch nur für eine folche die Aussicht, sie zu vollenden, vorzuliegen schien. Auch wußte ich, daß sich unter feinen Papieren ein kurzer Entwurf einer Universalgeschichte befinde, der ihm dereinst als Grundlage zu den Vorlesungen gedient hatte,

die ei in Tegernsee dem Könige Max von Bayern gehalten hatte. Die wenigen Einblicke, die mir in diese grandiose Skizze einer Idee der Universalgeschichte verstattet worden waren, hatten mich mit höchster Bewunderung erfüllt, und so glaubte ich denn, er beabsichtige im Wesentlichen eine Ausführung jener Skizze, eine kurze Darlegung seiner leitenden Ideen über das Ganze der EntWickelung der Menschheit ohne jedes Eingehen in das Detail der Forschung. Aber sehr bald wurde ich darüber belehrt, daß der über Achtzigjährige nichts Geringeres beabsichtige, als eine ,.Weltgeschichte" im umfassendsten Sinne des Wortes, nicht blos eine Darlegung der universalen Ereignisse, sondern eine erschöpfende Darstellung auf Grund eingehendsten eigenen Studiums siimmtlicher Quellen. Wohl wurde gleichsam als Einleitung jener kurze Entwurf — es war ein mäßig großes, sauber geschriebenes Quartheft in blauer Pappe, welches sich zweifellos noch in seinem Nachlasse vorfinden wird — noch einmal vorgenommen, unmittelbar darauf aber ging er an die umfassendsten Detailstudien in den Quellen zur Geschichte des Alterthums. Ich habe ihn damals nach der Lectüre jenes Entwurfs, der mich in seiner großartigen Einfachheit und gedrungenen Kürze mit Begeisterung erfüllte und mir zu dem Besten zu gehören schien, was in übersichtlicher Form über den großen Gang der Weltgeschichte gesagt werden könne, gebeten, zunächst diesen Entwurf selbst, so wie er da war, drucken zu lassen: denn ich tonnte mich einer gewissen Verzagtheit nicht erwehren, wenn ich daran dachte, wie es möglich werden solle, in dieser umfassenden Weise, wie er die Sache jetzt angriff, auch nur einen kleinen Theil des Planes zur Ausführung zu bringen. Daß es ihm noch vergönnt sein werde, fast ein volles Jahrzehnt in voller Rüstigkeit an diesen« Riesenwerke zu arbeiten, wagte ich damals nicht zu hoffen. Aber mir selbst war es dann noch beschicken, das Werk unter meiner bescheidenen Mitarbeit bis zur Zeit Constcmtins des Großen Uoranschreiten zu sehen und mit immer steigender Bewunderung die geniale Sicherheit zu beobachten, mit welcher er den ungeheuren Stoff in verhältnißmäßig außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen verstand.

Das Wert selbst, dessen sechs bisher erschienene Bände (der siebente befindet sich, im Manuskript fertiggestellt, in seinem Nachlasse) in Aller Händen sind, legt das glänzendste Zeugniß dafür ab, mit welcher Gründlichkeit die Studien dafür von ihm betrieben wurden, wie er sich nicht mit der allein schon gewaltigen Aufgabe begnügte, seine Darstellung voll und ganz auf dem Standpunkt der neuesten Spccialforschungen zu halten, sondern, darüber hinausgehend, selbstthätig theilnahm an der weiteren Förderung dieser Detailuntersuchungen, wie er aber daneben oder vielmehr darüber und vor Allem den großen Zusammenhang der Wcltereignisse zu verstehen und verständlich zu machen bestiebt war. Diese großen Ideen, welchen er Ausdruck zu geben rang, in steter persönlicher Berührung mit ihm gleichsam in seinem Geiste erstehen zu sehen, das war für mich ein wissenschaftlicher Gewinn, wie er größer kaum gedacht werden kann. Hier offenbarte fich so glänzend wie nie

zuvor seine großartige Begabung, bei liebevollster Versenkung in das quellen-
tritische Detail der Untersuchung doch immer und unausgesetzt den Blick auf
den inneren Zusammenhang der großen Culturentwickelung gerichtet zu halten
und nach den umfassendsten Studien über die einzelnen Ereignisse dann doch
nur immer diejenigen Momente hervorzuheben, welche für den universalen
Fortgang von erheblicher Bedeutung waren. Nach beiden Richtungen hin ent-
wickelte sich damals dieser gewaltigen Aufgabe gegenüber sein Genius zu
seinen glänzendsten Manifestationen. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß
er. nachdem ich ihm Stunden lang große Partieen aus griechischen und
römischen Quellen vorgelesen hatte, unmittelbar im Anschluß daran eine
quellenkritische Entdeckung über den inneren Zusammenhang der Ueberlieferungen
machte, zu der, wie sich dann später herausstellte, ein anderer Forscher ein
ganzes dickes Buch gebraucht hatte. Nicht ohne Staunen bemerkte ich dann,
wie ihm von der ganzen Menge vorgelesener Quellenstellen die einzelnen ent-
scheidenden Wendungen so im Gedächtniß geblieben waren, daß er sie in der
fremden Sprache fast wörtlich zu citircn vermochte und dann kritische Vergleiche
zwischen ihnen anstellte, bei denen es auf einzelne kleine Redewendungen an-
kam. Tiefe qnellenkritischen Bemerkungen mit den Quellenauszügen selbst
wurden dann in besonderen großen Foliobüchern zusammengestellt, die er als
uX«l (Wälder) bezeichnete; sie enthielten den Rohstoff, aus dem er dann
die kunstvolle Darstellung gestaltete. Mehrere dieser scharfsinnigen kritischen
Untersuchungen hat er dann in den Änciletten der „Weltgeschichte" mitgetheilt;
eine ganze Fülle derselben aber blieb in jenen uX«l vergraben, deren Studium
eine unerschöpfliche Fundgrube tiefer Gedanken und feiner Beobachtungen vor
dem Leser enthüllen würde.

Mit freudigem Dank blickte er bei diesen Studien aus den klassischen
Autoren auf die Zeit seiner Ausbildung in Schulpforta zurück, der er die
gründliche und tüchtige Grundlage seiner klassischen Bildung verdankte, welche
ihm auch jetzt, nachdem er Jahrzehnte lang ausschließlich den Studien aus
der neueren Geschichte gewidmet gewesen war, nicht versagte. Mit größter
Leichtigkeit und nie versagendem Scharfsinn analysirte er die klassischen
Autoren in Bezug auf Herkunft und Entstehungsart ihrer einzelnen
Nachrichten.

In hohem Maße erleichtert wurden ihm diese Studien dadurch, daß
die bei weitem meisten der Bücher, deren er bedurfte, in seiner eigenen reich-
haltigen Bibliothek vorhanden waren. So besaß er vor Allem fast alle
griechischen und römischen Historiker in vortrefflichen Ausgaben. Auf der
anderen Seite aber trat dann hie und da wieder als sehr störendes Hemmniß
die in der Bibliothek herrschende Unordnung hervor, deren ich hier noch mit
einigen Worten gedenken möchte.

Ich habe schon erwähnt, daß jeder meiner Vorgänger den Versuch ge-
macht hatte, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen; ja die Ordnung
der Bibliothek wurde jedem von ihnen, so auch mir, bei der Anstellung als

eine der Aufgaben bezeichnet, deren Lösung ihm obliege. Auch existirte aus früherer Zeit ein sachlicher Katalog in einem großen Foliobande, doch entsprach derselbe weder dem damaligen Bestände der Bibliothek, der sich seit der Anlage jenes Katalogs um das Zehnfache vermehrt hatte, noch deren Ausstellung, so daß er für eine Neuordnung so gut wie gar nicht verwendbar war. Nie meine Vorgänger, so faßte auch ich anfangs diese Neuordnung sehr ernst auf und arbeitete am Nachmittag, während Nanke spazieren ging, fast täglich mehrere Stunden in der Bibliothek. Und zwar machte ich zunächst nur einen Versuch, die größten Ungeheuerlichkeiten der Ausstellung zu heben. Nicht selten kam es vor, daß der erste Band eines Wertes im Zimmer H, der zweite im Zimmer <^ oder I) stand; in der Reihenfolge, wie sie angeschafft waren, waren sie oft auch aufgestellt worden. Ich begann also damit, die zerstreuten Bände größerer Werte mit einander zu vereinigen. Las ließ Rante noch gelten und belobte mich fogar wegen meines Eifers. Nunmehr beschloß ich, wenigstens die Abtheilung, welche zunächst für die weltgeschichtlichen Studien gebraucht wurde, klassische Philologie und alte Geschichte, systematisch zu ordnen. Aber da zeigte sich denn bald, woran die Versuche meiner Vorgänger gescheitert waren. Als Rante eines Tages vom Spaziergange zurückkehrte und bemerkte, wie ich grundsätzliche Aenderungen in der Ausstellung, die bei einer Ordnung ehen unvermeidlich waren, vornahm, rief er lebhaft nnd beinahe entrüstet aus: „Nein, hören Sie, lieber Herr Doctor, das geht nicht an, Sie nehmen mir ja die Bücher aus den Gefachen heraus, in denen sie bisher standen; dann lann ich ja, wenn Sie einmal fortgehen, gar nichts mehr finden." Er war eben an die Unordnung der Bücher so gewöhnt, daß er sich mit seinem großen Gedächtniß doch einigermaßen in derselben zurecht fand; er wußte bei den meisten Büchern wenigstens ungefähr, wo sie standen. Er erklärte mir in Folge dessen, daß jedes Buch in dem Gefache, in welchem es einmal stehe, verbleiben müsse; nur innerhalb der Gefache dürfe geordnet werden. Daß auf diese Weise eine Ordnung einer völlig ungeordneten Bibliothek nicht möglich sei, war mir leinen Augenblick zweifelhaft, und so gab ich meine unter diesen Umständen vergeblichen Versuche auf: es blieb Alles beim Alten. Das hatte dann aber natürlich eine Erhöhung der Schwierigkeiten, welche an sich schon mit der gemeinsamen Arbeit verbunden waren, zur Folge. In der Regel war ein Buch, wenn es gebraucht wurde, nicht zu finden. Ich bekam meist einen förmlichen Schreck, wenn mich Ranke während der Arbeit ersuchte, dieses oder jenes Buch zu holen. Tenn ich wußte, daß er in der Ungeduld, die Arbeit fortzusehen, mir selten länger als zwei oder drei Minuten zu suchen Zeit ließ; dann kam er hinter mir her und brach in Klagen aus, daß er durch so lange Unterbrechungen ganz den Zusammenhang seiner Gedanken verliere- das gehe nicht an, wir müßten das Buch ein ander Mal suchen :c. Seine Klage, die er manchmal vernehmen ließ, es müsse Wohl ein Kobold in seinem Hause sein, der ihm gerade die Bücher, dir er brauche, stets verwerfe, schien

etwas Berechtigtes zu habe«! denn wenn z.B. von einer Zeitschrift, nun der ION Hefte existirten. irgend ein Heft gebraucht wurde, so konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß 99 Hefte da waren, und nur das fehlte, welches gebraucht wurde. Natürlich erschien ihm das dann unerklärlich. Die Sache war aber sehr einfach. Er hatte das betreffende Heft, in welchem irgend ein für ihn wichtiger Aufsatz enthalten war, schon vorher selbst herausgesucht, sich vom Diener oder sonst einem zufällig Anwesenden etwas daraus vorlesen lassen und es dann verlegt. Nach mehreren Tagen fand es sich dann zufällig an irgend einer Stelle, wo man es nimmer vermuthen tonnte.

Diese und ähnliche kleine Schwierigkeiten veranlaßten ihn natürlich zuweilen zu den lebhaftesten und scheinbar verzweifelten Klagen, die etwas sehr Peinliches für mich gehabt hätten, wenn ich nicht gewußt hatte, daß sie sich naturgemäß bei allen Assistenten wiederholt hatten. Es tum ihm dann eben nur klar zum Bewußtsein, ein wie großes Hemmniß für ihn darin liege, mit fremder Hülfe arbeiten zu müssen. „O, ich armer Schelm," rief er dann wohl einmal aus, „wenn ich auf einen ganz hohen Berg steige, kann ich mein Unglück nicht übersehen." Aehnliche Aeußerungen der Klage über sein Geschick wiederholten sich so oft, daß ich anfangs glaubte, sie seien dadurch veranlaßt, daß er sveciell mit meinen Leistungen unzufrieden sei. Ich konnte nicht umhin, ihm dieses Bedenken einmal offen zu äußern; da beruhigte er mich aber mit Worten warmer Anerkennung meiner schwachen Verdienste, welche mich ebenso überraschten als erfreuten. Seine Klagen gälten, so sagte er dann, nicht meinen Leistungen, sondern seinem Geschick, durch welches seiner Arbeit naturgemäß manche Schwierigkeiten erwüchsen. Auch waren diese Klagen, wie ich dann bald merkte, keineswegs so ernst gemeint, als sie lebhaft geäußert wurden; sie waren ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden; er jammerte und Nagte manchmal vor sich hin, ohne es selbst zu wissen, so z. B. regelmäßig des Morgens, ehe er mit der Arbeit begann.

Diese oft unarticulirten Klagelaute, welche mich Anfangs sehr beunruhigten, bezogen sich zum großen Theil auch auf feinen körperlichen Zustand, der in den letzten Jahren viel zu wünschen übrig ließ. Namentlich litt er seit lange an einem außerordentlich schmerzhaften inneren Leiden (Blasenleiden), und es war geradezu erhebend anzusehen, wie sein energischer Geist dieser Schmerzen des Körpers Herr zu weiden suchte und Herr wurde. Bevor er an die Arbeit ging, wenn er in das Arbeitszimmer eintrat, merkte man ihm wohl an, daß er litt; wie gesagt, er stöhnte und klagte dann oft, daß ich ganz ängstlich wurde. Dann konnte man aber förmlich sichtbar wahrnehmen, wie er mit einem energischen Ruck den schwachen Körper bewältigte. Er schloß dann wohl seine Klagelaute mit den energisch gesprochenen Worten: „Aber nun müssen wir diese Leiden vergessen und uns ganz der Muse widmen!" Und dann gehorchte der schwache Körper widerstandslos dem starken Geiste. Ununterbrochen und ohne jede Aeußerung eines Schmerzes

wurde die Arbeit Stunden lang gefördert; und erst, wenn das letzte Wort des Dictats Veitlungen war, forderte die Natur wieder ihr Recht; der von einer grandiosen Energie zusammengehaltene Körper klappte förmlich sichtbar zusammen, wie eine zu straff gespannte Feder. Immer und immer wieder hat mich diese staunenswerthe Willenskraft zur größten Bewunderung hingerissen. Ohne sie wäre die beispiellose Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens, die fast bis an den Rand des Grabes fortdauerte, unmöglich gewesen.

Und bei allen diesen kleinen Nöthen des Leibes, welche unvergleichliche Munterkeit und Heiterkeit der Seele hat er sich allezeit bewahrt. Wie brachte er allen den großen und kleinen Interessen des Tages Sinn und Verftändniß entgegen, wie lebhaft nahm er persönlichen Antheil an dem Ergehen Derer, für welche er einmal ein näheres Interesse gefaßt hatte! Mitten in der Fülle der Studien, welche sich auf die höchsten Probleme menschlicher Erkenntnis; bezogen, hat er sich allezeit ein warmes Herz für seine Mitmenschen und vor Allem für das, was seine nächste Umgebung anging, bewahrt. Wie tonnte er doch im Kreise seiner Kinder und Enkel so echt menschlich fröhlich und mittheilsam sein, wie nahm er doch so warmen Antheil an Allem, auch dem Kleinsten, was sie und seine sonstige Umgebung betraf. Und welche Fülle von Gemüth legte er oft in den Briefen an den Tag, die er an seine Familienmitglieder oder an seine vertrauten Freunde schrieb. Trotz aller der kleinen Schwächen und Wunderlichkeiten, welche auch diesem großen Mann natürlich anhafteten, mußte man bei längerem Verkehr mit ihm den Menschen ebenso lieben lernen, wie man den Forscher bewundert. Mit dankbarer Freude und inniger Rührung werde auch ich stets des warmen Antheils, den er mir auch, nachdem ich von ihm geschieden war, bewahrte, und der zahlreichen Beweise seines mich beglückenden väterlichen Wohlwollens, welche er mir gegeben hat, gedenken. Gleich mir aber werden alle jüngeren Nachstrebenden, denen er als Forscher wie als Mensch ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, sein Andenken in Ehren halten. Was er der Wissenschaft gewesen ist, das voll und ganz zu verstehen, ist Jedem die Möglichkeit geboten, der den epochemachenden Leistungen seines Genius Sinn und Verftändniß entgegenbringt. Aber nicht blos seine literarischen Leistungen, sondern auch seine anregenden persönlichen Einwirkungen auf die jüngeren Studiengenossen, die ihm in irgend einer Weise nahe getreten sind, sichern seinem Namen und Wirken die Unsterblichkeit, welche nur den Besten der Nation beschieden ist. Wenn dereinst die Muse der Geschichte die geistige Bewegung unseres Jahrhunderts zu schildern unternehmen wird, dann nnrd unter Tencn, welche dem wissenschaftlichen Leben unserer Zeit Antrieb und charakteristisches Gepräge verliehen haben, der Name Ranke stets unter den Ersten genannt weiden. Und je mehr man sich in die reichen und mannigfaltigen Schöpfungen seines unvergleichlich tiefen und vielseitigen Geistes versenken wird, um so mehr wird zur allgemeinen und tlaren Ueberzeugung

der Völker werden, was in den Kreisen seiner Fachgenossen schon längst eine unbestrittene Wahrheit ist: daß Ranke nicht nur der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, sondern einer der tiefsten historischen Denker aller Zeiten gewesen ist.*)

') Nach der Drucklegung des vorstehenden Aufsatzes ging mir durch die große Freundlichkeit des Sohnes des Verstorbenen, des Herrn Pastors Otto von Ranke in Potsdam, eine von diesem verfaßte und als Manuskript gedruckte Broschüre: „Zu Leopold von Ranke's Heimgang" zu, in welcher vor Allem höchst dankenswerthe und in ihrer Schlichtheit ergreifende Schilderungen der letzten Lebenstage Ranke's gegeben werden. Hier ist auch von dem oben (S. 206) erwähnten Vorfalle die Rede, welcher im Wesentlichen ebenso dargestellt wird, wie er mir von Herrn Professor Ernst Ranke geschildert worden ist. Außerdem enthält jene kleine Broschüre die Ansprache, welche der Sohn am Sarge des Vaters gehalten hat, und die Grabrede des Hofpredigcrs Dr. Ko'gel, endlich als Anhang die Neileidschreiben der Mitglieder des kaiserlichen und anderer regierender Häuser, sowie des Fürsten Nismarck.

Die letzten weetzow.
Line märkische Studie
» von
Philipp zu Eulenuurss.
— München. —

M Ihr Herr Ontel ein umgänglicher Mann?" fragte der Doctor, und sein forschender Blick heftete sich plötzlich mit einen« gewissen Interesse auf den Baron. „Ich beabsichtige morgen früh nach Weetzow zu fahren."

Es war ein merkwürdiger Gegensatz, das unbedeutende, fleischige Gesicht des jungen Offiziers mit dem schwachen, weihblonden Schnurrbärtchen, und der große, knochige Kopf des jungen Arztes mit dem wuchernden schwarzen Barte.

Der Baron streckte sich behaglich auf dem grünen Sammetsopha des Restaurationslocales, während der Kellner eine neue Flasche Deidesheimer zwischen den einwärtsgebogenen Knien entkorkte.

„Mein Onkel," erwiderte er, „soll sehr liebenswürdig sein, wie man sagt. Ich bin niemals zu dieser Erkenntnis; gekommen! Ein alter Mann, der klapperdürr ist, sein faltiges Gesicht glatt rasirt, den ganzen Kopf voll fliegender, graublonder Locken hat, dazu grüne oder,braune Tuchröcke in dem unvergleichlichen Schnitt der dreißiger Jahre trägt, mag liebenswürdig sein oder nicht — ich komme über sein Aeußeres nicht hinaus! Wenn er außerdem gelegentlich Voltaire anführt oder ein paar lateinische Verse recitirt, die man nicht versteht, so ist das kein Vergnügen!"

„Sie machen mich neugierig," sagte der Doctor, der sich während dieser Schilderung sein Pince-nez auf die breite Nase geklemmt hatte.

„Uebrigens finden Sie auch meinen Vetter in Weetzow," fuhr der Baron fort.

„So, das wundert mich! — da die Gesellschaftsdame mich aufforderte zu kommen und nicht Ihr Vetter."

Die letzten weetzow. 22?
„Darauf können Sie lange warten! — Briefe schreiben und andere alltägliche Beschäftigungen sind nicht seine Sache. Er könnte flott leben, sich sechs Pferde halten, Diners geben — das Geld hat er dazu! Aber keine Spur! Er läuft allein im Walde herum und füll sogar malen!"
„Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Vetter ein schlechter Soldat ist?"
„Nicht das gerade. Er ist ein Soldat ohne Passion. Denn an Schneid fehlt es ihm nicht. Er gewann sogar im vorigen Sommer ein Rennen gegen ganz ansehnliche Gegner. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er lachte unaufhörlich und fand die ganze Sache ‚komisch^! Damit verdarb er sich tvieder den Vortheil, der ihm aus der Situation erwachsen war. Wie kann ein Cavallerie-Offizier ‚komisch^ finden, ein Nennen zu gewinnen? Sagen Sie selbst? Solche Dinge sind eben nicht tomisch — die sind verflucht ernst."
Der Baron schenkte sich ärgerlich sein Glas voll, wahrend der Doctor sich erhob.
„Es wird Zeit," sagte er, „ich habe einen Brief zu schreiben und fahre morgen früh um sechs Uhr nach Weetzow. Auf Ihr Wohl!" Er leerte sein Glas. „Soll ich Ihren Herrn Onkel grüßen?"
„Natürlich! — mit dem gehörigen Nespect — auch den träumerischen Vetter und Fräulein Nutenberg mit ihrer — wie schrieb sie Ihnen doch?"
„Verfinsterte Weltlage."
„Ja wohl! — ausgezeichnet! — Adien Doctor!"
Das Herrenhaus in Weetzow lag etwas abseits von dem stattlichen, in massiven Gebäuden aufgeführten Wirthschaftshofe. Sein doppeltes hohes Ziegeldach blickte behaglich durch die Gipfel der alten Linden des Gartens. Zwei grade Alleen, die im rechten Winkel zu dem Hause dem nahen Walde entgegenführten, die beiden Teiche in regelmäßiger Form und dir beschnittenen, hohen Buchenhecken, so angelegt, daß sie einen freien Ausblick von der großen Thür des Hauses gestatteten, trugen den Charakter jener gradlinigen Zeit, die dem Nococo voraus ging. Der Garten war ordentlich, aber ohne Luxus gehalten. Der mißglückte Versuch eines Teppichbeetes vor der Thür sprach von gewissen Bemühungen des Gärtners. An dem Hause entlang standen einige Orangenbäume in grünen, defecten Holztiibel». Augenscheinlich fehlte die sorgende Aufsicht der Herrschaft, aber der alte, pflichttreue Gärtner hielt Alles im Stand, ließ tüchtig das Untraut aus den Wegen zupfen und mähte auch bisweilen das Gras; nicht zu oft, denn er hatte zwei Kühe in seinem Stall, denen die langen Grashalme besser schmeckten als die kurzen.
Fräulein Nutenberg war schon mehrmals durch die große Hausthiir hinaus auf den Weg getreten. Es war ein schöner Iunimorgen und sie athmete systematisch die gute Luft tief ein. Aber weder dieses systematische Athmen, noch die sehr specielle Besichtigung des mißglückten Teppichbeetes war der Zweck ihres Gartenbesuches. Sie wartete in Ungeduld auf deu Arzt. Ter alte Baron war nicht kränker geworden, aber der Doctor

mußte jetzt kommen. Die gute Rutenberg war eine pünktliche Person und im Hause ging Alles nach der Minute — bis auf den alten Naron, der niemals rechtzeitig zu den Mahlzeiten erschien. Welche Qualen der Ungeduld litt die Arme darum! Ihre Leberaffectionen hingen entschieden mit dieser Unpünttlichkeit des Barons zusammen. Darüber war sie sich völlig klar. Mit dieser Unpünttlichkeit, die bisweilen die Eintheilung des ganzes Tages in die größte Verwirrung brachte! Und doch, wie verehrte sie ihn grenzenlos, diesen ritterlichen alten Herrn mit seinen vielen zarten Rücksichten. Es war der große Kampf zwischen Leber und Herz, der in ihr wogte!

Endlich hörte Fräulein Nutenberg das Rollen des herrschaftlichen Wagens auf dem Pflaster draußen im Hof. Dann einen Peitschenknall, und die beiden alten dicken Schwarzbraunen bogen steif und eifrig zwischen den Thorpfeilern in den Garten ein. Vor der Hausthür zischte der alte Friedrich auf dem Bock des altmodischen Wagens in irgend einem Winkel seines zahnlosen Mundes einen besonderen Laut und die dicken Vraunen standen prustend still. Wie eine alte gelbe Ledcrpuppe saß Friedrich auf dem Bock in feinem sandfarbenen Rock und mit dem unglaublich hohen Cylinderhut auf dem Kopf.

Ter Doctor sprang aus dem Wagen und begrüßte höflich das Fräulein.

„Ich habe die Ehre, Fräulein Nutenberg zu sprechen?" sagte er verbindlich.

„Jawohl. Ich bat sie gestern schriftlich um Ihren Besuch, treten Sie näher, Herr Doctor — bitte geradaus — dort ist das Eßzimmer. Ich habe etwas Frühstück Herrichten lassen — nach der langen Fahrt, die beiden Herren sind im Garten, sie kommen gleich."

„So scheint der alte Herr nicht ernstlich leidend zu sein," sagte der Doctor, neben Fräulein Rutcnberg durch das weiß getünchte große Vestibül schreitend, an dessen Wänden einige alte Oelbilder hingen, Weetzows mit gepuderten Haaren in dunkelbraunen Sammetröcken. Einige weiß angestrichene Rohrstühle, mit krummen Rococobeinc», standen ganz verloren einsam herum. Sonst war nichts in dem kahlen Raum zu sehen.

Als der Doctor an dem Tisch des Eßzimmers Platz nahm, auf dem eine Fülle von ländlichen Genüssen seiner harrte, blieb sein forschender Blick auf einer Leberwurst haften und es fetzte ihn in eine gewisse kleine Verlegenheit, daß ein Diener mit einer wunderbaren Haarlocke auf der Stirn, der in Gesellschaft eines uralten, ganz mageren Kammerdieners, der eine fuchsblonde Perrücke trug, ihm sofort gerade von dieser Leberwurst präsentirte.

Fräulein Rutenberg hatte mit ihm an dem Tische Platz genommen, jedoch ohne zu essen. Sie blickte unruhig zum Fenster nach dem Garten hinaus.

„Dort kommen die Herren," sagte sie, „recht langsam! Es ist das erste Mal, daß sich der alte Herr auf den Arm des Baron Gerd stützen mutz. Ja, diese schlaflosen Nächte! — es ist schrecklich. Wie soll das nur enden? Er wird jeden Tag körperlich schwächer nnd geistig erregter. Das hält schon ein Jüngerer nicht aus!"

„Ist diese Schlaflosigkeit durch ei» besonderes Ereigniß hervorgerufen?" fragte der Doctor. Er nahm wieder von der vortrefflichen Leberwurst und dachte einen Augenblick an die „verfinsterte Weltlage", von der das Fräulein ihm schrieb.
Fräulein Rutenberg sah anders aus, als er sie sich gedacht hatte. Eigentlich ganz vernünftig in ihrem einfachen grauen Kleide mit dem weißen Krügelchen und dem glatten braunen Scheitel.
Das bescheidene Aeußere stand in einem psychologischen Zusammenhange mit ihrer inneren Verfassung. Die mit den Jahren schwindende Liebesbedürftigkeit zieht sich gern und ohne besondere Schwierigkeiten die kleidsame Tracht der Entsagung an. Doch nicht ohne daß der Entsagende viel von „schweren inneren Kämpfen" spricht.
Auch Fräulein Nutenberg hatte längst der Liebe entsagt und viel von inneren Kämpfen gesprochen. Eine in dem Verhtiltniß dieser Abnahme stetig wachsende Freude an der Nahrung entschädigt bis zu einem gewissen Grade für die Flucht der freundlichen Liebesgötter. So ließ auch Fräulein Nutenberg in ihrer zunehmenden Freude an der Nahrung der Küche den Vorräthen und dem Qbfte doppeltes Interesse angedeihen. Darum aß man nirgends besser als bei dem alten Baron. Nirgends waren Früchte besser eingekocht, nirgends gab es solche Bierkarpfen, nirgends solche Leberwurst.
Fräulein Nutenberg war auf die Frage des Doctors nach dem Grunde der Schlaflosigkeit in ein überlegendes Nachdenken versunken. Jetzt machte sie ein ihr eigenthümliches „bedeutendes" Gesicht. „Die französische Politik regt den alten Herrn ganz entsetzlich auf," sagte sie, „ich weiß nicht, was ihn anders so beunruhigen könnte. Er glaubt an Krieg. Ich theile nicht diese Ansicht," fuhr sie fort, sich plötzlich lebhaft zu dem Doctor wendend, „obgleich ich an der Leber leide."
Der Doctor durfte in seiner Eigenschaft als Arzt diese Klage des Fräuleins nicht überhören.
„Sie leiden an der Leber?" fragte er mit geheucheltem Interesse.
„Leider sehr! Ich möchte Sie später auch um Ihren gütigen Nath bitten."
Fräulein Nutenberg drückte bei diesen Worten beide Hände ausgebreitet auf die linke Seite ihres Magens. Plötzlich blickte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit hinaus, während sich ihr Hals zu verlängern schien. „Da kommen die Herren," sagte sie, sich erhebend, und ging durch die nach dem Vestibül geöffnete Thür hinaus.
„Ja, das ist eine schlimme Geschichte mit dem Herrn Baron," sagte der Diener mit der Haarlocke, „kein Schlaf, kein Schlaf!" Der alte Kammerdiener, der an dem Büffet Nothwein in eine Glaskanne füllte, schnalzte dazu besorglich mit der Zunge.
„Nun, wir wollen schon sehen," sagte der Doctor, Fräulein Nutenberg nachgehend.

Vor der Thür langten eben die beiden Herren an. Ter Alte stützte sich auf den Arm des Sohnes. Wie merkwürdig sahen die Neiden aus! Die Schilderung des Herrn Vetters gestern Abend war nicht unrichtig. aber er hatte nicht gesagt, wie schön dieser schlanke junge Mann mit den blonden, kurzen Locken war und welche Augen der eigenthümliche Alte hatte! Der Doctor mit seinem forschenden Blicke war ganz befangen in dem merkwürdigen Lichte dieser großen blauen Falkenaugcn. Das war ihm noch niemals be-gegnet! Wie dumm dieser Vetter war, das; er von diesen Äugen nichts er zählte.

„Willkommen, Herr Doctor," sagte der Alte, den breitträmpigcn, grau-gelben Filzhut lüftend. „Es war nicht meine Schuld, daß Sie de» weiten Weg machen mußten." Er lächelte dazu. „Ich hoffe, Sie haben ein Glas Wein getrunken, wir hatten uns im Garten verspätet, mein Sohn und ich. Was bringen Sie Neues? Der Krieg ist nicht erklärt?" Der Alte hatte den Arm des Sohnes losgelassen und stützte sich, die schmale, magere Hand um den Griff spannend, auf den Nohrstock.

„Nichts, Herr Varon. Die Stimmung in Frankreich ist eine sehr erregte. Die Erregung ist sogar im Wachsen. Doch das sind Nachrichten, die Sie ver-muthlich aus den Zeituua.cn so gut hier wissen, als wir in Berlin."

„Die Erregung ist im Wachsen," sagte der Alte nachdenklich und ließ einen Augenblick die großen Augen forschend auf dem Doctor ruheu. Dann wendete er sich zu seiuem Sohne. „Also Du richtest an Krüger aus, was wir eben bespräche»." Dann fuhr er zu dem Doctor gewendet verbindlich fort: „Ich vergaß die Herren bekannt zu machen! Mein Sohn . . /

Gerd verbeugte sich leicht und lächelte dabei. Er lüftete auch deu grüne» Ingdhut und der Doctor bemerkte eine ganze Fülle blonder Locken. Wie muß der Alte deu Jungen lieben! Der Mensch hat einen eigenartigen Zauber, wie ein junger Gothenhäuptling sieht er aus!

Gerd bemerkte den Blick des Doctors. Dieser abwägende Blick, diese Verstandesspeculatiou stieß ihn ab. Er wußte freilich selbst nicht, weshalb ihn dieser Blick unsympathisch berührte. Instinctmäßig aber empfand auch der Doctor das Aufflackern jener Opposition. Einnehmend? Nein, einnehmend ist er doch eigentlich nicht, dachte er. Hübsch, ja! Vielleicht sogar schön, dieser freche Gothenhäuptling!

„Wollen Sie mich begleiten, Herr Doctor," fragte jetzt der Alte. „Wir gehen in den Garten."

Gerd blickte den Alten besorgt an. „Nicht zu weit, Vater," sagte er. „ich bitte Dich."

„Ich werde mir erlauben, den Herrn Baron zu überwachen," sagte lächelnd der Doctor, und Gerd stieg die Röthe auf die Stirn.

Der alte Herr bemerkte den innerlichen Vorgang. Er hätte wollen die Hand Gerds fassen! Wie ihn diese Empfindlichkeit des Sohnes dem fremden Elemente gegenüber so unmittelbar wohlthucnd berührte! „Wir gehen zu dem

Teiche, Gerd," sagte der Alte, sich wendend. Ter junge Mann schritt eilig auf dem Wege zum Hofe fürt, elastisch und leicht. Das fiel dem Toctor wieder auf. Er dachte an seine eigenen großen Füße, er war nicht einmal mit sechszehn Jahren so gegangen.
„Ihnen wird das Gehen schwer, Herr Baron?" begann der Toctor, seine Gedanken auf den Alten übertragend.
„Ich bin müde, das ist nicht wunderbar. Ich bin 70 Jahr alt."
,.Und Sie schlafen nicht?"
..Nein. Das erstaunt die Leute. Sie meinen, ein Jeder müsse schlafen wie diese Tachsnaturen!"
..Auf die Dauer werden Sie die Schlaflosigkeit nicht ertragen können."
„Nein. Sie werden dieselbe aber auch nicht beseitigen können."
Ter Toctor verzog keine Miene bei diesem Angriff.
.Magnetismus dürfte vielleicht eine Wirkung haben," fuhr der Alte fort, „ich weiß nicht, was Sie davon halten?"
Ter Toctor zuckte mit den Achseln, während sich die großen, hellen Augen des sonderbaren Alten starr und ernst auf ihn geheftet hatten.
„Ich habe den Magnetismus nicht den Heilmitteln angereiht, mit denen ich zu arbeiten pflege. Sie weiden das nicht wunderbar finden."
.Las heißt, Tic verhalten sich seiner Heilkraft gegenüber also ablehnend?"
„Das nicht; ich wünsche nur Vernünftiges von Unvernünftigem geschieden zu sehen."
Ter Alte blieb stehen. „Mit anderen Worten- Sie erkennen an, daß der Magnet Eisen anzieht — vielleicht auch ist Ihnen der Begriff thierischer Magnetismus denkbar," sagte er mit leisem Spotte und mit einem Blick, der den Toctor etwas verletzte, „aber etwas complicirtere Aeußerungen des Magnetismus, zum Beispiel die Fähigkeit, die man in Schottland ,»e(nnä »i^nt/ nennt, die Fähigkeit, in den Augen eines Menschen den nahen Tod desselben lesen zu können, verneinen Sie?"
Tiese Fragen sollten gleichgültig erscheinen, und doch war der Alte erregt. Ter Toctor betrachtete ihn mit gespanntcr Aufmerksamkeit. „Ich verneine nicht Alles," sagte er, „ich habe z, B. einen Freund, an dessen Aussagen ich zu zweifeln keine Veranlassung habe. Terselbe ist Arzt wie ich und hat bei ewigen Personen, die an der Morphiumsucht litten, die cigenthümliche Wahrnehmung gemacht, daß dieselben während ihres traumhaften Zustandes die Fähigkeit hatten, Ereignisse zu empfinden und mitzutheilen, die sich ohne jeden erklärlichen Zusammenhang mit ihnen an entfernten Orten abspielten. Wie weit hier der Magnetismus hineinspielt, weiß ich nicht. Denn Morphium scheint das bewegende Element zu sein. Ich muß außerdem hierzu bemerken, daß mein Freund eine sehr blühende Phantasie hat."
Ter Alte schwieg, er schien unangenehm durch die Schlußäußerung des Arztes berührt zu sein.
Tic Beiden waren unterdessen an den Teich gekommen. Ter alte Gärtner

mit einem struppigen grauen Bart und ein weißblonder Gartenbursche waren beschäftigt, Blumentöpfe in ein Beet zu graben. Sie knieten auf dem Rasen. Als der Baron mit dem Doctor langsam vorüber schritt, stand der Gärtner auf, nahm seinen defecten Strohhut ab und schritt mit seinen mageren, alten Beinen auf seinen Herrn zu. Die langen, grauen Haare hingen unordentlich um das gute, freundliche Gesicht, über das sich ein sorgenvoller Zug gebreitet hatte.
„Verzeihen der Herr Baron," sagte er in bescheidenem Tone, .ist wohl schon eine Nachricht gekommen, daß es mit Frankreich losgeht? Die Leute im Dorfe sagen so."
„Nein," erwiderte der alte Herr, „mir ist nichts bekannt. Aber es sieht ernst aus, Müller; in einigen Tagen werden wir die Entscheidung haben. Wißt Ihr, Müller," fuhr der alte Baron fort und faßte sich nachdenklich an die Lippen. „Ihr könnt mit diesem Herrn da nach Verlin fahren, um Euern Gustav noch einmal zu sehen. Mit dem Abmarsch der Truppen geht es nachher schnell. Wann wollen Sie zurückkehren, Herr Doctor? Sie werden wohl nichts dawider haben, daß der Gärtner Müller Sie auf dem Bock des Wagens begleitet. Sein Sohn dient bei den Dragonern."
„Durchaus nichts," sagte der Doctor, „ich gedachte morgen früh abzu-reisen, wenn Sie mir gütigst ein Nachtquartier gestatten. Ich erlaube mir übrigens zu bemerken, daß Sie den Ereignissen vorgreifen, Herr Baron. Der Krieg ist noch nicht erklärt," Der Doctor empfand es peinlich, daß der Alte auf diese Bemerkung nicht einging.
„Ja, Müller," sagte der Alte langsam und nachdenklich, und legte dem alten Diener seine Hand auf die Schulter, „in solchen Tagen wird uns klar, was Pflicht heißt. Pflicht gegen das Vaterland, das uns schützt und das wir nun einmal schuhen sollen. Leichter ist es, zu dem Schwert zu greifen, als den Sohn zu geben — aber, alter Müller, es ist doch schön, daß wir Preußen sind."
Dem giaubärtigen Gärtner traten Thränen in die Augen und durch die hellen Blicke des Alten zog ein so freier, stolzer Glanz, daß es aussah, als rötheten sich die bleichen Wangen dazu. Der Doctor war eigenthümlich bewegt durch dieses Gebahren des alten Herrn, durch den Zug edelster Vaterlandsliebe, der aus seinem Wesen sprach, aber er hatte längst seiner „Sentimentalität" die Existenzberechtigung abgesprochen und war viel zu steptisch, um den Neiz einer leichten Gemüthsbewegung genießen zu können. Wenn es nicht zum Krieg kommt, so ist die Scene nur komisch gewesen, dachte er. Ich constatire hochgradige nervöse Erregung. Ter Alte muß schlafen! — Mit Chloral wird es gehen.
Der Gärtner war dankend zurückgetreten und die beiden Herren schritten wieder neben einander her.
„Uebrigens nehme ich kein Chloral," begann der Alte, als habe er Krieg und Vaterland plötzlich wieder vergessen. Ter Doctor wunderte sich über den Zufall des Fortspinnens seiner eigenen Gedanken durch den alten Herrn!

„Dieses beliebte Mittel hat nicht geholfen, als mir viel harte innere Kämpfe die Nachtruhe verdarben. Es hilft mir heute ebenso wenig."
„So will ich Ihnen eine andere Narkose vorschlagen: versuchen Sie an Frieden zu glauben, Herr Baron. Glaube ist auch ein Betäubungsmittel," fetzte er lächelnd hinzu.
Ter Alte schwieg. Eine Erwiderung hätte die Discussion über einen Gegenstand hervorrufen tonnen, den er im Verkehr mit Naturen von des Toctors Art nicht zu berühren pflegte.
Jetzt aber wurde Gerd sichtbar: er schritt in seinem schwebenden Gange, sich leicht wiegend, die Lindenallee entlang. Ueber die Züge des Alten ging eine flüchtige Nüthe, als er den Sohn erblickte. Hätte der Doctor diese Bewegung gesehen, so würde er etwa die Bemerkung gemacht haben: Der Liebende erblickt die Geliebte, die Nervosität ist eine wachsend hochgradige. Aber der Doctor sah nicht den rührenden Zug väterlichen Glückes, er fand nur, daß der „junge Gothenhciuptling unverschämt leichtfüßig" schritt.
Als Gerd zu den Herren getreten war, nahm der Alte seinen Arm.
Die Unterhaltung drehte sich um wirthschaftliche Dinge. Der vollblütige Oberinspector mit seinen schmutzbespritzten Kniestiefeln erwartete den Baron am Hause. Es war eine Anzahl Lämmer eingegangen. In der Fütterung mußte eine Fehler vorgekommen sein; der Schäfer schwur hoch und theuer, daß es seine Schuld nicht sei. aber der Inspector, der den Schäfer längst „auf dem Zug" hatte, bestand auf Entlassung desselben. Der alte Herr faßte die Sache ziemlich kaltblütig auf. wollte selbst in die Schäferei gehen, verlangte Section durch den Thierarzt, Untersuchung des Futters, kurz, zeigte sich vor dem erstcmnten Doctor so ruhig, als so umsichtiger, klarer Landwirth, daß der Arzt seine Diagnose auf „allgemeine Nervosität mit intermittirenden Fiebererscheinungen" stellte.
Die eigentliche Consultation, die nach dem Mittagessen stattgefunden hatte, lehnte sich wesentlich an diesen letzten Gedanken des Docturs. Pulver wurden verschrieben, die Diät geregelt und jenes tastende Nechselgespräch geführt, das ein sicheres Kennzeichen schwankender Diagnose ist.
Der Abend in dem Zimmer des alten Herrn, wo auf dem runden Tisch die hohe Lampe mit dem großen weißen Schirm stand, gestaltete sich, wie der Doctor fand, gemüthlicher. Das Zimmer trug ein gewisses typisches Gepräge. Ter riesengroße Schreibtisch mit verblichenem grünen Tuch bespannt, die Stühle verschiedenster Form, ja selbst die Bilder an den, mit dunkelgrauen Mustern auf hellgrauen: Grunde in griechischem Stile gemalten Wänden, hatten etwas Persönliches, dem Wesen des alten Herrn Angepaßtes. Weder der Geist der Renaissance noch des Rococo war über ihn gekommen. Er ging mit einer gewissen großartigen Gleichgültigkeit unter dem Chaos von Möbeln aller Zeiten, die das Schloß enthielt, einher. Friedlich sah er eine gradbeinige Mahagony-Kommude neben einem reichgeschnitzten und üppig geschweiften Lehnstuhl stehen, ohne je darüber nachzudenken.

23H Philipp zu Eulenburg in München.
„Was ist eigentlich schön, Vater?" hatte ihn in dem grüßen Salon des ersten Stockwerkes vor Jahren einmal Gerd gefragt, in dem sich ein dunkles Gefühl für Stil zu regen schien. „Der Wald," hatte der Alte gesagt, und nie hatte seit jener Zeit den jungen Mann sein Zimmer und der moderne Luxus beschäftigt.
Bei dem Abendessen war es zur Sprache gekommen, daß der Doctor gern ein gutes Glas Rheinwein tränke, und da hatte der alte schwachköpfige Kammerdiener eine Flasche Nüdesheimer Berg aus dem Keller holen müssen. Diese Flasche, und die grüneu Gläser dazu, waren in das Wohnzimmer des alten Barons mitgenommen worden und «ersetzten den kritischen Doctor wegen ihres „ganz hervorragenden" Inhalts in eine behagliche Stimmung.
Fräulein Rutenberg, die den Doctor in der Dämmerstunde Uor dem Abendessen cunsultirt hatte, hielt ihn nun selbstverständlich für den geschicktesten und geschentestcn Arzt seiner Zeit. Er hatte zu ihrer besonderen Genugthuung eine unbedeutende Lcberanschwellnng constatirt und sie war deshalb auch mit ihrer Tapissericarbeit — ein prangendes Rosenbonquct auf schwarzem Grunde mit leuchtenden riesengroßen Veilchen dazwischen — länger bei den Herren geblieben wie gewöhnlich. Sic schenkte ab und zu die Gläser wieder voll, was Gerd mit seiner ritterlichen Höflichkeit nicht dnlden wollte. Die Unterhaltung drehte sich in buntem Wechsel um die bewegenden Dinge der Zeit. Die politischen Verhältnisse wurden eifrig erörtert und der Doctor hatte den geistreichen Argumenten des alten Herrn gegenüber einen schweren Stand. Der Alte hatte Alles gelesen, kannte Alles und hatte über Alles nachgedacht. Dazu wechselte die Form seiner Rede unaufhörlich. Bald war er schneidend scharf in seinen feinen Teductioncn, bald strömte daö freie, herzenswarme Wort von seinen Lippen wie ein frischer, junger Quell, Gerd lächelte dazu und in seinen blauen Kindcraugen flammte es hell auf.
Der Doctor fand den Alten „merkwürdig wenig" nervös. Lebhaft war er und wirklich liebenswürdig — das wollte er dem Reffen in Berlin mit-
theilen — aber nervös? nein! — Durchaus gesund. Darauf trank er wieder ein Glas Nüdesheimer Berg.
„Ihre Familie, Herr Baron, ist lange schon in Weetzow angesessen?" fragte er, als von einer Urkunde die Rede war, die sich in dem dortigen Archiv befinden sollte.
„Uiangesessen," bemerkte Fräulein Rutcnberg, mit einem gewissen Familien-stolze in die Unterhaltung eingreifend.
„Das heißt, Ihre Familie würde etwa mit den askanischen Markgrafen eingewandert sein?" fragte der Doctor weiter.
„Nein," sagte der alte Herr, „meine Familie leitet ihren Ursprung von den wendischen Einwohnern des Landes'her."
„Kennen Sie nicht die Familicnsagc der Wechows, Herr Doctor?" fragte Fräulein Nutcnberg eifrig,
„Eine Familiensage ist mir nicht bekannt," sagte der Doctor nicht ohne Interesse, „aber es würde —"

„Aber es würde Sic interessiren sie zu huren," fiel Fräulein Rutenberg eifrig ein.
Ter alte Baron lächelte, doch bemerkte Fräulein Rutenberg nicht den kleineil Spott, der in diesem Lächeln lag. Er würde sie sehr gekränkt haben.
„Gerd, willst Tu die Sage erzählen?" fragte der alte Herr.
Gerd errüthete leicht und der Doctor fand, daß der Gothenhäuptling etwas von der altgermanischcn Keuschheit besaß, die Tacitus zu rühmen wußte.
'..Du erzählst es besser, Vater," sagte Gerd. „Du giebst den Worten einen gewissen Ton, den ich nicht habe."
Ter alte Herr legte sich in seinen Sessel zurück und sah einen Augenblick nach der Tecke hinauf, als dächte er nach. Daun strich er mit der Rechten über sein Kinn.
,.Tie Sage ist im Grunde einfach," begann er.
„Einfach und groß," schaltete Fräulein Rutenberg ei», emsig nähend.
„Meine heidnischen Vorfahren waren Priester Swantewits. Als die christlichen Eroberer in das Land zogen, fanden sie hier in Weetzow den heftigsten Widerstand. Drüben an dem See, auf der Landzunge, die Sie kennen — Sic sind am See vorübergcfahre», kurz che Sie Weetzow erreichten — hatte sich der Stamm verschanzt, aber die Christen drangen unaufhaltsam vor, sie waren in zehnfacher Ueberzahl und aller Widerstand war vergeblich. In den Reihen der Wenden stand ihr alter Priester, das Opfermesser Wohl in der Hand, aber nicht thätig eingreifend. Nur Swantewit, den großen Gott, rief er an, und mit seinen wallenden, Weißen Haaren Alle überragend, schrie er seine zündenden Kriegsrufe in das Kampfgewühl. Der begeisterte Alte aber litt in jener Stunde Qualen ohne Gleichen! Er hatte die Gabe, die Zukunft ans den Sterne» zn lesen und in den Augen der Menschen ihren nahen Tod. Er wußte, daß sein Stamm fortblühen würde unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Entscheidung nahte, die grauenvolle! Er hatte nur einen Sohn, ein zweiter war im Kampf mit den Nachbarn verschollen, umgekommen. Dieser eine junge Sohn, den er mit seinem Leib deckte, sollte ein Ehrist weiden! Dieser eine blondlockige, blauäugige, den er liebte, wie seinen Gott, wie sein heiligstes Hciligthum, der mußte dem Glauben seiner Väter abtrünnig werden, uni der Schergabe gerecht zu werden, die in ihm lebte, die ihn nie betrog!"
Der alte Varon schwieg einen Augenblick. Er war sehr erregt gewordcu und rccktc die Schultern zurück, als wollte er die Haltung suchen, die er verlor. Ter Doctor nahm wieder einen Schluck Rüdeshcimer uud blickte de» Erzählenden scharf an. Die Nervosität des Barons war wieder einmal „hochgradig". Ter Alte sah wahrhaftig aus wie der Wendenpriester! Genau so!
„Die Christen drangen in das Lager ein," fuhr jetzt der Alte, der sich gewaltsam zu fassen schien, fort. „Schon streckten sie die Hände nach dem Mantel des Priesters, schon meinten sie de» Kranz von seiner Stirn zerren zu können, da flammte ein glühender Haß i» den blauen Augen des alteu

Mannes auf, ein Haß ohne Versöhnung, der letzte große Haß, der mit dem Tobe rechnet ohne Schauder, ohne Zagen! Und dem einen Sohn, dem Einzigen, Heiligsten, stieß er das Messer tief in das junge Herz. Mit wahnsinnigem Lachen höhnte er Swantewit. Zu Ende ging sein Geschlecht! Seiner Sehergabe zum Spott starb dieser letzte Sprößling! Kein christlicher Enkel sollte ihn im Grabe verlachen! — Zu Ende! — zu Ende! — und jetzt wühlte das blutige Messer auch in seiner eigenen Brust. Er sinkt mit seinem Priestertleide über den Leib des todten Knaben hin."
Der alte Baron hatte mit erhobener Stimme gesprochen, in einer Art wilder Begeisterung und voll jugendlichem Feuer. Jetzt schwieg er einen Augenblick, seine Brust hob und senkte sich und seine Blicke ruhten mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes auf Gerd. Dem war die altgermanische keusche Röthe wieder in die Wangen gestiegen. Er lauschte den Worten des Vaters wie innerlich verwandten Klängen. Fräulein Nutenberg hatte die Tapisseriearbeit vor sich auf den Tisch gelegt und hörte mit verklärten Blicken zu. Nur der Doctor machte ein ganz skeptisches Gesicht.
Jetzt fuhr der Baron in der Erzählung fort. Er hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und sah wieder zu der Decke hinauf wie zu Anfang, er sprach ruhiger, aber noch mit leise bewegter Stimme.
„Die Sehergabe Swantewits hatte den Priester nicht betrogen. Ter verschollene Sohn kehrte aus jahrelanger Gefangenschaft heim. Er war Ehrist geworden und nahm Lehn von den Askaniern. Der ist unser Ahnherr geworden."
.Und die Sehergabe?" fragte der Doctor, der sich zu dieser Frage das Pincenez aufgesetzt hatte.
„Sie meinen, was ich von der Sehergabe halte?" sagte ablenkend der Alte. „Das will ich Ihnen sagen: Die auffälligen magnetischen Aeußerungen. die wir heutzutage natürliche Erscheinungen nennen — soweit wir an sie glauben —," schaltete er mit leichtem Spotte ein, „trugen in alter Zeit den Charakter übernatürlicher Gewalt. Wenn wir dazu die kraftvolle Natur unserer Vorfahren in Anrechnung bringen, in welcher sich ohne Zweifel der Magnetismus viel ursprünglicher äußerte als bei uns, so werden wir begreifen, welche Personen wagen durften sich ‚Seher° zu nennen. Wäre Swedenborg als Wende in grauer Vorzeit geboren, so würde sein Scherruhm bis in unsere Zeiten dringen wie der einer Velleda."
„Es war freilich zu seinem Nachtheil, daß er Voltaires Zeitgenosse werden mußte," erwiderte lächelnd der Doctor.
„Sein Nachtheil? Die Zeit übt keinen Einfluß auf individuellen Werth."
„Sie thun dem nordischen Phantasten viel Ehre an, Herr Baron!"
„Nicht mehr als er verdient. Seine Erscheinung ist sehr bedeutungsvoll in der Zeit, in der der menschliche Geist besondere Triumphe zu feiern meinte. Ich sehe in ihm die Krystallisation der damaligen nervösen Gefühlswelt, während

Die letzten weetzow. 23?
mir Voltaire als die Krystallisation der nervösen Verstandeswelt seiner Zeit erscheint."
.Verzeihen Sie, Herr Baron, das sieht wie eine Gleichstellung aus, während doch die Nachwelt längst ihr Urtheil fällte."
„Die Nachwelt? Sind hundert Jahre die Nachwelt? Die Vertreter Ihrer Geistesrichtung, Herr Doctor, pflegen sonst mit größeren Zeiträumen zu rechnen. Die Nachwelt hat sogar mit dieser Beurtheilung gar nichts zu thun. Die andere Welt wird uns darüber aufklären, wer Recht behält, Voltaire oder Swedenborg."
Ter Doctor zuckte mit den Achseln. „Die ‚andere' Welt!" wiederholte er mit Hohn.
Der Alte sah als Antwort den Arzt mit seinen hellen blauen Falkenaugen durchdringend an. Es lag in diesem Blick Etwas, das die klugen Toctoraugen nicht recht vertragen konnten. Nicht nur unüberwindlicher Gegensatz, sondern etwas Anderes noch. Ter Doctor wich diesem Blicke aus. Man tonnte es „ewig" nennen, dachte er, auch „ewiges Nichts". Er lächelte zu dieser Betrachtung.
Der Alte hatte sich erhoben. „Morgen früh um sieben Uhr steht der Wagen zu Ihrer Verfügung, Herr Doctor," sagte er, „ich werde mich von Ihnen verabschieden, es ist spät geworden."
Der Arzt empfand diese Art entlassen zu werden wie eine kleine Kränkung, und doch lag wiederum in dem Benehmen des Alten eine vornehme Natürlichkeit, die nicht verletzen tonnte. AuchDerd und Fräulein Nutenberg hatten sich erhoben. Der junge Gothenhäuptling geleitete den Vater hinaus. Er schien, wie der Doctor meinte, besonders frech zu sein, obgleich er ihm die Hand reichend sagte, „wir sehen uns morgen früh."
Fräulein Rutenberg begleitete den Arzt bis an die Treppe, die zu den Fremdenzimmern hinaufführte. Sie war zerstreut, denn sie hatte niemals von Swedenborg gehört und grübelte darüber nach, wie sie ihre Fragen nach dieser Persönlichkeit stellen würde, ohne sich eine Blöße zu geben.
Am folgenden Morgen war der Doctor mit dem alten Gärtner Müller abgefahren, der sich, sonntäglich gekleidet, zu Friedrich auf den Bock geseht hatte. Er fühlte sich so wichtig auf dem herrschaftlichen Wagen, daß er momentan seinen Gustav vergessen hatte.
Ter alte Baron hatte sich bei der Abfahrt nicht einmal an dem Fenster gezeigt. Tes Tocturs Medicin stand unberührt auf der Cummode. Gegen die „verfinsterte Weltlage" gab es eben nur ein Mittel: den Krieg. Und dieses bleiche Gespenst mit den blutunterlaufenen Augen sah ihn unverwandt an, Tag und Nacht. Es wollte etwas von ihm, er wußte nur zu gut, was es wollte!
Am Nachmittag ging er mit Gerd zu dem See. Den breiten Sandweg schritten sie entlang, der vor einigen Jahren mit Linden bepflanzt war. Die jungen Bäume blühten gerade und zwischen den Bäumchen hindurch

sah man auf eine Kiefernschonung. In der Entfernung standen einige Rehe, nach den beiden Männern herüberspähend. Gerd hatte eine Büchse auf dem Rücken und an seiner grünen Iagdmütze wehte eine graue Kranichfeder. Ter Alte in seinem verschossenen grünen Tnchruck stützte sich auf seinen altmodischen Stock. Er ging leidlich rüstig, aber seine Züge waren abgespannt und das Auge blickte matt. Gerd plauderte unaufhörlich, fast wie ein Kind. Er war von sympathischen Empfindungen so abhängig, daß er mir in der Gesellschaft gleichartiger Naturen unbefangen zu sein vermochte und daß ihn die Gegenwart eines fremdartigen Elementes in unbehaglicher Verlegenheit verstummen machte. Je mehr ihn darum Freunde zu lieben vermochten, je härter wurde sein Wesen anderseits durch die seiner Empfindnngsweise fernstehende» Menschen beurtheilt. In seineni Regiment«! hatten sich für und wider ihn Parteien gebildet. Seine Freunde traten mit Begeisterung für ihn ein. Nie hatte sie Herzensgüte nnd ideale Sinnesart so unmittelbar berührt. Seine Gegner kränkte das Schweigen, die freundliche abweisende Rnhe, die er ihnen entgegengestellte. Naß sie dem „sentimentalen Bengel" nicht Dummheit oder Mangel an militärischen Eigenschaften vorwerfen konnten, war ihnen ein steter Äerger. Aber Gerd hatte nicht nur einen interessanten Verstand und mehr Kenntnisse als seine grollenden Kameraden, er war auch körperlich so frisch und gewandt, er war ein so geschickter Reiter und Jäger, daß er in seinem Elemente schien, wenn er vor dem Zuge ritt oder die Jagd führte. Er fühlte sich eben in seinem Berufe durchaus zu Hause. Daß er dennoch von keinerlei Ehrgeiz gepeinigt war, lag in seiner Geschmacksrichtung, in seiner geistigen Anlage, die sich künstlerischen Productionen zuwandte. Doch war er noch zu jung, um die Nothwcndigkcit einzusehen, dieser künstlerischen zwingenden Anlage gerecht zu werden. Hätte er den Wunsch des Vaters gekannt, ihn in der Regierungsmrriöre zu sehen, würde er sofort den Soldatenrock ohne jegliches Bedauern ausgezogen haben, aber er kannte eben diesen Wunsch nicht. Denn der Alte hielt jede Beeinflussung des Sohnes für eine Versündigung an der Individualität, die höheren Gewalten unterstellt ist als der väterlichen Autorität.

Das sorglos heitere Geschwätz, das Gerd jetzt vollführte, schien wie ein Anfathmen nach dem Druck zu sein, den die Gegenwart des Docturs auf ihn ausgeübt hatte. Der Alte gab nur kurze Antworte», aber er schwelgte in diesem Geplauder. Am liebsten hätte er sich an den Wegrand gesetzt nnd nur zugehört ohne zu sprechen.

„Der Doctor mit seiner breiten Nase ist mir antipathisch," sagte Gerd, „das fühlte ich sofort. Ich möchte mit solchen Leuten gern freundlich sein, aber ich kann es nicht! Vielleicht ist es auch nicht Unrecht, sie nicht zu lieben. Ich bin überzeugt, der Doctor liebt mich auch nicht. Auch Dich nicht, Vater! Du bist ihm zu klug. Verstandesmenschen ertragen das nicht. Gemüths^ menschen sind darin anders. Sie freuen sich, wenn sie Jemand finden, der noch reicheres und schöneres Seelenleben hat als sie selbst. Neid ist Verstanbessache. Ist das nicht auch Deine Meinung, Vater?"

„Es trifft nicht immer zu." meinte der Alte. „Ich kannte einen weichen Gemüthsmenschen, den der Neid verzehrte."
„Er muß sehr gelitten haben,"'sagte Gerd nach einer Pause. „Bist Du jemals neidisch gewesen, Vater?" fuhr er dann fort.
Ter Alte lächelte. „Ich kann mich nicht darauf besinnen."
„Ich glaube es nicht," sagte Gerd. „Ich bin auch nicht neidisch unt» ich bin wie Du. Warst Du mir wohl ähnlich, Vater, als Du jung warst? Ich meine nicht äußerlich, ich meine in Deinem Wesen. Manchmal ist es mir, als ob ich mich hörte, wenn Du sprichst, und Du sagst bisweilen Dinge, als hätte ich sie mir ausgedacht!"
„Ich war Dir ähnlich," sagte der Alte, und nahm vertraulich Gerds Arm. „Wenn mein Gefühlsleben in Dir wiederllingt, so weißt Du, daß wir uns gleichen. Räume aber diesem Gefühlsleben nicht zu viel Berechtigung ein, weil Tu mir gleichen willst. Die Grenze zwischen Gefühlsleben und Tchwäche ist eine fehr feine. Behalte diese Linie scharf im Auge."
„Findest Du, daß ich zur Schwäche neige, Vater?"
„Nein. Vis jetzt nicht. Du bist nicht sentimental. Aber Deine Abneigung gegen den prädominirendcn Verstand realer Naturen vermag Dich leicht in Extreme zu treiben. Zu den Extremen gehört auch Unklarheit und Mysticismus."
.Was verstehst Du unter Mysticismus, Vater?" fragte Gerb mit Interesse. „Meinst Tu, daß man sich den Wirkungen magnetischer Einflüsse verschließen soll?"
„Soweit man es vermag," erwiderte der Alte. „Der Glaube an eine Gewalt bedingt nicht knechtische Unterwürfigkeit. Wir Menschen tragen den Kopf aufrecht und sollen darum auch frei um uns schauen."
Ter Sandweg, auf dem die Beiden gingen, senkte sich sanft zu einem kleinen See hinab, dessen jenseitiges Ufer bewaldet war. Erlen nnd Eichen standen drüben hart am Wasser im hohen Schilfe und darüber zeichneten sich die Gipfel alter Kiefern dunkel an dem blaßblaucn, wolkenlosen Himmel ab. In dem Spiegel des blauen, von einigen Silbcrstreifen durchzogenen Sees waren die tiefgrünen Baumkronen sichtbar. Eine unbewegliche Ruhe lag über dem Bilde. Auch die spärlichen Grashalme und die rothcn Nelken, die in dem hellen Ufersande wie Nadeln in einem Kissen steckten, standen regungslos in der Sonne. An einer alten, halb abgestorbenen Erle setzte sich der Alte nieder. Gerd stellte die Büchse an den Stamm und legte sich neben den Vater. Er schob die Hände unter seinen Kopf und sah gerade zum Himmel hinauf.
„Ich bin mir nicht immer klar," sagte er, „wenn ich magnetische Gewalten spüre. In Sympathie und Antipathie, auch in dem Eindruck der

2HN Philipp zu Enlenbnrg in München.
Natur empfinde ich bisweilen außergewöhnliche Wirkung. Aber das mag an äußerlichen Dingen liegen."
„Hast Du ein Gefühl geheimnißvuller Zugehörigkeit, wenn Dil allein im Walde bist?' fragte der Alte.
„Ja. Ich denke mir, daß Niemand mich versteht außer Dir. Daß wenn ich die Fähigkeit hatte zu sagen, was mich bewegt, ich die tiefsten Geheimnisse der Natur erschließen könnte."
„Und hast Du dieses eigenthümliche Empfinden nicht den Menschen gegenüber? Bewegt Dich der Blick mancher Menschen nicht bisweilen so außergewöhnlich, wie der Wald Dich bewegt?"
Der Alte sah nach dieser Frage voll ängstlicher Spannung auf den Sühn hin, der immer noch neben ihm im Sande zwischen den spärlichen Grashalmen lag.
„Nein. Etwas Besonderes nicht."
Ter Alte athmete tief auf.
„Dil siehst nicht," sagte er, „bisweilen — sehr selten — einen — ja wir soll ich sagen? — einen Schleier, und dabei legt sich um Dein Herz ein Nrif —"
Gerd hatte sich aufgerichtet und sah den Alten erstaunt an. Welch sonderbare Fragen der Pater stellte!
„Ich verstehe Dich nicht ganz," sagte er. „Wann sollte ich das empfinden?"
Plötzlich schreckte der Alte zusammen. Er stand hastig auf. Gerd tonnte ihm kaum behülflich sein, so schnell ging es.
„Kommt dort nicht Jemand den Weg entlang?" fragte er unruhig.
Gerd niit seinen scharfen Angen blickte aufmerksam zu dem Weg, der über sumpfiges Wiesenland am Seeufer entlang hinüber zum Walde führte. Er sah nichts.
Jetzt trat ein Mann mit einer Dienstmütze, wie sie Postbeamte tragen, aus deni Walde heraus.
„Ach dort!" sagte Gerd. „Das ist der Post-Möves. Er wird wohl ein Telegramm bringen."
Gerd ging langsam dem Buten entgegen. Der Alte war wie erstarrt an der Erle stehen geblieben. Nur seine Lippen bewegten sich.
„Eine Depesche für den Herr Lieutenant," sagte der Bote.
Gerd nahm ruhig den Brief und öffnete das blaue Eouvert. Eine flammende Röthe fuhr ihm über die Stirn und die blaueil Augen leuchteten auf.
„Es geht los, Vater!" rief er freudig. Seine ganze Ingendfrische und Kraft, seine ganze Unbefangenheit lag in dem Klange der hellen Stimme.
In demselben Augenblick aber wurde er sich des Eindrucks bewußt, den diese Nachricht auf den Vater machen mußte. Er sah den Alten neben der trockenen Erle stehen. So todt wie der dürre Baum. Ganz regungslos. Nur die

Augen hatten Leben. Unendliche Trauer und schweigende Klage blickte ihm entgegen. Gerb sah krampfhaft auf die Depesche.
„Ter Oberst telegraphirt, daß ich zu dem Regiment zurück muß," sagte er, als ob er verlegen wäre. „Vermutlich wird die Mobilmachung erwartet. Aber ich muß Möves bezahlen/
Er wendete sich, ohne zu dem Alten aufsehen zu tonnen. Er hatte heftiges Herzklopfen und litt Qualen in dem Gedanken an die Roth des Vaters. Er bezahlte den Noten und brauchte länger wie gewöhnlich, um die Geldbörse wieder einzustecken. Jetzt mußte er sich wenden. Ter Alte stand immer noch unbeweglich, unfähig ein Wort zu sagen, und Gerd wagte immer noch nicht, ihm in die Augen zu sehen. Er blickte auf feine Uhr.
.Ten Abendzug erreiche ich nicht mehr," sagte er, „ich muß morgen früh fort."
Jetzt fah er endlich dem Vater in's Gesicht, und die Blicke begegneten sich. Was war das? Welcher Strom von Qualen zog ihm magnetisch entgegen? Sein Herz schnürte sich zusammen wie mit einem Reif — sagte das nicht vorhin der Vater? Und jetzt, dieser Schleier, der sich über seine Augen breitet? Sind das die hervorquellenden Thräncn? Rein, das ist etwas Anderes. Mein Gott! — der Vater fällt! Er fängt den Schwankenden in seinen Armen auf, er läßt ihn sanft zu Boden gleiten und kniet neben ihm nieder: der arme, arme Vater! Er streicht ihm über die Haare und küßt ihn auf dir Stirn. So küßte er ihn damals, als er ein kleiner Knabe war, so zärtlich, kindlich!
Jetzt hat der Alte tief aufgeathmet.
„Soll ich Dir Wasser holen?" fragte Gerd und sprang elastisch auf die Füße.
„Rein, mein Junge," sagte der Alte ganz leise, „ich danke Dir, es geht schon besser. Ich bin recht alt geworden," setzte er mit einem Versuch zu lächeln hinzu. ,,Wir wollen stolz sein, daß Tu Teinem König dienen kannst."
Und er streicht dem Sohn über die Wangen und legt ihm die Hand einen Augenblick über die Augen, als wollte er den Blick verbergen. ,,Hilf mir jetzt, Gerd," sagte er dann, wir „wollen gehen. Es wird noch Manches zu besprechen sein, ehe Tu fährst."
Gerd faßte den Vater kräftig unter den Arm und half ihm auf.
„Jetzt stütze Dich tüchtig auf mich, Vater — Du mußt Dich beruhigen! Siehst Du — man kann freilich erschossen werden, aber ich komme schon wieder! — Mir ist nach Todtschießen durchaus nicht zu Muth!"
Der Alte antwortete nicht. Er schritt langsam und gebrochen am Arm des Sohnes auf dem gelben Sandweg zwischen den blühenden Linden hin. Oh! dieser Duft! So duften Todtenlränze! Er war ganz einsilbig geworben und Gerd erhielt mit Mühe das Gespräch auf dem Gebiete der Kriegsausrüstung, die er schleunig gebrauchte.

2H2 Philipp zu Lnlenbulg in München,
Zu Haus mußte sich der Alte auf sein Geheiß eine halbe Stunde nieder-
legen. Er hatte die Augen geschlossen ohne zu schlafen. Eine namenlose
Mattigkeit war über ihn gekommen. Gerd saß bei ihm in den: Zimmer und
schrieb einige notwendige Briefe an Lieferanten von Militäreffecten. Hin
und wieder sah er zu dem bleichen Alten hinüber. Seine Kricgslust war
in einen bösen Kampf mit der Liebe zum Vater gerathen. Er vermied es
von den drohenden Ereignissen zu sprechen und sprach doch alle fünf Minuten
davon. "Die Tagelöhner thaten auch das Ihrige dazu, den Alten zu quälen,
denn die Arbeit auf dem Felde war in der Erregung über die steigende
Kriegsgefahr heute früher geschlossen und Alles wollte auf dem Schlosse er-
fahren, wie es stand. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war lebendig
geworden. Jene ideale Brüderlichkeit flammte in den Herzen auf, vor der
Alter und Standesunterschied zurückweicht, jene ideale Brüderlichkeit, die leider
nur gemeinsame Roth erzeugt.
Ter Alte hatte scheinbar seine Ruhe wieder gewonnen und gab Aus-
kunft fo viel er vermochte. Gerd ließ er nicht aus seiner Nähe; er sah ihn
unaufhörlich an, aber er blickte schnell zur Seite, wenn Gerd feine Augen auf
ihn richtete. Es war, als schämte er sich einer Schwäche.
So war die Stunde des Abendessens gekommen. Fräulein Nutenberg
machte wie gewöhnlich den Thee, aber sie sprach kein Wort. Tic gute Person
hatte ganz rothgcwcinte Augen. Ter alte Kammerdiener mit der fuchsblonden
Perrücke schnalzte ununterbrochen bedauernd niit der Zunge und der zweite
Diener war ganz zerstreut. Er wartete auf die Einberufung zu seinem
Regiment und vergaß Zucker und Sahne zu reichen. Es war ein entsetzliches
Abendessen! Tiefe Stille, diese gezwungene Unterhaltung, diese Appetitlosigkeit!
Aber auch das ging vorüber.
Nun begannen die langen Zwiegespräche zwischen Gerd und dem Vater
in dem Zimmer des alten Barons: Pferde und Ausrüstungsfragen, Geld-
angelegenheiten und Currespondenz. Dann eine lange Paufe und der Alte
sagte: „Tas wäre wohl Alles." Nun sollte man zur Ruhe gehen, aber
das letzte ,,gutc Nacht" war so schwer auszusprechen. Es fand sich immer
noch ein Grund, damit zu zögern. Endlich war auch das geschehen und Gerd
schritt hinaus. Der Alte hatte sich gehalten wie ein Held. Ruhig und mild
lächelte er dem Sohne noch von der Thür nach, als er die Treppe im Vestibül
betrat. Dann aber schloß er hastig die Thür ab. Jetzt war der Held
allein und da war er nichts als ein Mensch wie die Anderen auch. Ter
Schmerz brach aus ihm hervor, als wenn das tosende Meer die Tämme
zersprengt. Er taumelte hin und her, die dürren Hände krallten sich krampf
Haft aneinander und er warf sich vornüber ans das Sopha. Sein ganzer
Körper bebte, während er das Gesicht gegen die Kissen preßte,
,,Zu Ende!" stöhnte er, „zu Ende!"
Wie merkwürdig schmerzfähig war er noch mit seinen siebzig Jahren!
Jetzt versuchte Jemand die Thür zu öffnen.

— vie letzten weetzow. 2H3
„Wer ist da?" ftagte der Alte, sich aufrichtend.
Die Stimme des Kammerdieners wurde vernehmlich.
„Ter Herr Baron haben abgeschlossen. Befehlen der Herr Baron noch Etwas?"
„Nein," sagte der Alte, in die Nähe der Thür tretend, „nein, legen Sie sich. Ich mache selbst die Lampe aus."
Diese Unterredung hatte ihn momentan aus seiner Stimmung gerissen. Nun ging er, die Hände in die Hinteren Rocktaschen gesteckt, auf und nieder. Er versuchte mit sich klar zu werden. Was aber bedeutet das Abwägen von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem, von Möglichem und Unmöglichem in solchen Stunden? Er wird wieder erregter und ihn ergreift eine ganz unüberwindliche Sehnsucht nach Gerd. Er mnß ihn sehen! Noch kann er ihn sehen, denn erst morgen ist Alles zu Ende. Wenn Gerd nur wirklich schläft — denn er kann ihn doch nicht im Schlaf sturen, ihm seinen erregten Zustand zeigen! Im Hause ist Alles still geworden. Ter Alte hat die Thür geöffnet nnd lauscht hinaus. Kein Laut. Er steht überlegend im Vestibül, dann tritt er zurück und setzt sich. Er zieht sich die Stiefel aus. Nun schleicht der alte Mann auf Strümpfen dnrch das Vestibül. Der Mond scheint hell dnrch die großen Fenster. Er steigt die Treppe hinauf, die alten breiten Eichenholzschwellen krachen unter seiner Last und er hält im Gehen inne wie ein Dieb. Wie ihm das Herz schlägt! Wie grauenhaft ist diese letzte Nacht mit den Mondscheinlichtern auf den Stufen! Er geht so geisterhaft leise. Jetzt ist er oben angelangt und schleicht den langen Gang mit den weißgetünchten Wänden bis zu Gerds Thür. Sein Herz klopft lebhafter und er zögert. Er sucht sich zu fassen, er möchte sich wieder wenden, aber nein, dicht hinter dieser Thür liegt Gerd und er muß ihn sehen! Er muß es! Wenn nur die Thür und das Schloß gut geölt ist, daß er unbemerkt eintreten kann. Er drückt ganz leise den Griff herab nnd öffnet die Thür langsam. Der Schlafende bewegt sich im Tranm unruhig, aber er erwacht nicht. Der Alte tritt näher an das Bett, der Mond scheint durch das Fenster und er sieht den Sohn liegen, uur in dunklen Umrissen. Er hört den Athcm des Schlafenden, er spürt die Nähe des warmen Lebens. Welche unbeschreibliche Sehnsucht, welcher namenlose Schmerz bewegt ihn! O. tonnte er diesen Sohn an sein Herz ziehen! Ihn küssen — ihn küssen! Aber da quellen die Thräuen aus seinen Augen, er muß schluchzen, und Gerd wendet sich wieder unruhig im Schlafe. Hinaus jetzt! Schnell, denn er darf es nicht sehen, er darf nicht erwachen!
Und der arme Alte schleicht hinaus, er schließt die Thür ganz leise und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Er stützt sich mit den Händen an den weißgetünchten Wänden des Ganges und schleicht wieder die krachende Treppe hinunter durch die spielenden Mondlichter bis in sein Zimmer. Da löscht er die Lampe ans. Dieser helle gelbe Schein brannte in seinen Aligen.

2HH Philipp zu Eulenburg in München.
Er setzt sich matt in den großen Stuhl am Fenster und sieht hinaus in den Garten, wo der Mond über der großen Rasenfläche steht. Die sah aus wie ein weiter, trostloser See.
Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, stand der Wagen vor der Thür. Gerds Koffer lag auf dem Bock, und der Diener mit der genialen Haarlocke wartete in einem Reiseanznge bei dem Wagen. Er hatte früh an demselben Morgen die erwartete Einberufung erhalten. Der alte schwach-tüpfige Kammerdiener und Fräulein Rutcnberg standen in der Thür. Letztere war sehr blaß und sah bisweilen ungeduldig nach der Thür des alten Barons. Der Abschied und der Kummer des alten Herrn machte ihr viel Sorge — aber es war nun wirklich Zeit, daß Baron Gerd fuhr!
Endlich öffnete sich die Thür. Gerd hatte Thränen in den Augen, aber seine Haltung war frisch und kräftig.
Der Alte schien großer wie gewöhnlich; er trug den Kopf aufrecht und in feinen großen blauen Augen leuchtete etwas ganz Sonderbares: Fräulein Rutcnberg war ganz erstaunt darüber. Es war wie Stolz oder Freude.
Wenn sie gefunden hätte, daß Wahnsinn ans den Augen sprach, wäre sie der Wahrheit vielleicht etwas näher gekommen.
Gerd reichte Fräulein Rutenberg und dem alten Kammerdiener die Hand und sprang eilig in den Wagen. Der Diener stieg auf den Bock und der alte Friedrich sah sich um, ob Alles fertig war. „Vorwärts," sagte Gerd, und die dicken Braunen zogen an.
Ter Alte stand in der Hausthür, er hielt in der linken Hand ein roth-seidenes Taschentuch. Er nickte Gerd noch einmal langsam zu, als der Wagen sich in Bewegung setzte, dann sah er dem Fuhrwerk nach, bis es durch das Gartenthui verschwand. Gerd wendete sich vorher noch einmal grüßend, aber der Alte bewegte, den Gruß erwidernd, nur unmerklich das rothe Taschentuch.
Als er durch die Thür schritt, stolperte er über die Schwelle. Fräulein Rutenberg und der Kammerdiener unterstützten ihn. Er ließ es sich gefallen, ohne zu danken.
In feinem Zimmer setzte er sich wieder in den großen Stuhl, in dem er die Nacht zugebracht hatte. Er sah mit thränenlosrn Augen zum Garten hinaus. Ganz regungslos. Plötzlich sprang er mit merkwürdiger, fast jugendlicher Elasticität auf. Eine Nöthe war auf seine Stirn gestiegen und er athmete hastig.
Das starre Heldenthum und die Idee des Opfers war wieder einmal unterlegen! Er riß das Fenster auf und rief dem vorübergehenden Garten-burschen zu, der Reitknecht solle sofort satteln, um nach der Bahn zu reiten.
Ter Alte ging auf und nieder und hatte dabei seine Uhr in der Hand. Er berechnete, ob der Reitknecht Gerd noch auf dem Bahnhuf erreichen tonne. Gerd sollte zurückkommen, er wollte ihm Alles sagen — dann sollten sie berathen, was weiter zu thun sei.

Die letzten w eetzow. 2H5
Nach zehn Minuten warf er sich stöhnend in seinen großen Stuhl. Die Energie zu der Durchführung seiner Schwäche fehlte ihm. Er trieb wie ein Wrack auf dem Meer umher — das Meer war sein Hcldenthum. Er war ein steuerloses, erbarmungswürdiges Wrack!
Als der alte Kammerdiener meldete, daß der Reitknecht vor der Thür halte, winkte er mit der mageren Hand. „Absatteln," sagte er, „es ist nichts." Seine Stimme war tonlos und der alte Diener zögerte im Gehen. So sonderbar war der alte Herr noch niemals gewesen!
Ter Tag ging hin, ohne daß der Alte etwas zu sich genommen hätte. Fräulein Rutenberg machte einen Versuch, ihn dazu zu bewege», gab aber bald jede Bemühung auf. „Der Schmerz muß sich erst sehen," sagte sie zu dem topfschüttelnden Kammerdiener.
Gegen Abend war der Alte wieder in eine Krise gerathen. Er war dieses Mal fast freudig bewegt und glaubte einen Ausweg gefunden zu haben: Er wollte dem Könige schreiben. Noch war der Krieg nicht erklärt, noch konnte auf Verständnis; gerechnet werden. Im Augenblick der Kriegserklärung würde sein Gesuch vergeblich sein. Denn der König wollte zu der Arniee gehen, das war bekannt, und in der Aufregung des Aufbruchs würde sein Ge-such unberücksichtigt bleiben. Mit fiebernden Pulsen und glänzenden Augen sehte er sich an den großen Schreibtisch. Er nahm einen Bogen in Quar - format und begann ohne Zögern den Brief. Er schrieb:
„Allerdurchlauchtigstcr König! Grohmächtigstcr König und Herr!
Ew. Majestät nahe ich mich, ein greiser Unterthan, in seines Herzens Bedrängnis;! Ew. Majestät werden niemals an der Treue zweifeln, die mich an das Herrscherhaus, an das Vaterland fesselt. Mein Leben war Bürge dafür und das Blut, dem ich entsprossen bin. Mein Vater starb bei Bautzen den Heldentod, mein Großvater focht unter dem großen König. Ich und mein Sohn, die letzten eines Geschlechts, das durch Jahrhunderte dem Herrscherhause seine Dienste weihte, wir zögern nicht, auch jetzt dem Rufe unseres Königs zu folgen! Ein jeder gicbt was er zu geben hat. Mein Sohn sein Leben und ich das meine: meinen Sohn!
Menschlich aber ist es, mit dem Willen des höchsten Gottes zu rechnen, wenn wir das Leben unserem Könige, unserem Vaterlande weihen. Der große Gott allein richtet über Leben und Tod. Unbekannt mit dem Schick-sal, das Er uns bestimmt, bleibt uns die Hoffnung des Lebens in der Stunde der Gefahr. Jene Hoffnung aber ist mir verschlossen! Eine ge-heimnißvolle Gabe —"
Der Alte hielt inne. Seine Blicke waren starr auf das Papier gerichtet und er strich sich langsam mit der linken Hand über die feuchte Stirn. Ein neuer, qualvoller Gedanke hatte jenen plötzlichen Hoffnungsschimmer verscheucht,

der ihn erfüllte. Der Beweis der gehcimnißv ollen Gabe war nur dadurch zu führe», daß sein Sühn wirklich im Kampfe fiel. Denn Niemand wusztc von seiner Gabe, Niemand tonnte er als Zeugen nennen! Darum mußte der König sein Gesuch zurückweisen, das Gesuch eines Feiglings! Ja, das war es! Und vielleicht würde mau gar gegen Gerd den Vorwurf des Mitwisscus erheben! Gegen Gerd! Welcher Gedanke! Lieber tausend Mal todt!
Der Alte riß den Brief in Stücken und athmete tief anf, als sei eine schwere Sorge von ihm genommen. Er kehrte zu der Erkenntniß zurück, daß sein Vaterland das Recht hatte, ein Opfer von ihm zu forden«. Aber seine Gedanken gingen weiter: die Modalitäten, unter denen ein Opfer gebracht wird, sind der Gcsammtheit gleichgültig. Die Gcsammtheit ist grausam. Sic kennt nur Pflichten und selbst ihre Dankbarkeit ist kalt wie Eis! Die Opfer für das Vaterland nehmen in der Geschichte etwas Legendenhaft-Lustiges an; über die Menschen, die keine Opfer bringen geht die Weltgeschichte schweigend fort. Wie wohlthuend dieses Schweigen ist! Großen Vcrrath brandmarkt allerdings die Geschichte, aber anch das nimmt einen legendenhaft-lustigen Eharakter an, wie das Factum eines berühmten Opfers.
Der Alte sammelte wicdcr seinc eilenden Gedanken. Es fiel ihm plötzlich Don Gnzman, Spaniens Held, ein. Die Manien, während sie Tarifsa belagerten, hatten seinen kleinen Sohn gcfangcn, den einzigen, den er besaß. Sie führten das Kind vor die Stadtmauer und verlangten die Ucbergabe der Festung. Sic wollten das Kind tüdten, wenn rr nicht dic Festnng übergäbe! Don Gnzman warf ihnen als Antwort seinen Dolch zn uud der Knabe wurde ermordet. Dieser Ton Gnzman war in der That ein Held, cin grausamer, unerklärlicher Held! Aber was hat iu der Weltgeschichte diese Episode von Tarifsa zu bedeuten? Nichts. Man spricht nur von Gnzman nnd wie gleichgültig das im Grunde ist! Von Gerd wird Niemand sprechen, so wenig wie von ihm selbst, sie gehen in der Masse unter. Aber der Lohn des Opfers licgt doch Wohl in der innerlichen Befriedigung. Eine zerstörte Existenz, ein körperlicher Iusammenbruch mit dem Gefühl innerlicher Befriedignng, welcher Unsinn! Und doch, dieser Don Guzman ist merkwürdig stark!
Der Alte sah in Gedanken die Handlung vor sich. Dic gelben zerfallenen Mauern von Tarifs«, das grellblaue Meer an der Straße von Gibraltar und drüben die duftigen Iackcnbergc Afrikas. Er war vor Iahrcn in Spanien gewesen, nach dem Tode sciner Frau. Gerd war damals ein ganz kleiner Knabe. Nic clend war er in jener Zeit, wie zogen die bunten Bilder des Südcns coulisscnartig bei ihm vorüber, bei ihm, dem Einsamen! Dann war plötzlich die glühende Sehnsncht nach seinem Knaben in ihm erwacht. Er rcistc Tag und Nacht um heimzukommen, nm diesen Knaben an sein Herz zu drücken. Dicsen Knaben!
So kämpfte der Alte fieberhaft Tag und Nacht. Er kämpfte bis er todtmtide war, bis jenes starre Heldeuthum ihn ganz erfaßt hatte, das sich

Die letzton Weetzow, 2H?
aus der Verbindung edelsten Sinnes niit geistiger Ermüdung und nervöser Ueberreizung herausbildet. Mit einer Nuhe, die Fräulein Nntenberg geradezu erschreckte, las er die Berichte in den Zeitungen, durchflog er die Verlustlisten nach den Gefechten und Schlachten. North und Weißenburg waren geschlagen. Die große schwarz-weiße Fahne hing auf sein Geheiß aus dein runden Fenster in dem Frontispicc des Herrenhauses. In der kleinen Kirche waren Dant-gebete gehalten und die Frauen der eingezogenen Landwehrmänner weinten, wenn sie nach vollendeter Arbeit Zeit dazu hatten. Der alte Baron ver-kehrte mehr wie gewöhnlich in dem Dorfe. Wo durch die Abwesenheit des Hausvaters Sorge entstand, trat er hülfreich ein. Die Leute nahmen seine Thcilnahme als selbstverständlich hin und wunderten sich nicht über seine starren Blicke, daß er niemals lächelte und niemals weinte. Sie freuten fich nur, daß er auch .Jemand draußen hatte".

Fräulein Rutenberg war sehr besorgt um den Alten. Sie schrieb mehr-fach an den Doctor, der in den Berliner Lazarethen beschäftigt war und nicht daran denken konnte nach Weetzow zu kommen. Er fand den nervösen Zustand des Barons ganz natürlich und verschrieb nach wie vor Chloral, das der alte Herr unter keinen Umstanden einnahm.

So kam der Monat August. Vor Metz sollten die Entscheidungsschlachten geschlagen werden. Ter Alte war einsilbiger geworden wie bisher. Er ver-folgte auf einer Karte genau den Vormarsch der deutschen Truppen, aber er sprach nicht darüber; weder zu Fräulein Nutenberg, noch zu dem Oberinspcctur, den er doch hin und wieder nach Berlin schickte, wenn das Gerücht einer neuen Schlacht nach Weetzow gedrungen war. Er that es für die Lente, wie er sagte, uud um die Verlustlisten schneller zu haben.

Mittags kam regelmäßig die Post. Zu dieser Zeit war er stets in seinem Zimmer, um die fast täglich einlaufenden Briefe von Gerd rechtzeitig zu erhalten. Gerd schrieb voll guter Laune und voll frischen Muthes, aber dir Züge des Alten waren wie versteinert, wenn er diese Briefe las.

Nachmittags ging er allein spazieren. Regelmäßig den Sandweg nach dem See, den er zuletzt mit Gerd gegangen war. Gewöhnlich noch weiter, bis auf die Landzunge, wo in der Wendenzcit der letzte VerzivciflungZtamvf gegen die Christen stattgefunden haben sollte. Auf den Nebcrresten zweier Wälle, die die Landzunge gegcu das Vorland schützten, standen nralte Kiefern und darunter wucherten Wacholder und Ginster. Oben auf dem Wall, auf einer freien Stelle, von der man zwischen den röthlichen Stämmen der Kiefern über die Gipfel der im Schilf am Ufer stehenden Birken nnd Erlen zu dem blauen See und dem jenseitigen, bewaldeten Ufer sah, hatte der Alte im Nasen einen Platz, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Die Abge-schlossenheit und Stille des Ortes, der sagenhafte Vorgang, in den seine Vor-fahren verflochten waren, das leife Rauschen der dunklen grünen Kiefern über sich, das Alles wiegte ihn in Träume besonderer Art. Er fühlte sich los-

gelöst von dem Banne, unter dem er lebte. Sein eigenes Leben, das Leben Gerds schien so fern hinter ihm zu liegen, wie die Gestalt seiner verstorbenen Frau, wie die Gestalt seiner Mutter, und in diese Bilder webte sich die greisenhafte, energische Figur des Wendenpriesters, auch sah er den jungen Pricstersuhn todt am Wacholder liegen und Gerd dabei. Gerd sah aus, als ob er schliefe, so wie in der letzten Nacht, als er neben seinem Bette stand. So konnte der Alte stundenlang fortträumen. Sein Hut und sein Stock lagen neben ihm und in der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, den er heimlich, ohne Wissen des Kammerdieners, stets mit sich nahm. Er sah bisweilen lange hinein mit den starren, hellblauen Augen, aber er ließ immer wieder mit dem Ausdruck der Ermüdung und Enttäuschung den Spiegel sinken. Er suchte sehnsuchtsvoll in seinen Blicken „das Ende" zu erspähen — sein eigenes Ende!

Am 16. August war er länger als gewöhnlich draußen auf dem Wall. Es war ein schwüler Nachmittag. Ueber den Feldern lag ein Sonnendunst und im Westen stieg langsam eine graue Wolkenwand auf. Der Wald war still wie ausgestorben, kein Vogel sang und kein Käfer summte. Nur in dein hohen Wacholderstrauch neben dem Alten raschelte eine Maus so leise, als wäre sie müde, und unten in dem Schilf des Sees fchwamm langsam eine einsame Wildente, hin und wieder mit einem kurzen, plätschernden Laut mitertauchend. Ter Alte sah ungewöhnlich feierlich aus. Er stand in seinen, engen, verschossenen, grünen Tuchrock an den Stamm einer alten Kiefer gelehnt. Hut und Stuck lagen wie gewöhnlich im Grase und seine Hand hielt den kleinen Spiegel. Aber er sah nicht hinein, sondern seine Blicke waren in die Feme gerichtet, geisterhaft leuchtete es in ihnen auf. Er schien mehr zu sehen als den Wald drüben, am Ufer und die graue Wolkenwand. War es die alte Wendenschlacht, die er sah? War es ein neuer Kampf?

Die Luft war erdrückend schwül geworden. Die Natur lechzte nach dem erlösenden Gewitter, aber die Sonne senkte sich gluthroth hinter die grauen Wolken und immer noch athmete der Wald schwer und sehnend. Die Stämme der alten Kiefern erglänzten im rosenfarbenen Lichte und auch in den Locken des Alten spielte ein schimmernder Schein.

Da plötzlich faßte er krampfhaft den Spiegel. Er hielt ihn dicht vor seine Augen und seine hohe Gestalt schreckte zusammen. Ein ganz eigenartiger, freudiger Zug breitete sich über sein Wesen. Er schritt eilend, und als habe er neue, jugendliche Kräfte gewonnen, den Weg nach Hause. Hut und Stock hatte er vergessen, nur den kleinen Spiegel hielt er krampfhaft in der Hand. Einzelne Regentropfen fielen schwer auf seinen Kopf, aber er bemerkte es nicht. Auch den Windstoß, der dem losbrechenden Gewitter vorausging, fühlte er nicht. Erst als die Blitze niederfuhren und als der strömende Regen ihn peitschte, schien er zu dem Bewußtsein des Lebens wieder erwacht zu sein. Da war er aber bei dem Dorfe auch schon angelangt. Unter den alten Linden ging er leidlich geschützt; wenn nur die Leute ihn nicht so

Die letzten weetzow. 2HY
erstaunt betrachten wollten! Woher kam denn der alte Herr, ohne Hut und Stock? Und was hatte er in der Hand? Einen Spiegel? Weßhalb einen Spiegel?
Fräulein Nutenberg stand mit dem Kammerdiener spähend in der Haus-thür, als der Alte in den Garten trat. Beide stürzten in das Vestibül, um einen Regenschirm zu holen, aber der Alte war so schnell vorwärts geschritten, daß sie mit ihrer Hülfeleistung zu spät kamen. Fräulein Rutenberg war ganz sprachlos über den „Aufzug" des Alten. Er schüttelte sich den Regen von den Nermeln und lächelte dazu. „Ich bin tüchtig durchweicht," sagte er, „ich muß mich umziehen." Und er ging in sein Zimmer, um die Kleider zu wechseln.
In der Nacht war der Alte eifrig beschäftigt, Papiere zu sortiren.
Eine große Anzahl davon verbrannte er in dem Kamine.
Schon früh um sechs Uhr au dem folgenden Morgen ging er in dem Garten auf und nieder. Immer und immer wieder die alte Buchenhecke entlang! Er schien sehr unruhig zu sein, blieb bisweilen stehen und athmete tief auf.
Etwa um acht Uhr wurde der Post-Müves an dem Ausgang der Hecke bei dem Hause sichtbar. Ter Alte stand in einiger Entfernung und hob seinen linken Arm, als wollte er ein Zeichen geben. Auf das Zeichen hin hielt Müves einen Brief in die Höhe. In demselben Augenblick aber sah er den alten Herm vornüber zu Boden stürzen, ganz gerade, ohne die Hände abwehrend zu gebrauchen. Voller Schrecken eilte er auf ihn zu. Regungslos lag der Alte auf dem Boden, mitten in dem Heckengang, mit dem bleichen Gesicht auf dem rothgelben Kieswege. Möves wendete den Körper zur Seite, während Fräulein Rutenberg mit Gebeiden des Entsetzens von dem Hause her gelaufen kam. Sie hatte den Fall von dem Fenster aus gesehen. Möves nahm dem Alten das schwarze Halstuch ab und fühlte nach seinem Herzen. Alles war still. Es war „das Ende".
In dem erpressen Briefe, den der Bote gebracht hatte, theilte mit schonenden Worten ein Beamter des Kriegsministeriums, den der alte Herr um Nachrichten bei besonderen Fällen ersucht hatte, dem Baron mit, daß sein Sohn bei Mars-la-tour geblieben sei.
Einige Tage später erhielt der Neffe des alten Herrn, der mit seinem Regiment auf Paris marschirte, einen Brief des Noctors. Nerselbe lautete:
Geehrter Herr Baron!
Ich kehre soeben von Weetzow zurück, wo ich leider nur den in Folge eines Herzschlages stattgefundenen Tod Ihres verehrten Herrn Onkels con-Noil, und T»d. XXXVIII., >!3. 17

statiren konnte. Fräulein Rutenberg hatte mich unmittelbar nach dem so bedauernswerthen Ereigniß telegraphisch nach Weetzow gerufen. Die große Aufregung der letzten Zeit hat bei der vorhandenen, unglücklichen körperlichen Disposition eine Katastrophe herbeigeführt, die nur eine Frage der Zeit war. Ein gütiges Geschick ersparte dem alten Herrn die erschütternde Nachricht von dem Tode seines Sohnes. Er starb, als der Postbote ihm den Brief übergeben wollte, der die Trauernachricht enthielt. Ich bin in den Lazarethen sehr beschäftigt und bitte Sie deshalb, die Kürze meiner Mittheilung gütigst zu entschuldigen. Indem ich Sie bitte, geehrter Herr Baron, stets über mich verfügen zu wollen, bin ich in Hochachtung und Verehrung Ihr gehorsamster
Dr. M.

I'. 8. Lars ich Sie als den Herrn der Wcetzower Güter begrüßen? Ich höre, daß die Besitzungen an Sie, als den ältesten Sohn Ihrer verstorbenen Frau Mutter, gefallen sind.

Aietro öiciliani.
(,832—,885.)

von

Lmil Pacullu.
— Genf. —

ach Giordano Brunos und Tommnso Eampanellas Tode, am Anfange des 17. Jahrhunderts, herrschte in Italien „die philosophenlusc, die schreckliche Zeil": es war die Zeit, wo das Volt unter dein Joche der Jesuiten und der Fremdherrschaft seufzte. Wohl hebt sich eine bedeutende Gestalt aus diese,« düsteren Bilde hervor: der Neapolitaner Giambattista Vico, der den so folgenschweren Kampf zwischen Staat nnd Kirche in seinen historischen und psychologifchen Wurzeln zu erkennen suchte und damit die ersten Keime zur Wissenschaft der Gesellschaft legte. Doch unbeachtet und vereinsamt unter seinen Zeitgenossen stehend, war dieser bedeutendste italienische Denker der Neuzeit fast einem Kometen vergleichbar, der erscheint und auch schon verschwindet, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen ....

Erst turz vor Anfang unseres Jahrhunderts begegnen wir einer neuen philosophischen Strömung iu Italien. Es war die Sinnesphilosophie der Franzosen, welche daselbst unter Eondillac in Person ihren Einzug hielt und die glänzendsten Triumphe feierte. Die Befreiung von diesem groben Materialismus war, wie überall in Europa, auch hier das Wert der Kantischen Philosophie. Langsam brach sich dieselbe Nahm denn erst im Jahre 1808, also vier Jahre nach dem Tode Kants, erschien die erste italienische Uebersetzung seiner Schriften. Aber einmal eingeleitet nun Nomagnosi und Testa, welcher letztere die Kantische Philosophie als das „Gefängnist des menschlichen Geistes, gezimmert von dem stärksten Kopfe, den seit Aristoteles die Sonne erschaut", bezeichnete, nahmen die Studien Kants einen raschen Fortgang. Namentlich war es Gnluppi, der die Bedeutung der Kantischen Moral schars und voll erkannte und mit ihrer Hilfe den französischen Materialismus zum Tinten brachte.

Dennoch vollzog sich in Italien nicht die wissenschaftliche Revolution, wie sie von einem tieferen Studium der Kantischen Philosophie zu erwarten war. Das Verständnis! der Italiener für Kant blieb eben auf das moralische Gebiet beschränkt l in den kritischen Geist seiner Lehren vermochten sie nicht einzudringen. Allerdings machte Antonio Rosniini das Thema der kritischen Philosophie auch zum Thema seiner Studien. Er gab sich die ernstlichste Mühe, der Entstehung der Erkenntnis! nachzuspüren, und er unterschied hierbei nicht nur klar zwischen Materie und Form, sondern suchte auch schon die 1?»

Zahl der Kantischen Forme» zu beschränken. Doch sehte er nn deren Stelle nur die an die Scholastiker erinnernde angeborene, obiectiue Idee des Seins, deren Anschauung in uns ist, und durch die wir die Wahrnehmungen verallgemeinern und zur Erkcnntnih erheben.

Damit hatte Rosmini dem IdenlimuS Eingang »erschafft, der, wurzelnd im Geiste der Nation selbst, und begünstigt von den immer mehr um sich greifenden kühnen Systemen eines Schellina, und Hegel, in Vinccnzo Gioberti seinen Höhepunkt erreichte. Indem dieser die Methode in die unmittelbare Anschauung des Absoluten setzte und die Formeln aufstellte: „das Sein erzeugt die Existenzen", d. h. es ist Substanz und Ursache derselben, „die Ezistenzen hinwiederum lehren zum Sein zurück", endete er damit, „die Philosophie als die Wissenschaft Gottes und aller mit Gott in Beziehung stehenden Dinge" zu bezeichnen. So war der mittelalterliche Standpunkt wieder heraufbeschworen uud die Philosophie zur „Magd der Theologie" herabgewürdigt. Zugleich erhielt sie eine nationale Färbung, denn „Italien, welches das Princip der moralischen Einheit der Welt, d. h. das Papstthum, sein nennt, ist die Mutlcrncttion des menschlichen Geschlechts".

Mit diesen Lehren, über deren Naivetät wir uns kaum eines Lächelns erwehren können, nahm Gioberti seiner Zeit alle Geiuüther gefangen! Es war eben eine Zeit der Jugend und des Rausches, eine Zeit für Poeten, aber nicht für Denker,

Auch bei Mamiani, der einen gemäsiiglen Idealismus repräscntirte, blickte die poetische Natur und das nationale Gefühl überall durch. Wie gros, auch die praktische,» und politischen Verdienste dieser Männer sein, welche Bedeutung sie auch persönlich und durch ihre Philosophie für die Einigung Italiens haben mögen, indem sie dem Volke eine ideale Geistesrichtung gaben, sie befinden sich nicht auf dem Boden der wissenschaftlichen Philosophie. Mag auch ihre theislische Ansicht znm Theil sehr geläutert sein, so suchen sie doch alle das Dnsein Gottes zu beweisen und seine Attribute zu bestimmen, und sind also in den Kern der von Kant kritisch begründeten Wahrheit, daß alle unsere Erkenntnis nur ans Erfahrung geht, nicht eingedrungen. Es kann ihnen wohl das Verdienst, durch Annäherung des Glaubens an dir Wissenschaft und durch Niederdrückt»««, des groben kirchlichen Despotismus die wissenschaftliche Philosophie vorbereitet zu ha den nicht streitig gemacht werden, aber ihre philosophischen Gebäude zerfallen in Stücke.

Kein Wunder, wenn sich dieser Richtung gegenüber der Skeptiker Ansonio Franchi mit der Behauptung erhob, Italien besitze überhaupt keine Philosophie und werde auch eher keine besitzen, als bis es aus die philosophisch-religiösen Lehren des Mittelalters verzichte. Während er die Philosophie aus ihrem dogmatischen Schlummer hcrausrm und den» kritischen Geiste Bahn brach, zeigten die zahlreichen Anhänger Hegels in Italien, namentlich Vera, Spaventa und Fiurentino, das; eine nationale Philosophie eine Thorheit sei und das, die Lebensfähigkeit der italienischen Philosophie von der Annäherung an die gesammte europäische Geistesrichtung abhänge, eine Wahrheit, zn deren Verwirtlichung namentlich das allenthalben in Europa wachsende Interesse für Naturwissenschaften führte.

Die italienische Philosophie von heute zeigt ein uielbewegtes, gestaltenrciches Bild, dem die Spuren der vorangegangenen Zeit auf's lebhafteste eingeprägt sind. Da sind zunächst die Anhänger der mittelalterlichen Scholastik, die kühn, wie nur je, ihr Haupt erheben. Ihnen zur Seite gesellen sich, nur geringe Unterschiede aufweisend, die Anhänger der Gioberti'schen Philosophie. Andere gehören der »euplatonischcn Philosophie an, oder reprnientiren eine» gciuäsügten Idealisinns oder erklären sich für Fortsetze»- und Vc'rbcsserer der Hegel'schen Philosophie. Auszerdem hat sich der Einflnh der positivistischen, mechanischen Richtung geltend gemacht. Noch sei erwähnt, daß es namentlich in der neuesten Zeit an eingehenden Studien über Kant nicht gefehlt hat.

Dai! der Einslus! der Naturwissenschaften und die Kantische, kritische Philosophie, deren europäischen Werth ja die Geschichte bestätigt hat, allein vermögend seien, der

italienischen Philosophie eine moderne Geistcsrichtung zu geben, d. h. sie unabhängig von der Theologie, wie von jedem falschen nationalen Gepräge zu machen, das ist der Gedanke, zu welchem die Geschichte selbst zu führen scheint: in diesem Sinne erkannte die Aufgabe feiner Zeit und strebte ihr sein Leben lang unermüdlich nach Pietro Siciliani. Inwieweit gerade seine Persönlichkeit zur Lösung derselben geeignet war und inwieweit er sie thatfächlich gelöst hat, mag die Darstellung seines Lebens und seiner Lehren zeigen.

Am 19. September 1832 wurde Pietro Siciliani zu Galatina in Lecce geboren, und eben da, unter dem herrlichen Himmel Cüditolieus (dein klassischen Lande der Philosophen), der Heimat Giordano Brunos, Tommaso Enmponellas, Ginmbattista Vicos verlebte er die Tage seiner Jugend. In Neapel und Pisa lag er den medicinischen Studien ob, doch üble er nach bestandenem Eramen den Veruf des Arztes nicht aus, da ihn Natur und Neigung zur Philosophie hinzogen. Was seine amtliche Stellung betrifft, so wurde er zunächst als Lehrer der theoretischen und Moral-Philosophie nn da? königliche Liceum Dante in Florenz berufen: danach bekleidete er eine außerordentliche Professur der Anthropologie und theoretischen Philosophie zu Bologna, woselbst er im Jahre 186? „auf Grund hervorragender Berühmtheit" zum ordentlichen Professor ernannt wurde und bis zu seinem Tode blieb.

Ten hervorstechenden Zug seines Lebens bildete wohl seine natürliche, echt wissenschaftliche, Cokratische Bescheidenheit, die sich in geeigneten Augenblicken sehr glücklich mit einer feinen, schneidenden Ironie zu verbinden wußte. Aber seine lebhafte Kritik galt stets nur den Ideen und Principien, niemals den Personen. Tos Kantische Wort: „Laßt Euren Gegner nur Vernunft zeigen und bekämpft ihn nur mit Waffen der Vernunft", welches zumal in Italien und auch bei Philosophen, d. h. Männern, welche die Wahrheit zu lieben vorgeben, noch immer nicht siegreich durchdringen will, war in ihm verkörpert und vergeistigt. Wie er die Geschichte der Philosophie gern einem Drama verglich, in welchem der Gedanke zugleich Schauspieler und Zuschauer ist, einem Drama 8ui ßenori», in welchem oen Knoten zu lösen die Gottheit nicht von oben herabsteigt, sondern von unten heraufdringt, hervorquellend aus dem Innersten des Gedankens, aus der Tiefe der Geschichte, der Forschung und des menschlichen Lebens, so, sage ich, galt ihm auch die Geschichte des Philosophen, wie des lernenden und strebenden Menschen überhaupt für ein großes Drama, in welchem die Vernunft unaufhörlich niit der Vernunft im Streite liegt. Daher ergriff er den Sokratischen Gedanken von der gemeinsamen Erzeugung des Denkens mit so tiefem Verstäudniß und führte ihn praktisch, im Hönnnl, wie in öffentlichen, von ihm in's Leben gerufenen, pädagogischen (5unferenzen auf's Wirksamste durch: daher sein Wahlspruch: „Freier Gedanke in freier Schule": daher er mit Montaigne dachte: „Wenn mir Jemand widerspricht, so erweck! er meine Aufmerksamkeit und nicht meinen Zorn: ich wende mich dein zu, der mich belehrt."

Nie diese Einheit im Fortschritt, dieses Ringen nach dem Lichte der Wahrheit seine gesammtc Art zu denken bezeichnete, davon geben seine hinterlassencn Schriften den schönsten Beweis. So weht schon aus seinen jugendlichen pädagogischen Werken der Geist einer neuen Periode, welche der italienischen Erziehungslehre vergönnt sei» sollte: das Princip der Autodidattit und der Begriff der Persönlichkeit, welche nachmals für seine Theorie der Erziehung grundlegend wurden, finden sich schon dort als fruchtbarer Keim: ja es ist geradezu ergreifend, zu sehen, mit welcher Gluth er schon damals den Gedanken einer Umgestaltung der Pädagogik aus wissenschaftlichen, namentlich psychulogisch-ethischen Principien erfaßte, und wie er eine kritische Geschichte der Pädagogik für ein erstes, unausbleibliches Erfordernis dazu hielt, ein Erfordernis!, das er fpäter aus eigenen Kräften, ohne fremde Neihülfe, erfüllt hat.

Ueberall, im Leben, wie im Denken, galt ihm vernunftgemäße Entwickelung als das bestimmende Princip, und der Begriff der Evolution, die er als die Mutteridee

des Jahrhunderts bezeichnete, durchzog seine gesammte Philosophie. Mit einer nußerordentlichen synthetischen Kraft begabt, wie sie nur den höchsten Geistern eigen zu sein pflegt, wußte er dieses Princip für die Wissenschaften des „Lebens" und der „Psyche", wie für die der Gesellschaft, der Moral und der Erziehung fruchtbar zu machen, ohne daß er sich von demselben zu irgendwelchen metaphysischen Abirrungen verleiten ließ. Davor bewahrte ihn sein bescheidener, nur auf das Gewisse und Nähre gerichtetem „Sinn des Maßes", der überall das Gold von nur glänzendem Metalle zu scheiden wußte,

Nie Geschichte galt ihm als der erste Probirstein zur Neurtheilung einer Lehre; daher begann er seine grundlegenden Werke stets mit einer geschichtlichen Darstellung der vorhergehenden Verfasser gleichen Gebietes: Nur indem wir die historische Entwickelung kennen und kritisch beurtheilen, vermögen wir uus vor allzu neuen Neuheiten zu hüten, und andererseits wird sich uns da, wo in geschichtlichen Auf- und Niedergange, inmitten des Eonflicts eine Theorie beständig, hartnäckig wiederkehrt, selbst im Irrthumc ein frischer Hauch von Wahrheit offenbaren. Es ist die Leibnitz'sche „große Art zu denken" , der wir hier begegnen, jene umfassende Art zu denken, die neben Leibnih namentlich Vico, und in der neuesten Zeit Eomte und Spencer ausgezeichnet hat, und in der Thnt fühlte sich Sieiliani besonders zu diesen Männer hingezogen.

Mit Leibnitz theilte er nicht nur den Grundgedanken der Eontinuität, nicht nur die gewaltige, synthetische Kraft, sondern auch dessen Art von Eklettismus. Nur im Leibniß'schen Sinne durfte man Sieiliani einen Eklektiker nennen, denn wie dieser eignete er sich stet« nur das an, was seiner Natur gemäß war; während sich der Eklektiker widerspricht, war in ihm alles Einheit; er wußte, um mit Rnphnel zu reden, ein Schüler aller und Meister seiner selbst zu sein.

Seine Kenntnih der italienischen, französischen, englischeil und deutschen Philosophie war grudezu erstaunlich. Wie er aber mit der historischen und synthetischen Gabe den echt kritischen Geist verband, so war es neben Leibnitz uud Vico namentlich die erhabene Gestalt Kants „des Nunderthäters", wie er ihn nannte, die seinen Sinn gefangen hielt uud auf den er in seinen Schriften, Vorlesungen und Unterhaltungen mit Vorliebe zu sprechen kam. Daneben hatte er die deutschen Neu-Kantiancr eingehend studirt, und in seiner Philosophie, welche er als „kritischen Positivismus" bezeichnete, nahm er vornehmlich zwischen den Positiuisten Englands und den Kriticisten Deutschlands seinen Weg.

Dem Kampfgewühl streitender Parteien, welche nur zur Herabwürdigung der Philosophie führen konnte, haben alle Identitätsversuche bisher vergeblich ein Ende zu setzen gesucht, vergeblich, weil sie stets eine systematische Einheit im Auge hatten und den Vegriff der Entwickelung, sofern sie ihn dabei anwandten, in metaphysischem Sinne geltend machten. Der kritische Positiuismus Sicilianis will daher besser als ein System, vielmehr eine Methode sein, eine Art zu untersuchen, zu studircn, zu forschen; wenn auch der menschliche Geist der metaphysischen Speculation nie entsagen wird, so darf dieselbe doch nicht für mehr gelten, als sie ist, d. h. als Hypothese.

Die Systeme des Spiritualismus und Materialismus sind, weil beide dogmatisch, unucrsöhnbar. Gedanke und Bewegung sind unzertrennlich, aber weder der Gedanke läßt sich auf Bewegung noch die Bewegung auf den Gedanken zurückführen. Auf dem Gebiete der Methode jedoch ist die ersehnte Vereinigung möglich, nothwendig, ja unvermeidlich geboten durch die fortschreitende Bildung der Wissenschaften; der Theilung der Arbeit muß eine Vereinigung der Arbeit folgen, und eben darin besteht ja eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, daß sie in ihrer Eigenschaft als „Wisscnschast der Wissenschaften" die Erfahrungstatsachen begründe und vollende, die Gesetze derselben aufspüre, ihre wichtigsten Ergebnisse der Kritik unterwerfe und sie zur Einheit des Princips erhebe.

Die Grundwissenschaft der Philosophie ist darum die Psychologie, sie ist die Wissenschaft, in welcher die Gesetze und Principien der Gesellschaft und der Geschichte.

der Kumt und der Religion, der Mythologie und der Philologie, wie jeder Art moralischer und juridischer Wissenschaften Wurzel fassen. Hier ist die wissenschaftliche Philosophie, welche auf dem Boden des „phänomenischen Realismus" fußt und die „Relalivität des Wissens" zum Princip erhebt, namentlich von den englischen Positivisten auf der einen und von den deutschen Neukantianern auf der andern Seite vertreten, deren gegenseitige Annäherung von der Geschichte selbst bestätigt wird. Die individuelle Angcborenheit der rein subjektiven und die erbliche Angeborenheit der rein objectiven Richtung sind bereits historisch gerichtet, indem der eine Weg zum reinen Idealismus, der zweite zum reinen Materialismus geführt hat. Die dritte, subjectiv-oojective Richtung, welche den psychologischen Werth sowohl im Individuum, als in der Nasse, in dem geschichtlichen Entwickelungsgange cmertennt, ist die allein wissenschaftliche. „Wenn der Innatismus eine unleugbare Thatsache ist, so daß es nach den Beweisführungen Spencers und anderer moderner Forscher Niemandem mehr erlaubt sein wird, von einer tavol» 1232 zu sprechen, so ist doch der erblichen Kraft nicht alles einzuräumen, indem man sie gleichsam zu einer erzeugenden Kraft macht, wie die englischen Philosophen möchten, noch alles dem Individuum und der psychischen, individuellen Beschaffenheit, wie die orthodoxen Anhänger des Kantismus behaupten. In der Species, in der Nasse ist die psychische Ucbertragung nur darum möglich, weil sie vor Allem in der psychischen, individuellen Beschaffenheit möglich gemacht worden ist. Wer sieht nicht, daß auf diese Weise der alte Sensismus und der orthodoze Kantismus überwunden und zugleich der erbliche Innatismus Spencers verbessert wird?" Die Angeborenheit kann nicht allein mit hülfe des äußeren, des Gesetzes der Anpassung, wie Spencer behauplen möchte, erklärt werden; man muß vielmehr einen Keim persönlicher Unabhängigkeit, den „persönlichen Factor" Wundts anerkennen, und hier stimmen ihrerseits Lucas und Littr« überein, wenn sie von „individualer Angcborenheit" und einem „ursprünglichen Factor" reden. Dieses Zugeständnis; müssen die neueren Positivisten machen, wofern sie nicht für dogmatische Metaphysik« gelten wollen.

Wollte man übrigens annehmen, daß die Frage betreffs des „Noumenun" jegliche Versöhnung zwischen dem wohlverstandenen Kriticismus und dem wohlverstandenen Posivilismus ausschließe, so bedenke man nur, daß ja Spencer eiu „Unendliches, Unerkennbares" eingeräumt habe? ja er hat sogar die Bestimmung desselben nicht völlig vermieden, sodaß er sich einer Art von Pantheismus nicht ganz hat entziehen tonnen. Die Relativität des Wissens erfordert jedenfalls, daß wir einen Grenzbegriff annehmen, das was Kant „Ding an sich" genannt hat, von dem wir aber nichts auszusagen vermögen. Uebrigens sollte es eine nicht der geringsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts fein, gewisse Fragen, die doch nur auf Hypothesen hinauslaufen können, offen zu lnffen und damit der metaphysischen Speculation gegenüber neutrale Stellung einzunehmen; nur freilich muß diese Neutralität „Neutralität in Waffen" sein, um jeden, der sich über die von der Vernunft selbst gesetzten Grenzen hinauswagt, in sein Gebiet zurückzuweisen.

Von diesem seinen« Standpunkte in moäi»» r«8 aus hat der Philosoph zunächst die Basen zur Neubegründung der Psychologie gelegt: indem er die Einseitigkeit der rein psychologischen, wie der rein physiologischen Methode nachweist, zeigt er zugleich die Nothwmdigteit und Möglichkeit einer Durchdringung der subjectiven und objectiven Forschung, welche nach Verbesserung und Verneinung der erwähnten Methoden an deren Stelle zu treten haben. Indem, auf dieser Grundlage, die Psyche weder „als fertiger Gedanke", noch als „bloße Receptiuität" aufgefaßt, sondern als etwas Werdendes, Entstehendes studirt wird, wird die statische Psychologie mit Hülfe der compariven Methode in eine dynamische, genetische verwandelt; die Wissenschaft der psychischen Thatsachen wird „Pfychogenie".

Die Wissenschaft des „Lebens" und der „Psyche" sind unzertrennlich; wie die-

Physiologie, im weitesten Sinne genonuuen, Biologie, d. i. Wissenschaft allei der Herrschaft der Evolution unterworfenen Formen des Lebens geworden ist, so mich in ähnlicher Weise die Psychologie Wissenschaft der Psyche werden, wie diese sich durch die zoologische Reihe hindurch, parallel mit der morphologischen Entwickelung, erzeugt.
Wenn schon Herbert Spencers Theorien zufolge Biologie und Psychologie pari p»«8>i fortschreiten muhten, so hat doch der englische Philosoph in seiner Auseinandersetzung die eine der andern folgen lassen, und man vermißt auch bei ihm jene Totalität »ui ssensi-i», auf die sein tief speculatiues Genie überall hinzielt.
Dem großen Gesetz der (Kontinuität folgend, muß die Psychogen« zunächst die zoopsychischen Thalsachen berücksichtigen, die sich, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, lnum genugsam bemerkt, so zahlreich angesammelt haben, nur daß auch hier inmitten dieser kostbaren Einzelheiten der belebende Hauch einer Synthesis fehlt, der fie zur Einheit zu erheben und ihnen die rationelle Form aufzuprägen weiß. Diesem Bedürfnis, aber wird man nicht eher gerecht werden können, als bis man zugleich ein zweites Erfordernis« erfüllt, nämlich die morphologischen Gesetze der Homologie und Analogie in das psychische Gebiet überträgt.
Das Gesetz der Homologie erfordert „Identität in der Differenz", das der Analogie „Aehnlichkeit in der Verschiedenheit". Die Homologie, welche den nwrphologischcn oder psychischen Typus bewahrt, ist, um mit Goethe zu reden, eine centripetnle Kraft, während die Analogie, welche die Abänderungen unter dem Einflüsse äußerer Bedingungen hervorbringt, eine cenlrifugale Kraft ist.
Spencer, der die typischen Gruppen und Untergruppen von morphologischer Natur aufgestellt hat, hat gleichwohl keine Anordnung der verschiedenen Gruppen der Thiere und Menschen unter dem psychischen Gesichtspunkte unternommen-, eine solche zoopsychologische Klasseneintheilung nach dem angegebenen Verfahren aber ist unentbehrlich für die endgültige Gestaltung der Psychogenie als Wissenschaft.
Indem so die Psychologie eine wesentlich comparntiue Form annimmt und sich der genetischen Methode bedient, hört sie auf eine beschreibende, formale Wissenschan zu sein, so und nur so wird sie uus eine wirtliche „Naturgeschichte der Psyche" geben tonnen. Damit sind zugleich die Nasen zur Neubegründung der Sociulogie gegeben, als einer Wissenschaft, welche auf den Gesetzen des psychologischen und geschichtlichen Entwickelungsganges beruht und welche darum, der dargelegten Methode folgend, in ähnlicher Weise eine Sociogenie werden tann und muß. Die Wissenschaft des „Lebens", der „Psyche" und der „Gesellschaft" wachsen aus einem Sproß: es sind drei natürliche parallele Schöpfungen, die sich gegenseitig fordern, und alle zusammen stellen sich dar als der Triumph der natürlichen Evolution: aber wie sehr sie auch mit einander verknüpft sind, wie sehr auch dieselben Gesetze in Biologie, wie in Sociologie herrschen, ihre Unterschiede sind unverkennbar, und der Hauptgrund davon liegt darin, daß die Elemente des indiuidualen Organismus dem Ganzen untergeordnet, die des socialen dem Ganzen nebeugeordnet sind.
Daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei und nach Art eines Organismus wachse und sich entwickele, daß die Sociologie ein Ganzes mit der Naturgeschichte blidcn müsse, das war der fruchtbare, wahrhaft neue Gedanke Auguste Eomtes gewesen, den Spencers Geist großartig umzugestalten und gleichsam zu einem vollkommenen System zu erheben wußte. Aber Lomtc wollte die Wissenschaft der Gesellschaft vollkommen auf Biologie begründen, und auch Herbert Spencer betrachtet den socialen Organismus nur zu sehr durch die Brille des Biologen und Mechanisten; von der Idee der Eontinuilät so lebhaft ergriffen, daß er nicht selten einem Philosophen der Schelling'schen Schule gleicht, sieht er zumeist nur die analogen und nicht die homologen Beziehungen, d, h. solche, welche die Unterschiede fordern (wenngleich er sich durch Annahme des „Unerkennbaren" und durch den Werlh, welchen er dem Individuum beilegt, glücklich widerspricht).

Siciliani seinerseits hält dafür, daß die Bildung der thierischen Gesellschaft nicht ganz unbewußt nnd völlig instinctmäßig, das Entstehen und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aber nicht durchaus bewußt und überlegt vor sich gehen. Es ist demnach die Aufgabe der modernen Sociulogie, als der „seisusn nuova" des Jahrhunderts, durch das Studium der wirtlichen Entstehung der gesellschaftlichen Formen, niit Hülfe der genetischen Methode, zu erkennen, welchen Theil an diesem Werke die Natur, die unbewußte Thätigkeit und des Doppelgesetz der natürlichen Zuchtwahl und Vererbung, und welchen ihrerseits Vernunft, Ucberlegung und Freiheit haben, bis zu welchem Punkte also der denkwürdige Ausspruch Vicos wahr sein möge, „daß die menschliche Willkür, von der vulgären Weisheit (oorumun 8«n3«) geregelt, der Baumeister der Welt, der Nationen sei".

Wir rieten damit an der gewaltigen Fragen gewaltigste heran, an die Frage nach der moralischen Freiheit als Bedingung und Quelle der Freiheit überhaupt und als sicherste Grundlage jeder politischen und socialen Einrichtung. Im Ganzen nimmt der Philosoph hier die Richtung auf die Kantische Mural, nur das; er zugleich dein Princip der Evolution auch hier das ihm zukommende Recht läßt. Indem er den intelligiblen Charakter des Handeluden Subjekts und damit den rein formalen, den Verstand determinirenden Willen und das Sittengesetz als kategorischen Imperativ, weil mysteriös und nicht intelligibcl, verwirft, behält er vor Allem den Knntifchcn Gedanken, das; wir unter der Idee der Freiheit, welche nach Siciliani zur treibenden Kraft, zur „leitenden Idee" wird, handeln tonnen, und er zeigt ferner, das; der Wille nicht zwar autonom ist, aber, von der Vernunft motivirt, autonom wird. Das wahre Princip ist auch hier in dem gegenseitigen Durchdringen der beiden psychologischen Functionen, deren eine centripetal, die andere centrifugal ist: Sinn und Vorstellungskraft, welche Verstand, Instinct und Trieb, welche Gemüthsbewegung, Leidenschaft, Willensäußerung weiden. Ter Verstand, die Ncwußtfeinsthätigteit halten die Idee fest, klären und erwärmen gleichsam dieselbe, die ihrerseits nicht ohne Hülse eines Gefühls zur treibenden Kraft werden kann, und beide zusammengenommen gelangen zur Willensfreiheit, zum Vernunftwillen. So erhebt' sich das Individuum zur Würde der Person, das Bewußtsein wird Selbstbewußtsein; das Selbstbewußtsein aber, hauptsächlich unter dem sittlichen Gesichtspunkte, ist eine durchaus persönliche Schöpfung, welche die uerhängnißvolle Kette der Vererbung brechen kann. Dadurch unterscheidet sich der Mensch, wiewohl nach Naturgesetzen aus der Thierwelt hervorgehend, gleichwohl typisch von ihr: die natürliche Evolution hört in der menschlichen Sphäre nicht auf, aber sie muß einen wesentlich zwccksеßenden Wcrth annehmen. Ein gemeinsames Hcrnunftziel ist es, welches wir erstreben und zu dessen Erreichung der Staat freilich nur ein Mittel ist, weil ohne freie Entwiclelung der Individuen, wie Wilhelm von Humboldt endgültig für alle Zeiten erwiesen hat, dasselbe nicht denkbar ist: aber er ist auch ein nothwendiges Mittel, da in dem wechselseitigen Wirken der Individualitäten die Bedingung ihrer Entwicklung liegt. So widerspruchsvoll auch der Eharatter unfrer Zeit ist, wir fühlen dennoch inmitten der socialen Nebel dieses Ideal, welches uns erwärmt und erleuchtet, das Ideal des Rechts und der Gerechtigkeit.

Wir alle, die wir Augen im Gesicht und Herz in der Brust haben, wir erkennen und empfinden täglich mehr die Existenz einer socialen Frage in ihrer ganzen Wirklichkeit und Furchtbarkeit, „der Frage der Jahrhunderte und des Jahrhunderts", und zugleich die Nothwendigteit einer wissenschaftlichen, auf dem Wege der Vernunft zu erreichenden Revolution. Nationalökonomie und Pädagogik sind die beiden wesentlichen refonnatorischrn Werkzeuge: beide Wissenschaften müssen gleichen Schrittes sortschreiten, aber das ökonomische Mittel ist nur ein äußeres, das moralische, pädagogische ist das innere, wahrhaft wirkungsvolle.

Wie Siciliani die Pädagogik, insofern sie eine wesentlich zwecksetzenbe Kunst ist, als den goldenen Zweig der Lehre des kritischen Evolutionismus bezeichnete, so bildete

seine pädagogische Nirtsnmteit auch die böchsie Nlllthe seiner eigenen piuchiichen, geistigen Evolution, Geistige und sittliche Wiedererzengung der Menschheit und der Nation mittelst der Wiedergeburt des Individuums, Erneuerung des socialen Organismus mittelst Wiederherstellung der socialen Monade, das war das große Ziel, auf das er, mit unglaublichem Aufwand geistiger Kraft und Energie, im Kampf mit der Dummheit und dem Aberglauben, überall und immer hinstrebte, und das er, wenn Thatsachen Wahrheit sprechen, nach höchster Möglichkeit erreicht hat.

Zwei Fragen sind es, die sich in der Pädagogik als die größten und wichtigsten Probleme darstellen; die Frage, welche die Natur der Willenstraft, und die, welche das Ziel der Erziehung betrifft.

Wenn der Mensch, wie wir gesehen haben, die ihm eigenste Eigenheit besitzt, frei zu werden, wenn sein Wille, von der Vernunft geleitet, sich autonom machen kann und wenn sein moralischer Charakter „etwas ist, das sich entwickelt", so folgt daraus einerseits die Möglichkeit einer Vervollkommnuug und damit die Möglichkeit und höchste Nothwendigkeit einer Erziehung in den von der Veniunft gesetzten Schranken: und andererseits ergiebt sich, daß die Kunst der Erziehung hauptsächlich darin besteht, eine Reihe von Mitteln wirksam zu machen, um den Charakter wachsen, den „persönlichen Factor" frei hervorquellen zu lassen. Die Gefühle zu mäßigen, die Bewegungen und Leidenschaften zum Guten zu lenken, gleichsam eine zweite Natur kraft der autonomen Natur der Vernunft zu schaffen, mit einem Worte, den moralifchen Charakter zu bilden, das ist das nächste, unmittelbare Ziel der Erziehung, uud dieses Ziel darf der Staat, welcher als ei» juridischer uud ethischer Organismus sich nicht nur nach Art jedes anderen Organismus erhalte«, sondern, wie Kant sagt, den Ideen der Menschheit und ihrer inneren Bestimmung gemäß fortschreiten muß; dieses unser genieinsames Ziel darf uud muß der Staat traft des Unterrichts und der Schule jeden! einzelnen auferlegen. Das entferntere Ziel dagegen, welches wir davon unterscheiden müssen, nämlich dasjenige, welches mit dem des Lebens zusammenfällt und das keine Wissenschaft feststellen, darum kein König, lein Staat, keine Kirche, kein Vater dem einzelnen vorschreiben darf, dieses muß als Frucht der Autodidaktik aus dem Bewußtsein des Individuums hervorquellen: die Erziehung muß den Menschen nur befähigen, Priester und König seiner selbst zu werden, damit er dieses sein eigenstes Ziel zu erkennen und zu erringen vermöge.

Der Begriff der Persönlichkeit, der Schlüssel der moralischen und juridischen Wissenschaften, ist zugleich der Grundstein der Pädagogik, Man sage auch nicht, daß das Kind noch keine Person sei; es besitzt alle Anlagen des menschlichen Wesens und traft der Vererbung alle Elemente des historischen, menschlichen Seins. Darum ist sein Wesen heilig und unverletzlich; und man darf diese seine Potentiale Persönlichkeit, traft deren es sich unter den vorhandenen Bedingungen zur Würde des Menschen erheben lann und muß, nicht im Keime erdrücken. Eine wichtige Folge davon ist, daß die Schule außer der Wissenschaft selbst nur eine allgemeine natürliche Moral lehren darf; die Religion dagegen muß frei wachsen in dem Bewußtsein des Kindes. Niemand, weder die Kirche, noch die Familie, haben das Recht, traft des <üc>iui><«Ile sutrars dem Kinde religiöse Dogmen einzutrichtern, weil sie damit ein anderes höchstes Recht, welches inr Kinde ist, das der freien Entwickelung, zu nichte machen. Eben darum, weil die Schule a»tif>>ste«!lltisch sein soll, muß sie auch weltlichen Charakter haben; dem Staat allein, der gleich der Wissenschaft neutral ist, kommt, in den oben angegebenen Grenzen, das Recht der Ueberwnchung des Unterrichts zu.

Was die Vernunft uns dictirt, da« sind wir gezwungen anzunehmen, was die Wissenschaft als sicher festgestellt hat, das allein dürfe» wir dem Kinde lehren. Nur da, wo man auf geistig entwickelte Menschen einwirkt, namentlich nnf den Universitäten, muß Gedanken- und Redefreiheit unbeschränkt fein, „ja ich wollte," sagte Sicilioni, „daß aus den Universitäten alle religiösen Coufessioneu ausnahmslos und mit unuiu-

schränkt«- Freiheit vertreten seien, weil alle das gleiche Recht zur Propaganda- und Pro'eliitenmacherei habm."
Also Lehr- und Lernfreiheit, aber soweit sie sich mit der Vernunftfreiheit verträgt! Darum mutz auch der elementare Unterricht obligatorisch sein und dann in aufsteigender Reihenfolge mcbr und mehr fncultatiu weiden: es giebt keine Ignornnzfreiheit, wie sich Siciliani tresfcnd ausdrückt.
Dies sind in großen Zügen die Grundgedanken der Erziehungsreformen Sicilianis, Frucht der Studien, welche de» Menschen als Individuum und in der Gruppe zum Gegenstand nehmen, namentlich der Biologie und Psychologie von der einen, der Moral und Rechtswissenschaft von der anderen Seite, hat er ihnen zugleich ein eigenes, wissenschaftliches Gepräge zu geben vermocht, indem er sie zur Einheit der SMthesis brachte.
Wie sehr er übrigens in seinen Erzichungslehrcn auf Kant zurückgeht, ist unuer-, lrnnbar, auch hat er selbst Kant als den Neubegründer der Pädagogik und als seinen Führer bezeichnet: aber in Italien der Erste gewesen zu sein, der diese Ideen wirksam gemacht, für sie vom Katheder wie in den Schriften, in der Theorie wie in der Praxis mit glühenden« heiligem Eifer gekämpft, unsäglich gekämpft, und sie endlich zur Einheit des Princips erhoben hat, das wird seinen unvergänglichen Ruhm ausmachen. Auch war es ihm noch beschieden, traft seiner einzig dastehenden praktischen Wirksamkeit, zu sehen, wie seine Lehren tiefer und tiefer ins Herz des Volkes eindrangen, und, ungeachtet der Gegenanstrengungen der orthodoxen Geister, darin bleibend Wurzel faßten. Es war ihm gelungen, in Bologna ein pädagogisches Erntrum zu gründen, dessen Ruf in ganz Italien bekannt war. Eine zahlreiche Zuhörerschaft beiderlei Geschlechts nahm an seineu Vorlesungen Theil, und von weit her sandte» die Provinzen auf Gemeindctosten ihre Lehrer, denselben beizuwohnen.
So liegt denn die Philosophie und das Leben dieses Mannes, wie sie sich wechselseitig wiederspiegeln, klar vor uns: wie die richtig verstandene Evolution sein philosophisches Princip ausmachte, so war auch seine Natur aufnehmend und zurückweisend, plastisch und spontan, d. h. sich bildend im Kampfe mit sich selbst und der Umgebung, d. h. sich wahrhaft entwickelnd. Universal und doch durchaus individual, international und doch durchaus national, centrifugal und ccntripetal, nach außen und nach innen gerichtet, wurzelnd in einem gesunden Gefühle der Wirklichkeit, in dein realen Fortschritte der Gesellschaft und zugleich in dem Opfer für Vaterland und Menschheit, in den höchsten Idealen unserer Gattung, vor Allein in der Tugend als Preis ihrer selbst, so war er, so wollte er sein, und so war auch seine Philosophie.
Wollte ich diesen seinen Charakter und sein philosophisches Wirken mit einem Worte bezeichnen, so würde ich auf ihn im höchsten Sinne das Schiller'sche Wort anwenden, daß er stets „aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen" strebte. Darum hielt sich seine Philosophie von jeder krankhaften metaphysischen Ausschweifung fern und wußte überall die glückliche Mitte zu treffen: darum war sie ihrem Eharntter nach weder materialistisch, noch spiritualistisch, weder positivistisch noch orthodox, weder rein individualistisch, noch rein universalistisch, weder pessimistisch, noch rein optimistisch. Sie war ein Optimismus, aber ein männlicher Optimismus, der beseelt von dem „Glauben an die heiligen Rechte der Menschheit" auch im Chaos einen Schimmer des Lichtes entdeckt und, sich dura» jenes hindurchliimpfend, diesem entgegeneilt und entgegcnleitet. So ist denn auch die endliche Wirkung, die seine Lehren und seine Erscheinung in uns zurücklassen, eine allgemein erhebende: wir erkennen daraus, daß die Menschheit und die Völker ihren großen Zielen näher treten.
Die Wiedergeburt Italiens ist eine Thatsache, daß die Niedergeburt der Italiener eine zweite wird, hier fühlen wir es. Wer wollte angesichts dieser geistigen Höhe die italienische Nation noch ein „bloßes Volt von Musikanten" nennen, wer wollte ihni

noch Aufnahme in die höchst ciuilisirten Staaten verweigern? Wohl finden sich hier noch viel Aberglauben und Dummheit beisammen, wohl find es gewaltige Probleme, die namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik noch ihrer Losung harren. Aber denten wir auch nur daran, daß die kirchliche Gewaltherrschaft nirgends mehr als in Italien lange Zeit jede freie Entmickelung ertödtet hat und noch zu ertödten sucht, indem sie sich namentlich der Schulen bemächtigte und hier die Vernunft im Keime erdrückte. Wenn nun die Quellen einer heilsamen Umgestaltung der Verbältnisse vor Allem in einer wohlgeordneten, vernünftigen Erziehung liegen, so müssen wir erkennen, dnn, wo einmal das belebende, fruchtbar und weithin wirkende Wort gesprochen und die Richtung klar gewiesen ward, damit auch schon die alten und kalte» Formen erstorben sind. Nicht mehr auf den lombardischen Feldern, sondern namentlich auf dem Felde der Schule werden die Italiener für Freiheit und Vernunft zu streiten fortfahren.
Ein Lehrer, der Sicilianis Vorlesungen mit Begeisterung gefolgt war, sagte mir: „Italien fehlt nichts als 50 Sicilianis": aber die HO(XX) Lehrer selbst werden die Kämpfer sein, die seine Bahnen weitergehen und seine Ideen de» Zielen entgegenführ«!,.
Das ist die ethische Lösung dieses seines dramatischen Denkens und Lebens, dntz nach dem Fallen des Vorhanges des lepteren die Zuschauer geläutert und gekräftigt zu edlen Zwecken hervorgehen

Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der Renaissance in Feanllrich von Wilhelm Lübte. Zweite verbesserte und vermehrte Auslage. Mit 163 Illustrationen in Holzschnitt. Stuttgart, Ebner u. Seubcrt (Paul Neff).

as nns in zweiter Auflage vorliegende Werk des berühmten Kunstforschers, welches den dritten Band der Geschichte der neueren Baukunst von Iatob Burckhardt, Wilhelm Lübke und Cornelius Gurlitt bildet, schlieft sich seinen cmderen zahlreichen Arbeiten an Gediegenheit des Inhaltes, Neichthmu und Geschmack der Ausstattung in würdigster Weise an und hält sich nn Umfang, vermöge seines engeren Rahmens, in denjenigen Grenzen, welche vielen Kunstfreunden willkommen sein und sie zum Lesen des interessanten Nnches einladen dürften.

Das, Lübte an Klarheit des Stils, Feinheit und Eleganz der Sprache zu den besten Kunst> schriftsteilern Deutschlands zählt, hat er durch seine zahlreichen bahnbrechenden Arbeiten längst bewiesen. Indem er nach langen, durch wiederholte Reisen in Frankreich vervollständigten Studien dem Leserkreise diesen Band in wesentlich bereicherter Ausgabe überreicht, hat er gleichzeitig die internationale Seite seiner Ausgabe gebührend gewürdigt, und während er in erster Linie für den deutschen Leserkreis schrieb, doch wohl erwarten dürfen, da« auch jenseits der Vogesen dem Erscheinen dieses Werkes die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt und die verdiente Auszeichnung einer liebe rsetznng zu Theil werden möge. Diese Erwartung wäre um so berechtigter, als der Name des Verfassers auch bei den Franzosen einen guten Klang hat, und weben die letzte Auflage von Lübtes Grundritz der Kunstgeschichte in einer französischen llebersetzung von Koölla erscheint. Wir dürfen danach hoffen, datz die Franzosen auch von diesem Buche Notiz nehmen werden, welches einen Abschnitt aus der Kunstgeschichte ihres Landes in einer

ihnen so s»mvnthischen Weise, vor Allem ad« in einer Klarheit der Darstellung behandelt, ivelchc dem französischen Geiste durchaus ebenbürtig ist.
Die 1868 erschienene erste Anfinge war bereit-? mit 94 Illustrationen ausgestaltet.

N,ichc>„d>!!ld <iil Ä, dl Montmnreüiy,
Aus: Lüblc, Gcichichte der Nc,!llis!a,>« in ssraülreii». Ltuttg«!, ^bner «i 2e>,bei! ,'vi«!l ?iess,.
Allein von der gewist richtigen Ansicht ausgebend, das, ein kunsthistoiisches Werl deute ohne Illustrationen überhaupt gnr nicht mehr denkbar ist, ja das, es derselben eigentlich nie zu uiel haben kann, bat der Verfasser die nene Ausgabe um 69 Illustrationen

bcreichei-t, wozu die Erweiterung des iüabmrns die nächst Veranlassung bot. So jinden
wir denn, das; auher deni e1iemall>? bereicherten architektonischen Theile dem französnäien

> /
,.^^^
>
'
/!
(»labinal w der Kathedrale ran Äaidonne,
AuZ: Liible, Geschichte bei Menaissanie in ssnmlnich, 2tuttHart. »fbucr <e Leubcit (Paul Res».
Kunstgewerbe der Epoche ein erheblicher Platz eingeräumt wurde und das, die Verufung
italienischer Goldschmiede, die Einsiihrung der Majoliken, de:- deutschen uud mailander

^oid u,il> ^iii>.

Cmleiic im LchloÃŸ La Rochefoucauld,
Ausi Llioll, Â«eschichtc der Rl,i<>il!<Â»ue in Fiaulnich, Stu!!gÂ»it. Vbnli Â«i 2cul>eit (Pool ?!l!f,.

^llusüirtc Vibüoa rapide.
?65

Schluß »on Azl>».le.ül>dn>u.
»,j: Lüble, «c!ch,ch!e l« «enlliffoncc in Fionlieich, Nwttgc>it, Eintl <l Leulieit >Pllul Ncff,,
Noid und Süd, XXX VUI,, ,l». 18

Waffenschmuck?, der Auögangt'punkt einer liochberühinten Töpfer-, Email- und Fauencc-tunst in Frankreich wurde, deren Heroen wir nicht zu nennen brauchen und von deren auserlesensten Werken zahlreiche Illustrationen geboten werden. Eine Anzahl von Büchereinbänden der Epoche vervollständigen und schlichen das Verl, dein wir nicht nur in Teutschland, sondern auch nuswä'rts diejenige Verbreitung wünschen, die es in bobeni Grade verdient.

Theil einer Lchusie! von Pierre Ne»mond, Tommlung BMin»,,!»,
Aus! «üble, Geschichte der Nenaiflanee in Frankreich, LlutiKoit, Ebner ic Tenverl ^poul ZleffV,

Friedrich der Große und die Volksschule.

Friedrich der Große der Heros der deutschen Volksbildung und dir Volksschule Von Rob, Seidel. Wien und Leipzig, A. Pichlers Wwe. und Sohn.

Eine Monographie über Friedrichs II. Stellung zur Voltsschule ist eine dnnkeus-wcrthe Arbeit, wenn sie mit Unbefangenheit und dem ernsten Streben nach Objcctiuität des IIrtheils unternommen wird. Letztere- soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden; allein ob die erste Voinusseßung bei dem vorliegenden Schriftchen zutrifft, ist mehr als zweifelhaft. Tie Würdigung der Thätigtcit Friedrichs für die Voltsschule wird vorbereitet durch eine Erörterung des Standes des Vultoschulwesens unter der Regierung seiner Vorgänger. Tas ist ganz in der Ordnung; aber es befremdet sofort, wenn man sieht, wie verschwenderisch die Seidel'sche Tarstellung hier mit dem Lobe ist: neben diesem intensiven künstlichen Lichte müssen die Bestrebungen Friedrichs II. für die Volksschule, welche immerhin eben erst Anfänge einer Entwickelung des Schulwesens bezeichnen, um so tiefer, und zwar unverdienten»«««««, in den Schatten treten. Das heißt denn doch nicht Geschichte schreiben, sondern Geschichte zurecht machen, Ter Verfasser will freilich, wie er versichert, den überschwänglicheu Lobrednern des großen Preuhentönigs gegenüber das Interesse der nackten historischen Thatsächlichteit vertreten; dabei aber verfällt er leider der Scylla ungerechtfertigtster Tadelsucht: an Friedrich dem Grossen bleibt kein gutes Haar, Friedrich war tolerant — aber die Ordensgeistlichen in Schlesien als Lehrer hätte er nicht toleriren sollen; er war aufgeklärt — aber er hat die Preßfreiheit nicht eingeführt! Ueberhaupt war Friedrich nichts anderes, als ein „kluger Tespot". „Tas Wesen des Tespotismus — jedes Herrscherthum ist Despotismus — ist persönliche Willkür, Unterdrückung nnd Ausbeutung". Ob unter einem solchen Gesichtspunkte eine objcctive Würdigung der Verdienste Friedrich des Großen um das Volksschulwesen möglich ist, wagen wir bescheidcntlich zu bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob eine Gcschichtsdarstellung unbefangen heißen kann, welche sich Generalisationen gestattet, wie „Noch jeder große Herrscher ist unreligiös gewesen". Doch diese Mängel der vorliegenden Schrist werden vielleicht aufgewogeil durch besonders genaue und interessante Details aus der Entwickelungsgeschichte der preußischen Volksschule? Gewiß! Schon im zweiten Eapitel lesen wir: „Tüchtige Kenner des preußischen Schulwesens behaupten, daß es in Preußen sogar jetzt noch von Handwerkern besetzte Lehrerilellen giebt." — Wir haben dem nichts hinzuzufügen, HI. 3.

Eine Geschichte der Ideale.

Adalbert Svoboda. Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Verücksichtigung der bildenden .Kunst. I. Band. Leipzig, Th. Griebcns Verlag (3. Fernau).

Der Verfasser des vorliegenden Werkes unternimmt es, die Geschichte der menschlichen Ideale kritisch darzustellen — wie er selbst betont, vom Standpunkte der modernen Nirtlichkeitsphilosophie aus, welche ihre Anschauungen auf den Ergebnissen der Naturwiitenschaft, insbesondere der Physiologie, ausschließlich aufgebaut wissen will. Er bekämpft demzufolge auf's eifrigste alle dualistischen Anffassungsweisen, wo sie ihm in der bisherigen Behandlung der philosophischen Grundfragen, oder im Leben und Glauben der Völker entgegentreten. Die ihnen entsprungenen Ideale sind „Wahn- und Irrthumsideale", welche vor den „positiven Idealen" zurückweichen müssen. Die letzteren sind „Ziele des Wissens, welches nur die Autorität der Wahrheit anerkennt, sind Ziele der Sittlichkeit, welche der klaren Ertenntniß menschlicher Rechte und Interessen entquillt, sowie jenes Glückes, dessen Bedingungen die sich selbst gehörende gebildete Gesellschaft durch Ncthätigung opferwilligen, edel menschlichen Wohlwollens und durch Verwirklichung Vernunft beherrschter Freiheit aufstellt". (S. 36.)

Auf der Grundlage dieser streng positivistischen Weltanschauung baut sich die Darstellung der Entwickeluug der Seelen-, ilusterblichkeits- und Ienscitsidee bei ?iatur- und Culturvülteru auf, wc!ch?l der vorliegende erste Band des Werkes gewidmet ist, Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser dir hier zur Sprache tomnienden Ideen nur als auf Einbildungsvorstelluugrn beruhende „Wahnideale" betrachten kann: diefe Aufiassungsweife wird durchgehende kritisch zur Geltung gebracht. Im Uebrigen ist der Gang der Untersuchung der, das, nach einer das Wesentliche hervorhebenden Nebcrsicht über die in sich oft widerspruchsvolle Eutwickeluugsgeschichte der Begriffe „Idee" und „Ideale" die Feststellung derselben im oben angegebenen Sinne erfolgt, für dessen Notwendigkeit aus der Erörterung phyfiologischcr und biologischer Thatsachen Beweise gezogen werden.
Ter Verfasser bespricht dann das Seelenideal der Naturvölker, in Vergleichung mit demjenigen der Culturuölker; die Seelenvorstelliiug wird als Wurzel der Unstcrblichkeits- und Gottesidee nachgewiesen, Ter Einstich des Seelenglaubens auf Sitte und Sittlichkeit der Völker, wie er namentlich auch in den Grabmitgaben sich ausspricht, wird erörtert, die Verzweigung der urthümlichen Vorstellungen bis in den Glauben uud Aberglauben der Eultnn'ölter hinab verfolgt. So führt auf subjeetiv-egoislische Ur'pningsgründe auch der llnsterblichkeitsglaube der Aegypter des allen Reiches zurück, welcher sich unter priesterlichen! Einflich zu der dogmatischen Form entwickelt, welche die Kunü des mittleren und neuen Reiches bezeugt. Nach der Besprechung des chaldäischcn, altindischen, assyrischen uud ermüschenSeeleu- und llnsterblichteitsglaubens wird in besonderer Ausführlichkeit die Seelentheorie der Hellenen behandelt, für deren Kenntnis; in den unzähligen sepulcrnle» Denkmälern ein nusnehmeud reiches Material vorliegt. Nach der Meinung des Verfassers hat „nnr der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen c« verhindert, das, das glänzend veranlagte Vorvolk der Griechen auch iu seiner Vhilusopliie dem Seelenglanben gegenüber sich nicht aus die lichten Höhen der Wissenschaftlichteit gestellt hat". (2, 281) Neste des urthümlichen Animismus finden sich freilich in Dichtung, Philosophie uud Knust der Griechen allenthalben; dafür legen namentlich die Gräbelfunde Zeugnis, ab, welche andererseits aber auch beweisen, daß das positive Ideal der edlen Form bei den Griechen zuerst seine mustergültige Ausgestaltung gewonnen hat.—
Der Untersuchung der Neligions- und Gemchidealc der Etrusker folgt die Darstellung des Seeleuglaubens bei Römern, heidnischen Germanen, Slauen, Litauern und bei sinnischen Vulksstämmen, hauptsächlich auf die in den Gräbern gefundenen Artefaclr gegründet. Eine Charakteristik der Psychologie des Christenthums, der christlichen Ideale der Entsagung und der Seelenzukunft, der Verbildlichung des Geistes, des Jenseits und Gottes auf christlichen Denkmälern beschließen den, wie man sieht, überaus reichen Inhalt des ersten Bandes. — Der zweite Band soll im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Analyse der Gottesidee, die bildende Kunst der orientalischen Völker, sowie der Griechen und Römer, die Entwickelung der Kunst und deren Verhältnis! zur Gotlesidee behandeln, während dir Ideen-und ilunstbewegung der Renaissancezeit im dritten Bande des Wertes ausführlich geschildert werden soll.
Die Neuheit des Stoffes, welcher in diesem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden ist, machen das Buch Svobodas auch für Denjeuigen beachtenswert!,, der sich mit der scharf ansgesprocheuen und die ganze Darstellung durchdringenden materialistischen Tendenz des Verfassers nicht befreunde» wird. Größere Knappheit und liebersichtlichkeit der einzelnen Abschnitte würden die Lesbarkeit uud wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes «och erhöhen. öl. 8.

Die Religion und die Rirchenbildung.

Das Wefeu der Religion und die Grundgesehr der Kirchenbildung. Von Wilh. Bender. Bonn, Max Cohen K Sohn (Fr. Cohen).
Das vorliegende Wert ist kein spezifisch fachwissenfchaftliches. Es wendet sich vielmehr auch an den weiteren Kreis aller derjenigen, welchen die Religion nicht bloß als Thatsoche gegeben, sondern auch als Gegenstand des Nachdenkens aufgegeben ist. Die Formulirung des religiöse» Problems, wie sie hier auf den ersten Seiten geschieht,

lcisti keinen Zweifel übrig, was wir im Fortgange der Untersuchung zu erwarten haben. Schon das Motto deutet es an: limia» «erlsZia, m»Zi8 nmiea, vsritag. Es isl eine klare, rein sachlich gehaltene, allerdings etwas breit angelegte, allein theologischen Partei-Kader abgewandtc Untersuchung des religiösen Phänomens aus historisch-kritischem Gesichtspunkte nach analytischer Methode. In der theologischen Literatur über diesen Gegenstand herrscht der entgegengesetzte Standpunkt vor: man pflegt synthetisch ans dem Wesen der Religion als einem in der Wechselbeziehung von Trnnsscendentem und Geistrsimmanentem Gegebenen ihre Erscheinungsformen zu erörtern, Der Verfasser geht von ihren beiden historischen Erscheinnngsformen, dem kultischen und dem individuellen Glanbensmomente, aus und erschließt aus ihnen das in ihnen sich mnnifestirendc Wesen der Religion. Die religiöse Erhebung, wie sie im Eultus ihren Ausdruck hat, wird nachgewiesen als eine Bethcitigung des Selbsterhaltungstriebes des Menschen: der religiöse Glaube aber als ein T e u - tungs versuch des Weltganzen in der Weise, wie sie dem Mensche» die Erreichbarkeit der wesentlichen Lebenszwecke, seines Ideals vom Leben, für Individuum und Gattung zu garanliren scheint. So zeigt sich die Religion überall als ein „Act freier Erhebung zu der weltleitendcn Macht zur Versicherung über die Geltung uud die Durchführbarkeit der Lebenszwecke oes Menschen,"
Es las,!! sich unschwer voraussagen, das; das Einbeziehen auch des Ehristenthums (vergl. brsouders pnF. 278—299) iu de» Rahmeu dieses natürlichen Religionsbegriffecden AnlKngern der hergebrachten Dogmatil sowohl auf katholischer Seite, als auch besonders auf „positiv" protestantischer als eine Verzerrung erscheinen wird. Denn jene werden kaum semals, unter den gegenwärtige» Verhältnissen aber sicherlich nicht, aus dem Gedankenkreise der scholastischem Summen der Thomislen nnd dem der jesuitischen Neuscholastit heraustreten dürfen: bei diesen aber hält, troft unuerteuubarer Einwirkungen Kants und Schleicnnachers und nicht weniger Hegels auf die anderen theologische» Anschauungen, der Geist des sechözehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wie ihn beispielsweise L. HUtter und nach ihm die Ealovius und Quenstedt repräsentiren, immer wieder fröhliche Auferstehung zu eruentem Ansehn, Sie werden auch alle einsümmig lein darin, das, die Resultate des Verfassers die nothwendigen Euusequenzen seien «ms seiner methodologische» Auffassung, „das; wir zum vollen Verständnis, und zur richtigen Würdigung auch des Ehristenthums »ur auf dem Boden der vergleich e u d e u R e l i g i ons g e s ch i ch te gelangen tönueu." lind dies ist allerdings ein Punkt, über den sich streiten ließe: es will nns scheinen, als ob wenigstens — von der Hervortehrung des supicmaturalen Offenbnrnngsglaubens als Ausgaugspuuttes sehen wir von vorn herein ab — ein tieferes Eingehe» auf die p s y ch olugis ch e Genesis der religiösen Gefühle für eine Untersuchung, wie die vorliegende reiche Frucht verspräche, Dessen ungeachtet tanu das Bender'sche Buch allen, die sich für die darin behandelten Fragen interessiren, selbst wenn sie den Standpunkt des Verfassers nicht theileu, »ls eine bcachlenswerthe Erscheinung auf reliaionswissenschaftlichem Gebiete empfohlen werden.

Eine neue Heinebiographie.

Veinrich Heine, Sein Lebcnsgang und seine Schriften nach den ncncsteu Quellen dargestellt von Robert Proelß. Mit INnstratiouen und einem Handschrist-Facsimilc. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Seitdem die „Memoiren" Heinrich Heines so viel Staub ausgewirbelt haben, ist die Beschäftigung mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters wieder in de» Vordergrund getreten. Es giebt eine ganze sehr zahlreiche Schule moderner Literaten, denen der „größte Lyriker" auch in seinem Eharatter außerordentlich sympathisch ist, die aber eine geraume Zeit hindurch ihre Herzensneigung streng verstecken mußten, weil der orthodoxe Wind, wie er z. B. die verdienstlichen Vorlesungen über neuere Literatur von H. Varthel durchwehte, derselben wenig günstig war, ?ie rein objective Behandlung,

die kritische Sammlung und Sichtung des Materials wurde von den Anhängern wie noch mehr von den Gegnern des Tichters wenig beachtet, so wenig, das, es bisher nur ein einziges Buch gab, nämlich das von Etrodtmann, welches die Anfänge einer ezacten Heineforschung ahnen läßt. Der äußere Umstand, das, das Eampc'schc Monopol der Heine'fchen Werke eben erloschen ist und die nen erstehenden Ausgaben zweifelsohne den Wunsch nach einer bequemen, lesbaren, möglichst obsectiven Biographie rege machen weiden, hat nun den bekannten Dresdener Dramaturgen Robert Proels; zur Abfassung eines derartigen Buches veranlaßt. Der Antor hat den einen großen Vorzug, das; er die Zeitstrümungen, unter denen die letzte Hälfte von Heines Leben dahinfloß, noch aus eigener Anschauung kennt, und den andere», das; der Tod manches Mitbetheiligten ihm eine freiere Sprache gestattet wie seiner Zeit Slrodtmann, So wird sein Buch sicher ein werthvoller Fortschritt sein, da das vielfach zerstreute Material der letzten Jahre einmal wieder zusammengetragen, kritisch beleuchtet und, was am dringendsten nothwendig war, gesichtet wird, Eine Verdrängung des vorher genannten Werkes ist nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, ebenso wenig, wie bereits ein Abschluß erreicht ist: auch Pro eist' Buch liefert nur die Materialien einer d er einstigen Hein c-biographir, die noch wesentlich vervollständigt werden können, da noch ca. 1150 an Heine gerickftete Bliese aus dem Besitze von Henri Julia nn's Licht treten werden.
Auf der Ausnutzung der Brieffchaftcn beruht das Hauptuerdienst des Autors: von einer literarhistorischen, geschweige denn ästhetischen Würdigung der einzelnen Heine'fchen Schriften findet sich kaum eine Spur, aber die sogenannte äußere Literaturgeschichte erfährt mannigfache Bereicherungen, Die Gesammtauffassung der dichterischen Persönlichkeit, wie sie dem Schriftsteller vorschwebte, chnralterisirt am besten der Ausrus (2. 3U4): „Ja, Romantiker war er und ist er geblieben, und will auch als solcher in seinem Verhältnis, zu Religion, Politik und Freiheit benrtheilt sein!" Es mag schwer sein, bei einem Menschen, mit dem man sich so eingehend nud liebevoll beschäftigt hat, wie Proels; mit Heine, die tadelnden Worte zu finden, aber die Pflicht der Wahrheit verlangt doch eine schärfere Hervorhebung, als sie dem neuen Biographen vielfach gelungen ist.
Heines Feigheit in Ehrenhändeln, seine Ausstoßung ans der Burschenschaft, feine Hochnuith Goetbe gegenüber, seine Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit gegen Varuhagen, Gubitz u, A., sein Verhältnis; zu seiner Gattin, all das wird zwar berührt, aber zu sehr mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Geradezu entstellt ist aber das Charakterbild des Dichters, wenn man in seinem schreiben an die Bundesversammlung vom 28. Januar I8ZU kein ehrenrühriges Zutreuzeiriecheu <T, 238) sieht, wenn man sein Buch über Börne zu entschuldigen sucht (S, 286). Gerade diese zu weit gehenden Urtheile zeigen aber, das! Proels, außerordentlich genau seinen Stoss studirt hat, und an Gründlichkeit ist seine Arbeit weitaus allen anderen aus;er der Etrodtmann'cheu überlegen. Ter Kritiker wie der Literarhistoriker wird sie niemals entbehren können. Von den eigenen literarhistorischen Vermuthungen, die der Verfasser vorbringt, ist die interessanteste die, das, der „Rabbi" vollendet gewesen sei: das Manuscript sei wahrscheinlich in Hamburg mit verbrannt, Ter Stil des Proelß'schrn Buches ist der aus anderen Schriften desselben genügend bekannte, ziemlich nüchtern und einfach, aber klar und leidenschaftlos. Von den beigegebenen Bildern interessirt am «leisten das Portrait von „Mathilde Heine", trotz dieser Beigaben ist das Wert sehr billig nnd wird schon deshalb die erwünschte Verbreitung finden. ?. V.

Bibliographische Notizen.

U«S ferne» banden Novellen von A, 3 chnecgans. Breslau u, Leipzig, Truck und Verlag von Z, Schottlneuder, Drei der Novellen ans dervorliegettden Sammlung spielen sich auf Sicilieu ab, dessen Volksleben Schneegnns eifrigst studirt hat, Hier, wo der Stront modemen Lebens bis auf unsere Zeit kaum Eingang gefunden und Sitten und Gebrauche aus Urväter Zeit sich in unverfälschter Urwüchsissscit «halten haben, bietet sich eine reiche Fundgrube für die dichterische Produetion, Schneegans hat mit glücklichem <>!risf die charakteristischen Züge des Lebens auf der Halbinsel herausgefunden und novellistisch trefflich verwerthet, so den Aberglauben in der ersten Erzählung „San Pcmcrazw von Evolo", die wir überhaupt als die gelungenste der ganzen Zammlung erachten. Mit erfrischendem Humor erzählt der Verfasser die Schicksale des Schutzpatrons von Roccastn'tta, Sau Vnncrazio von Evolo, der ehemals ein alter Heidrngott gewesen, bis ihn vor langer Zeit ein Torftüustler durch Pinselstiichc und Perrücke zu einem christlichen Schutzheiligen umgewandelt hat. Und wie manche Züge des nlteu Holzbildwerkes »och immer seine heidnische Nbtuuft verrnthen, so verratheu sich in dem Verkehr des Voltes zu seinem Schutzheiligen, sei es, da« es fich ihm bittend naht oder ihm grollend zürnt, weil er nicht immer das Wohl seiner Schutzbefohlenen wahrnimmt, wie er sollte, echt heidnische Züge aus der Zeit, „da dies lustige heidnische Völkchen duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegte und singend und lachend und jauchzend durch das singende, lachende, jauchzende Leben zog".

Eine der Novellen behandelt einen Stoff, der bei dem gewählten Schauplatz allerdings nahe liegt, die Blutrache, die nach zwanzig Jahren doch noch zur Ausführung kommt: auch hier versteht es der Verfasser, mit wahrhaft plastischer Tarstelluugstuust uns das Seelenleben dieser gwfzen Kinder vor die Augen zu führen.

Euritleia, die vierte der Novellen, spielt in Bulgarien, dessen Volksleben nicht minder interessante, charakteristische Züge aufzuweisen hat, die der Verfasser mit beschick in die breiter angelegte Handlung dieser Geschichte hineiuzuweben Verstanden.

Die Stoffe, die Schneegans behandelt, sind, wie man sieht, neu für den deutscheu ?c!'er, und da auch die Form eine edle ist, werden bleibe».

diese Novellen nicht unbeachtet !U7,.

Cicerone durch das »lte und neue Acgypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers, Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt, vor,«. Ed, Hallberger, 2 Bde.

Palüftin» in Nil» und Wort herausgegebeu vo» Georg Ebers und H, Gutlie, Stuttgart und Leipzig, Teut'chc Ve>-lags-Änstalt, vorm. Ed. Hallberger.

Beide Bücher sind neue, »nch verschiedene» Richtungen veränderte Auflagen der bekannten, weit verbreiteten Werte, ?em Eieerone liegt der Text des Prachtwertes „Aegvpteu in Bild und Wort" zu Grunde. T,is Prachtwerk konnte natuvgemcm »ur Eigeuthui» Weniger, sehr Wohlhabender werden, der Cicerone dagegen ist allgemein zugänglich. Zwischen dem Erscheine» des Prachtwertes u»d den» des Cicerone liegen 6 Jahre — bei dem rüstigen Fortschreiten der ägypwlognchen Studien ein großer Zeitraum, durch den in einem Werke über Aegupten grus;e Vemuderuugeu bedingt sind. „Was sich seitdem in Aegupten ereignet, was die äguptologische Forschung Neues hinzugebracht hat, ist berücksichtigt

wurde», und so darf das hier gegebene als entsprechend dem Gegenwärtigen Stande unseres Wissens über das alte und »e»e Aegypteu bezeichnet werde»," Ter Eieerone giebt alles Wisseuowenhe über Aegypteu

mit der Gründlichkeit des Gelehrten und in der geschmackvollen Darstellung des hervorragenden Schriftstellers, — Das zweite oben erwähnte Buch ist eine „wohlfeile Ausgabe" des bekannten Licferungswertes, Es soll sich von diesem nur durch die geringere Zahl von Stahlstichen unterscheiden. Die eine Lieferung, die uns vorliegt, ge> gestattet kein Urtheil über das Ganze, Wir kommen bei dem Abschluß der Lieferungsausgabe auf das Wert zurück. Im Ucbrigen ist Ebcrs-Guthrs Palästina ein seit langer Zeit beim Publikum gut accreditirtes Buch, »b.

Im I!»»Äe der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lnppland und Nord-Finnland. Nach Paul B, du Ehaillu, frei überseht von A, Helms. Zweite Auflage, kleine Ausgabe, Mit zahlreichen Holzschnitten u, s, w, Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn,

Die große Ausgabe dieses schönen Reisewerfes hat einen so glänzenden Erfolg nuizuweiseu gehabt, das; die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine neue und zwar noch weiteren Kreisen Rechnung tragende, kleinere Ausgabe zu veranstalten: dieselbe umfaßt immerhin noch 808 Seiten, Der Verfasser, welcher in den Jahren 1871 bis 1878 zu wiederholten Male» die skandinavische Halbinsel aufsuchte und länger als fünf Jahre Aufenthalt daselbst nahm, bietet in diesem Werte höchst lebendige Schilderungen jener nordischen Gegenden und der so eigenartigen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Mit Sprachtennlnissen wohl ausgerüstet, durchstreifte er Sommer und Winter fast die ganze Halbinsel nach allen Richtungen hin, befuhr die meisten der zahlreichen Fjorde, deren Ufer eine Ausdehnung von mehr denn 3000 Meilen besitzen, und bemühte sich, in die charakteristischen Gebräuche der Bevölkerung tieferen Einblick zu gewinnen, in letzlerer Beziehung hat er es sich sogar angelegen sein lassen — und dies giebt dem Buche eiueu besonderen Wcrth — bis auf die vorhistorische Zeit und die Uederlieserungcn ans der Vitingerzeit zurückzugehen. Das einleitende Capitel ist von dem all- praktisch erprobten Reiseführer I>r. Mgwnr Nielsen, einem Norweger von Geburt, verfaßt und enthält in übersichtlicher Weise die Hauptreiseruuten für Schweden und Norwegen: der vierfache Anhang behandelt historische, tlinmtologische und Vegetationsverbältuisse, die Schulen, die Staalsregierung, Provinzialverwaltung und Gerichtsverfassung. Was aber dem Werke den Hauptreiz verleiht, das ist die Schilderung des durch Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Sinnesart vor allen Völkern Europas sich auszeichnenden Menschenschlages. Die sehr gelungenen Illustrationen sind zum größten Thcile, die Porträts sogar sämmtlich nach eigens für dieses Werk gemachten photugraphischen Aufnahmen gefertigt. Wir können somit das reizvolle Nnch Allen, welche jene nordischen Länder aufzusuchen gedenken, aber anch Allen, welche überhaupt Versiäudniß für wahrhafte Natur- und Eitteufchilderungcn besitzen, auf das wärmste empfehlen: es ist ein recht gutes populär-wisfenschasllicheo Wert, bs.

l!»se Blätter aus Vraftlien Von LuiseS ch e n k. Hamburg, Eommissionsuerlag vo» Karl Grädeuers Buch- und Kunsthandlung (Arnold Ebert).

Die hier gebotenen Eiuzelschilderungen aus dem Leben und Treiben derÄrasilinner, sowohl der Eingeborenen als auch der Eingewanderten, geben zwnrkemenvollfländigeii Begriff von den soeialen Zustände» des amerikanischen Kaiserreichs, lesen sich aber sehr angenehm und führen gerade solche

Situationen vor Augen, die man in der-
artigen „Reiseerinnerungcn" nur selten
finden dürfte. Besonder? gut hat uus die
kleine Erzählung: „Ter Teufel" gefallen.
Alle Anerkennung müssen wir auch dee
Verfasserin für die sehr gelungenen Ucber-
fetzungen aus der portugiefifchen Literatur
zollen: diese poetische Beigabe erinnert,
dem Inhalte nnch recht oft an die heitere
bilderreiche Sprache der Inder, bringt aber
auch die melancholischen Stimmungen des
brasilianischen Voltes vortrefflich zum Aus-
druck, bj.

Nussica. Verzeichnis; der iu uud über Ruß-
land im Jahre 1885 erschienenen Schrislen
in deutscher, französifcher und cnglischei
Sprache, II. Jahrgang. Herausgegeben
von F, v. Ezezrpansli, Rcual, Lind-
fors' Erben.

Bei dem iniiuer wachfenden Interesse
für rufsische Dinge und bei der wenig ver-
breiteten Kenntniß der russischen Sprache
ist diese Zusammenstelluug böchst dankeuo-
wcrth. Es wird auf diese Weise dem des
Russischen Unkundigen das gesammte Mate-
rial vorgelegt, aus dem er seine Kenntniß
über das Land schöpfen kann. Der zweite

Vibliographische Notizen,
,'<c>
Jahrgang dieses bibliographischen Verzeichnisses übertrifft den ersten durch gros,e Klarheit in der Einthcilung. Turch Abgrenzung der Gebiete ist dem Interessenten die Nebersicht erleichtert, nnd es wäre sehr zu wünschen, dar, Schriftsteller und Verleger dem Herausgeber dieses Verzeichnisses hilfreich cm die Hand gingen, damit sein Unternehmen diejenige Vollständigkeit erreiche, die jeder „Bibliographie" erst den vollen Werth giebt. rl.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Krilit. Gegründet von Dr. I, H. Fichte .md Hr. H, Nlrici, herausgegeben von Dr. A. Krohe, Professor der Philosophie in Kiel, nnd Dr. R. Falckenberg, Tocent der Philosophie in Jena. Verlag von C. E. M. Pfeffer (N. Stricker) in Halle a. T. (Neue Folge, Sonderheft des 87. Bandes.)

Seit der Begründung dieser Zeitschrift durch den jüngeren Fichte nnd den nun ebenfalls verstorbenen H. Ulrici ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. In dieser Zeit haben sich auf geistigem (Gebiete mancherlei Gährungs- und Klärungsprocessc vollzogen, nnd so manches literarische Unternehmen ist nach einem evhemerischen Tafein durch die vorwärts drängende Entwickelung des Geisteslebens verschlungen wurden. Für die in Rede stehende Zeitschrift giebt schon die stattliche Reihe von 67 Bänden, zu der sie angewachsen ist, vollgültiges Zeugnis,, in wie twhem Grade sie es verstanden hat, bleibend Wertzolles zu bieten, und wie tnebkräftig, wie vordem >o jeyt noch, die Grundgedanken sind, von denen sie getragen ist und die sie dem Durcheinander der Meinungen gegenüber vertritt. Nichtsdestoweniger niust aneitauitt werden, das; unbeschadet ihrer Grundrichtung eine Aenderung in der Art und Wei'e, wie sie ihre Stellung zll den groszen Probleinen, die das Geistesleben bewegen, zum Ausdruck bringt, Bedürfnis; ist. Tas vorliegende Sonderheft des 87. Bandes stellt diese Aenderung in Aussicht: das Princip methodischen Ankämpfens, welches lange Zeit den Charakter der Zeitschrift bestimmt hat, soll, da die von dem Journal vertretene Richtung im Geistesleben der Gegenwart als berechtigter Factor und in manche!» Wesentlichen als slimmführend anerkannt ist, weniger in den Vordergrund gestellt, dagegen die Lösnng einer durch die unablässig weiterschreitende Entwickelung und kaum noch übersehbare Fülle der ins Tetnil gehenden Specialforschungen nahegelegte Aufgabe angebahnt werden. Es handelt sich um die Inventarisirung des geistigen Besitzes der Wissenschaft in zweifacher Beziehung: in historischer durch Erörterung des Historischen unter dem den weitesten Ueberblick ermöglichenden Gesichtspunkte einer Theorie der geschichtliche» Phänomene: sodann aber soll — und das halten wir für ein sehr dankenswcrthcs Unternehmen — ,,sei es in fragmentarischen Skizzen, sei es in zusammenfassenden Uebersichten eine Orientirung des Lesers über die gegenwärtigen Gedankenbcwegnngen »in« ir» «t, 3t,u<1i<)" — versucht werden, und diese soll nicht allein den Stand der deutschen Wissenschaft, sondern auch die der zeitgenössischen ausländische» Philosuhhie in regelmäszigen Semestralreviien charakterisiren. So würde sich die Zeitschrift in dieser Beziehung zu einer philosophische» Weltievue erweitem.

Tos; sie diese große Aufgabe, soweit dies überhaupt möglich ist, lösen oder doch ihrer Lösung nahebringen werde, dafür bürgt der Name des Herausgebers, Prof. Krohe iu Kiel, welcher durch den in die Nedaction »eneingetreteuen Toeentcn vi-, Nich. Falckenberg in Jena auf's Wirtsamste

uuterstüpt wird, wie schon aus dem hier vorliegende» Hefte ersichtlich wird. Tasselbc enthält aus der Fedei Falckenbergs einen lebendig, klar und anregend geschriebenen Artikel über die Bedeutung der Philosophie-geschichte und den Ehavatler der neuere» Philosophie, und »eben einer Menge kleinerer Besprechungen eine Reihe von Abhandlungen, dere» Lectiire wir nm ihres hohen Interesses willen für gegenwärtig nicht nur im engeren Kreise der philoso-phischen Schule» ventilirtc Fragen und Bestrebungen unseren Lesern angelegentlich empfehlen dürfen, so eine Arbeit von Ülud. Eucken, welche die Philosophie des Thomas Aquinas, die bekanntlich durch Leo XIII, zur offieiellcn Philosophie der katholischen Kirche erhoben worden ist, hinsichtlich ihre? Werthes für die Eultur der Gegenwart kritisch und unparteiisch bespricht, und einen Essay Eduards von Hartman« üoerKöstlius Aesihetit, der i» die gegenwärtig noch lange nicht zum Austrage gebrachte Frage: Form- oder Stoffästhetit? helle Lichter fallen läht.

Wenn wir somit die altbewährte Zeil^ schrift auch bei der jetzt eintretenden Reor-ganisation denjenigen unserer Leser, welche Lebe» und Entwickelung der geistigen

Nord und 3üd.
Interesien nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erscheinungen des Tages zu verfolgen gewöhnt sind, warm nn's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht,
Die vervielfältigende Kunst der Genen» wart. Nedigirt von, Carl Lllftow, Wien, Gesellschaft für ueniielfältigende Kunst, Heft II.
Wir haben diesem Werke bei dem Erscheinen des ersten Heftes eine ausführliche Besprechung gewidmet (Heft 10? uon Nord und Süd) und können uns darauf beschranken , das Erscheinen des zweiten kurz anzuzeigen. Es enthält die Fortselning des geschichtlichen Rückblickes auf die vervielfältigenden Künste in diesem Jahrhundert und speciell auf den Entwickelungsgang der Lithographie, welcher durch zahlreiche in den Text gedruckte Wiedergaben in äusterst belehrender Weise erläutert wird, Auster diesen Text-Illustrationen sind dein Heft iioch U groste Tafeln uon hohem K unsiwerthe beigegeben, Nas Eelbstportrait Amerlings in Nadirung uon W, Unger, A, Gillis Radiruug nach Bouuiers „Saluator Rosa", Tupr« „Tie Barke", radirt von Th. EhauUel, 2 Original-Ütadirungen, und zwar: Hertomer ,.iu« dzde« in tlio ^aoä' und Nieoll „Marine," und endlich Tizianis „Zinsgwschen" in einem Stich uon G. Eilers. Tiefe graphischen Mnslerblälter geben zugleich Zeugnis, uon dem Wettstreit der Nationen auf diesem Gebiete der Kunst, »v.
Tie deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der königlichen Akademie der Künste zu Berlin 1886, Photogrnvüre-Ausgabe mit begleitendem Text uon Ludwig Pietsch. München, Franz Hanfstiingl, I. Lsg.
Ein Unternehmen wie die diesjährige Iubiläums-Ausslellnng vuft naturgemüst zahlreiche literarische Veröffentlichungen hervor, und die lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der repwducirenden Künste kann nicht ohne Einflnst ans diese literarischen Erzengnisse bleiben. „Tie deutsche Malerei der Gegenwart" bietet in ganz vorzüglichen Neproduetionen die wichtigsten, aus irgend einem Grunde als hervorragend zu bezeichnenden Gemälde der Iubilciums-Ausstellung. Ter Tezt von Lndwig Piet'ch beschränkt sich nicht nur auf eine kurze Erläuterung der Bilder. Er giebt auch dem wistbegiengen Leser biographische Tetails und weist für den weniger Kundigen auch allgemeine Betrachtungen einzuflechten, welche das Spccialgebiet des Malers und das Kunstgrnre beleuchten. Tns erste Heft enthält « Vollbilder und 5 in den Text gedruckte Abbildungen. »v.
Kunft-Hllndb»chfürVeutschl»nd,Lefterretch und die Schweiz. Von siudoif Springer. Vierte vermehrte Auflage, Berlin und Stuttgart, W. Spemcmu.
Tas allgemein gekannte und lang bewährte Buch liegt wieder in einer uermehrlcn Auflage vor. Es berichtet genau über alle auf dem geucmnten geographischen Gebiet vorhandenen Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthnmstiindc und ist auf diese Nei'e ein unentbehrlicher Nothgeber und Führer nicht mir für reifende Kunstfreunde, fondern auch für den gelehrten Fachmann. Tie sachliche Eintheilnng des Buches und die genauen Orts- und Namens-Negistcr machen die Benichung dieses Führers zu riuer ungemciu leichten, . av.

L«i ä«i II«H»etloll vnll ,,ü»s^ »»<! Lila" im LelprecKullg ew^egunzelle Lücll«i.
^«»>»!«!»», Xo. 4, ziillliia von 8»lnuolm von
m»uu uns vn-ulneil, Xn, IN—12, lüinmwzo,
8l»<l»s»>»>!!>, Vr, liilii,, venlzcuo VnIK«- m>H
Neäe, I, uuä II, Il»i«l>i>ä, VerNn, VüIHie,-
U!>!»>>, H«I«n«, v«l «eil»»« Vowntin. vi«
L«s!>>»!!!, Ol, X^il, vi« ?^e>i!l ä»l lionkiLlumc«
^ul!i>l,'>>. lies! I8U-2NI, Qoipliz, Leilin
l!!»<»g»» Zoniüer - Venlim»!. ^linnei-lln^zdlnN
llli- DilKiiUiinifzseiei »m 8, Illui I««!, Neil!?,
l!ns»»«!>, I^ülo voll ueuw, l'lmf 2ei!Ki!,Iel,
2ilnoll, Verlag«- Aog^in <^, 8cn»be!i<^>,
l)»»«»«!!« ün<>,>l>»p3«1», I^ipTiU, ?l, Vi>Ks!m
Nlllüc,»', I^iel, I». II,
tion bis 2nm Vil«cK,iiu!N (!?«?—!?95>, ^Vien,
0»>!N««»o!>, U, ^»pünlzeke Voioüilei, Nn
I)«en>», I^>,ii«, Nonli Iloine et zoll temp ll?^
bi« 18»?), I'»li«, I'irmin lliäot ei !^i»,
3cllm><lt <c ülllltdel. I^iel, 30, 31, 32,
»!»6m»»!>, XI!r»>i, I»»,iKl „n,I ^'«ellil^bt.
Hn«WIt <volU!»I« !?,<!, Ullübe^erl, 3 La».
K«>»o!><l!NllNi>, !), vun, (wltuiZesonionUielier
Ait 61>!llztn»liu»en, ÄerU», I^isäiicn I^ucii-
!n^«x «»n»,l, Ino <^. ?, — !°l 188». Leing i«
8UH , . , ew, e«. Ii»n^o?, I', 8, ^V. y. ?.
!l0»>»>, t'lit^, llet^e, He^lliotill, Ulittingen,
L»l<1»'l,!,v, 'I>ei,,'/iss/?, L, c, I^ll!i»lt,
(!l!lt uiiä Avüinlngl«, <v«» Vi,»e» äei
Ne^env^t XI.VÜ, XI>VIII,> I>i^i3, <5.
>»ll. H^,,Il, I'r>>5, !.>!!,, lieber X?e«en llllä
In'ütulz.

Nord und ö ii d.
««!'<!»««!>l!!«!', üio, I>ul 8v!t, X?«»wlI,>nH, zi»^!«n-
v„m 10, ^<,,<t, I»?8, LerNn, ?, N«inie!<o.
pn!I» VN«! v»«!<«, H, Fwßl'i^nl!«! Hu« H«I
II, 5t«l, Carl Ui!!«!„lss,
Nllni»n!>>b!!ut!>»!l ilor vsn>zcn«n I!!n^>riN«n
> >>, I.i',„Ke!>lt'X°»!I,'i, - I!,!, IV, Onkel
He I»?I, I>»li«, N, 1^ Fuuuisr.
3«»si<«», Cnilills«, I)»i, liocl« Hol ^l»». N«»t«on»
3t«!n, I^uH^ss, ü«,liol>to (188«—18851, I^>i«!s,
8t!«!»!', Kkrl, ^>is l'remäs nnä Uoim»t. Vor-
miscnw H»s«!Ul«, 8mt»ssl>ll, .^äull Loni
«l>rt von I^I, vr, I>ieä'licKll2l2«I, Llutt-
!<>!»<<>!, Nrnf I>ou X', KIsino HlÄldlnnMn unä
v,,n ^Vilii, lunl lli»Ik, Leilin, «i<H3lä
V»!»!»!!»!»»»»,«!! nsr <io«oI!«cn»!t lüi LrälmuHe in
L«llw, 2,1, XIII, Xo, I. l, 3, 4, 5, Ileiün,
5tu«z;l>rt. Vänil I!„n^ «5 <?»,°i,,
!»!<»«!>sIN fni Hio N>«o!ii!'dtl! uor ^nHon in
l»!t»«!>s>N H«r <?l'«<>I!5>'>!»lt siir Hrä!i»,>,I« ül
XXI, I!i>,»>, I,„. 3, liest, Lolün, Voi-I^ von
I>r„cf und !.ViIl>g von 3, 3chottlaender in viezlnu.
Weimarische Goetheausgabc.
Im Auftrag Ibrcr Königlichen Hoheit der Frau Groscherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes jämmilichen Werte», der eine dreibändige Biographie folgen soll, veranstaltet, Für diesen Zweck müssen die neu erschlossenen Schätze des Goclhearchius durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weitvelstieuten Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Gvethcsche oder auf Goethe bezügliche Blatter, sowie bisher »»brannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und zugleich mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benutzung freundlichsl ,,An das Gucthearchiu in Weimar' einzusenden In der Ausgabe soll über die Herlunft und Beschaffenheit jedes einzelnen zugänglichen Manuscripts oder Druckes Rechenschaft abgelegt werden.
jcimai und Berlin, Inni 1888,
O>, von Aoeper. M. Kchersr.
ßrich Schmidt.

v^»-

1686«. k'riäotik k'ülwns. 1L26«r,

,!!!»»!!|!»!!|!!|!!|!!!!|!!| !|!!!!!!!!!!!!|!!!!!||!!|!|l!!!|!!!!!!!!!!||!|!||!!»|ll!!|!!|!!|!|!|!!|!!ll!!!!|!»!!!!.
vi« 0arl5d2,6er ^Iin«l2l^v3,88«r unä <)u«11«nproäuc:t«

ll
l.öbe! LeKottlaenllel-, Lal-Kbaö lDönmsn
U«l»»l-»«vi8cn» D»oüt8 in «lsn nsö»«tsn stäclton all«!» Rfolttnoiln
^'
^,
l
^

Vor ^I.M M0LM Ialew2836lii rükmlicdät
2U8A626ictiiiet aut äer
äv33ILI^M6, 1.0^00^, 1884.
/)/<? F<2/5^ /^?55^ <?H^ ^^5/F
ll^l ^ll^I^l_I^V^N»<^l_I^:-
,32^/
/)/<? ^^/^ /^?55^ t?a^^ ^^5/^,
25^
«><^>^e7l.
^walFs i^e//a^««^ wl></ ^r^a ^ee^/is
/.
lc^^?i<ic» ^
H OI^3^^I
rkKiLLN 11
1:
^»c^Ken,
Oelelä,
Lällitl,
Kempten i/V.,
polen,
H,u^»dul^,
(üreuxnacn,
N2II« »/5..
Köln,
N,en>»ßen,
L26eii'V!>cIeii,
vortinunä,
llamdurss,
I.llu6»u,
K«m»cne!6, »'
Lümbel!;,
lliezäen,
N»mm i/>V.,
Leipuiß,
Zerdrücken,
ÜÄlmen,
lluizdur^,
Hannover,
I^uävi^znalen,
LcKverin >/.Vl.
Berlin,
Düren,
liÄlbul^,
^II>^6edurß,
Zteltin,
Lielelelcl,
llüszeläorl,
Hei6eldel^>
^lüini,
3tu«8»«.
llocdum,
131derlelä,
Neilbronn,
^llwnneiin,
5rier,
Lunn,
^Ilwan^en,
Heckrä,
^liincken,
V^iezdaclen,
Li2UN5c!i>vci8,
?.!««II,
In^ulzt^ckt,
>lüniter i >V.,
^Volm«,
Lre«l«u,
?l»l.)UX5I H/^'üllN,
Kaiserslautern,
dlüruderß,
^Vüriburss,
(Podien l,
?rcid»lß ^/L.,
Karlzrune,
O«NÄkrlcIc,
^veibrücken.
(^nbuli;,
^s, (5I»6bac!i,
Ii,Ä«5«I,
?I»uen i/V.,
^vvei^-Comptoil-: I^em«l^en a. allein.

5<TM^

September 1,886.
Inhalt,
Sei»
Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich Inffen. Erzählung 27?
<üh. öeignobos in Paris.
Jules verne 2 99
F. Hennicke in Verlin.
Das Ferüsvrechwesen 336
Georg Brandes in Kopenhagen.
Schacf von Staffeldt, ein deutsch.dä'nischer Dich!«,-. II 3^9
Karl Vraunlviesbaden in leipzig.
Unschuldig verurchcilt, Eine Eriminalgesäuckle aus dein sirbzelinlen
Jalirlinndert 372
Alfons Kistller in Königsberg.
Hyv»ot!s»!ii5 in England und Frankreich 3HH
Vibliograpbie ^n^
Vildeilese auz kleineren Geinäldelaniinlungen in I>eu,Ich!nnd und 0'?s,eiieich. ,lNi<
Uibliograpliische Notizen Hl.!
liierzu ein Portrait von Jules verne.
Radirung von I. lindner in München.
,^'id unl! 5»l>' erl^ein! »,n Anfang jede« Mona« in Heften Mi! je ei«er Kunübeiwge.
— preiz pe» (Luailol (3 tz«f!»< b M»lf. -^-^
Alle Uuchlzandlungen und postanstoüen nelimen iederzei! Uestellungen an.
>
^m^ ^llie auf den redactionellen InKalt von „Nord und Süd" bezüglichen 5enonngen sind an die Nrdactw» nach Nreßlau, Siebenhufenerftraß« 2,5, ,hne Anaabe eines personennaniens zu richten. ^^—
Veilage zu diesem ^efte
von
H. ^»rlle»«!,'» Verlag in Wien, lIuIe» Peine'» Zchliflen.'

^n unsere Abonnenten!
ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereits erschienenen Vände von
„Nord und Hüd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten
oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Oreis
pro Band (^ 3 Hefte) bro schilt 6 Mark, gebunden in feinstein
Original-Einband mit reicher Goldpressung und 5>chwarzdruck 8 Mark,
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original-GinbanööecKen
im 3til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer Leinwand und stehen solche zu Vand XXXVI ll (^uli
bis September ^886), wie auch zu den früheren Bänden I — XXXVII
stets zur Verfügung. — Der Oreis ist nur l Mark 50 s>f. pro Decke
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern
bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 30 Vf. für Francatur)
das Gewünschte zu erpediren,
Breslau.
Die Verlagsbuchhandlung von 5. öchottlaender.
sVcstell>et!eI umslchend.)

Vei der Vuckliandlung l'on
bestelle ich hierdurch
„Nord und 5>ild"
Erpl. Vand I,. 11.^ III.. IV.. V., VI,. VN., VIII..
IX,. X.. XI.. XII.. XIII., XIV.. XV. XVI.. XVII..
XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII.. XXIII., XXIV,
XXV,. XXVI., XXVII.. XXVIII,, XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV, XXXV.,
XXXVI., XXXVII.
elegant broschirt zuin preise von «^ 6.—
pro Vand (— ,"> yefte!
fein gebunden zuin preise von ^i. 8.— pro Vand,
Llpl, yeft 1, 2, 3, 4, 5, b, 7, 8, 9, IN, 11, 12, 52, !4, 12,
!>>, 17, 18, 19, 20, 2!, 22, 22, 24, 23, 25, 27, 2«, 29, 20, 51, 22, 22,
24, 22, 26, 27, 28, 29, 4», 41, 42, 42, 44, 42, 46, 47, 4», 4<», 20, 2!,
22, 22, 54, 25, 2«, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 62, 64, 65, 66, Kc, 6«, >,'!,
7", 7!, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 7«, 7<», 80, 8!, 82, 82, 84, 82, 86, «7,
88, 8>), 90, <»!, 92, <»2, 94, 95, 96, 97, 9«, '»9, !«", 10!, ,02, 102,
1«4, 1U5, 106, 107, 1»8, 109, 11», 111, 112, 113
zum preise von °/i. 2. -- pro l)eft.
Einbanddecke zu Vand XXXVIII. lluli biö
öcpteniber l^I>>
Erpl. do. zu Vand I.. II.. III.. I V. V„ VI,.
VII,. VIII.. IX.. X, XI.. XII.. XIII.. XIV. XV.
XVI., XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI., XXII..
XXIII., XXIV.. XXV., XXVI.. XXVII.. XXVIII..
XXIX.. XXX., XXXI., XXXII., XXXIII,, XXXIV.,
XXXV., XXXVI.. XXX VII.
zum preise von «</<. l.5l) pro Decke

x^

/
^^', /^"^
t^^
^ <^I^! iÂ«^! ' ^

Üord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
f)gul Lindau.
XXXVIII. Vand. — September 1M6. — Heft 1^4.
lMi! ei„rni pl>»ll>!> in Nadilung- ^ulez !?cinr.>

V r e ^ l n u.
Druck und Verlag von 5, 3chottlaender.

EMPTY

Sie muß mich küssen.
ron
Friedrich Ulil.
— Wien, —
1.
r Kurfürst Georg von Hannover hatte im Iah« 1714 den
englischen Thron bestiegen. Seine Krönung als Georg I. fand
mit großem Glänze am 2V. October statt. Ter Sohn des
lönigs, Georg August, und dessen Gemahlin Wilhelmine Torothca Charlotte
aus dem Hause der Markgrafen von Brandenburg-Auspach, welche den Titel
Prinz und Prinzessin von Wales annahmen, standen dem Throne zunächst.
Zu jener Zeit bekleidete die Würde des Lurd-Mayors von London Sir
William Hnmphreys. Er gehörte den Whigs an nnd war ein Wann von
liberaler Gesinnung, ehrlich, offen uud gutmüthig. Selbst ruhigeu Blutes,
erschien ihm die 3iuhe in seinem Hause uud außerhalb desselben als das
höchste der Güter. Tabei hielt er darauf, Herr in seinem Hanse zn sein,
und war es auch geblieben insoweit, daß er wirklich glaubte, es geschehe,
was er wolle. Zn glanbcn, daß man Herr sei, ist fast eben so viel als in
Wirtlichkeit zu gebieten.
Lady Hnmphreys war eine große, starke, nicht eben schöne Frau, welche
die Kunst verstand, ihren Mauu zu behandeln. Sie sehte den Ansichten
desselben nie Widerspruch entgegen, versprach stets zn thnn, was er wollte,
wußte aber in der Zeit zwischen Anordnung nnd Ausführung, ohne daß Sir
William es bemerkte, Alles fo zn wende», daß in Wirklichkeit geschah, was
sie wollte. Dieses Verfahren, sagt man, gebe die besten Ehen nnd besten
Hiegienmgen, Wie Mauu nnd Frau, verhalten sich Legislative nnd Erecntiue
zu einander. Wenn zwei Willenskräfte einen Zweck erreichen sollen und nicht,

was auf dieser Welt selten vorkommt, einerlei Willeusmeinung sind, so hilft nur der Eompromiß. Tic Hälfte hier, die Hälfte dort von der eigene» Ansicht abgegeben, so das; zwei Hälften übrig bleiben, macht immer ein gute»? Ganzes, das unter den gegebenen Verhältnissen ein Bestes sein kann. Eon- ftitutionell regieren lernt man oft in der Ehe.

Das Oberhaupt der Stadt London. der Lord-Mayor, war zu allen Zeiten ein mächtig gebietender Herr. Taß sein Einfluß nicht abnahm, sondern sich noch steigerte in einer Zeit, wo ein neues Herrschergeschlecht de» Thron von England bestieg, das sich auf die Whigs, die Partei, welcher der Lord-Mayor angehörte, stützte, war natürlich. Ter feierliche Aufzug des Lord Mayors durch die Straßen von London, welcher am 29. October 1?l,4 stattfand, konnte deshalb in seiner Art uud seiner eigenthümlichen Bedeutung als Scitenstück zur Krönung des Königs, welche kurz vorher abgehalten wurde, gelten. Tort das Fest des Herrschers, welcher über die Vereinigte» König- liche gebot, hier der feierliche Zug des Stadtoberhauptes, welches dem großen fteien Gemeinwesen der Weltstadt London vorstand.

Tem ehemals kurfürstlich hannoverscheu Hofe, welchem alle die deutschen Günstlinge Georgs, die dem Scheine seines Souuenglückes nach London gefolgt waren, angehörten, war die Macht des Lord-Mayors ein Torn im Auge. Sie sahen diesen uud seine Gemahlin mit scheelen Blicken an und- wendeten die Waffe, welche ihnen allein zn Gebote stand, gegen das Ehepaar an, den Spott. Ter Zug des Lord-Mayors uud seiner Gemahlin versprach ihnen ein reiches Feld für denselben zu bieten uud bot es auch. Tie Ge^ brauche bei diesem Feste hatten sich in all' ihrer Eigentümlichkeit, die einem längst verflossenen Jahrhunderte angehörte, erhalten. Ter ganze Hofstaat sah dem Schauspiele an den Fenstern eines Privathauses zu und fand, daß das unausgesetzte Hurrah-Nufen und das Wirbeln der Trommeln die Ohren iu unerhörter Art beleidige. Tie deutschen Herren und Damen meinten, e5 sei mehr Spectakel als Würde in diesem Schauspiele, uud scharfe Glosse», spöttische Bemerkungen, hie und da ein wirklicher Witz flogen von Fenster zu Fenster. Tie lächelnde» Gesichter leuchteten, als ob ein Glücksfall sonder- gleichen mit einem Schlage zahlreiche Zufriedene gemacht hätte. Besonder? war Ladu Hmnphreyo Gegenstand der schärfsten Stiche.

„Ist das wirklich die Lady-Mayoreß?" rief man. „Unmöglich!"

Und in der That gab die Haltung der Lady Hnmphreys Veranlassung, derart zu spreche». Tie gute Tame litt sehr unter der uugewohnten Schleppe. Trotz ihrer Stärke uud Ausdauer wurde sie von der Last des mit Stickereien überladenen langen Mantels fast erdrückt. Tazu gesellte sich das Bewußtsein ihrer Stellung, der Gedanke, daß sie als die erste Frau iu London sich de» Blicken der versammelten Menge zeige. Sie fühlte sich eine zweite Königin und rief furtwährend dem hinler ihr cinherschrcitende» Pagen zn- „Hoch die Schleppe! Hoch die Schleppe!"

Einer der hannoverschen Herren machte das größte Glück mit einem

»ie muß mich küssen! 27)
Einfalle, den er laut aussprach und der wie ein Ball von einem der An-
wesenden zum ander» flog.
„Ich bezweifle, daß die Tame die Gemahlin des Lord-Mayors ist. Ich
glaube, er hat die Frau ansgeliehcn."
Tiefe Bemerkung wurde in dem Augenblicke ausgesprochen und wieder-
holt, als die Lady-Mayoreß eben an dem Hause vorbcifchritt. Sie vernahm
die Worte nicht deutlich, bemerkte aber, daß man über sie lache und fpotte.
und warf einen Blick voll Unmuth nach den Fenstern. Sir Richard Steele,
der Oberi»te»dant der königlichen Stallungen nnd Gouverneur der Schau-
spiele des Königs, welcher sich in der Gesellschaft befand, aber nicht in erster
Reihe, fondern hinter einer der fchönen hannoverschen Tame» stehend, zog
sich, als er den Blick der Lady Humphreys bemerkte, rasch zurück, denn er
kannte die Stellung des Lord-Mayors und seiner Gemahlin und fürchtete
Unannehmlichkeiten für sich, wenn man ihn in der Gesellschaft der Spötter
bemerke,
„Er hat sich die Frau ausgeliehen!" Darüber lachte man noch, als man
nach dem königlichen Palaste zurückgekehrt war; darüber lachten auch der
.König, sein Sohn und dessen Gemahlin, als sie den Vorfall vernahmen.
I>.
Ter Lord-Mayor und dessen Gemahlin, nach beendetem Feste in ihrem
Heim angelangt, zeigten den Kindern und Hausgenosse» keine sehr freundlichen
Gesichter. Beide waren müde, abgespannt, verdrießlich. Ihr einziger Wunsch
t'estand darin, cms der drücke»den Tracht heraus und in ihre bequemen täg-
lichen Kleider hineinzukommen.
Es giebt Augenblicke im Leben, wo der höchste Wunsch jedes Sterblichen
dahin geht, Rnhe und Bequemlichkeit zu finde». Ter Mensch, der so oft
darnach strebt, Gebieter zn fei», sehnt sich, wenn die Last des Herrschcns
ihn drückt, am innigsten darnach, mir Mensch sein zu töimen.
Als Sir William Humphreys und dessen Gemahlin wieder in ihrem
ichünen und bequemen Wohnzimmer zusammentrafen, gäbe» sie sich dem Glücke
der Behaglichkeit mit Nonne hin. Tiefes fühlte aber wahrhaft nnr Sir
William. Seine Gemahlin schien zwar ruhig und zufriedeu zu sei», in
Wirtlichkeit tobte aber ein Sturm in ihrem Innern: die natürliche Folge der
Geringschätzung, die ihr widerfahren, der Kränkung, die ihr zugefügt worden
ivar. Was hatte man gesagt, warum gelacht, warum sie verhöhnt? Nichts
ist qualvoller als die Unklarheit über eine Beleidigung, die man nicht ganz
erfaßt hat, nichts peinlicher als die Unruhe, welche man empfindet, bis man
alle Umstände der Unbill genau kennt, welche einem widerfahren ist. Ter
Trieb und das Forschen nach den Einzelheiten eines Vorfalles, dessen Opfer
man geworden, Klarheit zu gewinnen auf die Gefahr hin, »enes Unglück herauf-
zubeschwören, erklärt das Verhalten eines in unbestimmter Weise Beleidigten.

Ter Drang, sich Genugthuuug zu verschaffen, steht erst in zweiter Linie. Die Frage: Was hat man gesagt? beschäftigte deshalb den Geist der Lady Humphreys uhne Unterlaß. Wie es erfahren? war der natürliche Folgegedanke.
Lady Hnmphreys konnte sich ihren Gedanken nicht hingeben, ohne das; sie Sir William einigermaßen ihre innere Bewegung Uerrathen hätte. Dieser erhielt aber auf seine Fragen nur ausweichende Antworten. Lady HumphreyK sagte, die Ermüdung habe Abspannung in ihr hervorgerufen.
Sie wollte ihrem Gemahle nicht so plötzlich, nicht in diesem Augenblicke, .Nunde von dem Vorfalle geben. Sie wollte erst die That kennen, bevor sie einen Entschluß darüber faßte, wie den Beleidigen» eutgegenzutretc» wäre-, dann sollte Sir William eingreifen, das wie wollte Lady Humvhreys' bestimmen.
„Sir William," fragte endlich die Dame ihren Gatten, „sind Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?"
„Sehr," meinte der Lord-Mayor. „Ich habe den Kundgebungen des Volkes entnommen, daß ich mich seiner Sympathie erfreue. Die Zurufe waren lebhaft und, wie mir schien, recht herzlich. Auch war ersichtlich, dah die vornehmen Kreise Nntheil an dem Vürgcrfeste nahmen."
„Sie haben vollkommen Recht! Indessen, ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie unter den Anstrengungen des Tages nicht minder litten als ich und herzlich froh waren, als der Umzug sein Ende erreichte. Wenn ich nicht irre, stimmen Sie darin mit mir überein, daß diese Umzüge denn doch nicht mehr ganz für den heutigen Tag passen. Ter Widerspruch der alten Tracht und der ncueu Zeit deutet schon darauf hin. Andere Zeiten, andere Kleider! Gleichwie man fich für diese Feste eigens eostümiren muß, ist mau auch genöthigt, Ansichten und Empfindungen, die nicht in uns entspringen, sich zu eigen zu machen. Ich glaube während des Festzuges wahrgenommen zu haben, daß wir nicht allein dieser Ansicht sind, und es sollte mich nicht wundern, wenn man über uns, die Hauptpersonen in dem Schauspiele aus fernen Zeiten, das wir Leute von heute unbetheiligten Zuschauern boten, hier und da gespottet hätte."
„Ich kann nicht ganz Ihre Ansichten theilen und habe nichts von dem wahrgenommen, was Sie andeuten. Wenn wir Engländer an den alten Sitten und Gebräuchen, Trachten und Umzügen festhalten, geschieht dies aus wahrhaft liberaler Gesinnung. Der Aufzug ist wohl heute ohne Inhalt nut> Kern, allein deshalb nicht uhne Bedeutung. Ter jährliche Aufzug des Lord-Mayors erinnert an den Tag, wo dieser zum ersten Male im Vollbesitze seiner neuerlangtcn Macht und Würde als Oberhaupt einer freien Stadtbevölkerung nach dem Hause zog, in welchen: unter seinem Vorsitze die Bürger über ihre eigenen Angelegenheiten zu berathen uud zu beschließen hatten. Wir thun dies heute in den Kleidern unserer Vorfahren, denen »vir die Freiheiten verdanken, und wie wir die Kleider tragen, so sind wir auch Träger

sie muß mich küsse»! 28^
ihrer Gesinnnugen und Gefühle. Hier decken sich Form und Inhalt voll-
ständig. In diesem Punkte ist der wahrhaft Liberale auch der wahrhaft
Conservative. Liberal sein, heißt nicht immer nach Neuem streben, das Alte
geringschätzen nnd das Nene hochhalten, weil es neu ist, sondern an dem
Errungenen, weil es gut ist, festhalten, es vertheidigeu und schützen. Doch
sagen Sie. hatten Sie irgend einen bestimmten Fall im Ange, als Sie an-
deuteten, daß mau über uns gespottet?"
„Ich möchte Sie nicht gerne verletzen, nicht den leisesten Unnmth in
Ihnen erwecken. Allein es schien mir, daß die hannoverschen Herrschaften,
welche mit dem Konige nach London gekommen sind, lächelten, ja, daß einige
von ihnen sogar lachten und einander spottische Äemerknugen znriefen, als
Sie, mein Gemahl, so würdig an dem Hanse vorüberschritten, an dessen
Fenstern die deutschen Herren und Damen Platz genommen hatten."
„Sie meinen, daß es die Günstlinge des Königs gewesen sind, welche
mich als Ziel ihrer Spöttereien erwählten?"
„Ich habe einigen Grund es zu vermnthcu und Sie können mir glauben,
daß, wenn ich selbst der Gegenstand der Angriffe dieser, wie es scheint, nicht
ganz wohlerzogenen Leute gewesen wäre, es mich nicht minder geschmerzt
hätte, als wahrnehmen zu müssen, daß mein würdiger Gemahl an dem Tage,
wo er in seiner Würde, durch die Massen des freien englischen Volkes, selbst-
bewußt und erhobenen Hauptes dahin schritt, Lächeln erweckte und Spott
erfuhr. Ja, ich füge hinzu, daß es mich wahrscheinlich vollständig kalt gelassen
hätte, wenn man mich insnltirt haben würde. Allein meinen Gemahl beleidigt
zu sehen, das würde ich uicht mit Ruhe ertragen können. Könnten Sie denn
nicht erfahren, wer an den Fenstern gestanden ist und was die Gesellschaft
gesagt hat?"
Ter Lurd-Mahor war bei den letzten Worten seiner Gemahlin nnrnhig
geworden nnd sein Gesicht hatte sich mit Nöthe bedeckt. Es stieg der Ge-
danke in ihm auf, daß nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin verspottet
worden war, ein Gedanke, welchen die Ladh-Mayoreß hervorzurufen sich
Mühe gegeben hatte.
„Nenn Sie glauben," sagte er, ,,will ich ausgehen und einige Herren
des Hofes aufsuchen; ich glaube aber nicht, daß uns dies an das Ziel führen
wird. Es wird Niemand sich verrathen und auch Andere nicht. Es wäre
zu niedrig, zu frivol, ja geradezu empörend, wenn sich die Sache so verhielte,
wie Sie sagen. Man darf nicht vorschnell nrtheilen. Wir müssen genaue
Erkundigungen einziehen. Haben Sie sich getäuscht, desto besser, wenn nicht,
so werde ich Mittel und Wege finden, um die Unbill, die uns widerfahren,
zu rächen."
„Regen Sie sich doch nicht auf, bleiben Sie ruhig, mein Gemahl. Sie
sehen, wie ruhig ich bin. Vielleicht habe ich mich getäuscht nnd wenn nicht,
nun so hat die Sache keine so große Wichtigkeit. Wir sind, was wir sind,
und das kann man uns nicht nehmen. Sie sind das Oberhaupt der Stadt,

ich Ihre Gemahlin, Wir sind freie Bürger eines freien Staates, und die Fremde», welche in dieses Land hereingeflogen sind und hier auf unsere Kosten prunken und glänzen, nichts als Schlingpflanzen, die ei« sich erhebender Sturm bricht und zu Boden wirft."

„Sie wissen, daß mich nicht so bald etwas aus meiner Nuhe bringt," sagte Sir William Humphreys. „Allein ich darf die Sache nicht so leicht nehmen . . . Wer mich beleidigt, beleidigt nicht nur den Mann, sondern den ersten Bürger von London, das Stadtoberhanpt, welches ebensowenig einen Angriff auf seine Person dulden darf, ohne ihn zurückzuweisen, als auf die Institutionen dieser freien Stadt."

„Wer wird denn aber die Dinge bis znm Aeuße»-sten verfolgen, eine kindische Scenc so ernst nehmen?"

„Man muß diesen Spöttereien, diesen Uebergriffen der fremden Elemente gleich im Beginne fcharf und energisch entgegentreten, sonst wird die Unsitte zur Gewohnheit und das darf ich nicht dulden. Würde ich schweigen, so konnten sich derlei Scenen bei dem Empfange, welchen wir, Sie und ich, am Hofe zu gewärtigen haben, wiederholen. Ein offener Conflict wäre dann von üblen Folgen für beide Theile, während seht eine ruhige Auseinander-setzung das Verhältnis; herstellen kann, wie es sein soll und sein muß."

Ter Lord-Mayor erhob sich, nahm Abschied von seiner Gemahlin und lenkte seine Schritte nach einem Clnb-Hause, in dem sich Herren ans den Hoftreisen befanden.

Seine Bemühnngen, Gewißheit über den Borfall, welchen seine Gemahlin angedeutet hatte, zu erhalten, waren indessen frnchtlos. Er hätte sehr scharfe Augeu und 3)hren besitzen müssen, nm aus den leicht verlegenen Mienen und hier nnd da gewechselten leisen Andeutungen zu erkennen, daß der Borfall wirklich stattgefunden, und daß die Herren, die er aufgesucht, Krnutniß von den Bemerkungen hatten, welche man über den Lord-Mayor und dessen Gemahlin gemacht. Er lehrte deshalb nnverrichteter Sache nach Hanse zurück, und der Stachel, welcher in den Herze» des Paares saß, drückte sich immer tiefer ein, so daß Beide eine recht nnrnhige, qualvolle Nacht zubrachten.

Gewißheit, aber noch größere Erregtheit sollte ihnen der nächste Morgen bringen. In dem gefürchtetsten der zahlreichen Flugblätter, welche zu jener Zeit in London erschienen und eine wahre Plage der Hauptstadt bildeten, so daß der gute Ruf und der Name aller halbwegs hervorragenden Personen tagtäglich in Gefahr stand, in den Koth gezerrt zn »Verden, war ein Artikel enthalten, welcher die Scene vom vorigen Tage ausführlich nnd auf die beißendste Art schilderte. Es war nicht angegeben, daß die hannoverschen Tamen und Herren die Gemahlin des Lord-Mahors verspottet hatten, daß diese es gewesen waren, welche ausriefen - Er hat sich die Fran ausgeliehen'.

Es hieß vielmehr, daß die Bemerkung überall von den Anwesenden, durch deren Reihen der Zug sich furtbewegte, gemacht wurden war, und daß die wenig vornehme Art, in welcher die Lady-Mayoreß ihre Würde trug und ihre fortwährenden Ausrufe- Hoch die Schleppe! alle Versammelten zu der Annahme gebracht hätten, der Lord-Mayor habe seine Gemahlin ausgeliehen. Einige, so las man, meinten: er habe dies gethan, weil er keine Frau besitze und ein Aufzug des Lord-Mayors ohne Gemahlin nie stattgefunden habe. Andere fügten hinzu: Vielleicht ist die Frau des Lord-Mayors von London nnwohl geworden und der Lord-Mayor hat, um sie zu ersetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Festzugc theilnehmen lassen, und so ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.

Sir William Humphreys war seit jeher ein ausgesprochener Gegner und Verfolger der Pamphletisten nnd Colpoiteure gewesen. Er hatte sie mit allen gesetzlichen Mitteln zu erreichen nnd zur Strafe zu ziehen gesucht, was aber nach deu Gesetzen des Landes nur in den seltensten Fällen zum Ziele führte. Ausschreitungen der Presse dieser Art erkannte Sir William als Gefahr für die Preßfreiheit. Nun sollte er selbst Zielscheibe der Bosheit werden. Nein, nicht er selbst, sondern, was ihn noch mehr erbitterte nnd verletzte, seine Frau, die Lady-Mayoreß von London!

Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war sein erster Gedanke, seine Frau werde außer sich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall verschwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das Pamphlet znscnden und Lady Humphreys tonnte, unvorbereitet, in Folge des Aergers in eine Krankheit verfallen. Deshalb zog er es vor, sie selbst davon in Kenntniß zu setzen, aber anßcr der Nüthe, welche in die Wangen und auf die Etirne der Dame schoß, schien der freche Angriff keine weitere Wirkung auf sie zu machen.

„Sie sehen," sagte sie, „daß ich richtig beobachtet habe. Mein Irrthum bestand nur darin, daß ich Sie und nicht mich für die Zielscheibe des Witzes der Fremden hielt. Was wollen Sie nun thun?"

„Ten Herausgeber des Blattes aufsuchen."

„Kennen Sie ihn?"

„Nicht persönlich, aber ich weiß, wo ich ihn finde."

„Sie werden doch nicht . . .!"

„Wo denken Sie hin? Allein es giebt Mittel nnd Wege genug, um einem solchen Gesellen beizukommen."

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden," sagte Lady Humphreys.

IV.

Sir William Humphreys begab sich unverweilt in die Taverne, welche den Namen zur „Nothen Kreide" führte. Er wußte, daß dort Mr. Smith, der Heransgebcr der kleinen Zeitung, welche der „Gute Nnf" betitelt war,

28h Friedrich llhl in Wien,
sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Tie Taverne war für die Zwecke des Pamphletisten sehr günstig gewählt. Sie nahm die vorspringende schmale Front eines Hanfes ein, das die Ecke einer engen Gasse bildete. In diese Gasse hinein und aus dieser Gasse heraus mußten alle Personen komme» und gehen, welche sich nach dem königlichen Schlosse und nach dem königlichen Theater begaben. In dieser Taverne verkehrte Alles, was sehen nnd gesehen werden wollte. Hier war die Quelle, aus welcher gutes Vier, feiner Nein nnd frische Neuigkeiten flösse».
An einem der großen Fenster der Taverne saß fast den ganzen Teig hindurch Mr. Smith. Man tonnte sagen, daß er hier wohnte, aß, schrieb, redigirte, kurz, daß er hier sein Leben in Nuhe zubrachte und das anderer Leute vielfach beunruhigte.
Sir William Humphreys schritt geradeaus auf Mr. Smith, den er vom Sehen ans kannte, zu und sagte: „Kann ich Sie ungesäumt allein sprechen?"
„Gewiß, unverzüglich! Wollen Sie die Güte haben, mir in eines der kleinen Zimmer zu folgen."
„Ich bitte, schreiten Sie voran."
Mr. Smith brachte den Tisch, an welchem er saß, in Ordnung, d. h. er ergriff alle Zeitungen, Papiere nnd Papierschnitzel, welche vor ihm zerstreut aufgehäuft waren, und legte sie theils nntcr seine Arme, theils steckte er sie in die zahlreichen Taschen seines Nockes nnd seiner Veintleider. Diese waren bereits halb gefüllt gewesen und standen jetzt überreich, ballunartig, von dem Körper des Pamphlctisten ab, Mr. Smith konnte mit dem Weltweisen sagen, daß er Alles, was er besitze, bei sich trage, seinen Kopf und das Material, desfcn er zur Arbeit bedurfte. Er war ein kleiner verwachsener Mann mit schwarzem, krausem Haare, langem, schmalem, gelbem Gesichte, langen Armen und langen Händen. Er lächelte nunnterbrochen, nnd dieses Lächeln hätte man fast schon nennen können, wenn die Mundwinkel sich nicht ab nnd zn gar zu tief herabgezogen und die Blicke des schönen, tiefen Auges den Mund an Bosheit noch übertroffen haben würden. So glitt er mehr als er ging in schwankenden unschönen Bewegungen dem Lord-Mayor voraus und führte ihn in einen Bor, dessen nicht abgeschlossene Höhe zwar keinen vollständig sicheren Aufenthaltsort bot, in dem aber in diesem Augenblicke die beiden zusammenkommenden Männer unbelauscht sprechen konnten, weil, wie sich der Lord-Mayor überzeugte, rechts uud links keine Gäste waren.
Als die Herren Platz genommen hatten, der große starke Mann und der kleine Schreiber einander gegenüber saßen, sagte der Lord-Mayor, der feine starke Erregung nur schwer verbergen konnte:
„Sie wissen Wohl, was mich zu Ihnen führt?"
«Ja!"
„Sie ahnen, was ich von Ihnen begehren werde?"
„Nein!"
„Nun denn, so mnß ich es Ihnen sagen. Sic wissen, daß der Angriff

in Ihrem heutige» Blatte auf meine Frau, wenu ich gegen Sie klagbar auf-
treten würde, unbedingt eine Verurtheirung des Verfassers zur Folge hätte."
„Unbedingt, möchte ich nicht behaupten; allein ich gebe zu, daß ich dies-
mal die Möglichkeit einer Bestrafung von den Erwägungen, die ich vor Ab-
fassung des Artikels anstellte, nicht ausschloß."
„Ich will uicht klageu. Es handelt sich in diesem Falle nicht darum,
wer deu Angriff gethan, sondern wer den Pfeil angefertigt und geschliffen
hat, der Lady Humphreys lief verletzte."
„Sie vermuthen, daß nicht ich selbst der Ohrenzeuge der Bemerkungen
über Ihre Gemahlin gewesen bin?"
„Ich bin davon überzeugt. Ich weiß, daß die Stimmen, zu deren Echo
Sie sich machten, nicht aus der Bürgerschaft Londons kamen, sondern daß
eine bestimmte kleine Gesellschaft, die vielleicht Grund haben mag, mich und
meine Gemahlin nicht mit wohlwollenden Augen zn betrachten, Urheberin der
Schmähungen ist, die Sie in Ihrem Blatte »niederholten. Können uud
wollen Sie mir die Personen bezeichnen, durch welche Sie beeinflußt wurden?"
„Können? Ja! Wollen? Tas hängt von der Erwägung ab, ob
es mir mehr Vortheil bringen wird, wenn ich fchweige oder wenn ich
spreche."
„Vortheil! Also darauf läuft es hinaus? Gut denn, nennen Sie
mir die Summe, welche ich erlegen muß, um Ihr Sprechen zn erkaufen?"
„Halt, hochverehrter Herr Lord-Mavor von London. So ist es nicht
gemeint. Kaufen lasse ich mich nicht. Mich kann man nicht bestechen. Ich
bin für Geld nicht zu haben. Ich diene nur der Wahrheit und vertrete die
öffentliche Meinung."
„Was wünschen Sie also, daß ich Ihnen für Ihre Mitthcilungen biete?
Eine Stelle kann ich Ihnen, das werden Sie selbst zugeben, uicht antragen.
Wer würde auch mit Ihnen in einem öffentlichen Amte . . ."
„Halt! In diesem Tone würden Eure Herrlichkeit mit mir nicht all-
zulange das Gespräch furtsetzen. Ich lasse mich nicht einschüchtern, ich lasse
mich nicht beleidigen."
„Beleidigungen betrachten Sie wohl als Ihr ausschließliches Privilegium,
oder, um in Ihrer Sprache zu reden, Sie glauben, daß Sie allein das Recht
haben, Ihren Mitbürgern die Wahrheit zu sageu?"
„Neurthcilen Sie mich nicht falsch. Ich bin kein schlechter, kein böser
Mensch. Ich bin boshaft von Natur und Journalist von Profession. Tas
ist Alles. Sehen Sie mich an! Ich bin verwachsen, nnschön, abstoßend,
fast ekelhaft und wenn man Kleines mit Großem vergleichen kann, so sehen
Sie in mir den Richard lll. der bösen Ieitnnaswclt. Bucklig ist bucklig.
Wundeni Sic sich nicht darüber, daß der Gezeichnete wieder scharf zeichnet,
wenn er die Feder führen kann. Hohn ge^en Hohn, Spott gegen Spolt.
Ich räche mich eben in meiner Art. Wenn ich durch die Gassen Londons
schritt, rief die ganze Welt: Echt den Bnckligen! So bin ich dahin gelangt.

die inneren Buckel und Fehler meiner geraden Mitbürger blosznstellen. Sie werden lächeln, N'enn ich für mich das Recht in Anspruch nehme, ein Ehrenwort zu besitzen, allein Sie können mir glaube», das; ich die Wahrheit spreche, weil» ich Ihnen sage- ich nehme die Feder nie zur Hand in der Absicht etwas Schlechtes zn thuu, etwas Unwahres zu behaupten. Nenn ich das nicht für wahr halte, was ich schreiben will, beflecke ich nicht die Feder mit der Tinte. Ich gehe weiter, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mir fast immer vornehme, was ich zu sagen habe, sanft, in liebeuswürdiger Art abgeschwächt, zu geben, milde zu sein in meinem Urtheilc und wohlwollend; allein, und das ist meine Entschuldigung, wenn ich hie und da weiter gehe und vielleicht ein Unrecht begehe- der Tämon der Feder reißt mich fort, die Wahrheits- liebe. Ter Drang, Gerechtigkeit zn üben, treibt mich säst mit magischer Gewalt. In solchen Augenblicken führe ich nicht die Feder, die ich zur Hand genommen, sundern die Wahrheit leitet meine Hand. Ich bin von dem Teufel des Zeitnngsschreibens besessen. Ich »verde hart, scharf, schneidig, bitter, bissig. Ich «in dann nur mit mir zufrieden, wenn ich Alles gesagt habe, was ich weiß, und so scharf, als ich es vermag. Süß und warm wie frisch gemolkene Milch sollte die Flüssigkeit sein, in die ich meine Feder tauchte, und unter der Hand ist sie mir zu Gift nnd Galle geworden. Das gebe ich zu, das gestehe ich ein."

,,Was soll ich Ihnen also bieten? Ein Amt kann ich Ihnen nicht an- tragen, und Geld wollen Sie nicht."

Mr. Smith lächelte. „Nun, da Sie nicht von selbst darauf verfallen, so will ich Ihneu helfen. Geben Sie mir, »ras ich brauche, was mein Blatt und mich erhält, wovon ich lebe, geistig und materiell."

„Das wäre'?"

„Stoff! Mittheilungen! Eine Notiz! Eine Bosheit gegen die andere. Der Inhalt des heutigen Blattes hat Sie geärgert, forgen Sie dafür, das; der des morgigen Sie erfreue. Mau hat Sie angegriffen; greifen Sie wieder an, für eine Notiz, eine interessante Notiz, thue ich Alles!"

„Das ist unmöglich. — Ich sollte das thnn, ich, der größte Feind der Pamphletisten und Culpurteure, ich, der sein ganzes Leben lang im Kampfe gegen den Mißbrauch der Presse gestanden ist? Unmöglich!"

„Erhitzen sich Eure Herrlichkeit nicht! Nehmen Sie das Wort unmöglich nicht in den Mund. Nichts ist nnmöglich, sofern es iu dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es kein anderes Mittel giebt, um das zu erreichen, was man will. Der Wunsch, die Spötter, welche Ihre Gemahlin nnd Sie beleidigt haben, kennen zu lernen, ist überaus natürlich; dieselben offen zur Nedc zu stellen, nicht angezeigt, weil Sie keine Zeugen finden würden nnd weil es auch sonst mit Unzukömmlichkeiten verbunden wäre, wenn der Lord-Mayor von London eines gesprochenen Wortes willen sich mit Spöttern von Rang und Ansehen iu cinenTtrcit einlassen wollte, der mir mit den Waffen in der Hand ansgefochtcn werden kann. Das dürfte einem Manne von Ihrer Stellung kaum erlaubt sein.

Tic sehe» als», es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die Bereitwilligkeit auszusprechen, nur gefällig zu sein, wenn ich Ihnen dienen soll."
„Herr, Sie verwandeln den Sitz, den ich Ihnen gegenüber einnehme, zu einer wahren Marterbank."
„Ich begreife, das; Sie empört, entrüstet sind. Allein das ist die Folge- des Eonflictcs. in den ein rechtschaffener Mann gerät!), der gern zeitlebens untadelhaft seine Wege wandelt, dem man aber giftig entgegentritt, und der, wenn er zur Abwehr schreite» will, nur Gift gegen Gift anwenden darf. Tic menschlichen Pfade, und wären es selbst jene des Lord - Mayors von London, sind eben nicht immer mit Rosen bestreut, und will man ungehindert vorwärts schreiten, muß mau die Steine von seinem Wege entfernen."
„Wozu wollen Sie mich bringen? Ich soll selbst unter die Pamphle- listen gehen!"
„Tas ist der tragische Moment in dem kleinen Trama, dessen Held Sie und Ihre Gemahlin sind. Ich bedaure Sie; aber ich kann Ihnen keine» anderen Plan an die Hand geben, soll die Sache zu einem für Sie gedeih- lichen Schlüsse führen."
„Ich kann mich nicht sogleich entschließen."
„Bitte, fassen Sie rasch und ungesäumt Ihren Entschluß. Je länger Sic zaudern und die Sache hinausschieben, desto mehr Schmerz wird sic Ihnen bereiten. Tie Rache mnß frisch genossen werden und Sie werde» sehen, daß auch ein Pamphletist Freude bereiten kann."
„Toch nicht Ten», welchen er angreift?"
„Was wünschen Sie also?"
„Ich wünsche zu wissen, wer Ihnen die Teene mitgethcilt hat. und wer- die Personen gewesen sind, welche über meine Frau spotteten?"
„Sind Sie in dem Besitze von Mittheilungcn, welche den Tienst, de» ich Ihnen leiste, aufwiegen tonnen?"
„Quälen Sie mich nicht, Fragen Sie mich nicht, Sie wissen, daß ei» Mann wie ich . . ."
„Ich kenne Eure Herrlichkeit und werde Ihnen nuttheilen, was ich weiß, uhne daß Sie mir die Ehre erweise», Ihre Hand in meine zu legen. Vielleicht thun Sie es . . . später einmal. Der Herr, welcher mir de» Vorfall mitgetheilt hat, war Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Hofstallungcn und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Er kam, aufgestachelt von der Gesellschaft, in deren Reihen er an den Fenster» eines Priuathanscs den feierlichen Aufzug betrachtete. In dieser Gesellschaft befanden sich Baron von Berndorf, die Gräfin Tophie Platen, die Gemahlin des Generals Kielmannsegge, Baron von Bothmar und Fräulein Ermengarde Melusine Uou Schuleubuig, überdies die beiden Mameluken des Niinigs: Mohamed und Mustapha."
„Tiefe Parasiteu! Eine schöne Gesellschaft!"

283 Friedrich Uhl in Wien,

Ter Lord ° Mayor war außer sich vor Entrüstung: „Fräulein von Schulenburg, die Geliebte des Kiiuigs!" Iu einem Athen« machte er dem Pamphletisten Mittheilmige» der pikantesten Art über die genannten Persönlichkeiten. Mr. Smith fuhr rasch wie der Blitz mit den Händen iu dir Tasche» seiner Neinkleider, und zog aus denselben einige Streifen Papier und eine Vleifcdcr hervor, um die Mittheilungeu in Schlagworteu zu skizziren. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten.

Als der Lord-Mayor ausgesprochen uud Mr, Smith Alles auf da« Papier gebracht hatte, sagte der Pamphletist:

„Sic werden mit mir zufrieden sein. Sie werden von mir hören und lesen."

„Noch eines," sagte der Lord-Mayor. „Ich sehe, das; Sie nicht nur Nachrichten entgegennehmen, sondern auch die Namen Ihrer Mitarbeiter nennen."

„Ich thue das nur meinem Wahlspruche gemäß: Neue Mittheilungeu habe» mehr Werth als alte."

,,Ich möchte aber, daß Sie meiueu Namen nicht nennen. Wie kann ich dies erreichen'?"

„Wenn Sie mir drei Notizen für eine geben. In dem heutigen Falle haben Sie mir mehr gegeben, als ich verlangte."

,,Ka»n ich Ihnen glauben?"

„Ich schwöre bei dem Tämon der Feder. Eure Herrlichkeit treffen mich immer hier und immer bereit, Ihnen zu dienen."

„Nein, hier kann ich Sie nicht mehr aufsuchen. Wenn mich Jemand sähe, würde man wissen, daß wir in Verbindung mit einander stehen. Einmal war mir der Zufall günstig, ich will die Gefahr nicht ein zweites Mal heraufbeschwören."

„Wenn Eure Herrlichkeit meiner bedürfen, so lassen Sie mich rufen. Ich bin stets bereit zu erscheinen und dürfte ich selbst nur in der Tnnkelheit mich dem Hause des Lurd-Mayors nähern."

„Gut denn, leben Sie Wohl. Ich bin nicht uudaukbar, und wenn Sie meiner bedürfe», stehe ich Ihnen auch mit Anderem als Notizen gerne zu Tiensten."

„Enre Herrlichkeit belohnen mich mehr, als ich es verdiene!"

Als Sir William Humphreys nach Haufe zurückkehrte, gab er den Auftrag, Mr. Smith, den er so genau beschrieb, daß ihn der Thürsteher angenblicklich erkennen mußte, stets de» Eiütritt i» das Haus zu gestatte», auch verständigte er de» iiainiuerdiener, damit der beschriebene Herr zu jeder Ieit bei ihm ungehindert auo nud ei» gehe» könne.

5>e muß mich küssen! 28H
Lady Hnmphreys machte der Gatte über die Schritte, die er unternommen, insoweit Mitteilung, als er es für nothwendig nnd nützlich hielt. Tie Lady erklärte sich mit Allem einverstanden, was ihr Gatte unternähme. Nebenbei warf sie die Frage hin:
,,Sir Richard Steele, war er der Erfinder des feinen Scherzes oder nur der dienstfertige Bote nnd bereitwillige Vermittler des sauberen Geschäftes?"
„Ich habe vergessen, darnach zu fragen," fagte der Lord-Mayor.
„Ich begreife nicht, Sir William, daß Sie sich so sehr der Aufregung hingeben, da es sich doch nur um mich handelt."
,,Um Sie. nur um Sie! Wenn die Niederträchtigkeit gegen mich augezettelt worden wäre, würde ich sie ganz einfach iguorirt haben. Aber gegen Sic, eine Tame, meine Gemahlin, das ist es, was mich empört, da kann ich nicht ruhig bleiben!"
„Es freut mich, daß Sic über Mittel und Wege nachgedacht haben, die Spötter zu bestrafen. Diese verdienten eine Züchtigung. Sie tonnten, mein Gemahl, was Sir Richard Steele anbelangt, deu von Ihnen herstammenden Witz: ‚Seine Pferde stürzen und seine Schauspieler fallen durchs in weitere« Kreisen bekannt machen lassen."
,,Es wird geschehen," antwortete der Lord-Mayor, der sich im Augenblicke nicht Rechenschaft darüber geben konnte, ob er wirklich selbst der Autor der boshaften Bemerkung gewesen sei. Indessen, seine Gemahlin hatte es gesagt, und er setzte volles Vertrauen in jede Bemerkung, die sie aussprach. Jedenfalls hatte er wieder einen Beitrag für Mr. Smith. Sir William Hnmphreys ertappte sich dabei, jetzt fast an gar nichts Anderes zu denken, .^Is Stoff für den Pamphletistcn zu sammeln. Er, der größte Gegner der Colporteure, war selbst Pamphletist geworden, mindestens Mitarbeiter cincs sojchen Blattes! Tie Unzufriedenheit mit sich, die er empfand, wnrde übrigens bereits durch die Freude, sich au seineu Feinden rächen zn können, überboten, Tcirum also hatten er nnd seine Partei so sehr für den neuen König gearbeitet, daß Unmoralitüt und Ucbermuth in der englischen Gesellschaft sich einnisten sollten? Es kam ihm vor, als Ware London ein Haus-uud als hätte dieses Haus einen Riß von oben bis unten erlitten. Tiefe Fremden! <ir schwur bei sich, ihnen seinen ganzen Haß zu widmen und nicht früher zn ruhen, bis die Schmarotzer aus den vereinigten drei Königreichen wieder verschwunden sein würden.
Tiefe Erwägungen hatten bewirkt, daß Sir William Hnmphreys einige Zeit hindurch schwieg. Tie Lady beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen und sagte, als Sir William wieder zu ihr emporblickte:
„Tarf ich fragen, welcher Tag für die Aufwartung, die ich der Prinzessin von Wales zu machen habe, bestimmt ist? Ich denkc, Sie haben die Güte gehabt, die Angelegenheit in Ordnung zn bringen."
,,Tas mich noch!" dachte der Lord-Mayor bei sich, antwortcte aber:
„Gewiß, der Besuch, deu die Lady-Mayorcß der Prinzessin von Wales zn

mach?» hat, soll heute über acht Tage stattfinden. Das Ceremoniell ist genau festgestellt und ich hoffe, es werde fich Alles in herkömmlicher Weise vollziehen."
„Wollen Sie die Güte haben, mir das Programm mitzutheilen?"
„Ich werde Ihnen morgen eine Abschrift desselben durch meinen Tecretiir überreichen lassen."
„Sie wissen doch, daß eines der Vorrechte des Lord-Mayors darin besteht, das; seine Gemahlin bei den Empfängen durch die Königin oder die neue Prinzessin von Wales von den hohen Damen gefußt wird. Die Lady^ Majores; ist bei solchen Anlassen die weibliche Hälfte des Lord-Mayors, also ebenfalls die Repräsentantin der Stadt London. Indem man die Lady-Mayureß fast schwesterlich küßt, erweist man dem Lord-Mayor die höchste Ehre, die einem Bürger Englands zu Theil werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie, Ihrer Stellung gemäß, auch diesmal handeln werden, wie es die Würde und Ehre der Stadt erfordert, deren Wohl Ihnen anvertraut ist.
Sie haben sicherlich bereits Sorge dafür getragen, die Gewißheit zu erlangen, daß die Prinzessin von Wales bei der Vorstellung mich küsse?"
„Das ist ja selbstverständlich."
„Ich freue mich, daß unsere Ansichten auch in dieser Angelegenheit über einstimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, w.'nn ich bei Hofe erscheine, die Prinzessin in dem Augenblicke, wo sie mich küssen wird, nicht in die Lage gerathen dürfte zu sagen, daß Sie sich für öffentliche FHe eine Gemahlin ausleihen müssen!"
Diese Worte versetzten Sir William Humphreys wieder in so große Aufregung, als ob die Beleidigung, welche seiner Gemahlin widerfahren war, eben erst vorgefallen sei. Er nahm von der Lady Abschied und sandte nach Mr. Smith. Sir William Humvhreys fühlte sich machtlos in dieser fchwierigen, ganz ungewohnten Lage. Im offenen ehrlichen Kampfe, in öffentlicher Berathuug, in Volksversammlungen, im Streite gegen Einzeln,,' oder gegen die Menge, da war er, der Mann, an seinem Platze, da wußte er durch' Reden, durch Gründe, durch seinen Ruf, durch sein ganzes Wesen Eindruck zu machen, die Freunde euger um sich zu schaaren, die Gegner zu überzeugen und bei der Abstimmung zu siegen oder zu fallen, aber unfaß-bare», unsichtbaren Elementen gegenüber fühlte er sich wehrlos. Hier bedurfte er des Rathes, der Hilfe eines Menschen, der für ihn dachte, für ihn handelte, und dieser Mensch war Mr. Smith. Er sandte einen vertrauten Diener i» die Taverne zur „rotheu Kreide". Nicht lauge Zeit darnach tnrt der Pamphletist lächelnd ei». Er zog aus einer seiner Taschen den Abzug des.Artikels, der am nächste» Tage erscheinen sollte, und unterbreitete ihn dem Lord-Mayor. Dieser las.
Sein Antlitz strahlte vor Freude.
„Gut, sehr gut, vortrefflich! Das sitzt, das beißt, das bohrt sich ein! Ganz ausgezeichnet haben Sie das gemacht! Ich gratnlne!"

^ie muß mich küssen! 2H^
„Ich dank Ihnen!"
„Sie werden aber Ihr Wort halten, Sie werden mich nicht Verratheu?"
„Gewiß nicht!"
„Hier habe ich wieder einige kleine Mittheilungen zu Papier gebracht, einige Bemerkungen, welche Sir Richard Steclc betreffen, den Oberintendanten der Hosstallungen und Gouverneur der Schauspiele des Königs. Wer mit Comödianten umgeht, wird selbst Eomödiant. Das hat der Mann bewiesen, und vorlaute Eomödianteu zu züchtigen ist ein gutes Wert! Sind Sie einverstanden mit mir, Mr. Smith?"
„Vollkummen, Euere Herrlichkeit! Ich danke für Ihre Mittheilungen," sagte der Pamphletist, während er gierig die Notizen überflog, die ihm der Lord-Mayor überreicht hatte. „Ta habe ich ja ein Honorar, das für einige Tage ausreicht."
VI.
Tas Erscheinen der nächsten Nummer der Zeitschrift der „Gute Ruf" war für London ein kleines Ereiguiß. Was bis dahiu nur Wenige wußten und einander nur heimlich zuzulispeln wagten, war nuu offenkundig geworden. Ter König und das Fräulein Ermengarde Melusine von Schulenburg waren in Aller Munde. Ter Hof, der Adel, die Bürgerschaft, kurz die ganze Londoner Welt wurde durch das kleine Blatt Papier in Aufregung gebracht. Tiefes ging von Hand zu Hand. Tie Pressen konnten kaum genug Exemplare liefern und Mr. Smiths Eassirer schien gar nicht darauf vorbereitet zu sei» die eingehenden Tummeu sicher unterzubringen. Einerseits Schadenfreude, Entrüstung bei Anderen war das Resultat. Ter König gerieth in Empörung, Fräulein von Schulenburg weinte und erschien einige Tage nicht in der Oeffentlichkeit. Ter Prinz von Wales ging unmuthig i» feiuen Gemächern auf und ab und die Prinzessin, fo ruhig, still, sanft und gelassen sie sich sonst gab, vermochte den Schmerz über die tiefe Kränkung kaum zu verbergen. Ans den ruhigen deutsche» Verhältnissen in das wogende öffentliche Leben Londons rasch versetzt, hatte sie fich noch nicht mit der Unempfindlichteit gewaffnet, welche Augriffe manchmal Jenem verleihen, der denselben längere Zeit hindurch ausgefetzt ist.
Tie große Aufregung dauerte au uud wurde uoch vermehrt, als am nächsten und zweitnächsteu Tage offen oder iu Anspielungen fortgesetzt Verhältnisse des Hofes und des hannoverfchen Gefolges enthüllt wurden. Ein wahrer Hagel von Anekdoten und pikanten Notizen rasselte ans den königlichen Palast nieder. Fast Niemand in demselben war verschont geblieben. Am ärgsten wurde außer Fräuleiu Ermengarde Melusiue von Schuleuburg der Oberintendant der Hofstallungeu uud Gouverneur der Schauspiele des Königs, Sir Richard Steele, mitgenommen. Tem Spotte über Pferde und Schauspiele, Nord IM» 2üd, XXXVIII, III, 2!)

war eine Reih? ähnlicher Bemerkungen beigefügt, wie, daß ei die Künstler gleich Pferden behandle: daß der älteste Kutscher im Marstalle besser bezahlt werde als der junge Tichtcr, dessen Geistesarbeit dem Theater das Leben einhauche u. s. w.

Sir Richard Stecle, dessen Verbindung mit Mr. Smith in Hoftreisrn bekannt war, wurde bestürmt und beschworen, den Pamphletisten aufzusuchen, um den Namen desjenigen zu erfahren, welcher dem boshaften kleinen Manne die Geheimnisse des Hufes und Hofstaates vcrrathen habe: denn Alles war wahr, was in dem Blatte der „Gute Ruf" die Hoflente in so üble Lage brachte. Allein Mr. Smith blieb standhaft. Er verweigerte jede Auskunft uud wies glänzende Anerbietungen jeder Art zurück. Man hatte einen leichten Verdacht, daß der Lord-Mayor nicht ganz unbctheiligt an den Angriffen sei, daß er sich, gereizt durch den Spott, welchen man über ihn nnd seine Frau ausgegossen, gerächt habe, allein Gewißheit vermochte man sich nicht zu verschaffen. Einen Proeeß anzustrengen war nicht rathsam, denn die öffentliche Verhandlung hätte den Tcandal nur noch vergrößert. Man war also absolut rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mcniors von London, Sir William Hnmphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen. Ter Eercmonienmeifter gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommende? Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgcrs war die Folge eines Eomplottes, das ini Paläste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin, in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des Lord-Mayors, geschmiedet «norden war. Sir Richard Steelc hatte den Auftrag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte, im Stande sei, einen Gegcnzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard Stcele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet nnd allzusehr angestrengt war, hatte feinem Seerctär ausführlich mitgethcilt, was,nan verlange. Dieser ließ sich genau die Vorgänge schildern. Es war ihm, dem Vühnen-Autor, auch etwas eingefallen, er meinte, daß man sich an dem Lord-Mayor am besten dadurch räche, weuu mau die Lady-M'ayoreß von Neuem beleidige. Man könne zum Beispiel sagen: ,,Es fei nicht wahr, daß der Lord-Mayor sich die Tame ausgeliehen, sonst hätte er sich eine schönere ansgesncht!" Ter Oberintcndant der Hofschauspiclc eilte mit diesem geistigen Funde in die Kammer und theiltc, wie er sagte, in den Haupt umrissen seinen Plan mit.

Ter anwesende Ecremonienmeister, der eben erst von seinem Tecrrtär

sich das Programm für den Empfang der Lady-Mayoreß hatte überreichen lassen, rief:
„Nein! Tas ist unser unwürdig. Ich kenne ein anderes Mittel, durch irelches man Lady Humphreys auf das tödtlichste treffen kann."
,.Lassen Sie hören, lassen Sie hören," tönte ihm entgegen.
„Tie Lady-Mayoreß wird nächster Tage von der Prinzessin von Wales empfangen werden. Es ist hergebrachte Sitte, daß bei dieser Gelegenheit die erste Tame des Hofes die Gemahlin des Lord-Mayors von London küsse. ?lun denn, der Gemahlin eines Mannes, welcher den Hof auf so unwürdige Art verleumden läßt, soll eine solche Ehre nicht zu Theil werden; die Prinzessin von Wales darf Lady Humphreys nicht küssen!"
„Vortrefflich! Ausgezeichnet!" rief man.
„Aber wenn es hergebrachte Sitte ist, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London in solcher Art auszeichnet, wie kann sie es unterlassen, in diesem Falle Lady Humphreys zu küssen?" wurde von Einzelnen eingewendet.
„Tas lassen Sie meine Sorge sein!" sagte der Ceremonieumeister und begab sich iu sein Bureau. Tort angelangt, ließ er sogleich seinen Secretär zu sich bitten. Er sehte ihm den Fall auseinander und beauftragte ihn, Studien in den Archiven zu machen, ob bereits Fälle vorgekommen seien, daß eine Königin oder Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt hätte. „Aber ich bitte Sie, rasch'Ihre Studien zu vollenden," sagte der Ceremonienmeister, „die Zeit drängt, der Entschluß muß bald gefaßt werden. Wenn es nöthig fein follte, verwenden Sie Tag und Nacht zu der Arbeit. Bitte, keine Einwendungen! Ich bedaure unendlich, daß ich nicht selbst die Archive durchforschen kann, denn ich bin zu sehr mit Arbeit überbürdet. Ich ertheile Ihnen in diesem besonderen Falle die Erlaubniß, Ihr Bett nach dem Paläste in das neben Ihrem Bureau befindliche Zimmer bringen zu lassen, damit Sie einige Stunden hindurch der Nachtruhe pflegen können. Auch werde ich den Befehl ertheilen, daß Sie die Mahlzeiten aus der königlichen Küche erhalten."
Ter Secretär verbeugte sich und meinte in seinem Innern: Ein außerordentliches Honorar für die außerordentliche Bemühung hätte von Seite des Ecremonienmeisters Wohl beigefügt werden können. Allein Secretäre dürfen nie einen Widerspruch wagen, und so zog sich der arme Mann mit seiner Aufgabe zurück, die ihn nicht außerordentlich drückte. Er war genau in der Ehronit des Hofes bewandert und hätte jetzt bereits dem Ecremonieumeister eine Autwort geben können; allein er würde nur seinem Ausehen geschadet haben, denn je längere Zeit er anscheinend der ihm übertrageneu Mission widmete, desto mehr, wußte.er, würde er in der Achtung seines Vorgesetzten steigen.
Hatte den Lord-Mayor von London gleich bei Beginn der Unterredung mit dem Eeremunienmcister dessen Benehmen befremdet, fo wurde er im

Verlaufe des Gespräches noch betroffener. Der Ceremonienmeister lenkte das Gespräch furtwährend von der Hauptsache ab, gab auf alle Fragen ausweichende Antworten und endlich festgehalten und gezwungen, eine bestimmte Auskunft zu ertheilen, fagte er- Er bedaure, dem Lord-Mayor mittheilen zu müssen, daß die Frage, ob die Lady-Mayoreß von der Prinzessin von Wales bei dem Empfange geküßt werden solle oder nicht, noch nicht entschieden sei. Es hätten sich Bedenken und Schwierigkeiten ergeben. Es sei behauptet worden, daß die Gnade des ertheilten Kusses in einzelnen Fällen einer oder der anderen Lady-Mayoreß von London nicht zu Theil geworden sei. Es tonne daher keine endgültige Antwort ertheilt werden, ehe nicht die Angelegenheit gründlich untersucht worden wäre.

„Ah!" sagte Sir William Humphreys. „Meine Gemahlin soll also nicht geküßt werden?"

„Das will ich nicht gesagt haben. Es ist ebenso möglich, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß küßt, als daß sie dieselbe nicht küßt."

„Wann werde ich Nachricht von deni gefaßten Beschlüsse erhalten?"

„Vis es durch das Studium der Archive genau festgestellt sein wird, ob sich die Prinzessin von Wales einer Regel zu fügen habe, ob die einzelnen Fälle, in welchen die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt worden ist. dem Zufalle zuzuschreiben seien, oder ob es von dem Belieben der Damen des königlichen Hofes abhänge, der Lady - Mayoreß einen Kuß zu verabfolgen .oder nicht."

„Darf ich um einen bestimmten Termin bitten?"

„Wollen Sie nach zwei Tagen mir das Vergnügen bereiten, hier zu erscheinen?"

„Ich danke, Mylord, ich werde erscheinen."

Sir William Humphreys eilte nach Hanse. Er kannte sich selbst nicht mehr. Der sonst so ruhige Mann war jetzt die Unruhe selbst. Er war in einen Wirbel von Empfindungen gerathen. Als er bei seiner Gemahlin eintrat, sah diese ans den ersten Blick, daß eine schlimme Botschaft drohe.

„Was ist vorgefallen?" fragte sie.

„Mr. Smith, Mr. Smith! Verzeihen Sic, der Gedanke an den Manu quält mich unaufhörlich! . . . Ich komme soeben aus dem königlichen Schlosse, wo man etwas Unerhörtes gegen uns plant, einen tödtlichen Streich nach unseren Häuptern führt. Ich erkenne die böse Absicht. Man will es dahin bringen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küßt."

Die kühle Nnhe der Lady Humphreys verflog bei diesen Worten wie ein Wassertropfen, der auf glühendes Eisen fällt. Sie sprang auf und lief:

„Was, die Prinzessin von Wales will mich nicht küssen? Sic muß mich küssen, sie muß mich küssen!"

„Das sage ich mich," meinte der Lord-Mayor. „Die Prinzessin

Von Wales muß meine Frau küssen! Das lasse ich mir nicht bieten! Soll das der Lohn für die Dienste sein, die ich geleistet habe? Wer mich ehren will, muß meine Gemahlin ehren: wer meine Gemahlin beschimpft, beleidigt mich tödtlich!"
Lady Humphreys wollte erwidern: „Ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden." Allein sie brachte die Antwort nicht über ihre Liftpen. Sie war aus ihrer herkömmlichen Art geworfen worden und wiederholte nur fortwährend die Worte: „Sie muß mich küssen! Lassen Sic nach Mr. Smith senden!"
„Mr. Smith? Sie haben Recht."
Der Lord-Mayor von London sandte nach dem Pamfthletisten, der sein geheimer Rath. sein zweites Ich geworden war. Doch dieser war trotz seines Scharfsinnes und seiner ausgebildeten vielseitigen Bosheit nicht im Stande, sogleich Rath zu ertheilcn. Er war wie alle Journalisten einseitig. Die Erfindungsgabe derselben liegt nur in dem Kreise kleinerer oder größerer Bosheiten. Sie verstehen es, zu ärgern, zu kränken, aber einen verwirrten Knoten zu entwirren, oder an der Hand ausgebreiteter, vielseitiger Kenntnisse Neues zu ersinnen, ist ihnen selten gegeben. Der Rath des Mr. Smith bestand daher nur darin, daß er deu Lord-Mayor ansftorntc, die Hoftrcise von Neuem durch ftikante Enthüllungen zu verletzen.
„Das würde Alles verderben, die Hoftreise nur noch mehr gegen uns erbittern!" rief der Lord-Mayor. „Wir würden gefährden, was wir erreichen wollen. Die Prinzessin von Wales würde meine Gemahlin nie küssen, wenn ich den Prinzen von Wales oder sie selbst verletzte, das heißt, wenn Sie die Herrschaften neuerdings angriffen."
„Mit Vergunst, Euer Herrlichkeit! Sie kennen die Welt und die Zeit nicht vollständig. Was man nicht erbitten kann, vermag man zu ertrotzen. Was Einem nicht freiwillig gewährt wird, erzwingt man. Wenn man nicht geliebt wird, muß man sich gefürchtet machen. Gefürchtet fem, heißt mächtig sein!"
„Ich muß geküßt werden, ich muß geküßt werden!" rief die Lady-Mayoreß. in deren Gegenwart die Unterredung Sir William Humphreys mit Mr. Smith stattfand. „Mr. Smith hat vollkommen Recht!"
Ter Lord-Mayor, der seine ruhige Ueberlegnng verloren hatte, gab sich den Scheingründen des Journalisten gesangen nnd erzählte diesem Alles, was er von dem Prinzen von Wales und dessen Gemahlin wußte. Die Prinzessin verhalte sich stets ruhig, duldsam, gelassen, freundlich und liebenswürdig gegen ihren Gemahl, dem sie anscheinend seinen eigenen Willen lasse, aber der Prinz von Wales, welcher seiner Meinung nach stets thne, was er wolle, werde von ihr gelenkt wie eine Marionette.
Der Lord-Mayor hätte bei diesen Worten bemerken können, daß seine eigene Gemahlin sich verlegen abwandte, allein er war so sehr bei der Sache,

daß er nur die duullen Augen des kleinen, boohaft lächelnden Journalisten sah, oder nach dessen schreibfertigen Fingern blickte.
„Und der Prinz von Wales? . . ." rief blinzelnd aufblickend Mr. Smith.
„Der Prinz von Wales ist die Pedanterie und Goldliebe selbst. Ter Mann ist eine lebendige Uhr oder vielmehr der Sclave seiner Uhr. Die Uhr ist ihm Alles, die genaue Zeiteiutheilung sein Leben! Man erzählt, daß er eines Tages vor der Thüre einer Dame, für die er große Zuneigung fühlte, die Uhr in der Hand, so lange gestanden sei, bis der Minutenzeiger genau auf ein Haar die Zeit bestimmte, welche er für seinen Besuch angegeben hatte. Dieselbe Dame, welche in Folge dringender Bitten dem Prinzen einen Besuch zugesagt hatte, fand denselben vor einem Tische, auf dem sich eine Schüssel mit Goldstücken gefüllt, befand. Ter Prinz hatte die Hemdärmel ausgestreckt und wühlte, unbekümmert um die erschienene Dame, im Golde, ‚Nenn Sie nicht aufhören, königliche Hoheit, werde ich mich augenblicklich entfernen!' fagte die Dame, Nur durch den entschiedenen Entschluß der Dame, ihn zu verlassen, ließ sich der Prinz bestimmen, vom Golde zu lassen und die Unterhaltung mit der Lady aufzunehmen."
Anekdoten dieser Art erzählte der Lord-Mayur in Menge, während die Lady-Mayorcß hin und her schritt, sich mit dem Fächer hastig Kühlung zufächelte und manchmal Bewegungen machte, als ob sie die Schleppe, durch welche sie bei dein Umzüge sich so sehr bemerkbar gemacht hatte, noch trüge.
‚‚Mr. Smith hat Recht," sagte sie. ‚‚Und ich sehe, daß Sic mich lieben, mein Gemahl. Das wird wirken, das muß Wirten! Die Prinzessin von Wales muß mich küssen!"

VII.

TaS Pamphlet erschien und die Wirkung desselben überbot noch jene der früheren Flugblätter. Allein die von dem Pamphletisten, dem Lord-Mayor und der Lady - Mayoreß beabsichtigte Wirkung stellte sich nicht ein. Im Gegcnthcil, der Hof war noch mehr erbittert. Die hannoverschen Herren und Damen triumphirtcn und schürten das Feuer. Selbst die sonst so ruhige Prinzessin von Wales in Erbitterung zn setzen war ihnen gelungen und da der Secretar des Ceremunienmeisters seine Arbeit beendet hatte und dieselbe in dem Sinne der Hofkreise ausgefallen war, wurde beschlossen, daß die Prinzessin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küssen solle.
Diese Nachricht erhielt der Lady-Mayor, als er bei dem Eercmonieumcister erschien. Er wurde von ihr getroffen, als ob ein Beil auf feinen Nacken niedergefallen wäre. Er schwieg einige Zeit hindurch und raffte sich endlich zu der Frage auf:
„Nie will man diese Beleidigung für mich und meine Gemahlin begründen?"

,.Ich bitte," sagte der Eeremonienmeister, ,,eine Beleidigung ist durchaus nicht beabsichtigt. Ich bitte in diese Abschriften Einsicht zu nehmen. Sie werden daraus ersehen, daß die Konigin von England und die Prinzessin von Wales nicht zu allen Zeiten und nicht bei jeder Gelegenheit die Gemahlin des Lord-Mayors von London geküßt haben. Ter letzte Fall, der treu und sorgsam in die Ännalen des Hofes eingetragen worden ist, kam vor noch nicht allzulanger Zeit vor. Ihre Majestät die Königin Anna hat bei einer Gala in der City die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt und so wird denn Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales auch Lady Humphreys nicht küssen."
Sir William Humvhreys verließ, ein gebeugter uud gebrochener Man», den Palast. Als loyaler Unterthan mochte er nicht zur Rebellion, wenn auch nur in dem kleinen Kreise, in welchem sich die strittige Frage bewegte, schreiten. Ten Gedanken, daß die Lady-Mayoreß von London verweigere, vor der Prinzessin von Wales zn erscheinen, vermochte er nicht zu fassen. Als er zu Hause angelangt war und seine Gemahlin in ihrer Aufregung ausrief: „Wenn man mich nicht küssen will, so soll man mich auch nicht sehen! Ich werde mit keinem Schritte den Palast betreten!" überkam ihn dos volle Bewußtsein der Verantwortlichkeit seiner Stellung. Die Manncs-würdc erwachte in ihm uud er hatte plötzlich die Ruhe, durch welche er sich einst ausgezeichnet, wieder gefunden. Er dachte nicht mehr an Mr. Smith, nicht an die Empfindungen seiner Gemahlin, er unterdrückte alle Bitterkeit, welche seinen Busen füllte, nnd sprach:
,,Kcin Wort weiter über die Kußfrage, liebe Frau! Tie Entscheidung des Hofes ist gefällt. TaZ Herkommen ist gegen uns. Wir müssen uns beugen, wir müssen uns fügen. Gesetz und Gesetzlichkeit vor Allem. Meine Aufgabe ist es, das Recht hochzuhalten. Wir werden Unrecht nicht leiden, aber auch nichts unternehmen, was uns den Vorwurf zuziehen könnte, daß wir Unrecht gethan. Sie werden die Güte haben, fogleich alle Anstalten zu treffen, um an dem bestimmten Tage vor der Prinzessin von Wales zu erscheinen. So glänzend als möglich, aber ich bitte Mylady, auch so würdig als möglich! Mir will es vorkommen . . . Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, Ter Ehrgeiz, welcher die Hochgestellten und Mächtigen manchmal weitertreibt, als ihnen selbst lieb ist, hat uns, wie ich glaube, einen schlimmen Streich gespielt. Tiefem soll lein zweiter folgen!"
So kam es denn, daß die Lady-Mayoreß mit vollem Pompe in den königlichen Palast fuhr, dort ihrem Range gemäß empfangen wurde, sich vor der Prinzessin von Wales tief verbeugte, von dieser mit einigen frcnndlichen Worten ausgezeichnet wurde, sich ernst und würdig benahm und wie sie gekommen, zurück nach ihrem Hause begab.
Tic Prinzessin von Wales hatte ihrer Umgebung aufgetragen, während des Empfanges den volleil Ernst und die Würde des Hufes aufrecht zu er-

halten und nicht durch eiil einziges Klauseln der Lippen die getränkte und gedemüthigte Lady-Mayoreß neuerdings zu verletzen.
In den Abendstunden, nachdem die Lady-Mayoreß sich von den Mühen des Tages erholt und ihre innere Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte, fuhr eine Equipage au ihrem Hause vor. Der gravitätische Kammerdieuer trat eiliger, als es seine Gewohnheit war, in den Salon und meldete: „Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales läßt anfragen, od die Lady-Mayoreß von London sie empfangen wolle?"
Die Lord-Mayoreß sprang ans und eilte rasch durch die Vorgemächer, dann über die Treppe hinab. Der Kammerdiener war an den Wagen der Prinzessin von Wales getreten und hatte gemeldet, daß es der Dame des Hauses zu großer Ehre gereiche» werde, wenn die Prinzessin demselben die Auszeichnung erweisen wolle, einzutreten.
Die Prinzessin von Wales, eine liebenswürdige schöne Frau in den besten Jahren, reichte hnlduull lächelnd der Lady-Mayoreß die Hand, verfügte sich an ihrer Seite in den Salon und sprach mit Lady Hnmphreys in der anmuthigsten Art. Sie bedauerte, daß sie den Lord-Mayor nicht getroffen habe, und bat die Lady-Mayoreß, deren Kinder herbeirufen zu lassen. Sie machte, als dieselben, frische, gesnnde, schöne Knaben, erschienen waren, der Lady Eomplimente über die kleine Schaar, welche das Hans mit gesundem, fröhlichem Leben erfülle.
Die Prinzessin von Waleö erhob sich, nm Abschied zu nehmen, und als Lady Humphreys sich tief verbengte und, beglückt und gerührt, ihr die Hand küßte, küßte die Prinzessin die Lady-Mayoreß auf die Stirne.
Als der Lord-Mayor von London nach Hause kam, fand er dasselbe in Aufruhr, von Heller Freude erfüllt. Lady Humphreys erzählte ihm den sie und sicherlich auch ihn, wie sie sagte, befriedigenden Vorfall und rief am Schlüsse ihres Berichtes trinmphirend aus: „Und sie hat mich doch geküßt!"
„Aber Niemandem gegenüber ein Wort davon!" sagte der Lord-Mayor.
,,Es soll nicht einmal," schloß Lady Hnmphreys lächelnd, „Mr. Smith die Begebenheit erfahren!"

Dules Derne.
von
— Oaiis. —
ürzlich begleitete Alles, >vas Paris in der Welt der Politik, der Schriftsteller und Künstler Ausgezeichnetes besitzt, einen Mann zn seiner letzten Ruhestätte, der sich einst durch seine Theiluahme an den Parteikämpfen, zugleich mit Thiers, Girardin, Victor Hugo im Jahre 1852 die Ehre der Pruscription zngezogen, der jedoch als er starb, nur Bedauern znrückließ und an seinem Grabe Beweise allgemeiner Sympathie fand.

Tiefer Todte, für den (ein höchst seltenes Ereignis;!) die gesammte Presse nur Lobeserhebungen hatte, war Jules Hetze!, ein Journalist und Schriftsteller, der im Jahre 1848 Generalfecretär der repnblitanifchen Bewegung war. Bei seinem Tode war der Politiker vergessen, kaum erinnerte man sich »och der ersten Werke des Schriftstellers, aber jeder begrüßte in ihm deu Gründer und geistigen Urheber der vorzüglichen Zeitschrift „I^o UllßAsiu l1'6(!u.L2tion", das zwanzig Jahre lang zngleich Eltern und Kinder cutzückt hat. Und indem man sich in Gedanken zurückversetzte, überschaute man das, was den unvergleichlichen Erfolg diefer Sammlung herbeigeführt: die entzückenden Illustrationen Fröhlichs, welche mit fo vieler Natürlichkeit und zugleich Feinheit die naive Grazie und deu unwiderstehlichen Neiz der Kindheit wiedergeben, die humoristischen, geistreichen und zugleich gefühlvollen Artikel Hctzels felbst, der sich unter dein Pfendunym Stahl verbarg, die zugleich klaren und anziehenden Lectionen Macös übcr Naturgcschichte, Physiologie, Arithmetik, die in fo angenehmer Weise in amüsante Erzählungen gekleidet sind, vor allen» aber erinnerte man sich der wunderbaren Erzählungen von Jules

.ivli uan, ßuoLuqn i!> Zi>^ 'lpü-'NM,' luiu> ijuid)^, ',n>,ih,il)i!>i .i,'q il> mn.ii'q 'Üi'is^ u^ßn?,iaa,ic> 11,1111,1 .ill u,i<)l>h u,,zX>^nic>>ss;-»,ninin'I u,i^v u> 'a,iqil>i< .1,1^1' mquuH u.id ui quij ,nZ 'ii,,q.ic>a< ;lni^.i,'a n,,,n'>'ümˌxil ima ii.iqmlin'i -.i.iignuhtpiiss; ii^ni' in M'icw.nhZ my qi>M s'>»n,'K ß,ijn^ ui'M ;h,'il ^.1^ a.id ;«Z -Mnm n.^nh p.^ss; «vq ;>,'F Mw; 1.1 tzvq 'z.id>mai.i.ia iu,ik un> z,ivil cil 11H» ,ip>^h Mi^ ,i>T ',ipoh i.i.m^,,Lqi> uhi lur !lnlPl.i,^a!c'a,>>i; u^uiZ .->U.iz^ a,ni.inv^q imijichvsH uaq ui,i ViplᴬWiiin? .^in'H <Mi ',,;,ic,>ihc,ssi; !i,ilpinilic!m,^> m^in.ü 'Zu^imiz in ZM'T ^u>i^-^^ si" 'lwq 'ip>isiii>ã .ihnj.« iwm :.i.in.iM>.i^2 iil'Mhii.i.id u.id Nw aipm h^cm ;i,^ui!,'ip.imjii>5 .«q 'n.mimz u,idn,' iipvh Pi'wi',u evci 'Ümôi,n.D ü>,^ ;>I>F n,'gi,i>.i.id 11? ,iM,iz noWF u,i.N'ci.i.ic>nc,i ii,mp ^.niT -uiqiwH ii.^v iii .1P13H ZZii,i^ ßML »V^iV ^q czuil al qun 'ii,^a>u n>m.ic>i n.mn.'j Zlj n.'qi'h 'quü tpi.i.i^v? .i,iLin,ia> izIq .ih.U ?id 'u.vi,iqiw .^iq : u.-Mc» il.^^^qᴬiai .nj n,iqi'<> 'i'i,uin,'Z uMinihMZ) ,il.i>q ,Hi,nu 'i'i.'t>'iu.il,i!T 'uoonci noi;yOiips» ^ U«i!ZiˌiK Z.id ?!Z.i;ckivH I!;'q Ii?.ihuᴬ I,?>,^a c,l ,i,il >i>q q>m H,U1.I,1N i'ni.im.ii^ .,;>ivjl,.i?pn ,m,m ,i.iiiiui! ^o.i;«Ii!i!idnqpu>Z ,ilp>!!l1ssIPi,i?Mi oil>,-> n,ui,ici 'ui.i.iss, -?g i'N^W il.ifjqil.ilMcUa.'q>M qun >i;i;lu.id^<Pl.^,'N .i.id I!I ij> iiU.I,lK «.1>N^ -luiignfi n^ 'LI"j.iN u.i^,'U.ia>!M qim !!>id>I.1,NN'q !I2.ih! Hill u.iL.i1^>' lMLn^ ii^Linjn^ .'w^hv? uuZo, 's-iapi^ «',l,uq .W,iss^ .iid 'üi',l ni .^Ii'.iM^ iu,itz«il uaa Zun.11U h)in> s,i plpl^j;nM,,LnH ii.'lpial m,iu^ u^

leiner Bedeutung i» der heutigen, literarischen Belvegung. Fibeln und Katechismen erreichen ebenfalls einen grüßen Umsah.
Ter letzte Ausspruch ist hart: fühlt man sich aber nicht ein wenig von Bitterkeit durchdrungen, wenn man diesen Wettstreit um die Zahl der Auflagen sieht?
Nie dem auch sei, die nähere Untersuchung der Werte selbst wird uns über die Nichtigkeit dieses Urthcils aufklären.

I.

Jules Verne ist am ,^. Februar 1828 zu Nantes geboren, steht alfu im 59. Jahre. Seine Kindheit, seine Jugend sind durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Nachdem er seine klassischen Studien im Eoll^gc' seiner Vaterstadt abfoluirt hatte, kam er wie viele junge Leute aus dem wohlhabenden Bürgerstände nach Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden, und besuchte die Vorlesungen an der Nnlo cl« clroit ebenso wie die au der Sorbonne und dem (,'l)I1<>F6 <Io ?I'2N<:<3.
Aus dieseu, im Fluge erhaschten Stunden bei den berühmte» Professoren der wissenschaftlichen Facultät schöpfte er die allgemeinen wisfenschaftlichen Äeuntnifse, die in feinen verfchieden Werken den Eaneuas bildeten, auf dem seine Phantasie Muster stickte.
Tiefe Einbildungskraft, feine Haupteigenschaft, ließ den jungen Studenten sich auch nicht zu lange Zeit in juridische Studien und in die weisen Eommentare der Pandekten und den Oocln Zivile versenken, sundern riß ihn bald zur literarischen Thätigkeit hin.
Verne fühlte sich zuerst vom Theater angezogen, zu dem er übrigens verschiedene Male zurückgekehrt ist und welches er nie vollständig aufgegeben hat. Tiefe Wahl wird keinen feiner Leser in Erstannen versehen, wenn sie an das dramatische Gefühl denken, das in allen feinen Werten herrscht, an den geinvollen ergreifenden Ton der Gespräche, welclfe einen der Hauptreize bilden, an die Kunst der Inseenirung, die auf jeder Seite durchbricht, und endlich auch an fein Talent, interessante Personen zu schaffen, die in allen Lagen und Fährlichkeiten ihren Eharakter bewahren.
Wie alle jungen Leute begann Jules Verne damit, Perfe zu schreiben. Sein erstes Wert war ein Lustspiel in einem Act ..^nillo» romimoz", welches 1850 im Vaudcville aufgeführt wurde. Er war damals 22 Jahre alt, und in diefcm Alter fchou ein Stück auf einem der Haupttheater in Paris aufführen zu fehen, ist gewiß ein ungewöhnliches Glück.
Tiefem Tebüt folgten mehrere Librettos zu komischen Opern: Eolin Maillard mit Michel Earrö 1851, 1^63 lüoinp.iFnonZ lle la meü/olaiue 1855, 1'HuderFS äc« H,rc>euuo8 1860.
Ein Opernlibretto erhält seiueu Werth erst durch die begleitende Mnsit, Verues Librettos hatten nur einen Achtungserfolg, der feiuen Namen nicht hervorhob. Noch hatte er feine rechte Bahn nicht gefnnden.

Um diese Zeit hatte die Amnestie, welche dem italienische,! Kriege folgte, einem Verbannten von 185,1 die Thure Frankreichs wieder geöffnet, und als «r in sein Heimatland zurückgekehrt war, verzichtete er gänzlich auf die Theilnähme au der Politik, um sich ganz seinem Berufe, dem Buchverlage, zu widmen. Dieser Verbannte war Hetzet, von dem wir am Anfange dieser Studie gesprochen haben.

Kaum war er nach Paris zurückgekehrt, so bemerkte er eine Lücke in der französischen Literatur, nnd das; ein zahlreicher, interessanter Theil des lesenden Publikums, nämlich der jüngste, in der damaligen Literatur keine zugleich lehrreiche und unterhaltende Geistesnahrung fand, die sowohl seinem Alter als seinem Geschmack entsprochen hätte.

Auf lange Zeit können Feenmärchen, das Entzücken der Kinderwelt, den Bedürfnissen einer Zeit nicht genügen, in der man schnell leben will und welche die Bücher wie Ranm und Zeit verzehrt. Tie Zahl der alten Erzählungen ist bald erschöpft und iu einem von Natur skeptischen Lande, in dem nationale Sagen fast gänzlich fehlen, kann man nicht daran denken, neue zu schreiben, welche die Achtung vor der Tradition nnd den Sitten der Veraangenheit gegen eine geringschätzende Gleichgültigkeit schützen solle».

Früher las man wenig und langsam, und las wiederholt: Robinson Crusoe, der Robinson Snisse und andere Werke dieses Genres genügten, um die jungen Geister mehrere Jahre lang zu beschäftigen. Dann schrieb man ihrem Verständnis! angepaßte Geschichten, die nur kleine, moralische Nomaue waren, zugleich begannen die unendliche« Serien der abenteuerlichen Neiseu Gustav Aymards, des Capitiins Mahne Neid, die zuerst zwar interessant waren, aber sich doch schließlich immer in demselben Kreise bewegten, uud dieselben wenig verschiedenen Sujets fingen auch bald an, eine ermüdende Gleichgültigkeit hervorzurufen.

Für die Jugend wollte nun Hetze! ein Werk schaffen, das. von den ersten Pariser Küustleru illustrirt, die verschiedenen Arten von Werken, welche bis dahin die Gunst des lindlichen Publikums besessen, vereinigte und neue Elemente einführte, die daraus eine ganz originelle Schöpfung machten.

Da er wußte, daß die Liebe zum Wunderbareil dem Menschen besonders in seiner Kindheit augeboren ist, so wollte er diesem natürlichen Instinct Rechnung tragen und, ohne auf die phantastischen Ereignisse der Märchen zurückzukommen, wollte er die Wissenschaft amüsant, romanhaft uud dramatisch macheu. Er beauftragte also Jean Mac6 uud Jules Verne, ueue Mittel zn erfinden, um seine jnngen Leser zn erobern.

Diese Schöpfung Hetzels war das AÄßasiu äuän^tion, das zuerst im Jahre 1862 erschien; hier wurden die meisten Werte Jules Vernes veröffentlicht und ganz besonders dasjenige, welches den Neigen eröffnete und seinen Ruf begründete, nämlich ,,Fünf Wochen im Ballon".

Ter Autor und die Zeitschrift machten sich gegenseitig ein Vergnügen, Verne, indem er die Leser dnrch den Reiz seiner Erzählungen fesselte,

und das U^aLln cl'^(II!l)Ätion, indem es den Namen eines bis dahin unbekannten Autors, der von nun an von dem Hetzels unzertrennlich ist, in ganz Frankreich, ja in der ganzen civilisirten Welt verkündete.
Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche für Jules Verne, er hat das ihm convenirende Genre gefunden, in dem er alle feine glänzendsten Eigenschaften entwickeln kann, und indem er zwanzig Jahre hindurch eine» durchschlagenden, unerschöpflichen Erfolg hatte.
In mehr als einer Beziehung nähert er sich den früheren Jugendschriftstellern. Nie in manche« Neiscerzählungen führt er die Beschreibung eigenthümlichcr oder unbekannter Länder, Völker, Thiere und Pflanzen ein, dramatische Abenteuer und Gefahre», dene» die Helden feines Bnches durch ihren Mnth oder die Hülfsquellen einer ersinderifchen Einbildungskraft entrinne».
Wie in Robinfou Crusoe und im Robinson Suisse zeigt er die menschliche Thätigteit im Kampfe mit der materiellen Welt und läßt sie- durch ausdauernde Energie über die znerst unübersteiglich scheinenden Hindernisse triumphiren. In diesen älteren Erzählungen aber konnte der Mensch nur auf sich selbst zähle», er hatte sogar noch nicht einmal gelernt, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen und Tampf und Elettricität für den Hausgebranch zu gewinnen. Heute ist das Gebiet ein viel größeres, und Jules Verne erzählt auf jeder Seite von Erfindungen, die tausend Mal erstaunlicher sind, als die aller Robinsons. Turch die Klarheit, Schnelligkeit und das Malerische seiner Erzählungen erinnert Verne an Alexander Tumas, dem er auch in Bezug auf de» Schwung, die Heiterkeit und den Geist seiner Gespräche ähnelt, noch mehr aber nähert er sich ihm durch seine wunderbare Phantasie, die glänzendste, welche Frankreich seit dem Verfasser der ,,Trei Musketiere" und des ,,Grafen von Monte-Ehristo" hervorgebracht hat.
Tnrch gewisse Hiige hat Verne auch eine entfernte Achnlichteit mit Edgar Poe: wie er, kam auch er dahin durch genaue, detaillirte Beschreibungen, durch scharfe, auf exacteu Ziffern beruhende Rechnungen, durch physikalische oder chemische Theoreme den nmnöglichste» Thatsachen, den phantastischeste» Schöpfungen feiner fruchtbaren Einbildungskraft den Schein einer wissenschaftlichen Gewißheit zu verleihen. Gleich dem amerikanischen Schriftsteller verstand er es, den entscheidenden Punkt zu verhüllen, wo die Kette des wissenschaftlichen Naifonnements dnrch eine gewagte Hypothese oder die Anwendung einer Erfindung, deren Stunde noch nicht geschlagen hat, dnrchbrocheu wird. Ist dieser Pnnkt erst glücklich überwunden und den Blicken des durch das Interesse an der Erzählung absorbirten Lesers verschwunden, so verkettet und schließt sich das übrige auf die einfachste Weise an. Das erste Werk Jules Vernes dieser Art war: <üw<^ nemllinL» on dnllnn und der getreue Typus fast aller folgenden. Indem wir dasselbe analysiren, geben wir unsere» Leseim ein Bild von feiner literarifchen Methode.

feinem Herrn fo abfolut ergeben, das; sich diese Ergebenheit oft mit der größten Einfachheit und ohne jeglicke Anstrengung bis zum erhabensten Heldenmnthe steigert. Nieser Typus ist Inles Verne besonders vertraut, er scheint dem jungen Volte zeigen zu wolle», das; mau durch die Wissenschaft und durch das Herz gleich gros; sein kann, und daß durch uneigennützige Ergebenheit die einfachste» und unwissendsten Menschen mit den ausgezeichnetsten Gelehrten gleich hoch stehen können.

Tiefer treue Diener, dem wir überall begegne», bringt durch seine naiven, bald originellen und unerwarteten Fragen und Bemerkungen das heitere, komische Element in das Buch, ohue ihn würdeu wir keins jener Gespräche haben, welche die Erzählung auimiren, wechselvoll machen uud dmmatisire», und ihr Bewegung und Leben verleihen. Er ist der Freitag Nobin sons, der Sancho Pansa Ton Quixotes.

Nachdem fu die Personen vorgestellt siud, läßt der Verfasser durch den Toctor Fergussou mit alle» mögliche» technischen Ausdrücken fein Nallonfystem erklären. Ter Gelehrte berechnet mit der peinlichsten Genauigkeit das Gewicht der Reisenden, des Ballons,, der Gondel, die Kubikmeter Luft, die Kraft, die gelegentlich nothwendig werden könnte, damit der Ballon sich iu höhere Luftfchichten erhebe. Er dringt in die genauesten Tetails über die Eonftructiou feines Aerostaten ein, dessen Größe er fast bis auf einen Fuß nach Höhe nud Nmfang berechnet. Um ihn zu füllen, bedient er sich des Wasserstoffgases, welches er sich ganz nach Belieben im Ballon selbst verschafft, indem er ihn durch einen Apparat dem Nasser entzieht, das er mit sich nimmt und desseu Vorrath er leicht erneuern kann.

Iu jeder Zeit kau» er die vorhandene Kraft diefes Gases erhöhen oder verminder», indem er es erwärmt oder wieder erkältet, im erstereu Falle steigt der Ballon, im zweiten siutt er herab. Ter Toetor we»det sei» System sulgeudermaßen au: „Tie Ausdehnung und Iusammenziehuug des Gafes im Aerostaten nach Belieben, das ist mein Mittel, das keine Verlegenheit bereitenden Flügel, keinen mechanischen Motor erfordert. Ein Ofen, um meine Temperatur-Veränderung hervorzuruseu, eiu Löthrohr, um ihn zu erhitzen, das ist weder unbequem noch fchwer."

Auf diese Weise lau» der Toetor nach Belieben steigen oder sinken und in den verschiedenen Luftschichten die passende Wiudströmuug fucheu, er hat auch Ballast mitgebracht und im Nothfalle kann er ihn auswerfen und die Schnelligkeit feines Aufstieges vermehre». Er weis; auch, daß zu einer bestimmten Zeit jedes Jahr die Passatwinde von Osten nach Weste» wehen und daß sie den Ballon genau in der vou ihm gewünschten Richtung treibeil werde».

Selbstverständlich vergißt Fergussou weder das Thermometer, um den Wärmegrad zu bezeichnen, noch das Barometer, um die Höhe zumessen, noch die Magnetnadel, um sich zu orientiren, er sorgt auch dafür, die auf

den kleinsten Umfang reducirteu, nothwcndigen Lebensmittel mitzunehmen, für den Fall, daß er sie sich auf der Erde nicht «erschaffen könnte.
Er versieht sich auch mit einem Bunsen'schcu Brenner, mit dessen Hilfe er sich elektrisches Licht verschaffen tanu. Dies wie die Sonne leuchtende Licht, das plötzlich vom Ballon ausg.'ht und mitten in der Nacht das Land weithin erhellt,'spielt eine große Rolle auf der Reise und übt auf die Bewohner des Innern eine bezaubernde Wirkung aus.
Wie man sieht, widerspricht nichts von alledem den physikalischen Gesetzen, als Theorie scheint es unangreifbar und doch würde die Praxis sehr schwierig, vielleicht unmöglich sein. Aber man kann dem Autor schon einige Coucessioiien machen und haben wir dies einmal zugegeben, so kann uns nichts mehr in Erstaunen versetzen, mau muß ihm bis zum Ende folgen.
Nie Reisenden verlassen Zanzibar, um uach einer Luftreife von fünf Wochen, die durch Fährlichkeiten und Abenteuer jeder Art unterbrochen wurde, in Senegal anzukommen.
Neben diesen meist dramatischen, aber auch zuweilen tomischen Vorgänge» erzählt Vcrne die früher im Innern Afrikas stattgefnndenrn Forschungsreisen, deren Schwierigkeiten und Resultate er in das rechte Licht setzt, zeichnet die von den Reisenden eingeschlagenen Routen und zeigt die Lücken, welche noch zwischen den einzelnen Punkten eristiren.
Mit lebhaften Farben schildert er die schon bekannten Theile Afrikas, seine Gebirge, Seen, Flüsse, seine Sonne, seine Wüsten, seine üppige Vegetation, seine anmuthigen, fremdartigen oder wilden Thiere, Antilopen, Hippopotamen oder Löwen, er haucht den thcils wilden, thcils halbcivilisn-ten Völkerschaften Leben ein und fetzt sie in Bewegung.
Plötzlich trügt sich dann inmitten dieser Beschreibungen ein Ereigniß zu. welches die Einförmigkeit der Ünftschifffahrt unterbricht. Einmal geht man auf die Antilopenjagd und verschafft sich ausgezeichnete Coteletts zum Frühstück, ein ander Mal kommt die Reihe an die Flußpferde, später begegnet man nnerwartet am Rande einer Quelle einem Löwen und einer Löwin, niit denen man Mann gegen Mann kämpfen muß, und in einem dieser Fälle, im Augenblick der höchsten Gefahr, rettet eine Kugel Kennedys die Reisende», beinahe als es schon zn spät war.
Soviel vom Tragischen, betrachten wir jetzt das Komische- ein ungeheurer Elephant verwickelt sich mit seinen Zähnen in den Anker des Ballons: im vollen Galopp läuft er davon und dient so dem Toctor und seinen Gefährten als Zugthier. So lange sie eine nackte Ebene durchrasen, ist die Sache recht amüsant, sie wird aber sehr ernst, als am Horizont ei» großer Wald auftaucht, dem der Elephant in scharfem Laufe zusteuert und dessen Bänmc den Ballon jedenfalls in Stücke reißen werden.
Es ist unmöglich den Anter zu löse», der Lauf geht ungehindert rafend fort, die Flintenschüsse ritzen den Elephante», aber sie halten ihn nicht auf.

Endlich, als er eben dm Wald erreicht, trifft ihn eine Kugel in's Auge, und die Gefahr ist vorüber.
Joe bedauert fehr, daß er die fehr werthvollen Zähne nicht mitnehmen kann, aber er tröstet fich, indem er den Rüssel, einen wirklichen Leckerbissen, brät.
Nach dem Elephanten kommen die Affen, dann die Neger, die Mondanbeter sind. Als der Ballon rund und leuchtend vom Himmel herabsteigt, halten diese ihn für den Mond felbst, sie richten Gebete an die Reisenden, bringen ihnen Opfer dar, beten sie wie Götter au, ersuchen sie, ihren König zu heilen, der infolge einer Krife von eingewurzeltem Altubolismus im Sterben liegt. Unglücklicherweise stirbt der König, der wahre Mond schwebt plötzlich am Horizont herauf, die Anbetung verwandelt sich jetzt in Wuth und den Europäern würde es sehr schlecht gehen, wenn nicht der Ballon sie schnell in die Lüfte erhöbe. Das geht so rasch vor sich, daß der Hauptzaubcrer, der am meisten gegen die Europäer erbittert war, plötzlich, ander Gondel hängend, bis zu einer Höhe van 100 Metern über die Hütten seines Stamnns emporgehoben wird; erst nach einer gewissen Entfernung läßt der Doctor den Ballon sich senken, und der Zauberer erwartet nicht einmal die Nähe der Erde, um feine unfreiwilligen gymnastischen Uebungen durch einen kühnen Sprung zu beenden.
Ein anderes Mal wird eine andere Entführung bewerkstelligt, diesmal handelt es sich aber um eine» Franzosen', einen Missionär, den man leider zu spät seinen Henkern entreißt, denn schwer verletzt stirbt er in den Armen »einer Retter.
Alle diese Ereignisse werden in höchst malerischer, lebhafter, bald phantastischer, bald tomischer Form erzählt. Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch die Geschichte Joes, der beim Belasten des Ballons plötzlich bemerkt, daß der Ballast goldhaltiges Quarz ist, in dem das Gold fast ganz rein vorkommt, und er glaubt, daß fein Glück gemacht ist. — Aber seine Freude ist nur von lnrzer Dauer; bald muß der Fahrt wegen Ballast ausgeworfen werden, und nnn muß man sehen, was für einen verzweifelten Widerstand der arme Bursche leistet, was für Einwendungen er erfindet, was für ein Herzeleid er jedesmal empfindet, wenn er einen Theil seines Vermögens opferu muß. Wir müsse« noch hinzufügen, daß das Opfer doch schneller und eiliger vollzogen wird, als es sich um seine eigene Person handelt. So wird der Ballon plötzlich von einem Zuge Condors angegriffen, und von dem Schnabel eines der Thiere durchlöchert. Mit Windeseile sinkt er dem Tschad-See zu, der sich gerade unter ihnen befindet. Schnell wirft man Ballast aus und was die Gondel sonst beschwert, aber das Sinken nimmt so rapid zu, daß man nicht hastig genug werfen kann, um den Fall zn vermeiden. Da, ohne ein Wort zu sagen und ohne daß man seine Bewegung zurückhalten tonnte, läßt sich der brave Joe in den See fallen, indes; der erleichterte Ballon emporsteigt und seine Fahrt fortsetzt.

Man kann sich wohl denken, das; eine so sympathische, so wichtige Person nicht auf diese Weise enden kann. Nachdem er tausend ihm von Wasser, Krokodilen, Schlangen, Hunger und Eingeborenen drohenden Gefahren entronnen ist, wird er einige Tage später von den Reifenden des Ballons bemerkt und wieder aufgenommen, als er, gänzlich erschöpft, den ihn verfolgenden Arabern fast in die Hände siel.
Der Verfasser vergißt keinen der dem afrikanischen kontinent eigenthümlichen Charakterzüge, noch die Gefahren, denen man dort begegnen kann. Mehrere haben wir bereits angedeutet, fügen wir noch hinzu i Fieber, Wassermangel in der Wüste und die Qualen des Durstes, Samoum, heftige Gc^ Witter mit entsetzlichen Tonnerschlägen, denen der Ballon nur entgeht, indem er sich über dieselben erhebt. Die lang andauernde Windstille, welche das Vorwärtskommen hindert und die Vorräthe erschöpft, die Hruschrcckenwolken, Brandtauben, deren glühenden Flug sie nur vermeiden, indem sie sich in dir höchsten Luftschichten erheben.
Die ernstesten Gefahren entstehen aber erst zu Ende der Reise, als Fergusson und seine Begleiter in Timbuktu ankommen und Senegal berühren. Dort werden sie von feindlichen Völkerschaften umgeben, durch verschiedene Zufälligkeiten zerbricht das Löthrohr, das Gas wird kalt und der Ballon sinkt schnell herab. Die Reisenden werfen nach und nach ihren Ballast, ihre Instrumente, ihre Vorräthe aus, durchschneiden endlich die Stricke der Gondel und klammern sich an das Netz des Ballons an.
Sie halten sich für gerettet, denn sie haben nur noch den Niger zu kreuzen, »in die französischen Besitzungen zu erreichen. Aber als sie an den Ufern des Flusses und den Wasserfällen ankommen, ist der Ballon vollständig schlaff, es ist unmöglich, den Fluß zu durchschwimmen, schon tauchen am Horizont ihre Feinde ans und angesichts des Hafens sollen sie scheitern, als dem Doctor eine geniale Idee kommt. Er erinnert sich, daß die ersten Ballons mit warmer Luft gefüllt wurde». Sofort machen sich die drei Reisenden an's Werk, indem sie unter dem Ballon brennbare Stoffe entzünden, und bevor noch die Eingeborene» Zeit gehabt haben heranzukommen, ist der Ballon genügend gefüllt, »m sie über den Fluß zu tragen.
Dort werde» sie vo» französischen Offizieren empfange» und alle zusammen nehmen über die Ankunft der Engländer und des Ballons Protokoll auf. Natürlich werden Tag nnd Stunde sorgfältig bezeichnet. Das ist übrigens immer in Jules Vernes Erzählungen der Fall. Er ermangelt auch nie Länge und Breite sehr genau zu notiren und die durchlaufenen Entfernungen mit mathematischer Gendnigkeit zu messen. Er zählt die Namen der Journale, Revuen und Gelehrte» auf, welche über die verschiedenen näheren Umstände der Reise, ihre Ursache, ihren Zweck, ihre Bedingungen n. s. w. irgend welche Aeußerung getha» habe».
Die Gencmigteit dieser Details verleiht der Erzählung eiuen ganz besondere» Zug vo» Wahrheit »nd Wirklichkeit.

Jules verne. 30)
Tie Analyse dieser ersten Reise genügt, um von dem Genie und den literarischen Eigenschaften Jules Vernes eine ganz genaue Vorstellung zu geben.
Neber die anderen Werke, die zu zahlreich sind, als daß man sie in allen ihren Einzelheiten prüfen sollte, wollen wir uns weniger breit auslassen.
III.
Die Reise durch Afrika im Ballon enthält nicht durchweg wirkliche und mögliche Ereignisse, aber hat man erst gewisse Dinge zugegeben, so tritt die von Jules Verne erzählte Reise, mit Ausnahme der von der Einbildungstraft des Verfassers geschaffeneu Episoden, nicht aus dem Rahmen der gewöhnlichen Reisen heraus, man hat es mit wirklich existirenden und schon von anderen Forschern besuchten Ländern zu thun.
Tie Werke, welche diesem ersten folgten, Vc>X2F6 au Osnti e cls' I» Isri-o, v« I» l'ori-re 5 I» I^uns und H,nwur clo la I^un« (diese beiden letzteren sind nur zwei Thcile eines Werkes) versetzen die Leser nicht nur in unerforschte und unbekannte, sondern höchstens ans den Flügeln der Phantasie erreichbare Regionen: diese aber findet hier einen weiten Spielraum.
Wie ihre Titel besagen, besucht I. Verne in dem einen das Innere der Erde, das er von Island bis zum Stromboli erforscht; in dem anderen reist er nach dem Monde, kann aber nicht hinaufkommen, nnd so macht er nur die Runde und betrachtet ihn aus der Vogelperspective.
Ter „Reise in das Innere der Erde", geht eine der heitersten und amüsantesten Prologe voran. Ein gelehrter Professor aus Hamburg, Dr. Lidcnbrock, entdeckt plötzlich in einem alten isländischen Manuscript, das vor fünf oder sechs Jahrhunderten geschrieben worden, eine mit Runen bedeckte Pergamentrolle, die auf den ersten Blick gar keinen Sinn hat.
Nach langen Studien und einer Reihe fruchtloser Anstrengungen entdeckt Arel. der Neffe und Schüler des Toctors, iu dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist, durch einen glücklichen Zufall das Geheimnis; und nach langem Zögern theilt er seinem Onkel seine Entdeckung mit. Die geheimnisvollen Schriftzüge sind eine Notiz eines alten isländischen Alchimisten, die folgendermaßen lautet: „Steige hiuab in den Krater des ?)ucnl von Snesfels, den der Schatten des Setataris an den Ealenden des Juli liebtost und, kühner Reisender, Tu wirst den Mittelpunkt der Erbe erreichen: was ich gcthan habe — Arne Saxmussen."
Sofort will der Professor nach Island abreisen, denn, wie er seinem Neffen erklärte, der Snesiels ist ein erloschener Vulcan auf Island (Zocul bedeutet Vulcan in der Sprache des Landes) und der Sekataris ein benachbarter Pic.
Er rechnet darauf, Axel mit sich zu nehmen. Tiefer, dem es wenig darum zu thuu ist nach dem Mittelpunkt der Erde zu gehen, versucht ihm

3^l) eil,, 2eignodos in j?aiis.
die Unmöglichkeit dieses Unternehmens auseinanderzusetzen, aber Lidenbrock findet auf alles eine Antwort und gerade in diesen wissenschaftlichen, etwas phantastischen Demonstrationen zeichnet sich Jules Vrrne ganz besonders aus. Hier ist es besonders die innere Wärme, die ihn in Verlegenheit seht, darum leugnet sein Held sie auch einfach, indem er sich ans verschiedene Autoritäten stützt; alle Augenblicke kommt er auf der Reise auf diese Frage zurück, aber da er nicht ganz offen mit allen bisher fanctionirten Ideen brechen lann, so hält sich der Neffe des Professors in der Reserve und denkt, daß ei dir Theorie von der inneren Wärme mit Thatsacheu, von denen er Zeuge gewesen ist, durch andere Hypothesen versöhnen kann.
Als der Neste, besonders durch seine Cousine Grüben überzeugt ist, die für ihn nach dem Ruhm des Gelehrte» strebt, um ihn nach seiner Rückkehr heirathen zu tonnen, fährt man alfo nach Kopenhagen und von dort nach Island.
Dieser sehr kurze Theil der Reise wird in höchst malerischen Ausdrücken erzählt, bietet aber sonst nichts besonders Interessantes. Bemerkenswerth ist jedoch der geniale Zug, den der Autor dem Toctor Lidenbrock verliehen; dieser nöthigt nämlich seinen Neffen alle Tage auf die äußerste Spitze des Mastbaumes zu steigen, um, nach seinen verschiedenen Ausdrücken „Abgrund-, Schluchten« oder Schwindelstnnden zn nehmen".
Die Reise ans Island ist überreich an amüsanten Beobachtungen, aber alles das ist nur ein Uoi-8 «'oeuvre, und man sehnt sich zum Krater des alten Vulcans zu kommen, weil dort das Neue und Unbekannte beginnt.
Vis jetzt waren nur zwei Personen vorhanden, der Ueberzeugte und der Skeptiker, der eine mit Widersprüchen, der andere mit Antworten gerüstet: jetzt kommt der Dritte, der ihnen, ohne zu raisouuircn, überallhin folgt, und zugleich mit allen materiellen Dingen und mit derHinwegränmnng aller Schwierigkeiten der Reise beauftragt wird. Es ist ein Führer, Hans Vjelke, bei es übernommen hat, Lidenbrock überallhin zu führen unter der Vedingung, jeden Sonnabend Abend eine gewisse Anzahl von Rixdaleni zu bekomme». Selbst in der drohendsten Gefahr wandert er rnhig und kalt vor den Reisenden her, er denkt garnicht daran, irgendwelche Einwendung zn machen, nnd am Ende jeder Woche läßt er sich seinen Lohn auszahlen, der für ihn eine Sache von großer Wichtigkeit ist. Treu und gewissenhaft erfüllt er feinen Coutract, alles übrige ist ihm gleichgültig. Ihn seht keine Schwierigkeit in Erstaunen, keine Gefahr kann ihn zurückhalten: er soll führen und darnm führt er.
Schon in der Reise im Ballon haben wir diesen Typus gesehen, ebenso werden wir in einem anderen Werke einen Diener sehen, der sich in's Meer stürzt, weil sein Herr hineingefallen ist, und der ihm in die verzweifeltsten, Situationen folgt, weil er in seinem Dienste steht, und dieser ihm nicht gestattet, sich von seinem Herrn zn entfernen. Jules Verne weiß diesen instinctiven Eultus der professionellen Pflicht, diese spontane, natürliche, fast unbewußte Ergebenheit mit großem Vortheil auszunutzen.

Am Rande des Kraters beginnt die originelle Reise. Die oben sehr weite Oeffnnng bildet eine Art von kreisrundem Amphitheater, wie man sie in den erloschenen Kratern des Vivarais und der Auvergue sieht, allmählich verengert sie sich, die Neigung ist nur unbedeutend, so daß mau leicht hinabsteigen kann.

Ist man aber auf dem Grunde des Trichters angelangt, so befindet man sich plötzlich vor zwei weiten gähnenden Oeffnungen, die wie ein Pic heraufragen; das sind zwei Schornsteine des alten Vulcans. Welchen soll man wählen? Man muß warten, bis der Schatten des Sekataris ihn bezeichnet. Jetzt hat sich die Sonne seit mehreren Tageil verborgen, soll man auf das Unternehmen verzichten? Plötzlich erscheint sie und der Schatten des Pics streift den Rand eines der beiden Schornsteine; dort also muß man Hinabfteigen.

Natürlich ist der Toctor mit allen möglichen, unumgänglich notwendigen Instrumenten und Apparaten versehen, Chronometer, Barometer, Thermometer Manometer, Magnetnadel u. s. w. Das ist bei allen Reisen der Fall, darum wiederholen wir es nicht. Die Reisenden haben auch für mehrere Monate Proviant bei sich, Wasser für eiuige Tage, Waffen, Pulver, Hacken, Beile, Hammer, Aexte, cisenbeschlagene Stöcke, seidene Strickleitern, Stricke u. s. w. Was nicht gerade sehr zerbrechlich oder sehr kostbar ist, wird einfach in das Loch geworfen, unten wird man es schon wiederfinden. Das Uebrige wird in drei Bündeln auf die Schultern der Reisenden geschnallt, und nun steigen sie an einem langen Tau, das mit Knoten versehen und um einen Lavablock gerollt ist, hinab. Die beiden Hälften desselben halten sie in der Hand. Sind sie bis zu einer gewissen Tiefe hinabgestiegen, so halten sie au und wiederholen die Operation.

Das Hinuntersteigen ist, wie man sich denken kann, sehr aufregend nnd dauert zehu Stunden, was einer Höhe von 2800 Fuß entspricht. Endlich steht man aus festem Boden. Axel glaubt schon das Ziel der Reise erreicht zu habe», als sein Onkel ihm beweist, daß sie erst am Fuß des Sncffels, also auf dem Niveau des Meeres angekommen sind, und daß darum die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde noch gar nicht angefangen hat.

Am nächsten Tage beginnen sie das wirkliche Hinabsteigen, durch eine Seitengallerie, einen unregelmäßigen, aber im Ganzen nicht steilen Abhang, welcher den unterirdischen Grotten in den Seveunen oder den Kärthner Alpen entspricht. Nun treten wir mitten in die Geologie hinein, wir Wuhnen der. allmählichen Bildung der verschiedenen Schichten, Pflanzen Thiere n. s. w. bei, später sehen wir die Thiere aus der Urzeit selbst.

Die Gallerie sinkt, steigt, sinkt wieder hinab, hat man sich nicht verirrt? Ter Wasservorrath geht zu Ende und kein Anzeichen ist vorhanden, daß man sich einem Terrain nähert, in dem mau ihn erneuern könnte. Schon lange ist es erschöpft, der Muth ist gänzlich gesunken, da hören sie plötzlich ein fernes Brausen von fließendem Wasfer, sie wenden sich dorthin, das Geräusch wird starker, der Strom stießt seitwärts, ist aber durch eine Granitwand von

ihnen getrennt. Hier legt sich der brave Hans in's Mittel, dessen geschickt gehandhabte Hacke bald einen mächtigen Wasserstrahl heraussprinqcn läßt — die Reisenden sind gerettet. Das Wasser hat eine Temperatur von 100" und schmeckt eisenhaltig, aber diese mineralische Beimischung macht es nur um so heilsamer und bald ist es abgekühlt. Aus Dankbarkeit nennt man den neuen Wasserlauf den ,,Hansbach", und indem sie seinem natürlichen Laufe folgen, dient er Denjenigen, welche ihm das Leben gegeben, als Führer.
Vierzig Tage lang setzen sie die Wanderung fort, dann wird sie durch ein dramatisches Ereignis; unterbrochen. Axel hat sich, ohne es zu bemerken, von seinen Gefährten getrennt; indem er sich ihnen zu nähern glaubt, entfernt er sich nur immer weiter; er bemerkt, daß der Fluß verschwunden ist, seine Lampe ist erloschen, er ist verloren in dem Schweigen der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Tuctors, der ihn ruft, und er antwortet freudig.
Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an.
Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte nnd warme Flüsse ergießen uud dessen gegenüberliegendes Ufer das Ange nicht entdecken kann. Räch oben verliert sich der Blick in dem vagen Azur der Luft, ohne daß man den Tom bemerkt, der sich über die ungeheure Wasserfläche wölben muß. Das Ganze wird von einem eignthümlichen Licht erhellt, das vielleicht ein elektrisches Phänomen sein kann.
Uebrigens gleicht dieses Licht keineswegs dem der Sonne, es ist überall gleichmäßig verbreitet, erhellt die fernsten Winkel, wirft keinen Schatten und ist von sanfter wohlthucnder Klarheit, welche au das Elysium Virgils erinnert. Jules Verue erklärt uns dasselbe natürlich in nnbestimmter Weise, durch verschiedene physikalische Theorien, die nur Hypothesen sind.
Wie dem auch sein mag, das Meer hat schon einen Namen, den Lidenbrucks, empfangen, wer würde dem gelehrten, muthigeu Professor diese Ehre streitig machen? und die Stelle, au der man sich befindet, soll der Gruben-Hafen heißen.
Hans erbaut mit Hülfe fossiler Bäume ein Floß, und bald schiffen sich die Reisenden nach unbekannten Gegenden ein.
Diese phantastische Fahrt versetzt uns in die ältesten geologischen Perioden — eine ganze verschwundene Welt ist dort lebendig und herrschend geblieben. Die Fische, welche man fischt, gehören fossilen Arten an, man wohnt riesenhaften Kämpfen mit Ichthyusauren und Plesiosaureu bei, man geht um einige tausend Jahrhunderte zurück.
Auch hier fehlen die Ereignisse nicht — hier plötzlich riu Geyser, ein

Vulcan, der heiße Nassersäulen hoch hinaufwirft, weiterhin ein Gewitter, das viel ärger ist als die auf der Erde und das Floß zertrümmert an die Küste wirft. Aber auf dieser Küste findet der Toctor plötzlich in den Felsen gegraben die runischen Schriftzüge wieder, welche den Namen Arne Saxmussen bilden, des gelehrten Isländers, dessen Anfangsbuchstaben ihm zu wiederholten Malen als Führer gedient und ihn ermuthigt haben.
Endlich treten die Reisenden in eine neue Gallerie ein. Plötzlich wird ihnen der Weg durch einen ungeheuren Felsblock versperrt. Man muß ihn mit Pulver sprengen.-
Hans hat das Floß wieder ausgebessert; sie flüchten sich auf dasselbe und man entfernt sich vom Ufer, um der furchtbaren Explosion zu entgehen, die den Felsen zu Staub zermalmen wird. Aber als die natürliche Mauer verschwunden ist, entdecken sie einen Abgrund, in den das Meer sich stürzt, indem es das Floß mit sich fortreißt.
Plötzlich aber hört es auf zu sinken, es beginnt sogar zu steigen und zwar in eine immer wärmer werdende Atmosphäre. Tucter Lidenbrock erkennt sie, mit einer unwiderstehlichen Gewalt werden sie in die Ncbcnöffnung eines eben im Ausbruch begriffenen Vulcans getrieben. Stoßweise steigen sie schnell empor, endlich befindet sich Axel, der Erzähler, der das Bewußtsein verloren hat, am Abhänge eines Berges auf dem Boden liegend.
Sie sind am Rande eines Vulcans, aber welches? anscheinend in nördlichen Regionen, denn sie sind ja immer nach Norden gewandert. Sie treffen einen jungen Bauer, fragen ihn auf Isländisch, Dänisch, Deutsch, Englisch — er bleibt stumm; erst auf eine italienisch gestellte Frage antwortet er: Stromboli.
So befinden sich die Reisenden also im äußersten Süden Italiens und doch hat die Magnetnadel immer nach Norden gezeigt.
Als sie nach Hamburg zurückgekehrt waren, heirathete Axel Fräulein Grüben, Hans kehrte nach Island zurück, und der Professor würde vollkommen glücklich gewesen sein, wenn nicht der unbegreifliche Irrthum der Magnetnadel die Heiterkeit seiner Seele getrübt hätte. Eines schönen Tages bemerkte Axel, daß die Pole der Magnewadel vom Gewitter verschoben worden waren, die Nordnadel ist nach Süden gerichtet und umgekehrt, alles ist erklärt und der Toctor ist zufrieden gestellt.

IV.

Die Reise nach dem Monde ist nicht weniger phantastisch als die vorhergehende. Ter erste Theil ,,vs 1a tsrr« il la lune" ist gänzlich der Exposition des Planes gewidmet, den Widersprüchen, welche er hervorgerufen, den Polemiken, Wetten, Tiscussiouen der Gelehrten, der Untersuchung der zum Erfolg unvermeidlichen Bedingungen, endlich den Vorbereitungen zur Abreise,

2^H LH. Zeignobos in Paris,
Dies Expose ist wie immer lebhaft, malerisch, geistreich; amüsante Scenen stellen gewisse originelle Seiten des amerikanischen Charakters in Helles Licht.
Die Mitglieder des Gun-Club, eines nach dem amerikanischen Kriege gegründeten Artillerie-Clubs, haben die Idee, sich mit dem Monde in Verbindung zu sehen, indem sie ihm eine Kanonenkugel zusenden. Cine zu diesem Zweck eröffnete Subscription ergiebt 30 Millionen.
Nach der Angabe des Conservatoriums zn Cambridge muß die Kanone so aufgestellt werden, daß fie dem Mond im Zenith gegenübersteht, um ihn gerade im Augenblick seiner Erdnahe zu erreichen; die geographischen Punkte und Taten sind auf das Genaueste angegeben, ebenso der Umfang der Kanone und der Granate, die Quantität der Schießbaumwolle zur Ladung u. s. w.
Als die Kanone unter den Augen des Präsidenten des Clubs, Aarbicane, des Majors Elphiston und des Secretairs Morton, gegossen ist, kommt ein Franzose dazu, ein phantastischer Pariser, ein Künstler, ebemo geistreich als kühn, der um die Erlaubnis; ersucht, in die Kanonenkugel eingeschlossen zu werden, um den Mond zu sehen und den Satelliten der Erde kennen zu lernen. Michael Ardan wird mit Jubel begrüßt, und im Triumph herumgetragen; er versühnt den Präsidenten Varbicane mit seinem Todfeinde, dem Capitän Michell, und bestimmt sie, sich mit ihm in daß Geschoß einschließen zu lassen.
Die Form der ilugel wird verändert, sie wird.'cylindrisch-conisch, und man versieht diese Art von Lnftwaggon mit mächtigen Federn und Wänden, welche den zu erwartenden Stoß beim Abfeuern dämpfen sollen. Sie versorgen sich mit Proviant auf ein Jahr, mit Waffer für einige Monate, mit Gas auf einige Tage; ein automatischer Apparat soll den zur Erneuerung der Luft nothwendigen Sauerstoff hervorbringen.
Zur bestimmten Stunde schiffen sich die drei Reisenden in dem Geschoß ein, Welches nun in den Raum hiuausgeschleudert wird und den Augen der Zuschauer von Rauch umhüllt verschwindet. Trotz dem auf dem Felscngebirge aufgestellten, riesigen Teleskop verschließen ihnen Nebel in der Atmosphäre die Aussicht, plötzlich aber verkündet ein Telegramm von dem neuen Observatorium, daß das Geschoß in den Mondkreis eingedrungen ist und sich wie ein Trabant um das Nachtgestirn bewegt.
Natürlich beschäftigt man sich mit dem Schicksal der Reisenden, und alle stellen ihre Vermuthungen auf und machen ihre Bemerkungen.
Ter zweite Theil des Buches „Um den Mond" beginnt mit dem Eintritt der Reisenden in die Granate und erzählt Alles, was sich in dem „Aluminium-Waggon", so nennt ihn Jules Verne, zugetragen hat. Der Waggou ist sehr behaglich, gepolstert, mit kreisrunden Tivans möblirt und mit Wasserschichten versehen, die sich zwischen den Wänden befinden, um den Stuß beim Abfeuern abzuschwächen.

Eine amüsante Unterhaltung geht dem Augenblick voran, in dem ein elektrischer Funke eben die Schießbaumwolle in Brand stecken will, die Explosion findet statt, was geschieht? — Die cyUndrisch-cunischen Wände widerstehen in bewunderungswürdiger Weise, nicht ein Riß, nicht eine Beule.
Unter dem gewaltig aufflammenden Pulver hat sich die Granate nicht im Geringsten verändert, sie hat sich nicht in einen Alumininm-Regen ausgelost, wie man fürchtete.
Nur die bewegliche Scheibe ist bis zum Auguß hinuntcrgeglitten, nachdem die Wände zertrümmert sind, und das Wasser abgeflossen ist. Im Innern ist nur geringe Unordnung entstanden, dir drei Reisenden haben aber das Bewußtsein verloren und kommen erst allmählich zn sich.
Sind sie abgefahren? Sie haben nichts von der Explosion gehört, ein Lichtloch wird geöffnet, man ist wirklich im Himmelsraum.
Michell, der drei Wetten zu 3000 Tollars jede mit Narbicane gewettet hat, giebt zu, daß er sie verloren hat und zahlt sofort 9000 Dollars gegen eine vorschriftsmäßige Quittung von Barbicane aus.
Aber warum hat mau denn den Knall nach einem fo furchtbaren Kanonenschuß nicht gehurt? Barbicane findet den Grund: weil der Schall langsamer geht als die Granate.
Kaum sind sie abgeschossen, so begegnen sie einem Asteroiden, einem unendlich kleinen Satelliten der Erde, den die Astronomen nicht kennen, und den V?rue zu seinem Zwecke erfindet. Sie entgehen dem Schrecken einer Eollision — denn sie hatten bereits die Folgen einer Pulverisiruug oder des Schmelzens infolge der Wärme berechnet, aber sie ahnen, wie gefährlich eine solche Nachbarschaft für die Resultate ihrer Reise werden kann.
Für den Augenblick beschäftigen sie sich damit, den Himmel, die Sterne, die immer kleiner werdende Erde, den sich rapid vergrößernden Mond zu betrachten. Selbstverständlich benutzt Jules Verne den Angenblick, um sehr heitere astronomische Begriffe zu behandeln, er geht sogar noch weiter, und widmet einer algebraischen Demonstration der für die Granate nothwendigen Schnelligkeit, um den Mond von der Kanone aus zu erreichen, ein ganzes Eapitel.
Eine immer lebhafte, heitere, interessante Unterhaltung entspinnt sich zwischen den Reisenden, in der sie alle möglichen auf Erde, Sonne, Mond, Planeten, Sterne, Kometen, Licht, Wärme, auf centripetale und centrifugale Kräfte bezüglichen Fragen und Hypothesen berühren.
Verne hält eine sehr amüsante Vorlesung über Physik und Kosmographie, sowie er in seiner Reise nach dem Mittelpunkt der Erde eine Vorlesung über Geologie gehalten hat.
Er untermischt dieselben mit unvorgesehcnen Zufälligkeiten: so eine Scene der Trunkenheit, durch das Oxygen veranlaßt, dessen Hahn man unvorsichtig genug offen gelassen hat, der Tod eines Hundes, defsen Leichnam in den Raum geworfen wird und welcher der Granate wie ein Trabant folgt u. f. w.

In der Zwischenzeit spielen die Reisenden Tumino oder Schach, und Verne erklärt, warum sie', obgleich sie in dem Geschoß hinausgeschleudcrt worden sind, doch dessen rasenden Gang nicht wahrnehmen.
Als sie auf dem Punkt, wo die Anziehungskraft der Erde, und die des Mondes zusammentreffen, angekommen sind, bemerken Varbicane und seine Begleiter, das; sie ihr Gewicht verloren haben, denn in jeder Stellung schweben sie in der Luft. Bald siegt die Anziehungskraft des Mondes, das Gefchoß fällt gegen den Mond zu, zuerst durch eine unmerkliche Bewegung, dann mit immer beschleunigter Schnelligkeit.
Narbicane ist befriedigt: Tie unglaubliche Schnelligkeit der Granate hat ihn über die gefährliche Linie hinweggetragen, nun zweifelt er nicht mehr, das; der Luftwaggon nicht wieder auf die Erde zurückkehren und durch die Anziehung unbeweglich gemacht werden tonnte. Er muß alfo nur noch feine Vorsichts-maßregeln mit Rücksicht auf seine Ankunft auf dem Mondglubus treffen.
Aber bald bemerkt er, daß das Geschoß nicht mehr den geraden Weg «erfolgt, sondern sich in schiefer Linie bewegt; nach laugen unfruchtbaren Nach-forschungen über die Ursache der Abweichung erinnert er sich plötzlich des auf dem Wege angetroffenen Asteroids, dessen Anziehungskraft auf den Lauf des Geschosses in solcher Weise gewirkt haben muß.
Jetzt werden sie in die Mondbahn hineingerissen, aber durch die Eentri-fugalkraft vom Monde ferngehalten, werden sie nnn so im Räume schwebend «erharren?
Auf alle Fälle muß man aber darauf verzichten, den Mond felbst zu erreichen, doch sehen die Reisenden ihn aus nächster Nähe, fahren um ihn herum, und nun beginnt eine Forschung wie im Panorama, und in der Vogelperspeetive zieheil Gebirge, Meere, Inseln und Continente des Mond-globus an ihnen vorüber. Tas Gemälde ist glänzend und interessant, und jedes Tetail stützt sich auf Beobachtungen einer wissenschaftlichen Autorität.
Indem Jules Berne die Mondlandschaften schildert, trägt er auch dafür Sorge, die Eigentümlichkeiten der Atmosphäre zu beschreiben, den Truck der Temperatur, die Länge der Tage und Nächte (354>/? Stunde), welche unfern Satelliten auszeichnen.
Nach dieser Untersuchung erklären die Reisenden, die sich zu einer wissen-schaftlichen Eommisfion vereinigt haben, um das Protokoll sofort aufzunehmen, einstimmig: 1. Taß der Mond nicht bewohnbar sei; 2. daß er in einer früheren Epoche bewohnt worden sei.
Las ist sehr schön, aber sie fangen jetzt an, sich über ihr Geschick zu beunruhigen, und nun beginnen auch die amüsanten und originellen Gespräche zwischen den immer unbewegten Amerikanern und dem immer heiteren Franzosen wieder, deren Schluß selbst in der ernstesten ^'age unwiderruflich derselbe ist: Ist es nicht Zeit zum frühstücken?
Man beschließt also alle Anstrengungen zn mache», um den Mund zu erreichen und hofft dorthin in dem Augenblick gelangen zu können, wo das

Geschoß bei seiner Umdrehung wieder auf dem neutralen Punkte zwischen der Erd- und Mond-Anziehungskraft ankommt. Tort wird Abfeuern von Rateten genügen, um die Kugel in die gewünschte Richtung zu treiben.
Die Operation wird ausgeführt: aber Plötzlich bemerkt Varbicane, daß der Culot der Granate der Erde zugewendet ist, ihr wird man mit einer von Secunde zu Secunde wachsenden Schnelligkeit zueilen.
Jetzt wird die Erzählung unterbrochen, uud der Autor versetzt uus nach den Vereinigten Staaten, wo eben ein Schiff damit beschäftigt ist, das Lug an einer außerordentlich tiefen Stelle auszuwerfen, da sehen die Seeleute plötzlich eine Feuerkugel vom Himmel fallen, die mit einem furchtbaren Geräusch in das Meer stürzt.
Niemand zweifelt daran, daß dies die Granate der Reisenden sein müsse. Sogleich werden alle Schritte zu ihrer Rettung gcthan, die I. Verne mit allen Einzelheiten der angewendeten Apparate beschreibt.
Natürlich durchsuchen die geschicktesten, kühnsten Taucher deu Grund des Oceans an den durch Voyen bezeichneten Orten und deren Umgebung, nirgends eine Spur der Granate.
Sie verzichten ans die Rachforschungen. Ta plötzlich bemerken sie eine sonderbare Form auf dem Meere, das Geschoß. Sie nähern sich und hören, daß die Reisenden ruhig Tomino spielen.
Nach der Erzählung der Rückkehr im Triumph endet das Buch mit der Annonce einer Commandit-Gesellschaft (liiuiwck) mit einem Capital von 100 Millionen Tollars unter dem Namen 8oeiHtö cls LommnQiLationi> iQtLr8tell»irs8. In der Annonce zeigt sich »nieder der echt amerikanische Zug der Vorsicht, indem schon im Voraus im Falle eines Nankerutts der commissarisch bestellte Richter und Eoncurs-Vertreter bezeichnet werden.

V.

Hier unterbrechen wir die chronologische Ordnung, um nicht aus dem Gebiet der Phantasie herauszutreten, und gehen zu den Jahren 1865—1870 über, in denen Jules Verne Viu^'t inille lisue» sous 1s8 inei'8 veröffentlicht hat.
Bei der Eröffnung des Buches ist die ganze Welt mit einem merkwürdigen Phänomen beschäftigt, das man auf dem Meere in den von einander entferntesten Gegenden beobachtet hat. Verschiedene Male hat man eine ungeheure, bald dunkle, bald leuchtende Masse gesehen, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit fortbewegt, die manchmal Wasserstrahlen Von ungeheurer Höhe emporschleudert, bald aus dem Ocean auftaucht, bald unter dem Wasser schwimmt und dessen Natur Niemand bestimmen kann. Gelehrte, Revuen, wissenschaftliche Gesellschaften disputiren darüber nnd endlich kommt man zu der Ansicht, daß es ein riesiges ungeheures Thier von der Art des Narwal ist, nnd man rüstet eine Expedition ans, nm sich desselben zn bemächtigen.

Dieser von einem amerikanischen Admiral befehligten Expedition schließt sich ein Professor des naturwissenschaftlichen Museums in Paris, M. Arounax, an, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist. Er wird von seinem Diener Eonseil begleitet, der zwar skeptisch und stets tadelsüchtig, ihm aber bis zum Heroismus ergeben ist, und wie wir schon früher gesagt, seinem Herrn in die gefährlichsten Lagen folgt. Das gewöhnliche Personentrio wird durch einen kanadischen Matrosen Uervollständigt, der in allen Leibesübungen sehr geschickt ist, vorsichtig, entschlossen, mit einem über Alles erhabenen Muthc begabt, immer zu Allem bereit, aber immer nnznfriede».

Die Theilnehmer an der Expedition zeigen zuerst sehr viel Eifer und Hingabe, aber soviel sie auch die Meere durchkreuzen, nirgends, selbst nicht einmal am fernen Horizont, bemerken sie den geheimnißvullen Narwal. Endlich sind sie entmuthigt und im Begriff auf die Unternehmung zu verzichten, da wird das Ungeheuer plötzlich signalisirt. Sie stürzen auf dasselbe zu, wollen es Harpuniren,.aber die Harpunen gleiten ab, man greift es mit Kanonen-schüssen an, die Kugeln aber verwunden es nicht und wie zum Spott spritzt es nngeheure Wasserstrahlen in die Luft. Bald bemerkt man, daß es kein Thier ist, sondern eine Art von Schiff, das sich ganz nach Belieben bewegt, sich bald der Oberfläche nähert, bald in die Fluthen versinkt. Als wollte es die Reisenden nnr necken, kommt es heran, entfernt sich, macht die Runde um die Fregatte und fährt in bestimmter Entfernung vor ihr her.

Auf die Gefahr hin, in die Luft gesprengt zu werden, verfolgt der un-geduldige Capitän es mit vollem Dampf bis zu zehn Atmosphären, aber plötzlich wendet sich das Ungeheuer um und ein entsetzlicher Zusammenstoß erfolgt. Der Professor stürzt in's Meer, Eonseil springt ihm nach, da, wie er sagt, sein Dienst ihm nicht gestattet, seinen Herrn zu verlassen, und er rettet ihm durch seinen Muth und seine Ergebenheit das Leben.

Nach langen Anstrengnngen retten sie sich auf eine Art von Inselchen, wo Red Land, der kanadische Matrose, der im Augenblick des Zusammenstoßes ebenfalls über Bord geschleudert worden war, sich zu ihne» gesellt.

Bergebens suchen sie die Fregatte am Horizont, sie ist verschwunden.

Sie müssen also auf dieser Insel elend zu Grunde gehen uud Hungers sterben.

Plötzlich aber bemerken sie, daß die Insel metallisch, beweglich und bewohnt ist.

Räch einigen Stunden der Ungewißheit und Sorge werden die drei Schiffbrüchigen plötzlich durch eine unbekannte Kraft in einen inneren Raum gezogen, der ganz schwarz uud hermetisch geschlossen ist. Jetzt aber erhellt ein blendendes elektrisches Licht ein elegant eingerichtetes Zimmer, ein gutes Mahl, von einem stummen Mayor - Domus servirt, stellt ihre erschöpften Kräfte bald wieder her, uud Kleider aus unbekannten Stoffen ersetzen ihre vom Meer abgenutzten Gewänder.

Eiue geheimnißvolle Persönlichkeit ertheilt Allen Befehle. Die Reisenden versuchen englisch, deutsch, französisch, lateinisch n. s. w, zu sprechen. — Er scheint keine dieser Sprachen zu verstehen und hüllt sich in ein beunruhigendes

Schweigen, indem er seine Gäste mehrere Tage lang i» vollständiger Einsamkeit läßt.
Endlich erscheint er wieder; in ausgezeichnetem Französisch —- die anderen Sprachen spricht er ebenso gut — sagt er, daß er das Recht hätte, sich gewisser Personen zu entledigen, die nur gekommen wären, um seine Geheimnisse auszuspioniren, aber nach reiflicher Ueberlegung habe er es vorgezogen, sie auf seinem Schisse zu behalten unter der Bedingung, daß sie ihn nie verlassen würden, für das letztere würde er übrigens selbst sorgen.
Er theilt seinen gezwungenen Gästen mit, daß sein Schiff der Nautilus heiße und er Eapitän Nemo. Da er mit der Gesellschaft im Kriege lebe, weder Familie noch Vaterland besitze, so habe er sich in den Schooß der Meere geflüchtet, wo er in vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit lebe.
Er macht dem Professor Arouuar die Honneurs in seiner unterseeischen Wohnung, zeigt ihni seine Salons, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek, sein Piano und seine Partituren, seine Gemäldegallerie, seine Sammlungen, Apparate. Maschine», wissenschaftlichen Instrumente u. s. w. Mit der grüßten Genauigkeit setzt er ihm das System seiner Einrichtung auseinander.
Das Schiff hat die Form einer Cigarie, heute weiß mau, daß es die Form der Torpedos ist. Der Eapitän Nemo erklärt dessen ganze Eonstruction, deren einzelne Stücke in den verschiedensten Werkstätten Europas gearbeitet und dann auf einer wüsten Insel rasch zusammengesetzt worden sind, um das Geheimniß der Unternehmung zn bewahren.
Was nun die Mittel betrifft, welche dem Eapitän die Verwirklichung des Projects gestattet haben und ihm dazu dienen, noch feiner seine außerordentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so sagt er zuerst nicht, woher er sie nimmt, im Verlaufe der Erzählung aber erklärt er, daß er fie ans dem Goldhaufen der famosen Gallionen Vigos nimmt, die im Jahre 1502 Gold aris Amerika nach Spanien trugen.
Alles wird durch Elektricität bewegt, die, wie der Eapitäu sagt, Wärme, Licht. Bewegung und Leben ist. Diese Elektricität wird mit Hülfe der Bunsen'schen Elemente durch ein Amalgam von Natrium nnd Quecksilber erzeugt; das Quecksilber nützt sich nicht ab nnd das Natrium ist unerschöpflich, weil das Meer soviel man will davon liefert. Auch an Steinkohle fehlt es nicht, man findet sie in unendlichen Mengen.
Vermittelst äußerst genauer Berechnungen, die IuleS Verne wiedergiebt, hat der Eapitän das Gleichgewicht seines Schisses und das Volumen des Wassers, welches es deplacirt, mit einer mathematischen Genauigkeit gerechnet; er kann also nach Belieben untertauchen nnd steigen, wozu er Pumpen von außerordentlicher Kraft anwendet, die in einem Augenblick Reservoire, je nachdem sie mit Wasser oder Lnft gefüllt sind, füllen oder leeren, nnd dem Schisse dadurch eine Bewegung nach oben oder nach nuten mittheilen. Diese Pumpen sind es auch, welche die schon erwähnten furchtbaren Wasserstrahlen emporsenden. Ein System schiefer Ebenen bringt die anderen Bewegungen her-

Vor. Dil' außerordentliche Kraft der Maschine aber erklärt Jules Verne uicht; er beschränkt sich darauf zu frage», üb sie vielleicht ,,der außerordentlichen, durch Rollen eines neuen Systems erhaltenen Spannkraft" entlehnt sein tonnten, oder „der Transmission, welche ein System von unbekannten Hebeln in's Unendliche verstärken könnte", und fährt fort ohne zu antworten. Da dies angenommen ist, so geht alles Ucbrigc von selbst: Die Elektrizität bringt Licht, Wärme und Bewegung hervor; sie hält eine Uhr in Gang, die besser ist als ein Chronometer, und die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes, die leicht auf 50 Meilen pro Stunde gebracht werden tanu, berechnet, sie liefert auch alles Nothweudige für Zimmer uud Küche. Selbstverständlich wird die Luft immer durch Ventilatoren erneuert, die jede» Murgeu au der Oberfläche des Meeres arbeiten.

Ein an dem Schiff befestigtes Canue dient zur Promenade, und in diesem Falle bleibt es durch einen Telegraph mit dem Nautilus in Verbindung. Hier ist Jules Verne nun schon etwas veraltet, heute würde er sagen durch eiu Telephon, auch manche andere Entdeckung hätte von ihm bereits ausgenutzt werden können.

Fenster ans Vcrgkrystall, das durchsichtiger ist als Glas und härter als Diamant, wodurch es den ungeheuren Druck des Wassers ertragen kann, laffen das Auge sich bis in die Tieseu des Meeres versenken, die durch mächtige Strahlen von elektrischem Licht erleuchtet werden.

Um die täglichen Bedürfuifse zu befriedige», liefern die Walsische eine vortreffliche Milch, ohne von Muscheln, Fische», Crustacecu u. s. w. zu sprechen, Schildkrotenfilets und Delphinlcber ersehen vollkommen das Fleisch des Schlachtviehes, aus Algen extrahirt man Liqueure, Parfüms, aus Muscheln Purpur uud andere leuchtende Farben, mit geringen Kosten werden ausgezeichnete Confitiiren aus Meerauemuue» hergestellt und endlich liefern gewisse Älgenarten selbst vorzügliche Cigarren. Die Stoffe werden aus dem Byssus der Muscheln gewebt, aus den Walfischbärten werden Feder» gezogen und Tinte wird aus der Flüssigkeit beieitet, welche die Tiutenschnecke oder Sepia absondert.

So mitten unter Büchern uud naturwissenschaftlichen Sammlungen findet der Professor endlich Geschmack au der Reise, Conseil classificirt die Gegenstände, wie er es im Museum getha» hat, nur Ned Land sehul sich nach dem Lande und träumt immer von einer Entweichung entweder durch List oder durch Gewalt.

Eapitän Nemo führt de» Nautilus durch alle Meere der Welt. Das giebt Jules Verne Gelegenheit, die unterseeische» Wunder in einer Reihe malerischer, lebhafter Bilder, durch heitere geistreiche Unterhaltungen unterbrochen, zu zeigen und den Leser mitten unter die Thiere und Pflanzen, welche den Meeresgrund bewohnen, zu führen. Diese Gemälde sind sehr zahlreich, aber da sie sehr verschiede» sind uud dramatische oder komische Episoden sie unterbrechen, so lassen sie die Langeweile nicht aufkommen.

So führt uns der Autor das Meer zwischen den Azoren, Canarischen Inseln und dem Capverde vor nnd seine Blutfarbe, dann den Golfstrom und die Meeresströmungen, Neu-Guinca und seine Klippen, de» Pol und seinen sechs Monate dauernden Tag, die submarinen vulcanischen Ausbruche, Korallen, Sternkoralle, Peilen, die Wälder des Meeres, seine Flora und seine Fauna. Manchmal läßt der Capitän Nemo seine Reisenden auf wüsten Inseln Polynesiens landen, um dort Paradiesvögel, Papageien und das wilde Schwein zu jagen, und Kotusnüsse nnd die Frncht des Brotbaumes zu pflücken. Zuweilen lädt er selbst sie ein, ihn auf Iagdpartieu in den unterseeischen Wäldern in Schwimmwämmsern und mit einer Provision von durch mehrere Atmosphären comprimirter Luft und mit Apparaten, die ihnen das elektrische Licht liefen,, zu begleiten, man jagt mit Windbüchsen, die tödtlichr elektrische Kapseln auswerfen. Die Elektricität schützt den Nautilus auch vor Überraschungen während seines Aufenthaltes in der Nähe des Landes, sobald der Angreifende das Schiff berührt, wird er sofort von einer elektrischen Ladung zerschmettert.

Es sind glänzende Beschreibungen in dem Buche. Mit wirtlicher poetischer Glut erzählt Jules Verne von den Wundern des Meeres, dem wahren Reservoir des Lebens. Es ist herzbewegend, wie er den Capitän Nemo einen der Seinigen in einem Walde von Polypengehäusen, dem Friedhof des Nautilus, begraben läßt, wo sich bereits mehrere Bodenerhöhungen befinden, die langsam von den Absonderungen der Sternkorallr bedeckt werden uud das Grab der Schiffsmannschaft unverletzlich machen.

Nnter den dramatischen Ereignissen, die besonders ergreifend erzählt werden, wollen wir den Kampf mit Haifischen, Walfischen und Pottsischen und besonders mit der Riesen-Tintenschnecke hervorheben, und in anderer Weise, die Fahrt unter den Eisbänken, bei ihrer Rückkehr vom Pol, als sie ihren Luftvorrath nicht erneuern tonnen nnd die Mannschaft fast erstickt.

Trotz den vielen Geheimnissen und manchen Eigenthümlichteiten hat man bisher nichts an dem Capitän auszusetzen gehabt, bis er eines Tages, als er von einem ihm die Durchfahrt versperrenden Schisse angegriffen wird, fich mit dem Ausdruck wüthenden Hasses, in einem Wuthanfall entschließt, das Schiff, dessen Nation ihm so viel Leid zugefügt hat, in den Grund zu bohren. Eine schreckliche Scene folgt und die drei Reisenden wollen den Versuch machen, mit Hülfe des Canoes zn entfliehen. Im Augenblick aber, wo fie daffelbe losmachen und fich vom Nautilus trennen, tritt dieser in den Malstrom, den entsetzlichen Abgrund der skandinavischen Meere, ein. Vor ihren Augen verschwindet er in den Wellen, sie selbst aber werden an die skandinavische Küste geworfen, wo Fischer sie aufnehmen uud vou wo aus fie nach Frankreich zurückkehren. Von dem geheimnißpollen Capitän, den sie mit dem Nautilus im Malstrom begraben glauben, haben sie nichts mehr erfahren.

War dies für Jules Verne die e»dliche Lösung? oder wollte er seinen Helden, wie gewisse Romanschriftsteller unserer Tage, zu neuen Abenteuern auf einem anderen Schauplätze zu neuem Leben erwecken?
Zuerst hat man iu den folgenden Werten des Autors vom Eapittin Nemo gar nicht sprechen hören, obgleich seine schützende Thätigkeit sich unter einer gcheimnißvollen, wunderbaren Form so sehr fühlbar macht, daß sie die Neugier auf's Lebhafteste erweckt.
So iu der 11s mM^risusc! (Geheimnißvollen Insel), einer Insel Lincoln, die von amerikanischen Proscribirteu, welche dort in einem Ballon scheitern, in den Meeren Polynesiens entdeckt worden ist. Wie Robinson Crusoe und der Robinson Suisse gelingt es ihnen, sich nach und nach alle Win Lebeu notwendigen Gegenstände zu verschaffe», sie jagen, fischen, bauen sich eine luftige Wohnung, züchten Thiere, säen Getreide, bauen erst eine Pirogue, dann ein wirkliches Boot, werfen eine Zugbrücke über einen Fluß, richten einen Fahrstuhl ein, eine Mühle, einen Telegraphen, machen sich Stoffe aus gefilzter Wolle u. s. w.
Alles das wird in malerischer, lebhafter Weise erzählt und durch heitere amüsante Gespräche unterbrochen, die um so abwechselnder sind, als die zufällig auf der Insel versammelten Sprechenden sehr verschiedeneu Gesellschaftsklassen angehören, Es sind hier ein Ingenieur, eiu Seemann, ein Journalist, eiu Student und ein Neger, zu denen man noch einen Hund und einen Affen rechnen muß, weil sie eine sehr interessante Rolle in der Geschichte spielen.
Alle diese Eroberungen werden aber nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht. Tie Ansiedler müssen gegen die Elemente, gegen Thiere, Krankheiten nnd später gegen die in Piraten verwandelten Verbrecher kämpfen. Jedesmal, wenn die Hindernisse nnübersteiglich scheinen oder die Gefahr zu groß, tritt irgend ein geheimuißvoller, unerwarteter Zufall ein. der die Sache in's Gleis bringt. Eine Kiste mit Waffen und allerlei Werkzeugen wird an das Ufer geworfen, ein Canoe löst sich ganz allein ab, um sich an der Stelle zu befinden, wo es nothwendig ist, eine brennende Schiffslatcrne erscheint plötzlich ans einer Anhöhe, um den Verirrten als Führer zu diene», gerade als einer der Ansiedler ans Mangel an der nothwcndigcn Medicin an einem gefährlichen Fieber sterben wird, langt plötzlich, man weiß nicht woher, ein Vorrath von schwefelsaurem Ehinin an, kostbare Mittheilungeu und Rathschläge werden aus Flaschen herausgezogen, die sie am Ufer finden, wohin sie wunderbarerweise immer zur rechten Zeit gelangen, im Augenblick, als eine Piratcubrigg mit Kanonen auf die diesmal unwiderruflich verlorenen Ansiedler feuert, wird diefe plötzlich wie durch eine Explosion emporgehoben und dann mit ihrer ganze» Mannschaft in das Meer gestürzt.
Tie Colonisten können nicht mehr daran zweifeln, daß auf der Insel ei» unbekannter Beschützer über ihnen wacht. Sie wünschen ihm ihre Tankbarkeit zu bezeigen und machen sich daran, ihn aufzusuchen; sie durchwandern

die Insel nach allen Richtungen, durchwühlen alle Winkel und verzichten schon darauf, das Geheimnis; zu entdecken, ja, sind schon geneigt, es zu lengncn, als sie plötzlich eine Depesche erhalten, die sie an das äußerste Ende der Telegraphenleitung ruft. Dort finden sie die Anweisung vor, dem Draht zu folgen, und wirklich, eine ganz nen errichtete Linie führt sie über Berg und Thal, über steile, an das Meer grenzende Felsen, bis in das Meer selbst, aber der Draht zeigt ihnen bei der Ebbe eine Oeffunng, durch welche sie zu einer ungeheuren Höhle kommen, wie man sie ähnlich in verschiedenen Ländern findet.

Im Hintergrunde dieser Höhle steht der Nautilus in seinem ganzen ehemaligen Glänze, er wird aber nur noch von Capitän Nemo bewohnt, der seit drei Jahren den Colonisten als Vorsehung gedient und sie nie aus dem Ange verloren hat; er war es auch, der mit einem Torpedo die Piratcn-brigg in die Lnft gesprengt hat.

Vor seinen! Tode möchte er noch seine Lebensgeschichte erzählen, und die Colonisten erfahren Folgendes:

Der Capitän Nemo war der indische Prinz Dakkan, ein Neffe Tippu-Sahibs. Sein Vater, der unermeßlich reich war, hatte ihn, als er zehn Jahre alt war, nach Europa geschickt, wo er in allen Zweigen der Wissenschaft , in Literatur und Kunst unterrichtet wurde und das er in allen seinen Theilen, mit Ausnahme von England, kennen lernte. Diesem letzteren hatte er einen nnversiihnliche» Nationalhaß geschworen.

In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer reizenden Indierin, die ihm zwei Kinder schenkte, er verließ sie, um sich au dem Aufstande von 185? zu betheiligen, nnd erfuhr, daß seine Frau, seiue Nichte, seine Kinder getödtet worden waren. Da Indien unterjocht war, Prinz Datkan weder Vaterland noch Familie besaß, so sagte er, der sich in die Berge geflüchtet hatte, der Gesellschaft Lebewohl und wurde der Capitän Nemo „Zwanzigtaufend Meilen nnter dem Meer" (Vin^-t uülls Heues sous

Nach der Abreise der drei Passagiere war er noch einige Zeit umhergeschifft; aber da seine Begleiter nach und nach gestorben waren, er selbst allein, schon bejahrt, müde uno matt war, so hatte er sich in einen der unterirdischen Häfen auf der Infel Lincoln zurückgezogen und hatte die Anstrengungen der Colonisten mit Interesse verfolgt.

Er will mit dem Nautilus auf dem Meeresgründe ruhen, den Colonisten übcrgiebt er eine mit Diamanten gefüllte Kassette und nimmt ihnen das Versprechen ab, nach seinem Tode die Hähne, welche die Reservoire mit Wasser füllen, 'zu öffnen. Dies geschieht auch schon am nächsten Tage, als der Capitän den letzten Seufzer ausgehaucht hat; man sieht den Nautilus langsam unter die Fluthen tauche», die er mit Phosphorglanze erleuchtet, bis er in der Tiefe des Meeres verschwindet, wo er dem Capitän als Grab dient.

32H <^h. 3e>gnobos in Paris,
Vor seinem Tode hat dieser dem Anführer der Colonisten noch Mit theilungen gemacht, die darauf hindeuten, daß eine unterseeische Eruption stattfinden wird, und ihnen auch Anweisungen gegeben, wie sie die schädliche Wirkung vermeiden können. Es gelingt den Amerikanern sich zu retten, aber die furchtbar verwüstete Insel ist nur eine öde Klippe und diesmal müssen sie zu Grunde gehen, weil sie keine Hilfsquelle haben, als eine Benachrich-tigung, welche der Capitän Nemo auf einer benachbarten Insel zurückgelassen hat, die Brigg des Lords Glenarvan, des Retters der Familie des Capitäns Grant (wir werden bald zu dieser Geschichte kommen) herbeiführt. Sie kehren alle nach den Vereinigten Staaten zurück und sehen dort die auf der ,,Ge-hrimnißvollen Insel" begonnene Freundschaft fort.
Vs.
Nie Bücher, in denen der Einbildungskraft und Phantasie Jules Vernes freier Spielraum gelassen wird, sind immer auf wissenschaftliche Thatfachen gegründet und sind unserer Ansicht nach diejenigen, welche von dem durch Jules Verne mit so vielem Erfolg geschaffenen, nenen Genre eine genaue Vorstellung geben.
Nie meisten seiner anderen Werke ähneln mehr oder weniger anderen vor und nach ihm abgefaßten Reisewerken, nur daß sie malerischer, be-lebter und schwungvoller geschrieben sind.
Nicht etwa, daß diese.Arbeiten weniger Erfolg gehabt hätten, mehrere von ihnen sind sogar mehr gelesen worden als alle diese und haben zahl reichere Auflagen erlebt, gerade weil die wissenschaftlichen Wunder eine minder große Rolle darin spielen, und die jungen Leser den Wechselfällen der Reise besser folgen konnten, während sie früher immer eine Vorlesung über Physik, Geologie oder Kosmographie mit in den Kauf nehmen mußten.
Von der ,,Illustr!rten Geographie Frankreichs", die Jules Verne in Verbindung mit M. Th. Lavall^e veröffentlicht hat, wollen wir nicht spreche», es ist ein Schulbuch. Wir wollcu uns auch nicht bei „lH vt>uo»vni-w cls la tsrrs" aufhalten, die nur eine dramatisirte Erzählung der maritimen Ent-deckungen des 15. und IL. Jahrhunderts ist, ebensowenig bei den ,.6iÄinl5 navissawnr«" des 18. Jahrhunderts, den „Vo^aFsarg du 19iöm<3 Mcle^.
Trotz der interessanten Erzählung sind diese Bücher doch nur eine Darlegung und Popularisirung der schon bekannten Thatfachen; wenn sie dennoch beliebt sind, so verdanken sie dies nur ihren Vorgängern, und haben nur eine vierte oder fünfte Auflage erlebt, während viele andere die dreißigste überschritten und „1^6 tone an monclo on 80 MN8^ bereits die sechzigste erlebt hat.
Um so viel wie möglich dem Geschmack seiner Leser nachzukommen, hat er die Werke reiner Phantasie wechselnd gehalten, d. h. unmögliche Reisen mit der Erzählung von möglichen unterbrochen. So ist auch die Veröffentlichung der früher analysirteu, typischen Werte dnrch andere unterbrochen worden, nämlich:

Capitän Hatteras, Die Kinder des Capitäns Grant, Das Land der Pelze
nnd Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer.
.,1^,68 ontant« 6u «»piwine 6ranv^ haben außerordentlich dazu beigetragen,
den Namen Jules Verne zu verbreiten. Zu der Zeit gab es in Frankreich
nicht eine Familie, in der man nicht den Namen dieses Capitäns aussprechen
hörte, ein Name, der damals so populär war, wie es selbst die bekanntesten
Helden Alexander Dumas, z. B. d'Artagnan nnd Monte-Christo, nicht ge-
wesen sind,
Ter Capitän Grant aus Glasgow, der nach Australien gegangen ist,
um sich dort ein neues schottisches Vaterland zu gründen, ist plötzlich spurlos
verschwunden.
Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, als man plötzlich im
Gauche eines in den Meeren Schottlands gefangenen Haifisches eine Flasche
findet, die ein Documcnt enthält, von dem nur noch einige Bruchstücke übrig
sind, auf denen man die Worte liest: „Grant 137 —"
Die geographische Länge ist nicht bekannt, Wohl aber die Breite und so
wird es sich darum handeln, dem Grad bis znm Ende zu folgen. Einige
ans den Fragmenten noch leserliche Buchstaben geben noch andere Fingerzeige,
so glaubte man den Namen Patagonien zu lesen, und erst nachdem man das
ganze Land nach allen Richtungen durchforscht, sah man, daß man sich ge-
täuscht hatte.
Da man es von der Admiralität nicht hatte erreichen tonnen, ein Schiff
znr Aufsuchung des Eapitän Grant, der nicht im Dienste der englischen
Regierung gestanden, auszurüsten, so unternahm es ein Schotte, Lord
Glcnarvau, eine Expedition zn leiten, nnd er reiste mit den Kindern desselben
znr Aufsuchung ihres Vaters ab.
Die Reise wird durch die komische Lage eines französischen Gelehrten
sehr erheitert, der bei der Abfahrt in Eile herbeigestürzt kam, und zu spät
bemerkte, daß er sich im Pustdampfcr geirrt hatte; Lord Glenarvan bietet ihm
mehr als einmal an, ihn auszuschiffen, jedesmal aber findet er, daß das
Land schon zu sehr erforscht sei, und nach wiederholten Weigerungen kommt
er endlich dahin, die Expedition bis znm Ende mitzumachen.
Bevor die Reisenden den Capitän wiederfinden, durchforschen sie Poly-
nesien, durchziehen sie Anstralien unter den grüßten Schwierigkeiten nnd ernst-
haften Gefahren, werden von einem Matrosen verrathen, der sie irre leitet
und den sie auf einer wüsten Insel verlassen. Dieser reuige Verräther
spielt in der I1«? iuM6i-i6u«o, deren glückliche Lösnng »vir bereits angegeben
haben, eine große Rolle. Diese Lösnng dient übrigens zwei Werken zu
gleicher Zeit.
Jules Verne hat außerdem Sorge getragen, nicht nur das Genre seiner
Erzählungen, sondern auch ihren Schauplatz zu variiren.
Mit dem „Eapitän Hatteras" reist man in die Polarländer, mit „Den
Kindeni des Capitän Grant" nach Anstralien, dann kehrt man im „Land
22»

der Pelze" »ach dem Norden zurück, während man sich mit ,,den drei Russen und drei Englandern" nach dem Süden Afrikas begiebt.
Wie wir schon oben gesagt haben, ist das, was Inles Vernc vor anderen Schriftstellern, den Verfassern von Reisecrzählungcn, auszeichnet, sein dramatisches Talent, seine Kunst der Inscenirung, die Schöpfung von Personen, welche seine Erzählung beleben, in Bewegung sehen und sie mit ihren Gesprächen erheitern.
Nebrigens sind die Typen dieser Personen nicht sehr verschieden, denn sie rcduciren sich auf zwei oder drei, die unter verschiedenen Namen und Gestalten immer ziemlich dieselbe Rolle spielen.
Jules Verne zeichnet sich auch dadurch aus, daß er es versteht, die Neugierde seiner Leser durch undurchdringliche Geheimnisse, oder besondere Nmstände, oder unvorhergesehene Ereignisse zu reizen. So bleibt zum Beispiel der Capitän Hatteras während eines Theiles der Reise unsichtbar und übersendet seinem Vertreter seine Befehle durch einen Hnnd, der ihm versiegelte Nillcts überbringt. Erst in dem Augenblick, iu dem sein Vertreter in einer zu großen Gefahr den Kopf verliert, erscheint plötzlich der Eapitän aus einer bisher verschlossenen Kajüte und übernimmt den Oberbefehl.
Schon oben haben wir gesagt, daß Lord Eardigen das Document, welches ihn auf Capitän Grants Spur bringt, im Bauche eines Walfisches findet.
Im „Laude der Pelze" erbaut ein Offizier im Tieustc der Hudsonsbai-Gesellschaft am äußersten Ende der Besitzungen der letzteren ein Fort. Ein Gelehrter, der dorthin gekommen ist, um eine totale Sonnenfinsternis; zu beobachten, fiudet sie nicht total. Aber das Observatorium kann sich doch nicht in seine» Berechnungen getäuscht haben, folglich kann das Fort nicht nuter dem angegebenen Breiteugrade liegen. Und doch hatte der Offizier fehr genau die Lage berechnet.
Was ist denn vorgegangen? Ter nur durch Eis gebildete Boden hat sich nach und nach vom Contineute losgelöst und ist dadurch beträchtlich von der ursprünglichen Lage abgewichen. — Hier beginnt nun eine Reihe von Versuchen, um aus der Gefahr, der man entgegengeht, herauszukommen.
Bis zuletzt stehen eine englische Reisende, eine Frau, der es nie an gnten Einfällen und gutem Rath fehlt, ihre ihr absolut ergebene schottische Dienerin und eine junge, durch einen Bären auf wunderbarer Art gerettete Eskimo-Frau dem Offizier bei.
Nach tausend Fährlichkeiten gewahrt man das Land und schon winkt das Heil, als man bemerkt, daß das Inselchen nur noch eine Eisscholle ist, daß es zusehends schmilzt und sich an seiner Oberfläche verringert, es muß im nächsten Augenblick mit den Reisenden, welche es trägt, im Meere verschwinden.
Plötzlich deutet der Gelehrte, der seit der Connenfinsterniß schweigend und theilnahmslos geblieben ist, ein Mittel zur Rettung an. Er läßt die

Ränder der Eisscholle durch die Pumpen stark mit Wasser begießen, diese gefrieren von neuem und die Reifenden haben Zeit, das Land zu erreichen.
In der Erzählung ,,Dic Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer" im südlichen Afrika, hat der Autor die Secne in das Jahr 1854 während des Krimkrieges verlegt. Engländer und Russen sind damit beschäftigt, einen Erd meridian zu messen, Freundschaften und Antipathien haben sich zwischen ihnen gebildet. Da erfahren sie plötzlich, daß der Krieg zwischen England und Rußland erklärt worden ist, jetzt giebt es weder Antipathien, noch Freundschaft, es sind Feinde, die sich trennen, indem sie sich die Hand geben, und die ihr Werk in verschiedenen Regionen fortsetzen.
Aber in einem Augenblick, wo die Russen von Wilden angegriffen werden und in Gefahr sind, gesellen sich die Engländer zu ihnen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzustoßen, dann, als der Kampf vorüber ist, drückt man sich wieder die Hände und wird wieder Feind.
Ein zerstreuter Rechner giebt auch zu verschiedenen amüsanten Scenen Veranlassung. Eines Tages haben sie ihn verloren, nach längerem Suchen finden sie ihn am Ufer eines Sees sitzend, von Krokodilen bewacht, die ihn sich zur Beute auscrsehen haben. Er ist ganz in seine Berechnungen vertieft, die ihm einen unendlichen kleinen Fehler in einer Logarithmentafel enthüllen.
Ein anderes Mal findet man ihn ganz athemlos, verwirrt, die Stimme verfagt ihm, durch einige abgerissene Worte giebt er zu verstehen, daß ihm sein Register verschwunden ist, das Register, in dem alle Resultate ihrer täglichen Operationen enthalten sind, und ohne welches man die Arbeit von neuem anfangen müßte. Affen haben den Raub begnügen und das Register auf einen Baum getragen und nuu muß man den Eifer des Professors sehen mit dem er ihnen nachjagt, und den Muth, mit dem er Mann gegen Mann kämpft, um sein kostbares Tucumcnt wieder zu erobern.
Die „Villo llotwnts" (schwimmende Stadt) ist nnr die Erzählung von einer Ueberfahrt des Great Eastern, die durch die Monomanie eines Reisenden, der durchaus einen Schiffbruch mitmachen will, erheitert, und durch eine romantische Episode dramatisch gemacht wird, die ziemlich gewöhnlich wäre, wenn nicht Inles Vernr eine Lösung durch ein sehr originelles Duell gefunden hätte. Die beiden Duellanten kämpfen auf dem Schiffe während eines Gewittersturmes; der eine hält an und läßt Plötzlich seinen Degen fallen, der andere will ihn eben mit dem feinigen durchbohren, als er wie vom Blitz getroffen niederstürzt; die Spitze des Degens hat das elektrische Fluidum angezogen und geleitet und ihn sofort getödtet.
I^e8 ?orL6ur8 ds b1c>ou8 ist auch eine romantische Periode aus dem amerikanischen Kriege, ls saußaäa, ist die Erzählung einer abenteuerlichen, dramatische« Reise an den Nfern des Amazonenstroms, der ,.<üaz,iwinL de huinze 2i>8" (der 15jährige Eapitän) ist die Geschichte eines jungen Mannes, der von der ganzen Bemannung eines Walfischbootes allein übrig geblieben ist und dem es gelingt, dasselbe infolge feiner Entschlossenheit, seiner

Initiative und seines Muthes nach Hause zurückzuführen. Ter ..Chancellor" ist das Journal eines Reisenden an Bord eines Schiffes, das mit einer Labung Baumwolle und pikrinsaurem Kali von Charlestown nach Liverpool fährt. Unterwegs fängt die Baumwolle Feuer und glimmt langsam fort; trotz aller Anstrengungen aber gelingt es ihnen nicht, den Brand zu löfchen oder auch nur zu begrenzen. Endlich scheitert das Schiff an einer Klippe, um den Flammen und der drohenden Erplusion zu entgehen. Ein Fluß wird erbaut, bald aber fangen die Schiffbrüchigen an wie auf der Medufa Hungers zu sterben, bald sehen sie das schreckliche Ende vor sich, als plötzlich einer von ihnen bemerkt, daß das Meerwasser an gewissen Stellen süß ist. Nur ein großer Fluß kann so »das Meerwasser zurückdrängen; in der Thar ist es der Amazonenstrom, an dessen Mündung sie denn auch bald landen.
Die „^ridulation cl'un ssuus «üliinoi» en «Hin«" ist ein philosophischer Roman, dessen Schauplatz das himmlische Reich ist. Hier hat nun Jules Verne wieder Gelegenheit, China, seine Bewohner, seine Sitten u. s. w. zu beschreiben. Es handelt sich darin um einen jungen Chinesen, der mit allen Gaben ausgestattet, mit Vermögen und allem möglichen Glück begabt, vom Spleen befallen ist und sich tobten will. Sein Lehrer, der Philosoph, Wang, versöhnt ihn mit dem Leben, indem er ihn allen möglichen Gefahren und Unglücksfällen aussetzt.
Die doppelte, weniger neue als wahre Schlußfolgerung ist die, daß das Unglück nothwendig ist, um das Glück schätzen zu lernen, und das ganze Geheimnis; Menfch zu sein ist, für Andere zu arbeiten.
Auch bei einigen andern, wenig hervorragenden oder geradezu lang-weiligen Werten wollen wir uns nicht aufhalten, wie die ,,Oin^LeutL millions cls la Leßune", eine sociale und politische Allegorie, in welcher der Autor melodramische Mittel verwendet, die sonst nur jenen populären Roman-schriftstellern in Pfennig-Journalen eigen sind, denen es mehr um Geld als um Ruhm zu thun ist.
Einigen seiner Werke — und es kann ja nicht anders sein — merkt man schon die Ermüdung an. Aus derselben Mine kann man nicht zwanzig Jahre lang einige fünfzig Bände ziehen, ohne daß man sich endlich erschöpft, und ohne daß sich in die letzten Werke Wiederholungen oder Erinnerungen an die früheren einschlichen.
Aber die auf einen so langen Zeitraum ausgedehnten Publicatiouen, die überdies durch den Wechsel der Länder und Ereignisse unterbrochen werden, habeil diesen unvermeidlichen Fehler kaum bemerkbar wcrdeu lassen und Jules Verne hat es immer verstanden, sich die Gunst seines jungen, übrigens immer wieder erneuerten Publikums zu erhalten.

VII.

Wir haben bisher zwei Werke bei Seite gelassen, um uns mit ihnen i» einem besonderen Capitel zu beschäftigen, zwei Werke, die einen doppelten

Erfolg gehabt haben, nämlich als Romane für die Lectüre und als Stücke auf der Vühne: „1^6 l'onr cln moMe-en 80 jours" und „Aioliell 8tic>ßol?°. Während mehrerer Jahre haben diese unter der Mitwirkung Dennörys, eines der geschicktesten dramatischen Autoren, für's Theater bearbeiteten Stücke im ClMelet große Menschenmassen angezogen und nicht einen Tag lang hat der Erfolg abgenommen.

Das Sujet zur Reise um die Welt in 80 Tagen ist sehr einfach: im Verlaufe einer in einem Club in London stattfindenden Unterhaltung wetten zwei Engländer um eine Million, daß es möglich sei, in 80 Tagen die Reise um die Welt zu machen. Einer von ihnen, Phileas Phogg, wettet, daß er, wenn er von London abreift, durch Europa, Afrika und Asien geht, über Amerika vor Ablauf des 80. Tages zurückkommen werde.

Er wird von einem französischen Diener Passepartout begleitet, welcher die heitere Person und der Spaßmacher des Stückes ist; sehr häufig ist er es, der durch eine wunderbare, unerwartete Initiative Hindernisse, welche den Erfolg der Wette in Frage stellen könnten, zu beseitigen oder abzuwenden versteht.

Eine andere tomische Person ist ein englischer Detective, der, durch eine falsche Spur irregeführt, auf das Schiff stürzt und Mr. Phogg, den er für den Urheber eines sehr beträchtlichen, kürzlich verübten Diebstahls hält, verfolgt. Durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie angeeifert, will er ihm so lange in einiger Entfernung folgen, bis es ihm gelingt, ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Der zwischen Passepartout und dem Detective ausgelirucheuc Kampf wird von malerischen und häufig höchst komischen Ereignissen unterbrochen. Die Hindernisse häufen sich auf dem Wege der Reisenden, manchmal verlieren sie Zeit, dann muß man sie mit verdoppelter Schnelligkeit wieder einholen, sie unterdrücken Entfernungen und erfinden unbekannte Transportmittel. Die Hindernisse sind verschiedener Art, manchmal sind Unglücksfälle die Ursache der Verzögerung, ein anderes Mal sind es Angriffe mit bewaffneter Hand, z. V. der Sioux im Felsengebirge, manchmal werden sie durch Gefühle der Menschlichkeit der Reisenden veranlaßt, so verlieren sie in Indien einen Tag, weil sie nicht zugeben wollen, daß man eine Wittwe auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennt.

Trotzdem der Verlust an Zeit wieder eingebracht wurden ist, so ist doch der festgesetzte Termin um einen Tag überschritten worden, und die Wette würde verloren gewesen sein, wenn nicht Jules Verne die geniale Idee gehabt hätte, den Unterschied der Stunden mit den Längengraden dazwischen treten zu lassen.

Die Reisenden gingen nach Osten, d. h. der Sonne entgegen; in dem Maße, in dem sie vorwärts eilten, blieb die Stunde des Landes nach der von London zurück, auf der Mitte der Reise waren die neun Tagesstunden

der Nacht schon voraus, als es in London Mitternacht war, war es auf den malayischcn Inseln Mittag.
Als die Reife um den Globus beendet war, betrug der Unterschied 24 Stunden, d. h. einen ganzen Tag, der für die Wette festgesetzte Termin ist also pro n»cw um ebenso viel verlängert, und Phileas Phogg kommt in der letzten Minute, in dem Augenblick im Club an, wo seine Niederlage bestätigt werden soll. Jetzt hört er seinen Triumph erschallen und empfängt den Einsatz der Nette.
Michael Stroguff war von Anfang an bestimmt, einem anständigen Voltsdrama zum Nahmen zu dienen, welches das Publikum ebenso Wohl durch die überraschenden Abenteuer des Helden, als durch die malerische Ausstattung interessiien sollte. Die Handlung trägt sich in verschiedenen wenig bekannten Ländern zu, von denen jedes ein Tableau liefern konnte, in dem man seine malerischen Seiten, den allgemeinen Anblick, die ethnischen Typen, Costümc u. s. w. finden konnte.
Das Hauptthema, welches dann durch tausend dramatische Ereignisse cumplicirt wird, ist an sich sehr einfach. Michael Strogoff, ein Courier des Czaren, wird von dem Kaiser beauftragt, dem in Irtutst und Sibirien cummandirenden Großfürsten eine wichtige Depesche zu überbringen. Die Tartarcn sind in die russischen Provinzen eingefallen, und die kaiserlich? Votschaft kann einen großen Einfluß auf die Nesultate der Campagne haben. Strogoff fpart keine Anstrengung, keine i^pfer, um zur rechten Zeit zu kommen.
Aber ei» Nnssc, ein Verräther, Namens Ogareff, hat sich an die Tartaren verlauft, deren Führer und Hauptanführer er geworden ist. Er fchlägt die Truppen seines eigenen Landes, macht eine große Zahl von Gefangenen, unter denen sich auch Michael Strogoff befindet, der zuerst unbekannt bleibt, dann sich aber selbst verräth, indem er sich auf Ogareff in dem Augenblicke wirft, wo seine Mutter, die sich weigert, ihn zu erkennen, den ersten Knutenhieb empfangen soll.
Ogareff ergreift den Courier, bemächtigt sich des Briefes des Zaren und läßt Michael Strogoff mit einem glühenden Eisen, mit dem man ihm vor den Angen vorbeifährt, blenden. Dann wendet er sich nach Irtutst, wo er zum Besten der Tartaren den kaiserlichen Courier, dessen Namen er angenommen, spielen will.
Des Gesichts beraubt, findet dieser eine junge Russin, Namens Nadia, die ihren nach Sibirien Verbannten Vater aufsuchen will, und er hofft, Ogareff noch zu überholen. Neide erleben eine Reihe von Abenteuern, entgehen unzähligen Gefahren, doch gelingt es Ogareff, vor ihnen zum Großfürsten zu gelangen und sich ihm als Michael Strogoff vorzustellen.
Als dieser mit Nadia nach Irtutst kommt, ist der Verräthcr gerade im Vegriff, den Tartarcn die Stadt zu überliefern, und um die Sache zu erleichtern, hat er einen Theil der Stadt angezündet. Sofort werfen sie sich

auf den gefrorenen Fluß und unter deu lodernden Flammen gelangen sie in den Palast.
Tort, im heißen Kampfe mit Ogareff, der ihn immer für blind hält, zeigt Strogoff plötzlich, daß er fehend ist, denn er trifft ihn in's Herz. Er erklärt Nadia, daß der Anblick der schlechten Behandlung, die man feiner Mutter zu Theil werden ließ, ihm die Augen so mit Thräneu gefüllt hatte, daß, als das glühende Eisen seine Augäpfel berühren wollte, die Thränen sich in Dampf verwandelten und so seine Augen bewahrten. Trotzdem hatte er Alle an seine Blindheit glauben lassen, weil er daraus gegen die Feinde des Czaren hatte Vortheil ziehen können.
Michael Strogoff kommt zum Grußfürsten, wird erkannt, erzählt den Verrath Ogareffs, crtheilt Fingerzeige, wie man die Tartaren abwenden könne; als dann die Russen gesiegt haben, heirathet er Nadia, deren Vater begnadigt wirb, findet feine Mutter wieder und Alle kehren nach St. Petersburg zurück.
Tie Erzählung wird durch das Dazwischentreten zweier Journalisten belebt, der Eine, ein Engländer, Harry Blunt, der Andere, ein Franzose, Alcide Iolivet, die sich zuerst aus Brotneid hassen, dann aber intime, unzertrennliche Freunde werden; die unzerstörbare Kaltblütigkeit des Ersteren, die sorglose, geistreiche Heiterkeit des Letzteren geben alle Augenblicke der Folge von dramatischen Ereignissen eine pikante Wendung.
Trotz dieser unglaublichen Productivität scheint Jules Verne sich doch noch nicht müde zu fühlen, denn er hat nie aufgehört zu schreiben. Unter seinen letzteren Werken sind es ganz besonders zwei, in denen die gnte Laune und die phantastische Verve des Autors freien Spielraum gehabt haben, Ter „Noils äu 8uä" (Südstern) ist die Geschichte eines wunderbaren durch einen jungen Ingenieur im Kaffernlan^e gefundenen Diamanten. Weil der erstere zn arm war, konnte er ein junges Mädchen, welches er liebte, nicht heirathen. Der Diamant wird auf nicht weniger als 50 Millionen geschätzt. Plötzlich verschwindet er bei einem Diner, der Verdacht fällt auf einen Kaffern, welchen der Ingenieur lange unter besonderen Fährlichkeiten sucht und verfolgt. Als er ihn endlich erreicht, findet er, daß dieser ihn nicht hat, sondern daß ein zahmer Strauß, den das junge Mädchen sehr lieb hat, ihn hinuntergeschluckt hat. Aus keinen Fall will sie ihn tobten lassen, selbst nicht um der 50 Millionen willen. Endlich willigt sie ein, daß man ihm einen Einschnitt in den Magen macht, uud der Diamant wird nebst andern harten Gegenständen herausgezogen. Man feiert ein neues Fest; der Diamant wird auf einer Estrade ausgestellt, Plötzlich aber birst er auseinander uud verschwindet, Jules Verue erklärt, durch welches chemische Phänomen das geschehen ist, und der Ingenieur heirathet trotzdem das junge Mädchen.
Die „Nooln clyz NodiQ5on5" ist eine ungemein heitere Skizze. Ein sehr reicher Amerikaner hat eine von der Negierung der Vereinigten Staaten ver-

auctionirte Insel gekauft. Sein Sohn soll ein reizendes junges Mädchen Heimchen, er will aber nicht eher, als bis er eine Reise um die Welt gemacht hat. Da der Vater seinen Widerstand nicht besiegen kann, so geht er scheinbar ans seine Ideen ein> und schifft ihn auf einem Schiffe ein, das erst nach mehrjähriger Fahrt nach Hanse zurückkehren soll. Aber der Capitän hat seine Instruction empfangen, er scheitert geschickt an der von dem Amerikaner gekanften Infel, und weis; es so einzurichten, daß nnr der junge Mann und ein Tanzlehrer an's Land kommen, nnd sich für schiffbrüchig halten.
Alles ist so vorbereitet, daß sie nach und nach die Gegenstände, wie sie dieselben gebrauchen, nm Robinson Crusoe nachzuahmen, finden; zur rechten Zeit erscheint auch sogar ein Neger, um die Rolle Freitags zu spielen. Wilde Thiere, Tiger, Löwen erscheinen plötzlich auf den Felsen, aber der Neger befreit sie aus der Entfernung durch ein paar schöne Flintenschüsse von ihnen — die Thiere waren ausgestopft.
Alles geht gut, bis ein überbotener Eoncnrrent, der auch gern die in Frage stehende Insel erworben halte, sich für seine Niederlage rächen will, indem er dieselbe unbewohnbar machen will. Zn diesem Zweck führt er diesmal wirklich lebendige wilde Thiere ein. Tie Geschichte scheint sehr tragisch zu werden, als der Vater dazwischen tritt, die Tiger und Löwen tüdten läßt nnd den Sohn, der ans lange Zeit von den Reisen nm die Welt geheilt ist, nach Hause zurückführt.
Das letzte Wert Jules Vernes ist „Mathias Sandroff". ein Roman, der zuerst im Feuilleton des ,,Temps", wie früher die Reifen um die Welt, und dann in drei Bänden erschien.
Tas ist der wirtliche Abenteuerroman, in dem sich die außergewöhnlichsten und dramatischsten Ereignisse häufen, und wo die Leser nnter den erstaunlichsten Gefahren in die verschiedensten Länder geführt weiden. Hier fehlt nichts, Weder die ungarischen, vcrrathenen, znm Tode verurthcilteu Patrioten, noch die Verräther (ein so kosmopolitisches Trio wie nur möglich, denn es wird von einem Ungarn, einem Spanier und einem Tripolitaner gebildet), welche sich verbinden, um die Lage einer jungen Waise auszubeuten, noch Tobte, die wieder auferstehen, noch Staaten, die umgestaltet werden, Mädchen, welche ihre Väter und Namen wechseln, und Arme, die Millionäre werden.
Mathias Sandrosf ist einer diefer ungarischen Patrioten, der alle seine Gefährten umkommen sieht und selbst fünfzehn Jahre für todt gilt. Seine Tochter, Sara Sandroff, wird von einem gewissen Silas Tholendal, dessen Namen sie trägt, aufgenommen, nnd einer der drei Verräther, der Tripolitaner Sarcany, will sie heiratheu, um das Vermögen ihrer Familie zn reclamircn. Aber das junge Mädchen widersteht, weil es dem Andenken eines jungen Patrioten, Peter Büthany, der in Ragusa füsilirt worden war. treu bleiben will. Nm ihre Einwilligung zu erzwingen, läßt Sarcany sie entführen und nach Tetuan in Marokko schassen nnd von dort nach Tripolis.

Sandroff ist inzwischen der Doctor Antupirtt geworden, hat im Syrteu-
meer eine Colon« Antopirtta gegründet, hat eine Flotte von elektrischen
Schiffen erbaut, die sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit bewegt, hat
allen Unterdrückten Asyl gegeben und hat unermüdlich nur ein Ziel im
Auge, die Strafe der Verrather.
Diese sollen eben füsilirt weiden, als sie durch eine Explosion in die
Luft lgeschleudert weiden. Sara Tholendal ist wieder Sara Sandroff ge-
worden, heirathet Peter Väthany, der nicht wirklich todt war, und der Doctor
Antopirtt setzt sein philanthropisches Werk fort.
Dieses letzte Werk, in dem mau an vielen Stellen die brillanten Eigen-
schaften Jules Vernes wiederfindet, haben seinem Autorruhme nichts hin-
zugefügt.
VIII.
Jules Verues Werte sind iu alle Sprachen übersetzt worden und haben
überall denselben Erfolg gehabt wie in Frankreich. Wie alle solche, die mehr
durch Erfindung und Phantasie Wirten, als durch Originalität des Stils,
haben sie in der Uebersetzung nichts verloren.
Ich will aber damit durchaus nicht sagen, daß M. Jules Vernes Stil
nicht seine unbestreitbaren guten Eigenschaften habe, wie Klarheit, Verständ-
lichkeit, Lebhaftigkeit und zuweilen sogar Glanz und Pracht. Er läßt deutlich
sehen, was der Autor, ohne Anmaßung, Manier, noch Ueberladung erzählt;
er ist einfach, natürlich, zuweilen pikant und geistreich. Die Kritik fordert
er nicht heraus; nur hat er in der Form nichts Eigenthümlichcs, man tonnte
ihm Alexander Dumas in feinen guten Tagen an die Seite stellen.
Ein anderer Grund, warum Verue den Fremden gefallen konnte, ist
der, daß keine seiner Erzählungen irgend welche nationale Eigenliebe verletzte,
daß alle Völker durch sympathische Persönlichkeiten dargestellt wurden, und
das allgemeine Gefühl, welches aus denselben hervorleuchtet, ist der Wunsch,
die Völker durch die immer wachsende EntWickelung der Wissenschaft ein-
ander zu nähern.
Ebenso wie keine Nationalität sich verletzt fühlen konnte, so war es
auch mit der Religion; oft tritt der Gedanke an Gott dazwischen, aber ohne
daß die Einzelheiten eines Cultus sich besonders aufdrängten. Ueberall wird
das religiöse Gefühl angeregt, allen Religionen die höchste Achtung bezeigt;
vergebens würde man in den fünfzig Bänden Vernes ein Wort, einen Scherz,
eine Anspielung finden, welche irgend einen Gläubigen verletzen tonnten.
Freilich hat diese Unparteilichkeit, diese Art von Neutralität bei dem,
was man das Gute und das Böse, die Wahrheit «nd den Irrthum nennt,
die ultra-kathulische Presse im höchsten Grade erregt, aber dieser Protest der
ultramontanen Unduldsamkeit lohnt kaum der Beachtung.

Die Weck Jules Vernes haben noch eine andere unbestreitbare und für Familien unschätzbare gntc Eigenschaft, sowohl im Auslande, wie in Frankreich; daß man sie nämlich ohne Ausnahme von der ersten bis zur letzten Seite von jungen Mädchen lesen lassen kann, ohne daß ihre Scham-haftigteit auch nur im Geringsten verletzt würde,
Hetze! las Wort für Wort alles, was im ^I^-aÄn cl'öäucÄtiou ver° öffentlicht wurde, und gestattete nicht einmal einen zweifelhaften Ausdruck. Das ist seit Jahren in der französischen Literatur etwas sehr Seltenes geworden; kaum wird es Wohl eiueu Roman geben, den mau einem jungen Mädchen in die Hände geben könnte. Selbst die ernsthafte Nczvuo ck?» äsux innnäs» kann nicht mehr im Salon, wo sich die Familie versammelt, auf-liegen, diese kann die darin veröffentlichten Romane nicht mehr ohne vorher-gehende Sichtung gemcinfam lesen.
Die meisten heutigen Schriftsteller denken von dieser Keuschheit der Feder, die sie gern Heuchelei oder Ohnmacht nennen, sehr gering. Aber man ist nicht böse, unter dieser „gewürzten und zerrissenen" Literatur, welche sich überall in den Schaufenstern der Buchhändler breit macht, einen Autor zu finden, dessen Rame schon allein eine Garantie für die Anständigkeit ist, und defsen Bücher man ohne die Befürchtung, auch nur ein unpassendes Wort darin zu finden, taufen kann.
Wie viele unserer heutigen Schriftsteller verdanken nicht den Erfolg ihrer Werte dem ungesunden Reiz skandalöser Enthüllungen oder ausschweifender Gemälde, welche den Iustincten der menschlichen Natur am meisten schmeicheln. Anderen ist es gelungen, indem sie au die politischen Leidenschaften, an den socialen Haß auvellirten uud zum Klasseutriege autrieben.
Jules Verne hat immer nur die ehrlichsten, natürlichsten und groß-müthigstcn Gefühle in Thätigkeit versetzt, Ergebenheit, Gehorsam gegen die Pflicht. Muth, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe. Liebe zur Wissenschaft bilden dir Grundlage aller seiner Erzählungen. Die Leser leben darin, wie in einer moralisch gesunden Atmosphäre, au die sie sich allmählich gewöhnen, und außerhalb welcher sie nicht mehr leben können. Ist das nicht besser als diese den Cloaken und schlechten Oertern entlehnte Luft, mit denen viele moderne Romane vergiftet sind?
Das Leben Jules Vernes ist ehrenhaft und rein gewesen wie seine Schöpfungen, und seine Berühmtheit hat ihm keine Veranlassung zu Über-spanntheiten oder Excessen gegeben. Arbeit, Familie, Freundschaft, einige Reisen haben es Iganz erfüllt. Er lebt jetzt vollständig zurückgezogen in Amiens, wo er dem zu Anfang dieser Studie erwähnten Mordversuch ausgesetzt war. Das durch seine Feder ehrlich erworbene Vermögen hat ihn in den Stand gesetzt, sich eine elegante Jacht bauen zu lassen, aus der er, sobald er es wünscht, wie einer seiner Helden frei und unabhängig ganz nach seiner Phantasie reisen kann.

In reizender Weise hat sein Bruder eine unter solchen Bedingungen an der Küste Norwegens stattgefnndenc Reise erzählt.
Uebrigcns hat Jules Verne nie den Versuch gemacht, die Welt mit seiner Person zu beschäftigen, noch von sich sprechen zu machen, nie hat er es versucht, indem er den populären Leidenschaften schmeichelte, eine politische Stellung zu erringen, die seinen Ehrgeiz hätte befriedigen können.
Wie die Bücher, so der Mensch: sie gebieten Achtung nnd flößen Sympathie ein, mit ihnen lebt man gern wie mit Freunden, die man immer mit Vergnügen wiedersieht, besonders wenn man das Verlangen spürt, einen Augenblick die Langeweile und die traurige Wirklichkeit des Lebens zn verlassen.
Gewiß kann Jules Verne — und er selbst würde am meisten über diese Zumuthung erstaunt sein — nicht zn den ersten unserer modernen Romanschriftsteller gezählt werden, er begnügt sich mit einem bescheidenen, sehr schönen Platze. Als Souverän aber herrscht er in einem Reiche, das er selbst geschaffen, und das kein anderer wagen dürfte ihm streitig zu machen. Er hat lebhaften Enthusiasmus erregt, hat glühende Bewunderer gefunden, die Acadümie Fran<?cnse nnd der Staat selbst haben ihm die schmeichelhafteste Auszeichnung zn Theil werden lassen, ein würdig erworbenes Vermögen hat ihm die Behaglichkeit und Unabhängigkeit seines Lebens gesichert. Ist das nicht ein wohlgelnngener Lebenslauf, der Vielen als Beispiel dienen und Viele ermuthigen kann?

Das Fernsprechwesen.
von
L. Dennicke.*)
— Veilin. —
!»i Oktober 1877 gelaugt»,' von Amerika die erste Kunde vuu der Erfindung eines Ferusprech-Instrumentes nach Europa, welches mit dem Telegraphen in Wettbewerb eingetreten sei uud demselben bereits einen Theil des gewonnenen Bodens abgerungen habe; aber noch tlaug durch die europäische» Berichte über diesen neuesten Fortschritt auf dem Gebiete des Fernverkehrs ein leiser Zweifel au der Erfüllung der wachgerufenen Erwartungen, sowie eine Warnung vor übertriebenen Hoffnungen hindurch. Diesmal jedoch behielten die Nachrichten ans dem Dorado der Erfindungen Recht: das Problem der „Svrech-Trlegraphie", lange schon in den Köpfen zahlreicher Erfinder theoretisch fix uud fertig, war gelöst und thatscichlich in bie Praxis überseht worden.
Als der glückliche Erfinder wnrdr der amerikanische Taubstummenlehrer Graham Bell, Professor an der Bostoner Universität, genannt.
Es ist hier nicht der Ort, die Ansprüche des Herrn Bell uud seines fast gleichzeitig mit ihm als Erfinder auftretenden Landsmannes Elisha Gray in Ehicago auf ihre Berechtigung zu prüfen; nur so viel mag erwähnt werden, daß, als das „Telephon" genannte Instrument in Deutschland bekannt wurde, man sich erinnerte, daß der Versuch, Töne durch elektrische Stromimpulse nach einem entfernten Orte fortzupflanzen, bereits im Jahre 1861 von einem Deutschen, Philipp Reis, Lehrer am Garnier'schcn Knabeninstitnte in Friedrichs-dorf bei Homburg v. d. H., mit Erfolg gemacht uud in einem am 26. October desselben Jahres im physikalischen Verein zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vor-trage der Oeffentlichkeit mitgetheilt worden war. Aber, wie schon so oft, war

') Schlich der im »engen Hefte unter dem gemeinsamen Titel: „Die Telegnipliie in Verün" begonnenen Nrtitelreilie.

auch in diesem Falle ein Samenkorn deutscher Enlturarbeit auf den unfruchtbaren Boden einer gelehrten Gesellschaft gefallen- in der Fremde, namentlich von amerikanischen Physikern aufgenommen und sorgsam weiter entwickelt, wurde 16 Jahre spater die ursprünglich deutsche Erfindung Uon amerikanischen, Boden nach Teutschland znrückverpflanzt.

Die Einrichtung des in seiner ersten Form ungemein anspruchslos auftretenden Instrumentes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Eine dünne Eisenplatte, gegen welche gesprochen wird, gcrath durch die Schallwellen in Schwingungen und beeinflußt einen Magneten in der Weise, daß das magnetische Fluidum bei der Annäherung der Eisenplatte mehr gegen das in ihrer Nähe befindliche Pol-Ende gezogen wird, bei der Entfernung gegen den Mittelpunkt des Magneten dagegen wieder zurückströmt. Dieses Hin- und Herströmen des magnetischen Fluidums erregt in den den Magneten umgebenden Drahtumwindungen, deren Enden mit der Leitung in Verbindung stehen, elektrische Ströme, welche sich dnrch dir Leitung zum fernen Telephon fortpflanzen und dort genau dieselben Aenderungen hervorrufen, die im Magneten des ersten Telephons durch die Schwingungen der Eisenplatte entstanden waren. Diese seinen Bewegungen reichen hin, die Tonfülle sowie die Klangfarbe des gesprochenen Wortes wiederzugeben.

Wie bei der Telegraphie, so werden auch bei der Telcphonie große Wirkungen durch die einfachsten Mittel hervorgebracht. Tort liefern einige dünue Platten von Kupfer und Zink, die in einer Säure stehen, genügende Kraft, unsere Gedanken in fast nnmeßbarer Zeit Tansende von Meilen weit fortzutragen, hier erzeugt eine dünne Scheibe aus Eisenblech, die durch Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, elektrische Ströme, durch Welche unsere Stimme deutlich erkennbar entfernten Freunden hörbar wird; fürwahr, daß solche wunderbare Erfolge mit so einfachen Mitteln erreicht werden, das ist einer der grüßten Triumphe moderner Wissenschaft!

Gleich nachdem durch amerikanische Fachzeitschriften über die neue Erfindung Näheres bekannt geworden war, richtete die deutsche oberste Telegraphenbehörde an den Ingenieur der Western Union Telegraph Company, Herrn George N. Prescott in New-Iorl, das Ersuchen »m Überlassung einiger Nachbildungen des beim Patentamtc in Washington hinterlegten Telephons. Noch ehe eine Antwort hierauf erfolgen konnte, überreichte der Vorsteher des Londoner Central-Telegraphen-Amtcs, Herr Fischer, der zufällig nach Berlin gekommen war, dem General-Postmeister Herrn Dr. Stephan zwei Bell'sche Telephone als Geschenk. Die mit denselben angestellten Versuche ergaben die Verwendungsfähigkeit der Instrumente bis auf 61 Kilometer.

Die an den Apparaten später angebrachten Verbesserungen haben die Grenzen ihrer Verwendung erheblich erweitert; innerhalb der zunächst ermittelten Grenzen aber den neuen Apparat dem öffentlichen und privaten Verkehre binnen kürzester Frist im vollsten Umfange dienstbar gemacht zn haben i dieses Verdienst fügt sich als ein neues Blatt dem Ehrenkranze ein, den die Anerkennung der Mit-

Welt um den Namen des genialen Leiters der deutschen Post- und Telegraphen-Verwaltung, des General-Postmeisters Tr. von Stephan, geschlungen hat.
Am 9. November 1877 erstattete er dem Reichskanzler Fürsten Nismarck über das Telephon, das später im amtlichen Stil „Fernsprecher" genannt wurde, einen Bericht, der nach Tarstellung der angestellten Versuche folgendermaßen schließt: „Weiter ist es die Absicht, Telephone auf allen denjenigen Postorten aufzustellen, an welchen noch keine Telegraphen-Anstalten sich befinden, um von dort die aufgegebenen Tepeschen an die nächste Tclegraphenstation hinüberrufen zu lassen, während bisher stets ein Bote geschickt werde» mnßte. Wenn diese Maßregel, welche schon in den nächsten Tagen um Berlin und Potsdam iu's Werk gesetzt werden soll, gelingt, dann würden wir, da die Kosten sehr gering sind, die Iahl der Reichs-Telegraphen-Aemter ganz erheblich vermehren können."
Nachdem der Fürst mit dem aufgestellten Plane sich einverstanden erklärt hatte, erfolgte schon am 12. November die Eröffnung des ersten Fcrnsprech-Amtes für den öffentlichen Verkehr in Friedrichsbcrg bei Berlin, Hiermit war der Fernsprecher als Telegraphen-Apparat offiziell anerkannt: der Erlaß einer „Ticnstanwcisung für den Betrieb von Telcgraphenlinien mit Fernsprechern" folgte (am 28. November) auf dem Fuße, und bis Eude dieses denkwürdigen Monats wurde die Einrichtung von weiteren 18 Fernsprech-Acmtern ange ordnet. Inzwischen war der Apparat am 25. November auch dem Kaiser vorgeführt »norden und hatte das lebhafteste Interesse nicht allein des hohen Herrn, sondern auch der ganzen kaiserlichen Familie erregt.
Von da ab wendete sich die allgemeine Theilnahme dem neuen Apparate in einem Maße zu, wie dies in der Geschichte der Telegraphie ohne Beispiel' ist. Gelehrte und Ungelehrte, Beamte und Private, kurz alle Welt bemächtigte sich der neuen Erfindung, zunächst natürlich um sie zu verbessern, und bald brachte jeder Tag der Telegraphen-Behörde Vorschläge zu Verbesserungen, die oft von einem beneidenöwerthcn Mangel an Verständnis; zeugten, wahrend die Väter der neuen, recht oft nacherfundeuen Ideen in herrlichen Träumen von Ruhm und klingendem Lohn schwelgten. Tie Erfindungswuth hat wahre Ungethüme von Apparaten erzengt, die freilich zumeist bald in den wohlverdienten Ruhestand der Rumpelkammer eingetreten sind; die Geschichte des Verkehrswesens ist über sie znr Tagesordnung übergegangen: möge der Staub ihnen leicht sein!
Lobcnswerther waren jedenfalls die Bemühungen, die ihren Ausdruck iu dem Bestreben fanden, das Fremdwort „Telephon", ehe man sich an maßgebender Stelle für „Fernsprecher" entschieden hatte, dnrch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen. Was kam da nicht Alles zum Vorschein! Sirene, Nlangstab, Tonleiter, Tonträger, Tonformer, Trahttöner, Beller (nach dem Erfinder Bell, oder hat der Verdeutscher gewußt, daß „belleu" im Alt-Friesischen soviel wie „ausrufen" bedeutete?) mögen als Musterprobeu aus der Legion von Vorschlägen genügen; „Snütken nnd Ochrten" nannte ein plattdeutscher

Landsmann recht sinnig das neue Instniment; die mehr drastische als elegante Bezeichnung „Quasselstrippe" lebt als Ergebnis; der specifisch Verliner Verdentschnngs-Versuchc im Munde des Volkes fort.

Tic Zahl der seit November 1877 neu eingerichteten Telegraphen-Anstalten mit Fernsprechbetrieb beläuft sich zur Zeit auf über 3000, und Teutschland kann sich rühmen, mit diesem Vorgehen den Vortritt vor allen anderen Nationen genommen zu haben.

Wesentlich länger dauerte es, ehe der Fernsprecher sowohl in Teutschland als überhaupt in Europa, in den Tienst des großstädtischen Verkehrs gestellt wurde. Nach dieser Richtung erfaßte der praktische Sinn der Amerikaner sofort die hervorragende Bedeutung des neuen Apparates, dessen Bedienung weder Vorkenntnisse noch Vorbereitung erforderte, für das Geschäftsivie für das öffentliche nnd Priuat-Leben, und schon im Jahre 1878 bildeten sich, zuerst in New-Iort, dann in den meisten bedeutenderen Städten der Vereinigten Staaten Privat-Gesellschaften, die durch Herstellung von Verbindungen zwischen Privathäusern, industriellen Anlagen u. s. w. den Fernsprecher dem öffentlichen Verkehr dienstbar machten. Zu Anfang des Jahres 1880 waren nach amerikanischen Zeitungsnachrichten bereits über 30 Städte im Besitze von lelopliono Nxolian«'««; nm nur einige Beispiele anzuführen, follte die Zahl der durch Fernsprech-Leitnngcn mit einander verbundenen Hänser in Eincinnati 800, in Chicago 1200, in San Francisco 2000 uud in New^ork sogar 4000 betragen.

Wunderbarer Weise blieben die maßgebenden Kreise Berlins, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, dem neuen Verkehrsmittel gegenüber lange Zeit kühl bis an's Herz hinan. Sei es, daß sie den von dentschcn Ieitnngen wiedergcgebenen Berichten transatlantischer Blätter nicht vollen Glauben schenkten, dieselben vielmehr für üppige Schößlinge jener amerikanischen Pflanze, „Humbug" genannt, hielten, sei es, daß sie von der Einrichtung für Verliner Verhältnisse keinen dem Kustenpnnkte entsprechenden Nutzen erwarteten, kurz, bis fast in die Mitte des Jahres 1880 hinein hatte die Berliner Handelswelt in ihrer Allgemeinheit noch keine Schritte gethan, um sich ein Verkehrsmittel zu sichern, das bereits in vielen größeren Städten des europäischen Auslandes sich eingebürgert hatte nnd vermöge der Vorthcile und Annehmlichkeiten, die es bot, sich immer weiter ausbreitete. Zwar hatten sich einige Privatunternehmer gefunden, die, ähnlich wie dies in Amerika, England Frankreich und Belgien geschehen war, sich erboten, Fernsprcch-Anlagen in größeren Städten Teutschlands herzustellen und ans eigene Rechnung zu betreiben, aber hiergegen erhob die Rcichs-Telegraphen-Verwaltung, gestützt auf Art. 48 der Reichs-Verfassuug: „Tas Postweseu uud das Telegraphenwesen werden für das gcsammte Gebiet des Teutscheu Reiches als einheitliche Ctaatsverkehrs-Anstalten eingerichtet und verwaltet", mit der Bemerkung Einü!°id und Tut,, XXXVIII,, Il4, 23

spruch, daß sie (die Verwaltung), „soweit und wo immer ein wirtliches Bedürfnis; zur Herstellung von Fernsprech-Anlagen hervorgetreten fei, die Sorge für die Befriedigung dieses Bedürfnisses selbst übernommen habe und dies auch ferner zu thuu gedenke." Zunächst schien aber Berlin einer Fernsprech-Einrichtung immer noch nicht zu bedürfen, und beinahe hätte das gcwerbfleißige Mülhausen i. Elf. der Rcichshanptstadt den Rang abgelaufen, als das Neichs-Postamt dadurch die Initiative ergriff, daß es am 14. Juni 1880 durch eine Bekanntmachung Diejenigen, welche einer für Berlin geplanten Fernsprech - Anlage als Theilnehmcr beitreten wollten, einlud, sich zu melden. Die jährliche Gebühr für jede Sprechstelle bei einer Leitungslänge 'bis zu 2 Kilometer war auf 200 Mark (später 150 Mark) festgesetzt, für jeden weiteren Kilometer oder einen Theil desselben 50 Mark mehr; als Gegenleistung versprach das Neichs-Postamt: durch die Fernsprechleitung die Verbindung zwischen der Behausung des Teilnehmers und der Ncichs-Telegraphen-Anstalt herzustellen und es dem Theilnehmer durch Aufstellung der nöthigen Apparate zu ermöglichen, sich jederzeit (im Sommer von ?, im Winter von 8 Uhr früh bis 9 Uhr Abend) direct mit jedem anderen Inhaber einer Sprcchstelle zu unterhalten. In der Iahresgebühr waren auch die etwa nothig werdenden Kosten für Instandhaltung der Einrichtung einbegriffen. Die Anmeldungen gingen nur spärlich ein — der gewissenhafte Erzähler scheut sich fast mitzutheilen, daß innerhalb 6 Monaten nach jener Bekanntmachung in der Neichshanptstadt sich nicht mehr als 94 Theilnehmer gefnnden hatten — aber die oberste Telegraphcnbehörde, in der Annahme, daß bei der großen Bevölkerungsziffer nnd dem regen industriellen und kommerziellen Verkehr Berlins eine allgemeinere Vetheiligung eintreten müsse, sobald erst die Vortheile und Annehmlichkeiten der neuen Verkehrscinrichtuug in weiteren Kreisen Beachtung gefunden haben würden, schritt dazu, die Ausführung der Fernsprech-Anlage für Verlin in's Werk zu setzen.

Jeder Theilnehmer erhielt zwei Fernsprecher, einen zum Hören, den anderen zum Sprechen. Ter letztere ist in einem kleinen Kasten derart untergebracht, daß die Schallössnung des Apparates in einem Ausschnitte in der Vorderwand des Kastens erscheint; ebendaselbst befindet sich ein Ebonittnopf, der dazu dient, den Signalapparat der Telegraphenstation und weiterhin denjenigen des jeweiligen Korrespondenten in Bewegung zu setzen; ein eigener Weckapparat befindet sich an dem Kasten. Ter zum Hören bestimmte Fernsprecher muß bei ruhender Korrespondenz auf einem aus der Vorderwaud des Kastens hervorstehenden, das Ende eines zweiarmigen Hebels bildenden Haken hängen, denn das Gewicht des Fernsprechers dient dazu, das im Innern des Kastens befindliche Hebel-Ende gegen eine über demselben befindliche Cuntaetschraube zu drücken, welche in leitender Verbindung mit dem Weckapparat steht. Nnr unter dieser Bedingung kann der letztere in Bewegung gesetzt und damit der Wunsch nach einer Unterhaltung zu erkennen gegeben werden. Wirb der Fernsprecher dann ans dem Haken herausgenommen, so zieht eine Spiral-

feder den Hinteren Hebelarm gegen eine unterhalb angebrachte Kontaktschranbe und stellt damit die Sprechleitung her: die Unterhaltung kann beginnen. Eine kleine in einem Schränkten aufgestellte, aus Leclanchs-Elcmenten bestehende elektrische Batterie für die Neckerleitung vervollständigt die in der Behausung eines jeden Theilnehmers nüthige Einrichtung.

Für die Vermitteln«« des Verkehrs auf den Fernsprcchleitungen sollten zunächst zwei Centralstellcn (Fcrnsprech-Vermittelungsämter) in der Französischen Straße 33« und in der Mauerstraße 74a dienen, in welche die oberirdisch über die Dächer der Häuser hinweg gespannten Drahtlcitungen eingeführt wurden. Jede dieser Eentralstellen wurde, neben den erforderlichen Fernsprech-systemen, mit einer Vorrichtung ansgerüstet, die für jeden Theilnehmcr einen besonderen Signalapparat enthielt.

Der Betrieb gestaltet sich nun folgendermaßen. Jeder Inhaber einer Fernsprechstelle ist mit einer Liste versehen, in der sämmtliche übrige Theil-nehmcr alphabetisch mit ihren Namen und daneben mit den ihnen zugetheilten Nummern aufgeführt sind. Wünscht ein Theilnchmer mit einem anderen zu sprechen, so drückt er auf den Knopf seines Apparatsystems und sendet dadnrch ans der bei ihm aufgestellten Batterie einen elektrischen Strom zur Eentral-stelle. Dieser bewirkt, daß dort eine Messingplatte, unter welcher die Nummer des Rufenden steht, zum Abfallen gebracht wird; der dienstthuende Beamte verbindet sofort seinen Fernsprecher mit der betreffenden Leitung und meldet sich mit den Worten: „Hier Amt." Hierauf äußert der Rufende seinen Wunsch, indem er die Nummer und den Namen desjenigen nennt, mit dem er sprechen will. Ter Beamte antwortet, sofern die Leitung nach dorthin frei ist: „Bitte, rufen!" und stellt mittels einer biegsamen Leitungsschnur, an deren beiden Enden sich Metallstöpsel befinden, die gewünschte Verbindung her. Der Theilnehmer, der die Korrespondenz einleiten will, drückt wiederum deu Knopf und seht in Folge dessen den Weckapparat seines Korrespondenten in Bewegung. Letzterer nimmt seinen Fernsprecher vom Haken und meldet sich, und zwar mit dem im Verzeichnis; eingetragenen Namen, denn der Anrufende, dem nach einem Gespräch mit dem Bankgeschäft Tausendmark <K Co. verlangt, kann, wenn er auf seinen Ruf die Antwort: „Hier Neumann" erhält, un-möglich wissen, daß Herr Neumann ein Angestellter jenes Bankgeschäftes und zur Bedienung des Fernsprechers erlesen ist. Dem genannten Herrn ist also zu rathen, gleich: „Hier, Tausendmark ck Eo." zu antworten. Ebenso em-pfehlen wir Herrn Neumann, während der Unterhaltung den zum Hören bestimmten Fernsprecher am Ohre zu behalten, weil er dann, während er selbst spricht, sofort wahrnimmt, wenn sein Gegenüber ihn unterbricht. Eben so wichtig ist es, daß er nach Beendigung des Gesprächs den Hör-Apparat wieder in den Haken einhängt, weil er sonst, wie oben gezeigt ist, sich von der Korrespondenz selbst ausschließt, aber auch sein Gegenüber, das die Unterhaltung eingeleitet hat, vergesse nach Beendigung derselben nicht, in kurzen Zwischenräumen dreimal, je etwa zwei bis drei Sekunden lang den

3^2 F, kzennicke in Verlin.
Knüpf zu drücken, zum Zeiche», daß die Vermittelnngs-Anstalt die Verbindung wieder aufheben kann. Tic Vernachlässigung dieser scheinbaren Kleinigkeiten rächt sich bitter an dem Schuldigen. Ter Fernsprechverkehr ist für ihn nur eine Quelle reichlichen Acrgers und geringen Nutzens,
„Tu aber cmgeschwss'nel Mmm,
Bist allermeist selbst Schuld damn!"
wie der Vulksdichter Qneva singt.
Schon bei der ersten Anlage war den oft vorkommenden Fällen, in denen Teilnehmer, die nicht an ein und dasselbe Vermitteluugs-Amt angeschlossen waren, in Unterhaltung zu treten wünschte», dadurch Rechnung getragen worden, daß besondere Leitungen zwischen den Eentralstcllen gezogen wurden, die ausschließlich dem bezeichneten Zwecke dienten. Ein Beispiel wird dies anschaulicher machen. Will die Tprcchstelle 449 in der Leipzigerstraße 75 (zum Vermittelnngs-Amt Manerstraße 74 gehörig) mit der Stelle Nr. 69 in der Frauzösischenstr. 48 (Vermittelnngs-Amt Französischestr. 33 o) in Verkehr treten, so werden, nachdem der Theiluehmer in der Lcipzigerstraße seinem Vermittelnngs - Anite die Nummer seines Korrespondenten angegeben hat, seitens der Acmter ohne weiteren Zeitverlust die uöthigen Verbindungen vermittelt, und die Unterhaltung erfolgt auf folgenden zn einer zusammenhängenden Sprcchleitung gewordenen Theilstrcckcn: Stelle Leipzigerstraße 75 -— Amt in der Manerstraße 74 — Verbindungslcitnng — Amt in der Französischenstrasie 33 o. — Stelle Französischrstraße 48.
So war also am 12. Januar 1881 in Verlin die Stadt-Fernsprechanlage mit 94 Theilnehmern und 193 Fernsprechstellen, die, auf zwei Vermitteluugsämter vertheilt, durch 1320 Kilometer Trahtleitnng nuter einander verbunden waren, in die Erscheinung getreten.
Inuächst hatten sich nur größere (Geschäfts- und Vankhänser bethciligt, während die kleinereu Firmen sowie Privatleute erst die praktische Wirkung der neuen Verkehrs Einrichtung abwarten zu wollen schienen. — Sie hatten nicht lange zu warten: in kaum sechs Monaten war die überaus große Leistungsfähigkeit des Fernsprechers in seiner Rolle als Vermittler des Nachrichten-Austausches nicht nur für Handel und Verkehr, sondern auch für die Bedürfnisse des Privatlebens so überzeugend dargcthau, war die Erkenntnis; der durch das unscheinbare Instrument gebotenen Vortheilc derart in alle Gesellschaftskreise gedrungen, daß bis zum 1. Oktober bereits 500 neue Veitritts-Ertlärungen abgegeben wurden. Unter den neuen Theilnehmern befanden fich außer den obersten Reichs- nnd Staatsbehörden: Handlungshänser, Fabriken und Warengeschäfte, Trauspurt - Unternehmungen, Vcrsichernngs - Gesellschaften, Zeitungs ° Erpeditioncn, Künstler - Ateliers, Buchdruckcreien, Brauereien, Färbereien, Gasthöfe, Konditoreien, Apotheker, Aerzte, Architekten, Rentner, Nechtsgrlehrte, Patentanwälte u. s. w. n. s. w.

Bald ging das Reichs-Postamt einen Schritt weiter, indem es bei dem Telegraphen-Amte im Nörsengebäude Fernsprechzellen einrichtete, von denen aus die Nörsenbesucher wahrend der Börseuzeit sich mit ihren Comtoirs oder Wohnungen in Verbindung setzen konnten. Ebenso wnrden bei einigen Vertehrs-Anstalten in der Stadt ,,öffentliche Fernsprechstellen" der Benutzung übergeben, durch welche Jedermann gegen Entrichtung einer Gebühr von 50 Pf. in den Stand gesetzt wurde, sich mit jedem Theilnchmer fünf Minuten lang zu unterhalten.

Mit dem nächsten Jahre (1882) nahm die Vetheiligung an der Fernsprech - Einrichtung in Berlin eine ganz ungeahnte Ausdehnung an, uud es war für die Behörde keine leichte Aufgabe, allen an sie herantretenden Wünschen gerecht zu werden. Tic Stützpunkte auf den Dachfirsten wurden verdoppelt, verdreifacht, die aufgebrachten Leitungen zählten bald nach Hunderten, das Liniennetz verdichtete sich immer mehr und zog in der Nähe der (jetzt ans sieben vermehrten) Vcimitteluugs-Aeinter seine Maschen schließlich so dicht zusammen, daß des Himmels Blau nur noch in schmalen Streifen durch das dicke Spinnengewebe hindurchblickte; da mußte auch Derjenige, der sich der neuen Einrichtung gegenüber lange fpröde verhalten hatte, die Ueberzeugung gewinnen, daß mit ihr ein vollberechtigter Faktor in den großstädtischen Verkehr eingeführt worden war,

Tie Berliner Anlage erstreckt sich auf die Orte der Umgegend: Charlottenburg, Westend, Rirdorf, Weißensee, Pankow, Friedrichsfeldc, Nummelsburg, Ludwigsfelde, Friedenau und Grünau; fie ist ferner mit den ähnlichen Anlagen in Potsdam, Steglitz, Groß - Lichtcrfeldc und Cöpenick unmittelbar verbunden; endlich ist eine Fernsprechverbindung zwischen den Börsen in Berlin und Magdeburg (178 Kilometer) hergestellt worden. Die Zahl der Teilnehmer in uud um Berlin beläuft sich auf 6000, mehr als tausend harren noch des Anschlusses, die Länge der Drahtleitung beträgt 10000 Kilometer, 30 Nörsenzellcn dienen dem Börsen-Verkehre, 11 öffentliche Fcrnsprechftellen in Berlin und je eine in Potsdam, Charlottenburg, Pankow und Rixdorf stehen Jedermann zur Verfügung.

Für den Netrieb dieser umfangreichen Anlage, der bis Ende 1885 vom Haupt-Tclegrapheu-Amte mit besorgt worden war, ist vom 1. Januar 1886 ab eine besondere Verkehrs - Anstalt neu geschaffen worden, das Stadt-Fernsprechamt in der Heiligegeiststraße 30/31, das, von einem Tirector verwaltet, ein Personal von 53 Beamten und 175 Hilfsarbeiter» beschäftigt, und zwar ganz und voll beschäftigt, denn auf den sieben Vermittlungsämtern Berlins werden täglich im Durchschnitt rund 80000 Verbindungen hergestellt, d. h. 5714 in der Stunde, 95 in der Minute. Auf jeden Theilnehmcr kommen durchschnittlich täglich 15 Verbindungen, das macht für eine Verbindung noch nicht ganz 3 Pf.

Hiermit sind wir bei der Gebührenfrage angelangt, die seiner Zeit für Berufene uud Unberufene, Kenner und Nichtkenner, in der Presse vielfach

das Thema von meist wenig wohlwollenden Besprechungen abgegeben hat. Das geringe Interesse, das anfänglich seitens des Publikums der Stadt-Fernsprech-Einrichtung entgegengebracht wurde und das in der ersten Zeit seinen Ausdruck in der geringen Theilnchmcrzahl fand, diente als Folie für die Angriffe, die unmittelbar gegen die vom Reiche in Anspruch genommene Regalität des Fcrnsprechwesens, mittelbar gegen die Höhe der Gebühren gerichtet waren. Es fehlte nicht an Hinweisen auf ausländische Staaten, England, Frankreich u. a., in deren Hauptstädten Privat-Gesellschaften schon großartige Fernsprech - Anlagen hergestellt hätten, für deren Benutzung bedeutend mäßigere Gebühren als in Deutschland erhoben würden.

Was den Vorwurf eines zu hohen Tarifes betrifft, so ist darauf zu erwidern, daß die deutsche Verwaltung, unter Befolgung der maßgebenden wirtschaftlichen Interessen, die Gebühren derart bemessen hat, daß nicht nur die Selbstkosten der Einrichtung Deckung finden, sondern auch ein mäßiger Ueberschuß erzielt wird. Würde damit, fragen wir, eine Privat-Gesellschaft sich begnügen, die auf Gewerbeprofit angewiesen ist, deren Existenzbedingung fette Dividenden sind! Oder hat man je von einer Aktien-Gesellschaft gehört, die um der schönen Augen des Publikums willen unter den Selbstkosten gearbeitet hätte? Was den Hinweis auf das Ausland anlangt, so macht die nachstehend abgedruckte Uebersicht Jedermann den Vergleich und ein eigenes Urthcil möglich.

Für die Benutzung einer Fernsprechleitung bis zur Länge von zwei Kilometer wird erhoben:

Mark,
in Deutschland 150
- Belgien 160—200
- Frankreich
die Privatgesellschaften erheben
in Paris 480
in der Provinz 120—160
der Staat erhebt 136—160*)
- Großbritannien**)
die Privat-Gesellschaften erheben
in London 220
in den übrigen Orten 200—400
der Staat erhebt
in London (nur Privat - Gesellschaften)
in den übrigen Orten 165
- Italien 100—140
- Niederland 136—204

') Diese Gebühren erhöhen sich noch dadurch, das; die Theilnehmer die Herslellnngskoften der Einrichtung ringen und die Apparate selbst beschaffen müssen.

") Auch zu den hierunter angegebenen Tatzen tritt noch die Miethe für die nöthigrn Apparate rc.

Die Celegraphie in Vcrlin, ^— 3^5
Mark,
in Oefterreich-Ungaru 160—300
- Rußland 560
° Schweden 128—216
- der Schweiz 120—200
- Spanien 200
Wenn wir hinzufüge», daß Teutschland, welches außer der Schweiz allein von Anfang an das Fernsprechwesen in staatliche Verwaltung genommen hat, nicht nur mit der Zahl der Städte mit Ferusprcch-Einrichtungen (92) an der Spitze marschirt (Großbritannien erscheint daneben mit 89, Schweden mit 51, die Schweiz mit 30, Frankreich mit 20, Italien mit 18, Belgien mit 12, Oesterreich - Ungarn mit 10, Rußland mit 7), sondern daß es auch mit der Zahl seiner Fernsprechstellen (16 500) alle anderen Länder Europa'» übertrifft (Großbritannien hat deren 15 500. Schweden 10000. die Schweiz 5000. Frankreich 10000. Italien 7000, Belgien 5000. Oesterreich-Ungarn 4500 und Rußland 3000), wenn wir ferner bemerken, daß von denjenigen Ländern, welche die Ausbeutung des Fernsprechers Aktien - Unternehmungen überlassen haben, die meisten bald der Privatwirthschaft überdrüssig geworden sind, und, namentlich in England, Frankreich, Italien und Rußland die Staatsverwaltungen sich entschlossen haben, theils selbst Fernsprech - Anlagen einzurichten, theils die Privat-Gesellschaften auszukaufen, uud daß, wo das erstere geschehen ist (England, Frankreich), die Gebühren sofort weit niedriger gestellt worden sind, als die von den Aktien-Unternehmungen erhobenen, so dürfte die Behauptung, daß der Staatsbetrieb die EntWickelung des Fernsprechwesens hindere und die Benutzung der Einrichtung verthcure, auf ihren wahren Werth zurückgeführt seiu.

5

Tie Frage, ob die Berliner Anlage unterirdisch durch Kabelleitungen, oder oberirdisch unter Verwendung von blankem Draht herzustellen sei, war zu Gunsten der oberirdischen Führung vornehmlich durch die Erwägung entschieden worden, daß jene ungleich höhere Anlagekosten erfordere, und daß eine spätere, voraussichtlich doch unvermeidliche Erweiterung des ursprünglich angelegten Leitungsnetzes nicht nur technische Schwierigkeiten bieten, sondern auch, z. B. durch wiederholtes Aufreiße» des Stmßenpflasters. weitere bedeutende Unkosten verursachen würde. Als Stützpunkte für die Drahtleitungen wählte man eiserne Nohrständer mit Querträgern, an denen die Isolirköpfe befestigt wurdeu. Ter Draht war 2,2 Millimeter starker verzinkter Stahldraht.

Auf Grund der ersten Anmeldungen, die sich über die ganze Stadt erstreckten, war der Bauplan in allen Einzelheiten festgestellt worden, und mm begannen die Telegraphen-Beamten, denen die Bau-Ausführung übertragen war — wie überhaupt die Telegraphen-Verwaltung alle ihre Bauten von

eigenen Beamten herstellen laßt — ihre Thätigkeit damit, die Einwilligungen derjenigen Eigenthümer einzuholen, deren Häuser oder Grundstücke für die Anbringung von Stützpunkten dienen sollten. Die Reichs-, Landes- und Stadt-Nehörden hatten zu demselben Zwecke vorher schou mit der grüßten Vereitwilligkeit die öffentlichen Gebäude zur Verfügung gestellt.

Da es sich nm eine Einrichtung handelte, die den Einwohnern in ähnlicher Weise zu Gute kommt, wie die Gas- und Wasser-Anlagen, insofern, als die Wohnungen solcher Häuser, über welche die Fernsprcchlinien geführt sind, leicht an das Netz angeschlossen werden tonnen, so war bei dem Gemeinsinne der Berliner Hanscigenthümer von vornherein anzunehmen, daß sie die Anbringung der Stützpunkte auf ihren Grundstücken bereitwillig gestatten würden, eine Erwartung, die auch im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Im Besonderen freilich ab und zu. Wenn aber in einem Linicnzuge 30 Stützpunkte vorgesehen sind, so kann das Widerstreben eines einzigen Hauspaschas sehr unangenehm werden, ja unter Umständen, wenn z. B. sein sechsstöckiges Heim sich weit über die bescheideneren Behausungen seiner Nachbarn erhebt und ein Ueberspaunen unmöglich macht, zu einer kostspieligen, weitläufigen Aenderung des ganzen Planes nöthigen. In der ersten Zeit, als die Sache noch neu war, hatten die Leiter der Bau-Ausführung manchen harten Strauß zu bestehen, und es mußte mitunter eine demosthenische Beredtsamkeit aufgewendet werden, um einen widcrwilligen Eigenthümer zum Nachgeben zu bewegen. Ter Eine fürchtete für sein Dach, der Andere mußte erst seinen Ncchtsbeistand zu Nathe ziehen, der Dritte weigerte sich, die Drähte über sein Haus hinwegspamien zu lassen, indem er, gleich dem Staate, der, an das Meer grenzend, sein Hoheitsrecht 2 Meilen in die See hinein in Anspruch nimmt, die Luftsäule über seinem Grnnd und Boden auf 2 Meilen als sein Eigenthum betrachtete. Auch Bedenken, die in das Gewand der Menschenfreundlichkeit gekleidet waren, wurden geltend gemacht. So, wenn ein in seinem Bezirke als einflußreich bekannter ehrenfester Vürger, der sich aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und städtischen Ehrenämter» emporgearbeitet hatte, es ablehnte, der Sache förderlich zu sein, weil die Fernsprech-Einrichtung dazu angethau sei, den Dienstmännern und Anderen, die Votengänge verrichteten, ihren Verdienst zu verkümmern. — Noch naiver war jene steinalte Frau da draußen, wo die letzten Häuser sind, die lange nicht bewogen werden tonute, ihr Haus, das, einsam in Gemüsegärten stehend, als das Zwischenglied zwischen der eigentlichen Stadt und einem der Vororte zum Zweck der Anbringung eines Stützpunktes geradezu unentbehrlich war, dazu herzugeben, weil in der obersten .Hammer, unmittelbar unter den projektirten Drähten, ihre Töchter (auch schon älteren Jahrgangs) wohnten, die dann gezwungen wären, Alles, was gesprochen würde, mit anzuhören, und, so schloß sie, „wer bürgt dafür, daß nicht auch mitunter unanständige Gespräche geführt werden!" Ter Beamte hatte unglücklicher Weise um Erlaubnis; gebeten, den „Sprechdraht" an dem Hause anbringen zu dürfen. Erst nach

Die Telcgraphie in Verlin, 3H?

langem Zögern und nachdem sie die bestimmte Erklärung erhalten hatte, daß der Sprechdraht das gesprochene Wort nur Demjenigen zutrage, für den es bestimmt sei, ließ sie von ihrem Widerstände ab.

Nachdem solchergestalt die Bahn für den ersten Linienzug überall freigemacht war, begann die eigentliche Arbeit im Spätherbst 1880 mit Befestigung der Stützpunkte auf den Dächern uud Aufbringung der Drähte, und wenige Monate später wurde die Berliner Ferusprech - Einrichtung aus der Taufe gehoben: gerade kein sehr kräftiges Kind, aber entwickelnugs - und widerstandsfähig gegen die ersten Kinderkrankheiten, die sich in Form mancher Widerwärtigkeiten komischer und ernster Art bald einstellten. Das findige Mädchen für Alles machte die willkommene Entdeckung, daß die verzinkten Drähte keinen Rost absetzten und sparte sich in dem wirthschaftlichen Drama „Große Wäsche" das Ziehen der Leinen: sie hing die nasse Wäsche einfach über die Leitungen und bewirkte dadurch die allerschönste Verwirrung, denn die durch die feuchten Wäschestücke in leitende Verbindung gesetzten Drähte übertrugen die elektrischen Strömungen auf einander, und aus der Unterhaltung, die auf diesen Leitungen geführt ward, wurde ein Tohuwabohu bester Art. Bittere Klagen über mangelhafte Verständigung erreichten die Vermittelungs - Aemtcr, eiue Arbeiter-Eolonne wurde mobil gemacht, suchte, fand und beseitigte das Hinderniß, und der Führer, ein bärtiger Lcitungs-Nevisor, hielt der Hausfee eine ernste Standrede, die indcß erst dann einen Eindruck auf Jene hervorbrachte, als der Mann des Gesetzes in Gegenwart der Herrschaft an der Hand der einschlägigen HF des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich überzeugend dargethan hatte, daß für diese Art der Betheiligung an der Ferufprech-Einrichtung die Abfitzung der Kosten nicht nur gestattet, sondern sogar obrigkeitlich verordnet sei. — Dann wieder wurde durch wissenschaftlichen Unverstand ein Sturm im Wasserglase erregt. In einer Fachzeitschrift für das Bauwesen erschien ei» Artikel, in welchem ausgeführt war, daß die Drähte der Fernsprrch - Anlage die atmosphärische Elettricität anzögen, nnd daß jedes mit einem Stützpunkte versehene Haus iu Gefahr schwebe, vom Blitze getroffen zu werden, es sei denn, daß es durch einen Blitzableiter geschützt würde. Gezeichnet war der Artikel mit einem Namen, dessen Träger, vermöge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Physik in der gesummten wissenschaftlichen Welt, speciell in telcgraphischen Kreisen wegen der von ihm aufgestellten und nach ihm benannten Gesetze über Stromverzweigungen, in hohem Ansehen steht. Die Tagesprcssc, selbst diejenige des Auslandes, bemächtigte sich des Artikels, schlachtete ihn aus uud machte die Herzen der Unglücklichen, über deren Häuptern die Telephondrähtc Hinzugen, erzittern. Die Behörde, die mit Anträgen auf Entfernung der Leitungen überfchüttet wurde, war der Sache schon näher getreten und konnte den Geängstigten bald mittheilen, daß der Verfasser des Artikels nicht der berühmte Professor K., sondern ein Berliner Blitzableiter-Fabrikant gleichen Namens sei, der für sein Geschäft nur die große Trommel gerührt hatte.

Riznni t6NQ2t>8 amici! Die Gemüther beruhigten sich, zumal bekannt wurde, daß jedes Haus, auf dem ein Stützpunkt angebracht wird, zugleich mit diesem ein metallenes Erdseil erhält, Welches etwaige Blitzschlage zur Erde abzuleiten bestimmt ist. Nachdem während einer Reihe von Jahren die stärksten Gewitter über Berlin niedergegangen sind, ohne Schaden zu thun, ist Jeder, was den Kundigen längst kein Geheimnis; mehr war, davon überzeugt, daß die über den Häusern hinziehenden Drähte gerade den besten Schutz gegen Entladungen der atmosphärischen Elektricität bilden. — Kurz, das Satyrspiel hat der ernsten Arbeit nicht gefehlt, sie aber nicht aufgehalten, denn schon jetzt, nach fünf Jahren feit der ersten Einrichtung der Fernsprech-Anlage, hängt über Berlin eine solche Masse Draht, daß eine weitere Vermehrung der oberirdischen Leitungen nicht gut angängig ist, und daß, um alle Diejenigen, die sich noch zur Theilnahme gemeldet haben und noch melden werden, zu befriedigen, auf eine andere Art des Anschlusses, entweder durch Erd- oder durch Lufttabel Bedacht zu nehmen sein wird.

Noch sind nicht vier Jahrzehnte verstrichen, seit die elektrische Tclegraphie in Berlin ihre erste Heimstätte gefunden. Nur schwer gelingt es ihr, in den ersten zwei Jahrzehnten festen Fuß zu fassen. Sie ist und bleibt ein Luxusgegenstand, kein Nedürfniß. Welche Wandlung aber in der zweiten Hälfte jenes Zeitraumes! Aus den zwei Stadt-Telegraphen-Stationen werden Hunderte, doch auch sie genügen bald nicht mehr, den in fieberischer Hast pulsirenden Verkehr des aus einer Militär- und Beamtenstadt zur Fabrik-, Industrie-, Neichshaupt- und Weltstadt gewordenen Berlins zu bewältigen. Wissenschaft und Technik wetteifern, Verkehrs-Einrichtungen zu schaffen, die des Mittelpunktes des Deutschen Reiches würdig sind, und in Kurzem öffnen Rohrpost- und Fernsprecher dem Nachrichten-Beförderungsdienste neue Bahnen. Was noch vor 20 Jahren undenkbar schien, heut ist's Ereigniß: die Telegraphie, dieses jüngste Kind des rastlosen Verkehrs, hat im Alltagsleben das volle Bürgerrecht erworben, sie ist eine unentbehrliche, stets bereite, zuverlässige und verschwiegene Helferin im Getriebe der Großstadt geworden.

Hchack von Staffelbt,
ein deutsch-dänischer Dichter,
von
Georg Brandes.
— Aopenhagen. —
II.
n- entscheidende Grundzng in Schuck Stllffcldts Dichterpersönlichkeit ist der: er war ein Idealist.
Jene Auffassung vom Wesen der Dichtkunst, die sich selbst als Idealismus bezeichnet und noch heutzutage die Sympathien Vieler besitzt, obgleich sie nur noch kraft- und principicnlos auftritt, beherrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Poesie. Gegenwärtig pflegt sie in der nordischen Literatur nicht mehr in Dichterwerken, sondern als richtende und verdammende Kritik an den Tag zu treten. Sie ereifert sich über Worte und Einzelheiten. Stattet ein Schriftsteller seinen Dialog mit einigen nöthigen oder unnöthigen groben Neben aus, berührt ein Dichter ein Laster oder eine Krankheit, die bisher als aus dem Gebiet der Kunst verbannt galten, so läßt der Idealismus von sich hören und ruft den Irrenden zu seinen Pflichten gegen das Schone und das Ideal zurück.
Das Principielle dieses Standpunktes wird indessen nie mehr berührt. Man scheint die Grnndanschauung, aus der diese Urtheilc und Warnungen entspringen, vergessen zu haben, eine Ansicht, die noch vor einem Menschenalter Allen vertraut war und die dänische Literatur insofern beherrschte, als sie keinen bewußten Gegner fand. Wie uneinig Ochlenschläger und Baggesen, oder Oehlenschläger und Heiberg, oder Hciberg nnd Ingemann, oder Hciberg und Hauch auch sein mögen — in ihrer Grundanschauung als poetische Idealisten verstehen sie sich vollständig. Huldigt dieser oder jener Dichter (wie Vlicher in seinen Novellen) anscheinend einer anderen Poetik, so geschieht das unbewußt; er hält sich für ganz eben solch einen Idealisten wie

250 «Veorg Vrandes in Kopenhagen,
seine Zeitgenossen und wird dennoch mit Gleichgültigkeit oder Schweigen von de» Bannerträgern gestraft. Heiberg nennt ihn nie in seinen Werken.
Ter poetische Idealismus geht uou dem Grundgedanken aus, es sei nicht die Sache der Kunst, die Wirklichkeit nachzuahmen. Tie sogenannte Natur-nachahmung als poetisches Princip ist der Feind, den er bekämpft. Er macht die scheinbar gesunde und richtige Ansicht geltend, könne die Kunst nichts als die Wirklichkeit nachahmen, so sei sie überflüssig. Wozu bedürfen wir einer Wiederholung? Wir haben ja eine weit bessere, weit lebendigere Wirklichkeit außerhalb der Knust. Nein, die Aufgabe der Poesie sei im Gegentheil, uns von der Wirklichkeit niit ihren alltäglichen Sorgen, ihrer Häßlichkeit und ihrem Schmutz hinweg in eine andere, höhereWclt zu tragen, wo nur das Alles vergessen.
Aber der Idealismus hat sich historisch eines doppelten Fehlers schuldig gemacht.
Erstens carikirte er seinen Gegner; er übersah, daß es unter den An-hängen« des Natnrstndiums nicht Wenige gab, die das Prineip keineswegs so erfaßten, als handle es fich blos nm einen zufälligen, ruhen Abguß eines Stückes Wirklichkeit, sondern die der Individualität des Künstlers das weitest-mögliche Recht einräumten, den Stoff mit seinem Geist nnd seiner Gemüths-stimmung zu durchdringen.
Zweitens überschätzte der Idealismus die dichterische Phantasie. Er sah in der Einbildungskraft, die nichts vermag, als die Erscheinungen der Wirklichkeit umzubilden und weiter zn entwickeln, eine göttliche, aus dem Nichts schaffende Kraft. Er bezweifelte nicht, daß man das Studium der Wirklichkeit ruhig überspringen könne, die innere Quelle der Phantasie spricdelte ja unaufhörlich.
Lange galt die ganze Gegenwart als mit zn jener Wirklichkeit gehörig, die zu niedrig war für die ^unst. Oehlenschläger schilderte theils Götter, die über des Menschenlebens niedere Vedingnngen erhaben waren, theils See-lönige nnd Tarle, Helden und Liebhaber, die die Helden und Liebenden unter den Zeitgenossen in Schatten stellten. Nicht einer der Hcmch'schen Nomcme schildert seine Zeit. Kein dänischer Tichter ließ sich herab sie zu studiren und keiner bemerkte, daß das, was wirklich menschlich an jenen Göttern, Helden nnd Vorzeitsmenschen war, ausschließlich den Beobachtungen entsprang, die der Autor gewöhnlich halb unfreiwillig an seinen Zeitgenossen gemacht hatte.
Stellte der Dramatiker eine niedere Wirklichkeit dar, so forderte der Idealismus, daß sie beständig von einer höheren, übernatürlichen durchkreuzt würde (Heiberg: „Tie Elfen", „Siebenschläfertag"), und jene höhere Welt, die die Naturgesetze und die tägliche Ordnung aufhebt, ist noch in Hostruvs. im Ucbrigcn so lebenswahren Lustspielen „Tie Nachbarn" nnd „Meister und Lehrling" erhalten. Tie Vaudeuillcu Heibcrgs erweckten einen Sturm von Entrüstung. Man bekämpfte diese übermüthigen Phantasicgeuurten als in der Knust unzulässige Wirklichkeitsbilder. Und einer gleichen Opposition von Seiten mehrerer damaliger rechtgläubiger Idealisten begegneten die Novellen der

Frau Gyllembourg. Freilich, es war Tamenarbeit, hübsch und fein, in seiner Art ja auch idealistisch und es verurtheilte die Gegenwart — aber es schilderte sie und das war schlimm; an diesen vierzigjährigen edlen Herren in weißer Weste, an diesen ritterlichen, leidenschaftlichen Legationsattachos, an diesen jungen, feinfühlenden Frauen entdeckte man ein beginnendes Wirklichkeitsstndium, das den Vertretern des älteren Geschlechtes zuwider war und das erst später von su verschieden gearteten Schriftstellern wie Saint-Aubain, Karl Bagger, M. Goldschmidt, je nach ihrer Eigenthümlichkeit aufgenommen wurde.

Wenn irgend möglich lebte man von der historischen Legende, wie Ingemann in seinen Romanen oder von der Luft wie Paludan-Müller in seinein „Amor und Psyche" oder vom Tust des Troubadunrstils und Heldenliedes, wie Herz in „König Renös Tochter" und „Svcnd Tyrings Haus". Selbst wo die Wirklichkeit sich so unwiderstehlich hcrvordrängte, wie in Palndan-Wüllers „Adam Homo", war es nur, um vernrtheilt und wieder aus dem Geficht verloren zu werden. Und trat einmal ein Legendendichter wie Ingemaun, oder ein Märchendichtcr wie Andersen in ihren Romanen („Die Dörfler", „Die zwei Baronessen") mit den Zeitgenossen in Berührung, so sah Niemand darin ein Zeichen der Zeitströmung oder einen Vrnch mit dem idealistischen Princip: denn an den allermeisten Dichtern traten die idealistischen Sympathien su stark mit realistischen Tendenzen vermischt hervor, das; es unmöglich war, das Princip in seiner Reinheit zu erfassen.

Schack Staffeldt ist der einzige unter den dänischen Dichtern dieses Jahrhunderts, an dem man den strengen Idealismus unverfälscht und ungeschwächt in seinem Wesen und seinen Konsequenzen studiren, nnd in seinem Kampf mit einer kräftigen Individualität beobachten kann. Ihm war der Idealismus begeisterter Ernst.

Der Idealismus ist in dieser Gestalt eine deutsche Erscheinung. Nie hat er durch eine Reihe von Jahren eine andere Philosophie nnd Poesie als die deutsche beherrscht; er war iu der dänischen Poesie unbekannt, so lange sie unter Holberg von deutschem Einfluß unberührt blieb, er blüht iu dem Augenblick auf, da Klopstock durch Ewald auf sie einzuwirkeil beginnt, da iüehlenfchläger von Schiller und Ticck, Hauch von Tieck und Schcllmg, Heiberg von Hegel beeinflußt wird, und er tritt am durchsichtigste!! und reinsten in Schack Stasfeldt hervor, der deutsch von Geburt nnd dessen Muttersprache die deutsche war.

Es giebt keinen tieferen germanischen Geist in der dänischen Literatur. Bei all seiner Vaterlandsliebe war er seiner ganzen Anlage nach ein Deutscher und das hieß damals soviel wie ein geborener Nltra-Idealist.

Man bemerkt es bereits in jener schon angeführten Broschüre gegen Pallini an der Acnßerung, die seine Auffassung vom Verhältnis; des Romandichters zur Wirklichkeit darlegt. Nach seinem eigenen Geständuiß glaubte er ursprünglich die Wirtlichkeit in den Romanen und der Poesie seiner Zeit

zu finde». Auf einmal geht es ihm auf, wie ganz anders die Wirklichkeit beschaffen ist, als in jenen Romanen. Aber statt sich nun für die Notwendigkeit und Berechtigung einer Poesie zu entscheiden, die die Jugend nicht irre führt, sondern ihr ein wahres Bild des Lebens giebt, zieht er bei feiner idealistischen Veanlagung daraus nur den Schluß, daß die Wirtlichkeit mit ihrer Vrutaliattän ßerhalb des Rahmens der Poesie liege und keinen Stoff für dieselbe abgebe.

Darum fiel sein Leben in zwei getrennte Hälften auseinander: eine Wirklichkeit ohne Poesie und eine Poesie ohne Wirklichkeit. Er ging, wie er au Naggesen schrieb, daraus aus, seine idealistische Weltkugel so hoch um ihre Achse zu rollen, daß sie mit keinem irdischen Planeten zusammenstoßen tonne; das heißt: erließ alles Nichtpoetische, das ihn als Menschen interessirte, zurück, sobald er seinen poetischen Ballon bestieg.

Er vermochte trotz seiner vielseitigen Begabung weder seine realen Studien, noch seine vielen Kenntnisse seiner Poesie zu Gute kommen zu lassen; er gestattete seiner antikirchlichen Leidenschaft nicht in ihr das Wort, er schloß seine politischen Ideen, seine Fortschrittsbegeisterung vou ihr aus, wie er seinen Sensualismus von ihr auszuschließen bemüht war.

Kein Wunder, daß das Verhältnis; zu einer so eingeschnürten, eng umgrenzten Poesie einen so reich begabten, vielseitigen Geist nicht zu befriedigen vermochte.

Er konnte und wollte sich nicht damit begnügen, allein Dichter zu sein. Er strebte beständig in das, was er Prosa nannte, hinaus, suchte und erlangte verschiedene Aemter und saß zuletzt bis an den Hals in „Prosa". Prosa, das heißt Wirklichkeit, war der Stoff, dessen er bedurfte, fein tägliches Brot daraus zu kneten, das Material, das er begehrte, seinen Einfluß, sein bürgerliches Ansehen daraus zu formen; an und für sich aber, ohne Rücksicht auf die Sättigung, die es seinen Bedürfnissen und seinem Ehrgeiz gewährte, hegte er einen wahren Abscheu davor. Die Prosa war ihm das Grobe und Gemeine; ein Kennzeichen hoher Seelen war es, sich darüber zu erheben; in der Poesie hatte.sie ganz und gar nichts zu schaffen. Es ist leicht zu verstehen, daß Etaffeldt mit diesem Naturell jede noch so hyperidealistische Theorie der Poesie mit Leidenschaft einsaugen und bereit sein mußte, derselben in seinen Gedichten Ausdruck zu verleihen, selbst wenn die Dichter, in denen er sie zu finden glaubte, wie Schiller z. B., der Wirklichkeit in ihren Werken weit mehr Raum gaben, als man auS ihren Theorien schließen tonnte. Er ging dabei von einer ästhetischen Vorstellung aus, die man ohue Übertreibung die unglückseligste nennen kann, auf die ein Dichter verfallen könnte: Beobachtung, Wiedergabe, Erfassung und Gestaltung der Wirklichkeit seien etwas dem Wesen der Dichtkunst Widerstreitendes, ja seien selbst als Grundlage einer Dichtung unannehmbar. Er hegte die Ueberzeugung und huldigte dem Satz: das Leben als solches sei kein Gegenstand für die Poesie, der wahre Dichter nähre sich nur von Träumen, starre nur nach dem Nnficht-

baren, ringe nur nach dem Unerreichbaren, bane nur Luftschlösser und habe das Material, aus dem er sie errichte, gerade so gut zur Hand, ob er in einer Wüste zu Hause oder von dem vollen Menschenleben umgeben sei. Wenn er trotzdem einer der ausgezeichnetsten Lyriker der nordischen Literaturen geworden ist, so geschah es trotz seiner verderblichen Poetik kraft seiner seltenen poetischen Begabung. Und es ist äußerst interessant zu verfolgen, wie er, nachdem er von der Wirklichkeit raduln. iÄ8ll gemacht, aus seinem Innern eine eigene Poesie zu erschaffen sucht. Es gelingt ihm und wir sehen ein ganzes poetisch - philosophisches System sich vor unseren Augeu erbauen.

Wenn die ganze äußere Wirklichkeit geschleift ist, was bleibt dann für den Tichter übrig? Nichts anderes als seine poetische Sehnsucht. Schack Staffeldt war ein sehnender Geist und seine Poesie war die Dichtung der Sehnsucht. Wir sehneu uns Alle nach dem Glück, der Unterschied beruht nur auf der Vorstellung, die wir je nach unserer Natur uns von ihm machen. Schack Staffeldt war ein hochstrebcnder Geist; er strebte nach idealer Vollkommenheit. Damit erhebt er sich über die Masse schmachtender, sehnender Naturen. Er war zugleich ein durchaus rationeller Geist, dessen Vollkommenheitsbegriff sich nicht aus positiv religiösen, supranaturalistischen Voraussehungen gebildet hatte. Seine Schwärmerei war die eines Philosophen, sein Widerwille gegen die Wirklichkeit der eines Metaphysikers oder metaphysischen Romantikers, nicht der eines Gläubigen oder Theologen. Dadurch unterscheidet er sich von der Masse der weichen oder unklaren nordischen Schwärmer wie Ingcmann oder Hauch. Er stammt in gerader Linie von Ewald ab, aber er war nicht ein großes, krankes, liebenswürdiges Kind wie er, nicht wie er Tichter dnrch nnd durch, «icht »nie er reiner Genius. Seiue Schwärmerei war die eines Jünglings, doch sie hatte kein freies Spiel in feiner Seele, sie ward bewacht und gewissermaßen eingeschlossen von der harten Festigkeit eines Mannes; sie sprudelte nicht friedlich wie eine Quelle, sie stieg mit gewaltsamem Schwung in die Luft wie ein Springbrunnen, den von allen Seiten eine Steineinfassung von steifem, etwas abstoßendem Charakter nmgiebt. Nur in seiner Poesie durfte sie zum Ausbruch kommen und deshalb bemächtigte fie sich ihrer fast ganz.

Hätte man indessen Schuck Staffeldt gesagt, das, wonach er sich im Grunde sehne, sei gar nichts Anderes als die Wirklichkeit, so hätte er das sehr übel aufgenommen, denn mit der wollte er eben nichts zu schaffen haben.

In dem Gedicht „Höheres Leben" heißt es-

Wer auf das Wirkliche Kunst und Kiinstlerleven will gründen,
Gleicht jenem Gärtnersmcmn (sicher von Tinnen er war),
Ter mit dem Gipfel gepflanzt ins (Irdreich die sprossenden Pflanzen
Und sie verdorren sah, ohne den Grund zu versteh«.
Ist doch das Bild der Wurzel des Dings im ewigen Lebe»,
Während die Körper selbst fallen wie wechselndes Laub.

35H Georg Vrauocs in Kopenhagen.

Es Verbirgt sich in diesem warmen Erguß, der dem Denker Schlick Staffeldt alle Ehre macht, eine Lcbensauschauung, die dein Dichter höchst gefährlich werden mußte. Denn dieser, meint Schack Stasfeldt, solle seinen Blick auf das ewige platonische Urbild der Dinge, nicht auf das einzelne Ding selbst heften; er solle sich einzig und allein in das Ich vertiefen, das wie in Iichtes „Anweisung zu einem seligen Leben" aufgefaßt wird. Wie aber soll das bunte Leben der Erde dann seine Dichtung durchdringen können? Im „Dichterbekenutuisi" heißt es noch ausdrücklicher:

Auf, Tichter, werft das Irdische von Luch,
Eu wird das Himmlische Euch aufwärts !NM»,
In's Reich der iluust, wie in d»? Glaubens Ncich
Trinsst unbefleckter Sinn nur durch lintmiien.

Es handelt sich also nach seiner Meinung für den Dichter darum, sich jeder Berührung mit dem, was irdisch ist, zu enthalten. Ja das Irdische würde seiue Poesie uur „beflecken". Sie scheint sich dann nur um sich selbst drehen und ganz an sich selbst zehreu zu nüisseu — eine Vermnthung, in der mau sich durch die „Tichterprobe" bestärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es heißt, daß, wer wissen will, ob ihn die Natur zum Dichter geweiht hat, an den Busen der Wüste fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu schlagen, dann habe er sich als dichterischer Genius bewährt.

Der arme Stasfeldt, dessen poetischer Genius seine Jugendjahre nicht überlebte uud nicht einmal die Einsamkeit von Cismar und Schleswig ertrug, würde dir Wüstenprobe schlecht bestanden haben, wie günstig ein so öder Aufenthalt für eine Poesie der Sehnsucht auch sonst scheinen möchte.

Denn sich sehnen, das that er. Er sehnte sich wie der Durstende, der sich einen kühlenden Trunk vorspiegelt, wie der Liebende, der die Geliebte brüustig entbehrt und Alles, was er sah: jedes Naturschauspiel, Alles, was er hörte: jedes schöne Lied, jede herrliche Menschenstimme, Alles, was er dachte: seine platonischen oder Schelling'sch - metaphysischen Grübeleien, ja selbst Alles, was er empfand: seine Gefühle, die sich auf eiucu bestimmten erreichbaren Gegenstand richteten uud erwidert wurden, Alles mündete für ihn in jene Sehnsucht aus — eine wunderliche, wehmüthig träumerische, in ihrem Keim ganz unbestimmte Sehnsucht. In dem Gedicht „An das Herz" heißt es bezeichnend, daß er selbst nicht zu sage» vermag, was von seinem verzehrenden Sehnen begehrt wird.

Die Musik des Meeres und Windes, das Licht des Mondes und des Sternenhimmels verlocken ihn zu Schwärmerei. In dem Gedicht „Der liebe Betrug" heißt es, »neun er den Mond das Hünengrab bescheincn sehe, vergehe er vor Sehnsucht.

Dieses Element vager, unbestimmbarer Schwärmerei, dieses fließende Element in Schack Stasseldts Sehnsucht, unterscheidet ihn scharf von einem zeitgenössischen Dichter, der, wie er, reiner Lyriker mit ciucm ausgeprägt

philosophische» Hang war und wie ei noch in jungen Iahreu verstummte. Ich meine Hölderlin, der genau ein Jahr nach Stllffeldt (März 1770) geboren wurde und 32 Jahr alt in Wahnsinn verfiel. Auch Hölderlins Gedichte sind von Sehnsuchtsstimmung getragen, auch sie sind gedankenreich und durchaus wirklichkeitsfremd, aber bei Hölderlin kann mau kurz und bestimmt angeben, wonach er sich sehnte nnd zwar von seinem ersten Gedicht bis zu seinem letzten bewußten Seufzer- es war das alte Hellas, wie er es sich träumte, mit seiner herrlichen Sonne, seinem Schünheitsleben, seinem vollendeten Freisinn. Hölderlin entspricht in der deutschen Literatur dem, was Andrü Chenier in der französischen ist. Aber während dieser Jünger des Theokritos und des ^ucretius kraft seiner hellenisch - französischen Abstammung besonders das Scharfbegrenzte, Fein-Sinnliche des Atticismus verstand, dasselbe, was ein Catullus sich aus ihm aneignete, verhält sich Hölderlin religiös zum Griechen-thum und von seinen Lippen steigen deutsch-griechische Hymnen empor. Sein Ideal ist ein bestimmtes, quasi - historisches: es ist leichter zu bezeichnen, als das Schack Staffcldts, aber es ist enger und minder interessant, das Ideal eines ärmeren und weniger tiefsinnigen Geistes.

Auch bei Staffeldt kann es ausnahmsweise den Anschein haben, als gälte seine Sehnsucht der Vorzeit, besonders dem nordischen Mittelalter: das ist in-dessen nur in den Gedichten der Fall, wo er nicht ganz er selbst ist, sondern sich unter Oehlenschlägers Einwirkung einen ihm fremden Geist anzueignen versucht hat („Die Vorfahren", „Knnftlersehnsucht"). Gewöhnlich ist es etwas Jenseitiges, wonach er sich sehnt, und um sich diesen Drang zu erklären, ver-weilt er in seinem Gedanken- und Traumleben mit Vorliebe bei der Vor-stellung einer himmlischen Präexistenz. So heißt es im „Platonismus".- als unser Geschlecht aus der Gemeinschaft der Geister in das Gefängniß der Sinne verstoßen ward, folgte uns das Gedächtniß unserer Heimat hinab in den Stand der Knechtschaft und wurde am Nande des Grabes zu Ahnung uud Sehnsucht. Alles, was uns auf Erde» eiue Weile fesseln und gewimien tonne, sei n»r eine Mahnung, eiu Schimmer der verlorenen Seligkeit unseres früheren Daseins. Die Bedeutung der Phantasie und Dichtkunst beruhe darauf, daß sie dieses Bild vor uns herzaubern. — Auf dem Grund dieses, zum poetischeu Gebrauch festgehaltenen Glaubens erbaut Staffeldt seine Meta-physik der Liebe. Ueberall kommt er in den verschiedensten Gleichnissen darauf zurück, daß die Liebenden ursprünglich Eins waren. Die „zwei Tropfen" fallen vom Himmel als einer und werden auf Erden wieder zu einem. An „Lina" singt er:

Hälfte meines erste» Wesen», eh'
Wir hernb mis bessern Welten sanken.

Schön und tief heißt es in dem Gedicht „Erinnerung an Lilla" nach der Schilderung des Abends und der Vlumenlaube, in der die Liebenden sich fanden:

Ta strömte eine Lebcnswelle,
O Weltenherz, aus dir hervor,
Hin durch der hülsren Wesen Lhor
An unseres Vewusztseins Schwelle.
Und wie im Doppelblih umschlnnaen
Im Kusse nns'rc Seelen sich
Und Iwillinssknospen gleich unifanssen
Lnstllthmend uns're Sinne sich.

Es ist diese ursprüngliche Gemeinschaft, die die Sehnsucht der Seeleu »ach einander erklärt, und diese Sehnsucht selbst ist höherer Natur als ihre Befriedigung. Denn das ist das tief Eigenthümliche an Staffeldts Erotit: wie brennend feine Begierde auch ist, er vermag durchaus nicht zu besitzen, kaum einen flüchtigen Augenblick lang das Glück des Besitzes zu genießen, ehe er es durch tausend nagende, zehrende Reflexionen zu untergraben beginnt. In der „Erinnerung an Lilla" und im „Sonettentranz",^den zwei Gedichtcyclen, in denen er mit größtem Erfolg, augenscheinlich auf Grundlage eigener Erlebnisse, den Lebenslauf einer erotischen Leidenschaft geschildert hat, erreicht der Liebende kaum das angestrebte Ziel seiner zehrenden Sehnsucht, so reißt er sich los aus den Armen der Geliebten und stürzt sich kopfüber in qualvolle Netrachtungen, wie rasch die Zeit enteilt, wie bald das Alter kommt, die Leidenschaft abkühlt und die Freude unmöglich macht; denn, heißt es, nur die Begierde der Götter ist ewig; rund um uns herum vergehen die größten Werke, noch größer aber ist der Untergang in unserem Innern. Im letzteren Gedicht begnügt er sich mit diesem wahren, .seinem Wesen entsprechenden Schluß; im ersten verdirbt er sich die Wirkung durch einen überflüssiger Weise hinzugedichteten Abschnitt von Lillas Treulosigkeit, der als gemacht, nicht erlebt empfunden wird und jedenfalls mit dem Plan oder der Idee des Gedichts nichts zu schaffen hat.

Bei dieser Unfähigkeit, dauernd zu besitzen und wirklich zu geuießen, mußte das Phantafiebild der Ersehnten ihm heiliger und schöner sein, als sie selbst, eben weil es ungreifbar und luftig ist. Deshalb verweilt er lange mit Genuß beim Abdruck der geliebten Gestalt im Grase („Lina") oder in der Kissen ihres Lagers („Sonettenkranz"), deshalb malt er sich ihren Besitz in der Phantasie aus („Au Seraphim?").

Im Gedicht „Am See" heißt es analog von seiner Freude über eine schöne Gegend: In den bilderreichen See niederstarrend möchte ich vergehen vor seltsamer Sehnsucht. Tief in dem stillen Azur winkt mir eine andere Natur, ein anderer Himmel; Alles ist hier ätherisch und idealisch wie die erste Gestalt der Dinge.

Wie die deutschen Romantiker verweilt Staffeldt mit Vorliebe bei dem Spiegelbild der Landschaft im Wasser; es ist als Bild idealer als die wirkliche Landschaft.

Unendlich charakteristisch ist es daher auch, daß er, der selbst so viel von

5chack von staffeldt, 33?
Endumion hat, nicht nur drei Mal die Endymionsmythe behandelt („Der zweiteEndymion", „Die Nachtigall und das Nachtveilchen", »Andie Phantasie"), sondern sich die Endymionsage so vorstellt, daß Luna sich dem Geliebten nicht wirklich hingiebt; er besitzt sie nnr im Traum, nachdem die Göttin, über ihn gebeugt, einen Kuß auf seine Lippen gedrückt hat.
Bei einer solchen Scheu vor der Wirklichkeit, einer solchen Furcht vor dem Besitz muhte die Sehnsucht nach dem „Idealen und Aetherischen" als solchem ihm heilig, ja das einzige Heilige sein.
Er hat sie in unzähligen, verschiedenen Formen gepriesen. Er hat sie z. B. als christliche, sinnlich-mystische Sehnsucht in der „Heiligen Therese" geschildert und er verherrlicht sie im „Ganymed" als heidnische, aber ebenso heilige Sehnsucht nach dem Allvater. Dieser Ganymedes ist eben so weit verschieden von dem ruhigen Jüngling Thorwaldsens wie von Nembrandts burleskem Buben. Er ist auch die junge Schönheit nicht, die Zeus liebt, nein, er wird von einem unendlichen Drang verzehrt, für den er ,,weder Namen noch Bild" zu finden vermag. Er nennt seine Einsamkeit den geweihten Tempel eines edlen Verlangens. Er antwortet seiner Gattin, die ihn an-fleht, auf Erden zu bleiben:
Tas Weltall streb' ich zu »mfajieu:
Nur ew'ge Schönheit mich besslüclt.
Und eine ähnliche Antwort giebt auch bei Staffeldt der vom Himmel gefallene Thautrovfen seiner irdischen Anbeterin („Die Lilie und der Thau-tropfen").
Nichts wirkt daher so berauschend, so bezaubernd aus diesen Dichter, wie der Ausdruck himmelanstrebender Sehnsucht. Sein Gedicht „An die nächtliche Sängerin" beweist es.
Darum bezeichnet er in dem Gedicht „Ter Kranz" die Sehnsucht als den Kern seines eigenen Wesens und darum heißt es als erschöpfender Aus-druck für Staffeldts Lebensansicht in dem philosophischen Gedicht: „Das Eine", alles Schöne vergehe, damit der Geist sich nicht mit der Erniedrigung hier begnüge, sondern in ewiger Sehnsucht glühe. „Der höchste Aufschwung des Geistes ist Sehnsucht."
Aus diesem Grunde offenbart auch in Oehlenschlägers .Vaulundurö Sage" Eigil, der augenscheinlich in Schuck Staffeldts Bild geschaffen ist, in folgendem Erguß sein Wesen:
„Ich habe keine Hoffnung und werde nur von einem bangen Sehnen weit, weit in die Welt hinaus getrieben. Deshalb bin ich auf Reisen gegange», deshalb starrt mein Blick stundenlang in den leeren blauen Himmel, deshalb ist der Stein in meinem Helm blau und deshalb war das Gewand meiner Gattin blau; die kraftlose, dunkle, zehrende Sehnsucht ist meine Walküre."
Dennoch that Oehlenschläger Staffeldt Unrecht, wenn er nichts weiter in ihm zu finden glaubte, .als unklare, Ungewisse, irrende Sehnsucht, die

selbst nicht weiß, was sie will, und weder Tag nach Nacht Nutze hat, sondern beständiger Bewegung und Veränderung unterworfen ist wie das Nasser, und ohne Ende und Ziel ist wie der weite Himmelsrcmm." (Vaulundurs Sage.)
Denn diese Sehnsucht war trotz ihrer Namenlusigkeit weder pfadlos, noch ziellos. Sie war sich indessen nur ausnahmsweise ihres Ziels bewußt.
Für sich begehrte Schack Staffeldt die volle, ideale EntWickelung seines Wesens als Mensch und Künstler, die vollständige Entfaltung aller Gaben, die er nur fragmentarisch besaß. Alles Stückwerk war ihm ein Kummer, innere Zerrissenheit ein Greuel, und er fühlte sein Inneres getheilt nnd seine Gaben in Bruchstücke zersplittert,
Nach außen begehrte er eine höhere Wirklichkeit, die eine der erwünschten inneren Verwandlung entsprechende Veränderung erfahren: eine andere Natur, in der Stückwerk, Kälte, Leblosigkeit, Uupersönlichkeit einem romantischen Leben gewichen war, das wiederum nichts war, als eine Spiegelung des Lebens in seinem eigenen Herzen,
In dem vollendet schönen Gedicht „Tie Weihe" erzählt er, wie er eines Abends am Sund sehnsuchtsvoll in die Tiefe starrte, da stieg bei Sonnenuntergang die Muse vom Himmel und reichte ihm mit brennendem Knß die Harfe. Und plötzlich verwandelte sich ringsumher die Natur. Die Winde begannen zu reden; aus den bleichen Wolken riefen die Geister; ein liebendes, warmes Herz schlug im All — aus Allem winkte ihm sein eigenes Wesen.
Für jene andere Natur aber, nach der er sich sehnte und von der er zuweilen einen Schimmer auffing, schuf er sich schon früh ein Symbol. Sie war die Blüthe der Natur, die Natur- oder Lcbcnsblume. Im Gedicht „Ter Kranz" heißt es mit starker Hervorhebung des Wortes: Unter den Wcltlinderu verlor ich mich kummervoll, sie schufen Blendwert aus dem Blattgold der Meinungen und wühlten viehisch die Wurzel des Lebens auf; vergeblich fragte ich, wo die Blume stehe.
Im „Neich der Liebe" wird die Liebe die erste Mutterblume genannt, aus der sich die höhere und niedere Natur von Anbeginn entwickelt hat. Unter dem Einfluß der deutschen Romantik schmolz dann dieses Symbol mit dem berühmten, mystischen Sinnbild der deutschen romantischen Schule „der blauen Blume" zusammen. In einem hübschen kleinen Bruchstücke, das man unter Staffeldts Papieren fand, heißt es:
Di» All war eine Vlmne,
Tie Luft der Kelch,
Der Stengel die Erde,
Tie 2lerne der Hloudfndeü Spchen:
Und auf des Kelches Grund
Zasie» die Engel und schlugen Harfen.
Und ringsum in Staffeldts Poesien kommen Aeußeruugeu vor, die darauf hindeuten, wie tief dieses Bild sich seinem Geiste eingegraben. Im „Prometheus" heißt es, die ganze Natur schiene sich zu einer einzigen Blume

vor ihrem Gotte entfaltet zu haben. In „Künstlersehnsucht" giebt der Dichter seinem Schmachten nach den Herrlichkeiten der Vorwclt Ausdruck und schließt mit den Worten - Ter Himmel selbst mit seinem Sternengold auf lichtblauem Grunde scheine ihm ein grenzenloses Vergißmeinnicht. In dem tiefsinnigen Gedicht „Verwandlungen", das eine weit bedeutungsvollere Idee hat, ist das Bild wieder aufgenommen und folgendermaßen erweitert:

Ei ist der Mliebc VergisMriiinicht,
Das sich aus dem Ganzen aeniudet,
Zum Becher wölbt sich des Arthurs Licht,
Nns Kreuz ist aus Sternen aearündet,
Juni Stengel bebt sich die Erde empor,
Als Tust entströmt ihm der Seelen Enm,

Toch diese Bildersprache, die, wenn auch nicht genau so von Anderen angewendet, doch an Andere erinnert, ist es nicht, worin Staffeldt am originellsten ist. Wo seine Individualität sich am freiesten und ursprünglichsten entfaltet, da schildert undpreist er die unsichtbare mit den Sinnen nicht zu erfassende All-Einheit, die er entbehrt und nach der er sich sehnt, unter Symbolen, unter denen lein Anderer sie je angebetet. Man darf fagen, er hat sich nach und nach selbst seine Religion gebildet. Ihm war die All - Einheit genau das. was der Gläubige unter Gott versteht, und sein brennendes Verlangen nach demAll-Einen, seine Verehrung für dasselbe, sein Entzücken, so oft er einen Schimmer von ihm in irdischer Form, einen Klang von ihm in irdischen Tönen zu erfassen glaubt, ist ein Ieugniß des Hen-kai-pan-Fanatismus, der seine Seele erfüllte und der, weit entfernt, blos ein poetischer Cultus zu sein, sich seiner augenscheinlich ganz bemächtigt hat und deshalb bei den verschiedensten Veranlassungen in seiner Poesie aufleuchtet.

Daß Staffeldt die dänische Natur nur selten schildert, beruht darauf, daß die Natur, von der er träumt und redet, die Natur als Ganzes, das Universum ist. Gegenstand seiner Gesänge ist die Naturkraft, die der Verwandlung zerschmetterndes Nad mit solcher Gewalt treibt, daß „Jahrhunderte wie Tropfen verspritzen", und die Naturnothwendigkeit, die „das Weltgcsetz in der rechten, den Fluß der Zeit in der linken Hand" jeden Gedanken in der Seele der Tenker schafft und den Willen der Heroen sich unterwirft (siehe die Gedichte „An die Naturkraft", „Notwendigkeit"). Zuweilen verherrlicht er die Natur als kalte, zwingende Notwendigkeit ohne sie zu lieben; zuweilen wundert man sich über den Ton seiner an sie gerichteten Hymnen, denn der wenig tröstliche Inhalt — die gleiche Knechtung des Menschen, des Sterns und des Wurms — scheint in Streit zu stehen mit der begeisterten Form.

An Staffeldts Verhältnis zur Natur sind zwei Entwickelungsstufen wahrnehmbar, die der gleichzeitigen EntWickelung der deutschen Philosophie entsprechen. Anfangs stellt sich der Dichter der äußeren Natur kalt und fremd gegenüber; nach Fichte'scher Weise fühlt er ihr gegenüber nur sein eigenes Ich, und je stärker sie lärmt und schreckt, desto mehr. Weit entfernt

sie zu besingen, wo sie am furchtbarsten und erhabensten ist — wie am Krater des Aetna, oder während eines Gewitters in den Alpen — fühlt er vor ihr nur die Andacht in seiner Brust, die ihn über Todesangst und Feigheit erhebt. Weit entfernt mit der Natur zu verschmelzen, behauptet er in solchen Gedichten nur seine Menschengrüße ihr gegenüber. In der „Dichterphantasie" heißt es z. B.: „In die rothe Höllenlohe des Aetna schaust Nu mit heroischer Apathie wie ein Kind auf glühende Kohlen."

Doch in weit zahlreicheren und bedeutenderen Gedichten, die Staffeldts definitive Gefühls- und Denkart bezeichnen, stellt er sich ganz auf den Standpunkt Schellings. Die Einheit des Alls unter scheinbarer Verschiedenartigkeit, das Ineinandcrübergehen nnd Ineinanderschmelzen aller Phänomene, die große Harmonie in der Natur hört nicht auf seine Reflexion und seine Einbildungskraft zu beschäftigen.

Eine Landschaft spricht ihn nur an, wenn sie die ganze Fülle der Allnatur oder der Zeit in ihrem engen Rahmen zu umschließen scheint. So heißt es z. B. in dem Gedicht: „Aussicht über das Arnothal", wo die Gegend einem „Ocean von Fruchtbarkeit gleichend", ihm wie die „verborgene Werkstatt" der Natur erscheint:

Heilige Allmulter, Du bist hier.
Diese Hügel, Deine Brüste heben
Mit Genüge sich für alles Leben.

Und parallel hinsichtlich der Zeit heißt es in „Abendfeier", dem heiligen Frieden der Abendlandschaft gegenüber sehe die Phantasie die uugeborne Zukunft vom Himmel herabsteigen und die begrabene Vorzeit sich aus der Erde erheben.

Und wie ihn die Landschaft auf's Höchste entzückt, wo sie phantastisch aufgefaßt, ihm das All zu umspannen scheint, so erfreut er sich an den einzelnen Erscheinungen in der Natur in demselben Maße, wie sie getrennte Gegensähe in einander zu schmelzen und ein Bild des Ganzen zu geben scheinen. So reißt ihn in den „Erinnerungen" der Anblick einer Frucht, die zugleich einer Pomeranze und einem Pfirsich gleicht und ihm eine Verschmelzung von Kunst und Natur zu sein scheint, zu ehrfurchtsvoller Bewunderung hin. fo begeistert ihn ein ungewöhnlich milder September, der in seinen Augen den Zauber des Frühlings mit der eigenen herbstlichen Schönheit vereinigt, zu einem Wunneerguß („An den Septembermonat"). So entzückt ihn auch der Anblick eines Apfelbaums, der zugleich Blüthen und Früchte trägt s„An einen Apfelbaum") zu folgendem ekstatischen Flug:

Schönes Hespericus Bild, Verschmelzung von Anfang und Ende,
Nicht blus Hespcricns Bild — Vwigkeitssinubild bist Du.
O vergönne es mir mit schunendcm Druck Dich zu pflücken,
Das, ein Hesperie» ich halte in glücklicher Hand.
Tast mein Auge in Dir das ewige Eine beschaue,
Denn das Herrlichste nur senket'im Bild sich herab.

öchack vo» 5 taffei dt. 26^
Und in seiner Freude über diese seltene Erscheinung fragt er die Natur:
Vrach aus der Kette der Ring, c»> dem du den Winter befestigt?
Bot de» beladenen Korb über die Schulter von Eis
Lächelnd dem Frühling der Herbst, und werden die üppige» Träume,
Welche die Sehnsucht empfing und im Gesänge gebar,
Körper gewinnen und hier sichtbarlich unter uns wandeln?
Dir unmöglich ist nichts, o Geist, der in Weltengestaltung
Ewig ein anderer scheint, ewig sich gleich osfeubart.
Tiefe für Staffeldt so eigcnthümliche, philosophisch-poetische Glückselig-
keit, sobald er den polaren Gegensätzen des Alls, wie Frühling und Herbst,
oder den verschiedenen Entwickelungsstadien der Natur wie Blume und Frucht
vereinigt begegnet, erklärt auch eine Seltsamkeit, die sonst an dem strengen
Moralisten und leidenschaftlichen Hasser des Katholizismus besonders anstößig und
sonderbar erscheinen mußte. Ich meine Schack Staffelots Maß und Ziel über-
schreitende Begeisterung für den Kastratengesang in den katholischen Kirchen.
Den Gesang des Kastraten Crescentini stellt er auf dieselbe künstlerische Höhe
mit Naphaels sixtinischer Madonna. Er bricht dabei in die Worte aus:
„Es ist nicht wahr, solche Töne kommen nicht aus den Lungen, sie entstehen
in des Herzens innerstem Heiligthum. So müssen die Engel singen, oder
sie müssen es von Crescentini lernen."
Man versteht die Staffeldt selbst augenscheinlich unbewußte Ursache,
wenn man in seinem Sonett an einen anderen Kastraten Marchesi („Nach
einer schmelzenden Arie") liest:
Frauenreiz und Manneshoheit klang
Ideal aus deinen Himmelsliedcrn:
Wie sich zweierlei Geschlecht umschlang
beizend einst in Libers i»ngen Gliedern,
Es war der Berein von Männlichem und Weiblichem in einer Menschen-
stimme, das Incinanderschmelzen der zwei stets getrennten Geschlechter zu
melodischer Einheit, was ihn bezauberte und ihm nicht blos das geistige
Gleichgewicht, sundern die künstlerische Urtheilskraft raubte. Er vergleicht selbst
den Eindruck mit dem der harmonischen Berbindung männlicher und weib-
licher Formen in der Vacchusgestlllt. Und wirtlich finden wir ihn von der
plastischen Verschmelzung der Geschlechtsgegensätze eben so entzückt wie von
jener musitalischen. Ter Hermaphroditismus war eines der Symbole, in
denen er das All-Eine sich entgegentreten fiihlte. Ein großes Zwitterwesen
war ihm jene nawi-a nawiÄN», das Ziel der Sehnsucht, in dem die
Sehnsucht gestillt wird. Leshalb heißt es in dem Gedicht „In Eanovas
Werkstatt":
seliges Zwiegeichlecht,
Hermaphrodit«»,
Sehnsuchterlöstes Bild
Ewiger Einheit.

362 Georg Viandes in Aopenhagen,
Und darum nennt er in „Dichterbekcnntniß" das Naturell als solches ohne Weiteres ,,den großen Nllhermaphroditen".
Daß aber der Tichter solchermaßen beständig jenem großen Zwitter der Naturgottheit, entgegenschmachten muß, vermag Staffeldt zum Schluß — und das ist die Krönung seines eigenthiimlichen poetisch-metaphysischen Systems — sehr gut zn erklären. Des Dichters Sehnsucht nach dem Gott ist nämlich nichts anderes als der Drang der Gottheit, im Geist des Dichters sich ihrer selbst bewußt zu werden.
In dem „Genius" heißt es kurz und bündig: Poesie ist eingeschränkte Ewigkeit, Alles im Einen; die Gottheit ist Poesie, die Zeit der Rahmen.
Das Gedicht „In Canovas Werkstatt" culminirt in dem Erguß:
Heilige Kunst!
Des Ewincn Selbsterkenntnis!
In dem Endliche»!
Strahle ans der unendlichen
Selbstliebe,
Die das Ganze znsninmenhäl!.
Und im „Tichterbckenntniß" ist der Gedanke, hcgelisch -speculativ vor Hegel, in seiner Nacktheit so ausgedrückt: Wie konnten Millionen Lorbeer-spendendcr Hände die Kunst dafür belohnen, daß in ihren hohen Werken der große Allgeist sich in uns erkennt und wir uns in ihm erkennen. Durch die Kunst funkelt der Blick des Nllgeistes, in unserm Innern tagt er zum Bewußtsein.
Was ist das Anderes, als der Hegel'sche Satz: Des Menschen Bewußt' sein von Gott sei Gottes Selbstbewußtsein! Das Vorhcgelsche, Romantische, Schelling-Staffeldt'sche darin ist nur, daß die Phantasie, nicht der Gedanke das Medium dieses Gottesbewußtseins ist.
Schon mit Fichte hatte in der deutschen Philosophie die Vergötterung der Phantasie angefangen. Erst durch die Einbildungskraft, behauptete Fichte, würde die Welt, die wir erfassen, für uns zu einer wirklichen Welt; von der schöpferischen Einbildungstraft ging nach seiner Lehre die ganze Wirksam-keit des menschlichen Geistes, sein Erkennen und sein Wollen aus; denn die Einbildungskraft ist, als das sich selbst hervorbringende Streben des Ichs in das Unendliche, der Trieb, der von Fichte als die innere Kraft des strebenden Ichs bezeichnet wird. Schon von Fichte wurde es übersehen, daß die Phantasie keineswegs, wie Staffeldt sie beständig nennt, ein „Gestaltungsvermögen" ist, sondern nur ein Vermögen der Umbildung und Umgestaltung. Ihre Thätig-keit hat ja nur die Form, nicht den Inhalt der Vorstellungen zum Gegen-stand. Von Schelling wurde die Ueberschätzung der Phantasie erst recht in System gebracht. Schellings Naturphilosophie war ja in Wirklichkeit nicht Nllturertenntniß und Naturwissenschaft, sondern Naturpoesie, eine von der Einbildungskraft geschaffene, später in Begriffe umgesetzte Naturtheorie. Novalis verrieth das Geheimniß in dem romantisch - parodoxalen Sah: Die Physik sei die Lehre von der Phantasie.

Für Staffeldt hat die dichterische Phantasie die Bedeutung, daß sie in geistiger Weise die Verschmelzung der Extreme des Alls, der Materie und des Geistes bewerkstelligt; denn die Phantasie ist es, die in der Bildhauerkunst den tobten Stein znm lebenden Idealbild verwandelt, durch die Liebe den Menschen mit dem Menschen und durch die Andacht den Menschen mit dem All vereint. Von ihr heißt es in dem Gedicht „An die Phantasie": Aus der Versteinerung der Formen und über die Ufer der Einzelwesen strebe der Drang der Liebe: Andacht allein sei Allleben, Allvercinigung und ewige Allselbstliebe! Und wie es diese Beseelung, dieses Aufthaueu alles erstarrten Egoismus und Einzeldaseins ist, was der Phantasie ihren hohen Rang giebt, so hat alles Mächtigste in der Natur: der Frühliüg unter den Jahreszeiten, das Wasser unter den Elementen, das Gesetz der Metamorphose unter den Naturgesetzen, keine andere Bedeutung; denn der Frühling thaut alles Erstarrte auf, das Wasser läßt sich in keiner Einzelform binden und die großen, gesetzmäßigen Formverwandlungen in der Natur weisen deutlich auf die Gleichartigkeit alles Stoffs und die Einheit aller Formen hin. In Staffeldts „Frühlingshymne" heißt es: An dem Himmelsfeuer des Frühlings berauschen sich brünstig alle Wesen und die ganze Natur strebt, sich aus der erstarrten Umarmung der Form zu befreien.

Die im Norden berühmte „Hymne an das Wasser", mit deren Analysirung sich Hciberg ein Verdienst erworben, enthält denselben Gedanken über dieses Element, das alle Tropfen zum Meer vereint und wenn es eine Weile zu Eis erstarrt gewesen, mit der Sonne im Nnnd die Versteinerung bekämpft und der „Allvereinigung" znstrebt.

Im Gedicht ,,Die Verwandlungen" endlich nimmt Staffeldt eines der häufigsten Motive des Volksliedes auf, die magische Verwandlung, die durch ein Wunder eine Gestalt mit einer andern vertauscht. Bald wird nämlich ini dänischen Voltslied ein schönes Weib in einen Baum, bald in einen Wurm, bald in einen Vogel, bald in eine Hirschkuh verwandelt, bald erst in eine Hirschkuh, dann in einen Falken, oder erst in einen Lachs, dann in ein Schwert, dann in eine Hirschkuh. Schon die Ordnung, in der die Naturreiche einander folgen, zeigt die Entfernung von Staffeldt. Er mit feiner philosophischen Naturbetrachtung läßt die Verwandlung als ein Steigen durch die Naturreiche, als ein großes Symbol von dem Streben der Natur nach vollkommener Form vor sich gehen. In seinem Gedicht wird der harte Karfunkel zur Rose, die Rose zum Vogel, der Vogel zur herrlichen Iungfran. Die Verwandlung beginnt mit der Erweichung der Verhärtung und Versteinerung, Staffeldts Lieblingsgedanke, und endet damit, daß die Thierhaut zu den Füßen der schönen Menschengestalt fällt. Das ist nicht die phantastische Nllturbetrachtung des Volksliedes; man erblickt in der Ferne Darwin. Und das Gedicht culminirt in diesem warmen Pantheismus:

Alles in Einem, Eins im AU,
Der Pulsschlag des Einen klopft überall,
In allen Lebenüssestnlten.
Der Athem der Liebe ist stark genung
Zu sprengen selbst die Versteinern»«,
Und Leben nuö ibl zn entfalte».
In Schuck Staffeidts Naturauffassung ist ein leimendes, wissenschaftliches Element. Jedem Naturschcmsftiel gegenüber, bei dem er verweilt, gedenkt er des natürlichen Werdens durch die lange Reihe der Furmveränderungen. Selbst die Schönheit der Blumen, die äußerlichste, die Sinne am meisten durchdringende in der Natur, erinnert ihn an das Naturgesetz, das hinter ihr liegt. In einem Gedicht: „An die Natur" läßt er die Blumen zur Sonne sagen: „Nie du nns ausgestrahlt, nimm uns wieder zu dir. Strahlen von dir stiegen wir nieder zur Erde nnd hüllten uns zu farbigen Blumen ein." Was ist das anders, als das Naturgesetz vom Ilebcrgang der Wärme in Kraft, der Kraft in Wanne, nur in dem vierten, asllepiadeischen Metrum, statt in einer mathematischen Formel ausgedrückt!
Aber diese Eigenthümlichkeit an Staffcldts Blick für die äußere Natur ist auch die Ursache, daß das Schauspiel, das vorzugsweise auf ihn wirkt, ein ganz anderes ist, als die Aecker und Hügel, die Wälder und Belle Dänemarks. Was ihn an der Natur fesselt, das sind die seltenen Erscheinungen, die er auf Neisen trifft, die sonderbaren Naturbildungen, welche seinem äußeren Auge jene All-Einheit in der Allverwandlung, jenes Aufthauen des Versteinerten gleichsam verwirklichen, auf das sein inneres Auge beständig geheftet war. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erstaunen ich in früher Ingend bei der Beschäftigung mit Tchack Staffcldt nach der Lectüre des Sonetts: „In einer Tropfstcingrotte" auf ein zweites „In einer Tropfsteingrotte" nnd gleich darauf auf ein drittes „In einer Tropfsteinhöhle" stieß. Nimmt denn das kein Ende? dachte ich. Aber nein! Das nächste hieß: „In einer Tropfsteingrotte mit einem Naturtempel" und dann folgte: „Das Neich des Wahnsinns. In einer Tropfsteingrotte." Jetzt wundere ich mich nicht mehr. Nie Tropfsteingrotte ist Staffeldt das handgreifliche Symbol des All-Einen; hier, wo der Stein im Begriff ist, sich in Thau und Dunst zu verwandeln und wo der Tropfen zur Architektur erstarrt erscheint, hier hat der grübelnde Dichter sich heimischer, gehobener gefühlt, als iu den dänischen Buchenwäldern oder am Strand des Sundes. In einem dieser Sonette bricht er ergriffen auö:
Immer scheide!? sichs im Untergehe!!,
lind vereint z» neuem Leben sich.
In einem andern staunt er über den Berein von Zufall und Vernunft, der hier den Teig des Steins geknetet, in einem dritten spricht er die Ahnung aus, daß Geister, das harnionische Fallen dieser Steinthautropfen belauschend,

zur Erfassung des „Welt-Ideals" eingeweiht werden tonnten. Thatsächlich war das Naturideal, wie er es auffaßte, für ihn an diesem Ort verwirklicht.

Es würde indessen eine allzuengc und unpoetische Vorstellung von Schack Staffeldts lebendigem Natursinn geben, wenn man ihn als ausschließlich eingenommen von Sondererscheinungen in geschlossenen Grotten schilderte. Nieser Sinn hat seinen frischesten lebendigsten Ausdruck in solchen Productionen gefunden, wo er sich frei entfalten und in des Dichters Naturphilosophie und Naturreligion übergehen konnte, ohne daß des Bildes „angeborne Iugeudröthe in kränklich fahler Ueherlegung starb", und ohne daß ein isolirtes Naturphänomen zum Natursymbol erhoben wurde. Man lese das Gedicht ,,Ter Frühling", nicht blos in dieser Hinsicht Staffeldts bezeichnendstes, sundern zugleich sein volltönendstes, sprachlich und rhythmisch vollkommenstes Gedicht.

Die prachtvolle Schilderung, die hier vom Winter in seinem Kampf gegen den Frühling, von der Schlacht zwischen den Titanen und den Amorinen gegeben wird, schließt mit den Worten: ,,Natur ist wieder Braut", die die Idee der Dichtung ausdrücken. Dann wird in einer Einzelstrophe geschildert, wie beim Nahen des Frühlings das Auge des Dichters hellsehend wird, wie er das Einzelne im Ganzen verschwinden, die Gestalten sich an einander knüpfen und zur Einheit sammeln sieht. In drei unvergleichlichen Strophen folgt nun die Beschreibung des Liebesverhältnisses zwischen Sonne und Erde. Erst die Zeit keuscher, wehmüthigcr Sehnsucht; dann die Steigerung der Sehnsucht zur feurigen Begierde, Ter Frciwerber ist verschwunden, der Liebhaber tritt an seine Stelle, die Liebende glüht und schmachtet. Der Geliebte ist Bräutigam gewurden. Er und die Braut haben ihr Stelldichein. Dann folgt das große mystische Hochzeitsfest: die Verschmelzung des Alls in Liebe. Die letzte Strophe ist der mächtigen Befruchtung geweiht, die des Naturlebens Selbstvcrwllndlung beflügelt, den Nebergang in höhere Formen, die Beseelung des Leblosen bewirkt, dem Stummen Sprache giebt und unter dem Klang der Sphärenharmonien das Leben in Ewigkeit auflöst.

Schack Staffeldts Leben war unglücklich und leer, seine Poetik war falsch, seine Philosophie ist veraltet; nichts bleibt von ihm, als eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte und von diesen werden nicht viele auf die Nachwelt kommen. Doch das ist nicht das Wesentliche, sondern daß er überhaupt einige wenige Poesien von unvergänglicher Schönheit hervorgebracht hat. Ein menschliches Wesen, selbst ein ungewöhnlich begabtes, ist etwas so Vergängliches, daß es immer eine Art Wunder ist, wenn überhaupt etwas Unvergängliches in ihm seinen Ursprung hat.

Zu dem vergänglichen Theile von Schack Staffeldts Production rechne ich vor Allem jene seiner Gedichte, deren Sprachform durch viele fremde Elemente, oder durch des Dichters Kampf mit dem Material undurchsichtig geworden ist. Sein merkwürdiges Verhältnis; zur dänischen Sprache, als einer angeeigneten, mit der er sich stets zum Experimentiren versucht fühlte — bald durch die Trennung zusammengehöriger Worte, bald durch Anwendung unbrauchbarer schwedischer Ausdrücke, überhaupt durch stilistische und grammatikalische Willkürlichkeiten — bietet ein Seitenstück zu Baggesens genialer, aber rücksichtsloser und undänischer Sprachbildnerci. Staffeldt hatte die Sprache sozusagen außer sich als sein Material: er grämte sich wie ein Philolog über verlorene wirkungsvolle Wortformen, und ärgerte sich wie ein in einer fremden Sprache bewanderter Ausländer über schleppende und klanglose Endungen. Es ist höchst bezeichnend, daß er als junger Manu auf Abrahamsons Aufforderung „unserer Sprache verlorenen Dativ sang", in einem „Der Dativ" betitelten Gedicht und daß er später in einem kleinen scherzhaften Poem ,,An Else" eine der beschwerlichsten Endsilben der dänischen Sprache brandmarkte. Wie wenig er doch im Grunde in der dänischen Sprache heimisch war, wird am besten durch den Umstand bewiesen, daß er trotz seines Abschcus vor „Else" doch dieselbe Endung in einer Reihe von Worten, wo sie nicht hingehört, gebrauchte. Nicht viel weniger als seine ausländische Geburt hat seiu Hang zu abstracten und mythologische« Ausdrücken, seine Neigung, eine oft nur wenig gefestigte Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, dazu beigetragen, die Wirkung vieler seiner Gedichte abzuschwächen. Er konnte nur wenig Latein und gar kein Griechisch, nichtsdestoweniger wimmeln besonders seine Iugendgedichte von klassischen Redensarten, deren bloßer Accent zuweilen die Unwissenheit des Schreibenden verräth. Staffeldt betont z. V. Evöe, Orgie, und verwechselt possirlich genug Druiden und Dryaden.

Ein längeres Leben kann ich meines Theils zunächst jener Gruppe Stllffeldt'scher Gedichte nicht prophezeie», die man mit einem Eollectivnamen seine Balladen nennen tonnte, nicht blos weil sie häufig bestimmte Vorbilder, bald bei Oehlenschläger, bald bei Goethe haben, sondern weil die ganze Kunstrichtung Staffeldt fremd war und er sie sich nur aneignete, um den Modegeschmack der Zeit zu befriedigen. Fast lächerlich wird der ultrarationalistische Staffeldt, wenn er in Balladen wie ,,Der achte Sohn", oder „St. Jörgen vom See" sich mit dem Hcxenglanben und Heiligcucultus der Romantiker einläßt, oder in Gedichten wie „Die Zeiten" sich einer Verherrlichung der Romanzia, des Mittelalters, der Nrcuzzüge in Schlegcl'schem Stil ergiebt, so daß er — Josephs des Zweiten leidenschaftlicher Bewunderer — sich in der Vorrede zu den „Neuen Gedichten" gegen „eine Tendenz zum Katholizismus" vcrtheidigen muß. Hin und wieder gelingt ihm zwar ein Gedicht in Romanzen- oder Nalladenform, wie der von Goethes „Sänger" stark beeinflußte „Troubadour", aber was er Originales und Bleibendes hervorgebracht hat, ist rein lyrischer Natur.

Ich will zum Schluß kurz andeuten, welchen Inbegriff von Stimmungen, Gefühlen und Reflexionen er beherrscht, welche Art von Schilderung und Selbstfchilderung auf rein lyrischem Gebiet zu feiner Verfügung steht.
Seine Grundstimmung ist verklärte Nehmuth. Das Gebiet der Gefühle, die er auszudrücken vermag, ist nicht sehr umfangreich. Unter feinen Empfindungsgedichten ragen die erotischen, unter diesen nur die erotisch-sehnsüchtigen hervor. Es ist Staffeldt eigenthümlich, daß er mit Vorliebe und am Vorzüglichsten das Gefühlsleben des Wartenden unmittelbar vor dem Stelldichein mit der Geliebten schildert. Zwei schöne Gedichte haben den Titel: „Auf eine verabredete Zusammenkunft."
Aber weit mehrere und gerade feine besten Gedichte tonnten denselben Titel führen. In ihnen allen ist die Schilderung der Naturumgebungen harmonisch verschmolzen mit der Erwartung der Geliebten. So in den schönen Sonetten, die in den unglücklichen Hexameterrahmcn eingefaßt sind, der „Lina" heißt. Man lese z. V. das Sonett, in dem sich die Befürchtung verräth, die Geliebte könnte vom Stelldichein ausbleiben, oder das Sonett „Lina kommt", das die Freude der Erwartung schildert.
Im höchsten Grade eigenthümlich ist endlich unter den erotischen Gedichten das metrisch so schöne „An die nächtliche Sängerin": eine Dame, die der Dichter nie gesehen und nur der Stimme nach kennt und die ihn anzieht durch die doppelte Macht des Geheimnisses und der Melodie.
Nächst den erotischen Gedichten sind alle jene vorzüglich, die Natur-beschreibungen enthalten, obgleich Staffeldt bei seiner überwiegenden Reflexion sein descriptives Talent nie zu entwickeln strebte, gelangen zuweilen Beschreibungen ihm wie wenigen anderen dänischen Dichten». Man lese die Schilderung einer italienischen Mondscheinnacht in dem Gedicht „Unter Lillas Fenstern", mit den bezeichnenden Linien:
O tciisches Licht der Nacht,
In dl'im'm EngclMchrln
Sprichen di>> Blum«! der Phantasie
,'!u rinn» (tdr».
Mondscheinlandschllften, Abendbilder, Sonnenuntergänge liegen am besten für Staffeldts Stimmung und Talent. Er liebt und malt das sterbende Licht. Ein vollendetes, für Staffeldt absolut eigenthümlichcs Natur- und Stimmungs-bild giebt das kurze Gedicht „Im Herbst".
Reine, ungemischte Beschreibung kommt bei Staffeldt nicht vor. Die Reflexion findet sich, wie in dem letztgenannten Gedicht, gewöhnlich gleich nach der Beschreibung ein, um alsbald in Lyrik überzugleiten. Solche Gedichte bilden daher den Uebergang zu Staffeldts rein rcflectirenden Dichtungen, wie die großen philosophischen: „An die Naturtraft", „An die Natur" u. f. w.
Was diese Gedichte zu Poesie macht, ist die Anschaulichkeit, mit der seine Phantasie das an und für sich Unkörperliche zu schildern vermag. Mit voll-

endctcr Plastik treten z. B. solche Personifikationen, wie „Erinnerung" und „Vergessen" hervor. Von der ersteren heißt es:

Im Mondschein sasz Erinnerung am Ter,
Und welke Vlätter warf sie in die Wellen.

Die andere wird in den meisterlichen Zeilen gemalt:

Stummes Vergessen mit dem Nesselkranz
Und einem Spinngeweb als Schmuck und Schleier,

In diesem Punkte erhebt sich Staffeldt weit über die Deutschen, besonders über Schiller, dem er sonst so nahe steht und von dem er so viel gelernt hat, und nähert sich seinen Zeitgenossen unter den Engländern, die er nicht gekannt haben kann. An Keats erinnert z. B. der Anfang des Gedichtes „Aufforderung" mit der folgenden Allegorie:

Mit einem Kranz uon dürrem Stroh um's Haupt,
Das Mäher in den Furchen liegen ließen,
Verfälscht' Gewicht und Was, in schlaffer Hand,
So schwebt zur Erde mit geknickten Schwingen
Die Mittelmäsliscкeit in trägem Flug,

Dieselbe Stimmung kommt mit gleicher Energie in einem Fragment zum Ausdruck, das auf die Dänen gemünzt scheint und so beginnt:

Mit Scmflmuth prahlest dn, gesimtnes Volt,
Prahlst mit dem stcmb'gen Kranz des Mittelwegs,
Der schwer, gleich einem Eisenring sich schlieft
Um deine matten Schläfen? Wache auf!
Erröthc über deiner Kraft Verlust,
Es ist der Mittelweg das wahre Wchts,
Und fahler Tod das Gleichgewicht der Kräfte.

Ein anderes reflectirendes Gedicht „An das Glück" erinnert in Stil nnd Rhythmus auffallend an Shelley.

Von den großen Gedichten an's Universum ist „An die Naturkraft" trotz schöner Einzelheiten zu lang und uuüberschaubar, das spätere und kleinere „An die Natur" dagegen ist ein meisterliches Gedicht. Das Thema ist zwar philosophisch und abstract: in der Art, wie es behandelt wird, tritt aber die Natur vor den Leser in sichtbarer Frauengestalt, den Sternenkranz im Haar, „den Ring der Goldadern um die Kniichel gewunden".

Einen bleibenden Werth werden endlich jene Gedichte oder Gcdichtstellen bewahren, wo Schack Staffeldt dircct sich selbst geschildert hat. Ich denke hierbei nicht an jene Stellen, in welche er allen Nachdruck auf sein Genie, seine Begabung und seinen Tichterwerth gelegt hat. Diese sind mir geradezu unausstehlich. Die alberne Vergötterung des Dichterberufs an sich und ihres Trägers, die an ihnen hervortritt, ist vielleicht das Veraltetste an Schack Ztaffeldts Productiou uud reicht in der Regel hin, den modernen Leser in

ein Mauseloch zu jagen. Entsetzlich ist es schon, eine Reihe Titel wie die folgenden zu lesen: Dichterbekenntniß, Dichterprobe, Dichterwerth, die Dichter, Dichterphantasie, Tichtergelübde. An einen jungen Dichter, Des jungen Dichters Klage u. s. w. Wir befinden uns, wo in diesen Productionen das allgemeine Selbstgefühl zu Worte kommt, beständig an der Grenze des Größenwahnsinns, ja in einem hinterlassenen Bruchstück, wo die Selbstanbetung der Dichter durch die allgemein menschliche Fähigkeit, sich selbst im Spiegel der Natur zu betrachten, begründet wird, schlägt dieser Wahnwitz in hellen Flammen aus. Der Dichter brauche nur zu wollen — heißt es — und die Pracht der Natur verdorre auf den ersterbenden Hügeln und Wiesen. Er wolle wieder, und der ewige Frühling mit Unschuld und Frieden gehe über die Erde. Nein, ich denke an jene Stellen in Schack Staffeldts Gedichten, wo sein wahres, sein menschliches und gebrechliches Wesen an den Tag tritt mit seinen Täuschungen, seinem Sehnen und Streben. So an einer Stelle im „Dichtergelöbniß", wo er sich augenscheinlich gegen die Beschuldigung vertheidigt, Oehlenschläger nachzuahmen, und sich selbst eine minder glänzende, aber ebenso eigenthümliche Begabung zuerkennt.

Persönlicher nnd bescheidener sind die Schlußverse in „Des jungen Dichters Klage":

Schw« zwei Welten nicht mein Reich zusammen?
War mein Leben herrlich nicht ssedacht?
hier der "Dienst der Kunst uor reinen Flammen,
Dort die Pflicht, die uns zum Bürger macht.
Zwischen Nlltassslast und Dichterwahn,
Zwischen Erd' und Himmel ssiun, die Nah».
Aber bis zum Reihen überspannte
Meines Lebens zarten Faden ich.
Altarflammeussleich mein Geist verbrannte
Und mein Mark verzehrt' in Thränen sich.
Wiss' es, Sterblicher, mit bittern Wehen
NiW es, wer der Schönheit Reich gesehen.

In diesen Zeilen ist des Dichters doppeltes Unglück, die Spaltung seines Lebens zwischen bürgerlichem und dichterischem Streben und die Unzulänglichkeit seiner künstlerischen Mittel, ausgesprochen. Dasselbe Gefühl kommt mit gleich großer, gleich poetischer Wehmuth in dem Gedicht „An den Frühling" zum Ausdruck, am schönsten aber doch vielleicht in der zwischen 1815 und 181? gedichteten Reihe deutscher Sonette. Namentlich sind zwei vom 15. Januar 1817 datirte, die den Titel „Telbstprüfung" führen, eigentümlich und gefühlt. Sie lauten:

I.

Nerblübt ist's Nliimleiu und das Lied ocrllunssen,
Mein Lenz ist schon, mein Sommer bald dahin,
Dort kommt der Herbst mit nebücht trübem Sin» —
Was ist es nun? Was Hab ich denn errungen?

3?» Georg Alandes in Kopenhagen.
Verschmähend der Gemeinheit Huldigungen,
Klang ich von tühneni Liedern im Beginn,
Und bin als Man», «ich! mir nicht zum Gewinn,
Mit Recht und Wahrheit mutbig durchgedrungen.
Toch blühet drangen nicht, was ich gesä't,
Was lmll' ich deuu im innersten Gemüthe
Erreicht an Lebeusfnicht und Hosfunngi'blüthe?
Ward endlich mir Genüsse, wenn auch spat?
Wie? oder Hab' an Zukunft ich gewonnen,
Was, ach! mir au Vergangenheit zerronnen?
II.
Was ist mir an Vergangenheit zerronnen,
?a meine Lnateu nicht da drauneu blühen?
Tns wundersusle innre Regen, Glühe«,
Des Blütheualters wundervoller Vronncn,
Und all die unaussprechlich süszeu Wonnen:
Ter Kunst und i,'iebe seliges Bemühen,
?er Glaub' an Freund und Menschheit, und die srübeu,
Tie zarteu Ahuuugen, eh' was begonnen!
?as Alles ist nicht mehr, nur da gewesen,
Besinnung hat sich klar und schaii entfaltet,
Und von mir i'elber grausam mich gespaltet.
Run sehn' ich mich nach meinem Zwillingswesen,
Gleich Polin; in dem Schattenreich danieden,
Von seine»! tagumsirnhlten Freuud geschieden.
Es finde» sich Zeilen darin, die an Heines damals noch ungcboieueu
Stil heranklingen. Schade nur, daß steife Tanismcn hier die Wirkung ab-
schwächen, wie Germanismen so oft seine dänische Sprachform steckten.
So kam seines Lebens letzte Periode, in welcher die Worte, die er einst
in Italien unter einer augenblicklichen Verstimmung schrieb, zu bleibender
Wahrheit wurden, nämlich daß er in jedem erschlafften Neru den Tod empfinde.
Es kamen Augenblicke, wo er die Natur anflehte, jeden unnützen Wunsch,
jede Erinnerung an entschwundene Tage von ihm zu nehmen, sein »Nerven-
saitcnspiel" zu brechen, — ^bis endlich der Tag erschien, da er wie „der
Sterbende" in feinem Gedicht ausbrach:
Heiliger Allgeist!
Hier draußen will ich
Empfangen des letzten,
Verathmen des letzten
Lcbenshauchs Wehen,
Einmal noch iriuteu
Aus deinem blauen,
Ziels umgewcmdtcu,
Grundlosen Becher,
Aus welchem du spendest
Tagslicht und Thau.

2chack 00,1 Staffeldt. 2?^

Schack Staffeldts Nanie ist heutzutage, obgleich bekannt und angesehen, der großen nordischen Lesewelt wenig mehr als ein Name. An einzelnen begeisterten Fürsprechern hat es ihm nicht gefehlt. Im Jahre 1820 wurde ein plumper Versuch, ihn zu verherrlichen, in einer Broschüre unternommen, die den Titel „Natur und Kunst" führte und die geschmacklose Dedication: „Schack Staffeidt. Geheiliget werde Dein Name", trug. In Ehren ist sein Name gehalten worden, aber volksthümlich wurden seine Gedichte deswegen nicht. Nach seinem Tode spielte Heiberg seinen Namen gegen Oehlcnschläger aus, verherrlichte seinen Tiefsinn, pries seinen Ernst und seine philosophische Nildung und hob seine rein lyrische Begabung als ein Talent allerersten Ranges hervor. Staffeldt fand dann leidenschaftliche Bewunderer wie Kaalund, der ihn in schönen Versen verherrlicht hat, er fand auch Nachäffer, wie einen gewissen Deichmann, dessen Gedichte nur Nachklänge der seinen enthalten. Aber unpopulär war und blieb er. Das liegt in der Art seiner Begabung.

Als halber Nichtdäne stand er außerhalb des innigen Zusammenhanges, der die dänische Poesie mit dem dänischen Wesen und der dänischen Natur verknüpft. Und doch ist er mit beiden verbunden.

Man denke an eine jener Mondscheinnächte, wie der dänische Sommer deren jährlich fünf oder sechs hat, eine Sommernacht am Sund, entzückend mit ihrem rothen Schimmer über dem Meer im Norden, hell von Mondenstrahlen, dufterfüllt und noch warm von der Sonne des Tages, mit ihrer reinen blonden Luft, die die Lungen erquickt und süßer, inniger als Wein berauscht, eine der Nächte, in denen das Weib Sehnen, der Mann Begierde fühlt, und in denen das Herz weit mehr als die Sinne schmachtet.

So oft ich an Schack Staffeldt denke, fällt eine solche Nacht mir ein.

Ihre Schönheit ist die Schönheit bei ihm, denn ihm war Schönheit nicht so sehr die von innen ausgeprägte Form, als der äußere, über Gestalten und Formen geworfene Schimmer, jener überirdische Schimmer, der verklärend, leicht färbend, wie Silberglanz auf der Natur liegt. Ihre Stimmung ist feine Stimmung, eine mystische Schwärmerei, die das Irdische und Ueberirdische in einer Brautnacht der Schönheit in eins verschmolzen schaut, und ihr Verlangen ist sein Verlangen — eine Sehnsucht, die in einem nordischen Mondenstrahl schmachtet und zittert.

N°ld und Lud, XXXVIII., 1,4, 2b

Unschuldig vcrurthcilt.
Eine «llriininalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert.
von
Marl Vraun-Wiesbaden.
— leipzig. —
I. Ter Thatbestand.

liegt bekanntlich in der
nc französische Grafschaft Mongommery
Normandie.
Durch Johanna von Harcourt, Gräfin von Mongommery.
die letzte Erbtochter des edlen Hauses, welche an den Herzog Nenatlls II.
von Lothringen verheirathet war, nachgehends aber geschieden wurde, kam
Mongommery an die Herrn de Lorge, welche sich in Folge dessen Grafen
von Mongommery nannten und während des sechzehnten Jahrhunderts eine
große Rolle spielen in der Geschichte von Frankreich. Gabriel de Lorge.
Graf von Mongommery, welcher u.A.auch 1545 anderSpitze eines französischen
Hülfscorps Verschönen Königin Maria Stuart tapfern Beistand nnd Widerstand
wider die Engländer geleistet hatte, war die unschuldige Ursache des Todes
des Königs Heinrichs II. von Frankreich.
Als nämlich 1559 der König von Spanien Philipp II. mit der Prinzeß
Elisabeth, Tochter des Königs Heinrich II. von Frankreich, in Paris mit
großen Pomp das eheliche Veilager abhielt, forderte der königliche Brautvater
deu Grafen Gabriel zum Turnier heraus. Ter Graf weigerte sich, wider
seinen Königlichen Herrn zn reiten. Als aber der König befahl, mußte er
gehorchen. Ta sie nnn wider einander ritten, zerbrach des Grafen Lanze an
dem Harnifch des Königs dergestalt, daß ein Splitter derselben in das rechte
Auge des Königs eindrang, der König sofort sprachlos zur Erde fiel und
nach elf Tagen seinen Geist aufgeben mußte: denn seine Aerzte vermochten

ihm nicht zu helfen; nnd man verstand damals besser Wunden zn schlagen, als sie zu heilen.
Obgleich der Graf sich nichts vorzuwerfen hatte, fand er es doch räthlich, sich nach England zurückzuziehen, von wo er nur, um den Hugenotten zur Hülfe zu eilen, nach Frankreich zurückkehrte, woselbst er Gelegenheit hatte, in Nouen, in der Normandie, in Navarra, im Languedoc u. s, w. sich militärisch auszuzeichnen, und kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht zu entgehen im Stande war. Auch bemühte er sich, wiewohl vergeblich, !u England Hülfe zu werben für die Stadt und Festung Rochelle, welche der Herzog von Anjou belagerte. Als nun ein Waffenstillstand zwischen dem Konig und den Hugenotten und eine Amnestie für die Letzteren zu Stande kam, stellte er sich der Königin Maria von Medici in Erwartung ritterlicher Behandlung zur Verfügung. Diese aber ließ ihn in ein elendes Gefängnis; werfen und ihm den Proceß machen wegen des Todes des Königs Heinrichs II.
Die Nichter wußten aber, obgleich man alle Grade der Folter anwandte, keine Schuld auf ihn zu bringen. Da erhob man eine neue Anklage, weil er Röchelte mit Hülfe der Engländer habe entsetzen wollen. Das sei, so behauptete mau fälschlich, in dem Generalpardon nicht mit einbegriffen. Er wurde verdammt, auf einer Kuhhant nach der Richtstättc La Greve geschleift und daselbst auf das Rad geflochten zu werden. Er nnd seine Familie sollten des Adels und aller Güter verlustig gehen. Dies Urtheil wurde 1574 vollzogen. Er starb mit großer Sündhaftigkeit, obgleich man ihn schyn vorher durch die Tortur schrecklich zugerichtet hatte. Seinen Nachkommen gelang es, ihr Vermögen in England zu erhalten und zu vermehren, und die Grafschaft Mongommery wieder zu erwerben. Sie baten bei dem Hofe um Gnade und wurden, da fie den protestantischen Glauben abschworen, als reuige Sünder mit Freuden aufgenommen und in ihre Würden und Güter wieder eingesetzt. Von nuu an waren sie sehr eifrige Katholiken, vergaßen, wie der Graf Gabriel geendet, und spielten wieder eine Rolle, wenigstens bei Hofe.
Fn dem Jahre 1N87, also vor beinahe zweihundert Jahre«, wo unsere Geschichte anhebt: wohnte der Graf Franz von Mongommery, ein Nachkomme des etwa hundert Jahre früher auf das Rad geflochtenen Grafen Gabriel, in Paris, um sich dort an der Gunst des Hofes zu sounen. Nur ausnahmsweise wohnte er in der Normandie, oder auf einem seiner andern in der Nähe von Paris gelegenen Landsitze.
Montag, den 22. September 1687, war der Graf mit seiner Gemahlin und mit seinem Almosenier, dem Abbs Franz Gagnard, und mit seiner Dienerschaft nach seinem Landsitze Ville-Noussiu iu der Nähe von Paris gegangen in der Absicht, dort bis zum Freitag zu bleiben. Sie kehrte» aber schon einen Tag früher wieder. Der Graf hatte nämlich irgendwo am Weißzeug rothe Flecke wahrgenommen, die er für Blut hielt; und da er sehr abergläubisch war, so hatte ihm dies einen solchen Schrecken eingeflößt, daß er

Hals über Kopf wieder zurückkehrte. Der Graf und die Gräfin kamen in der Kutsche. (Line Stunde darauf kamen der Almosenier, der Page und der Kammerdiener des Grafen. Letztere waren geritten. Nach Ankunft der Letzteren bemerkte man, daß ein kleiner Saal im Erdgeschoß, in welchem diese Leute schliefen, offen stand und die Thür nur angelehnt war, obgleich sonst während der Abwesenheit des Grafen und seiner Leute dieser Raum verschlossen war, und der Abb6 und Almosenier Gagnard versicherte, den Schlüssel zweimal umgedreht und dann mitgenommen zu haben.

Das war am Donnerstag den 25. September 1687.

Am folgenden Tag, am Freitag, machte der Graf dem Herrn Deffita, dem obersten Criminalbeamten in Paris, welcher den Titel „Lieutenant Eriminel du Ehütelet" führte, die Anzeige, während seiner, des Grafen, dreitägiger Abwesenheit auf dem Lande habe man in seiner Wohnung einen Neisekoffer mit Gewalt erbrochen und daraus 13 000 Livres in Silber, 11500Livres in Gold, in fpcmischen Toppclpistolen nämlich, ferner 100 Stück neu geprägte scharf geränderte Louisd'ors, fowic endlich eine Halsschnur von Perlen, im Werthe von 4000 Livres. gestohlen.

Der „Lieutenant Criminel" gerieth in Aufregung über einen so großen Diebstahl bei einem so hochstehenden Manne. Er beschloß, die Sache mit dem grüßten Eifer in die Hand zu nehmen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Dieb ermittelt und dem Grafen Mongommery wieder zu seinen Sachen verhulfen habe. Er begab sich sofort mit dem Procurator des Königs (krooui-Lur ckn Loi) und einem Polizei-Commissar zum Zweck der Unter-suchung in die Wohnung des Grafen,

Ich schreibe nicht, um Sensation zu erregen oder die Neugierde und Ungeduld des geneigten Lesers auf die Folter zu spannen, sondern um die Schwäche uud Hülflosigteit menschlicher Gerechtigkeit in das richtige Licht zu setzen, damit man die nöthigen Lehren daraus ziehe und die Justiz besser mache.

Deshalb will ich hier gleich vorausschicken, daß der Criminal-Lieutenant sich dnrch seinen Feuereifer und burch die Sucht, sich einem großen Herrn mit Erfolg dienstbar zu erweisen, auf eine falsche Spur führen ließ, welche er mit eben so viel Unverstand als Hartnäckigkeit festhielt, dergestalt, daß er gegen alles Uebrige blind ward und die wichtigsten Untersuchungshandlungcu ver-säumte. Dies führte dazu, daß man einen Unschuldigen folterte und auf die Galeereu schickte, wo er alsbald iu Folge der grausamen Mißhandlungen seinen Tod fand; daß man eine unbescholtene Familie ihres Oberhauptes, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubte; und daß die wirklichen Schuldigen erst nach fünf Jahren — weniger durch die Thätigkeit der Untersuchungs-richter, als durch eine Reihe eigenthümlicher Zufälle, in deren Zusammen-treffen man das Werl der zwar verspätet aber gerecht waltenden Vorsehung erblickte — ermittelt und bestraft wurden — zu einer Zeit, wo es schon zu spät war, die früheren Mißgriffe der Richter alle wieder gut zu machen.

Ter wirkliche Dieb und Anstifter des Diebstahls war nämlich der Abbü Gagnard, auf welchen nicht der geringste Verdacht fiel, weil er im Vertrauen des Grafen viel zu hoch stand, und weil er ja auch abwesend war, während die Sachen gestohlen wurden. Die Ausführung des Diebstahls hatte er einem schlechten Subject übertragen, einem ehemaligen Soldaten, Abenteurer und Verbrecher, Namens Belestre, mit welchem ihm die Neigung zu geheimen Orgien zusammengeführt hatte. Dieser Mensch hatte nach Anleitung des Abbs, während dieser mit dem Grafen auf dem Lande war, den Diebstahl ausgeführt, war aber durch die verfrühte Rückkunft gestört worden, bevor er noch Alles aus dem Haus geschafft hatte. Ein Theil der Beute steckte im Nette des Nbbs; und der Dieb hatte, als er die Ankunft des gräflichen Ehepaares vernahm, schleunigst seine Person in Sicherheit gebracht, unter Zurücklassung des Geldes. Auch hatte er in der Eile der Flucht die Stubenthüre, welche er mit einem Nachschlüssel geöffnet hatte, nicht wieber geschlossen. Deshalb fand man, wie ich bereits bemerkt habe, die Thüre bei der Rückkehr offen. Man hat auch die Geldsäcke in diesem Zimmer vorgefunden; und der Abbö Gagnard, welcher später Alles gestanden, versicherte, er würde damals, wenn man ihn bei der Visitation gleichsam in tla^i-miti ergriffen und zur Verantwortung gezogen hätte, nicht die Stirne gehabt haben, zu leugnen. Ich werde darauf wieder zurückkommen, wenn ich die späteren Ereignisse erzähle. Zunächst muß ich die Hergänge vom September 1687 darstellen und wodurch man auf die falschen Spuren gerathen.

Dazu muß ich im folgenden Capitel eine kurze Schilderung des damalige« Paris, des Hauses in der alten Rue Noyale, in der Nähe der im Jahre 1789 — etwa hundert Jahre später — niedergerissenen Bastille und der Bewohner des Hauses geben.

II. Der Schauplatz der That.

Das Paris von 1687 war himmelweit von dem heutigen unterschieden. Schön waren ja auch damals schon die Paläste des Königs nebst den dazu gehörigen Ziergärten, Parks und Promenaden. Schön war eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden und Kirchen. Schön war die Seine-Insel sowie die beiden Ufer des Flusses im Mittelpunkt der Stadt.

Aber das Uebrige war häßlich, namentlich derjenige Theil der Stadt, wo das eigentliche Volk wohnt. Da sah man lange, enge und winkelige Straßen; elende Häuser von Holz, Fachwerk und Stroh, die eine, im Vergleich zu ihrer schlechten Beschaffenheit ganz unverhältnißmäßige Höhe hatten, und zum Theil recht baufällig waren; schlecht genährte Menschen; Unglückliche mit Beulen und Wunden, und eine Menge kleiner Kinder, welche außer dem Schmutze, der sie bedeckte, fast nichts auf dem Leibe trugen.

Um es kurz zu sagen, wie Berlin erst seit 1866, so ist Paris erst seit 1789 eine schöne Stadt geworden. Damals, 1687, war Paris hübsch für

die winzige Minorität der Privilegirten, aber ein übeler Aufenthalt für die übrigen Menschen.
Auch die nächste Umgebung des stattlichen Haufes der Rue Rovale bestand aus biisen Spelunken. Dort trieb der Abbö Gagnard sein lichtscheues Wesen, von dem man natürlich in der Wohnung des Grafen Mongommery nichts wußte. Na galt er für heilig, und man kannte nicht fein Verhältnis; zu dem Verbrecher Belestre.
Das Haus Rue Rovale hatte ein Erdgeschoß und darüber drei Stockwerte. Es gehörte einem reichen Grundbescher, der nicht darin wohnte. Früher war das ganze Haus an einen Herrn Lorenz Guillemot d'Anglade vermiethet. Da derselbe aber Vermögensverluste erlitten und dadurch genöthigt wurde, sich einzuschränken, so hatte er sich auf die beiden obere» Stockwerte zurückgezogen! Erdgeschoß und erster Stock waren seitdem zuerst an einen Herrn Grimaudet und nachdem dieser ausgezogen, an den Grafen Mongommery vermiethet. Während Grimaudet hier wohnte, war ihm fein Tafelfilber gestuhlen worden. Ter Dieb hatte, wie man vermuthete, den Schlüsfel zum Haupteingang mitgenommen, welcher seitdem fehlte. Es war nicht gelungen, den Dieb zn ermitteln. Auf die Hausgenossen einen Verdacht zu werfen, war Niemand eingefallen.
Das Erdgeschoß bestand aus drei Abteilungen, deren jede einen befondereu Eingang nach einer Gallerie hatte, welche zn dem Thor des Hofes führte. Die eine dieser Abtheilungen hatten Gagnard, der Almosenier des Grafen, der Page und der Kammerdiener zu ihrem Quartier; die beiden andern dienten zu verschiedenem häuslichen Gebrauche. Diesen drei Eingängen gegenüber, auf der linken Seite der Gallerie, war eine Treppe, die zu den Zimmern des Grafen und der Gräfin, eine Treppe hoch, führte. Hier kam man znerst in ein Vorzimmer, auf dieses folgte eiu Wohnzimmer, an welchem ein Cabinct war, worin Geld nnd Kostbarkeiten aufbewahrt wurden.
In diefem Eabinet lagen 'gerade damals verschiedene Säcke mit Geld, das der Graf kurz vorher eingenommen hatte, nämlich 1!5 Säcke von je 1000 Livres in Silbcrgeld, ein Sack mit 11 500 Livres in fpanischem Golde, und ein Sack mit 100 Nand-Louisd'ors, in den Jahren 1686 und 1687 geprägt. Alles dies war, nebst einem Perlenhalsbaude, !u einem Reiseloffer verschlossen.
Im zweiten und dritte» Stocke des Hauses wohnte also Lorenz Guillemot von Auglade mit seiner Gattin, Franziska von Saint-Martin. — In einem Nebengebäude auf der anderen Seite des Hofes waren noch einige Zimmer, in welchen die Schwester des Herrn von Anglade, eine Schwägerin der Gräfin, einige Stickerinnen, die für den Grafen arbeiteten, und die Kammerfrau der Gräfin ihre Wohnung hatten.
So viel von den Räumen.
Von den Bewohnern derselben kommen der Graf von Mongommery uud Sieur d'Anglade in erster Linie in Betracht.

Unschuldig verurtheilt. . 37?
Ter Graf Franz hatte alle Fehler eines Grand-Seigneur, aber nicht die Tugenden eines solchen. Er war weder Gelehrter noch Soldat, sondern lebte von den Einkünften seiner Güter. Er liebte namentlich nicht heroische Thaten. War doch sein berühmter Ahn Gabriel um solcher willen auf das Rad geflochten worden. Dies ließ sich Franz zur Abschreckung dienen. Er zog einen geschäftigen Müßiggang vor.
Er hatte einen sehr ungleichen Eharakter. Sehr verschwenderisch für sein eigenes Vergnügen, war er sparsam für Andere. Zuweilen sogar geizig und ohne Telicatesse in Geldangelegenheiten. Er legte den größten Werth auf feine Stellung bei Hof und in der Gesellschaft und entfaltete, nm letztere zu wahren, einen erheblichen Luxus, auch in Betreff der Dienerschaft.
Da er für sehr fromm und gläubig gelten wollte, hielt er sich sogar einen Abb6 als „Almosenier", obwohl man von seiner Mildthätigkeit nicht viel wnßte.
Dieser Abbs Gagnard war dem Grafen geistig überlegen. Er übte einen großen Einfluß auf denselben. Der Abbü galt für das Muster eines glaubensstrengen und sittenreinen Priesters. Insgeheim aber huldigte er der Libertinage.
Der Graf pflegte Jedem Alles zu versprechen und Keinem irgend Etwas zu halten. Seine Vermögensverhältnisse hätten glänzend sein tonnen, aber sie waren schlecht geregelt. Denn der Graf neigte allzu fehr zur Indolenz und Unordnung. Nur zuweilen wurde er heftig und dann kannte sein blinder Eifer keine Grenzen.
Die Gräfin war gntmüthig und leichtsinnig. Ihr Sinne» und Trachten war nur darauf gerichtet, sich nach Kräften zu amüsiren. Den Launen und den Eigenheiten ihres Mannes pflegte sie sich mit Resignation unterzuordnen weil sie ihm keine Kinder zu schenken vermochte.
Sprechen wir nun von dem Sieur d'Anglade. Er galt für einen Edelmann und für einen Mann von großem Vermögen. In Wirtlichkeit war er weder das Eine noch das Andere. Er war ein Mann von niederer Herkunft und befaß mir ein bescheidenes Vermögen, aus dem er jedoch eine hübsche Rente herauszuschlagen wußte. Er war kaum im Stande, über seine Eltern befriedigende Nachricht zu geben, geschweige denn sechzehn Quartiere nachzuweisen. Er besaß einen alten Steinhaufen, den man das „(,'ImtLlni <I'H,n^I»!tS" nannte, und danach hatte er sich, oder man ihn „Sieur d'Anglade" betitelt. Er verhielt sich dagegen nicht abwehrend. Denn, sagte er sich im Stillen, eine adelige Familie des Namens Anglade giebt es nicht in ganz Frankreich; und wenn ich mir diesen Namen aneigne oder gefallen lasse, so begehe ich an Niemandem ein Unrecht. Ter berühmte Abenteurer und Memoirenschreiber Jacob Casanova, in Vielem ein Prototyp des achtzehnten Jahrhunderts, bediente sich derselben Entschuldigung, als man ihn fragte, mit welchem Rechte er sich Sieur de Seingalt nenne. Man nahm es früher nicht so genau mit dergleichen und unser Sieur d'Anglade würde unangefochten als Edelmann gelebt habe» und gestorben fein, wenn er nicht

2?8 Karl Vrauiilviesbade» in lcipzig,
unschuldigerU'eise zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden wäre, in welcher man darauf aus war, sein Herz und seine Nieren zu erforschen, ohne daß man, abgesehen von jener Schwäche der Eitelkeit, irgend etwas Unehrenhaftes au ihm oder an seiner Familie zu entdecken vermochte.
Bis dahin, d. h. bis zum September 1687, herrschte nicht der geringste Zweifel darüber, daß Herr von Anglade ein Edelmann sei so gut wie jeder Andere. Er hatte die Umgangsformen eines solchen und dabei stolze, sogar hochfahrende Manieren, was dem alten Parlamcntsadvocaten Gayot de Pataval, der selber ein vornehmer Herr war, als er 1733 diesen Fall zum ersten Mal juristisch darstellte, veranlasste, eine sinnreiche Bemerkung einzuftechten: „Wirklich von Geburt vornehme Leute haben das Bewußtsein dieser Stellung und fühlen daher durchaus kein Bedürfnis;, sich durch Aeußcrlichteiten und Eitelkeiten noch höher hinaufzuschrauben. Aber ein Mann, dem das Geschick diese Stellung versagt hat und der vom, Ehrgeiz verzehrt wird, ist hochnäsig bis zur Dummheit. Seine falsche Größe ist eine wirkliche Kleinheit. („Ca Kui88o FiÄuclenr s»t une vi-ais i^tite^e.")
In der That hatte Herr von Anglade die Schwäche, welche man als die „der kleinen Hunde" bezeichnet, weil es diesen kleinen Thierchen viel Vergnügen und Ehre dünkt, mit den großen Hunden zu gewissen Verrichtungen mitlaufen zu dürfen; und es war ihm wirklich gelungen, in der besten und vornehmsten Gesellschaft zugelassen und sogar dort angepumpt zu werden. So schuldete ihm z. B. der Tue de Grammont 6000 Livres auf Handschein.
Der Sieur d'Anglade hatte eine schöne und große Wohnung, er hielt Dienerschaft, Wagen und Pferde, besuchte die vornehmsten Spielclubs und wachte überall mit mißtrauischen Argusaugen darüber, daß man ihm die Ehre cmthat, die er bedurfte.
Auch mit dem Gräfe» Franz von Mcmgommery und dessen Gemahlin pflogen die Anglades Umgang, obgleich derselbe nicht gerade einen sehr vertraulichen Charakter annahm. Anfang September hatten die Mungommcrys die Anglades eingeladen, ein paar Tage mit ihnen auf ihrem Edelsih Ville-Boussin zuzubringen. Die Einladung war anfangs angenommen, nachträglich jedoch wieder abgelehnt worden, so daß der Graf mit den Seinen allein reiste. Vor der Abreise hatte sich Herr von Anglade den Hausschlüssel des Grafen ausgebcten, weil er während der fraglichen Tage jeden Abend außerhalb speisen werde. Gleichwohl hatte er am 22. und 23. zu Hause gespeist.
Am Tage der Rückkehr des Grafen, Donnerstag den 25. September, hatte Herr von Anglade auswärts soupirt, und zwar bei der Präsidentin Robert. Er kam erst um elf Uhr Abends nach Hause. Die AblM de Villars und de Fleury, welche dort mitgespeist hatten, gaben ihm das Geleite nach Hause; und da die Drei hörten, der Graf und die Gräfin seien zwei Stunden vorher vom Lande zurückgekehrt und befänden sich noch im Speisesaale, so ließen sie sich melden, um wegen der glücklichen Rückkehr ihre Aufwartung zu machen. Sie wurden angenommen. Man holte auch noch die Frau

Von Anglade aus dem zweiten Stocke herunter, und man saß bis nach Mitternacht in einer angenehmen und belebten Unterhaltung. Als man sich trennte, war es bereits Freitag, und an diesem verhangnißvollen Freitag machte der Graf von Mongommery die Entdeckung und die Anzeige des Diebstahls, und der „Lieutenant Criminel du Ehntelet" erschien in dem Hause der Rue Royale zur Untersuchung.

III. Die falsche Spur.

Als der Lieutenant Criminel durch den Grafen von den Umständen unterrichtet worden war, welche ich in den früheren Capiteln erzählt habe, als er vernahm, daß die Kammer, in welcher der gewaltsam geöffnete Koffer sich vorfand, nach wie vor wohl verschlossen befunden worden war, daß Herr und Frau von Anglade die Einladung nach dem Landsitze des Grafen, welche sie zuerst angenommen, nachträglich abgelehnt hatten; daß sich dieselben von dem Grafen, bevor er abreiste, den Hausschlüssel hatten gebeil lassen; daß Herr von Anglade, der sonst jeden Abend ausgegangen, während der Abwesenheit des Grafen zu Hause geblieben und ganz gegen seine Gewohnheit auch zu Hause souuirt hatte; daß Herr von Anglade wußte, daß der Graf Mongommery diese großen Summen Geldes eingenommen und da liegen hatte (denn der Graf hatte dies selber dem Sieur d'Anglade berichtet und Tiefer hatte sogar Jenem versprochen, ihm behülflich zu sein bei deren anderweitiger Placirung); daß endlich bei dem Herrn Grimaudet, dem früheren Aftermiethcr des Herrn von Nnglade, ein großer Diebstahl verübt worden war, ohne daß es gelang, den Dieb zu entdecken: richtete der Criminal-Lieutenant seinen Verdacht sofort ausschließlich gegen die Anglades.

Diese Schlußfolgerung, welche ihn von allen weiteren Nachforschungen, die sich nicht in derselben Richtung bewegten, abhielt, war eine übereilte. Denn wenn man, was nicht geschah, den Verdächtigten über alle diese Verdachtsgründe gehört hätte, so ließ sich ein Jeder derselben bis zu einem gewissen Grade entkräften.

Allerdings muß es prima visw auffallend erscheinen, daß Anglade die Einladung des Grafen zuerst annimmt und dann ablehnt. Indessen, wenn er stehlen wollte, würbe er sofort abgelehnt haben, und außerdem gab es einen besonderen Grund für die Aenderung der Entschließung. Nämlich folgenden:

Am 2. September hatte die Schwester des Grafen Mongommery in der Abtei von Panchemont ihr Gelübde als Nonne abgelegt. Zu dieser Feierlichkeit waren auch Herr und Frau von Anglade eingeladen worden. Nach der Feierlichkeit fand ein Essen statt. Zu diesem suchte man nur die Frau von Anglade zurückzuhalten. Ihn ließ man gehen. Sein mißtrauisches und leicht verletzbares Gefühl fand darin eine Kränkung. Dies war die Ursache, warum er die bereits gegebene Zusage für den Landaufenthalt in Ville-Boussin wieder zurücknahm. „8a t2U856 Franäeur 6wit uns vrai«?

I^Uti!,^-, und dies Mal sollte seine falsche Ambition verhängnißvoll für ihn werden.
Die Geschichte mit dem Hausschlüssel war eben so wenig bedenklich. Sonst führte denselben der Thürhüter des Grafen. Derselbe war für die paar Tage beurlaubt. Statt dessen wurde das Schlüsselamt einem Diener des Herrn von Anglade anvertraut. Jedenfalls aber bedarf Jemand, der ja ohnedies schon im Hause wohnt, nicht des Hausschlüssels, um im Hause zu stehlen.
Niemand kann es auffallend finden, daß Herr von Anglade an einigen Tagen ausnahmsweise einmal zu Hause soupirt hat. Gewiß wußte Herr von Anglade, daß der Graf Mongommery die große Summe Geldes eingenommen hatte. Allein es wußten es auch zahlreiche andere Personen, z. Ä. der Abbü Gagnard. Ter Graf pflegte überhaupt mit feinem Reichthnm zu renommiren.
Endlich wegen des früheren Diebstahls hatte weder der Bestohlene, Herr Grimaudet, noch sonst irgend Jemand einen Verdacht gegen die Familie Anglade.
Der Criminal-Lieutenant beschloß, eine allgemeine Haussuchung in alle» Räumen und bei Allen, welche in dem Hause wohnten und sich aufhielten, zu halten. Dieser Beschluß war nicht zu tadeln; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Hausgenosse bei dem Diebstahl mitgewirkt habe. Allein, wie wir sehen, vollzog der Beamte seinen Beschluß nur theilweise. Nachdem er den Beschluß verkündet, waren es Herr und Frau von Anglade, welche baten, bei ihnen mit der Haussuchung den Anfang zu machen. Der Criminalbeamte that dies. Man untersuchte jeden Raum und jeden Behälter im zweiten und dritten Stockwert, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Dann stieg man hinauf anf den Speicher. Die Frau vou Anglade stieg nicht mit. Sie war, so sagte sie, von der langen und anstrengenden Procedur zu sehr ermüdet. Sie war guter Hoffnung,
Auf dem Speicher fand der Criminalbeamte in einem Koffer mit Leinwand in der That Goldmünzen. Es waren neue Nand-Louisd'ors mit dem Gepräge von 1686 und 1687. Es waren 70 Stück. Sie waren in ein Papier gewickelt, das eine Zeichnung trug, die mit einem Stammbaum Aehnlichkeit hatte. Der Graf Mongommery erklärte sofort mit unziemlicher Hast und ohne alle Ueberlegung, das seien seine Louisd'ors und das sei sein Stammbaum. Besondere Kennzeichen, warum diese Münzen die seinigcn seien, wurden von ihm weder verlangt noch gegeben. Es war aber in den beiden letzten Jahren eine große Anzahl solcher Luuisd'ors ausgeprägt und in den Verkehr gebracht worden. Eben so wenig hat eine Prüfung des Stammbaums oder fagen wir lieber: des angeblichen Stammbaumes, stattgefunden. Man hat den Inhalt der Zeichnung und Beschreibung nicht festgestellt. Es konnte sonach eben so gut auch irgend ein anderer Stammbaum sein, wenn es überhaupt ein Stammbaum war, was nicht ermittelt wurde.

Unschuldig verurtheilt. 381,
Statt alles Das zu untersuchen, begnügte man sich mit der übereilte» Versicherung des Grafen.
Der Criminal-Lieutenant erklärte:
„Da diese Münzen und dieses Papier nach der Versicherung des Grafen gestohlen sind, so muß ich Beides mit Beschlag belegen. Mein Herr, zählen Sie selbst die Münzen nach, bevor ich sie an mich nehme."
Herr von Anglade kam dieser Aufforderung nach. Er zählte die Müuzen in großer Aufregung und sagte dabei: „Ich zittere."
Die Dienerschaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade seien auch am Donnerstag Abend, als sie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongummerys seien schon wieder da, wie versteinert gewesen. Ter Beamte schien auf diesen Dienstbotenklatsch hohen Werth zu legen.
Herr und Frau von Anglade wußten nicht sofort anzugeben, woher das Geld rühre, und verwickelten sich in einige Widersprüche, indem der eine Ehegatte Umstände angab, von welchen der andere erklärte, daß er sich dessen nicht entsinne.
Als sie nun wieder die Treppen hinunterstiegen und an das Zimmer kamen, worin der Almosenier, der Page und der Kammerdiener schliefen, erlaubte sich die Frau von Anglade, den Criminal-Lieutenant Dcffita darauf aufmerksam zu machen, daß man bei der Rückkehr des Grafen dies bei der Abreise verschlossene Zimmer offen gefunden habe.
„Ich meine," sagte sie, „man muß sich au den Kammerdiener halten und vor Allem hier suchen, vielleicht wird man in ihm den Thäter entdecken."
„Welch ein Unsinn!" rief der Graf. „Ter Kammerdiener war mit mir auf dem Lande und ist erst geraume Zeit nach mir zurückgekehrt. Wie taun man einen Verdacht auf ihn werfen? Wann soll er es denn gethan haben? Nein, nein, gethan hat es der, welcher meine Rand-Louisd'ors in meinen Stammbaum gewickelt hat. Wer das Eine genommen, hat auch das Andere gestohlen."
Der Lieutenant Criminel schien dem beizustimmen, gleichwohl wurde das Zimmer untersucht und man fand unter dem Bette des Abb6 Gagnard versteckt sechs Säcke mit Silbergeld, welche der Graf als ihm gestohlen anerkannte. Fünf Säcke enthielten ein jeder Tausend Livres. In deni sechsten fehlten an dieser Summe nur 219 Livres.
Man sollte denken, dieser Fund hätte dem Verdacht des Criminalbeamten eine andere Richtung geben sollen. Merkwürdiger Weise aber bestärkte er denselben nur in seinem falschen Verdachte. Er sagte sich:
„Woher weiß die Frau von Anglade, daß hier der Raub verborgen war, wenn sie ihn nicht selbst hierher versteckt hat? Offenbar sind sie uud ihr Mann bei dem Diebstahl gestört worden uud haben deshalb dies provisorische Versteck gewählt, aus welchem das Geld abzuholen sie durch die verfrühte Rückkehr des Grafen gehindert wurden. Vielleicht hat man auch dao

Geld nur deshalb hier verborgen, weil man hoffte, damit den Verdacht auf eine falsche Spur zu lenken. War es nicht die Frau von Anglade, welche auf Visitation dieses Zimmers drang, weil sie wußte, daß man hier die Säcke mit Geld finden werde? Allerdings war dies ein etwas verzweifeltes Mittel. Allein sie griff ja auch erst dann zu demselben, nachdem man auf deni Boden die gestohlenen Nand-Louisd'ors gefunden."

Ter Graf bestärkte den Criminalbeamten in dieser vorgefaßten Meinung. „Meine Leute, der Abbö, der Page und der Kammerdiener, sind während der drei Tage nicht aus meinen Augen gekommen. Ihre Rückkehr erfolgte später als die meine. Wann hatten sie also Zeit, einen Diebstahl zn begehen? Nein, nein, ich richte meine Anklage nur gegen die Anglades und behaupte, daß sie es gethan haben. Ich stehe für meine Leute, daß sie mit dem Tiebstahl nichts zu thun haben."

Tics genügte, um bei dem Lieutenant Teffita jeden Zweifel zu heben. Wie konnte er eine andere Meinung haben, als die des Grafen? Er trat auf Herrn von Anglade los, sah ihm starr in die Augen und sprach die seltsamen Worte-

„Einer von uns, mein Herr, entweder Sic oder ich, muß den Tiebstahl begangen haben."

Er fand es nuu überflüssig, die Haussuchung fortzusetzen und die Inhaber jenes Zimmers, den Aliud, den Pagen oder den Kammerdiener zu vernehmen. Er verfügte die Verhaftung der Eheleute Anglade. Als man den Mann bei seiner Aufnahme in das Gefängniß körperlich visitirte, fand man bei ihm 1? gewöhnliche (nicht geränderte) Louisd'ors und eine spanische Toppelpistole (in Gold).

Ter Criminalbeamte hob die letztgenannte Münze triumphirend in die Höhe.

„Da haben wir," so rief er, „nunmehr auch dieses Oorpu» dsliori! Tie geränderten Louisd'ors haben wir auf dem Speicher, die silbernen Livres uuter dem Bette gefunden. Es fehlten nur noch die spanischen Doppelpistolen. Nun haben wir auch eine von diesen. Huoä srat äsmoiiztriMlluin!"

Ter edle Graf von Mongommery verstand zwar kein Latein. Aber er nickte lebhaften Beifall.

IV. Ter Justizmord.

Tie Untersuchung ging nnn ihren Gang. Aber sie förderte nichts wesentlich Neues zu Tage. Man suchte Herrn und Frau von Anglade in Widersprüche zu verwickeln, namentlich in Betreff der auf dem Boden gefundenen Louisd'ors, was auch bis zu einem gewissen Grade gelang. Man ermittelte, daß Beide niedriger Herkunft waren, und daß sie zu Unrecht für Edelleute gegolten, oder sich dafür ausgegeben hätten. Man ermittelte, daß ihr regelmäßiges Einkommen nur 1950 Livres pro Jahr betrug, daß sie aber mehr brauchten und doch leine Schulden hätten. Namentlich in dem gänzlichen

Mangel an Schulden fand der Eriminal-Lieutenant einen wichtigen Verdachts-
grnnd. Gleichwohl aber bemühte er sich auf der anderen Seite festzustellen,
Herr von Anglade sei dem Spiel und dem Wucher ergeben, was dann
wieder das Vorhandensein anderer Einnahmequellen und den Mangel an
Schulden erklärt haben würde.
Die Untersuchung drehte sich beinahe gar nicht mehr um deu Diebstahl
in der Rue Royale, sondern um das ganze Leben, um die bürgerliche und
gesellschaftliche Stellung des Ehepaares Anglade und dergleichen. Daß irgend
ein Anderer den Diebstahl begangen haben könne, galt für unmöglich.
Der Graf von Mongommery verstärkte den Verdacht dadurch, daß er,
wie dies das damalige französische Recht gestattete, sich in den Registern des
Gerichtes als Ankläger gegen die Anglades einschreiben ließ, womit er eine
Art Bekräftigung der Anklage und eine Verantwortung dafür übernahm, in-
dem er sich als Eivilpartei und Nebenkläger legitimirte.
Inzwischen schmachteten die Anglades im Gefängnis;, — er im „<Ülu>to1ct^
und sie im „lort l'Nv^ue". Herr von Anglade führt die beweglichsten Klagen:
Er sitze in einem dumpfen unterirdischen Räume, zu welchem die Luft keinen
Zutritt habe; und obgleich er von Natur schwach und seit Jahren schon
tränt sei, habe er doch kein Lager, als etwas halb verfaultes Stroh, und
keine Nahrung als hartes schwarzes Brot, von welchem er jedoch nicht ein-
mal so viel erhalte, als nöthig sei, um seinen Hunger zu stillen.
Seine Fran liege in einem ähnlichen Loche. Man habe keinerlei Rück-
sicht darauf genommen, daß sie guter Hoffnung war, als die Verhaftung er-
folgte. Die Folge sei eine verfrühte Niederkunft gewesen, welche sie an den
Rand des Grabes gebracht habe.
Endlich habe man ihr die Gesellschaft ihres einzigen Kindes gestattet,
eines Mädchens von fünf Jahren, das seiner Mutter nach Kräften beisprang,
wenn sie ihre Ohnmacht-Anwandlungen hatte. Man verweigerte ihr jeglichen
Beistand. Weder ein Arzt, noch ein Priester, noch ein Verthcidigcr wurde
zu ihr gelassen. Tarauf wurde das Kind todttrank, und dann erst wurde
ein Arzt zugelassen. Auf dessen Bitten wurden die Gefangenen i» ein anderes
Gefangniß gebracht, das wenigstens ein Fenster hatte und einen Ofen. Das
Fenster wurde jedoch so fest verstopft, daß es nicht mehr möglich war das-
selbe zu öffnen, so daß die Gefangenen beinahe erstickt wären m dem Kohlen-
dampfe, der keinen Ausweg mehr hatte.
Herr von Anglade erhob wegen dieser unwürdigen Behandlung und
wegen des einseitigen Ganges der Untersuchung Beschwerde beim Parlament,
dem obersten Pariser Gerichtshofe. Er verlangte einen anderen Richter,
als den Criminal-Lieutenant Taffita, welcher sich von vorn herein fest gefahren
hatte und ganz unter dem Einfluß des leidenschaftlichen Grafen Mon-
gommery stand.
Das Parlament zog den Eriminal-Lieutenant zur Verantwortung. Herr
von Anglade faßte Hoffnung. Mit Unrecht. Was vermochte der, eine-5

5NH Karl Nraüü-wiosbaKen in leipzig,
jede» Beistandes und Verkehrs mit der Außenwelt beraubte Gefangene gegen seinen mächtig«! Ankläger Mongommery und gegen den Criminalrichter Daffita, welchem alle Behörden zur Verfügung standen und dessen Versicherungen das Parlament Glauben schenken mußte, — kurz, der Alles in einer Persun war: Ankläger, Untersuchungsrichter, Nichter und Gcfängnißdirector, und der namentlich in seiner lehtgedachten Eigenschaft die Gefangenen unter feinem Griffe hatte.
Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Parlament die Beschwerden des Herrn von Anglade verwarf und Herrn Daffita als Nichter bestätigte. Daffita machte nun sofort Gebrauch von seiner neu befestigten Stellung. Er erkannte gegen Anglade „die peinliche Frage", d. h. die Folter. Anglade ergriff auch hiergegen Beschwerde. Allein das Parlament bestätigte nicht nur die Verfügung, sondern verschärfte auch noch dieselbe durch den Zusatz: ,,m2uentibu8 inäionL."
Diese verhcingnißvolle Clause! hatte folgende Bedeutung: In der Regel unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, nm von ihm seine Mitschuldigen zn erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst dadurch eine Verurtheilung möglich zu machen. Neberstand er die Folter ohne zn gestehen, dann ließ man ihn laufen.
Jene Clause! aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts helfen, cmch wenn er die Folter überstehe, sondern es foll in diesen» Falle weiter gegen ihn proeedirt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden „vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise". Das war die Folter in ihrer ganzen blutigen Härte, ohne den kleinen Schimmer einer möglichen Rechtswohlthat, welcher sich sonst daran knüpfte.
Herr von Anglade wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten Graden unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Anglade verließ nach achttägigen Martern die Folterkammer mit blutenden, verrenkten und gebrochenen Gliedern, aber mit dem Bewußtsein der Unschuld, welches ihm die Kraft gab, allen Qualen zu widerstehen, ohne ein Geständniß zu machen, d. h. ohne die Unwahrheit, wie man es von ihm verlaugte, zu sagen.
Am 16'. Februar 1688 sprach der Parlaments-Gerichtshof sein Urtheil.
Es ging dahin:
„Der Gerichtshuf verwirft alle Beschwerden und Appellationen gegen die Verfügungen des Chütelet und erkennt zu Recht:
„Angladc wird vcrurtheilt, ergriffen und geführt zu werden nach der Galeere des Königs, um daselbst während des Zeitraumes von neun Jahren als Nnderknecht der gedachten Majestät zu dienen; die Saint-Martin aber (damit war die Frau Anglade gemeint) wird auf nenn Jahre verbannt aus der Haupt- und Residenzstadt Paris uud ihr auferlegt, diesen Bann zu wahren, bei Meidung der durch die Declaration des Königs angedrohten

Unschuldig velulthcilt, 385>
Strafen; zugleich wird sie vernrtheilt, 30<)<) Livres Buße an den König zu bezahlen. Sie, in solidarischer Gemeinschaft mit Angladc, wird ferner verurtheilt, dem Grafen von Mongommery 25 673 Livre zu bezahlen; desgleichen ihm zurückzugeben das Perlen-Halsband oder ihm statt dessen die Summe von 4000 Livres zu zahlen; Alles jedoch abzüglich der Summe von 5730 Livres (in den Säcke»), welche sofort dem edlen Herrn von Mongommery sind ausgehändigt worden, der 70 geränderten Louisd'ors, die bei Gericht hinterlegt sind, der spanischen Toppelpistolc und der 17 gewöhnlichen Louisd'ors, welche laut Protokoll am 26. September 1687 dem Anglade im Gefängniß abgenommen wurde». Endlich werden der Anglade und die Saint-Martin in alle Nntersuchungs- und Gefängnißkosten verfälligt, auch in diejenigen, welche gegen Massin und Robert erwachsen." (So hießen nämlich die Bedienten des Herrn von Anglade, welche man ebenfalls in das Gefängnis; geworfen hatte.)

Damit der edle Herr und Graf von Mongommery, der die Verurtheiluug der Anglades so eifrig betneben, feinen Zweck ganz sicher erreiche, wurde noch sorgfältig hervorgehoben, daß seine Eutschädignngsforderung an dem Gut nicht nur, sonder» auch a» dem Leib der Verurtheiltcn (b. i. durch Schuldhaft) zu vollstrecke« sei, und daß dieser Gläubiger de» Vortritt habe auch vor der an den König zu leistenden Strafe.

Ter höchste Gerichtshof erkannte an, daß in Ermangelung eines Geständnisses auf die ordentliche Strafe, welche das Gesetz für einen so großen und so raffinirten Diebstahl androht, nämlich auf den Strick, nicht erkannt werden könne; dazu reichte» die Beweise doch nicht aus; wohl aber reichten sie aus, »m auf eine außerordentliche Bestrafung uach Maßgabe des Beweises — „poon» oxtraorclinaril! i^ro mockn problltionis" — zu erkenuen. Davon, daß, wenn die Beweise nicht ausreichen, man überhaupt auf gar keine Strafe — weder auf eine ordentliche noch auf eine außerordentliche, weder auf den Strick noch auf die Galeeren — erkennen dürfe, davon waren damals die Juristen uoch nicht zu überzeugen. Sie würden diese Meinung, an deren Nichtigkeit heute Niemand mehr zweifelt, für ein höchst gefährliches und revolutionäres Hirngesuinnst erklärt und in ihrer Verwirklichung den unfehlbaren Untergang von Thron und Altar, von Recht und Gerechtigkeit erblickt haben.

Herr von Anglade war auf der Folter fo fürchterlich zugerichtet worden, daß er in eine schweres Krankheit verfiel. Der Priester fpendetc ihm die Sterbefacramente und forderte ihn auf zu einem reuigen Bekenntniß seiner Sünden. Bei dieser Gelegenheit erklärte Herr von Anglade, im Angesicht des Nichterstuhls Gottes, auf das Feierlichste mündlich und schriftlich, er sei unschuldig an dem Diebstahl, er wolle aber nach dem Beispiele des Erlösers seinen Feinden ihre Grausamkeiten verzeihen.

Am 1. Mai 1688 wurde Anglade mit den anderen Galeerensträflingen an eine gemeinsame große Kette geschmiedet, nm so nach dem Nagno in Marseille escurtirt zn werden.

Man mußte ihn jedoch bald wieder losschmieden. Ten» sein von der Folter zerstörter Körper war nicht im Stande, eine Bewegung zu machen. Man transportirte ihn nunmehr auf einem Karren und mußte ihn Abends ab- und Morgens wieder hinaufheben. In Marseille wurde er in das Bagno-Hospital abgeliefert. Er kam nicht wieder zu Kräften. Er beklagte unaufhörlich das traurige Schicksal seiner Frau und seines Kindes. Sein eigenes trug er mit frommer Ergebung. Er ist am 4. März 1689 im Nagno gestorben unter feierlichen Betheuerungen seiner Unschuld.

Die „ordentliche" Strafe des Todes vermochte man nicht gegen ihn auszusprechen, deshalb beraubte man ihn auf dem Wege der „außerordentlichen" Strafe seines Lebens.

V. Die richtige Spur.

Der edle Graf Mongommery ließ inzwischen das Urtheil an dem Vermögen Anglades vollstrecken. Dessen Beschthümer wurden für den Grafen gepfändet und, wie dies bei Zwangsversteigerungen zu gehen pflegt, zu Schleuderpreisen veräußert. Auch sagt man, der Graf habe unablässig auf schleunige Abführung des Sieur d'Anglade nach dem Bagno gedrungen, obgleich derselbe noch nicht von den Folgen der Folter wieder hergestellt war. Ja, er habe sich, als sein Drängen von Erfolg war, an dem Weg aufgestellt, um seinen ehemaligen Haus- und Gesellschafts-Genossen mit den übrigen Galeeren-Sclaven an der gemeinsamen Kette vorüber führen zu sehen. Er ließ die Frau und die Tochter der Armuth zur Beute werden.

Die Nachricht von dem Tode des armen Herrn von Anglade empfing er mit Freuden. Vielleicht dachte er an die frivole Redensart: „Wenn die Menschen tudt find, so pflegen sie es auf längere Zeit zu bleiben." Jedenfalls hatte er sein Geld wieder. Er betrachtete also die Geschichte für definitiv beendet.

Er sollte sich irren.

Kurze Zeit nach dem Tode des unglücklichen Sieur d'Anglade liefen anonyme Briefe um, die sich mit dem Diebstahl vom September 1787 beschäftigten. Ter Briefsteller erklärte, daß er im Begriffe stehe, sich im Kloster zu begraben, daß er aber das Bedürfnis; fühle, vorher sein Gewissen zu entlasten und zu erklären, der Herr von Angladc sei an dem ihm zur Last gesetzte« Diebstahl Vollkummen unschuldig, die Diebe seien ein gewisser Belestre. Sohn eines Lohgerbers in Mans, und ein Priester Gagnard, ebenfalls aus Maus gebürtig, Almosenier des Grafen von Mongommery; eine Frau Namens La Cumble vermöge nähere Auskunft zu geben.

Ter Lieutenant Eriminel erhielt einen solchen Brief; er übergab ihn dem Polizei-Gefreiten Desgrais zur weiteren Verfolgung. Die Gräffn Mongommery erhielt ebenfalls einen und verheimlichte denselben. Ein Privatmann, Herr Loysillon, erhielt einen dritten. Die Anhänger des Grafen erklärten, Alles das seien nur Winkelzüge der Frau d'Anglade.

Unschuldig veruriheilt. 28?
Die Nachforschungen nach Belestre und Gagnard ergaben Folgendes:
Nelestre hatte sich als junger Mensch bei einem Morde betheiligt, er hatte fliehen müssen und ließ sich dann als Soldat anwerben; als solcher descrtirte er, nachdem er seinen Sergeanten erstochen hatte; dann in das Land wieder zurückgekehrt, trieb er sich vagabundirend umher, bald in Mans, bald in Paris und Umgegend, stets ohne Mittel und in Lumpen; mit dem Abb6 Gagnard hatte er von Jugend auf personliche Verbindungen; mit einem Schlag schien dem verkommenen Menschen das Glück zu lächeln; er trug reich gestickte Kleider und warf mit Gold um sich, endlich hatte er sich ein Gut in der Nähe von Mans gekauft für 10 000 Livres.
Gagnard stammte, wie bemerkt, ebenfalls aus Mans und war der Sohn eines Häschers am dortigen Gefängnis;, wie Belestre der eines ver-armten Handwerkers. Sie waren Neide mit einander in Elend und Ver-kommenheit aufgewachsen. Gagnard hatte durch das Wohlwollen eines alten Priesters einigen Unterricht erhalten. Dann war er nach Paris gegangen und hatte sich durch Messelesen in der Heiliggeist-Kirche ärmlich durchge-schlagen. Hierauf hatte er den Dienst beim Grafen von Mongommery er-halten, der ihn ernährte, aber nicht viel Geld abwarf. Gleichwohl lebte er, nachdem er diesen Dienst verlassen, sehr üppig, warf mit dem Geld um sich, schaffte sich kostbare geistliche Gewänder an und unterhielt mit einem Mädchen ein Verhältnis;, das ihn viel kostete. „Denn," sagte der alte Parlaments-Advocat, „er versah sie auf das Reichlichste mit Schmuck und mit Kleidern, mit Stickereien und Tressen, mit Spitzen und Bändern, mit Schärpen und Schleifen, — kurz, mit all jenem Glanz und Flitter, wie ihn unser Zeitalter erfunden, zum Vergnügen der Frauen und zum Verderben der Männer."
Auf Grund diefer Anzeichen, welche schwerer in das Gewicht fielen, als die gegen den unglücklichen Nnglade, wurde ein Haftbefehl gegen Belestre und Gagnard erlassen. Der Himmel selbst schien nunmehr an der Rechtfertigung der Unschuld zu arbeiten. Die beiden Schuldigen liefen gleichsam von selbst der Justiz in den Rachen. Gagnard war bei einem Mord zugegen und wurde mit den andern Betheiligten in das ClMelet abgeführt; und Belestre wurde auf Grund eines Steckbriefes verhaftet, welcher schon vor drei Jahren erlassen worden war wegen eines von ihm au einem Kaufmann begangenen Schwindels und Diebstahls.
Man vernahm nun auch die in den anonymen Briefen genannte Frau La Comble, welche früher mit Nelestre gelebt und dann dem Abb6 Gagnard »ls Kupplerin gedient, sonst aber keinerlei Gemeinschaft mit deren verbrecherischem Treiben gehabt hatte:
Dieselbe sagte aus:
„Unmittelbar vor dem Diebstahle bei dem Grafen Mongommery beauf-tragte mich Belestre, in seine Wohnung zu gehen und dort seine,Papiere. und was sonst ihn verrathen könne, wegzunehmen und bei mir zu verwahren.
Er sagte: Ich habe mit dem Abb« Gagnard einen großen Coup vor und

muß, Wenn da was schief geht, eine Zeit lang verschwinden. Alsbald nach dem Diebstahl aber zeigte er mir einen Haufen Gold- und Silber-Münzen und ein sehr tastbares Perlenhalsband. .Siehst Tu/ sagte er lachend, ,das ist all für uns/ Auf meine Fragen, woher er das habe, sagte er: gewonnen im Spiel/ An demselben Tage mußte ich ihm hundert Stück funtelneue geränderte Louisd'ors in einen ledernen Gürtel einnähen. Ich sagte ihm dabei: ,Wem Du all das abgewonnen, den hast Du doch gewiß recht unglücklich gemacht/ ,AH bah/ erwiderte er, ,diese Leute haben auch ohne das genug; und überhaupt ist doch eigentlich alles Vermögen gemeinsam, und man muß es nur verstehen, sich sein Theil davon anzueignen/

„Eines Tages spater ging ich mit ihm im Luxemburg-Garten spazieren. Plötzlich sagte er: ,Ietzt geh fort, denn jetzt kommt Jemand, mit dem ich abzutheilen habe/ Ich war neugierig, wer das sei, und sah mich noch einmal um, als ich wegging. Es war der Abl>6 Gagnard." So die La Comble.

Die beiden Verdächtigen, hierüber befragt, widersprachen einander. Belestre erklärte, es habe sich um einen gemeinsamen Spielgewinn gehandelt, Ter Abbö leugnete, jemals irgend eine solche Gemeinschaft mit Belestre gehabt zu haben.

Weiteres Bewcismaterial ergab sich durch einen glücklichen Zufall.

In der Untersuchung gegen Belestre wegen jenes an einem Kaufmann verübten Diebstahls wurde der Angeschuldigte confrontirt mit einem Zengen. Er hatte die Unklugheit, sich mit diesem Zeugen zu zanken, wobei er unter Anderem auch bemerkte, er habe den Zeugen in verdächtiger Gesellschaft gesehen, nämlich in der des Abbö de Fontpierre, sowie der Herren Giraut, de la Noque und la Fonds.

Der Procurator des Königs ließ diese Leute ermitteln und laden. Sie lieferte» die schwersten Nelastungsbeweise in Bezug auf den Diebstahl bei dem Grafen von Mungommery,

Der Abbö von Fontpicrrc bekannte, er sei der Urheber der erwähnten anonymen Briefe, er habe Umgang gepflogen mit dem Abb6 Gagnard und durch diesen auch Belestre kennen gelernt, Belestre habe ihm mit ziemlich deutlichen Worten den Diebstahl bei Mongommery eingestanden und ihm das gestohlene Geld gezeigt, namentlich die hundert Stück neugeprägten Rand-Louisd'ors; eines Tages habe er den Abb6 Gagnard besuchen wollen, Belestre sei bei demselben gewesen; deshalb habe er ein wenig gezögert einzutreten, zumal da die Herren zu Tafel gesessen. So habe er deren Unterhaltung gehört, ohne gesehen zu werden.

„Nun, mein Freund," habe Belestre zu Gagnard gesagt, „nur gegessen, nur getrunken, wir haben den Genuß davon, daß der Marquis auf der Galeere ist."

Gagnard habe geseufzt und erwidert:

„Wie ich ihn bedauere: er war ein braver Mann und hat mir viel Freundschaft erwiesen."

„Immerhin," habe darauf Belestre gesagt, „aber haben denn gerade wir Ursache, einen Menschen zu beklagen, dessen Unglück unser Glück ist?" Gagnard habe auch den Belestre gewarnt, dem Abbc> Fontpierre zu viel Pertrauen zu schenken, „derselbe wäre im Stande zu schwätze«".
„Wenn ich das wüßte, würde ich ihn kalt macheu," entgegnete Belestre. Darüber sei die La Comble gekommen, um Wein zu bringen. Mit dieser sei er hineingegangen. Die Zwei seien anfangs betreten gewesen aus Furcht, daß er etwas gehurt habe; dann aber habe sich die Unterhaltung um andere Dinge gedreht. Später habe ihm Belestre auch den Nachschlüssel gezeigt, womit er bei Mongommery die Räume geöffnet.
Durch die anderen Zeugen wurde ermittelt, daß Belestre aus der Anfertigung falscher Schlüssel ein Gewerbe gemacht hat. Er hatte verschiedenen Personen gesagt, Schlüssel in Wachs abdrücken und dann nachmachen, das sei das beste Mittel, reich zu werden. Einem Zeugen hatte er einen Haufen Gold- und Silber-Münzen gezeigt und dann einen Schlüssel mit den Worten: „Dieser Schlüssel hat mir zu all diesen Schätzen vcrholfen. Das ist der goldene Schlüssel."
Kurz, jede Vernehmung ergab eine neue Belastung für Belestre und Gagnard. Zugleich lieferte sie den Beweis, wie leicht es gewesen wäre, schou im September 1687 oder bald danach den wahren Sachverhalt zu entdecken, wenn nicht der Untersuchungsrichter mit unbegreiflicher Verblendung einer falschen Spur gefolgt wäre, während das Auffinden der gestohlenen Säcke mit Geld unter dem Bette des Abb6 Gagnard einen klaren Fingerzeig gab, wo der Thäter zu suchen.
Merkwürdiger Weise ergab es sich nämlich, daß schon wahrend man hartnäckig gegen die Anglades procedirte, es in der Verbrecherwelt und den mit ihr in Berührung kommenden Kreisen vollständig notorisch war, daß Belestre und Gagnard den Diebstahl bei Mongommery verübt hatten. Selbst bis nach Mans drang dies Gerücht, und es ist schwer zu begreifen, wie ganz allein dem Polizei-Lieutenant des Königs das unbekannt bleiben konnte, was in dem Kreise, wo man hätte nachforschen müssen, Jedermann wußte.
Die beiden Verbrecher waren anfangs sehr dreist. Sie stellten sich auf den formellen Standpunkt: „Was man denn wolle, die Sache sei ja rechtskräftig entschieden."
Frau von Anglade interveuirte jedoch uud verlangte in ihrem und ihrer Tochter Namen Revision des ergangenen Urtheils.
Dagegen eirculirte eine gedruckte Denkschrift zu Gunsten von Gagnard und Belestre, welche man von dem Grafen von Mongommery inspirirt glaubte.
Das Gericht griff zu dem damals so beliebte« Auskunftsmittel: es spannte Beide auf die Folter. Belestre widerstand derselben. Gagnard legte ein unumwundenes Geständnis; ab: er habe von dem vorhandenen Gelde und dem Ort der Aufbewahrung durch den Grafen selber, der ihm Alles anvertraute, Kenntnis) erhalten; er habe in Folge seiner heimlichen Ausschweifungen

Schulden gehabt, auch nicht ewig in einer dienenden Stellung verbleiben wollen, sein Umgang mit Belestre, der die hohe Schule des Verbrechens hinter sich hatte, habe ihm das bequeme Mittel geboten, durch diesen das Verbrechen begehen zu lassen zu einer Zeit, wo ihn, den Abbö, sein Aufenthalt auf dem Lande vor jedem Verdacht hätte schützen müssen; er habe dem Belestre die Schlüssel gegeben, dieser habe Wachsabdrücke gemacht und danach die Nachschlüssel gefertigt und den Diebstahl begangen; den Ertrag hätten sie gleichheitlich getheilt, nur die Perlenschnur habe Belestre als Vorantheil erhalten. Dieser, Belestre, habe auch durch seine Renommisterei und Geschwätzigkeit die Sache an den Tag gebracht. Er, der Abbü, habe keine ruhige Stunde mehr gehabt. Schon als man das gestohlene Geld unter seinem Bette gefunden, habe er geglaubt, nun sei er verloren. Wenn man ihn damals gefaßt hätte, würde er ein Geständnis; abgelegt und den armen Anglades ihr hartes Schicksal erspart haben. Nunmehr füge er sich mit Ergebung in sein Schicksal und tröste sich mit der Hoffnung, daß er, wenn auch zu spät und nur zum Theil, ihnen könne Genugthuung verschaffen. Er betrachte seinen Tod als eine unzureichende Sühne für den Tod des armen, unglücklichen und braven Herrn von Anglade.

Als man dieses Geständnis; dem Belestre mittheilte nnd den Gagnard mit ihm confrontirte, sah Belestre ein, daß keine Rettung mehr für ihn war, und bestätigte die Angaben des Abbö auch seiner Seits durch ein unumwundenes Geständnis;.

Das Ertenntniß. welches darauf erging, verurtheilte den Gagnard und Belestre wegen des am 25. September 1687 bei dem Grafen von Mongommery begangenen Diebstahls zum Tode, und Beide wurden gehenkt.

'VI. Die Sühne.

Nachdem die Gerechtigkeit endlich die wahren Schuldigen in der Person des Gauners und Vagabunden Belestre und des Abb6 Gagnard getroffen, beantragte die unschuldig Verurtheilte. Frau von Anglade, in ihrem und ihrer Tochter Namen Revision des gegen sie und ihren verstorbeneu Gemahl ergangenen ungerechten Urtheils. Der Staatsrath, der für die Vorfrage competent war, verfügte die Revision und trug dieselbe dem Parlament auf. Bei diesem beantragte Frau von Anglade, es möge jenes Urtheil aufheben, das Andenken ihres seligen Gemahls von dem auf demselben ruhenden Makel befreien und den Grafen von Mongommery wegen seiner grundlosen und, entweder aus Bosheit oder doch mit äußerster Fahrlässigkeit, Frivolität und Gewinnsucht erhobenen Anklage und der daraus erwachsenen schrecklichen Folgen zu voller Schadloshaltung verurthcilen.

Diese Schadloshaltung habe stattzufinden-

1. wegen Tödtuug des Oberhauptes und des Ernährers der Familie Anglade;
2. wegen rechtswidriger Aneignung des Vermögens derselben und wegen

Unschuldig reruitheilt, 39^
Verschleuderung der Mobilien und der Güter durch die von dem Grafen erwirkten Zwangsversteigerungen;
3. wegen der der Frau von Anglade und deren Tochter zugezogenen Verhaftung und der in einem abscheulichen Gefängnisse erduldeten Qualen und Entbehrungen;
4. wegen der erlittenen Verbannung, verbunden mit Störung und Vernichtung der bürgerlichen und wirthschaftlichen Stellung;
5. wegen erduldeter Armuth und unverschuldeten Elends;
6. wegen Kränkung der Ehre einer schuldlosen Familie.
Was den letzten Punkt anlangt, so kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch unserer heutigen Gesetzgebung noch nicht gelungen ist, für eine solche Kränkung der idealsten Güter des menschlichen Lebens die strenge Würdigung und einen Maßstab für die hiergegen aufzuerlegende, an den Verletzten zu zahlende Buße zu finden.
Die Verhandlungen über die Frage der Schadloshaltung durch den Grafen sind von dem grüßten juristischen Interesse. Namentlich heute, wo in Deutschland die Frage der Schadloshaltung unschuldig Verurtheilter auf der Tagesordnung steht und nicht wieder davon abgesetzt werden wird, bevor man eine der Gerechtigkeit entsprechende Losung gefunden. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte auf diese Verhandlungen zurückzukommen.
Es war der Frau von Anglade nicht schwer, die Rechthaberei und Selbstüberschätzung des Lieutenant Criminel nachzuweisen, und wie derselbe lediglich aus Connivenz gegen den vornehmen Grafen gehandelt, welcher durch die hochfahrende Erklärung: „Für meine Leute stehe ich ein," der Untersuchung die falsche Richtung gegeben.
Eben so leicht war es, die Fahrlässigkeit, die Frivolität, die Hab- und die Rachsucht des Grafen nachzuweisen, der sich ganz seinen bösen Leidenschaften überlassen habe und deshalb haftbar sei für alle schlimmen Folgen, die daraus erwachsen.
Der Graf hatte die Stirn, jede Schadloshaltung zu verweigern und sich hinter den Untersuchungsbeamten und die Richter zu verschanzen. Möge das Urtheil falsch sein, so habe doch nicht er, sondeni das Gericht hierfür aufzukommen; er habe nichts gethan, als Anzeige von dem Diebstahl gemacht und seine Vermuthungen ausgesprochen; wenn das bestraft werde, dann werde man die Leute abschrecken, einen Diebstahl anzuzeigen, und die Verbrecher würden sich voller Straflosigkeit erfreuen.
Die Frau von Angladc wies nach, daß der Graf weit mehr gethan, als Anzeige machen; er habe den Untersuchungsbeamten geflissentlich auf eine falsche Spur geleitet; und wenn solche Anzeigen nicht bestraft würden, so werde man frivole Anklagen hervorrufen, indem man deren Urheber einer jeden Verantwortlichkeit überhebe.
Am 17. Juni 1693 sprach das Parlament folgendes Urtheil:
„Wir erklären den Herrn von Anglade für unschuldig an dem Dieb-

stahl, dessen er vor seinem Tode beschuldigt worden war, und sprechen zugleich seine Ehegattin von der Wider sie vormals erhobenen Anklage völlig frei.
Die Wider beide Eheleute verfügte Verhaftung, sowie Auspfändung und den Vertauf ihrer Habseligkeiten erklären wir für widerrechtlich, und befehlen zugleich, daß ihre, in die Register der Gefängnisse des Chütelets des Fort l'Eveque und des Parlaments eingeschriebenen Namen ausgestrichen und unleserlich gemacht werden sollen. Die Frau von Anglade soll sogleich in den freien Genuß alles, bisher mit Arrest belegten, ihr und ihrem verstorbenen Ehegatten zugehörigen beweglichen und unbeweglichen Vermögens wieder eingesetzt, die verfügte gerichtliche Sequestration aufgehoben und ihr der vollkommene Besitz ihrer sämmtlichen Güter ohne weitere Verfügung kraft dieses Nrtheils eingeräumt werden.

„Ten Grafen von Mongommery verurtheilen wir, der Nittwe des Herrn von Anglade 11 775 Livres 10 Sols für ihre verkauften Mobilien, 8250 Livres für die eingezogene fünfjähige Rente von Bayunne, auf's Jahr 1650 Livres gerechnet, und 770 Livers, als den Werth der in dem Protocoll des Commissar Regnaut vom 25. September 1687 bemerkten 70 Louisd'or, zu ersetzen. Ueberdies ist der Graf fchnldig, die Zinsen sowohl von den 11 775 Livres, von dem Tage an da er sie empfangen hat, als auch von 8250 Livres, sowie sie Jahr vor Jahr cm ihu ausgezahlt worden, zu erstatten. — Doch solle vorher 2143 Livres 12 Sol 6 Peniers, die der Graf von Mongommery mit Bewilligung des Herrn von Anglade und feiner Gattin sowohl an ihre Bedienten als an andere Gläubiger ausgezahlt hat, und 2000 Livres, welche der Frau, von Anglade als Alimentengelder, einem Nrtheil von 25. Iunius 1692 gemäß, von der Sequestratioscommission ausgeliefert worden sind, von der oben angegebenen Summe abgezogen werden. Auch wird der Graf von Mongommery und seine Gemahlin ferner verurtheilt, die Summe von 6000 Livres, die der Herzog von Gramont dem Herrn von Anglade auf eine Obligation schuldig war, scnnmt den Zinsen davon von dem Tage an, da der Graf dieses Geld eingezogen hat, der Frau von Anglade zu entrichten.

„Zu Bezahlung aller dieser Summen, an Capital und Interessen, wird also der Graf von Mongommery, bei Vermeidung persönlichen Arrestes, hierdurch angewiesen. Es wird ihm aber zur Berichtigung derselben eine zweijährige Frist »erstattet, so daß er die eine Hälfte mit Interessen nach Vcrfluß des ersten, die zweite Hälfte, auch mit Interessen, am Ende des zweiten Jahres abtragen kann. Während dieser Frist soll die Frau von Anglade alles Klagens wider den Grafen, falls er die Bezahlung gehörig entrichtet, sich enthalten. Sollte aber der Graf nach Versiuß des ersten Jahres die gebührende Zahlung nicht entrichten, so ist sie berechtigt, sogleich auf Schuldhaft anzutragen, und auch gegen seine Gemahlin sich aller Rechtsmittel zu bedienen.

„Indeß soll der Graf von Mongummery und seine Gemahlin gehalten

sein, der Frau von Anglade binnen einem Monat, von der Eröffnung dieses Urtheils an gerechnet, 3000 Livres zu ihrem Unterhalt zu bezahlen. Doch soll diese Summe bei der Hauptzahlung des ersten Termins wieder abgerechnet werden. Die Frau von Anglade behält aber das Recht, im Fall diese Alimentengelder nach Verfluß eines Monats nicht ausbezahlt Wären, den Grafen und seine Gemahlin durch gehurige Rechtsmittel dazu anhalten zu lassen.

„Den weiteren Anträgen wird nicht statt gegeben.

„Uebrigens ist der Graf von Mongommcry schuldig, alle sowohl durch den Criminalproceß beim Chütelet, als auch in der Appellationsinstanz verursachten Kosten zu bezahlen und zu erstatten.

„Endlich verordnen wir auch, daß dieses Urtheil überall, wo es gewöhnlich und erforderlich ist, vorgelesen, bekannt gemacht und öffentlich angeschlagen, und der Inhalt desselben in die Register der Gefängnisse, wo die Namen des Herrn von Anglade und seiner Gattin verzeichnet waren, eingetragen werden."

Der schwer gekränkten Frau Uuu Anglade und ihrer Tochter wurden also ihre Hauptansprüche aberkannt.

Wie konnten auch die nämlichen Richter, welche sich zu Mitschuldigen des Grafen Mongommery gemacht hatten, denselben verurtheileu?

„Wird nicht," fragt ein alter französischer Rcchtsgelehrter „der Schutz der Unschuld und die Schadloshaltung unschuldig Verurthcilter, sei es durch den Staat, sei es durch den ungerechten Ankläger, so lange eine Chimäre bleiben, so lange es für diese Fragen nicht eine besondere Instanz giebt, welche auch die Frage prüft, ob nicht anch den Richter, welcher Unschuldige verurtheilt, eine Schuld und eine Strafe zu treffen hat? Würde nicht eine solche Einrichtung dem sonst vollkommen unabhängigen Richter ein größeres Gefühl feiner Würde geben, und seiner Verantwortlichkeit gegenüber, dem Staat, der Gesellschaft und seinen Mitbürgern?"

Für die Tochter des Opfers einer falschen Rechtsprechung, für Fräulein von Anglade, wurde bei Hof eine Collecte veranstaltet, welche mehr als 100 000 Livres eintrug. Sie heimthete in der Folge einen Herrn von Effart.

Anstatt Gerechtigkeit, gewährte man Gnade. Statt einen Wirksamen Rechtsanspruch gegen den falschen Ankläger zu statuiren, beschränkte man sich darauf, ihn zu zwingen, das rechtswidrig Verschluckte wieder auszuspeien.

Statt der Genugthuung durch ein Urtheil erfolgte eine Bettel-Collecte; und obgleich die Procedur die scandalösesten Mißstände enthüllt hatte, nahm man doch daraus keine Veranlassung, die Gesetzgebung und die Rechtsprechung zu reformiren.

Auf die Unthaten von 1689 folgte die Revolution von 1789.

Hypnotismus in England und Frankreich.

von
Alfons Aistner.
— Rönigsbeig. —

ine der angesehensten n»d zugleich besonnensten englischen Zeiy'chriften, die ,,t?artnisst>U/Nsvie^v", brachte vor nicht langer Zeit unter dem Titel „Die inenschlichc Persönlichkeit" einen Aufsaft, der nnch den darin milgethcilten Thatsachen wie nach der Perspective, welche diese eröffnen, geeignet ist, sensationelles Aufsehen zu erregen. Was nns der Verfasser — Frederic W. H. Myers, eines «er rührigsten Mitglieder der Gesellschaft für psychische Forschungen (8c>ci«t? lor ?3vol>ir»t Retouren) — dort berichtet, und noch mehr die Folgerungen, zu welchen die angeführten Facta leiten, dürste in der That für viele Leser so neu und von so verblüffender Wirkung — 8tÄrt,1iv.3 — sei», wie Moers halb zaghaft in der Einleitung es ausspricht, Nas Gebiet, auf welches wir geführt werden, ist durch spiritistische Schwindeleien durch den gerade in England blühenden Geisterhumbug — über den jüngst der Ienenser Physiolog Preyer in der „Deutschen Rundschau" sich näher verbreitet hat — in Mihcrcdit gekommen und Alles, was mit Tomnambulismus, Hypnotismuö u, dgl. in Zusammenhang steht, sehen wir einstweilen mit gerechtem Mißtrauen an. Andererseits hat die Wissenschaft das gute Recht und nachgerade, nachdem durch thatsächliches Material eine gewisse sichere Basis gewonnen ist, geradezu die Pflicht, im Hinblick auf die Erkenntnis^ des Seelenlebens räthselhafte Erscheinungen, soweit sie beglaubigt sind, nicht mehr uoniehm zu iguoriren, sondern ihnen naher auf den Leib zu rücken, etwaigen Humdug schonungslos zu enthülle», sür nicht wegzuleugnende Thatsachen dagegen eine Erklärung zu suchen. Tie rechte Methode hierzu bietet nun — nnch Myers und seine» Genossen — die Experimentalpsychulogie, es gilt jeyt, die grofzen Probleme unsere» Taseins nicht sowohl durch metaphysische Argumentiruug in Angriff zu nehmen, alz durch sorgfältiges, genaues Tetailstudium all der einzelnen Erscheinungen, die zugleich in das psychische und das physische Bereich geHuren, In erster Linie würden Gegenstand einer solchen Wissenschaft die natürlichen und die abnormen geistig°physischen Zustände jeder Art sein: Schlaf und Traum, Lchlafwache», Hysterie, alternireude» Bewusftscin, Epilepsie, Wahnsinn; sodann parallel mit diesen von selbst sich ergebenden Zuständen die künstlich herbeigeführten: Narkotismus, hypnotisches Schlafwachen n. s. w.,

„die gleichsam durch eine schmerz- und harmlose psychische Viviseetion wunderbares Licht in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfe»". Von solchen Streiflichtern läßt der Verfasser darauf im Verfolg seines eigentlichen Themas — Kritik einiger herrschenden metaphysischen Ansichten über die Merkmale des Begriffs der menschlichen Persönlichkeit — einige aufblitze» und sie sind es, die uns hier vor Allein interesfiren. In die philosophische Streitfrage einzugehen würde uns zu weit führen.
Drei Merkmale mcnichlichcrPersönlichkeit, freierWille, zusammenhängende Erinnerung und „homogener Charakter" werden auf Kraft gegenüber einem analytischen Experiment geprüft. Und zwar betrachtet der Verfasser nur eine Untersuchungsform, den hypnotischen Zustand, „uns vöritab!« vivi«eotini> mortis" — nach dem Ausdruck eines französischen Gelehrten, des Professor Veaunis — aber eine Vivisection, die dem Betroffenen nicht nur uicht schadet, sondern, wem, wir dem Verfasser glauben, oft sogar allerlei heilsame Wirkuug bringt, wie wir nachher sehen werden.
Eine Frage drängt sich aus, ehe wir zu den Ergebnissen der Experimente selbst kommen, die Frage: sind die dabei Betheiligten glaubwürdig? Waren die Untcr-suchenden verläßliche Gelehrte? Haben wir nicht etwa Simulation seitens der Unter-suchten zu argwöhnen? Myers selbst erhebt diese Fragen und beruhigt kritische Gcmüther durch den Nachweis, das, erstens die meisten jener Untersuchungen von nam-haften Männern der Wissenschaft, zumeist französischen Nerzlen und Professoren der Universität Nancy ausginge«, daß zweitens selbständige eigene Experimente ganz analoge Resultate ergaben, desgleichen Untersuchungen, welche die englische Gesellschaft für psychische Forschungen anstellen ließ: das, feiner er —Myers — als Augeuzeuge de» Experimenten des „erfahrensten aller lebenden Hypnotiseurs, Prof. I)r. Lisbault in Nancn, der seit fünfundzwanzig Jahren an mehreren tausend Personen den hypno-tismus praktisch ausgeübt hat," im Nürgerhospita! zu Nancy und in Dr. Liobeaults Privatpraxis beigewohnt habe, wobei ihm gestattet war, an den hauptsächlichsten „Subiecten" <den der Prüfung unterworfenen Personen) eigene Untersuchungen anzustellen, die ihre Bestätigung durch weitere Experimente nn der Salpctriere zu Pciiis fanden. Dies im Verein mit dem Umstand, das, keine einzige competeute, bei den Untersuchungen gegen-wärtige Person Zweifel gegen Glaubwürdigkeit der Betheüigteu erhoben hat, berechtigt den Verfasser, wie er sagt, „die erzielten Resultate als positive Errungenschaften für die Wissenschaft hinzustellen".
Nunmehr können wir uns zu den Experimenten selbst wenden. Es handelt sich zunächst um solche, welche den menschlichen freienWillen beleuchte». Ein Individuum wird nur theilwcisc eingeschläfert, worauf Myers zu ihm sagt: „Jetzt können Sie Ihre Augen nicht öffnen." Die Augen ^bleiben geschlossen. „Lachen Sic jetzt!" Er lacht, „Jetzt heißen Sie Nebncadnezar. Also wie heißen Sic?" „Nebucadnezar." Nunmehr erweckt, wird der Kranke gefragt: „Nicht wahr, Sie mußten so antworten, wie es Ihnen vorgesagt wurde?" „Durchaus nicht," ist die Antwort, „ich that nur, was'mir gefiel. Die Augen schloß ich, weil ich müde war, Sie anzusehen Ich lachte über Ihr absurdes Vertrauen in Ihre Kraft. Nebucadnezar nannte ich mich, um die Antwort Ihrer Narrheit anzupassen." — '„Sehr wohl. Nun aber ist der Scherz vorüber und Sie sollen nunmehr, wenn Sie können, das nicht mehr thun, was Ihnen gesagt wird." „Einverstanden." — Dem auf's Neue Hypnotisirten wird wieder die Frage nach seinem Namen vorgelegt. Er schweigt. Um Antwort gedrängt, sagt er zögernd und langsam: „Nebucadnezar." Er wird aufgeweckt »ud motivirt seine Antwort so: „Ach, als die Zeit kam, meinte ich, ich könnte mich ebensogut Nebucadnezar nennen, wie sonst Etwas."
Hierin erkennt Myers eine Trübung des Willens: der Hypnotisirte mußte die vorgezeichnete Antwort geben, fühlte, wie des Hypnotiseurs Wille Kraft über ih» gewann und behielt nur gerade noch eine curiose Art Halbglanbcn in feine eigene Wnhlfreiheit, Schwieriger war solche Willensbezwingung gegenüber eiucm wohlerzogene« und an Selbst-

IHl) Alfons Ristner in Königsberg.
behcrrschuug gewöhnte» Individuum: ei»!? Dame sehte dem Ansinnen Mycrs, eliuas Ungereimtem, Unverständiges zu lhun, viel hnlbbewnßtrn Widerstand entgegen. Eines Tages, als sie sich im Zustand des magnetischen Schlafe« befand, schärfte ihr Mycrs ein, sie solle »ach dem Erwachen zusammen mit ciuer anderen Dame au dem Malen einer Skizze, worin Ziegel vorkamen, weiter arbeiten und jene Ziegel solle sie blau inalen, „Blau ist die schönste Farbe sür Ziegel: Sie werden sie blau malen," wurd? ihr zwei Mal vorgesagt. Erweckt behielt sie, wie gewöhnlich, nichts von alledem in Erinnerung. Bald daraus nahm sie die Skizze vor und sagte zu der anderen Dame: „Es geht wohl kaum, diese Ziegel blau zu malen?" „Warum blau?" — „O, es Win mir nur in den Sin», das würde hübsch ausschn," lautete die etwas schüchterne Erklärung. Man sagte ihr darauf die wahre Veranlassung jener Regung und sie bemerkt»,' weiter, die Worte „blaue Ziegel, blaue Ziegel!" wären ihr durch den Kopf gegangen und die alberne Vorstellung von der guten Wirkung der Farbe hätte solche Macht über sie gewonnen, das; sie jenen kindischen Vorschlag nicht zurückzudrängen vermochte.
Andere Fälle zeigen vollständige Illusion der Willensfreiheit: die erzwungene Handlung erscheint »ach dem Erwachen aus dem hypnotischen Zustand dem Netresfenden ans eigener Regung entsprungen: seht man ihn zur Rede, so erfindet er eine Molivirung: fo war im Hospital zu Nancy einem Hypnolisirlen aufgegeben worden, nach dem Erwachen den Regenschirm des Nr. T. zu nehmen, und damit zwei Mal die gedeckte Gallerie auf- und abzugehen. Alles geschieht so. Gefragt, wanim er mit dem Schirm dort gehe, antwortet er: ,,<. e»t unu ille«! je ms proniene pars»!,«," „Aber warum nahmen Sie I)r. X.s Schirm?" „O, ich glaubte, es wäre der meinige. ich werde ihn »nieder hinstellen."
Waren dies lauter triviale Fälle — welche die eiufache Kraft der Einschärnmg zeigen folle», ohne daß ein Moment der Aufregung dazu träte — fo kann der »hergeleitete Gedanke auch weniger banuloser, ja geradezu verbrecherischer Art sein und doch wird ein „gutes Subjeet" blindlings gehorchen, und zwar nicht nur während des hypnotischen Zustnndes, sondern darüber hinaus: Die erhaltene Weisung wird vollzogen, während im Uebrigen die Person durchaus normal sich befindet. Ein juristischer Professor, Liegrois (Verfasser eiuer Schrift über die hypnotische Anregung in ihren Beziehungen zum bürgerliche» uud Erimiunlrecht 188-l), veranlaßte Patienten des Dr. Liöbnult zu Diebstahls-, Meineide- und Mordversuchen und zum Ausstellen von Quittungen über große Geldsummen, die er ihnen niemals geliehen hatte. Alles dies ging übrigens in Gegenwart des (.'oiiimiüZ.'nr« (,'entrnl von Nancy vor sich. Hören wir, wie der Derr Professor seineu Freund P. fast umbringe» läßt. „Ich versah mich," erzählt er selbst, „mit eine», Revolver und mehrere» Palronen, Um dem Subjeet, das ich aui's Gerathc» wohl aus deu fünf oder sechs damals in Herrn Lisbnults Haus befindlichen Somnambulen ausgewählt hatte, die etwaige Auffassung, es handle sich um einen Scherz, fem zu legen, lud ich eine» der Läufe und schoß ihn im Garte» ab, worauf ich eine Karte zeigte, die der Nnll durchlöchert hatte. In weniger als eiuer Viertelmiuute legte ich Mndnme G. de» <«eda»tc» »nhe, Hern» P. durch eine» Pistolenschuß z» tödte». Mit vollständiger Gelehrigkeit rückte die Dame bor und feuerte auf Herr» P, den Revolver ab. Sofort von dem Commi?sairs O^tikl verhöN, gestand fie mit völligem Gleichmut!! ihr Verbrechen ein. „Sie habe Herrn P. getödlet, weil sie ihn nicht habe leiden tönneu. Sie kenne die Folge». Sic werde i» die andere Welt gehen so wie ihr Opfer, das sie — in der Halluciuation — iu Blut gebadet vor sich liegen sah. Man fragte sie, ob nicht ich es sei, der sie zum Mord angetrieben habe. Sie erklärte: „Nein, sie allein sei schuldig' »iid werde die Folge» trage»."
In gleicher Weise veraulaßle Professor Liegeois ei» junges liebenswürdiges Mädchen, auf ihre Mutter ei» Pistol nbzm'chieße», vo» den, sie nicht wissen tonnte, daß es ungeladen war: ferner sich selbst vor dem Untersuchungsrichter anzuklagen, daß sie eine Freundin mit dem Messer ermordet hätte. Sogar längere Zeit, Stunden oder Tage

nach der hypnotisch«! Anregung oder Einredung, mag für Ausfiihning der That bestimmt weide«: Professor Liegcois gab einem anderen Subjekt ein Papier mit weissem Pulver, welches er als Arsenik bezeichnete, und hiest ihn dasselbe nach der Rückkehr zu Hause in Wasser aufgelöst seiner Tante geben. Abends kam die Nachricht von dieser Tante, daß ihr Neffe in der That das Pulver ihr gereicht habe. Ter Thäter hatte in diesem Falle dm Vorgang vergessen und wollte nicht glauben, das; er auf eine geliebte Verwandte einen Mordversuch gemacht habe.

Jeder Leser — falls er dem hier Berichteten (Klauben schenkt — wird hier nun zunächst eine Regung der Empörung fühle». Zugestanden, jene Kraft des Hypnotiseurs erMire, ist es erlaubt, solche verbrecherische Vorstellungen in eine andere, mehr oder minder krankhafte Seele zu senken? Ist nicht vielleicht schon die Thntsachc des erhaltenen Anreizes zum Verbrechen genügend, die moralische Natur des „Subjectcs" zu asficircn? Ferner: Liegt nicht die Gefahr nahe, einen so vcrhängnistuollen Einflnst zu üblen Zwecken gebraucht zu sehn? Obue diese Nedeukcn in Abrede zustelle», beruhigt Müers etwaige ängstliche Landslculc mit den: Hinweis, dast jene „Subjccle" des Professor Liögeois erlesene Specimiua einer sensitiven Nation gewesen wären; Angehörige des robusten englischen Stammes würde» vielleicht einen so weit gehenden Einflust des Hypnotiseurs nicht erfahren haben. Zudem, so bemerkt er, gicbt es eine wirksame, von den sranzöstsclien Gelehrten empfohlene Vorsichtsmastregel: fühlt ein Subject fich allzu seufitiv, fo lafse es sich vou einem zuverlässigen Freunde hypuolifire«, welcher ihm einschärfen muß, dast kein Anderer nach ihm dies zu thun im Stande sein soll. Damit hat die magnetische Kraft ihr Gegengift gegen fich selbst gegebe».

Die eminent juristische Bedeutung der Möglichkeit solcher Fälle, wie sie oben erzäblt sind, ist vou dem Professor zu Naneu nachdrücklich hervorgehoben worden: der Richter wird künftig angefichts irgend welcher »»aufgeklärte» oder uninotiuirtcn Vergehe» sich die Frage vorzulegen habe», ob nicht nur Ende jene Thaten im somnambulen Zustand begangen sind. Die Hunalc-ü .»«'lien-p^LN«!«'^«»!«?« von !88l nnd diellevu« 8e'ienr,!<is>u« von Ende 1l?83 berichten vou zwei Fällen, iu welchen angeklagte Personen als unschuldig entlassen wurden sind, weil sie hupnotifirt worden waren und der Richter de» Beweis als gegeben ansah, dast die That im unbewustte» Zustand geschehen war.

Unter den weiteren Mittheilungeu des Engländers sind nur noch einige, welche die Möglichkeit, dast die Ausführung einer hypnotischen „Eiugebuug" mich Belieben auf Tage und selbst Monate aufgeschoben werde» kann, dnrthuu sollen. Hier werde» uuirer Gläubigkeit »u» die unbedingt stärksten Zumuthungen gemacht? Mau veruehme solgendeu vou Professor Nernheim — ebenfalls einem Mitglieds der psychische» Schule zu Nancy — herrührenden Bericht (in seiner Schrift ,,D« !» 8u^«««t,ian 6<ms l'etat n^pnoti^us, 1884): „Im Monat August fragte ich S., einen alten Soldaten, während des hypnotische» Zustaudes: ‚Au welchem Tage der erste» Octoberwoche werden Sie frei sein?' — .Am Mittwoch/ Mit, an diesen: Tagen werden Tic bei Dr. Lißbault versprechen: dort finden Sie den Präfidenten der Republik, der Sie mit einer Medaille nnd einer Pension beschenken wird,' Veitcr sagte ich ihm Nichts und nach dem Erwache» war ihm jede Erimienmg uerschwuuden. Am 3. October schrieb mir Ur. Liebault Folgendes: ‚S. ist soeben bei mir gewesen, er ging gerade ans meinen Bücherschrank zu und machte eine respectuolle Verbeugung: dann hörte ich ihn das Wort .Ercellenz' nussprcchen. Bald darauf erhob er seine rechte Hand nnd antwortete: ^lorri llxeelleou»!' Er wandte sich wieder nach dem Bücherschrank, grüstte u»d entfenltc sich. Tic Zeugen dieses Auftrittes fragten mich natürlich, was das für ein Tollhiinslei sei. Ich antwortete ihnen, er sci durchaus kein Tollhäusler, sonder» so vernünftig wie sie oder wie ich: nur eine fremde Person in ihm habe gehandelt.'"

So unerhört diese Tarstellung klingen mag. so ist es nicht der erste derartige Fall, welchen die /‚Psychiker" verzeichnen. Ter Münchener Philosoph I>r. Karl Du Prel — allerdings ein Gläubiger, der in seinem vor wenigen Monate» erschienenen, mich

für dm Skeptiker ungemein anregenden Werke „Die Philosophie der Mustik"
diese »nd ähnliche Erscheinungen zur Grundlage eines vollständigen wissenschaftlichen
Lüstems gemacht hat — behauptet folgenden Fall verbürgen zu lönnen: „Hainen
— der bekannte jüngst verstorbene Magnctiieur, der so großes Aufsehen erregt hat —
hatte in Wien die Bekanntschaft einer Familie gemacht, in der der Mann für den
Magnetismus sehr empfänglich war. Sie waren n» einem Mittwoch, zwei Tage vor
der Abreise Hansens, zusammengekommen, »nd es war verabredet, am Freitag ein letztes
Mal zu ihm zu gehen. Als nun aber Hansen den Mann in Somnambulismus ver-
setzt hatte, lies, er sich auf Verabredung mit den übrigen vo» ihm versprechen, schon
Tonnerslag fünf Uhr Nachmittags zu ihm zu komme». Erweckt wußte er nichts mehr
davon und sagte noch beim Abschiede: Freitag sehen wir uns wieder! Am Donners-
tag fiel es ihm plötzlich ein, Hansen zu besuchen: nachdem aber seine Frau von der Ver-
abredung für Freitag sprach, blieb er wieder ruhig. Nachmittags beim Spazierengehen kam
er wieder auf feinen Vorschlag zurück, den die Frau in gleicher Weise abwehrte. Als es
aber fünf Uhr schlug, lies, er seine Frau auf der Strafe stehen und lief zu Hansen.
Erst an der Thür desselben frug er sich, was er denn thue, und wurde verlegen, bis
ihn Hansen mit den Worten anredete: „Ich habe Sie erwartet," und ihn aufklärte,
Hören wir noch den französischen Professor Ncnunis, der auf Grund zahlreicher
Experimente die Möglichkeit solcher Willensübcrtragung gleichfalls betont: „Ich kann
— so heißt es in seiner Schrift I/experimenwtiau eu pzH'eholasti« p»r !e> som-
n»mkuii,m« provoyuö' — zu einem Hypnotisirten während seines Schlafes sagen:
In zehn Tage» werden Sic Kies zu der und der Stunde thun/ und ich kann den In-
halt meiner Einschärfung in einem versiegelten Brief niederlegen. Zu der bezeichneten
Stunde führt das Subjcet genau den Vefehl aus, überzeugt, das; er so aus Gutdünken
handelt uud nach Belieben anders hätte handeln können: und doch, wenn ich ihn den
Brief öffnen lasse, so findet er die That bezeichnet, die ihm vor zehn Tagen vorge-
schriebe» worden war."
Wie nahe das Problem der menschlichen Willensfreiheit im Allgemeinen durch solche
Vorgänge — welche die fachmäßige Nissenschaft natürlich, bevor sie ein Verbiet abgiebt,
noch eingehend zu prüfe» haben wird — berührt wird, liegt auf der Hand. Eine dem
mrnschliche» Stolz wenig schmeichelhafte Aussicht scheint sich hier nufzuUiun. Auch Ml>ers
— den» wir auf seine philosophischen Teductionen nicht folgen wollen — gelangt zu
einem der Willensfreiheit ungünstigen Resultat. „Eine freiwillige Handlung — sagt der
Franzose Nibot — ist nur eine Neflerhandlnng des ganzen Organismus. . . Die fogenonnte
freie Wahl ist lediglich der Schiedsspruch einer Iun>, welche nur aussagt, auf welcher
Seite die gewichtigere» Argumeute liegen, ohne selbst eins derselben zu unterstützen."
Der Münchener Du Prel, anknüpfend an jene» Besuch des Hupnotisirten bei
Hansen, bemerkte dazu: „Das magnetische Versprechen wirkt trotz der Erinnerungs-
losigteit nach dem Erwachen als dunkler Trieb zur Handlung fort, die scheinbar der
Freiheit entspringt, der man sich aber nicht entziehen kann. Der Wille jenes Herrn,
dem Versprechen nachzukommen, kam aus der transcendentalcn Region — nach Du Prel
besteht das menschliche Subjeet aus zwei Persönlichleiteu: so wie das unfern Sinnen
sich ergebende Weltbild („das Bewußtsein") nicht die Welt selbst, sondern nur das Prodnct
der Reaction unserer Sinne ist, und das „Ding an sich" noch hinter sich hat, so hat
das Selbstbewußtsein ein „Ich" hinter sich, welches für nns transccndental, »»faßbar
ist und über das Selbstbewußtsein ebenso hinausragt wie die Welt über das Bewußt-
sei» — also aus dieser transccndentalen Region stammle der Wille jenes Wieners,
deni Versprechen nachzukommen, »nd erzeugte die Reproduetiou der Vorstellung eines Be-
suchs bei Hansen, die aber vom Tagesbewußtsei» nicht als Erinnerung erkannt wurde.
Der philosophische Kern des Problems liegt also darin, daß von unserem transcenden-
lalcn Ich, einen» erkennende» und »vollenden individuellen Wesen, das außerhalb der
Tphäre unseres Selbstbewußtseins liegt, in unserem Leben der Antrieb zu Handlungen

kommen kann, die wir für freie Entschlüsse hallen; denn zunächst hinter der Handlung liegt der Wille des Magnetisirten, dem Versprechen »achzukommen, und es ist erst ein zweite« Problem, dast dieser durch eine» übermächtige» srenideu Wille» heruurgenifen wurde,"
We»n durch die bisher angeführte» Ergebnisse hypnotischer Erperimente da» Problem der Willensfreiheit eine neue Beleuchtung erhält, so bedroht das von Myers weiter Berichtete noch andere hergebrachte metaphysische Anschauungen, Ein Hnnpl-argnment für die Identität der menfchliche» Perfönlichteit ist immer die Eontiuuilät des Gedächtnisses gewese», 3cm gegenüber soll durch de» Hupnotismus — wie schon zum Theil aus obige» Beispielen hervorzugehen schien —die Thatsnche des al ternirendeu Gedächtnisses bewiesen werden, die früher nur für gewisse Krantheitszustände zu belegen war. Wieder stehen die Experimente der Schule von Nancy im Vordergrund, Professor Bcauuis berichtet sL«vu« pbilnZ.. ^uillet 1885): „Fräulein A. E. war gerade bei Professor Liöbanlt erschienen, Sofort bei ihrem Eintritte sagte ich: .Innerhalb einer Minute werden Sic dort die beiden Büsten lThiers und Beranger) vertauschen/ Es geschah, und einen Augenblick darauf Halle die junge Dame den ganzen Vorgang vergessen. Frau H, A,, die mit ihr gekommen war, bemerkte: .Wahrhaftig, ich hätte das nicht gethan.' .Sehr wohl,' sagte ich, ‚in einer Minute werden Sic einen Suu aus meiner Westentasche »ehmen und in Ihre Tasche stecken,' Nach Ablauf der Minute erhob sich Frau H. A. zögernd, nahm einen So» aus meiner Westentasche und steckte ihn ein. Gleich daraus sagte ich zu ihr: .Leere» Sie Ihre Tasche.' Sie sah mich überrascht au, lhat es aber und fand beim Ausbreiten des Inhaltes den Sc», den fie einen Nugeublick betrachtete und dann in ihre Börse steckte, .Ter So» gehört nicht Ihnen,' sagte ein Anwesender, .Sie haben ihn eben von Herrn Neaunis genommen.' Sie konnte sich auf Mchts besinnen und war durchaus nicht überzeugt, dast der Sou ihr nicht doch gehörte."
Nach der Behauptung der englischen und französischen Psychiker kehrt die Erinnerung an solche Haudlunge», die uuter dem Einfluß der von einer vorhergehenden Hypnotisirung noch angegriffenen Nerven uubewustt begangen worden sind, in nach-folgenden hypnotischen Zuständen zurück, auch sonstige vermeintliche Erlebnisse, deren Vorstellung durch dic Magnelisirnng hervorgerufen worden ist, kehre» iu der Eriimcruug bei »achfolgeuder Hypnotisirung zurück. Myers selbst uahm, wie er erzählt, ein auf die Feststellung dieser Thntsache zielendes Experiment am 31. August 1885 an der genannte» Frau H. N. vor, nachdem Professor Lisbnult diese hypnolisirv hatte, „Ich ersuchte den Professor," berichtet er, „ihr zn sagen, dast sie nm sieben Uhr dieses Abends mich in ihrem Salon erscheinen scheu und von mir einige Eomplimeute hören würde, sowie den Wunsch, Herrn A, — falls dieser amvesend — vorgestellt zu werden, Sie wurde sodann aufgeweckt und erinnerte fich an Nichts von dem, was ihr gesagt war. Am 1. September schickte man unter irgend einem Vorwand Prof, Liöbaulls Dienstmädchen zu Frau A,, welche sogleich sagen liest, einer der englischen Herren — sie beschrieb mich — habe Abends vorher um ? Uhr vorgesprochen. Am 2. September lam Frau A, wieder zu Li«bault. Ich spielte auf meinen vermeintlichen Besuch an, ivorauf sie sehr erstaunt dreinschaute und bemerkte, sie hätte mich sicherlich nicht gesehen. Wir fragten sie sodan», ob sie des Dienstmädchens, das am 1. September den Gang gethan hatte, sich erinnerte; allein obwohl deren Verweilen einige Zeit gedauert hatte und durch einen oder zwei unbedeutende Zwischenfälle morlirt war, hatte so gut wie Nichts iu Iran A,'s Gedächtnis, gehaftet. Es war noch als ob es eine Verlängerung des „Traumes" wäre; das Gespräch, welches ihre Gedanken eine Zeitlang dem Vor-gang der Hnlluciuntiun zugewendet hatte, gehörte thalsächlich mehr zu dem hypnotischen «13 dem normalen Strom ihres Daseins. Ich hypnotisirte sodann selbst Fran A. und fragte: .Haben Sie mich gesehen, seitdem ich Ihnen zuletzt bei Professor Lisbnul! begegnete?' — .Gewist; Sie sprachen am 31. August um sieben Uhr bei mir vor.' — .Führte mich Jemand in's Zimmer oder daraus heraus?' — ‚Nei», Sie traten allein herein.

Kein Tiener oder sonst Jemand war für die hallucination nugegcbe» worden, daher wurde »ilr meine Gestalt gesehen.
.War Herr A, zu Hause?' — ‚Nein, ich war aNein,'
Ties traf sich schlecht, sonst würde Frau N. sicher den vermeintlichen Besucher ihrem Watten vorgestellt haben.
‚Was sagte ich?' — .Sie dankten mir »ehr höflich für mein Erscheinen bei Prof. Lwbanlt.' — ‚Wissen Sie, das, Sie soeben noch meinen Besuch in Abrede gestellt habe»?' — .Unmöglich; ich entsinne mich Ihres Besuche« sehr deutlich.'— Ter Hallnci-natiousbcsuch, wie mau sieht, war im hypnotischen Zustand vorgczcichnet worden, obwohl er im wachen Leben verwirklicht wurde, Er gehörte also eigentlich zum Traumgcdächtnis; und schwand bald au« der wachen Erinnerung wie ein Traum."
Noch wunderbarer lästt sich ein Bericht nn, welchen Professor Nraunis nn die ohnlängst gegründete „Loriete ä« ?8^Ll!uIc>ssi« ?!>?8i<,I<>ss1quL' erstattete ss. Il»?u« pliilo,?, 8«pt. 1885): „Am 1,1, Juli 1884 richtete ich an das hypnotisirte Fräulein A. E, folgende ^- in meinem Tagebuch damals wörtlich verzeichnete — Einschärfung: ‚Am 1, Januar 1885, früh 10 Uhr, werden Sic mich sehen. Ich werde Ihnen ein glückliches Neujahr wünschen und dann verschwinden.'
Am 1. Januar 1885 befand ich mich in Paris. Ich hatte zu Niemand von dieser Einschärfuug gesprochen. Au demselben Tage erzählte Fräulein A. E. zu Nancy einer Freundin — sie hat es nachher auch Professur Lisbaull und mir erzählt — folgendes Erlebnis;. Um 10 Uhr Vormittag befand sie sich in ihrem Zimmer, als sie ein Klopfen a» der Thür hörle. Sic rief „Herein" und zu ihrer grünen Ueberraschung sah sie mich eintreten uud hörte mich ihr ein glückliches Neujahr wünschen. Ich entfernte mich fast augenblicklich und obwohl sie aus dem Fenster sah, um mich gehen zu sehen, erblickte sie mich nicht. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie auch, das, ich einen Sommerauzug trug, in der That denselben, den ich währeud der Einschärfung angehabt hatte, die so nach einer Zwischenzeit von huuderlzweiuudsiebzig Tagen sich herausarbeitete,"
Hieran anknüpfend erzählt nun Mycrs selbst: „Ich war begierig zu erfahren, wie weit Fräulein E.'s Erinnerung nu dca eingebildeten Besuch dem Beweis, das; derselbe niemals stattgefunden, widerstanden hätte. Am 2. September fragte ich sie: .Glauben öie immer noch, daß Professor Neaunis ^nm 1. Januar zu Ihnen kam?' .Gewisz ist er jenen Morgen zu mir gekomme».' .Aber Sic wissen doch recht gut, das; er Ihnen Halluciunlioneu hervorruft, und das; dies eine solche war: das; er überhaupt zu jener Zeil nicht in Nancy war?' ‚Er ist gewis; zu mir gekommen, war die Antwort: diesmal war es keine Einbildung.' Uumöglich ihr es auszureden. Tic Hallueinationsvorstellung halte durch eine» so langen Zeiträume der Ineubatiou fortbestanden, das; da« wachende Gehirn, wen» ich mich so ausdrucke!! darf, schließlich sie annahm und sich assimilirtc.
Nachdem so die Erinnerung ebenso wenig wie die Willensfreiheil für Myers zum Beweis der menschlichen Persönlichkeit sich ausreichend gezeigt hat, unter-sucht er — nicht ganz streng logisch fortschreitend, wie er selbst zugesteht — die Wirkung der Hypnotisation ans die Eharatterbildung, eine Wirkung, „die nichl länger als ein Gegenstand der Speculation, sondern als einer von praktischer Wichtiglei! anzu-erkennen ist". Von dem 2<che ausgehend, das; der Hiwuotismus ebenso wie die moralische Erziehung, im Wesentlichen eine hemmende Proeedur (vrullssg ol inbibitiou) ist, gelaugt er zu dem Schlüsse, das; wir die hemmende Kraft des Gehirns durch de» Hhplwtismus stärken köuueu, «ungefähr wie wir fie durch Opium oder Alkohol schwächen.
Neu wird dem Leser dabei^nnn vor Allem auch die folgende „entschieden Be-hauptung" sein, das; der hypnotische Zustand nicht psr «e eine krankhafte Erscheinung ist. Er ist ebenso wenig krankhaft, wie der Schlaf trankhaft ist und es kann gezeigt werden — Myers beabsichtigt dies noch zu thnn — das; er in gewissem Sinne sogar ein höherer Znstand ist als der gewöhnliche Zustand des Schlafes oder des Wachens.
Air müsscn ferner auf eine Seite die grotesken Anekdoten stellen, die angeführt wurden,

iini zu beweis«,, wie weit hypnotische Empfänglichkeit gehen mag. Sie gleichen den Experimenten mit einem neuen Heilmittel, die seine gefährlichen Eigenschaften in's Licht setzen und seine zu verwendende Dosis feststellen sollen, bevor es in die gewöhnliche tlinische Präzis eingeführt wird."

Zur Stütze dieser Ansicht wird min der „moralifche Ton" des Somnambulen angeführt, wie er sich ergiebt, wenn man letzteren ungestört, ohne hypnotische Einschärsuug läßt. „In einigen wichtigen Punkten zeigt sich das gerade Gegentheil von Trunkenheit, Alkohol — offenbar weil es die höheren hemmenden Centren lähmt — macht den Menschen prahlerisch, sinnlich, zänkisch, Hupnotisirung hat eine entgegengesetzte Wirkung, (5s ist eine streitige Frage, ob ein „Schlafwandler" jemals eine Unwahrheit gesagt hat" n. s, w.

Nachdem wir so vorbereitet sind, kommt Myers zum Hauptpunkt seiner Ausführungen, der moralfördernden Kraft des Hnpnotismus! Nichts Geringeres vermag nach ihm eine richtige Behandlung diefes Znslnndes, als zur moralischen Besserung beizutragen! kurzum, der Hypnotismus ist im Stande, den Menschen tugendhaft zu machen.

Nie Fälle, die zur Grundlage dieses kühnen Satzes diene», sind folgende. Ein gewisser W. D, war ein starker Naucher und Biertrinker. Wie nun Nichet (der Verfasser von „I/boinms st Einteiliger,!:«") mit Erfolg durch hypnotische Eingebung eiuem Invaliden zu Appetit verhalf, hypnotisirte Professor Lisbault — so berichtet Professor Neau«i5 iu der Revus pnilo». — jenen M. D. und schalste ihm cm, nicht mehr zu rauchen und kein Bier mehr zu trinken. Her Patient befolgte gelehrig dies vorgeschriebene Programm und erreichte so das Resultat, welches die Vorstellungen seiner Familie und seine eigenen Bemühungen vergebens erstrebt hatten. Einige Hypnutisirungen und Einschnrfuugen waren anoreichend.

Einen anderen Fall hatte Kr. Perronet. Er flößte eiuem (»ewohuheitstrinter einen Widerwillen gegen Spirituosen ein, der einige Monate später, zur Zeit seines Berichtes, noch vorhielt. Doch ist in solchen Fällen oft eine gelegentliche Erneuerung nöthig, wie Lisbault n» zwei Beispielen zeigt. Eiu dem Trunk ergebener Arzt blieb drei Monate nach der hypnotischen Einschärfung enthaltsam: allein der Trieb zu trinken stellte sich wieder ein und er erneuerte seinen Besuch bei Liobault nicht. Ein ander Wal wurde ein träger Junge zu diesem Moralkünstler geführt und erhielt die Einschärfung, hinfort ein Muster an Fleiy zu sein. Wirtlich arbeitete der Junge einige Monate hindurch stramm — in Folge eines Antriebes, den er ebensowenig begriff, wie er ihm Widerstand leisten tonnte — und rückte rasch zum Primus ans. Dann verlor die Cinschärsung (8U!?ssS3t,iou) an Kraft und er weigerte sich hartnäckig, eine neue Hypnotisirung über sich ergeh» zu lassen, da ihm die unfreiwillige Heldenrolle keineswegs behagt hatte. Seine Mutter war schwach genug, ihm nachzugeben." Vermuthlich — so meint Myers — hat sie manche englische Mutter auf ihrer Seite, die den Grundsatz „lieber frei als nüchtern!" als für den Sohn Albions angemessen aufrecht erhält, und den plausiblen Einwand geltend machen kann, daß man Tugend nicht auf dem Wege ärztlicher Operation in den Schädel bekommt, nnd das; eine Besserung nicht viel werth ist, die nicht auf moralifcher Anstrengung beruht.

Nach dem, was Myers als Augenzeuge beobachtet hat, glaubt er die hypnotische Eingebung als „nahezu unfehlbar" für derartige Zwecke bezeichnen zu dürfe» und zögert, ihrer Kraft eine Schranke zuzuerkennen: „Wir halten den Hermesstab," meint er, „den wir nur noch nicht zu schwiugen gelernt habe»." So glaubt er, day viele Fragen, welche die religiöse Welt in einem Sinn, die materalislischc Welt in einem anderen für gelöst hält, erst jetzt eigentlich anfangen iu den Gesichtstreis der Wissenschaft zu treten. Er behauptet, erst jetzt beginnen wir de» ersten Elementen gewisser Probleme näher zu treten, „welche so manche Geistliche mit einer Predigt, so manche Philosophen mit einer Formel, so manche Physiologe» mit einem Lächeln oder Achselzucken gelöst haben."

H02 Alfons Kistner in Königsberg.

Die gleichen unliebsamen Anzeichen des Wegentheils von innciei Befriedigung und Zustimmung hat, so fürchte ich, mancher Leser inzwischen kundgegeben, als er sich der Zumuthung gegenüber snh, den bisher gemeldeten höchst wunderbarlichcu Experimenten und Ergebnissen der jungen Wissenschaft „Expcrimentalpsuchologie" Glauben zu schenken. Die Einwendungen, die sich zu Tugenden gegen das Gemeldete aufdrangen, sollen hier nicht erhoben werden. Es ist klar, da« der Werth jener Nusfühningen unseres Engländers steigt uud fällt mit der beglaubigten Eicherheil aller die Experimente begleitenden Umstände. Erst wenn über alle» und jeden Zweifel hinaus festgestellt sein wird, dafj lediglich comveteutc uorurtheilsfreie Männer der Wissenschaft als Handelnde und Zeugen bei den Experimenten detheiligt gewesen sind, das; die Möglichkeit des Betrugs, der Selbsttäuschung von dieser oder jener Seite als absolut nusgeschlofjell bezeichnet werde» mim, erst dann wird das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts Darlegungen ein aufmerksam Ohr fchcnkrn, welche eine so fundamentale Umwälzung in uusere» gewohnten Anschauungen herbeizuführen versprechen und Perspectiven eröffne«, die uns schwindeln machen tonnen.

Immerhin sind auch bei uns Bestrebungen kenntlich, welche denen jenseits der Vogcsen uud des Canals nicht so ganz unähnlich scheinen. Auf die Bedeutung einer Experimentalpsvchologie hat vor Allem der genannte Mimchencr Philosoph Du Prel hingewiesen. Auch er ist unabhängig von der Bewegung i« England so weit gekommen — um hier nur au die leplerwnhuten seltsamen Experimente anzuknüpfen — daß er „an einer pädagogischen Nerwerthuug des Somnambulismus nicht mehr zweifelt" Alle Pädagogik, die gründlich verfahren will — sagt er in seiner „Philosophie der Mystik" — läuft darauf hinaus, dem Vorstelluugstreis eines Individuums dural den erzieherischen Willen eines andere» einen bestimmten Inhalt zu geben. In der Abrichtung der Thiere wird hierzu die Ideenverbindung benutzt. In der Kindererzichung wird diese Verbindung sogar zwischen Wache» und Schlafe» hergestellt, Wemi nämlich ein Kind für Verunreinigung seines Nettes im Schlafe bestraft wird, so rechnen wir darauf, dast die Vorstellung der Strafe auch im Schlafe sich mit dem Drange zur Entleerung verknüpft, und dieses Mittel wird nicht fehlschlagen. M ura lori fagt: „Durch den während des Wachens gefnstten Vorsatz, gewisse Handlungen, die wir träumend zu begehen pflegen, schlechterdings nicht wieder zu begehen, entwöhne» wir uns von diesen Handlungen im Traume. Die Idee des Vorsatzes wird von der Phantasie zugleich mit der Idee der zu begehenden Handlung, weil wir beide bei Tag miteinander associirt hatten, ganz natürlich wiederum erweckt. Die Idee des Vorsatzes veranlass leicht auch ebc» den Äsfect, mit dem wir ihn wachend gefaßt und wiederholt hatten. Und dieser Affect wird uns entweder erwecken oder uns doch Besonnenheit genug gewähre», um dem Reiz zur Wiederholung der verabscheute» Handlung zu widerstehen.

Von hier bis zur magnetischen Erziehung ist nur ein Schritt, Da der somnambule Zustand verbünde» ist mit Unterdrückung des sinnlichen Lebens, so können die aus dieser Sinnlichkeit beruhenden Iustinete und Neigungen durch häusige Anwendung des Magnetismus und durch Unterwerfung des fremden Vorstcllungsvermögens unterdrückt werden. Eharuignun behandelte eine Somnambule, welche Kaffee im Uebermaß zu trinke» pflegte und dieser Gewohnheit nicht entsagen mochte, trotzdem ihre Krankheit sich darauf zurückführen lieh. Er brachte sie davon ab durch ein energisches in der Krise erthciltes Verbot und den festen Willen, das; sie wachend eine förmliche Abneigung gegen dieses Getränk fassen sollte . . . Der Einfluß des Magnetismus auf die Sinne wie auf die Gedanken des Somnambulen ist nicht zu leugnen und dieser Einfluß kann im schlimmen wie im guten Sinuc benutzt werden. Derselbe Eharpignon kannte ein Mädchen, das; ein ungeregeltes Leben mit ihrem Mngnetiseur führte und das ei «uf bessere Wege zu bringe» beschloß. Im Somnambulismus ging sie auf seine Wünsche ein, empfand, was bis dahin »icht der Fall war, heftige Neue über ihre Lebensweise und faßte die besten Vorsätze. Erwacht war sie ausgelassen wie immer.

Lei Besserungsproccß hielt jedoch nur so lange an, bis sie wieder mit ihrem früheren Magnetisenr zusammentraf und sich von ihm einschläfern ließ. Von diesem Tage an war kein Unterschied mehr zwischen ihren Vorsätzen im Somnambulismus und im Wachen. Einen ähnlichen Versuch, aber mit besserem Erfolge, stellte De lenze an,"
So weit Tu Prel, Zur Unterstützung jener Auffassung des Münchener Philosophen ließen sich noch eine Reihe weiterer, von Anderen berichteter und ähnliche Resultate ergebender Fälle ansühren, allein wir wollen davon absehen. Das, was wir vor Allem festgestellt zu sehen wünschen müssen, liefern sie uns doch nicht: eine in jeder Beziehung befriedigende, erschöpfende Kritik der begleitenden Umstände, den unumstößlichen Beweis, daß Betrug und Selbsttäuschung unmöglich hineinspielen konnten. Solch einen Beweis — dafür oder dagegen — tonnen uns nur methodisch geführte Untersuchungen anerkannter Männer der Wissenschaft geben. Darum sind die Bestrebungen der von dem Professur der Physik in Dublin, Bauet!, im Jahre 1682 zu London gegründeten englischen „Gesellschaft für psuchische Forschungen", dem Prineipe nach durchaus zu billigen, wenn auch die Ausführung, das „Nie" ihrer Thätigkeit noch manchen Angriffen — wie jüngst dem Preyer'schen — eine Blöße bietet. Gilt es doch erst die rechte Methode der Untersuchung zu finden. Die Aufgabe, welche die Gesellschaft sich gestellt hat, alle mit dem Hupnotismus «. s. w. zusammenhängenden Probleme — durch Sammlung, Prüfung und Vorlegung von Beweismitteln uud von Materialien zur Geschichte dieser Gegenstände u. dgl. — ohne Voreingenommenheit und Vorurtheilc in Angriff zu nehmen und iu demselben leidenschnstslosen Geiste zu behandeln, welcher der Wissenschaft es ermöglicht hat, nicht weniger dunkle Probleme zu lösen," muß Preyer selbst als gerechtfertigt auelkennen. Wenn wir höre», daß die Gesellschaft, die im Herbst 1882 hundert, Anfang 1885 fünfhiindrrtundzwanzig Mitglieder umfaßte, darunter Parlamentsmitglieder, Geistliche, Aerzte und andere Männer der Wissenschaft, so Alfred Rüssel, Wallace, den berühmten Biologen und Nebenbuhler Darwins (als Ehrenmitglied), semer eine Reihe Professoren der Naturwissenschaften, wie der Chemie, der Astronomie, auch Physiker, wie Barrett in Dublin, Nalfour Stewart, Professur an Owens College in Manchester, Lord Rayleigh Von der Universität Cambridge, sogar einen Physiologen, den Professor Vowditch von Harward Medical School in Boston — so darf uns keine falsche Scham mehr abhalten zu bekennen, daß immerhin in den Wirkungen und dem Wesen des Hypnotismus ein discutirbarcr Gegenstand vorliegt.
Ein Wort, welches der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, jüngst gesprochen hat — allerdings in Beziehung auf ei» anderes Gebiet, den. Spiritismus, mit dem die von uns betrachteten Fälle nichts zu thun haben — scheint^ mir hier am Platze zu sein. „Ich bi« außer Stande," sagt er in seinem neuesten Buch, einer Echrist über den Spiritismus, „über die ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die bis jetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhang für eine ausirichrude Beglaubigung der Annahme, daß es im menschliche!! Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen giebt, als^die bisherige, ezaete Wissenschaft erforscht uud ergründet hat, und sür eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die ezncte Unterfuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein l bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben: denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das thatsächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Inductioncn sich von den ezactcu Wissenschaften liefern lassen muß."
Das ist wohl auch der Standpunkt, welchen der Denkende unter den Laien bis auf Weiteres den aus Frankreich und England gemeldeten sensationellen Erscheinungen »us dem Gebiete des Hypnotismus gegenüber einnehmen wird.
^
^

ilderlcsc aus Neineren Wenmldesammlungen in Teutschl»«»
und Lcfterreich. Mit Tezt von Wilhelm Node. Gesellschaft
für vervielfältigende Kunst in Wien.
Die Publicntion einzeln« Sanuulungen in Nadirung hat vor
etwa 15 Jahren auf Auregung V. N. Seemanns begonnen.
Er war es, der das Bedürfnis; der Zeit richtig erkannt hatte
und einem Künstler, wie William Unger, den Weg zeigte zu der
seinem Talente am meisten entsprechenden Thäligkeit. In diesem
Zeitraum sind verschiedene grünere und kleinere Veröffent-
lichungen unternommen worden: llugers Radirwerk der Braun-
schweiger und der Cnsseler Gnllerie, des Wiener Belvedere, die
Stedel'sche Gnllerie zu Frankfurt in llifcnhnrdts Werk, die Publicntion Raabs
über die Pinakothek zu München und endlich die Pestcr Gallerie, von der
Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst herausgegeben.
In derselben Richtung wie diese Unternehmungen will auch die neue Publikation
der genannten Gesellschaft wirken. Sic hat sich ein umfassendes, bestimmtes Ziel ge-
setzt: „Die Veröffentlichung der hervorragenden Gemälde jener kleineren Gemälde-
sammlungen Teutschlands uud Oesterreichs, deren Werte in Nndirungen bisher nicht
vervielfältigt wurden. Zunächst sind die Gallerien in Oldenburg und Schwerin, sowie
die Privlltsllmmlung des Herrn Johannes Nesselhöft zu Hamburg iu Angriff genommen.
In einiger Zeit werden auch fchou aus den Sammlungen in Desfau und Wörlitz, so-
wie aus den Gallerien vu» Gotha, Nürnberg und Dnrmstndt die ersten Proben dem
Publikum vorgelegt werden können. Tiefen werden sich später die Sammlungen iu
Prag, Wien uud Innsbruck nnschlieneu,"
Diesen Weg zeichnet die Geschichte der Kunst, oder was in diesem Fall damit zu-
sammentrifft, die politische Geschichte Teutschlands vor, denn hervorragende Sammlungen
befanden sich in früherer Zeit fast nur an den Höfen der deutschen Fürsten. Erst in
unserem Jahrhundert haben auch größere Stadtgemeindcn das Sammeln von Kunst-
werken zu ihrer Aufgabe gemacht.

Die grofcherzogliche Gemälde-Gallerie zu Oldenburg eröffnet demnach die Sammlung,
Sie ist ganz jungen Ursprungs. Wahrend die meisten fürstlichen Gemäldesammlungen
Teutschlands im XVII. und VXIII, Jahrhundert, viele auch früher entstanden sind, ist
der Grund zu der fetzigen Oldenburg« Galleric erst durch de» Anlauf der Sammlung
des Malers H, W. Tischbein durch Herzog Pelcr im Jahre 1804 gelegt worden. Diese

And ieo Solarii „Heiodi»«,",
Aus: Nildcncse aus »eine«,! GemlNdesommlunge» ic. GeMsch, für uirv>eIM!in,endc Nunst in Wien,
Sammlung bestand aus 86 Gemälden, unter welchen besonders bemertenswcrth waren:
eine Reihe von Vildnissen uenetianischer Meister, die beiden Portraits von Amberger,
verschiedene Werke Rembrandt'scher Schüler nnd einige kleine holländische Gemälde.
Mit dem alten wenig bedeutenden Vestandc vereinigt, betrug die Sammlung nach
Ausscheidung einer kleinen Zahl von Bildern, die als nicht gnllcriewürdig an Tischbein
zurückgegeben wurden, 141 Gemälde.
2?»

Nord un> 5iid.
Peters Nachfolger, Herzog August, hatte mehr Interesse für die Naturwissenschaft-, lichen als für die Kunstsammlungen. Eist dessen Sohn, der regierende Großhcrzog, hat seine Aufmerksamkeit wieder der Kunstsammlung zugewandt, einen Neubau für die Ballone aufgeführt und bei der Versteigerung der grünten deutsche» PrwntgnNcrie, der

««««
Fiaiiü H»!o, „Lachcndei Vuilche".
Nüdcrles« aus llti,icn„ Ncmüibcwmmlmigm «, Geftll!ch, lül uci0!o!llUt>l,e,>dc Kwch >» N!«»
Sammlung Schoiiboru-Pouunersfelden in Paris, die Oldenburger Gallcrie NM das Doppelte an Zahl und Werth uergröstert.
Heut umfastt die Oldeuuurger Oallerie bei dem Ausschluß alles Mittelmcistige» viele Gemälde ersten Nnnqes: Nie Mutter Nembrandts, de» heiligen Franz um» Nubens, das Bildnis, von Lorenzo Lotto, Bilder vo» Philips Woumermann u. s. w.
Im Oegcnsn!) zu dieser fürstlichen Sammlung ist die Johannes Nesselhöft'!che in Hamburg ei» Ergebnis, der lebhnfle» Ha»delsbeziehu»gen zwischen der deutschen

Illnstrirte Vibliographie,
^0?

HW Uord und 5üd. —
Hafenstadt und den holländischen Großstädten. Der Wohlstand Hamburgs und der ununterbrochene Verkehr mit Holland brachte naturgemäß den wcchselwirtenden Einflusz auch auf dem Gebiete der Kunst hervor. Viele namhafte holländische Künstler nahmen auf kürzere oder längere Zeit in Hamburg Aufenthalt und in noch viel höherem Maß? war Holland für die iuugen Künstler Hamburgs ein vielgesuchtes Ziel. Die Kunst-sammlungen Hainburgs bevorzugten die holländische Kunst, ja sie wurden hauptsächlich in Holland gebildet. Heut sind die meisten dieser hamburgischcn Sammlungen in der „Kunsthalle" vereinigt: nur eine, aber die wichtigste von allen, ist noch Privateigenthum, die des Herrn Johannes Wessclhöft.
Die Sammlung ist hauptsächlich Werken aus der Nlüthezeit holländischer Malerei gewidmet, schließt aber auch die anderen Schulen nicht aus und besitzt von allen Werte-ersten Ranges. Wir nennen nur David Teniers, Frans Snyders, Frans Hals, Ruysdael, viele Werke Remorandts und seiner Schüler u. s. w.
Die hervorragendsten und charakteristischsten dieser Werte werden uns in der „Vilderlese" in vorzüglichen Reproduktionen, theils selbständigen Radirungen, theils Holzschnitten ini Tert geboten. Die Gemälde aus der Oldenburger Galleric sind von Kuhn, Eilers und Outen, die der Wesselhöft'schen Sammlung von Hecht ausgeführt.
Der Tert von Wilhelm Bode vereinigt meisterhaft die Bedürfnisse des größeren kunstfreundlichen Publikums und die Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Methode — eine Leistung, der uneingeschränktes Lob gezollt werden muß.
Die Nilderlese ist das erste Wert, welches die reproducirenden Künste in dieser systematische» Weise verwerthet, und verdient die Anerkennung und das Interesse aller Freunde der Kunst. H,, V.
Zur Tolonialfrage.
Röscher und Iannasch, Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Leipzig.
C. F. Winter.
Bei der Aktualität der Colonialfrage war es ein fehr zeitgemäßes Unternehmen, eine neue, dritte Auflage von Roschers „Kolonien" zu veranstalten, da die früheren, lediglich für die Gelehrtenwelt bestimmt und auch nur in dieser verbreitet, heut weniei zugänglich, zudem von den Fortschritten der Wissenschaft und der Ereignisse des letzten Menschenalters überholt und insofern einigermaßen veraltet sind. Um das Werk auf diejenige Höhe zu heben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge entspricht, hat sich Röscher nicht begnügt, seine eigene, historisch-theoretische Arbeit mit wesentlichen Berichtigungen und Bereicherungen auszustatten, sondern sich überdies veranlaßt gesehen, noch einen ebenbürtigen Mitarbeiter heranzuziehen und diesem die Behandlung uuserer heutigen Stellung zu den unmittelbaren praktischeil Problemen in einem ganz neuen Abschnitt zuzuweisen. So zerfällt das Buch nunmehr in zwei selbständige, nur vcr° mittelst der Einheit des Gegenstandes zusammenhängende Theile von wesentlich ver-schiedennitiger Tendenz, welche wiederum eine entsprechende Abweichung der Darstellung bedingt^ der eine hat einen descriptiuen, methodisch dogmatischen, der andere einen mehr analmischen und so zu sagen programmatischen Charakter.
Röscher clnssifieirt in den „Grundzügen einer Naturlehrc der Colonien" die Hauptnrten neuer Besudelungen: Eroberungs- (speciell Militär-), Handels», Ackerbau- und Viehzuchts-, „Pflanzungs"«,.„Cultiuatiuns"-und „Culturberufungs"-Colonien, und zeigt als Hauptursachen der Auswanderung: Ucberfüllung an Men'chen, an Capital, politische Unzufriedenheit und religiöse Begeisterung, conform den vier Hauptgebieten des menschlichen Lebens: Familie, Eigenthum, Staat und Kirche. Er bespricht sodann die materielle, geistige und wirthschaftliche Lage nnd Bedeutung der Colonien, das Ver-halten der mutterländischen Regierungen im Allgemeinen und die Colonialrevolutionen - schließlich erörtert er ausführlich die Hauptcolonialsusteine: Das spanisch-portugiesische, das in der Ausbeutung für den Fiscus und die Veamtennristokratie gipfelte- dn>5

Vibliographie. — Hdy
englisch-französische, die stricte Durchführung des Merkantilismus: das der Handelscompagnieni das freie Eolonialftistem in Nord-Amerika und die deutsche Auswanderung. Die eigenartigen Vorzüge von Roschers wissenschaftlicher Methode und Schreibart sind hinlänglich gekannt und geschätzt. Aus der quellenden Fülle detaillirten thatsächlichcn Stoffes, welchen er auf Grund seiner stcmnenswerthen Belesenheit beherrscht und in gesichteter Auswahl und gewissermaßen künstlerischer Anordnung vor dem Leser ausbreitet, entwickelt er im Wege ungezwungener Abstraktion und vorsichtiger Generalisirung eine geschlossene Reihe wissenschaftlicher Lehrsätze und praktischer Grundsätze, welche so in dem doppelt gefugten Unterbau reichster Lebenserfahrung und strenger Dentthätigkeit unerschütterlich zu wurzeln scheinen. Die Mannigfaltigkeit, der fremdartige Reiz und das populäre Interesse des Stuffes erhöhen den Werth eines Buches, das, getreu dem Horazischen: «t proäes»» et äßleotar«! gleicherweise angelegt ist, den Laien belehrend zu unterhalten, wie den Fachmann unterhaltend zu belehren.
Der letzte neue Abschnitt „Die deutschen Aufgaben der Gegenwart" stammt ans der Feder von Dr. Hur. et ptn!. Robert Iannnsch, einem Schüler des Leipziger Altmeisters, der als Verfasser zahlreicher, zum Theil preisgekrönter theoretischer und statistischer Schriften, als Vorsitzender der Berliner handelsgeographischen Gesellschaft, als Gründer und Leiter der Wochenschrift „Export", des handrtsgeogiaphischen Museums und der deutschen Exportbank zu Berlin, sowie Angesichts seiner hervorragenden Verdienste um die deutschen Ausstetlungen in Australien und Brasilien und die brasilianische Ausstellung in Berlin, wie kaum ein Zweiter berufen erschien, auf diesen« seinem Specialgcbiet seine maßgebende Stimme laut werden zu lassen und die Ergebnisse seiner Studien uud Erfahrungen mit denen seines früheren Lehrers zu vereinigen.
Mit Wärme befürwortet Iannnsch den Eintritt des Reichs in eine deutsche Eolonialpolitit und überhaupt energischere und systematische Netheiligung durch Staat und Private an den Aufgaben einer extensiveren Wirthschafts- und Culturpolitik als eine historische Nothwendigkeit. Die bisherige deutsche Auswanderung «nd Ackerbau-Eolonislltion wird von ihm nicht auf Uebervülterung, sondern hauptsächlich auf agrarische Uebelstände zurückgeführt, und sollte staatlich überwacht, nach deutschen, thunlichst selbstständig zu legierenden Colonien geleitet, und durch öffentliche Organe und private Gesellschaften organifirt weiden. In zweiter Linie empfiehlt er die Handelscolonien durch geeignete Maßregeln zu fördern, in deren sachliche Würdigung einzugehen sich hier verbietet. Es genüge, auch diesen Abschnitt des Buches, der auf den gründlichsten, den ganzen Erdkreis umfassenden Forschungen in der neuesten Geschichte und Statistik ruht wiederholt der allgemeinsten Beachtung angelegentlich zu empfehlen. ?. U.
Rehrbach'5 „Monumenta Laedagogica."
ölouumsut» Nerruani»« V»«ä2ßossi<!2. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I, Braunschweigische Schulordnungen I. Berlin, A. Hofmann u. Co.
Schon im Augusthcft 1884 wurden die Leser dieser Monatsschrift auf ein literarisches Unternebmen aufmerksam gemacht, welches den durch seine vortrefflichen Ausgaben von Kant, Fichte und Herbart berühmt gewordenen Gelehrten Karl Kehrbach >eit länger als zehn Jahren andauernd beschäftigt, nämlich auf die Begründung „eines Nlltionlllwerkes, welches die Vergangenheit des ganzen deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erstehen lassen soll". Die schwielige Aufgabe, welche sich Kehrbach gestellt hat, und die er mit einer großen Zahl von Fachgelehrten zu lösen hofft, besteht also darin, von dem gesummten pädagogischen Leben des Mittelalters und der Neuzeit ein möglichst ausführliches Bild zu geben. Zu diesem Zwecke gedenkt er alle wesentlichen Urkunden, welche sich auf diese gewiß höchst bedeutsame Erscheinung des deutschen Voltslebens beziehen und größtentheils noch handschriftlich oder in seltenen Drucken in den Archiven und Bibliotheken verborgen liegen, ans Tageslicht zu fördern

Hl.0 Nord und Süd,
und dadurch für die Entstehung einer wahrhaft gediegenen Schulgeschichtc nutzbar zu machen. Das herbeizuschaffende Material wird um so großartigere Dimensionen annehmen, als nicht blos Schulordnungen, Schulgesetze, Visitationsprotokolle, Besoldungsncten, Schulbücher u. s. w. berücksichtigt werden sollen, sondern auch pädagogische Miscellaneen, d. h. Abhandlungen zur Pädagogik, Schulreden, Acten über Erziehung einzelner Personen, z. V. der Fürsten, sowie zusammenfassende Darstellungen ganzer Perioden und Monographien bedeutender Pädagogen zur Veröffentlichung gelangen weiden. Wir haben es hier demnach mit einem Werke zu thun, welches an genialer Weitsichtigkeit hinter dem vom Freiherrn vom Stein begründeten, von Pertz u, A. fortgeführten Meisterwerke der tlouurusntH Osnullniay uiztoriok nicht weit zurückstehen und eine ganz unentbehrliche Ergänzung desselben bilden wird. Wie wir erst durch die „historischen Monumente" niehr Klarheit in die scheinbar so verworrenen geschichtlichen Verhältnisse unserer deutschen Vorzeit bekommen haben, so werden wir auch erst durch die „pädagogischen Monumente" über die thatsächlichen Zustände des früheren Schulwesens befriedigende Auskunft erhalten; ich meine, daß selbst die jüngst erschienenen, höchst beachtcnswerthen Arbeiten von Kämmel, Stein und Paulsen in gar manchen Punkten eine Modification erfahren werden. Was aber die Hauptsache sein dürfte: unzweifelhaft wird die genauere Kenntnis der voraufgegangenen Entwickelungsphasen der deutschen Schulverhältnisse die weitgehendsten Folgen für unsere jetzigen, vielfach ganz unhaltbar gewordenen Zustände auf diesem Gebiete nach sich ziehen. Darüber aber ein andermal!

Der erste Band der Uonumsuta pasäHssOFieH enthält die Schulordnungen der Stadt Vraunschweig vom Jahre 1251—1828 und ist von Friedrich Koldemey, dem Director des Realgymnasiums daselbst, verfaßt. Die Einleitung (06V Seiten) giebt einen Ueberblick über die Entwickelung des Schulwesens in der Stadt Vraunschweig und verbreitet sich über alle nur irgend wie wissenswllrdigen Ereignisse auf dem Gebiete des Schullebens, während die dann folgenden 51 Documente (602 Seiten) mii bibliographischen Nachweisen und zeitkritischen Bemerkungen versehen sind. Das Glossar am Ende des Werkes wird dem, der des Niederdeutschen nicht mächtig ist, eine willkommene Beigabe sein. Der Herausgeber schließt den ersten Theil seiner Arbeit mit einer Schulordnung vom Jahre 1828 und verzichtet auf den Abdruck der weiteren Gesetze, weil dieselben für jeden leicht zugänglich und von geringerer Wichtigkeit sind. Der zweite Theil des Koldewey'schen Werkes wird das Schulwesen in den übrigen Theilcu des Herzogthums in Berücksichtigung ziehen und in nicht allzu langer Zeit zur Ausgabe gelangen. Die ganze Art, wie der Verfasser seine Aufgabe aufgefaßt und zur Darstellung gebracht hat, findet unseren lebhaftesten Beifall, und wir wünschen nur, daß ihm die zweite Hälfte derselben in gleicher Weise gelingen möge! Uebrigens befinden sich bereits vier weitere Bände der AouuinsiitÄ, pllsäilMßiüll unter der Presse, von denen wir schon jetzt auf zwei hindeuten wollen: Auf die Schul- und Studienordnungen der Gesellschaft Jesu voni gelehrten Iesuitenpoter G. M, Pachtlei und auf die Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter (bis 1525) von Professor S. Günther in Ansbach.

Wir empfehlen zun» Schluß das großartige und von Kehrbnch mit der selbstlosesten Hingebung übernommene und geleitete Naliioualwerk auf's Angelegentlichste! II. ?.

Das Helldunkel in der Malerei.

W. Seibt, Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. III. IV. Helldunkel. I. Von den Griechen bis zu Correggio. 2. Adam Elsheimers Leben und Wirken. Mit Elsheimers Bildnitz radir! von I. Eißenhardt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

In dein 3. und 4. Heft feiner „Studien" behandelt G. W. Seibt, wie ihr gemeinfllmer Titel andeutet, die Entwickelung jener Malwcise, welche man im Allgemeinen unter der Bezeichnung „Helldunkel" versteht. Seibt geht dabei von dem gewiß richtigen und fruchtbaren Gedanken aus, daß man hierunter nicht eine zufällige und mehr oder

weniger äußerliche Manier der Lichtgcbung und Farbenwahl, sondern eine durchaus notur-
nothwendige und im Wesen der Malerei begründete Richtung der Kunst zu denken habe,
welche für ihre auf den Zauber von Licht- und Farbenstimmung gegründete Schöpfungen
eine gleich prineipielle Würdigung zu beanspruchen habe, wie die auf lineare und plastische
Schönheit gerichtete KunNweise. Die Vereinigung beider Richtungen in ihrer voll-
kommensten Ausbildung kann daher in der Präzis nie erreicht, und sollte also auch in
der Theorie nicht gefordert werde«! Raphael auf der einen, Correggio und Rembrandt
auf der andern Seite bezeichnen in gewissem Sinne unvereinbare Gegensätze! Die Ge-
schichte des Helldunkels nun wird im ersten Heft von der Malerei des Alterthums bis
zu Correggio geführt, dessen Genie jenen Ideen mit einem Schlage zum überwältigenden
Ausdruck verhalf, welche in der Theorie am glänzendsten vor ihm Lionardo ausge-
sprochen hatte, dessen Praxis durch den Irrweg des Realismus von der Erreichung
des ihm selbst vorschwebenden Ideals abgelenkt worden war. Die zweite Abhandlung
ist einem der interessantesten Vertreter des Helldunkels, dem Frankfurter Maler Adam
Elsheimer. gewidmet. Elsheimer, der eigentliche Vorläufer Rembrandts, als Künstler
wie als Mensch eine gleich anziehende Persönlichkeit, ist in seiner hohen Bedeutung für
die Kunstentwickelung zuerst von Wilhelm Node (Jahrb. d. preuß. Kunstsammlung 1.1880.)
erkannt und eingehend gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift werden die
Umstände seines Lebens mit kritischer Genauigkeit geprüft und die zum Theil haltlosen
Aufstellungen Nodcs mannigfach berichtigt. Zugleich weiden auch die nachweisbaren
Daten über die mit Elsheimer im Zusammenhang stehenden Frankfurter Künstler
Hans Grimmer, Philipp Uffenbach, Johann Elsheimer (seinen Bruder) und seinen hin-
gebungsvollen Freund Hendrik Goudt von Utrecht sichergestellt.
Möchten die liebevollen Untersuchungen Seibts, denen man gelegentliche Weit-
schweifigkeiten gern nachsieht, bald ihre weitere Fortsetzung finden. >l. 8.

Bibliographische Notizen.

Teutsches Ueben und deutsche (lustänVe
von der Hohenstllufenzeit bis in's Rc-
formationszeitaltei dargestellt von Karl
Fischer. Gotha, Friedrich Andreas.
Perthes.

Das vorliegende Vuch gehört zu der
Reihe polemischer Schriften, welche Ianßcns
Darstellung der Reformation in seiner Ge-
schichte des deutschen Volkes hervorgerufen
hat. „Die gewaltige Geistesbewegung
(sagt Fischer), welche im 16. Jahrhundert
die christliche, insbesondere die deutsche
Welt erschüttert hat, hat lange Zeit bei
vielen als eine weltgeschichtliche Wunder»
erscheinung gegolten, welche geheimnisvoll
in ihren Ursachen, überirdisch rein in ihren
Trägern, unermeßlich groß in ihren Wir-
kungen gewesen sei. Es konnte nicht fehlen,
daß ein Rückschlag gegen diese Auffassung
und Darstellung eintrat, indem man nun
jene Erscheinung nicht blvs ihres himm-
lichen Gewandes entkleidete, sondern sie in
niedrigster Kncchtgestalt hieniedcn wandeln
ließ." Gegen beide Auffassungen wendet
sich Fischer. Er sieht in der Reformation
das Resultat einer ZOOsährigen Arbeit,
welche iu der Hohenstaufenzcit begonnen
und sich über alle Gebiete des deutschen
Lebens, des wirthschaftlichen, socialen,
kirchlichen und politischen ausgebreitet hat.
Damit ist zugleich die Tendenz und die
Anlage des Buches gekennzeichnet. In
einer Reihe anziehend geschriebener Capitel
behandelt er die entscheidendenAcußerungen
des öffentlichen und privaten Lebens,
Handel und Verkehr, Rechts- und Ge-
richtswesen, Stände und Berufe, Uni-
versitäten und Schulen, Literatur und
Wissenschaft u. a. m. Es wäre zu
wünschen gewesen, daß der Verfasser seine
Behauptungen oder die vorgebrachten Bei-
spiele durch Quellenangaben belegt hätte;
das Fehlen derselben legt die Vermuthung
nahe, daß vielfach nur Quellen zweiter
und dritter Hand benutzt sind. 1.

4!2
Nord und 3üd.
Veschichte >es Elsasses. Von Otto kar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturms von William Unger. Berlin, Weidmann.

Wenn die Verfasser es in der Vorrede betonen, das, einer Geschichte des Elsasses in weit höherem Grade das Interesse des Lesepublikums entgegenkomme als jeder andern deutschen Provinzialgeschichte, so hat ihr Buch den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung gebracht, denn es war bei seinem Erscheinen im Jahre 1870 sofort vergriffen, sodaß im folgendem Jahre schon ein Neudruck nothwendig wurde. Jetzt, nach 14 Jahren, erscheint es abermals und zwar mit bedeutenden Verbesserungen. Nicht nur ist in den Anmerkungen die neuere Literatur nachgetragen worden, sondern der Text hat gleichfalls zahlreiche Berichtigungen erfahren, daneben auch ansehnliche Erweiterungen. Von letzteren genügt es hier »uf die eingehende Schilderung der elsassischen Städte im 14. Jahrhundert hinzuweisen, zu der die reichen Schätze des Straßburger Archivs das meiste beigesteuert haben. Nah in historischer Hinsicht aber immer noch Mängel, ja sogar im Einzelnen Fehler sich finden, ist ein schwerer Vorwurf, den die wissenschaftliche Kritik Herrn Professor Lorenz in Jena gemacht hat, und den dieser hoffentlich nicht lange auf sich sitzen lassen wird.. Die Leistung seines Berliner Mitarbeiters ist eine vollendete, die Schilderungen der elsässischen „Mönchs- und Ritteldichtung" des Mittelalters, der Historiker und Mystiker des 13. resp. 14. Jahrhunderts, der Prediger und Satiriker von Geiler von Kaisersberg au bis zu Thomas Murner, der Stiahburger Schule unter Johannes Sturm u. s. w, bis zu der deS jungen Goethe, sind tiefgehend und erschöpfend. Man staunt über die Fülle heworragender Geister die dieser eine Winkel Deutschlands hervorgebracht hat. Für den Literarhistoriker wird das Buch demnach künftig «ine werthvolle Fundgrube seiu, deren Benutzung ihnl ein Register, das Stichproben aushält, wesentlich erleichtert.

Die körperlichen Gi«ensch»ften der I«p»«er. Von Dr. Erwin Balz, Prof. der klin. Med. in Tokio. Yokohama.

Sie rücken uns immer näher, diese intelligentesten der Ostasinte». Bisher mit großem Geschick und ««ermüdetem Eifer empfangend, lernend, strebend, nacheifernd — fangen die Japaner schon an zu den Forschungen der Naturwissenschaft achtungswerthe Beiträge zu liefern. Und je mehr dies der Fall ist, je mehr sie uns menschlich näher treten, um so werthvoller sind Studien wie die vorliegende. Ist auch für die wissenschaftliche Anthropologie das Studium jeder Rnce und jedes Volkes von gleicher Bedeutung, fo weiden doch Lücken in der Kenntniß der Beschaffenheit und Zustände begabterer Völtergruppen doppelt empfunden. Der Verfasser gehört zu denjenigen Pioniren deutscher Cultur in Japan, die ziemlich gleich im Anfange dieser merkwürdigen Nufraffungsbewegung der Japaner dorthin kamen, und er kennt Land und Leute genau, wovon bereits frühere Arbeiten mehrfach geugnitz abgelegt haben. Das vorliegende Werlchen ist ausgezeichnet durch ein reiches, mit aller technischer Sorgfalt vorbereitetes Mcssungsmaterial und durch eine Fülle von Beobachtungen über Haut und Haare und ihre Pflege, über Bau, Gang und Haltung, wobei in fesselnder Schreibweise ästhetische Bemerkungen miteingeflochten werden.

Plolj, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bände.

Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernem».
Knapp ein Lustrum ist es her, daß
die wissenschaftliche Welt demselben Verfasser
für fein durch unifassende Gründlichkeit
wie durch reichste Mannigfaltigkeit gleich
ausgezeichnetes Werk über „Das Kind in
Brauch und Sitte der Völker" 2. Aufl.
1884 einmüthig Dank gewußt hat, und
schon überreicht er ihr ein neues Denkmal
staunenswerthcn Fleißes, unermüdlichen
Sammelns. Ein Denkmal! Denn in-
zwischen ist der bescheidene Leipziger Arzt
von seinem Arbeilsfelde abberufen worden!
Ploß' Bedeutung für die Ethnologie unserer
Tage darf nicht unterschätzt, sie kann viel-
leicht nicht noch genug geschätzt werden:
ein so reiches Material haben nur Wenige
zusammengetragen, und die liebevolle Ver-
tiefung, mit der er es unter strenge Ge-
sichtspunkte und mit vergleichender Methode
concentrirt hat, ist einzig in ihrer Art.
Nie schon iu seinem Werke über „das
Kind" finden wir auch in dem vorliegen-
den über „das Weib" das ganze anthropo-,
socio-, ethnologische Wissen der frühere»
und der gegenwärtigen Forfchnngseuochen

registrirt, verarbeitet, man kann sagen: ausgebeutet. Wer über Wesen und Leben des Weibes, des Individuums wie des Geschlechts, in der Vorzeit oder jetzt, aus irgend einem Zeitalter ober Volke oder Lande Auskunft haben will, — hier wird er eine unerschöpfliche Fundgrube haben. Lei Stoff bietet oft der Darstellung aus naheliegenden Gründen spröde, schwierige Seiten — aber der Leser wird, selbst wo die Nudität nicht verhülllmr war, den ernsten Sinn des Autors stets vor Augen haben. Jeder Gebildete wird das Wert, wie wir schon bei der Beurtheilung der ersten Lieferungen sagten, mit größtem Interesse lesen und reiche vielseitige Belehrung davontragen: dem Arzt, dcni (5ulturhistoiitei, den« Anthropologen wird es unentbehrlich sein. ^I.

Rheinische Gölten von der Mosel bis zum Nodensee. Bilder aus alter und neuer Gärtnerei von Ludwig Freiherr von Ompteda. Mit 55 farbigen Abbildungen im Tezt. Berlin, Paul Pareu.

Ein größeres Publikum wird leider wenig Gelegenheit haben, sich mit einem Prachtwerte, das ausschließlich der höheren Gartenkunst gewidmet ist, zu beschäftige,!, und dennoch muß man dies von ganzem Herzen bedauern, denn Alles, was an den Ufern unseres grünen Rheins vorgeht oder sich auf ihn bezieht, pflegt ein besonderes Interesse im ganzen Vaterlanbe zu erwecken, auch wenn es in weniger eleganter Form mitgetheilt wird, als eine so vornehme Natur wie der Freiherr v. Ompteda dies thut. Seiner prächtigen Ausstattung nach scheint aber das dem Großherzoge Friedrich von Baden gewidmete Buch vor allen Dingen für die aristokratischen Leser berechnet zu sein, für diejenige», denen diese „rheinischen Gärten" gehören, oder die sie als gern gesehene Gäste ihrer Besitzer genießen können. Seitdem der Fürst Hermann v. Pückler-Muskau den Gartensport zuerst im Großen getrieben hat, gehört derselbe zu den traditionellen Beschäftigungen des hohen Adels auch in Deutschland, wie es in England schon früher der Fall gewesen war. Der Verfasser hat selbst sich eingehend mit Obst- und Nlumengärtnerei beschäftigt, so daß er hierdurch das kritische Auge des Fachmannes gewonnen hat, er ist ferner vermöge seiner gesellschaftlichen Stellung in den geschilderten Anlagen durchaus heimisch geworden und er hat durch seine Studien auf historischem Gebiete auch die Fähigkeit erlangt, seine Bilder zu kulturhistorischen Gemälden zu vertiefen. Er führt uns rheinaufwärts von den herrlichen, durch Ihre Majestät die Kaiserin in's Leben gerufenen Rheinanlagen bei Koblenz bis zur Insel Mainau am Bodensee. Auf dieser weiten Strecke sind zahlreiche wundervolle Ruhepunkte, deren wir hier nicht gedenken können. Einer der herrlichsten unter ihnen ist eine Privatanlage, die Besitzung des Herm Eduard von Lade, Villa Monrepos bei Geisenheim, als Gartentunstwert vielleicht die vollendetste Schöpfung längs des Stromes, die in anderen Theilen unferes Vaterlandes viel zu wenig bekannt ist. Mit Wehmuth liest man die Schilderung des Schloßgartens zu Niebrich, „einer grünen Ruiue", die hoffentlich bald wieder neu auferstehen wird. Neberall erregen die schön ausgeführten Lichtdrucke im Tezt des Lesers Bewunderung und — Sehnsucht, lv.

NuS dem Kleinleben. Erzählungen von H. Villinger. Lahr, M. Schauenburg. (Mit dein Porträt der Verfasserin.)

Mit herzlicher Freude muß es jedes Mal begrüßt werden, wenn schriftstellernde Frauen sich nicht an hohe philosophische oder literarische Probleme wagen, sondern

in dem ihnen von der Natur zunächst angewiesenen Gebiete des Hauses und des Familienlebens bleiben. Die in Karlsruhe lebende Verfasserin des vor unc> liegenden kleinen Büchleins hat sich dessen befleißigt, ja sie vermeidet fast ängstlich jeden Ausblick aus der engen schwäbischen Welt, in der sie ihre Geschichten spielen läßt. Sie bedient sich zuweilen sogar des Localdialetts, so daß wir „Dorfidyllen" begegnen, die mit Nnzengruber'schen oder Rosegger'schen Geschichten concurriren. Ol» sie freilich dabei nöthig gehabt hätte uns mehrfach Lumpensammler, Karrenschiebcr, Vagabunden vorzuführen, soll dahin gestellt bleiben, jedenfalls hat sie es verstanden, immer unser Mitgefühl für ihre Figuren hervorzurufen. Ein Zug reiner, inniger Menschenliebe geht wie ein rother Faden von einer Novellette zur anderen hinüber. Wen vermöchte der Estin« aus Württemberg, „der lebendige Fische frißt, damit sein Kind ein ehrlicher Mensch werde," nicht zu rühren, oder die Geschichte des Knaben und seines treuen Hundes „Ben", oder endlich das Leben des alten Landbriefträgers Knedel, der seinen Sohn nicht alo Trunkenbold im Munde der Leute wissen

will und deshalb lieber mit eigener
zitternder Hand Briefe fälscht, in denen
jener als guter Sohn und getreuer Bräuti-
gam erscheint. Das Neste steht hier, was
«uch nicht gerade häufig vorkommt, am
Schluß: Die beiden Geschichten „Das
beilig' Dirnd!" und „Die Narren-Roscl"
sind Musterstücke, elftere für das Studium
des Volles und seines Seelenlebens, letztere
als psychologisches Gemälde. Hoffentlich
bietet die Verfasserin noch recht viele solche
Stizzen „aus dem Kleinleben." tv.

2«i H« ll«ä»etiull von ,,ü»s<l «»<! 8U<!" «n Lsznrscllnnz oinß«ss»N8SU« Lii^sr.
>l»»»»>»l«s, Ur»,, Ilu- lu-ss«t»r?«in<I, Dr»tsr V»nä,
II. ^»nrl?. LH, «I,> Ltuttzart, 3. Di,f5o!!>uln.
Xnnnun, lloiviiz, L, i', XVintoi.
H»r Nozonicnt« nnä «w^iüpuin. Untor ilit-
I'. 8oK»ll«nu»im,
«s»!lK!»!»^ L»!!V»!'»»ll»>!» - l.«»»U»!, I)l«?^I>nt«
«07. Holt. 8onleil«n — Zibirion, I^in^iz,
»»üiriiKil, II»»», Ui«tnli«on» nnä nnliti«onl> ^>i!>
<>»c!!»!!l« »>»«!' s!!s»t>!>, Heb««,, mit^nin«rliunll<>n
Hrimm, 1)7,, ll»7 M-iituzonnstliotl» ^Vürtn von
^,!>r!»<»n <l«e »»tur»!»«s!,>!N»N«n !»»5 -188«.
znznbsn von Ur, K»x Vi!<l«lin»nu, I'isinnrss
l.«»»m»« »timmtüon» !ili«r>l». 2or»u«8»ü«l,»u von
l.<l»!l»»!', !Il>U>i!ä« lirltlin, lo!, unc! Hiont-Ion.
«»««I-Ulipo^ri, A,, 1^» l'r„eu« > V«ld»! H« In
A»e«!»u, N»x, I><3 A«N50NF»L üonvontiotmols 6«
notr» eivilizanon, Vnvnlss» tlltHuit «nr I»
>u»r»v», Lnrt H., Di« Kovnizwnnllä» Il«?o!ll-
NouKrt, X?, U«r ir»>im n!« Xl>turnott>»«uHiz!cei!
«rlc!«rt.
N»»l<N»«!>NV,
I^m><iz5, ÜN>5«I!«I' it 8enr»mm, iliot, b«'«0.
Nu»im»!>!>, V?,, H,!to Lleino in N»N«I?»!»nnz.
(^rnuIH LbeM,
8>!»ü», ?ini, Ur, 'lii,, Uozoliiolit« äs« ««nNcnon
0,i!tur«!nll>i«ü«« l»ul l'i»n!cr»io!! mit bs-
I^!ui>zwoK», üoln», l!). ?, Illi»n«n>»nn5
V«!»>, >I. ^,, H^o n»^« äu Ilnin, Astl — lluin-
?r»nolorl — 8lrn««!>uurl! et I'^Iül«». I°»i«,
^u>s-zi!<ln»»»»n, ^llliu«, Mntoi Hör I^»ill»»nH,
Victor von 8oK«II»!. ll»iM«t»»t uns I^inli^,
Druck und Verlag nc»i 5. 5ch«ttlaender in Vr«lai>.
Unberechtigter Nachdruck a»i dem Inhalt dieler Jelischrif! unterlagt. Uebrrletzungzrecht »orbehalten.